


600086667$

Grundriß der Geschichte

der

deutschen National-Litteratur,

entworfen

von

August Koberstein.



Zweiter Band.

Vierte, durchgängig verbesserte und zum größten Theil völlig umgearbeitete Ausgabe.

Leipzig 1856.

Bei Friedrich Christian Wilhelm Vogel.



Grundriß der Geschichte

der

deutschen National-Litteratur.

Zum Gebrauch auf Gymnasien

entworfen

von

August Koberstein.

Zweiter Abtheilung andere Hälfte.
Erste Lieferung.

Vierte, durchgängig verbesserte und zum großen Theil völlig umgearbeitete Auflage.

Leipzig 1851.
Bei Friedrich Christian Wilhelm Vogel.

Zur Nachricht.

Bei der Ueberfülle des aus der letzten Litteraturperiode vorliegenden Stoffs und bei der zur Verarbeitung desselben dem Verfasser nur sehr kärglich zugemessenen Zeit ist es diesem nicht möglich gewesen, von der andern Hälfte der zweiten Abtheilung seines Handbuchs bis jetzt mehr auszuführen als die ersten drei Abschnitte und ein Stück von dem vierten. Der erste war bereits im Juli des vorigen Jahres gedruckt, die Fortsetzung des vierten ist jetzt unter der Presse, der Beschluß desselben so wie der fünfte und sechste sind erst in den allgemeinsten Umrissen entworfen und werden zu ihrer Ausführung noch mindestens ein halbes Jahr erfordern. Unterdessen ist das Verlangen nach dem Schluß des Werkes so vielfältig gegen die Verlagshandlung und gegen den Verfasser selbst ausgesprochen worden, daß beide nicht länger zögern zu dürfen meinen, dem Publicum wenigstens den Beweis zu liefern, daß die Arbeit nicht völlig ins Stocken gerathen ist. Sie haben sich daher vereinigt, die Bogen 54—77 als erste Lieferung des noch Rückständigen auszugeben und die noch fehlenden Bogen, sobald eine hinlängliche Zahl die Presse verlassen hat, in kleinern Lieferungen nachfolgen zu lassen.

Zweiter Abtheilung

andere Hälfte.

Sechste Periode.

Vom zweiten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts bis in das beginnende vierte Zehent des neunzehnten, oder bis zu Goethe's Tod.

Erster Abschnitt.

Allgemeinstes Verhältniß der deutschen Litteratur und des deutschen Lebens zu einander.

§. 238.

Was im siebzehnten Jahrhundert Opitz und seine Nachfolger nur angestrebt hatten, eine echte und lebensvolle deutsche Dichtung auf gelehrt-künstlerischem Wege zu Stande zu bringen, das wurde von den Männern dieses Zeitraums, die das Werk von neuem aufnahmen und mit Beharrlichkeit fortführten, wirklich erreicht. Zuerst brachte uns diesem Ziele die erhöhte Wechselwirkung näher, in die gleich von Anbeginn an und in immer zunehmender Regsamkeit die sich bildende ästhetische Kritik und das künstlerische Schaffen zu einander traten; sodann das in immer weitern Kreisen geweckte Geistesleben der Nation überhaupt, die Rückkehr der Poesie zur Natur und das Verhältniß größerer Unmittelbarkeit, das sich zwischen ihr und den allgemeinen oder besondern Lebensregungen und

Stimmungen der Zeit bildete; endlich die glückliche Aufeinanderfolge und die sich gegenseitig hebende und fördernde Thätigkeit der hohen dichterischen und wissenschaftlichen Persönlichkeiten, womit uns das achtzehnte Jahrhundert beschenkte; bis uns das beginnende achte Jahrzehent desselben einen Dichter von der höchsten Begabung und mit ihm echte und volle Poesie brachte. Der poetischen Litteratur zur Seite entwickelte sich in der Muttersprache nun auch eine wissenschaftliche, die an Umfang, Fülle und geistiger Höhe jener nicht nachblieb, wenn sie sie in der neuesten Zeit nicht gar überflügelt hat. Beide dürfen die Deutschen als ihr wahres geistiges Eigenthum und als ihre reinste und schönste nationale Errungenschaft der Fremde gegenüber geltend machen, wenn auch nicht geläugnet werden kann, daß sie dazu nur unter fortwährenden Anregungen und Einwirkungen von außen her gelangt sind. Dieß hat allerdings der Volksthümlichkeit unserer Litteratur auch noch während dieses Zeitraums mehrfachen und in manchen Beziehungen sehr bedeutenden Eintrag gethan, andrerseits jedoch, in Verbindung mit dem Boden, aus dem sie in der Heimath erwachsen ist und allein erwachsen konnte, ihr eine Tiefe, Innerlichkeit und Universalität verliehen und eine Wirksamkeit eröffnet, wodurch sie zu einer ganz einzigen Erscheinung in der Weltgeschichte geworden ist. Denn nicht aus einem reichen, gesunden, vielseitigen, großartig bewegten, von der Oeffentlichkeit getragenen und mannigfach verzweigten Volksleben ist sie erwachsen, nicht ist sie genährt und gekräftigt worden durch Großthaten der deutschen Nation, die diese in ihrer Gesammtheit ausgeführt hätte, nicht hat sie unter dem Schutz und der Pflege der Großen ihre Blüthen angesetzt, noch die ersten entfaltet: sondern in dem geistigen Leben und Treiben eines besondern Standes im Volk, der gelehrt Gebildeten, sind vorzugsweise und in den ersten Jahr-

[illegible] in den [illegible] [illegible] [illegible]

pflanzen so gut wie ausschließlich ihre Wurzeln [illegible] gungen zu suchen; [illegible] [illegible], die sich unter den Gelehrten zunächst [illegible] [illegible] entsprachen, dann allmählig das deutsche Geistesleben nach allen Richtungen hin erfaßten und aufrüttelten, giengen lange und hauptsächlich die sie treibenden Kräfte hervor. Auf diesem Boden konnte sich weder eine eigentlich naturwüchsige, noch eine im vollsten Sinne volksthümliche Litteratur entwickeln, die in ihrem poetischen Theile wenigstens allen Ständen und Bildungsstufen bis zu einem gewissen Grade zugänglich geworden wäre. Aber einen rein- und allgemeinmenschlichen Gehalt und eine Fülle von Anschauungen und Erfahrungen aus dem Gemüths- und Naturleben hat die Poesie, eine Höhe und Mannigfaltigkeit der Gedankenbewegung, einen Reichthum an Einsichten in alle Gebiete geschichtlicher Bildung und Naturgestaltung die Wissenschaft, eine Meisterschaft der Darstellung diese wie jene sich zu eigen gemacht, daß wir schon darüber jenen Mangel einigermaßen verschmerzen könnten. Sie hat indeß noch eine ganz andere Bedeutung für uns und, wenn nicht alles trügt, noch mehr für die nächste Zukunft des deutschen Volks: denn neben den Thaten Friedrichs des Großen in Krieg und Frieden ist es unsere Litteratur und zunächst die poetische und das, was mit ihr zusammenhängt, wodurch das deutsche Leben überhaupt erst wieder aus Versunkenheit und Verdumpfung geweckt, aus Zerrissenheit einer Einigung zugeführt, zuerst die Sehnsucht nach einem nationalen Leben, nach nationaler Würde und politischer Geltung in Deutschland angeregt und genährt worden ist.*) In demselben Maaße, in welchem sie sich ihrer

*) Wer den Werth unserer neuern Litteratur von diesem Standpuncte aus veranschlagt, wie sich's gebührt, und dabei erwägt, welche harten Kämpfe nicht wenige unter denen, die sich um ihre Begründung und ihren Aus-

Einseitigkeit und ihrer Standesbefangenheit zu entwinden suchte und nach einem volksthümlichen Character strebte, wuchs auch in der Nation der Drang nach Selbständigkeit und Freiheit, nach politischer Würde und Einheit.

§. 239.

Als zu Ende des vorigen Zeitraums in unserer Litteratur schon einzelne Zeichen darauf hindeuteten, daß sie von ihren Irrwegen in eine richtigere Bahn wenigstens leise einzubiegen beginne, schienen die innern Zustände Deutschlands im Allgemeinen noch weit davon entfernt zu sein, ihrerseits diese Wendung zu beschleunigen und zu einer für eine bessere Zukunft der Litteratur entscheidenden zu machen. Auch jetzt noch ließen sie anfänglich eher einen langen Fortbestand ihrer Gesunkenheit befürchten, als ihre baldige Hebung und eine für die gesammte Nation glückliche Umgestaltung hoffen. Dazu ließ es schon die Spaltung in der Kirche nicht kommen, so lange in den katholischen Ländern der alles beherrschende Einfluß der Jesuiten dem Eindringen der neuen geistigen Lebenselemente abwehrend entgegentrat, die sich im protestantischen Norden, trotz der noch immer im Ganzen sehr mangelhaften Beschaffenheit der niedern und der höhern Bildungsanstalten, bereits zu regen und zu

bau die unvergänglichsten Verdienste erworben haben, mit dem Leben führen mußten, um sich nur erst die Fristung ihres Daseins zu sichern und sich dann mit einer angemessenen Stellung in der Gesellschaft einen freiern Spielraum für ihr Wirken zu erobern, ohne daß sie dabei jemals das hohe Ziel, das sie sich gesteckt hatten, aus den Augen verloren: der wird nicht mit dem Anerkenntniß zurückhalten, daß auf diesem Felde geistiger Thaten, eben so gut wie auf dem kriegerischen und kirchlichen, unser Volk seine Helden gehabt hat. Oder kann man die Lebensgeschichten von Männern wie Lessing, Winckelmann, Herder, Voß, Schiller lesen und ihnen das Zeugniß vorenthalten, daß sie, indem sie mit dem Leben und um das Leben im Dienste der Kunst und der Wissenschaft kämpften, nur Siege für diese, und nicht auch für die Freiheit und Selbständigkeit des nationalen Lebens errungen haben?

entwickeln begannen. Eben so ungünstig für eine innere Einigung und Erstarkung des deutschen Lebens waren die politischen Verhältnisse: der Reichskörper durch das Kaiserthum und den Reichstag nur noch äußerlich, und auch nur mehr dem Scheine nach, zusammengehalten, innerlich an allen Uebeln kleinstaatlicher Zerrissenheit krankend; an der höchsten Stelle kein Sinn für Nationalehre und Nationalwohlfahrt, sondern bloß das Streben, die Hausmacht zu vergrößern oder zu sichern; bei den kleinern Fürsten viel häufiger prunkliebende Selbstsucht und gewissenlose Hingabe an die Fremde, die bisweilen *sogar bis zur* Verkäuflichkeit an die Feinde des Vaterlandes *ausartete*, als Liebe zu diesem und Sorge um die Lage der durch habgierige und hartherzige Beamten bedrückten Unterthanen; [1]) an Oeffentlichkeit in der Leitung und Besprechung staatlicher Angelegenheiten [2]) eben so wenig zu denken, wie an Oeffentlichkeit der Rechtspflege. Was ferner das Verhalten der einzelnen Stände im Volk zu einander und zum Gemeinleben im Staate und in der Gesellschaft betrifft, so zog hier *überall* Verschiedenheit der Geburt, der Erziehung, der Berufs-

1) Man lese nur nach, was in dieser Beziehung Schlosser in der Gesch. d. 18ten Jahrh. aus den Jahren 1740—1763 angemerkt hat 2, S. 14—19; 24; 27, Anmerk. 19; 256 f.; 325 f. — 2) Was die Zeitungen damals ihren Lesern zu berichten pflegten und von den allermeisten Orten aus auch wohl nur berichten durften, deutet Schlosser gleichfalls an mehreren Stellen an; vgl. 2, S. 125; 181, Anm. 57; 246. Daher denn auch im Volke die allertiefste Abgestorbenheit für die heimischen politischen Angelegenheiten. „Es ist unglaublich, aber es ist wahr," bemerkt Danzel (Gottsched und seine Zeit, S. 279) „daß in dem bändereichen Briefwechsel Gottscheds (derselbe umfaßt in 22 Folianten über fünftehalbtausend Briefe aus den Jahren 1722—1756) kaum eine oder zwei Aeußerungen politischer Art vorkommen, obgleich Gottsched einmal die Universität Leipzig auf dem Landtage (zu Dresden) vertrat, von dem darin aber natürlich nichts anderes verlautet, als daß er Geld bewilligt habe. Der ärgste Servilismus wird als etwas be-

arten streng sondernde Schranken. Dieß wirkte auf die allgemeinen Bildungszustände ganz besonders nachtheilig ein und machte es jetzt noch so gut wie unmöglich, daß sich für den zweiten Neubau unserer Litteratur gleich von vorn herein eine breitere und festere Grundlage im Volksleben finden ließ als für den ersten, an dem sich das siebzehnte Jahrhundert versucht hatte. Denn noch immer war die Bildung in den höhern Schichten der Gesellschaft eine vorzugsweise oder ausschließlich französische, in den mittlern, die die ihrige auf gelehrten Schulen und Universitäten empfangen hatten, eine zunftmäßig lateinische, die, wo sie auf weltmännisches Wesen ausgieng, sich an der der vornehmern Classen schulte. Die nichtadeligen und nichtgelehrten Volksclassen, die wenigstens fortdauernd an deutscher Sitte und Sinnesart festhielten und sie uns wahrten, blieben nicht allein allem fremd, was damals für höhere Bildung galt; es war für ihre geistige Hebung überhaupt in den protestantischen Ländern nur erst wenig gesorgt, und in den katholischen wurden sie vielfach absichtlich in Finsterniß und Verdummung erhalten. Nimmt man zuletzt noch hinzu, daß es nicht bloß an einer Stadt fehlte, die als der geistige und litterarische Mittelpunct Deutschlands hätte gelten können, sondern daß es damals auch noch nicht einmal eine in allen seinen Theilen angenommene Schriftsprache gab;[3]) daß die Wissenschaft noch fortwährend viel lieber im lateinischen als im deutschen Kleide

---

trachtet, was sich ganz von selbst versteht." — 3) Es dauerte lange genug, bis das Hochdeutsch, das man in den protestantischen Ländern schrieb, überall in die Bücher eindrang, die im katholischen Süden gedruckt wurden. Noch nach 1779, da die Jesuiten unter Karl Theodor wieder größern Einfluß in Baiern erlangt hatten, suchten sie die in den niedern Schulen unter der vorigen Regierung eingeführten Evangelienbücher zu verdächtigen, weil die Wortschreibung lutherisch, die Sprache ketzerisch wäre. Vgl. Schlosser a. a. O. 3, S. 384 f.

austrat, die Dichtung nicht davon abstehen zu wollen schien, sich von durchaus oder wenigstens halb falschen Lehrsätzen leiten zu lassen und dabei der Nachahmung fremder, und was noch viel schlimmer war, meistens sehr fehlerhafter Muster treu zu bleiben; daß jede Erinnerung an die Zeiten vor dem dreißigjährigen Kriege, in denen das Vaterland sich groß und mächtig gezeigt hatte, und damit auch alles höhere und kräftigende geschichtliche Bewußtsein in den allermeisten, die jetzt schrieben und lasen, erloschen, unsere ältere volksthümliche Dichtung so völlig in Vergessenheit gerathen war, daß erst wieder auf gelehrtem Wege der Zugang zu ihr mühsam gefunden werden mußte, bevor die neue Zeit von ihr Vortheil ziehen konnte; endlich daß in dem Volke überhaupt und in den Männern der Litteratur insbesondere sich auch nicht einmal das Bedürfniß nach nationaler Selbständigkeit und nationaler Geltung regte: so wird es begreiflich, daß es einer vollständigen Wiedergeburt des deutschen Lebens selbst bedurfte, wenn wir wieder zu einer Litteratur mit einem echten und reichen Lebensgehalt und von einem wahrhaft deutschen Character gelangen sollten. Diese Wiedergeburt konnte aber nur von innen heraus auf rein geistigem Wege erfolgen, zunächst durch die Bekämpfung und Wegräumung bestehender oder neu aufkommender Vorurtheile, Irrthümer und Hemmnisse; sodann durch den die geistige Bewegung förderden, die bereits gewonnene Bildung steigernden Widerstreit zwischen den einzelnen Richtungen, die, von verschiedenen Ausgangspuncten anhebend, in der Dichtung, in der Wissenschaft und nach und nach in allen höhern Lebensbezügen aufkamen; endlich unter dem erfrischenden Eindruck und der Begeisterung, welche die Thaten eines deutschen Fürsten zuerst in seinem Staate und von da aus auch in dem ganzen dafür empfänglichen deutschen Vaterlande bewirkten.

Das Jahr 1740, in welchem Friedrich der Große den Thron bestieg, ist dasselbe, in welchem auf dem Gebiete unserer Litteratur der Kampf der damals tonangebenden Parteien lebhafter zu werden anfieng: daß er schon nach Verlauf von noch nicht vollen zwei Jahrzehnten uns die „Litteraturbriefe“ und in ihnen das erste sichere Pfand für eine glückliche Entwickelung unserer Dichtung und Wissenschaft bringen konnte, ist zum großen Theile dem Geiste zuzuschreiben, in dem Friedrich die Regierung führte, und in dem er auf seine Zeit wirkte.

§. 240.

Nach dem dreißigjährigen Kriege, der Deutschland zu politischer Ohnmacht abgeschwächt hatte, theilten sich drei Mächte in die Entscheidung über seine nächsten Geschicke: die Jesuiten, die Schweden und die Franzosen. Es war schlechterdings nicht möglich, daß die Deutschen jemals wieder zu dem Vollbesitz politischer Selbständigkeit und geistiger Freiheit, noch zu irgend einem nationalen Selbstgefühl gelangen konnten, ohne daß die äußern und die innern Bande gesprengt wurden, womit die fremden Gewalthaber in allen Richtungen und Kreuzungen das deutsche Leben eingeschnürt hatten. Den brandenburgischen Hohenzollern und ihrem Volke gebührt das unermeßlich hohe Verdienst, gegen sie den Kampf zuerst begonnen und im Laufe der Zeit zu einem erfolgreichen Ausgang geführt zu haben. Der große Kurfürst schon hatte die Schweden auf's Haupt geschlagen und sie für Deutschland unschädlich gemacht; er hatte durch sein Verhalten gegen Ludwig XIV. neue Schmach, die uns von Frankreich drohte, so weit abgewandt, als seine Mittel reichten, und dem auswärts verfolgten Protestantismus die gesichertste Zufluchtsstätte in Deutschland geboten. Was durch ihn gewonnen war, das ließen die beiden ersten preußischen Könige nicht verloren gehen, ja der Gewinn ward, wenn auch

nicht in allen, so doch in manchen Stücken vermehrt und gefestigt; bis Friedrich II. das von dem Urgroßvater angefangene Werk in allen seinen Theilen und Richtungen mit kraftvoller Hand wieder aufnahm und zu einer weltgeschichtlichen Bedeutsamkeit fortführte. Friedrich versetzte nun auch der zweiten jener auf dem deutschen Vaterlande lastenden Mächte den ersten tödtlichen Streich: denn in seinen Kriegen kämpfte er nicht bloß gegen das Haus Oesterreich und gegen die verbündeten Heere der größten europäischen Reiche, gegen eine neue Barbarei, die Deutschland von der einen Seite zu überfluthen drohte, und gegen den alten Uebermuth, unter dem es von der entgegengesetzten her schon so lange unsäglich litt; sondern zugleich auch gegen den Jesuitismus und gegen jede Art von Geistesdruck und Knechtschaft, die darin ihren Hauptstützpunct hatten. [a]) Dieß Letzte that er aber wieder nicht allein mit dem Schwert in der Hand: er erwies sich als den Feind aller Finsterniß und aller Unfreiheit des Geistes [b]) noch viel mehr in*sofern*, als er nach seiner hellen und großsinnigen Denkart neue Regierungsgrundsätze in dem Maaße zur Anwendung brachte, daß dadurch zunächst in seinem eigenen Lande, dann nach seinem Beispiel und durch seinen Einfluß auch in dem übrigen prote-

a) Schlosser 2, S. 656: „Der siebenjährige Krieg galt für einen deutschen Heldenkampf unter Friedrichs Anführung gegen fremde Uebermacht, für einen Kampf der Freisinnigen gegen Finsterlinge jeder Art." Die preußischen Dichter, Gleim, Ramler ꝛc., dachten sich die Sache ihres Königs immer als die Sache der deutschen Freiheit und des Protestantismus, den siebenjährigen Krieg als den Kampf der Gesittung und Bildung gegen die Barbarei. Vgl. H. Gelzer, die neuere deutsche National-Litteratur, nach ihren ethischen und religiösen Gesichtspunkten. 2. Ausg. 1, S. 132 ff. — b) Wie er in seinem Staate dem Denken und der Wissenschaft die Freiheit nicht durch Glaubenszwang und theologische Verfolgung wollte verkümmern lassen, bewies er gleich nach dem Antritt seiner Regierung durch die Zurückberufung Wolffs

stantischen Nord- und Mitteldeutschland einer freieren Gedankenbewegung in Wort und Schrift, so wie jeder Art von geistiger Thätigkeit und Bildung erst ein Spielraum geöffnet wurde. Wie er aus dem siebenjährigen Kriege, ungeachtet mancher verlornen Schlacht, doch endlich als der eigentliche Sieger hervorgieng, der die protestantische Sache verfochten hatte, so drang nun auch die unterdeß schon bedeutend vorgeschrittene neue Geistesbildung des protestantischen Nordens siegreich in den katholischen Süden Deutschlands ein c) und fieng an hier die Fesseln zu sprengen, welche die Jesuiten der Wissenschaft und der Kunst angelegt hatten. Unmittelbarer noch wirkte Friedrich der Große auf die Belebung des Nationalgefühls. Er brachte durch seine und seines Heeres ruhmvolle Thaten in dem preußischen Namen den deutschen wieder in Achtung und Ehre beim Auslande. Er weckte durch den Glanz eben dieser Kriegsthaten sowohl, wie durch seine Gesetzgebung, seine Verwaltung, seine rastlose Sorge für das Wohl des Volks, dessen Interessen er ganz und durchaus zu den seinigen machte, nicht allein in seinen Preußen, sondern auch in allen übrigen Deut-

---

nach Halle (vgl. §. 179, Anm. 6). — c) Die erste Brücke über die Kluft, welche seit der Reformation das katholische Deutschland von dem protestantischen trennte, ward durch die schöne Litteratur seit den Sechzigern des 18ten Jahrh. gebaut. (Noch 1762 konnte Abbt im 228ten Litteraturbriefe S. 225 schreiben: „Man kann wohl überhaupt sagen, daß die katholischen Provinzen in Deutschland, sobald von den schönen Wissenschaften die Rede ist, fast immer ganz auszuschließen sind.") Als die Dichter in Wien und zumal in dem stockkatholischen München erst anfiengen das geistige Pfund mit zu benutzen, das in den reformierten Ländern schon gewonnen war, und thätigern Antheil an der Fortbildung der neuen Litteratur nahmen, siegte, in der schriftlichen Darstellung und Mittheilung wenigstens, überall Luthers edle Sprache über die verwilderten Mundarten, die sich so lange noch immer in den von süddeutschen Katholiken geschriebenen Büchern zu behaupten gesucht hatten. Damit war nun doch schon in einer Beziehung eine innere Einigung unter

schen, die zu ihm und zu der von ihm vertretenen Sache hielten, ein edles Selbstgefühl, einen Sinn, der für staatliche Entwickelung und für bürgerlichen Fortschritt empfänglich war, und ein freudiges, auf die weise Führung eines großen volksthümlichen Fürsten vertrauendes Sicherheitsgefühl. Er rief wieder in das Bewußtsein des deutschen Volkes die fast verschollenen Begriffe von Vaterland und von Pflichten gegen dasselbe zurück [d]) und gab ihnen einen lebensvollen Inhalt. Er brachte endlich, was für die Geschichte unserer poetischen Litteratur das Nächste und Wichtigste war, in seiner Persönlichkeit selbst [e]) und in dem, was durch ihn und unter ihm ausgeführt wurde, den ersten wahren und höhern Lebensgehalt, der im protestantischen Deutschland wenigstens schon für einen allgemein nationalen gelten konnte, in unsere vaterländische Dichtung. [f])

---

allen deutschen Ländern erreicht. — d) Unter den Dichtern des 18ten Jahrh. war wohl **Klopstock** der erste, dem das Wort „Vaterland" mehr als ein bloßer Schall war, und der den Tod für's Vaterland beneidenswerth fand (vgl. die Ode „Heinrich der Vogler", die schon 1749 gedichtet ward). Von den preußischen Schriftstellern aus der Zeit des siebenjährigen Krieges bezeugen vornehmlich der Dichter v. **Kleist** in dem Schlusse von „Cissides u. Paches" (aus dem Jahre 1758) und der Prosaist **Th. Abbt** in der Vorrede zu seiner Schrift „Vom Tode fürs Vaterland", so wie in dieser selbst (aus dem J. 1761, als Abbt noch in Frankfurt a. d. O. Professor war und sich also für einen Preußen ansehen durfte), wie lebendig schon, wenigstens bei Einzelnen, der Begriff Vaterland in das Bewußtsein getreten war. Vgl. auch **Prutz** im litterarhistor. Taschenb. Jahrg. 1846, S. 388 ff. — e) „Es war die Persönlichkeit des großen Königs, die auf alle Gemüther wirkte." **Goethe's** Werke (Ausg. letzter Hand von 1827 ff. 12.) 24, S. 71. — f) **Goethe's** Werke 25, S. 103. Vorher, S. 80, heißt es: „Betrachtet man genau, was der deutschen Poesie (vor den Zeiten des siebenjährigen Krieges) fehlte, so war es ein Gehalt, und zwar ein nationeller; an Talenten war niemals Mangel". S. 104 f. hebt er **Gleims** Kriegslieder und **Ramlers** Oden, die sich auf die Thaten Friedrichs beziehen, gerade darum besonders hervor, weil dieß die ersten Gedichte waren, in denen sich ein solcher innerer Gehalt, „der Anfang und das

Wenn der große König sich an der Förderung unserer nach dem siebenjährigen Kriege bald im schnellsten Wachsthum aufstrebenden Litteratur selbst niemals unmittelbar betheiligt, wenn er ihr bei seiner in der Jugend eingesogenen Vorliebe für die französische sogar eine große Geringschätzung gezeigt hat, auch da noch, wo sie in ihrer neuen Entwickelung schon weit vorgeschritten war, g) so darf ihm dieß um so weniger zum Vorwurf gemacht werden, je mehr zu bezweifeln steht, dieß habe ihr mehr zum Nachtheil als zum Vortheil gereicht, h) zumal

Ende der Kunst" zeigte. „Die Preußen", fährt er fort, „und mit ihnen das protestantische Deutschland gewannen also für ihre Litteratur einen Schatz, welcher der Gegenpartei fehlte, und dessen Mangel sie durch keine nachherige Bemühung hat ersetzen können." Als dasjenige Werk aber, welches „den Blick in eine höhere bedeutendere Welt aus der litterärischen und bürgerlichen, in welcher sich die Dichtkunst bisher bewegt hatte, glücklich eröffnete", gilt ihm (S. 106) und wird uns allen gelten Lessings Minna von Barnhelm (gedr. 1767), „die wahrste Ausgeburt des siebenjährigen Krieges, von vollkommen norddeutschem Nationalgehalt, die erste, aus dem bedeutenden Leben gegriffene Theaterproduction, von specifisch-temporärem Gehalt, die deswegen auch eine nie zu berechnende Wirkung that." — g) 1780, in dem bekannten Sendschreiben „De la littérature allemande etc." Berlin. 8.; den Anlaß dazu hatte der Minister Graf von Herzberg gegeben, an den es auch eigentlich gerichtet war (vgl. Just. Mösers vermischte Schriften 2, S. 237 ff.). Möser verfaßte dagegen sein (1781 gedrucktes) sehr interessantes Schreiben an einen Freund „Ueber die deutsche Litteratur" (Verm. Schriften 1, S. 184 ff.), auf das ich vielleicht weiter unten zurückkommen werde. — h) Vgl. Goethe a. a. O. S. 105 f. und Gervinus 4, S. 232. Dem, was dort und hier gesagt ist, schließe sich die Erwägung an, ob bei der Lage der Dinge in Deutschland vor den siebziger Jahren des vorigen Jahrh. nicht auch Anregungen der verschiedensten Art von außen her nöthig waren, um das deutsche Leben nur erst in Bewegung und Widerstreit zu setzen, und ob nicht sehr folgenreiche, wenn auch keineswegs in jeder Hinsicht ersprießliche Anregungen gerade von der englischen Philosophie ausgiengen, die gewiß nicht zum geringen Theil durch französische Vermittelung geschahen, so wie von den französischen Freidenkern selbst. Daß wenigstens diese Art philosophischer Bildung und Weltanschauung, wofür Friedrich doch ganz besonders ein-

nach den für ihre fernere Gestaltung so entscheidenden Siegen, die Lessing wenige Jahre nach dem Hubertsburger Frieden über den französischen Geschmack und die französische Kunstlehre erfocht. i)

§. 241.

Nach dem siebenjährigen Kriege genoß Deutschland, bis auf eine kurze Unterbrechung, fast dreißig Jahre lang Frieden in seinem Innern und, da Josephs II. Krieg mit den Türken das Reich nichts angieng, auch nach außen. Dieß hatte für die Neugestaltung des deutschen Lebens und für die weitere Entwikkelung der Litteratur einerseits sein Gutes, andrerseits aber ergaben sich daraus auch für beide manche bedeutende Uebelstände. Die Geister, einmal aus ihrem Halbschlummer geweckt und in Freiheit gesetzt, verlangten nach Gegenständen, an denen sie die Kräfte üben, auf die sie umbildend und reformierend einwirken konnten. Ein eigentlich öffentliches Staatsleben gab es, wenn es sich nicht in Kriegsthaten zeigen konnte, noch immer nicht; die geistige Bewegung setzte sich daher vorzugsweise auf dem Litteraturgebiete fort, auf dem wissenschaftlichen nicht minder als auf dem poetischen, in der Ausübung der Kritik sowohl, wie in darstellenden Werken. Nur mehr mittelbar ergriff sie von da aus, und zumeist auch nur mehr Reformen innerlich vorbereitend als das Bestehende schon eigentlich umgestaltend, die allgemeinen Lebensverhältnisse und Lebensformen im Staat und in der Kirche, in der Sitte der bürgerlichen

---

genommen war, die Freisinnigkeit, mit der er das Leben und seinen Beruf auffaßte, sehr begünstigte, so wie auf seine ganze Regierungsweise einen höchst bedeutenden Einfluß ausübte, und daß dadurch wiederum mittelbar einer freien Entwickelung der deutschen Litteratur nach den Richtungen hin Vorschub geleistet ward, wird wohl nicht geläugnet werden können. Vgl. auch Schlosser I, S. 565 f. — i) Der Laokoon erschien 1766, die hamburgische Dramaturgie 1767—69.

Gesellschaft und in der Schule. — War die Theilnahme an der Litteratur in Lesern wie Schriftstellern früherhin hauptsächlich auf den Kreis der gelehrt Gebildeten beschränkt geblieben, gieng die Weltkenntniß der letztern nur selten über den Bereich ihres Arbeitszimmers, der Schule und der Universität, denen sie ihre Bildung verdankten, oder woran sie lehrten, und über ihre nächste häusliche und bürgerliche Umgebung hinaus, und hatten sie auch nur kaum die Ahnung davon, wie es außer den gelehrten Ständen auch noch andere gäbe, die ein Verlangen nach geistiger Nahrung, ein Recht auf den Mitgenuß an der Litteratur haben könnten: so wurde man sich dessen nun immer deutlicher bewußt.[1]) Der Wunsch der Dichter und

1) Moses Mendelssohn (im 208ten Litteraturbr. S. 4, aus d. J. 1762): „Da man in Deutschland noch immer gewohnt ist, entweder für Professors oder für Schulknaben zu schreiben; so ist ein Mann, der für Liebhaber philosophieret, eine etwas seltene Erscheinung, die billig alle unsere Aufmerksamkeit verdient." — Sulzer an Bodmer um 1765 (Briefe der Schweizer Bodmer, Sulzer, Geßner; herausg. von W. Körte. Zürich 1804. S. 361 f.): „So lange die Bücher bloß in den Händen der Professoren, Studenten und der Journalschreiber sind, so dünkt es mich auch kaum der Mühe werth, für das gegenwärtige Geschlecht etwas zu schreiben. Wenn es in Deutschland ein lesendes Publicum gibt, das nicht aus gelehrten Professionsverwandten besteht, so muß ich meine Unerfahrenheit gestehen, daß ich dieses Publicum nicht kennen gelernt habe. Ich sehe nur Studenten, Candidaten, hier und da einen Professor und zur Seltenheit einen Prediger mit Büchern umgehen. Das Publicum, von dem diese Leser einen unmerklichen und wirklich ganz unbemerkten Theil ausmachen, weiß gar nicht, was Philosophie, Litteratur, Moral und was Geschmack ist." (Freilich bezeugen die unmittelbar vorauf gehenden Worte, daß Sulzer, als er diesen Brief schrieb, mit seinem Geschmack und seinem Urtheil schon weit hinter der litterarischen Entwickelung jener Zeit zurückgeblieben war.) — In einem Briefe an F. H. Jacobi äußert Wieland (ich weiß aber nicht, in welchem Jahre, da mir der Brief selbst nicht zur Hand ist, und ich die Stelle aus Schlosser 2, S. 619 abschreiben muß): „Deutschland hat noch keinen Schriftsteller, den derjenige Theil des Publicums lesen kann, der nicht auf Universitäten gebildet worden, und so lange es

Prosaisten nach einer ausgedehnteren Wirksamkeit in der Nation, das Streben, ein größeres Publicum sich heranzubilden und für den Inhalt ihrer Werke empfänglich zu machen, dieß beides entzog sie allmählig ihrer zunftartigen Absonderung von dem nicht gelehrten Theile des Volkes, lenkte ihre Blicke von der Fremde mehr ab und zur Heimath zurück und vermittelte ein näheres Verhältniß der Litteratur zum deutschen Leben und zu allen Zeitrichtungen. Die Fortschritte der ästhetischen Kritik, die tiefern und hellern Einsichten in das Wesen und die Bestimmung der Kunst, die damit gewonnen wurden, hatten zur Folge, daß die Poesie etwas Anderes und Höheres erstrebte, als eine Dienerin der Sitten- und Glaubenslehre zu sein. Nachdem die Mangelhaftigkeit der Muster, denen die Dichter zeither nachgegangen waren, erwiesen, der Glaube an die Vortrefflichkeit der conventionellen Hofpoesie der Franzosen erschüttert, der Widerspruch der französischen Kunstlehre mit der Natur und mit den Sätzen des Aristoteles aufgedeckt, das

---

keinen solchen hat, wird es keine Litteratur haben." — Noch 1778 konnte Herder in seiner Preisschrift „Ueber die Wirkung der Dichtkunst auf die Sitten der Völker in alten und neuen Zeiten" (Zur schönen Litt. u. Kunst 16, S. 286) klagen: „Ueberdem kommt bei uns das Volk in dem, was wir Sitten und Wirkung der Dichtkunst auf Sitten nennen, gar nicht in Betracht: für sie existiert noch keine als etwa die geistliche Dichtkunst. Was bleibt uns nun für ein lesendes Publicum übrig, von dessen dichterischen Sitten wir reden sollen? Gelehrte? Aber die haben ihre Sitten schon und sind oft keiner Wirkung der Dichtkunst fähig; sie lesen zum Zeitvertreib, einen dumpfen Kopf sich etwa zu erheitern rc." — Andere Aeußerungen aus verschiedenen Jahren, die das im Text Bemerkte bestätigen, findet man in Fr. Nicolai's „Briefen über den jetzigen Zustand der schönen Wissenschaften in Deutschland", S. 197 ff. (aus d. J. 1754); in Abbts Werken 5, S. 155 (Ausg. von 1780; aus d. J. 1765); in dem Briefwechsel (von J. Mauvillon und L. A. Unzer) „Ueber den Werth einiger deutscher Dichter rc." (1771) 1, S. 101 f.; in Fr. Nicolai's „Sebaldus Nothanker" (Ausg. von 1776) 1, S. 121 ff. und in Lichtenbergs verm. Schriften (Ausg.

gründlichere Verständniß der Alten angebahnt, die Bekanntschaft mit wahrer und echter Volksdichtung vermittelt und der Sinn für Vaterland und Nationalität geweckt worden war: so wurde das Bedürfniß nach einer naturgetreuen, originalen und volksthümlichen Dichtung von Tage zu Tage fühlbarer, die Abkehr von dem alten Regelnzwang zur freiesten Bewegung bei den Dichtern immer entschiedener, das Gefühl von dem, was dem Aufschwunge der schönen Litteratur noch vornehmlich im Wege stand, lebhafter.[2]) Und wie hier auf dem poetischen Gebiete, so zeigte sich auch auf dem Felde der theoretischen und practischen Wissenschaften überall Regsamkeit und Fortschritt. In der Theologie, in der Philosophie, in der Geschichte, in der classischen wie in der vaterländischen Alterthumskunde, in den Sprach- und Kunststudien wurden entweder ganz neue Bahnen gebrochen oder mindestens andere und bessere Richtungen genommen, freiere und weitere Aussichten eröffnet, befruchtende Wechselwirkungen der einzelnen Wissenschaften auf einander eingeleitet. Im Erziehungs- und Unterrichtswesen ward aufgeräumt, die Schule dem Leben näher gerückt, die Volksbildung gehoben, die gelehrte von dem starren Formelwesen und dem todten Wortkram befreit, innerlich erfrischt und gekräftigt. Zugleich begannen die Keime einer deutschen Staatswissenschaft, die bereits vor den siebziger Jahren gelegt worden, sich in erfreulichem Wachsthum zu entwickeln; sie trug besonders dazu bei, daß die Theilnahme an politischen Dingen bei uns allgemeiner ward, und daß sich, ungeachtet der Beschränkung der Presse,[3]) eine politische Meinung zu bilden an-

---

von 1800 ff.) 2, S. 345 f. — 2) Zuerst hatte sich dieß Gefühl nachdrücklich Luft gemacht in den „Litteraturbriefen" (1759 ff.), dann noch mehr in den sich an die Litteraturbriefe unmittelbar anschließenden „Fragmenten über die deutsche Litteratur" von Herder (1767). — 3) So

fieng.[4]) Mit wirkten dahin auch das eigenthümliche Verhältniß, in welchem die junge Universität Göttingen,[5]) die Hauptpflegestätte der Geschichts- und Staatswissenschaften, zu England stand, sodann die nähere Bekanntschaft einzelner deutscher Schriftsteller mit den englischen Zuständen und in mancher Beziehung auch der freie Geist der englischen Litteratur, deren Einflüsse auf die deutsche Bildung dieser Zeiten überhaupt nicht hoch genug veranschlagt werden können; zuletzt noch die Ideen, welche von Nordamerika aus zu der Zeit, da es sich seine Unabhängigkeit von dem Mutterlande errang, über Frankreich und England zu uns gelangten. Auch in den katholischen Ländern rückte nun allmählig die neue Bildung in allen Beziehungen weiter vor, besonders seitdem im J. 1773 der Orden der Jesuiten aufgehoben worden und Kaiser Joseph II. nach dem Tode seiner Mutter freiere Hand erhielt, die Verbesserungen ins Werk zu setzen, die er für seine Staaten nach allen Richtungen hin im Sinne hatte.

§. 242.

Dieser Lichtseite gegenüber hat das deutsche Leben in der Zeit von 1763—1789 nun aber auch eine kaum minder breite Schattenseite. Die Wunden, die der siebenjährige Krieg den

unbeschränkt die Druckfreiheit war, die Friedrich II. in anderer Beziehung den Schriftstellern einräumte, so litt doch auch er nicht, daß die Presse zur Verbreitung von Schriften benutzt wurde, die die preußischen politischen Verhältnisse offen besprachen oder neue Staatstheorien aufstellten. Dem trat schon 1749 ein Censuredict entgegen, das später noch geschärft wurde. Lessing durfte daher in einem Briefe an Nicolai (aus d. J. 1769; bei Lachmann 12, S. 232 ff.) in seinem Unmuthe über den König und das „französierte Berlin" so weit gehen, daß er die dort herrschende Freiheit gegen die, deren die Schriftsteller in Wien sich erfreuten, sehr zurücksetzte. Er versprach damals sogar der deutschen Litteratur überhaupt mehr Glück in Wien als in Berlin, überzeugte sich aber später, daß er in seinen Hoffnungen sich viel zu hoch verstiegen habe. — 4) Vgl. Schlosser 4, S. 271 f. — 5) Gestiftet 1737.

deutschen Völkerschaften geschlagen hatte, heilten nicht so bald, zumal in den nichtpreußischen Landen, da außer Friedrich II. nur wenige Fürsten ein Herz für ihre Unterthanen hatten und sich nicht viel darum kümmerten, wie der Verarmung und Verödung ihrer Städte und Dörfer abgeholfen werden könnte. [a]) Dabei dauerten die alten Schäden in dem Ganzen wie in den einzelnen Gliedern des Reichskörpers meistentheils fort; seine Ohnmacht und innere Zerrüttung fiel nun um so eher in die Augen, als der politische Blick der Vaterlandsfreunde durch die aufblühende Geschichtschreibung, die Entwickelung der Staatswissenschaft und die Besprechung der staatlichen, rechtlichen, kirchlichen und gesellschaftlichen Zustände in Büchern oder eigens dafür bestimmten Zeitschriften geschärft wurde. [b]) Die großen Reformplane, mit denen Joseph II. umgieng, wurden nur zum geringen Theil auf eine nachhaltige Weise ausgeführt: sie stießen, weil der Kaiser zu eigenmächtig und

a) Vgl. Schlosser 2, S. 387; 432. — b) Hierüber so wie über vieles Andere, das die §§. dieses Abschnitts nur in seinem allgemeinsten Bezuge zur deutschen Geistesbildung und Litteratur dieser Zeiten berühren sollen, das Nähere in den folgenden Abschnitten. — Wie richtig damals schon von Einzelnen die Hauptschäden erkannt wurden, an denen der politische Körper Deutschlands krankte, erhellt u. A. aus einem Briefe des Geschichtschreibers M. J. Schmidt an Just. Moeser aus d. J. 1778 (Moesers verm. Schr. 2, S. 229): „Was wird doch noch wohl bei so weniger Harmonie der Regenten, bei so sehr in einander laufendem Interesse der verschiedenen Glieder des Reichs, bei so schlechter Commerzialverfassung und zunehmendem Luxus in den kleinern Provinzen aus Deutschland werden? Eines ist mir dabei das Unausstehlichste, daß, da endlich die Theologen ausgezankt haben und überhaupt duldsam werden, nun die sogenannten Publicisten die Verbitterung zwischen den verschiedenen Religionsparteien nicht allein unterhalten, sondern noch vergrößern." Mit welcher Hoffnung man in demselben Jahre auf Joseph II. blickte, der uns „Ein deutsches Vaterland, Ein Gesetz, Eine schöne Sprache und redliche Religion" geben sollte, beweist u. A. Herders Gedicht „An den Kaiser" (Zur schönen Litt. u. Kunst 3, S. 186 f.)

zu ungestüm in seinem Verfahren war und zu wenig von innen heraus die Verbesserungen [illegible]hm, schon bei seinen Lebzeiten nach allen Seiten hin auf Hindernisse,[e]) und was er wirklich durchgesetzt hatte, wurde nach seinem Tode von Leopold II. eher beseitigt als aufrecht erhalten.[d]) Zu derselben Zeit lenkte auch in Preußen die Regierung in ein Gleise ein, das von dem Wege Friedrichs des Großen weit abführte. Unterdessen aber war die Litteratur in ihrem raschen und kühnen Gange der Entwickelung der staatlichen und gesellschaftlichen Zustände weit vorausgeeilt. Lessings siegreiche Kritik auf dem Felde der Kunst und der Wissenschaft, Klop[illegible]begeisterten Worten laut gewordene Sehnsucht nach dem Wiedererstehen eines großen und mächtigen deutschen Vaterlandes und nach der Wiederkehr altgermanischer Freiheit und Sitteneinfalt, und Herders Feuereifer, womit er unsere Poesie zur Natur und zur Volksmäßigkeit zurückzuführen trachtete, hatten in dem jugendlichen Dichtergeschlecht, das mit dem Anbeginn der Siebziger an die Spitze der litterarischen Bewegung trat, einen Ungestüm und Sturm hervorgerufen, die nicht allein die deutsche Dichtung von jeder Zucht und Regel loszureißen, sondern auch alle Schranken umzustürzen drohten, welche in den staat-

---

e) Schlosser 4, S. 427: „Joseph II. wollte Verwaltung, Regierung und Unterricht, Erziehung und Einrichtung des Religionsverhältnisses, wie die Gesetzgebung und die Rechtspflege seiner Staaten verändern; das war freilich ohne Revolution und ohne das Volk zu Rathe zu ziehen unmöglich, und das Volk wollte Joseph nicht befragen. Josephs Geschichte ist daher die lange Leidensgeschichte eines Fürsten, der, vom besten Willen beseelt, mit dem Bestehenden kämpft, ohne Gehülfen und Bundesgenossen zu finden oder auch nur zu suchen." Wie es dem Kaiser mit seinen Bestrebungen um Herstellung einer geordneten Rechtspflege im deutschen Reiche ergieng, hat uns Goethe in seinem Leben nach eigener Anschauung erzählt (Werke 26, S. 133 ff.; vgl. Schlosser 3, S. 351 ff.). — d) Schlosser 5, S. 357 f.

lichen und kirchlichen Einrichtungen, in den Sitten und Formen der bürgerlichen Gesellschaft einer freien und naturgemäßen Gestaltung des deutschen Lebens entweder wirklich im Wege standen oder doch wenigstens zu stehen schienen. Je schreiender die Widersprüche zwischen den damals in Deutschland geltenden Verhältnissen und den Zuständen waren, in denen sich die Phantasie dieser Jünglinge als den, wie es ihnen vorkam, einzig natürlichen, vernünftigen, ursprünglich menschlichen und national-deutschen ergieng, desto weniger konnten sie sich mit jenen befreunden, und desto lautere Stimme gaben sie ihrem Unmuth. e) Klopstock hatte sich ein Ideal von einem deutschen Vaterlande, so wie Vorstellungen von deutscher Nationalität und von vaterländischer Gesinnung gebildet, denen zum allergrößten Theil die Berichte des Tacitus über die Sitten, die Einrichtungen und die Thaten der alten Germanen und die mythologischen Ueberlieferungen der jüngern Edda zu Grunde lagen; f) und Klopstock war in seinem Verhalten zum Vater-

e) Im Allgemeinen verweise ich hierbei auf die unübertreffliche Schilderung, die Goethe (Werke 26, S. 139 ff.) von diesem „Bedürfniß der Unabhängigkeit" oder dem Sinne gibt, woraus die „sittliche Befehdung" der geltenden Zustände und die „Einmischung der Einzelnen in's Regiment" bei der dichterischen Jugend hervorgieng. Unter den Dichtern, in deren Werken diese polemische Stimmung sich besonders stark ausspricht, stehen in erster Reihe J. H. Voß (die Idylle „die Leibeigenen", das „Trinklied für Freie", beide von 1774), Fr. L. v. Stolberg („Freiheitsgesang aus dem 20sten Jahrhundert", 1775; „der Rath", 1784), Chr. F. D. Schubart („die Fürstengruft", „deutsche Freiheit", vor 1786), J. M. R. Lenz (die Komödien „der Hofmeister", „der neue Menoza", beide von 1774, und „die Soldaten", von 1776) und wegen seiner Jugenddramen auch Schiller („die Räuber", 1781, „die Verschwörung des Fiesko", 1783, „Kabale und Liebe", 1784). — f) Hierzu bieten Hauptbelege die Oden „Hermann und Thusnelda" (1752), „Unsere Sprache" (1767), „Der Hügel und der Hain" (1767), „Hermann" (1767) und ganz vorzüglich die vaterländischen Schauspiele, deren erstes, „Hermanns Schlacht", schon 1769

ländischen, wie in seiner ganzen Sinnes= und Dichtweise das

---

erschien. Diese Art vaterländischer Begeisterung hatte aber doch etwas zu Gemachtes und zu Bodenloses an sich, daß sie nicht schon früh hätte zum spottenden Widerspruch herausfordern sollen, der in den Siebzigern wohl von niemand energischer erhoben worden ist, als von Heinr. Füßli d. Jüngern in einem Briefe an Lavater aus d. J. 1775 (Briefe an J. H. Merck von Goethe, Herder rc., herausg. von K. Wagner, Darmstadt 1835. 8. S. 58 ff.): „Was Klopstocks Vaterlandspoesie anbetrifft, so nehme ich „Hermann und Thusnelde" und „die beiden Musen" (1752) aus und sage noch einmal: hole sie der Teufel! — Bürger — Vaterland — Freiheit — wenn er zum wenigsten ein Schweizer wäre — aber wo ist das Vaterland eines Deutschen.....? ist es in Schwaben, Brandenburg, Oesterreich oder Sachsen? ist es in den Sümpfen, die die römischen Legionen unter Varus verschlungen?" Und das ist noch nicht einmal das Stärkste, was der Schweizer Maler gegen den deutschen Dichter und das deutsche Vaterlandsgefühl zu jener Zeit vorbringt. —. Es gibt wohl kaum einen augenfälligern Gegensatz zwischen zwei Dichtern aus diesen Jahren, sowohl rücksichtlich ihrer Stellung zum Vaterländischen überhaupt, wie besonders in der Wahl und Behandlung vaterländischer Stoffe, als zwischen Klopstock und Lessing. Klopstock spricht immer von Vaterland, blickt aber dabei fortwährend über seine unmittelbare Umgebung hinaus in die fernste Vergangenheit seines Volks, an der allein er sich zu vaterländischen Dichtungen zu begeistern vermag; nicht einmal Heinrich I., den er sich in der Jugend zum Helden eines größern Werks ausersehen, vermochte ihn auf die Dauer zu fesseln. Er grollt mit Friedrich dem Großen, weil derselbe deutscher Sprache und Litteratur abhold war, dafür aber durch seine wahrhaft deutschen Thaten einer Wiedergeburt des großen gemeinsamen Vaterlandes vorarbeitete, mehr als irgend ein anderer Fürst es gethan hat, und verschwendet lieber sein Lob an den dänischen Friedrich, bis er seine schönsten Hoffnungen für Deutschlands Zukunft auf Joseph II. setzen zu dürfen meint. Lessing dagegen, der im J. 1758 an Gleim schrieb, das Lob eines eifrigen Patrioten sei nach seiner Denkungsart das allerletzte, wonach er geizen würde, des Patrioten nämlich, der ihn vergessen lehrte, daß er ein Weltbürger sein sollte; der nicht lange darauf ebenfalls gegen Gleim äußerte, er habe von der Liebe des Vaterlandes keinen Begriff, und sie scheine ihm auf's höchste eine heroische Schwachheit, die er recht gern entbehre (12, S. 125 ; 127); der in der berühmten Stelle zu Ende der Dramaturgie (7, S. 452) den Deutschen seiner Zeit die Nationalität absprach, weil er mit richtigem Blick erkannte, was ihnen vor allem Andern noch abgieng, um eine Nation sein zu können, und der nicht

leuchtende Vorbild der jungen Männer, die zu jener Zeit für deutsches Volksthum und für deutsche Freiheit schwärmten, [g]) bis dieser mehr hohle als gehaltvolle Patriotismus bei uns in eine noch hohlere und zugleich gefährlichere Begeisterung für ein sogenanntes Weltbürgerthum umschlug. [h]) Indeß blieb an

---

seine Kräfte auf unfruchtbare Versuche verwandte, eine erträumte und nie dagewesene Bardenpoesie wieder aufzubringen, aber sich lange und wiederholt mit unserer alten volksthümlichen Helden- und Lehrdichtung beschäftigte: Lessing begrüßte freudig Gleims Kriegslieder als die echte Barden- und Skaldenpoesie der Neuzeit (5, S. 102 f.), bemühte sich lieber durch kritische Thaten der deutschen Literatur und dem deutschen Geiste zur Freiheit und zur Unabhängigkeit von fremdländischem Wesen zu verhelfen, als daß er gegen dieses und für jene viel in hohen Worten eiferte, und gab uns, weil er in seiner Zeit so fest und so sicher stand und das, was sie ihm von wahrhaft nationalem Stoffe bieten konnte, so verständig zu benutzen wußte, die erste große Dichtung von einem durch und durch gesunden, lebensvollen vaterländischen Gehalt. — g) Eine treffende Characteristik ihrer Vaterlandspoesie brachte schon Wielands D. Merkur von 1773. Bd. 2, S. 160 ff. Vgl. auch Prutz, d. Göttinger Dichterbund, S. 162 ff. — h) Herder, der in jungen Jahren Vaterlands- und Freiheitsgedichte ganz im Geist der klopstockschen Schule verfaßte (vgl. „An den Genius von Deutschland" und „Karl der Große", beide aus d. J. 1770, das erste in den Werken zur schön. Litt. u. Kunst 3, S. 161 ff., das andere, mit der ältesten Gestalt des ersten, in „J. G. Herders Lebensbild, herausgeg. von E. G. von Herder." Erlangen 1846. III, 1, S. 1—10), wurde durch sein Humanitätsprincip zum Weltbürgerthum geführt und trug von den ersten Jahren der Neunziger an besonders viel dazu bei, daß die kosmopolitische Schwärmerei sich in Deutschland ausbreitete und bis auf den heutigen Tag in allerlei häßlichen Verzerrungen fortbauert. (Vgl. darüber den schönen und beherzigenswerthen Abschnitt bei Gervinus 5, S. 374 —379). — Wie weit auch Schiller, zunächst in Bezug auf die Geschichtschreibung, das vaterländische Interesse dem weltbürgerlichen oder rein menschlichen nachsetzte, können wir in einem seiner Briefe an Körner aus dem J. 1789 lesen (Schillers Briefw. mit Körner. Berlin 1847 f. 4 Bde. 8. 2, S. 128): „Wir Neuern haben ein Interesse in unsrer Gewalt, das kein Grieche und kein Römer gekannt hat, und dem das vaterländische Interesse bei weitem nicht beikommt. Das letzte ist überhaupt nur für unreife Nationen wichtig, für die Jugend der Welt. Ein ganz anderes Interesse ist es, jede merkwürdige Begebenheit, die

ihrem Streben immer zu loben, daß sie die alte verderbliche Hinneigung der Deutschen zu fremdländischem Wesen, namentlich zu französischer Sitte, Sprache und Bildung, eifrig bekämpften, was noch immer sehr Noth that, und daß sie gegen tyrannische Machthaber und ihre Werkzeuge eine kühne und energische Sprache führten, auf die Beseitigung schwer empfundener, dem Geist der Zeit widersprechender Vorrechte des Adels vor dem höhern Bürgerstande und auf gleichmäßige Geltung beider im Staate und in der Gesellschaft drangen. Denn auch damit nützten sie dem deutschen Gemeinwesen mehr, als sie ihm schadeten, so lange ihre aufregenden Worte nur noch in Büchern unter den höhern Classen und unter dem gebildeten Mittelstande umhergetragen wurden und der Weg zu den untersten Schichten des Volks ihnen noch nicht geöffnet war. i)

mit Menschen vorgieng, dem Menschen richtig darzustellen. Es ist ein armseliges, kleinliches Ideal, für eine Nation zu schreiben; einem philosophischen Geiste ist diese Grenze durchaus unerträglich. Dieser kann bei einer so wandelbaren, zufälligen und willkürlichen Form der Menschheit, bei einem Fragmente (und was ist die wichtigste Nation anders?) nicht stille stehen. Er kann sich nicht weiter dafür erwärmen, als soweit ihm diese Nation oder Nationalbegebenheit als Bedingung für den Fortschritt der Gattung wichtig ist." Vgl. auch den Brief an Jacobi aus d. J. 1795 in „F. H. Jacobi's auserlesenem Briefwechsel." 2 Bde, Leipzig 1825. 27. 2, S. 196 f. Als Dichter fühlte er jedoch bald, welchen Vorzug ein nationeller Gegenstand vor jedem andern haben müsse; vgl. den Brief aus d. J. 1791 a. a. O. 2, S. 277 ff. — i) Der verständige H. P. Sturz rief in seinem kleinen Aufsatz „Ueber den Vaterlandsstolz" (Schriften 2, S. 342 ff.) den jungen Stürmern ein warnendes Wort zu: „Laßt uns nicht vergessen — daß Vaterland und Freiheit in unserer Sprache nicht viel mehr sind als Töne ohne Meinung. — Wo ist der lebendige Geist, der uns allgewaltig und zu Einem Endzwecke ergreifen? der uns an Einer Kette halten sollte, wie Jupiter die Schicksale hält? Wo ist Regulus Tugend? Leidenschaft, ein Opfer zu werden für's Vaterland? Sprich den Fürsten nicht Hohn, freiheittrunkener Jüngling, der du vielleicht als Mann zu ihren Füßen kniest! Und sie verdienen auch deinen Bardeneifer nicht, denn viele unter ihnen sind freundlich und gut und verleihen selbst den Fürstenhassern Brot ꝛc." —

Allein der Poesie erwuchs aus dieser Art von vaterländischer und freiheitsliebender Gesinnung unmittelbar wenig Gewinn. — Neben dem Sturm- und Drangwesen kam zu derselben Zeit und zum Theil aus denselben Ursachen, unter mitwirkenden Einflüssen vom Auslande her, die auch bei jenem nicht fehlten, eine andere leidenschaftliche Stimmung im Leben und in der Litteratur zu vollem Durchbruch, die Gefühlsschwelgerei oder das Empfindsamkeitsfieber. Angekündigt hatte sie sich schon genugsam in den vierziger und funfziger Jahren, ihre bedenklichste Höhe erreichte sie aber erst in den Siebzigern, mit denen auch die Sturm- und Drangperiode anhob. Bei dem Mangel an allem öffentlichen Leben und bei der Beschaffenheit der vorhandenen allgemeinen Zustände der Nation war fast jeder, der nicht ohne alles höhere Bedürfniß in den Tag hineinlebte, mehr darauf verwiesen, auf sein eignes Selbst zurückzugehen, mit der Welt seines Innern und der Ideale zu verkehren, als zu einem rüstigen Eingreifen in die Außenwelt aufgefordert. Dieß führte bei den schwächlichern, gefühligern Naturen leicht entweder zur Ueberschätzung des persönlichen Werthes und zum selbstgefälligen Ausspinnen einer ganz subjectiven Gefühlsweise, oder zu einer wahren Wühlerei im Gemüthsleben, die das vollständigste Gegenbild zu jenem unterwühlenden Ankämpfen der

---

Unter den vorzüglichen Schriftstellern dieser Zeit, welche Verbesserungen im Staat und in der Gesellschaft zwar auch für dringend nothwendig hielten, dabei aber, weil sie wirklich politische Einsichten besaßen und die rechten Mittel erkannten, wodurch vorhandenen Uebelständen abgeholfen werden könnte, nicht ungestüm gegen das Bestehende anstürmten, sondern nur das zunächst Erreichbare aufwiesen und der Vorsorge der Fürsten empfahlen, nimmt J. G. Schlosser eine der ersten Stellen ein. Vgl. seine „Politischen Fragmente" im D. Museum v. 1777. Bd. 1, S. 97—120 (Kleine Schriften 2, S. 224 ff.) und dazu „J. G. Schlossers Leben und litterarisches Wirken. Von A. Nicolovius." Bonn 1844. 8. S. 52 ff. —

kräftigern Persönlichkeiten gegen die Uebelstände in den äußern Zeitverhältnissen abgab. — Endlich ist hier noch zweier Richtungen zu gedenken, worin sich das deutsche Geistesleben verirrte und auch die Litteratur mit nachzog: die an Freigeisterei streifende Aufklärungssucht, die mit einer jede tiefere Sittlichkeit gefährdenden sensualistischen Lebensphilosophie Hand in Hand gieng, und, im vollsten Gegensatze dazu, die auf dem religiösen und auf dem wissenschaftlichen Gebiet hervortretende Schwärmerei, die sich ihrerseits wiederum mit dem längst vorhandenen, jetzt aber hier und da in neuer Stärke erwachenden pietistischen Treiben begegnete. Die eine hatte sich zu regen begonnen, als die Lehren der englischen und französischen Freidenker von göttlichen und menschlichen Dingen nach Deutschland verpflanzt worden waren, und in diesen ersten Zeiten wirkten die Aufklärer in vieler Beziehung wohlthätig, während sie nachher, da sie den gemeinen Menschenverstand als den einzigen sichern Führer und Richter bei allem Denken und Dichten zu durchgreifender Geltung zu bringen suchten, mindestens eben so viel schadeten wie nützten. Die andere gieng darauf aus, einerseits den christlichen Offenbarungs- und Wunderglauben in einer phantasievollen, gemüthlichen Auffassung neu zu beleben und damit der starren Rechtgläubigkeit der alten theologischen Schule eben sowohl, wie dem Umsichgreifen der Aufklärerei entgegenzutreten, andererseits besondere Einsichten in die dunkeln und geheimnißvollen Bezüge zwischen Seele und Leib zu eröffnen und zu lehren, wie die geistige Natur des Individuums schon aus dessen Aeußerm vollständig erkannt werden könnte. Jene fand die meiste Anerkennung und Ausbreitung in der nördlichen Hälfte Deutschlands, und ihr Heerd war vornehmlich in Berlin; diese hatte ihre Ausgangspuncte in der Schweiz und im deutschen Süden, und beide berührten sich vielfach

mit den Zwecken und Bestrebungen der geheimen Gesellschaften, die in diesen Zeiten entweder erst entstanden oder sich wenigstens größern Einfluß als früherhin zu verschaffen wußten. k) Wenn die eine alles wegräumen wollte, was ihr als Vorurtheil, Aberglaube, Unverstand und geistige Knechtung galt, wenn sie in allen Dingen zunächst nur auf das Practische und Gemein-Nützliche drang, so arbeitete die andere theils unabsichtlich, theils aber auch absichtlich, dem alten Aberglauben in die Hände oder brachte mit ihren Träumereien und Phantastereien neuen in Gang. — So war das deutsche Leben nun nicht mehr bloß in Kirche und Staat ein gespaltenes und innerlich zusammenhangloses, sondern auch in vielen andern Beziehungen hatten sich darin Trennungen, Gegensätze und Parteiungen hervorgethan, als fast zu derselben Zeit bei uns, nach dem Erscheinen von Kants Hauptschriften, die große wissenschaftliche Revolution anhub, wo in Frankreich die politische zum Ausbruch kam. Beide hatten die allerbedeutendsten Folgen für die Weiterbildung oder Umgestaltung der deutschen Verhältnisse in den nächsten vierzig Jahren.

§. 243.

In Kant erreichte die kritische Bewegung, die mit dem achtzehnten Jahrh. in Deutschland angehoben hatte, ihren Höhepunct. Zuerst hatte die deutsche Kritik ihre Kräfte an der schönen Litteratur und Kunst geübt und ausgebildet, dann in einzelnen Wissenschaften aufgeräumt; nun unterwarf Kant die Grundbedingung alles Wissens, das Erkenntnißvermögen selbst, seinem Wesen und seinen Grenzen nach, einer tiefeindringenden und umfassenden Prüfung und wurde der Gründer

k) Die Illuminaten, die Freimaurer, die Erjesuiten, die Rosenkreuzer. Vgl. darüber Schlosser 3, S. 279 — 328; 4, S. 247 — 54; Gervinus 5, S. 267 f.; 274 f.; 296 ff.

einer kritischen Philosophie.[1]) Nicht allein leitete er damit das höhere Denken überhaupt und die besondern philosophischen Wissenschaften in völlig neue Bahnen; sondern in dem gesammten höhern Geistesleben der Deutschen machte sich binnen Kurzem ein außerordentlicher Umschwung bemerkbar,[2]) sobald nur erst zwischen dem Inhalt von Kants Schriften und den übrigen sich fortbildenden Litteraturzweigen eine Vermittelung gefunden war. Sie fand sich zunächst darin, daß Reinhold die neue philosophische Lehre einem allgemeinern Verständniß näher rückte,[3]) und daß in der Jenaer Litteraturzeitung für ihre Ausbreitung ein weithin wirkendes Organ geschaffen war,[4]) sodann in den jüngern philosophischen Systemen, die auf der durch die kritische Philosophie gewonnenen Grundlage rasch nach einander von Fichte und Schelling aufgeführt wurden, so wie in einzelnen mehr populär gehaltenen Schriften dieser beiden Männer. Im Besondern aber vermittelte noch Schiller[5]) eine sehr erfolgreiche Einwirkung der kantischen Lehre vom Schönen auf die poetische Litteratur und auf die ästhetische Kritik, und unmittelbar darauf suchten die Romantiker, namentlich die beiden Schlegel, die in ihren dichte-

1) Die „Kritik der reinen Vernunft", das erste Haupt- und eigentliche Grundwerk der kantischen Philosophie, erschien 1781; nächst ihr waren unter Kants Werken die wichtigsten und einflußreichsten die „Kritik der practischen Vernunft", 1788, und die „Kritik der Urtheilskraft", 1790. Diese letzte enthielt die Grundlage zu der neuen Aesthetik. — 2) Ueber die Bewegung, welche Kant in das deutsche Geistesleben brachte, finden sich gedrängte Andeutungen in „J. Kant und seine Stellung zur Politik in der letzten Hälfte des 18ten Jahrh. Dargestellt durch F. W. Schubert" (im 9ten Jahrg. von Raumers histor. Taschenb. besonders von S. 536—556). — 3) Seit 1786. — 4) Sie wurde im J. 1785 von dem Prof. Schütz in Jena gegründet. Auch andere viel gelesene Zeitschriften, wie Wielands D. Merkur und Nicolai's Allgem. deutsche Bibliothek, nahmen sich der kritischen Philosophie an; vgl. Schlosser 4, S. 102 f. — 5) Seit 1792. —

rischen, so wie in ihren wissenschaftlichen Bestrebungen sich vorzüglich von fichteschen und schellingschen Grundsätzen leiten ließen, den engsten Verband zwischen der Kunst und der Wissenschaft, der Dichtung und der Philosophie zu knüpfen.[6]) Die neue Bewegung, die so bei uns auf dem wissenschaftlichen Gebiete vor sich gieng und das Ansehen der zeither in Deutschland gültig gewesenen Schul- und Lebensphilosophie bei dem denkenden Theil der Nation stürzte, verkündigte gleich anfänglich das völlige Freiwerden des subjectiven Geistes in seiner reinen Selbstbestimmung gegenüber den Erscheinungen der Sinnenwelt; es bedurfte nach Kants Vorgang nur eines Schrittes weiter, und das speculative Denken schlug vollends in einen philosophischen Idealismus um, den Fichte auch in seiner Wissenschaftslehre vortrug[7]) und auf eine Zeit lang zur Geltung brachte. — Unterdessen hatte in Frankreich 1789 die große politische Bewegung begonnen: sie zertrümmerte morsch und faul gewordene Staatsformen und brach die alte, auf dem Volk schwer lastende Willkürherrschaft; dafür sollte ein Staat in's Leben treten, bei dessen Begründung und beabsichtigtem Ausbau auch durchweg idealistische Zwecke in's Auge gefaßt waren. Was dort in den ersten Zeiten zur Ausführung kam, was verheißen, was gehofft wurde, begrüßten in Deutschland alle Freisinnigen und alle Menschenfreunde mit Begeisterung; die Abschaffung verjährter Mißbräuche, die Verkündigung der Menschenrechte, und was damit zusammenhieng, priesen bei uns Dichter und Männer der Wissenschaft als den Anbruch eines neuen Tages, als den Anfang eines neuen goldenen Zeitalters für die Menschheit.[8]) Hier und da regte sich zwar auch

6) Schon seit 1796, vorzüglich aber erst mit dem J. 1798, in welchem die Schlegel anfiengen das Athenäum herauszugeben. — 7) Seit 1794. — 8) Ich will hier zuvörderst auf einen Brief ver-

im deutschen Volk das Verlangen nach einer Verbesserung der eigenen politischen und gesellschaftlichen Zustände, nach persönlicher Freiheit gegenüber der Staatsgewalt und der Beamtenwelt, nach größerer Unabhängigkeit im bürgerlichen Leben und vor allem nach Erleichterung von so manchen drückenden Lasten. Im Ganzen jedoch verharrte es in alter Treue und altem Gehorsam gegen seine Fürsten [9]) und erwartete um so

---

weisen, den Merck im Januar 1791 aus Paris an einen Freund in Darmstadt schrieb (Briefe an und von J. H. Merck. Herausg. von K. Wagner. Darmstadt 1838. 8. S. 279 ff.), als einen der sprechendsten Belege von der Schwärmerei, zu welcher der Aufschwung der französischen Nation und das damalige politische Treiben in Paris selbst die verständigsten und besonnensten deutschen Männer hinrissen. Was Klopstock beim Beginn der Revolution von ihr erwartete, sprach er in mehreren Oden aus, die er in den Jahren 1788—1790 dichtete. Selbst Fr. von Gentz, der späterhin die Revolution und ihre Folgen mit der größten Hartnäckigkeit und mit den stärksten Waffen bekämpfte, war anfänglich ihr größter Lobredner. (Vgl. Varnhagen v. Ense, Galerie von Bildnissen aus Rahels Umgang rc. 2, S. 165). Das gründlichste und dauerndste Interesse an der großen Bewegung in Frankreich nahm gleich von vorn herein G. Forster, ein Interesse, das aus der edelsten Gesinnung hervorgieng, und das auch da noch nicht erstarb, als er sich zu Paris aufs vollständigste und schmerzlichste in seinen Erwartungen von den leitenden Revolutionsmännern getäuscht sah. Dieß bezeugen am unmittelbarsten seine Briefe vom J. 1789 bis in den Anfang von 1794 (J. G. Forsters Briefwechsel rc. Herausg. von Th. H(uber). Leipzig 1829. 2 Thle. gr. 8.). Vgl. hierzu auch K. Wagners Anmerk. zu jenem Briefe Mercks, S. 283 f. — 9) Ein eben so schönes wie wahres Wort von dieser Treue des deutschen Volks, die sich erst recht bewähren sollte, als es durch die Revolutionskriege so unsäglich litt, sprach Klinger um 1802 in den „Betrachtungen und Gedanken über verschied. Gegenstände der Welt und der Litteratur" (Sämmtl. Werke in 12 Bänden, Stuttg. u. Tübing. 1842. Bd. 11, S. 114 f.): „Wenn Deutschlands Fürsten je vergessen können, daß Deutschlands Völker, die in diesem langen, gefährlichen und schrecklichen Kriege das meiste gelitten — und am ärgsten gelitten haben, weil sie ganz unschuldig daran waren — doch troß allem dem und troß allen Versuchungen, an denen es nicht fehlte, gleichwohl ihnen und ihren Gebräuchen getreu verblieben sind, so sind sie — ich wage es zu sagen und sollten sie mir es auch noch

geduldiger von oben her die nothwendig gewordenen Reformen, je sichtlicher schon in mehreren Reichslanden das Beispiel, das Friedrich II. und Joseph II. gegeben hatten, auf die Regierenden wirkte und deren gute Absichten, das geistige wie das leibliche Wohl der Unterthanen zu fördern, hervortraten.[10]) In den gebildetern Kreisen thaten überdieß Erziehung und Unterricht, so wie die weltbürgerliche Gesinnung, die hier immer weiter wucherte, weil sie von den tonangebenden Schriftstellern so eifrig gepflegt ward, reichlich das ihrige, um den Einzelnen der Wirklichkeit und unmittelbaren Umgebung zu entrücken und ihn mit seinen höhern Bedürfnissen auf das Hineinleben in Zeiten und Bildungszustände zu verweisen, die, da sie meist von denen der Gegenwart fern ablagen, sich um so leichter einer Idealisierung fügten. Als bei den Franzosen die Revolution in ihrem raschen Gange einen immer furchtbarern Character annahm, als sie Gräuel auf Gräuel häufte und das begeisterte weltbürgerliche Interesse, das man in Deutschland anfänglich an ihr genommen hatte, sich bei den Einsichtigern fast durchweg in Abscheu verwandelte:[11]) ließen diejenigen, die sich in den Hader der für und wider die Vor-

---

so übel deuten — nicht werth, Fürsten solcher Völker zu sein. Wäre nach diesem Krieg ein Denkmal zu errichten, so müßte es ein Denkmal der deutschen Volkstreue sein, von deutschen Fürsten, mit dieser Inschrift: dem deutschen Volke errichtet und geweiht. Ich spreche nur von den Reichslanden und möchte wohl hören, wie es unsere Amphiktyonen in Regensburg aufnähmen, wenn wirklich ein deutscher edler Fürst diesen Vorschlag machte &c." 10) Vgl. Gervinus 5, S. 382—385. — 11) Welchen seltsamen Gegensatz bilden namentlich Klopstocks spätere auf die Revolution bezüglichen Oden gegen jene frühern! Schon „die Jacobiner" (1792) sprechen vernehmlich genug den zürnenden Unmuth des Dichters über die neuesten Vorgänge in Paris aus; noch lauter erhebt er die strafende Stimme gegen die Freiheitsmänner an der Seine in den zunächst folgenden Stücken; bis zum Lächerlichen aber versteigt sich der Ausdruck seines Grimms in der Ode „das Neue" (1793). —

gänge jenseits des Rheins und die neuen französischen Staatsformen eifernden Parteien [12]) nicht mischen mochten, die politischen Träume lieber ganz fahren und hielten sich dafür an dem schadlos, was die Gegenwart noch allein an großen und erfreulichen Schöpfungen hervorbrachte, an den Werken deutscher Poesie und deutscher Wissenschaft. Die Dichtung nämlich erreichte zu derselben Zeit, wo die idealistische Philosophie Fichte's und Schellings in der vollsten Entwickelung begriffen war, und zum nicht geringen Theil unter deren unmittelbaren oder mittelbaren Einflüssen, in ihren Hauptvertretern, Goethe, Schiller und den Romantikern, eine Höhe idealer Ausbildung und innerer wie äußerer Kunstmäßigkeit, auf der sie bei uns noch nie gestanden hatte. Zugleich raffte sich die ästhetische Kritik zu neuer Kraftentwickelung auf, die sich zuvörderst im Kampf gegen die schlechten Litteraturrichtungen der Zeit bewährte; die Geschichts-, Sprach- und Naturwissenschaften, die Theologie und die Rechtsgelehrsamkeit erfüllten sich mit einem geistigern Gehalt; ganz neue Zweige fiengen in ihnen an zu treiben und Frucht zu tragen; überall kündigte sich auch hier der Drang an, höhere und allgemeinere Gesichtspuncte als zeither für alles Besondere zu gewinnen, in der Behandlung des Stofflichen dem Geiste zu voller Freiheit zu verhelfen. So gewann es eine Zeit lang den Anschein in Deutschland, als gebe es überhaupt keine andern oder doch keine nähern Gegenstände, für die sich der gebildetste Theil der Nation begeistern, woran er mindestens einen lebhaftern Antheil nehmen könne, als die fortschreitende Entwickelung der Philosophie und der übrigen Wissenschaften, die Blüthe der Poesie, der Schauspielkunst und der Musik, die Veredelung und Ausbreitung des Kunstgeschmacks und litterarische Parteikämpfe. [13]) Dar-

12) Vgl. Gervinus 5, S. 385 ff. — 13) Als Schiller im

über vergaßen die allermeisten, sich um die politische Lage des Vaterlandes zu bekümmern,[14]) um die Gefahren, die ihm von innen und noch mehr von außen her drohten, um die Vorkehrungen zu ihrer Abwehr, die allein einen glücklichen Erfolg hoffen ließen.[15]) Die politische Bildung war bei uns

J. 1795 seine berühmte Schrift „Ueber die ästhetische Erziehung des Menschen, in einer Reihe von Briefen" herausgab, hoffte er damit, wie er sich am Schlusse des zweiten Briefes ausdrückt, den Leser zu überzeugen, daß man, um das politische Problem der Zeit in der Erfahrung zu lösen, durch das ästhetische den Weg nehmen müsse, weil es die Schönheit sei, durch welche man zu der Freiheit wandere (vgl. dazu Gervinus 5, S. 421 ff.). Drei Jahre später sprach Fr. Schlegel (Athenäum I. 2, S. 56) sich dahin aus: „Die französische Revolution, Fichte's Wissenschaftslehre und Goethe's Meister sind die größten Tendenzen des Zeitalters." Als er damit Anstoß erregt hatte, erklärte er freilich (Athen. 3, S. 341): „Daß ich die Kunst für den Kern der Menschheit und die französische Revolution für eine vortreffliche Allegorie auf das System des transcendentalen Idealismus halte, ist allerdings nur eine von meinen äußerst subjectiven Ansichten." Man sieht daraus aber wenigstens, wie die Revolution von einem der ersten damaligen Stimmführer in der deutschen Litteratur nicht sowohl wegen ihrer politischen Bedeutung schlechthin für eine ganz außerordentliche Zeiterscheinung erklärt wurde, von der Deutschland schon damals alles zu befürchten hatte, als vielmehr wegen des besondern Bezuges, in welchem sie zu der fichteschen Philosophie stehen sollte, als eine Versinnlichung nämlich der wissenschaftlichen Abstraction. — 14) Ein so warmes Herz für dasselbe und einen so tiefen Einblick in seine nächsten und dringendsten Bedürfnisse wie G. Forster hatten wohl nur sehr wenige. Und dabei seine Unbefangenheit im Urtheil über die von der Vorzeit ererbten Formen und Verhältnisse, so lange er noch die Dinge um sich herum leidenschaftslos betrachtete! Man lese nur z. B. was er gegen Ende des J. 1789 von J. G. Schlossers Aufsatz „über den Adel" schreibt (Briefwechsel 1, S. 853 f.). Vgl. auch Gervinus 5, S. 389 ff. — 15) Nach seiner herben, ironischen Weise läßt Klinger in der Erzählung „Sahir" den Genius der Aufklärung also sprechen (in der Umarbeitung von 1797; Sämmtl. Werke 10, S. 175): „Da in der Nachbarschaft meines geliebten Deutschlands eine politische Gährung entstanden ist, die es selbst mit in den wildesten aller Strudel gezogen hat, worin sich seit Erschaffung der Dinge das menschliche We-

zu weit hinter den Fortschritten zurückgeblieben, die wir bereits in der Poesie, so wie in andern Künsten und in allen Wissenschaften gemacht hatten;[16]) sie war, weil die Presse ängstlicher als je überwacht wurde,[17]) zu wenig in den höhern und mittlern Classen verbreitet, bei den untern noch nicht einmal von fern angebahnt, und eine deutsch vaterländische Gesinnung echter Art, die so außerordentlich Noth that, konnte fürs erste schon vor dem vornehmen Idealismus des Weltbürgerthums[18]) nirgend recht aufkommen. Darum waren die Schriftsteller im Allgemeinen auch noch gar nicht recht zu dem

---

fen jemals befunden: so haben die guten und geistreichen Deutschen mit Hülfe meiner Brüder den kategorischen Imperativ (d. h. das freie sittliche Selbstgebot der kantischen Lehre oder die kantische Moralphilosophie überhaupt) zum Gegengift und zu ihrer eigenen Schutzwehr aufgestellt, und hoffentlich werden sie durch ihn eine völlige Umwälzung in der moralischen Welt erzeugen und die in der politischen besiegen. So arbeiten meine Lieblinge immer für das Beste der Welt! So betriegen sie ihren gefährlichen Feind! Und wirklich ist die Aufstellung dieses kategorischen Imperativs alles, was sie bisher zu ihrer Vertheidigung in Verbindung gethan haben: ausgenommen, daß sie es sich herzlich angelegen sein ließen, klar und deutlich zu untersuchen, wie viel Recht ihre Nachbarn zu dieser politischen Umwälzung gehabt hätten; und dann zu beweisen, daß sie gar nicht dazu berechtigt gewesen wären." An einzelnen verständig warnenden und rathenden Stimmen fehlte es freilich in Deutschland schon in den drei ersten Jahren der Revolution nicht, sie wurden aber entweder überhört, oder man trat in solcher Weise gegen die Bewegung in Frankreich auf, daß dadurch viel eher Gefahren für das Vaterland herbeigezogen als abgewandt wurden. Zu diesen Warnern gehörte wieder J. G. Schlosser, der überhaupt schon vor d. 10. Aug. 1792 klar voraussah, wohin die Revolution führen werde. Vgl. seine Briefe an G. Forster in der vorhin (§. 242, i) angeführten Schrift von Nicolovius, besonders S. 210 — 220. — 16) Die Verfasser der Xenien (sie erschienen bekanntlich in Schillers Musenalmanach f. d. J. 1797) waren vollkommen befugt (unter Nr. 95) zu fragen: „Deutschland? aber wo liegt es?" und zu antworten: „Ich weiß das Land nicht zu finden; wo das gelehrte beginnt, hört das politische auf." — 17) Vgl. Schlosser 4, S. 307 f. — 18) Von den Xenien lautet

Bewußtsein gelangt, daß ein ganz außerordentlicher Widerstreit zwischen der hohen litterarischen Bildung und den staatlichen und gesellschaftlichen Zuständen in Deutschland vorhanden sei, der ohne den Erwerb von noch ganz andern geistigen Gütern, als woran die Besten sich damals erfreuten, niemals völlig ausgeglichen werden konnte, und daß wiederum ohne diese Ausgleichung der poetische Theil unserer Litteratur immer mehr oder weniger auf einen wahrhaft volksthümlichen, alle möglichen Richtungen eines gesunden und rührigen Volkslebens umfassenden Gehalt werde verzichten müssen. — Dazu kam noch ein anderes Mißverhältniß in dem Litteraturwesen selbst, das tief in das deutsche Leben einschnitt.

§. 244.

So außerordentlich nämlich, und man darf wohl sagen, so einzig in seiner Art auch der Aufschwung war, den die poetische und wissenschaftliche Litteratur gegen den Ausgang des achtzehnten Jahrh. genommen hatte, und so vortreffliche Werke in fast allen Gattungen sie bereits im Beginn des neunzehnten aufweisen konnte, so blieb doch im Ganzen die Zahl derer noch immer klein genug, die sich für sie wahrhaft empfänglich zeigten, die namentlich in einem tiefern Verständniß der Meisterwerke der Dichtkunst, oder auch nur in einem reinen Genuß daran, Zeugniß ablegten von dem Fortschritt und der Verbreitung einer höhern geistigen Bildung im Volke. Die große Menge sogar derjenigen, die wenigstens selbst Anspruch darauf machten, den gebildetern Classen zugezählt zu werden, ließ sich, so weit sie in Büchern und im Theater nicht bloß ihre Unterhaltung und Erheiterung, sondern auch eine Art von

Nr. 96, mit der Ueberschrift „Deutscher Nationalcharacter," also: „Zur Nation euch zu bilden, ihr hoffet es, Deutsche, vergebens; bildet, ihr könnt es, dafür freier zu Menschen euch aus!"

Erhebung suchte, an einer ganz andern, unendlich tiefer stehenden Litteratur genügen, die in der Mehrzahl ihrer Erzeugnisse schlechthin schädlich auf den Geschmack und die Sitten wirkte. Sie drohte sogar in täglich zunehmender Anschwellung das gesammte deutsche Geistesleben in Flachheit, Leerheit und Rohheit, in unsittliche Schwäche und armselige Spießbürgerlichkeit, in ein selbstgefälliges Behagen an den kleinlichsten, dürftigsten Verhältnissen und Anschauungen, in prahlerisches Großthun mit einem erheuchelten Tugendeifer und in eine seichte Schönrednerei gegen die Gebrechen, Thorheiten und Verirrungen der Zeit oder der Menschheit überhaupt zu verschwemmen. Diese Erscheinung war in der Hauptsache eine natürliche Folge davon, daß die neue deutsche Litteratur in ihrer Ganzheit so wenig, wie in irgend einer ihrer besondern Richtungen und Gattungen von einem einheitlichen, vollkräftigen, gesunden und großartig bewegten Volksleben getragen wurde. Denn da es daran noch immerfort in Deutschland fehlte, während die Litteratur sich schon seit der Mitte des achtzehnten Jahrh. sehr entschieden der Auffassung und Darstellung des wirklichen Lebens der Gegenwart zugeneigt hatte, dieses aber gerade zu Ende des Jahrhunderts fast in allen Beziehungen, zumal in den höhern und mittlern Kreisen der Gesellschaft, krankte und innerlich zerrüttet war: so konnte sie, sofern sie in ihren Werken, den Stoffen und dem Geiste nach, nur auf diese gegebene und nächste Wirklichkeit eingieng, den herrschenden Gesinnungen und Neigungen ausschließlich huldigte und um den Beifall der großen Menge buhlte, nicht anders als selbst einen ganz krankhaften, entarteten und verwerflichen Character annehmen. Bei der großen Gefahr, die hierin für die geistige und sittliche Bildung des Volks und zunächst wieder für die Bildung der höhern und mittlern Stände lag, war es also

noch ein sehr großes Glück, daß ihr in jener höhern und edlern Litteratur, die in ihren vorzugsweise idealistischen Richtungen von der unmittelbaren Gegenwart eher ableitete als auf sie eingieng, fürs erste wenigstens schon eine Schutzwehr gegen ein völliges Verflachen und Verflößen in die gemeinste, jeder besseren Regung unfähige Alltäglichkeit geschaffen wurde, und daß bereits vor dem Schluß des Jahrhunderts einige ihrer Hauptvertreter das unwürdige Treiben der gelesensten und einflußreichsten Tagesschriftsteller in seiner ganzen Verwerflichkeit rücksichtslos aufdeckten oder dagegen die scharfen Pfeile ihres Witzes richteten. Es that aber eine solche Schutzwehr, ein solches Einschreiten gegen das schlechte Litteraturwesen dem deutschen Volksleben überhaupt um so mehr Noth, als es noch im Verlauf des ersten Zehntels des neuen Jahrhunderts in die Gefahr gerieth, unter der Wucht fremder Gewaltherrschaft nach allen Richtungen hin geknickt und ganz erdrückt zu werden. In der That, wenn jemals, so mußte es sich zu der Zeit, wo das größte Unglück, das eine Nation treffen kann, über Deutschland kam, bewähren, ob wir in dem bessern und edlern Theil unserer neu entstandenen Litteratur ein wirklich nationales Besitzthum und ein verläßliches Mittel, nicht bloß des Trostes in politischer Erniedrigung, sondern auch der Kräftigung und Ermannung gewonnen hätten, ein Mittel, das, im Verein mit andern, uns wieder zur Freiheit und Selbständigkeit zu verhelfen vermöge. — Nur der schnödeste Undank könnte den großen Männern deutscher Dichtung und Wissenschaft das Verdienst abstreiten, daß sie in hohem Maaße, mittelbar und unmittelbar, durch Schrift und durch Wort, dazu beigetragen haben, daß der Geist unsers Volkes aus sittlicher Erschlaffung sich aufraffte, aus politischer Zerfahrenheit

sich zusammennahm, um das fremde Joch abzuschütteln, das eine Zeit lang auf dem Vaterlande so schwer lasten sollte.

§. 245.

Die deutschen Regierungen hatten anfänglich der großen politischen Bewegung, die in Frankreich vor sich gieng, ruhig zugesehen; erst als diese eine Wendung nahm, durch welche der Fortbestand des Königthums und die Person des Königs selbst im höchsten Grade gefährdet zu sein schienen, hielten die beiden mächtigsten es an der Zeit, daß man sich mit gewaffneter Hand in die innern Angelegenheiten des Nachbarlandes mische. Sie hatten dabei aber ihre eigenen Mittel zu hoch und die des Feindes, der bekämpft werden sollte, zu niedrig angeschlagen: gleich die ersten Feldzüge der Preußen und Oesterreicher waren nicht glücklich; anstatt daß die Deutschen nach Paris kamen, drangen die Franzosen bis an den Rhein vor; es stand zu fürchten, daß sie ihn bald überschritten und ihre Vortheile bis in das Herz von Deutschland verfolgten, sofern sich ihnen nicht bei Zeiten die gesammten Streitkräfte der Nation entgegenwarfen. Dazu hätte es nur kommen können, wenn alle Reichsglieder in der Erkenntniß der Gefahr und in der Wahl der Mittel zu ihrer Abwehr einig, in dem Entschluß zum Handeln rasch und fest gewesen wären. Allein daran fehlte es durchaus: im Ganzen herrschte Rathlosigkeit, und alles, was wirklich geschehen sollte, wurde nur mit großer Langsamkeit vorgenommen; die meisten Regierungen täuschten sich über das Schicksal, das ihrer wartete, sobald die Franzosen festen Fuß in Deutschland faßten, und als die Dinge sich schon entschiedener zum Schlimmen zu wenden begannen, vermeinten mehrere, zunächst nur auf ihren eigenen Vortheil bedacht und der Pflichten gegen das große Ganze uneingedenk, sich theils durch heimliche Unterhandlungen, theils

durch offene Verträge vor den Unfällen wahren zu können, die andere bereits erlitten hatten.[a]) Am längsten und ausdauerndsten, wiewohl mit zeitweiligen Unterbrechungen in Folge von Friedensschlüssen, führte Oesterreich im Bunde mit außerdeutschen Mächten, besonders seiner niederländischen und italienischen Besitzungen wegen, den Krieg fort, bis es die unglücklichen Ereignisse des Jahres 1805 zu einem Frieden zwangen, der seine Kräfte zu sehr lähmte, als daß sich von ihm so bald ein Aufraffen zu neuem Kampfe erwarten ließ. Unterdessen hatten große und schöne Theile des deutschen Reichs an Frankreich abgetreten werden müssen; andere waren durch ihre Herren selbst, die damit einen Zuwachs an Land und Leuten nebst andern äußern Vortheilen erlangten, dem Erbfeinde der Deutschen dienstbar gemacht worden; es entstand der Rheinbund (1806), dessen Schutzherr der französische Kaiser war, und in den, bis auf Preußen und Oesterreich, die sich immer davon fern hielten, allmählig alle deutschen Länder aufgenommen wurden. Damit war der uralte Reichsverband schon so gut wie gelöst, und das deutsche Reich hatte seine Endschaft erreicht, noch bevor Kaiser Franz II. dessen Krone förmlich niederlegte.[b]) Die einzige Hoffnung, daß Deutschland wieder frei und selbständig werden könne, schien nun noch auf Preußen zu beruhen, als es im Herbste 1806 sich zum Kriege gegen Frankreich entschloß. Allein es hatte den rechten Zeitpunct zu einer glücklichen Ausfechtung der vaterländischen Sache schon versäumt; voller Selbsttäuschung über seine Stärke und zu wenig auf die Wechselfälle des Krieges gefaßt, unterlag es jetzt so vollständig, daß das ganze Land, wenige feste Plätze ausgenommen, binnen einigen Monaten in die Gewalt des

a) Vgl. Schlosser 5, S. 470 f.; 481; 647; 707. — b) D. 6. August 1806.

Feindes gerieth und die Monarchie Friedrichs des Großen vernichtet zu sein schien. Zwar gab der Friede zu Tilsit dem Könige die eine Hälfte seiner Erblande zurück, diese mußte aber noch Jahre lang die unerhörtesten Bedrückungen und Erpressungen von Seiten der ungroßmüthigen Sieger erdulden. Es hatte den Anschein, als sei es von nun an um Preußens und damit auch um des übrigen Deutschlands Selbständigkeit und Freiheit auf immer geschehen; denn was etwa von einem neuen Aufschwunge Oesterreichs erwartet werden konnte, das nach allen seinen Niederlagen noch immer mächtig genug geblieben war und sich davon weit eher zu erholen vermochte als das unglückliche Preußen, das mußte endlich auch als eine Täuschung aufgegeben werden, da seine Kraftanstrengungen im J. 1809 zuletzt zu nichts weiter dienten, als dem französischen Kaiser neue Triumphe zu bereiten. Diesen in seinem fernern Siegeslauf zunächst bloß zu hemmen, bedurfte es einer höhern Macht: sie offenbarte sich während des Winters 1812—1813 und kündigte zugleich die neue und bessere Zeit an, die für Deutschlands Befreiung von den Tagen an begann, wo das preußische Volk sich auf den Ruf seines Königs wie ein Mann gegen die französische Gewaltherrschaft erhob.

§. 246.

In Preußen hatte das Unglück, wovon ganz Deutschland nach und nach betroffen worden, die tiefsten Wunden geschlagen, und nirgend wurden auch die Schmach der Besiegung und der Druck der Knechtschaft schmerzlicher von allen Classen des Volks empfunden als in diesem Lande, das so lange mit gerechtem Stolz auf eine ruhmvolle Vergangenheit hatte blicken dürfen. Im Laufe seiner bittern Leidens- und Prüfungsjahre war das Volk hier aber auch schneller als irgendwo in Deutsch-

land sittlich geläutert und gestählt, geistig gehoben, zu einem freiern und rüstigern politischen Leben vorbereitet, zu neuen Kriegsthaten herangebildet worden, und von keiner Seite sonst hätte daher ein besser gerüsteter Vorkämpfer für die allgemeine Sache des deutschen Vaterlandes erstehen können. [1]) Schon im Sommer 1808 wurde in aller Stille eine Verbindung von preußischen Männern geschlossen, der sogenannte Tugendbund, dessen letzter und höchster Zweck die Hebung und Kräftigung des Nationalgefühls, die Belebung der Liebe zum Vaterlande und die Abschüttelung des fremden Joches war: er zählte bald unter seinen Mitgliedern viele der Edelsten aus dem preußischen Volke von den verschiedensten Berufsarten und verzweigte sich dann von Preußen aus über andere deutsche Länder. Anderwärts waren zur Zeit der französischen Herrschaft die innern staatlichen und bürgerlichen Zustände so ziemlich dieselben geblieben oder französische Einrichtungen eingeführt worden. In Preußen wurde nach dem Tilsiter Frieden gleich von oben her mit dem vollsten Ernste Hand daran gelegt, alte Mißbräuche abzuschaffen, Standesvorrechte, die nicht mehr an der Zeit waren, aufzuheben, jeden im Volke in den Vollbesitz persönlicher Freiheit zu setzen. Fast alle Einrichtungen im Staats- und Gemeindeleben wurden von Grund aus verbessert, und alles, was in der Art geschah, zielte darauf hin, das Volk allmählig mit einem höhern politischen Bewußtsein und mit einem lebendigen Interesse an der öffentlichen Wohlfahrt zu erfüllen. [2]) Ein volksthümliches Heerwesen, wie es die neuere

1) Zu dem Folgenden sind jetzt die vortrefflichsten Belege im 2ten Bande von Steins Leben zu finden („Das Leben des Ministers Freiherrn vom Stein von G. H. Pertz.“ Berlin 1849 f. 8.) — 2) Daß der Wiederaufbau des preußischen Staats aus seinen Trümmern nur durch eine Wiedergeburt des Volks von innen heraus mit Erfolg bewerkstelligt werden könne, sahen Männer wie Stein und Scharnhorst voll-

Zeit noch nirgend gesehen hatte, wurde gegründet; die ganze männliche Jugend sollte mit einem edeln Kriegergeist beseelt werden. Die öffentliche Erziehung und der Unterricht in den höhern und niedern Schulen wurden so angeordnet, daß mehr als zeither darauf gehalten ward, eine echt religiöse und vaterländische Gesinnung zu wecken und in den Gemüthern zu befestigen; die wissenschaftliche Bildung in aller Art zu pflegen und zu fördern, ward von oben als eine der wichtigsten Aufgaben des Staats anerkannt. [3]) Den auf diese Neugestaltung des preußischen Volkslebens abzweckenden und von dem *Könige gut* geheißenen Bestrebungen seiner höchsten Regierungs- und Kriegsbeamten schlossen sich mehrere der hervorragendsten und einflußreichsten Männer der Wissenschaft in edlem Wetteifer an. [4]) Die Universitäten wurden Hauptpflegestätten des

kommen ein und handelten auch darnach. Im November 1807 schrieb der letztere einem jüngern Freunde (Steins Leben 2, S. 184): „Wäre es möglich, nach einer Reihe von Drangsalen, nach Leiden ohne Grenzen, aus den Ruinen sich wieder zu erheben, wer würde nicht gern alles daran setzen, um den Samen einer neuen Frucht zu pflanzen, und wer würde nicht gern sterben, wenn er hoffen könnte, daß sie mit neuer Kraft und Leben hervorgienge! — Aber nur auf Einem Wege ist dieß möglich. Man muß der Nation das Gefühl der Selbständigkeit einflößen, man muß ihr Gelegenheit geben, daß sie mit sich selbst bekannt wird, daß sie sich ihrer selbst annimmt; nur erst dann wird sie sich selbst achten und von andern Achtung zu erzwingen wissen. Darauf hinzuarbeiten, dieß ist alles was wir können. Die Bande des Vorurtheils lösen, die Wiedergeburt leiten, pflegen und sie in ihrem freien Wachsthum nicht hemmen, weiter reicht unser hoher Wirkungskreis nicht." — 3) Wie Stein hierüber dachte, kann man aus seiner Denkschrift vom März 1810 ersehen, worin er das, was für das Unterrichtswesen und die Litteratur in Preußen geschah, dem Grafen Stadion für Oesterreich zur Nachahmung empfahl; es blieb hier jedoch ohne Folge. Vgl. Steins Leben 2, S. 423 ff. — 4) Von jenen sind neben den beiden größten, dem Minister Stein, an dessen Stelle, nach seiner auf Napoleons Verlangen nothwendig gewordenen Entfernung, später Hardenberg trat, und Scharnhorst, dem Schöpfer des neuen preußischen Heerwesens, vornehmlich

neuen geistigen und sittlichen Lebens, das sich in Preußen bald allseitig regte, und Mittelpuncte für die Erweckung und Ausbreitung vaterländischer Gesinnung: vorzüglich die junge Berliner Universität, deren Gründung (1810) und reiche Ausstattung zur Zeit der höchsten Bedrängniß des Staats schon allein bewies, ein wie großes Gewicht in Preußen auf die geistige Bildung des Volks gelegt ward.[5]) Und jetzt konnte es sich

---

noch Gneisenau und Grolmann zu nennen; von diesen Fichte, Arndt, Schleiermacher. In der Reihe der verdienstvollsten Staatsmänner, wie in der Reihe der ausgezeichnetsten Gelehrten, glänzten gleichmäßig W. v. Humboldt und Niebuhr. — 5) Schon bevor Berlin eine Universität bekam, und als die Stadt noch von den Franzosen besetzt war, im Winter 1807 — 1808, hielt Fichte hier mit edlem Mannesmuth eine Reihe von Vorlesungen, die er unmittelbar nachher als „Reden an die deutsche Nation," drucken ließ (Berlin 1808; wiederholt in Fichte's sämmtl. Werken 7, S. 257—499). Sie wirkten in höchst anregender und kräftigender Weise auf die Gemüther der gebildeten Classen und sind als eine der allerwichtigsten litterarischen Erscheinungen der Zeit, die in einem unmittelbaren Bezuge zum Leben standen, anzusehen. Sie sollten zunächst die Nothwendigkeit einer gänzlichen Umgestaltung des bisherigen Erziehungswesens darthun, worin Fichte „das einzige Mittel" sah, „die deutsche Nation im Dasein zu erhalten." Es bleibe nichts übrig, als schlechthin an alles ohne Ausnahme, was deutsch sei, die neue Bildung, die vorgeschlagen werde, zu bringen, so daß dieselbe nicht Bildung eines besondern Standes, sondern daß sie Bildung der Nation schlechthin als solcher und ohne alle Ausnahme einzelner Glieder derselben werde — daß auf diese Weise unter uns keineswegs Volkserziehung (wie sie Pestalozzi angebahnt habe), sondern eigentliche deutsche Nationalerziehung entstehe. Zeither habe die Ausländerei zu ausgebreitet unter den Deutschen gewirkt; ihr Grundquell sei „der Glaube an die größere Vornehmigkeit des romanisierten Auslandes nebst der Sucht, eben so vornehm zu sein und auch in Deutschland die Kluft zwischen den höhern Ständen und dem Volke, die anderwärts natürlich erwuchs, künstlich aufzubauen." Alle die Uebel aber, an denen das Vaterland nun zu Grunde gegangen, seien zuletzt aus jener Abkehr von der rechten deutschen Sinnesart und der ursprünglichen Natur deutschen Lebens und deutscher Sitte herzuleiten. Unter den einzelnen und besonderen Mitteln, den deutschen Geist wieder zu heben, würde ein sehr kräftiges sein, wenn wir eine be-

auch erst recht deutlich zeigen, worauf bereits oben hingewiesen wurde, daß in dem bessern Theil unsrer Litteratur aus den vorhergegangenen Jahrzehnten eine geistige Macht geschaffen war, die bei der Förderung dessen, was zunächst Noth that, auf das entschiedenste mitwirkte.[6]) Denn der Sinn für po-

---

geisternde Geschichte der Deutschen aus dem Zeitraum hätten, in welchem unser altes Städtewesen und Bürgerthum in der höchsten Blüthe standen, und wenn diese Geschichte National- und Volksbuch würde, so wie Bibel und Gesangbuch es seien. Durch die Erziehung überhaupt aber müsse die wahre und allmächtige Vaterlandsliebe in allen Gemüthern recht tief und unauslöschlich begründet werden. Während der Zeit äußerer Knechtschaft müsse der Geist desto kühner erhoben werden zum Gedanken der Freiheit, zum Leben in diesem Gedanken, zum Wünschen und Begehren nur dieses einigen, bis die neue Welt emporwachse, die da Kraft habe, die Gedanken der Freiheit auch äußerlich darzustellen. Vor allem sei dazu nöthig, sich klar zu werden über die großen Ereignisse der Zeit und über die Lage der Deutschen. Selbst das Schweben in höhern Kreisen des Denkens spreche nicht los von dieser allgemeinen Verbindlichkeit, seine Zeit zu verstehen. Unwahr sei es und eine klägliche Täuschung, daß, wenn auch die politische Selbständigkeit verloren worden, uns doch unsere Sprache und unsere Litteratur bleiben würden und wir in diesen immer eine Nation, womit wir uns über alles Andere leicht trösten könnten. Und wenn uns auch diese Güter wirklich nicht verloren gehen sollten, was könne denn das noch für eine Litteratur sein, „die Litteratur eines Volks ohne politische Selbständigkeit?“ ꝛc. — 6) Ich verweise hierzu, um nicht zu viel Seitenzahlen anzuführen, bloß im Ganzen auf den Abschnitt bei Schlosser 7, S. 1—114, wenn darin auch sehr vieles enthalten ist, was nicht in einem nähern Bezuge zu meinen Textesworten steht. So häufig Schlosser auch hier in seiner schroffen und bittern Weise urtheilt, so hat er sich doch in den Stellen, wo er von den vortheilhaften Einwirkungen der Idealphilosophie, der Romantik und der schillerschen Dichtung auf das deutsche Leben zur Zeit der Franzosenherrschaft spricht, fast immer die Unbefangenheit der Auffassung bewahrt, die man dem verehrungswürdigen Manne so gern in allen Stücken nachrühmen möchte. — Vgl. auch J. Hillebrand, die deutsche Nationallitteratur seit dem Anfange des 18ten Jahrh., besonders seit Lessing, bis auf die Gegenwart. 3 Bde. Hamburg u. Gotha 1845 f. Th. 3, S. 226; 229 f. —

litische Freiheit und Unabhängigkeit wurde um so allgemeiner in Preußen und in Deutschland überhaupt geweckt, der Eifer für die Rettung des Vaterlandes um so stärker angestachelt, die Einsicht in die wahren und höchsten Bedürfnisse der Zeit in um so weitern Kreisen verbreitet: je häufiger die Gemüther unter dem Druck der Gegenwart Trost und Erhebung in den Werken der Dichtkunst und der Wissenschaft suchten. Gerade dadurch kamen nun die freiheitathmenden Ideen einzelner Dichter und Philosophen recht in Umlauf, hellten die Geister sich auf, hoben und stählten sich, zumal in der studierenden Jugend, deren feurige Freiheits- und Vaterlandsliebe in den folgenden Kriegsjahren so außerordentlich viel zur glücklichen Durchführung der deutschen Sache beitrug. Andrerseits mußte es jetzt aber auch weit eher als sonst empfunden werden, wie unsrer neuen Dichtung noch immer zu sehr ein höherer volksthümlicher Gehalt fehle, und wie nothwendig es sei, daß, wenn sie dazu gelangen solle, um zur politischen Wiedergeburt Deutschlands in weitern Kreisen erfolgreich mitwirken zu können, sie sich in einen unmittelbarern Bezug zu dem kernhaften Theil des deutschen Lebens der Gegenwart und der Vergangenheit setze.[7]) Auch in Betreff der Wissenschaft machte

7) Ad. Müller, einer der namhaftern Romantiker jener Zeit, sagt in seinen 1806 zu Dresden gehaltenen „Vorlesungen über die deutsche Wissenschaft und Litteratur" (gedr. Dresden 1806. 8., nach der 2ten Aufl. vom folgenden Jahr S. 161): „Ich habe Hans Sachs und seine Werke besonders beachtet, um von neuem darzuthun, wie die politische oder die ökonomische und die poetische Existenz einander beständig bedingen, um zu zeigen, wie unziemlich die Gleichgültigkeit der Dichter und Freunde der Poesie gegen den gesellschaftlichen Zustand von Deutschland erscheinen muß. Die Kunst werdet ihr nicht eher im Fortschreiten erblicken, eher ihr euch nicht um das Fortschreiten des politischen Lebens des Landes, in dessen Sprache ihr dichtet, bekümmert, ehe euch sein Gedeihen nicht am Herzen liegt, wie dem Hans Sachs das Gedeihen von Nürn-

sich ein ähnlicher Mangel fühlbar: [8]) sie fieng daher an von ihrem hohen Fluge in das Reich der Ideen mehr und mehr zu der geschichtlichen Wirklichkeit zurückzulenken. Die Neigung zu den historischen Studien ward allgemeiner, die Behandlung der Geschichte lebensvoller, freier und geistreicher. Namentlich war es die Erforschung des heimischen Alterthums, seiner Sprache und Litteratur, seiner Geschichte, Sage, Staats- und Rechtsverfassung, worauf man, besonders in Folge von Anregungen, die von der romantischen Schule kamen, gerade in dieser Zeit politischer Erniedrigung Deutschlands mit größerem Ernste einzugehen begann. Diese Richtung wissenschaftlicher Thätigkeit, deren allgemeineren Einfluß auf die Nation und hauptsächlich auf das jugendliche Geschlecht nachher, in den

---

berg und den griechischen Tragikern das Wohl des athenischen Gemeinwesens am Herzen liegt." Bereits ein halbes Jahr vor den Niederlagen von Jena und Auerstädt schrieb A. W. Schlegel an Fouqué (Sämmtl. Werke 8, S. 145 f.): „Unsere Zeit krankt — an Schlaffheit, Unbestimmtheit, Gleichgültigkeit, Zerstückelung des Lebens in kleinliche Zerstreuungen und an Unfähigkeit zu großen Bedürfnissen, an einem allgemeinen mit-dem-Strom-Schwimmen, in welche Sümpfe des Elends und der Schande er auch hinunter treiben mag. Wir bedürften also einer durchaus nicht träumerischen, sondern wachen, unmittelbaren, energischen und besonders einer patriotischen Poesie. — Wer wird uns Epochen der deutschen Geschichte, wo gleiche Gefahren uns drohten und durch Biedersinn und Heldenmuth überwunden wurden, in einer Reihe Schauspiele, wie die historischen von Shakspeare, allgemein verständlich und für die Bühne aufführbar darstellen? — Was den Werken der neuesten Periode zur vollkommen gelungenen Wirkung fehlt, liegt keineswegs an dem Maaße der aufgewandten Kraft, sondern an der Richtung und Absicht. Man kann aber so viel Tapferkeit, Stärke und Uebung in den Waffen bei einem Kampfspiel aufwenden, als bei einer Schlacht, wo es Freiheit, Vaterland, Weib und Kind, die Gräber der Vorfahren und die Tempel der Götter gilt; aber Du wirst zugeben, daß die Erwartung der Entscheidung hier die Gemüther der theilnehmenden Zuschauer ganz anders bewegt als dort." — 8) Vgl. Ad. Müller a. a. O. S. 50; 71 ff. und Fichte, Reden an d. d. Nation, S. 447; 450. —

Tagen der Entscheidung, wiederum zumeist die Dichtkunst vermittelte, half in sehr bedeutendem Grade dazu mit, daß die Liebe zum deutschen Vaterlande in den Gemüthern tiefer Wurzel faßte und der Drang nach seiner Befreiung wuchs.[9]) Zugleich aber mußten die Lehren, die sich aus den Ereignissen vergangener Zeiten ziehen ließen, wenn sie an die eigenen Erfahrungen gehalten wurden, die Deutschen immer mehr darauf bringen, die eigentlichen Grundursachen der Schmach zu erkennen, die über sie gekommen war, und der Leiden, die sie zu erdulden hatten.[10]) So fand sie das Jahr 1813 vor.

§. 247.

Der große Befreiungskampf, der deutscherseits von Preußen mit der heldenmüthigsten, das ganze Volk hinreißenden Begeisterung allein begonnen wurde, indem Oesterreich erst später Theil daran nahm, mußte in der schwersten Zeit nicht

9) Schlosser, dem sicherlich niemand nachsagen wird, er habe eine Hinneigung zu den sogenannten romantischen Tendenzen, gesteht doch zu (7, S. 381), daß „auf das Volk das unbestimmte Gefühl und die poetische Gestalt der Vergangenheit, die man hervorrief, mächtiger wirkten, als historische wahre Erkenntnisse und ganz deutliche und bestimmte Begriffe würden gethan haben." — 10) Im J. 1806 schrieb Fr. v. Gentz in der Vorrede zu den „Fragmenten aus der neuesten Geschichte": Nicht Frankreichs Energie oder Kunst, nicht die wilde convulsivische Kraft, die aus dem giftigen Schlunde der Revolution, eine vorüberziehende Wetterwolke, hervorbrach, nicht irgend eines Geschöpfes dieser Revolution persönliches Uebergewicht oder Geschick hat die Welt aus den Angeln gehoben; die selbstverschuldete Wehrlosigkeit Deutschlands hat es gethan. Unser innerer unseliger Zwiespalt, die Zersplitterung unserer herrlichen Kräfte, die wechselseitige Eifersucht unserer Fürsten, die wechselseitige Entfremdung ihrer Völker, das Verlöschen jedes echten Gefühls für das gemeinschaftliche Interesse der Nation, die Erschlaffung des vaterländischen Geistes — das sind die Eroberer, das sind die Zerstörer unserer Freiheit, das sind unsere tödtlichen Feinde und die Feinde Europa's gewesen." — Vgl. dazu noch Ad. Müller a. a. O. S. 89 f. und in Fichte's Reden rc. die „Inhaltsanzeige der dreizehnten" und die vierzehnte Rede.

bloß gegen die Franzosen und ihre fremden Verbündeten geführt werden; noch stritten die Heere deutscher Fürsten in den Reihen der Feinde. Endlich jedoch sah sich die ganze deutsche Nation wieder einmal zur Erreichung eines großen Zweckes vereinigt, und man durfte sich, als dem Vaterlande nun wirklich seine Freiheit nach außen wieder errungen war, anfänglich dem Glauben hingeben, es werde für dasselbe auch eine neue ruhmvolle Zeit freier innerer Entwickelung und politischer Größe anheben. Allein der deutsche Bund, der an die Stelle des ehemaligen Reiches trat, und der alle größeren und kleineren Staaten, ohne ihre Selbständigkeit zu gefährden, zu einem einheitlichen Ganzen zusammenschließen sollte, erhielt eine Verfassung, mit der sich die Gestaltung eines höhern politischen Lebens der Nation, so wie eine erfolgreiche Ausbildung und Verwendung aller ihrer Kräfte zu großen gemeinsamen Zwecken nicht vertrugen. Das ungestüme Verlangen vieler im Volk, solche Güter und Bürgschaften gewährt zu sehen, die zu fordern die Nation ein Recht zu haben glaubte, machte die Regierungen mißtrauisch, daß sie auch mit dem entweder ganz oder doch zum guten Theil zurückhielten, was jede im Besondern ihren Angehörigen verheißen hatte. Dieß Mißtrauen und dieß Versagen steigerten wiederum die Unzufriedenheit auf der andern Seite; es kam die Zeit, in der die Freiheit der Presse wieder mehr eingeschränkt wurde, die Zeit der Angebereien, der Untersuchungen gegen heimliche, strafbare Verbindungen: ein allgemeines Unbehagen und ein täglich wachsender Mißmuth verdüsterten die Gemüther Unzähliger. Es gewann den Anschein, als solle die sittliche Spannkraft, die das Volk erst eben wieder gewonnen hatte, absichtlich herabgestimmt und niedergehalten werden. Der freie, frische, lebensmuthige Aufschwung des nationalen Geistes, der bereits

so Großes geleistet, und durch den sicherlich auch die Dichtung in nicht zu ferner Zeit endlich zu dem gelangt sein würde, was sie zu ihrem eigenen und der allgemeinen Volksbildung Schaden in ihrem innern Gehalt noch immer zu sehr entbehrte, war wieder gehemmt, und ein neuer schien weit hinaus vertagt zu sein. So kam es, daß die Poesie selbst bald zu sinken anfieng, und daß ihre Quellen immer mehr zu versiegen schienen. Die großen und schwerern Gattungen traten zusehends zurück gegen die kleinen und leichtern; die Dichtung wurde mehr wie jemals bei uns, und in einer viel gefährlichern Weise als in den Siebzigern und Achtzigern des vorigen Jahrhunderts, ein Hauptmittel demagogischer Aufregung, gleich denjenigen Prosaschriften von eigentlich politischem Gehalt, die unter dem lesenden Publicum die allermeiste Ausbreitung und den größten Beifall fanden; und endlich drängte sich, bei dem Heißhunger der Lesewelt nach immer neuem Unterhaltungsstoff, die dahin einschlagende, Geschmack und Sitten vergiftende Litteratur des Auslandes so mächtig wie nur je zuvor bei uns ein. Anders verhielt es sich mit den Wissenschaften: in ihnen herrschte gerade jetzt eine ganz außerordentliche Regsamkeit, und mehrere, namentlich die Geschichts-, Sprach-, Rechts- und Naturwissenschaften, schritten in der Ausbildung und Vervollkommnung auf eine erstaunliche Weise rasch vorwärts; während die philosophische Entwickelung, deren vielseitiges Einwirken auf das ganze wissenschaftliche Leben und Treiben der Zeit sich überall wahrnehmen ließ, durch Hegel für's erste gewissermaßen zu einem Abschluß gelangte. Dieß war der Theil unserer Bildung und geistigen Errungenschaft, worin zuerst und fast durchweg Franzosen und Engländer uns den Vorrang einräumen mußten. Es war, als habe sich die ganze Energie des deutschen Geistes in dem wissenschaftlichen

Forschen und Darstellen zusammengedrängt, nachdem ihm die Bahnen wieder verschlossen worden, die sich ihm während und unmittelbar nach den Befreiungskriegen in dem öffentlichen Leben eröffnet hatten. — Nach einigen Jahrzehnten erst sollte sich dieß ändern, aber in einer Art, die kein Vaterlandsfreund hätte herbeiwünschen mögen. Und gleichwohl ist es schon jetzt wieder ungewiß geworden, was von den gerechtesten Wünschen der deutschen Nation in Erfüllung gehen, was zur Befriedigung der dringendsten Bedürfnisse des Vaterlandes wirklich geschehen, und was sich auf's neue als täuschende Hoffnung des Augenblicks erweisen werde.

Zweiter Abschnitt.

Aenderungen in den örtlichen Verhältnissen der Litteratur; ihre Hauptstätten; Dichterkreise und andere Einigungspuncte litterarischer Bestrebungen. Ausbreitung des Interesses an dem Litteraturleben, durch Zeitschriften vermittelt. Verhältniß der Schriftsteller und des Publicums zu einander.

§. 248.

Bis in die Sechziger des achtzehnten Jahrhunderts bleibt das Verhalten der beiden großen Religionsparteien in Deutschland zu der Nationallitteratur in so fern dasselbe wie im vorigen Zeitraum, daß es noch immer ausschließlich die Protestanten sind, die sich an ihr lebhaft betheiligen; wenigstens sind die deutschen Werke, welche von katholischen Verfassern herrühren, so werthlos an und für sich und so ganz ohne Bedeutung für den Fortschritt der deutschen Geistesbildung, daß sie bei der Abschätzung des litterarischen Gesammtertrages dieser Jahrzehnte kaum in irgend einen Betracht kommen kön-



nen.[a]) Auch in Betreff der Gegenden, die sich im siebzehnten Jahrhundert der Litteratur allein oder doch vorzugsweise günstig erwiesen, und wo sie ihre Hauptpflegestätten fand, ändert sich im Ganzen nicht so gar viel: fortwährend haben wir noch die Dichter und nicht minder die Männer der Wissenschaft vornehmlich in denselben Landstrichen zu suchen, wo

---

a) Gottsched war bei seinen vielen litterarischen Verbindungen und seinem weit verzweigten Briefwechsel von allen nur irgend bemerkenswerthen Erscheinungen seiner Zeit, die in das Fach der deutschen Dichtkunst einschlugen, gewiß am besten unterrichtet und verfolgte und registrierte auch mit großer Achtsamkeit die Zeichen, die ihm einen Fortschritt der Bildung und eine Verfeinerung des Geschmacks in Deutschland zu verkündigen schienen. Gleichwohl vermag er unter den unzähligen neuen Sachen, woraus und worüber er in seinen Zeitschriften von 1732 bis 1762 berichtet, aus der katholisch-deutschen Litteratur kaum andere Producte anzuführen, als die er zu Belegen der fortdauernden Rohheit und Erbärmlichkeit süddeutscher Schriftstellerei braucht (vgl. Beiträge zur krit. Histor. rc. Bd. 4, S. 264 ff.; 8, S. 233 ff.; N. Büchersaal 4, S. 54 ff.; 195 ff.; 5, S. 353 ff.; 437 ff.; 6, 176 ff.; d. Neueste a. d. anmuth. Gelehrsamkeit 3, S. 452 ff.; 534 ff.; 4, S. 594 ff.; 5, S. 679 ff.). Nur in Wien, wohin bereits früher, besonders unter Karl VI., die französisch-norddeutsche Bildung einige Streiflichter geworfen hatte, stand es etwas besser mit einzelnen Schriftstellern; wenigstens gewann Gottsched selbst dort schon vor dem siebenjährigen Kriege einen gewissen Einfluß und Anhang (vgl. Danzel, „Gottsched und seine Zeit," S. 290 ff. und Nicolai's „Beschreibung einer Reise durch Deutschland rc." 4, S. 890). Allein wie lange dauerte es nun auch wieder, bis man dort über Gottscheds Lehre und Kunst hinauskam! Noch im J. 1761 schrieb Nicolai in den Litteraturbriefen (Th. 12, S. 324 f.): „Oesterreich hat uns noch keinen einzigen Schriftsteller gegeben, der die Aufmerksamkeit des übrigen Deutschlandes verdienet hätte; der gute Geschmack ist (wenigstens was das Deutsche betrifft) daselbst kaum noch in seiner ersten Kindheit, kaum noch da, wo Sachsen und Brandenburg schon um das J. 1730 waren. Scheyb, Schönaich, Gottsched, die das ganze übrige Deutschland auspfeift, heißen daselbst noch Dichter, und dennoch ist von diesen elenden Schriftstellern kaum einer ein Eingeborner. Wie könnte man von einem solchen Lande wohl erwarten, daß es tragische und komische Schriftsteller hervorbrächte? und wenn es welche gäbe, wie elend würden sie sein? —

wir sie früher fanden; nur daß dabei jetzt von Schlesien und von Nürnberg ganz abgesehen werden darf, [b]) und daß dagegen der Südwesten viel mehr und viel anhaltender berücksichtigt werden muß als im siebzehnten Jahrhundert. Und zwar ist es hier der protestantische Theil der deutschen Schweiz, der gleich vom Anbeginn dieses Zeitraums an sehr stark auf die Entwickelung unsers Litteraturlebens einwirkt und sich diesen Einfluß auch auf lange Zeit hin bewahrt; das angrenzende Schwaben und die obern Rheinlande üben den ihrigen zunächst nur noch mehr mittelbar aus, da die diesen Gegenden durch Abstammung angehörigen Schriftsteller, die sich einen Namen machen, weniger in ihrer Heimath selbst als in der Mitte und im Norden Deutschlands die Stätten ihrer Wirksamkeit finden. [c]) Auch rückt die vaterländische Poesie ihre Sitze nun weiter

b) Erst nach 1760 hat Schlesiens Litteratur wieder einige berühmtere Namen aufzuweisen, wie die Karsch, Garve, Hermes (der aber kein geborner Schlesier war), Schummel rc. Manso wurde erst 1790 nach Breslau berufen. Ein frischeres litterarisches Leben kam in Schlesien erst im 19ten Jahrh. wieder auf, wozu unstreitig die Verlegung der Frankfurter Universität nach Breslau mit beitrug. Vgl. Kahlert, Schlesiens Antheil an deutscher Poesie rc., S. 78 ff. — c) Dieß gilt namentlich von Abbt und Wieland; der letztere hatte überdieß seine Jugendbildung hauptsächlich im nördlichen Deutschland erhalten und dann lange in Zürich bei Bodmer gelebt, der erstere wenigstens in Halle studiert. Auch späterhin hat Schwaben seine besten Köpfe weit häufiger lieber dem Norden Deutschlands ganz oder doch zeitweilig abgetreten, als sie dauernd zu fesseln verstanden: ich erinnere nur an Planck, Spittler, Schiller, Schelling, Hegel. Welche Hindernisse noch um 1762 die öffentlichen und häuslichen Verhältnisse, Sitten und Vorurtheile in Schwaben einem Aufschwunge oder auch nur einer Anerkennung der schönen Litteratur entgegenstellten, deutet Abbt in den Litteraturbriefen an, Th. 14, S. 215—237; und C. F. Frhr. v. Gemmingen klagt im Vorbericht zu seinen zuerst 1753, dann (unter etwas verändertem Titel, Jördens 2, S. 93) 1769 herausgegebenen „Briefen nebst andern poet. und pros. Stücken," daß er in einem Lande (Würtemberg) lebe, wo es zwar eine Menge großer Staatsleute und Gelehrte gebe, aber eine sehr geringe Anzahl Männer von gutem Geschmack (vgl. Gelzer, d. neuere d. Nationallitt. 1, S. 94 f.). Was seit 1750 Deutsch-

nach Norden vor, über die Grenzen der deutsch-redenden Länder hinaus, indem sich einige unsrer angesehensten Dichter seit den Vierzigern in Kopenhagen niederlassen. [d]) — Nach dem siebenjährigen Kriege und besonders seit dem Beginn der siebziger Jahre haftet die Pflege deutscher Dichtung und Wissenschaft zwar noch immer hauptsächlich an den Gegenden und Stätten, wo sie so lange ihr Gedeihen gefunden, in Sachsen und Thüringen, in Brandenburg, den Harzgegenden und dem eigentlichen Preußen, in den niedersächsischen Gebieten, Holstein und Schleswig, und in der Schweiz; indessen fangen nun auch die westdeutschen Landschaften, insbesondere die Striche um den Main und den Rhein entlang, an für die Fortbildung der Litteratur, vorzüglich der poetischen, höchst wichtig und einflußreich zu werden. Zugleich öffnet der katholische Süden, vornehmlich Wien und später, wiewohl nicht in dem Maaße, auch München, sich den Einflüssen der nord-

---

Litterarisches in Schwaben auftauchte, war alles von den Züricher Kritikern und den norddeutschen Dichtern angeregt; vgl. Gervinus 4, S. 184 ff. — Am Oberrhein waren die Dichter K. F. Drollinger und J. Nic. Götz geboren, jener in Durlach, dieser in Worms. Drollinger, der in Basel gebildet war und dort späterhin lange und bis an sein Ende lebte, rechneten die Schweizer selbst zu den Ihrigen (vgl. Sprengs Zuschrift vor seiner Ausg. von Drollingers Gedichten, so wie seine Gedächtnißrede auf ihn, ebenda S. XXII f.). Götz aber, der wieder in Halle studiert hatte, schrieb, als er später in der Nähe seiner Heimath angestellt worden war, an Ramler, er lebe in einem Lande, wo alle schönen Wissenschaften verachtet seien und auf achtzehn Stunden Wegs kein Buchladen und keine gute Bibliothek sich finde. Vgl. Gervinus, „Zur Gesch. d. d. Litteratur." Heidelberg 1834. 8. S. 65, und Geschichte d. poet. Nationallitt. 5, S. 136. — d) J. E. Schlegel kam schon 1743 dahin, Klopstock 1751, J. A. Cramer 1754 (zu dem G. B. Funk 1756 als Hauslehrer gieng und dann Mitarbeiter am Nord. Aufseher wurde). Auch Basedow und v. Gerstenberg gehörten eine Zeit lang zu dem Kreise, der sich in Dänemark um Klopstock und Cramer bildete. 1762 kam Sturz nach Kopenhagen. In noch späterer Zeit, von der Mitte der Achtziger, wurden Baggesen und nach ihm Oehlenschläger, beide Dänen, zugleich als dänische und deutsche Dichter berühmt. —

und mitteldeutschen Dichtung *) und geht auf ihre Strebungen thätig mit ein, wenn gleich immer noch weit hinter deren glänzenden Erfolgen mit den seinigen zurückbleibend. Auch Schwaben und Westphalen mit dem Münsterlande zeigen sich nun regsamer und fruchtbarer im Hervorbringen und liefern ihren Beitrag zu der mit erstaunlicher Schnelligkeit anwachsenden Litteraturmasse. Allmählig ziehen sich dann die eigentlichen Führer der großen litterarischen Bewegung und die Hauptvertreter der höhern Dichtung und der höhern Wissenschaft nach

*) Nach den Männern in Wien, die zu Gottsched hielten, war es Jos. von Sonnenfels, der die Wiener zuerst mit der Litteratur bekannt zu machen suchte, die neben und nach den Erzeugnissen der gottschedischen Schule bis 1760 frisch aufgeschossen war. Den ersten Anstoß dazu hatte er durch jene Worte Nicolai's erhalten, die ich Anmerk. a mitgetheilt habe. Vgl. Nicolai's Beschreib. einer Reise ꝛc. 3, S. 353 ff.; 4, S. 893 ff. Die ersten namhaften Lyriker in Wien, Denis, Mastalier, wurden dann unmittelbar von Klopstock und Ramler angeregt. Als Joseph II. damit umgieng, seine Hauptstadt zu einem Mittelpunct deutscher Bildung zu machen, ergriffen, wie Heinse in einem Briefe an Gleim aus d. J. 1772 sich ausdrückt: „die Wiener Barden deswegen ihre Harfen, damit man den Vorwand entfernen möchte, unter welchem man große Männer dahin ziehen wollte, z. B. Wielanden, Lessingen und auch Klopstocken — weil man den Wienern immer vorwarf, sie legten sich nicht auf die deutsche Litteratur.“ (Briefe zwischen Gleim, W. Heinse und Joh. Müller. Herausg. von W. Körte. 2 Bde. Zürich 1806. 8. 1, S. 73). Kein Schriftsteller erlangte aber einen größern Einfluß auf jene Gegenden als Wieland. „Das südliche Deutschland, besonders Wien,“ bemerkt Goethe (Werke 31, S. 39), „sind ihm ihre poetische und prosaische Cultur schuldig.“ Ueber die Litteraturzustände Wiens und das dortige Schul-, Universitäts- und Gelehrtenwesen um d. J. 1781 und während der voraufgegangenen Jahrzehnte handelt sehr ausführlich Nicolai a. a. O. 4, S. 642—940; vgl. Gervinus 4, S. 336 ff. — Von Wien aus verbreitete sich dann nach und nach, zufolge der „Kritischen Nachrichten vom Zustande des deutschen Parnasses“ im D. Merkur von 1774. 4, S. 194, etwas Licht in Gegenden, welche immer von dem Wiener Geschmack abgehangen hatten, nach Böhmen, Mähren, Baiern und durch das katholische Franken. Ueber die Münchener Bildung um 1781 und ihre Geschichte vgl. Nicolai a. a. O. 6, S. 605 ff. —

der Mitte von Deutschland, wo Weimar und Jena gegen den Ausgang des Jahrhunderts die Hauptsitze des deutschen Litteraturlebens werden und es bis kurz vor den unglücklichen Ereignissen der Jahre 1805 und 1806 bleiben. Seitdem vertheilt sich dasselbe wieder mehr über die deutschen Länder; vorzugsweise regsam zeigt es sich indessen in Preußen, wo es zu Berlin seinen Mittelpunct hat. Von da aus wird daher der Gang der deutschen Bildung, vorzüglich der wissenschaftlichen, mehr als von irgend einer andern deutschen Stadt aus während der nächsten Jahrzehnte bestimmt. [f]) — So viel im Allgemeinen über die räumliche Ausbreitung und Niedersetzung der Litteratur in diesem Zeitraum. Was die Orte im Besondern betrifft, die ihre Hauptpflegestätten wurden, oder an denen sie mindestens vorzügliche Stütz- und Anhaltepuncte bei ihrer Fortbildung fand, so haben wir darunter zuerst diejenigen in's Auge zu fassen, wo für längere oder kürzere Zeit, in engerem oder loserem Verbande junge Männer zusammentraten und in verschiedenen Arten genossenschaftlicher Thätigkeit den Geschmack der Zeitgenossen zu reinigen, die Sprache zu bilden, die Dichtung zu heben und zu veredeln, endlich auch ein leichteres Zusammenwirken der in Deutschland zerstreuten poetischen Kräfte zu vermitteln suchten. Dieß waren Zürich, Leipzig, Halle, Berlin, Halberstadt und Göttingen.

§. 249.

Wie die innern Zustände Deutschlands, nach den im vorigen Abschnitt gegebenen Andeutungen, [1]) in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts beschaffen waren, konnte für die schöne Litteratur im Ganzen und Großen nur dann eine ent-

---

f) Vgl. die Uebersicht bei Gervinus 5, S. 573—576.
1) Vgl. §. 239.

schiedene Wendung zum Bessern eintreten und dem einzelnen Guten, das sie hervorbrachte, in schneller und weiter Verbreitung, Eingang in die Kreise der deutschen Lesewelt verschafft werden, wenn junge und frische Kräfte, die sich ihrer Pflege und Förderung annehmen wollten, zusammentraten, um von gemeinsamen Mittelpuncten aus, in wechselseitiger Anregung, in einerlei Absicht und von denselben Grundsätzen geleitet, zu wirken. Die Dichterorden, die derartige Einigungspuncte für das siebzehnte Jahrhundert abgegeben hatten, waren großentheils eingegangen, und der einzige, welcher noch fortdauerte,[2]) stand mit seinen ursprünglichen Tendenzen ganz außerhalb der Zeitbedürfnisse. Die deutschen Gesellschaften, die auf die alten Orden folgten, waren, obgleich sie zu allermeist erst in dem laufenden Jahrhundert in's Leben traten, noch zu sehr aus dem Geiste der alten Zeit hervorgegangen und von ihm erfüllt, als daß ein dichterisch gestimmtes neues Geschlecht, das höhern Zielen zustrebte, an ihnen Gefallen, in ihren Einrichtungen die rechten Stütz- und Ausgangspuncte eigner Wirksamkeit hätte finden können.[3]) Ueberdieß trat keine dieser Ge-

2) Der Nürnberger Blumenorden (vgl. §. 182). Als Herdegen 1744 die Geschichte des Ordens während seines hundertjährigen Bestandes herausgab, hatte derselbe noch immer nicht seine alten Formen und Einrichtungen aufgegeben. — 3) Vgl. §. 183 S. 509. Außer den daselbst Anmerk. k genannten Gesellschaften gab es noch andere in Frankfurt a. O., Bremen, Altorf, Bern, Basel (welche beide letztern in der großen Fehde der Leipziger und Schweizer auf Seiten Gottscheds standen; vgl. Danzel a. a. O., S. 236 ff.). Von einem andern, von dem Geist der gottschedischen Schule schon bedeutend abstehenden und dem der neuern litterarischen Bildung verwandteren Character war die „deutsche Gesellschaft," welche v. Sonnenfels und einige andere junge Leute 1761 in Wien stifteten. Vgl. Litteraturbriefe Th. 16, S. 49 und Nicolai's Beschreib. einer Reise rc. 4, S. 893 ff. Ueber das Treiben und die Leistungen der deutschen Gesellschaften überhaupt um 1754 u. 1763 vgl. Nicolai's Briefe über den jetzigen Zustand d. schön. Wissensch. rc.

nossenschaften, mit einziger Ausnahme der Leipziger, jemals auch nur in dem Grade an die Oeffentlichkeit und griff so bedeutend in das deutsche Litteraturwesen ein, wie jene Orden es wirklich gethan hatten; und auch in der Leipziger war es viel mehr die eifrige und rastlose Thätigkeit eines einzelnen Mannes, die in weitern Kreisen etwas für die litterarische Bildung leistete, als die Thätigkeit des Vereins im Ganzen. Von diesem Manne aber wurden denn auch die Jünglinge zunächst angezogen und angeregt, die in Norddeutschland die ersten jener für unsre schöne Litteratur so wichtig gewordenen Dichterbündnisse zu Leipzig und zu Halle [4]) schlossen. Die übrigen litterarischen Kreise bildeten sich ganz frei und ohne irgend eine Anlehnung an einen der ältern Vereine in Städten, wo entweder dergleichen früher gar nicht bestanden hatten, wie in Zürich, Berlin, Halberstadt, oder wo man, wie in Göttingen, mit der vorhandenen Gesellschaft außer allem Verbande blieb. [5]) Die an Universitätsorten entstandenen, und bei seinem Zusammentreten auch der Züricher, zählten zu ihren Mitgliedern fast nur Jünglinge, die entweder noch studierten, oder erst vor Kurzem ihre akademische Bildung vollendet hatten; zu den andern gehörten, im Anfange wenigstens, nur jugendfrische Männer. In allen waren, außer den unmittelbar auf die vaterländische Litteratur gerichteten Zwecken, Hauptbindemittel heiter geselliger Verkehr und freundschaftliche Verbrüderung; in einigen,

---

S. 129 ff. und Litteraturbriefe Th. 16, S. 54 ff. — 4) Daß sich auch die Gründer der hallischen Schule zuerst an Gottsched anlehnten, wird bald näher angegeben werden. — 5) Die Göttinger d. Gesellschaft hatte unter Kästners Vorstandschaft 1762 so viel von ihrem ursprünglichen Character aufgeben müssen, daß die jungen Dichter, die sich zu Anfang der Siebziger in Göttingen um Boie vereinigten, nur um so weniger versucht sein konnten, zu ihr in irgend eine Art von Verhältniß zu treten. Vgl. Prutz, d. Göttinger Dichterbund S. 186. —

namentlich in den Vereinen zu Halle und Halberstadt, und zum Theil auch in dem Leipziger, bildeten sich das Freundschaftsbedürfniß und die Freundschaftshuldigungen zu einer Höhe von Leidenschaftlichkeit und Schwärmerei aus, bis wohin sich nur das Zeitalter der Empfindsamkeit und des subjectiven Gefühlsdranges versteigen konnte.[6]) Andere Bande wurden um die Glieder jedes Kreises durch die besondere Vorliebe und Verehrung für einzelne ausgezeichnete Dichter des Auslandes, des Alterthums und der Heimath geschlungen, wozu für einige, außer verschiedenen, jedem mehr eigenthümlichen Neigungen und Bestrebungen, noch die von ihnen gegründeten und besorgten Zeitschriften kamen. Diese wurden nun auch die Organe, durch welche die in den theils gleichzeitigen, theils auf einander folgenden Vereinsbestrebungen der jungen Schriftsteller erstarkende ästhetische Kritik und neu belebte Dichtung sich von dem J. 1721 bis in den Anfang der Siebziger Einfluß und Anerkennung in Deutschland verschafften.

§. 250.

Den ältesten dieser litterarischen Vereine, den Züricher,

---

6) Die sprechendsten Beweise dafür liefern die Briefsammlungen aus den Freundeskreisen von S. G. Lange (s. dessen „Sammlung gelehrter u. freundschaftlicher Briefe, 2 Thle. Halle 1769 f. 8.) und Gleim (besonders die abwechselnd in Prosa und Versen geschriebenen Briefe zwischen ihm und J. G. Jacobi. Berlin 1768. 8.; dann auch die von Gleim und Lange herausgegebenen „freundschaftlichen Briefe." Berlin 1746. 8. N. A. 17[illegible], so wie die §. 241, Anm. 1 u. §. 248, Anm. e angeführten, von W. Körte aus Gleims litterarischem Nachlaß herausgegebenen Briefsammlungen). Sehr bezeichnend für die Zeitstimmung ist u. a. eine Aeußerung Gleims an Lange aus d. J. 1747 (S. G. Lange Samml. gel. u. freundsch. Br. 2, S. 98): „Ja, in der That, es ist eine Enthusiasterei in der Freundschaft, wie unser Spalding sagt, die der Menschheit viel Ehre macht." Ich werde auf dieses Freundschaftswesen, welches besonders in dem gleimschen Kreise in eine ganz unausstehliche Tändelei und Schönthuerei ausartete, wohl noch weiter unten einmal zurückkommen.

stiftete Joh. Jac. Bodmer,[a]) der auch die eigentliche Seele desselben war. Schon 1719 hatte er mit seinem Freunde Joh. Jac. Breitinger[b]) den Plan dazu entworfen; nicht lange nachher führten sie ihn wirklich mit mehrern andern ihnen befreundeten Männern aus.[c]) Die Mitglieder versammelten sich allwöchentlich an einem bestimmten Tage; ihr nächster Zweck war nur eine gebildete Unterhaltung, besonders über moralische und litterarische Gegenstände, deren wesentlicher Inhalt jedesmal gleich niedergeschrieben wurde. Dieß führte sie aber zur Her-

---

a) Geb. 1698 zu Greifensee bei Zürich und auf dem Gymnasium dieser Stadt gebildet. Durch Opitzens Gedichte, die ihm vorzüglich zusagten, wurde er zuerst veranlaßt, sich eifriger auf die deutsche Sprache zu legen. Anfänglich für den geistlichen, dann für den Handelsstand bestimmt, sollte er sich, nachdem er 1718 Reisen nach Lyon und Genf gemacht, für sein Fach in einigen italienischen Orten ausbilden, wurde aber davon durch seine Vorliebe für die schöne Litteratur und für wissenschaftliche Beschäftigungen zu sehr abgezogen und darum 1719 wieder nach Hause berufen. Von hier aus verkehrte er viel mit seinen Freunden in Zürich, bis er im nächsten Jahre ganz dahin zog. Er studierte nun mit Eifer die Geschichte und die Rechte seines Vaterlandes, da er den Entschluß gefaßt hatte, sich zu einem Lehramt für diese Fächer vorzubereiten, vernachlässigte dabei aber nicht das Studium der alten und mehrerer neuen Sprachen, worauf er sich schon früher gelegt hatte. Im J. 1725 wurde er zum Professor der helvetischen Geschichte und der Politik ernannt und 1737 in den großen Rath zu Zürich aufgenommen. Als er sich 1775 von seinen Amtsgeschäften zurückzog, lebte er fortan auf einer Besitzung in der Nähe von Zürich, wo er sich aber, da sein Geist frisch blieb, und er einer dauernden Gesundheit genoß, noch fortwährend mit litterarischen Arbeiten abgab. Er starb erst 1783. — b) Geb. 1701 zu Zürich, wo er Theologie studierte und 1720 zum geistlichen Stande ordiniert wurde. Seine gründliche theologische und philologische Gelehrsamkeit verschaffte ihm 1731 die Professur der hebräischen Sprache am Gymnasium seiner Vaterstadt, und bald darauf wurden ihm auch die logischen und oratorischen Vorlesungen übertragen. 1745 bekam er zu seinem bisherigen Amte auch noch die Professur der griechischen Sprache und wurde Kanonikus des Stifts zum großen Münster. Er starb 1776. — c) Jördens 1, S. 126 nennt Zellweger, Zollikofer, Heinr. Meister und Keller von Maur. —

ausgabe einer Wochenschrift, die mit dem J. 1721 begann und, weil die Verfasser darin als Sittenmahler auftraten, den Titel „die Discurse der Mahler“ erhielt.[d]) Zum Muster hatten sie sich den „englischen Zuschauer“ genommen,[e]) den Bodmer bereits 1719 in einer französischen Uebersetzung kennen lernte und lieb gewann.[f]) Die Hauptzwecke der Zeitschrift waren nun zwar, vorhandene Sittenzustände zu beleuchten, besondere Sitten in einzelnen Characterbildern zu schildern und Interesse an der Besprechung von moralischen Gegenständen und gesellschaftlichen Verhältnissen überhaupt in den Kreisen der Männer- und Frauenwelt zu erwecken; indessen gieng man auch öfter auf Dinge ein, die der Litteratur näher lagen, auf

---

d) Diplomatisch genau lautet der Titel: „Die Discourse der Mahlern.“ 3 Thle, Zürich 1721 f.; auf dem vierten und letzten Theil, der 1723 erschien, war er geändert in „Die Mahler, oder Discourse von den Sitten der Menschen.“ Verfasser und Herausgeber nannten sich nicht, die einzelnen Stücke wurden aber mit den Namen berühmter Mahler unterzeichnet. Bei weitem die meisten rührten von Bodmer her, der sich gewöhnlich Rubeen (Rubens) nannte; die mit Holbeins Namen unterschriebenen Stücke sind bald von ihm, bald von Breitinger. Ueber das Verfahren der Gesellschaft bei der Wahl und Bearbeitung der Gegenstände für ihre Zeitschrift läßt sich das erste Stück aus. Ob sie im J. 1729 wirklich fortgesetzt wurde, wie in mehrern Büchern zu lesen ist, weiß ich nicht; in der Vorrede zu der von Bodmer 1746 in zwei Bänden besorgten und sehr verbesserten Umarbeitung, „Der Mahler der Sitten,“ ist davon nichts erwähnt, sondern nur auf die „moralischen Blätter, die vor 25 Jahren zuerst gedruckt worden,“ Bezug genommen — e) „The Spectator“ (von Steele und Addison), London 1711 ff. Vgl. über diese Zeitschrift, die mittelbar einen so großen Einfluß auf die deutsche Bildung und Litteratur in der ersten Hälfte des vor. Jahrh. ausgeübt hat, Schlosser 1, S. 501 f.; 505 – 509. — f) Er war Bodmern auf seiner Heimreise aus Italien in die Hände gefallen. Die dem ersten Theil der Discurse vorgesetzte Zuschrift „an den erlauchten Zuschauer der engeländischen Nation“ erklärt gleich von vorne herein, dieß Werk habe ihm seinen Ursprung, einen Theil seiner Methode und vielleicht alles dasjenige zu danken, was es Artiges habe.—

Sprache, Stil, Versbehandlung, auf die Kunst zu lesen, auf die Prüfung und Beurtheilung des Werths oder Unwerths der zu jener Zeit gelesensten deutschen Dichter rc. Und gerade die Stücke dieses Inhalts machten die Discurse, in einer so ungebildeten und schlechten Sprache sie auch geschrieben wurden, g) und so wenig sie sich sonst durch ihren Gehalt vor andern gleichzeitigen Wochenschriften auszeichneten, zu einer der bedeutendsten litterarischen Erscheinungen im dritten Zehntel des vorigen Jahrhunderts. Denn die ästhetische Kritik hatte hier, wie wir später sehen werden, nach ihren frühern schwachen Anfängen zuerst einen festern Standpunct gegenüber den Häuptern der zweiten schlesischen Schule gewonnen, deren Ansehn bis dahin noch immer unerschüttert geblieben war, die von nun an aber bald eben so tief in der Meinung sanken, wie sie früher darin hoch gestanden hatten. h) — Als

g) Wie Bodmer in der Umarbeitung der Discurse „zwar die Grundsätze und die Materie der ersten Arbeit behalten, dieselbe aber in eine sehr veränderte Form umgegossen, viele kleine Sätze, auch ganze Stücke verworfen, viele Sachen in einem andern Gesichtspunct gefasset, die ersten Abhandlungen mit neuen Vorstellungen vermehret, den Gedanken einen andern Schwung gegeben und endlich eine ziemliche Anzahl neuer Abhandlungen hinzugethan hat:" so hat er auch in der Sprache sehr wesentliche Verbesserungen vorgenommen, und man kann hier wohl am deutlichsten erkennen, welche großen Fortschritte er in der Sprachbehandlung von 1721 bis 1746 gemacht; und wie viel er dabei von Gottsched und den übrigen Norddeutschen gelernt hatte. — h) Gleich im Anfang der Vorrede zu der Umarbeitung der Discurse wird der Grund des Aufsehens, das dieselben bei ihrem ersten Erscheinen gemacht, besonders in der Schwäche der übrigen gleichzeitigen Wochenschriften gesucht. „Nicht wenig," heißt es dann aber, „mag auch dazu beigetragen haben die freie Beurtheilung der berühmtesten Poeten Deutschlands, welche für die sächsischen und schlesischen Leser etwas schier Unerhörtes und Widersinnisches war. Die Verfasser hatten mit denselben eine neue Rangordnung vorgenommen, indem sie Opitzen wieder auf den Gipfel gesetzet, von welchem ihn Amthor, Menantes und Neukirch verdrungen hatten. Sie hatten die fürchterliche Anzahl der deutschen Poeten bis auf zweene oder

bereits 1722 die meisten Mitarbeiter an den Discursen von Zürich schieden, hörten diese zwar bald nachher auf; keineswegs jedoch erlosch damit auch das geistige Leben, das Bodmer und Breitinger in Zürich geweckt hatten. [i]) Beide, zeitlebens treu verbunden, blieben in rastloser litterarischer Thätigkeit, ja dieselbe fieng nun erst, besonders seit dem J. 1740 an, für Deutschland die rechte Wichtigkeit zu erlangen. [k]) In der Nähe regten sie neue Kräfte an und verbündeten sie sich; in die Ferne wirkten sie durch ihre Schriften und ihre Briefe und besonders auch durch ihre Schüler, die zwischen ihnen und den norddeutschen Schriftstellern die engere Verbindung vermittelten. [l]) In Bodmers gastlichem Hause verlebte Klopstock die zweite Hälfte des Jahres 1750 und den Anfang des folgenden; auf noch längere Zeit und zu noch traulicherer Gemeinschaft kehrte bald nachher Wieland bei ihm ein. Damals

breit hinuntergesetzet, und man fand bei ihnen ganz andere Grundsätze der Poesie, als man in den gewöhnlichen Kunstbüchern gelesen hatte. — i) Vgl. Gervinus 4, S. 52 ff. — k) Das Nähere darüber im vierten Abschnitt. — l) Sulzer, 1743 aus der Schweiz nach Magdeburg kommend und vier Jahre später in Berlin angestellt, wurde, da er bald zu dem hallischen Kreise in ein sehr nahes Verhältniß trat, „der Unterhändler zwischen den Verbesserern des Geschmacks seines alten und neuen Vaterlandes." (Hirzel an Gleim über Sulzer den Weltweisen. 2 Abtheil. Zürich 1779. 8. 1, S. 79). Als der Züricher H. C. Hirzel sich 1747 in Potsdam aufhielt, von wo er auch häufig Berlin besuchte (Jördens 2, S. 433), schrieb Bodmer an ihn (Briefe der Schweizer rc. herausg. von Körte, S. 45): „Ich sehe Sie öfters in meinen Gedanken als einen Gesandten der zürcherischen Kunstrichter zu den brandenburgischen Musen an, und ich habe schon Proben genug, daß durch Ihre kluge Vermittelung die Herzen derjenigen, welche an der Elbe und der Limmat den Musen opfern, auf's genaueste vereinigt worden sind, wodurch das finstere Reich der Teutobochs (Gottscheds und seines Anhangs) nothwendig geschwächt und seinem Untergange näher gebracht werden muß." Auch der übrige Inhalt des Briefes zeigt, wie viel Bodmern daran lag, mit den bessern Schriftstellern Norddeutschlands (namentlich den Leipzigern) Verbindungen anzuknüpfen. —

(1752) standen hinter Zürich andere Städte, die später die bedeutendsten in unserm Litteraturleben wurden, noch weit zurück in der Bildung,[m]) und etwa dreißig Jahre nachher, wo Bodmer auch noch lebte und zu schreiben nicht müde ward, wiewohl die Zeit seines Ruhms und seines die Litteratur fördernden Einflusses schon längst vorüber war, war wenigstens die Zahl der Schriftsteller daselbst, die sich in allerlei Gesellschaften zusammengethan hatten, so groß, daß gewiß nur äußerst wenige deutsche Städte eben so viele aufweisen konnten.[n]) — Auch in andern Theilen der protestantisch-deutschen Schweiz regten sich die Geister: nicht wenige unter den Männern, deren Namen in der Geschichte der Litteratur und Bildung unsers Volks hervortreten, wie Haller, Sulzer, Geßner, Iselin, Zollikofer, Zimmermann, Lavater, Salis, Pestalozzi, J. von Müller, haben wir der Schweiz zu danken.

§. 251.

Leipzig konnte im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts, so klein es auch war, für die deutsche Litteratur und Bildung doch als die bedeutendste unter allen unsern Städten gelten. Als Sitz einer der blühendsten Hochschulen, die damals vor

---

m) Gegen Ende des J. 1752 schrieb E. Chr. von Kleist an Gleim (Kleists Leben, vor der Ausg. seiner Werke von W. Körte, Berlin 1825. 12. 1, S. 47 f.): „Zürich ist wirklich ein unvergleichlicher Ort, nicht nur wegen seiner vortrefflichen Lage, die einzig in der Welt ist, sondern auch wegen der guten und aufgeweckten Menschen, die dort sind. Statt daß man in dem großen Berlin kaum drei bis vier Leute von Genie und Geschmack antrifft, findet man in dem kleinen Zürich mehr als zwanzig bis dreißig derselben. Es sind zwar nicht lauter Ramler; allein sie denken und fühlen doch alle, haben Genie und sind dabei lustige und witzige Schelme." — n) „Man zählt an die achthundert am Leben, die etwas haben drucken lassen." Brief Heinse's an F. H. Jacobi aus d. J. 1780 in Körte's Ausg. der Briefe zwischen Gleim zc. 2, S. 94.

allen übrigen die Studierenden aus den höhern Classen an sich zog, als Heerd des deutschen Buchhandels und der gelehrten Journalistik, und als der vornehmste Handelsplatz im Binnenlande, wo die vielseitige Berührung der gebildetern Stände unter einander und der Verkehr mit den vielen Fremden, welche alljährlich mehrmals die Messe dahin führte, die Sitten abschleifen, den Ton der guten Gesellschaft verfeinern und schmeidigen mußten, wo endlich ein verbessertes Bühnenwesen eher als an den meisten andern Orten in Deutschland zu einem Bedürfniß wurde: war diese Stadt zugleich für die Interessen der Litteratur und des Lebens ein Einigungspunct, wie er sich zu jener Zeit nirgend anderwärts bei uns vorfand.[1] Hier konnte daher auch am allerersten einem Manne die Idee von einer deutschen Gesammtlitteratur aufgehen, und war sie einmal erfaßt, von hieraus durch ihn auch am nachdrücklichsten darauf hingearbeitet werden, daß in das deutsche Litteraturleben, wie es war und wurde, Zusammenhang und Einheit käme, damit jene Idee verwirklicht würde. Dieser Mann fand sich in Joh. Christoph Gottsched,[2])

---

1) Vgl. Danzel, „G. E. Lessing, sein Leben und seine Werke." Leipzig 1850. 1, S. 49 f.; Schlosser 1, S. 622 f. und Prutz, Gesch. d. deutsch. Journalismus 1, S. 355 f. — 2) Geb. 1700 zu Judithenkirch bei Königsberg in Pr. Er war erst vierzehn Jahre alt, als er die Königsberger Universität bezog, um Theologie zu studieren; er verwandte indeß seinen Fleiß weniger darauf als auf Sprachen, Philosophie und die sogenannten schönen Wissenschaften. In der Dichtkunst wurde Pietsch (vgl. §. 210, Anm. 15) sein Lehrer, in der Philosophie hielt er sich an Chr. Wolffs Lehre, seitdem er im J. 1720 mit dessen Schriften bekannt geworden war. Er war bereits Magister und Privatdocent, als er der Gefahr, wegen seines stattlichen Wuchses in ein preussisches Regiment gesteckt zu werden, ausweichend, zu Anfang des J. 1724 von Königsberg nach Leipzig flüchtete. Hier wurde er bald von J. B. Mencke (vgl. §. 183, Anm. h), dem er empfohlen worden, zum Aufseher seiner Bibliothek und zum Privatlehrer seines ältesten

der sich bald nach der Stiftung des Züricher Vereins in Leipzig niederließ. Als ein Schüler von Pietsch trug er in diese Stadt den Geist der alten brandenburg=preußischen Dichterschule von Canitz, Besser, Neukirch hinüber, und als ein Anhänger von Chr. Wolff brachte er zugleich die neue philosophische Lehrart in Sachsen zur Geltung, beides zu einer Zeit, wo in Preußen unter Friedrich Wilhelm I. die schöne Litteratur eher auf Ungunst als auf Schutz zu rechnen hatte und Wolff den Verfolgungen der Pietisten hatte weichen müssen. Sein Glück fügte es, daß er in Leipzig zuerst mit dem Manne in eine nähere Verbindung trat, der sich unter den dortigen Liebhabern der Dichtkunst der Berliner Schule am meisten verwandt fühlte, mit Wolff in gelehrtem Verkehr stand,[3]) einer der ein=

Sohnes erwählt. Noch im Herbst desselben Jahres habilitierte er sich an der Universität, und zu Ostern 1725 fieng er an Vorlesungen zu halten, die erste über die leibnitz=wolffische Philosophie. 1729 lernte er auf einer Reise in die Heimath zu Danzig seine nachherige Gattin und „geschickte Freundin" L. A. V. Kulmus kennen, in der er seit 1735, wo sie sich erst verheirathen konnten, die fleißigste und treuste Gehülfin bei seinen litterarischen Unternehmungen erhielt. Unterdessen war er zu Anfang des J. 1730 zum außerordentlichen Professor der Poesie und 1734 zum ordentlichen Professor der Logik und Metaphysik ernannt worden. Die Zeit seines höchsten litterarischen Ruhmes und seiner fast unbestrittenen Alleinherrschaft im deutschen Litteraturreiche fiel zwischen 1729 und den Anfang der Vierziger. Er starb kurz vor Ablauf des J. 1766. — Das Gründlichste und Umfassendste über Gottscheds litterarische Thätigkeit, seine Verbindungen, seinen Einfluß auf die deutsche Bildung und Litteratur, seine Verhältnisse zu Freunden und Feinden rc. findet man in dem vortrefflichen Buche „Gottsched und seine Zeit" von Danzel. Wenn die anfänglich sehr überschätzten, späterhin ganz ungebührlich herabgesetzten Verdienste des merkwürdigen Mannes in neuester Zeit auch schon anderweitig eine unbefangnere Würdigung und gerechtere Anerkennung gefunden hatten, namentlich von Schlosser und Gervinus, so hat sie doch niemand gründlicher ermittelt und vorurtheilsfreier in das gehörige Licht gesetzt, als der für die Wissenschaft und seine Freunde viel zu früh verstorbene Verfasser jenes Buchs. — 3) Vgl. Danzel

flußreichsten Lehrer an der Universität und dabei das Haupt der deutschübenden poetischen Gesellschaft war.[4]) In diesen Verein ließ sich Gottsched nun aufnehmen, und nicht lange, so war er der eigentliche Leiter und Ordner desselben.[5]) Zunächst diese Stellung, die seit der von ihm mit der Gesellschaft vorgenommenen Umgestaltung erst ihre rechte Wichtigkeit erhielt, sodann sein akademisches Lehramt, seine Schriften, seine unmittelbare Wirksamkeit in eigens von ihm gebildeten Vereinen,[6]) so wie seine weitverzweigte mittelbare durch die deut-

S. 12. — 4) Vgl. §. 183, S. 508 f. — 5) Wahrscheinlich erfolgte Gottscheds Eintritt bald nach seiner Ankunft in Leipzig. Zu dem, was über die Geschichte der Gesellschaft bis zu der Zeit, da Gottsched ihr Senior wurde und sie umgestaltete, in §. 183 und den Anmerkungen dazu gesagt und citiert ist, finden sich reichhaltige Ergänzungen bei Danzel S. 79—82, von wo an sehr ausführliche Mittheilungen über deren fernere Geschichte folgen. Was ihre Umgestaltung durch Gottsched betrifft, so hebt Danzel besonders zweierlei hervor. Erstens nämlich sollten, was früher nicht geschah, fortan auch auswärtige Mitglieder aufgenommen werden können, und zwar sollte man bei der Wahl neuer Mitglieder das Augenmerk vornehmlich auf solche richten, die von Adel oder graduiert wären oder in Bedienungen stünden, oder sonst von besonderer Geschicklichkeit wären. Zweitens gieng Gottsched darauf aus, daß nicht mehr, wie vorher, fast nur poetische Uebungen Statt fänden, sondern auch prosaische. So breitete die Gesellschaft ihre Wirksamkeit nicht bloß äußerlich viel mehr aus, sondern auch innerlich erweiterten sich ihre Zwecke dadurch bedeutend, daß sie auf jede der beiden Hauptdarstellungsformen der deutschen Litteratur nun gleichmäßig gerichtet waren. Demnach sollte die deutsche Gesellschaft wenigstens annäherungsweise das für unser Litteraturwesen werden, was die französische Akademie für das französische war. Gottsched blieb nur bis zum J. 1738 in der Gesellschaft: in Folge eines Verdrusses, den er hatte, legte er das Senioramt nieder und trat, als die Bitte der Mitglieder um die Wiederannahme ausblieb, ganz aus dem Verein. Daß er später wieder eingetreten sei, läßt sich mehr nur vermuthen als streng beweisen. Jedenfalls war die Blüthezeit der deutschen Gesellschaft in Leipzig mit Gottscheds Austritt zu Ende; sie gerieth bald in tiefen Verfall. — 6) Die „Rednergesellschaft" bestand schon in der Zeit seines höchsten Ruhmes; als er auf ihrer Grundlage 1752 in Leipzig „die Gesellschaft der freien Künste" stiftete (über die Danzel S. 113 f. berichtet), war sein Ansehen schon

schen Gesellschaften in andern Städten,[7]) endlich das ganz eigenthümliche Verhältniß, in welchem er eine Zeit lang zu der besten damaligen Bühne in Deutschland stand,[8]) machten es ihm möglich, sich allmählig einen so außerordentlichen Einfluß auf das gesammte deutsche Litteraturwesen zu verschaffen, daß er dasselbe in der That ungefähr anderthalb Jahrzehnte hindurch von Leipzig aus dictatorisch beherrschte. Von welchen Grundsätzen er als Lehrer der Dicht- und Redekunst, als Sprachbildner, Dichter und Reformator der deutschen Bühne ausgieng, wie er sie zur Anwendung brachte, was er damit im Besondern erreichte, und wie er zuerst nur von Einzelnen Widerspruch erfuhr, nach und nach aber Alle, die vorwärts strebten, ihm den Rücken wandten und nichts mehr von ihm wissen wollten, davon an anderer Stelle. Eine Art von Einheit hatte er wirklich in die deutsche Litteratur gebracht,[9]) und der Gewinn, den sie daraus gleich zog, gieng ihr auch in der Folge nicht verloren, obschon das Princip, von dem Gottsched bei seinen dahin zielenden Bestrebungen ausgegangen war, und worauf er immerwährend zurückkam, viel zu starr

---

lange tief gesunken und sein Einfluß außerhalb des engern Kreises um ihn nur noch sehr geringe. — 7) In nächster und unmittelbarster Verbindung stand er mit der Königsberger, die 1742 in's Leben trat (Danzel S. 108 ff.). In dem Streite der Leipziger und Schweizer hielten nicht alle deutschen Gesellschaften zu den erstern; namentlich trat ihnen die Greifswalder entgegen (vgl. §. 249, Anm. 3). — 8) Davon das Nähere weiter unten; ganz im Allgemeinen ist das Verhältniß Gottschebs zu der neuberischen Schauspielertruppe bekannt genug. — 9) Daß er zuerst die Idee der deutschen Litteratur in ihrer Gesammtheit erfaßt hat, ist von Danzel S. 76—78 sehr schön nachgewiesen; wie er, von dieser Idee geleitet, sein Leben lang darauf hinarbeitete, eine Zusammenfassung der Litteratur zu einer Einheit zu bewirken, wird zwar nicht an einer besondern Stelle des Buchs dargethan, allein der Inhalt der ganzen Darstellung läßt sich der Hauptsache nach in dieses Ergebniß zusammenfassen.

und unfruchtbar, viel zu einseitig formell und in die bloß mechanische Regel gelegt, viel zu sehr einer fremden, mehr künstlich und willkürlich gemachten, denn naturgemäß gewordenen Litteratur abgeborgt war, als daß es nicht nothwendig hätte bekämpft und beseitigt werden müssen, sobald Leben, Fluß und echter Gehalt in unsere Litteratur kommen sollte.

§. 252.

Wie die Schweizer, so hatte auch Gottsched seine schriftstellerische Laufbahn für das größere Publicum in einem Wochenblatt nach der Art des englischen Zuschauers [a]) eröffnet. Es erschien im J. 1725 unter dem Titel „die vernünftigen Tadlerinnen", an die sich dann zwei Jahre später als Fortsetzung „der Biedermann" schloß. [b]) Mehr schon den Character

a) Gottsched hielt immer sehr viel von dem Zuschauer und empfahl ihn bei vielen Gelegenheiten (an der deutschen Uebersetzung, die davon zu Leipzig 1739—43 erschien, und die zum größten Theil von seiner Gattin gefertigt war, hat auch er gearbeitet, nebst noch einem Dritten). Um so mehr schien es ihm daher Pflicht, vor dem 592. Stück desselben zu warnen und die Ansichten über dramatische Kunst, die er darin fand, und die den seinigen schnurstracks entgegen liefen, ausführlich zu widerlegen, damit „die Feinde der strengen theatralischen Regeln" daraus keinen Vortheil gegen ihn ziehen möchten. (Vgl. Beiträge zur krit. Historie ꝛc. Bd. 8, S. 143 ff.) — b) Die erste dieser Wochenschriften erschien in zwei Theilen, Halle und Leipzig 1725 f. gr. 8. und ward öfter aufgelegt; die andere, gleichfalls in zwei Bänden, kam zu Leipzig 1727 f. 4. heraus. Als Gottsched „die vernünftigen Tadlerinnen" schrieb, kannte er bereits die Discurse der Mahler, ja sie hatten ihn wahrscheinlich erst auf den Gedanken gebracht, selbst ein ähnliches Blatt herauszugeben. Gleich das erste Stück spielt auf sie an, und sehr anerkennend, wiewohl sein Lob verständig beschränkend, läßt er sich über sie im 14. Stücke des zweiten Theils vernehmen, nachdem er über den Mangel einer gerechten und gründlichen Kritik in Deutschland geklagt und diesen Mangel als die Hauptursache des Zurückbleibens der deutschen Litteratur gegen die ausländischen bezeichnet hat. Er findet nämlich, daß „in der Schweiz etliche muntere Köpfe einen guten Anfang zu öffentlichen Beurtheilungen" litterarischer Werke gemacht. „Sie haben

eigentlicher Litteraturzeitungen oder sprach- und litterargeschichtlicher Magazine hatten seine drei übrigen Zeitschriften, die er in den Jahren 1732 bis 1762 hintereinander herausgab, die „Beiträge zur kritischen Historie der deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit", c) der „neue Büchersaal der schönen Wissenschaften und freien Künste" d) und „das Neueste aus der anmuthigen Gelehrsamkeit", e) von denen die „Beiträge" rc.

---

die gebundene und ungebundene Beredsamkeit vorgenommen und in manchem großen Poeten und Redner Schnitzer gewiesen, die vorhin niemand bemerkt hatte." — Es sei nicht zu sagen, was sie bereits an verschiedenen Orten für Gutes gestiftet. Ein einziges habe diesen geschickten Mahlern nur gefehlt, das Vermögen, sich in einer reinen hochdeutschen Schreibart auszudrücken. — c) Sie erschienen in 32 Stücken oder 8 Bänden, Leipzig 1732—44. 8. (Ueber den Inhalt vgl. Jördens 2, S. 227 ff.) Auf dem Titel des 1—5. Bandes steht „herausgegeben von einigen Mitgliedern der deutschen Gesellschaft in Leipzig," auf dem der drei letzten dagegen „herausg. von einigen Liebhabern der deutschen Litteratur." Diese Aenderung nahm Gottsched vor, als er sich mit der deutschen Gesellschaft entzweit hatte. Er hatte die Beiträge, wie er sich in der Vorrede zum 6. Bande selbst ausspricht, nie als der Gesellschaft angehörig anerkannt, weil er sie allein in Verbindung mit einem gewissen Lotter gegründet; daher behielt er sie auch als seine Zeitschrift nach dem J. 1738. (Näheres über die Verhandlungen, die er deshalb mit der Gesellschaft hatte, bei Danzel S. 104 ff.) Daß übrigens nur wenige Mitglieder jenes Vereins daran vor dem Zerwürfniß mitgearbeitet haben, wird ausdrücklich in der Vorrede zum 5. Bande bemerkt und zugleich deren Verzeichniß gegeben; auch Bodmer befindet sich darunter. — d) Zehn Bände, Leipzig 1745—50. 8. Diese Monatsschrift sollte nach der Vorrede von den wichtigsten neuen Schriften aus den Fächern der Dichtkunst und Beredsamkeit, der Geschichte und der Alterthümer, über Musik, Mahlerkunst und Sprachkunst kurze Auszüge geben, und zwar sollten nicht bloß deutsche, sondern auch englische, französische und italienische Sachen berücksichtigt werden — e) Zwölf Bände, Leipzig 1751—62. 8. Im Grunde nichts anders als eine Fortsetzung des neuen Büchersaals unter geändertem Titel, nur daß hier die Grenzen der Gegenstände, über die Auskunft ertheilt werden sollte, etwas weiter gesteckt waren, indem namentlich auch „kleinen Gedichten oder artigen Abhandlungen von den schönen Wissenschaften" oder Mittheilungen über „eine neue Erfindung oder eine Beobachtung besonderer Natur-

entschieden das beste unter allen gleichzeitigen Blättern waren und unter den gottschedischen noch jetzt für die Geschichte der deutschen Sprache und Litteratur das werthvollste sind. Seine beiden Wochenblätter schrieb er noch ganz allein, f) bei den mehr gelehrten Zeitschriften dagegen hatte er Mitarbeiter in der Nähe und Ferne; in Leipzig selbst vornehmlich unter seinen Schülern. Von diesen hatte unterdessen einer, Joh. Joach. Schwabe, g) der sich immer als Gottscheds ergebensten Anhänger und Verehrer bewies, in Verbindung mit mehrern andern schon im J. 1741 selbst eine Monatsschrift gegründet, die „Belustigungen des Verstandes und Witzes". h) Zur Unterhaltung und Belehrung zugleich bestimmt, sollte sie eigentlich nur allerhand dahin zielende poetische und prosaische Sa-

---

begebenheiten" ein Raum offen gelassen war. — f) Dieß könnte nach der Vorrede zu der Ausg. von 1738 zweifelhaft sein, indem darin bald von „den Verfassern," bald von „dem Verfasser" die Rede ist. Ich glaube indeß aus dem ganzen Zusammenhange schließen zu dürfen, daß der erste Ausdruck nur eine Figur ist, weil die einzelnen Blätter ursprünglich mit den Namen verschiedener fingierter Verfasserinnen unterzeichnet waren. Daß die beiden Stücke N. 8 u. N. 29 des ersten Theils dieser Ausgabe, welche Frau Gottsched verfaßt hat, von ihrem Gatten nicht schon 1725 in sein Blatt aufgenommen werden konnten, würde schon aus ihrer erst vier Jahre später erfolgten Bekanntschaft sich ergeben, wenn es Gottsched auch nicht ausdrücklich in dem Widmungsschreiben an seine Gattin vom 19. April 1738 erwähnte. — g) Geb. 1714 in Magdeburg; lebte, nachdem er in Leipzig studiert, daselbst als Hofmeister in verschiedenen Häusern, bis er 1765 Professor und Universitätsbibliothekar wurde. Er starb 1784. Seine Schriftstellerei bestand hauptsächlich im Uebersetzen. Vgl. Gudens chronol. Tabellen rc. 3, S. 14 f. — h) In acht Bänden, Leipzig 1741—45. 8. Unter den ersten Mitarbeitern befanden sich J. E. Schlegel, Gellert, Rabener, Kästner, Straube, die damals in Leipzig beisammen waren. (Vgl. J. E. Schlegels Werke 5, S. XXVIII.) Auch Gärtner, Mylius, Zernitz, J. A. Cramer, J. A. Schlegel, Zachariae, Ebert, K. A. Schmid, Uz und E. Chr. v. Kleist lieferten Beiträge. Vgl. hierzu Manso in den Nachträgen zu Sulzer rc. 8, S. 67 ff. —

chen geringern Umfanges geben; [i]) da indeß damals der Streit zwischen den Leipzigern und den Zürichern schon heftig zu werden anfieng, so schlichen sich in sie auch bald Ausfälle und Streitschriften des gottschedischen Anhanges gegen die Schweizer Kritiker ein. Dieß, und weil es der Herausgeber an Strenge bei der Wahl der aufzunehmenden Stücke überhaupt fehlen ließ, veranlaßte mehrere der begabtesten unter den Mitarbeitern, sich von diesem Unternehmen ganz loszusagen und sich zur Herausgabe eines andern Blattes zu vereinigen, das seit dem J. 1744 unter dem Titel „Neue Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes" erschien und bald unter der kürzern und gangbarern Bezeichnung der „Bremer Beiträge" berühmt wurde. [k]) Die poetischen und prosaischen Stücke,

---

i) Die Absicht war, zufolge der Ankündigung in den Beiträgen zur krit. Historie rc. Bd. 7, S. 350 f., allerhand kleine Schriften, zur Weltweisheit, Beredsamkeit und Dichtkunst gehörig, und die sich einzeln verloren hätten oder vielleicht gar nicht an's Licht gekommen wären, zu sammeln. Es sollte also diese Monatsschrift kleine Abhandlungen, Reden, Gespräche, Gedichte, Fabeln, Oden, Träume, auch wohl galante Briefe und artige Liebeslieder in sich halten. Demnach würde sie zwar dem französischen Mercure galant in etwas, aber doch nicht in allem ähnlich sein. Politische Zeitungen nämlich, Nachrichten von neuen Büchern, Räthsel, Endreime, Sonette, Rondeaux, Virelays, Vaudevilles, Rebus „und andere französische Lappereien" sollten ausgeschlossen bleiben. — k) Die Geschichte von der Entstehung und Verfassung des Leipziger Vereins, der die Bremer Beiträge herausgab, berichtet am genauesten Chr. Fel. Weiße in Rabeners Leben (zuerst vor der Ausg. von Rabeners Briefen, Leipzig 1772. 8. S. XXXVI ff.; dann vor dessen sämmtl. Schriften 1, S. 25 ff.). Vgl. auch Danzel, Gottsched rc. S. 156; 255 ff. — Den Verlag der Beiträge übernahm ein Bremer Buchhändler; daher, und weil die Verfasser, um sich zu verbergen, die Vorrede vor dem ersten Stück von Bremen aus datiert hatten, die üblichste Benennung. (Auf dem Titel standen übrigens Bremen und Leipzig neben einander als Verlagsorte.) Nach dieser Vorrede beabsichtigten die Verfasser, die Liebe zu den Werken der Dichtkunst und Beredsamkeit allgemeiner zu machen und ihre Leser dabei zu vergnügen. Besonders wollten sie sich bemühen, durch ihre Blätter „dem Frauenzimmer zu ge-

die darin Aufnahme fanden, erregten gleich bei ihrem Bekanntwerden das größte Aufsehen in Deutschland; sie verkündigten mit zuerst, so bescheiden ihr Verdienst auch an und für sich war, den Anbruch der neuen und bessern Zeit unsrer Dichtung und schönen Prosa und trugen ganz erstaunlich viel dazu bei, daß besonders unter den mittlern Ständen die Bildung sich allgemeiner verbreitete, der Geschmack sich veredelte und ein lebendigeres und höheres Interesse an der schönen Litteratur erwachte. Den ersten Anstoß zur Gründung der Beiträge hatte Karl Christian Gärtner[1]) gegeben, der auch den Plan

---

fallen und nützlich zu sein." (Das war schon ein Hauptzweck des englischen Zuschauers und der ältern deutschen Wochenschriften gewesen.) Der Zuschauer habe bereits die Anmerkung gemacht, daß man seine Schriften gar nicht nachlässig verfertigen dürfe, „wenn sie den feinsten unter den vernünftigen Seelen gefallen sollten:" wenn sie sich demnach vorgesetzt hätten, munter zu sein, so würden vernünftige Leser wohl wissen, daß man in einem gewissen Verstande gar nicht scherzhaft sein könne, wenn man nicht zuvor auf der Studierstube eine lange Zeit ernsthaft gewesen sei. Auch sollten ihre ernsthaften Stücke zeigen, daß sie nicht immer lachten. Vor Streitschriften dürften sich die Leser nicht fürchten, obgleich bescheidenen Beurtheilungen über andere Schriften die Aufnahme nicht schlechthin verwehrt sein sollte. Es gäbe genug kriegerische Gegenden, und man würde schon noch ausmachen, unter welchem Himmelsstrich der gute Geschmack seine meisten Anhänger habe. Sie selbst wollten friedlich zusehen. Endlich verhießen sie nicht lauter deutsche Originalwerke; auch einigen Uebersetzungen oder freien Nachahmungen ausländischer Schriftsteller sollte der Platz nicht versagt sein. — Traten die Verfasser der Beiträge mit ihrer Sinnesweise und ihren Strebungen nun auch sogleich in eine Art gegensätzlichen Verhältnisses zu Gottsched, das weiter unten noch etwas näher bezeichnet werden wird, so gestaltete sich dasselbe doch nie zu einem eigentlich feindseligen, ja mehrere von ihnen blieben mit ihm sogar in einer gewissen freundschaftlichen Verbindung (vgl. Danzel S. 257 ff.). — 1) Geb. 1712 zu Freiberg im Erzgebirge; befreundete sich schon auf der Fürstenschule zu Meißen mit Gellert und Rabener, die nur um wenige Jahre jünger waren, und alle drei wurden wahrscheinlich gleich da, wo die Schüler in Nachahmung des Palmenordens bereits im 17. Jahrh. eine Art von poetischer Gesellschaft gestiftet hatten, die aber 1684 beschränkt ward,

dazu entwarf, nachher die Herausgabe leitete und, obgleich er nur wenig Eigenes lieferte, doch als der älteste und urtheilsfähigste der einigende Mittelpunct des sich bei dem Unternehmen betheiligenden Dichterkreises blieb.[m]) Ihm hatten sich

---

zu ihrer nachherigen Schriftstellerei angeregt (vgl. C. A. Diller, Erinnerungen an G. E. Lessing. Meißen 1841. 8. S. 82 und Danzel, Lessing ꝛc. 1, S. 41). Auf der Universität zu Leipzig fanden sich die Freunde wieder zusammen. Unter Gottschedś Aufsicht arbeiteten Gärtner, Gellert und andere, die sich nachher an den Beiträgen betheiligten, mit an der Uebersetzung von Bayle's Wörterbuch (vgl. Jördens 2, S. 225), und Gärtner insbesondere lieferte, bevor er die Bremer Beiträge gründete, außer verschiedenen Sachen für die Belustigungen des Verstandes und Witzes auch noch die Uebersetzung einiger Bände von Rollins Geschichte. 1745 gieng er von Leipzig als Führer zweier jungen Grafen nach Braunschweig; schon im nächsten Jahre wurde er auf Jerusalems Vorschlag beauftragt, an dem dortigen, erst kurz zuvor errichteten Collegium Carolinum die deutsche Sprache zu lehren (vgl. den Brief bei Danzel, Gottsched ꝛc. S. 261), und 1748 erhielt er an dieser Anstalt die Professur der Beredsamkeit und der Sittenlehre. 1775 wurde ihm ein Kanonikat und 1780 der Hofrathstitel verliehen. Er starb 1791. —

m) Die Gesetze dieses Vereins, wie sie Weiße angibt, waren im Wesentlichen folgende. Der Herausgeber sollte bloß die Angelegenheiten mit dem Verleger besorgen, aber außerdem in Absicht auf die einzurückenden Stücke vor seinen Mitarbeitern kein Recht voraus haben und seine eigenen Arbeiten gleicher Kritik und Entscheidung als die übrigen unterwerfen. Kein Mitarbeiter solle ohne Bewilligung der andern dazu gezogen werden, die Aufnahme eines Stücks immer von der Zustimmung der Mehrheit abhängen, jedes von allen Mitarbeitern kritisiert und in jedem nach der Entscheidung der Mehrheit das Mißliebige gestrichen oder geändert werden; wer sich dieser Censur in einem vorliegenden Falle nicht fügen wolle, dürfe so lange auch nicht auf den Abdruck der vorgelegten Arbeit in dem Vereinsblatte rechnen. Endlich solle keinem Stück der Name seines Verfassers beigefügt werden. — Die Ausführung dieser Gesetze brachte es mit sich, daß die Verfasser der Beiträge, die in Leipzig anwesend waren, häufig zusammenkamen: es geschah dieß allwöchentlich an bestimmten Tagen in einem festgesetzten Umlauf. (Vgl. auch Jördens 4, S. 522 f.) — Gärtner leitete vorzugsweise die Herausgabe von 1744—48. Es erschienen in dieser Zeit vier Bände in 8, jeder zu 6 Stücken. Daran schloß sich die „Sammlung vermischter Schriften von den Verfassern der neuen Bei-

gleich Joh. Andr. Cramer n) und Joh. Adolf Schlegel o) zugesellt. Gottlieb Wilh. Rabener p) trat hinzu;

---

träge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes," Leipzig 1748—52, in drei Octavbänden: sie wurde zuerst von Cramer, dann von J. A. Schlegel und Gisete herausgegeben. Unterdessen hatte sich auch J. M. Dreyer (ein Hamburger, der von 1716—1769 lebte und mancherlei schlechte Sachen schrieb; vgl. Jördens 6, S. 22 ff.) der Herausgabe eines fünften und sechsten Bandes der „neuen Beiträge ꝛc." unterzogen, wovon einzelne Stücke von 1748—59 erschienen. Die darin enthaltenen Sachen sind indeß zumeist in einem ganz andern, viel schlechtern und gemeinern Geiste geschrieben als der ist, der in den vier ersten Bänden herrscht. Vgl. darüber K. Goedeke, elf Bücher deutscher Dichtung ꝛc. Leipzig 1849. gr. 8. 1, S. 559. — n) Geb. 1723 zu Jöhstädt im Erzgebirge, kam auf die Fürstenschule zu Grimma, von wo er 1742 die Universität Leipzig bezog. Er mußte hier, um sich durchzuhelfen, zu mancherlei Erwerbsmitteln greifen, was ihn schon früh der Schriftstellerei zuführte. 1745 wurde er Magister und fieng an Vorlesungen zu halten; 1748 erhielt er eine Predigerstelle auf einem Dorfe bei Weißenfels (vgl. Pischon, Denkmäler ꝛc. 4, S. 195 Note 1), wurde zwei Jahre darauf als Oberhofprediger und Consistorialrath. nach Quedlinburg und 1754, auf Klopstocks Empfehlung, als Hofprediger nach Kopenhagen berufen, wo er später auch noch Professor der Theologie an der Universität wurde. Kränkungen, die er nach Friedrichs V. Tode erfuhr, veranlaßten ihn, 1771 von Dänemark zu scheiden und als Superintendent nach Lübeck zu gehen; als sich aber die Verhältnisse in jenem Lande wieder geändert hatten, nahm er 1774 die ihm angebotene erste theologische Professur an der Kieler Universität an, wurde nach und nach auch noch Procanzler, Canzler und Curator derselben und starb 1788. — o) Geb. 1721 zu Meißen, erhielt, wie sein älterer Bruder Joh. Elias, seine Schulbildung in Pforte, von wo er jenem, der bereits 1739 abgegangen war, zwei Jahre später nach Leipzig folgte. Hier blieb er bis 1746, von wo ab er theils als Hauslehrer in einer kleinen sächsischen Stadt, theils wiederum in Leipzig, mit litterarischen Arbeiten beschäftigt, theils bei seinem Freunde Cramer auf dem Lande lebte. 1751 wurde er als Lehrer und Diakonus in Pforte, drei Jahre nachher als erster Prediger und Gymnasialprofessor in Zerbst und 1759 als Prediger in Hannover angestellt. Seit dem J. 1775 erweiterte sich hier sein Wirkungskreis noch, indem er Consistorialrath, Generalsuperintendent und erster Pastor an der Neustädter Hof- und Stadtkirche wurde. Er starb 1793. (August Wilhelm und Friedrich Schlegel waren seine Söhne.) — p) Geb. 1714 zu Wachau bei Leipzig, kam 1728 auf die Fürstenschule zu Meißen

sobald Hand ans Werk gelegt werden konnte, worauf zunächst in Leipzig selbst noch Konr. Arn. Schmid,[q]) Joh. Arn. Ebert[r]) und Just. Friedr. Wilh. Zachariae,[s]) in der

---

(vgl. Anmerk. l) und 1734 nach Leipzig, wo er die Rechte studierte. Im J. 1741 wurde er Steuerrevisor des Leipziger Kreises und um dieselbe Zeit ein fleißiger Mitarbeiter an Schwabe's Belustigungen rc. 1753 erhielt er die Stelle eines Ober-Steuersecretärs in Dresden, wo er 1760 bei der Belagerung und Beschießung der Stadt schwere Verluste erlitt. Nach dem Hubertsburger Frieden wurde er Steuerrath und starb 1771. — q) Geb. 1716 zu Lüneburg, studierte, auf der Johannisschule seiner Vaterstadt dazu vorbereitet, in Kiel und Göttingen Theologie und Philologie, gieng aber noch 1740 nach Leipzig, um besonders mathematische und philosophische Vorlesungen zu hören (vgl. Danzel, Gottsched rc. S. 258 f.). Der thätige Antheil, den er hier an den Bremer Beiträgen nahm, beschränkte sich auf die Einlieferung weniger, zumeist kleiner Stücke. 1746 folgte er nach dem Tode seines Vaters diesem als Rector der Johannisschule in Lüneburg, nahm aber 1760 den Ruf zu einer Professur am Carolinum in Braunschweig an, erhielt hier später ein Kanonikat, zuletzt auch den Character eines Consistorialraths und starb 1789. Schmid war viel bedeutender als Gelehrter denn als Dichter; Lessing, mit dem er nahe befreundet war, schätzte ihn sehr. — r) Geb. 1723 zu Hamburg, ein Schüler des dortigen Johanneums (auf dem damals auch Gieseke war) und dann des Gymnasiums. Von Hagedorn, dem er bekannt wurde, und der sich seiner freundlich annahm, wurde er zu seinen ersten dichterischen Versuchen und Uebersetzungen angeregt, so wie zu einer vertrautern Bekanntschaft mit der englischen Sprache und Litteratur geführt. 1743 begab er sich nach Leipzig, um sich der Theologie zu widmen, stand indeß von diesem Vorhaben ab, als die strenggläubige Hamburger Geistlichkeit an einem von ihm verfaßten, ganz unverfänglichen Hochzeitsgedicht Anstoß genommen hatte, und legte sich nun vorzüglich auf Sprachstudien und litterarische Arbeiten. 1748 wurde er nach Braunschweig als Hofmeister an das Carolinum berufen, erhielt 1753 die Professur der englischen Litteratur an dieser Anstalt, später auch ein Kanonikat und den Hofrathstitel und starb 1795. Er war zu seiner Zeit einer der gründlichsten Kenner der englischen Sprache in Deutschland, so wie durch seine Uebersetzungen einer der Hauptvermittler des großen Einflusses, den die englische Litteratur auf die deutsche binnen kurzer Zeit erlangte. — s) Geb. 1726 zu Frankenhausen im Schwarzburgischen, studierte seit 1743 zu Leipzig die Rechte, beschäftigte sich aber mehr noch mit schöner Litteratur und

Ferne aber Joh. Elias Schlegel [t]) dafür gewonnen wur-

lieferte bereits 1744 seinen „Renommisten" in die Belustigungen des Verstandes und Witzes. Nach seinem Abgange von Leipzig hielt er sich erst eine Zeit lang zu Hause, dann in Göttingen auf, wohin er sich 1747 begeben hatte, und wo er mit E. F. von Gemmingen eine vertraute Freundschaft schloß. 1748 wurde er am Braunschweiger Carolinum Hofmeister und 1761 Professor der Dichtkunst; später wurde er auch zum Kanonikus ernannt. Er starb 1777. — Außer den bis hierher im Texte Genannten, gehörte von den jungen Leipziger Litteraten, die bekannter geworden sind, auch Christlob Mylius zu den ersten, die zur Theilnahme an den Bremer Beiträgen von den Begründern aufgefordert wurden. Er lieferte aber nur eine Abhandlung von physicalischem Inhalt, da sich das Band zwischen ihm und den übrigen Mitarbeitern sehr bald löste. — t) Geb. 1718 zu Meißen (vgl. Anm. o). Schon während seines Aufenthalts in Pforte versuchte er sich als Dichter, namentlich in Trauerspielen: die ersten Abfassungen seiner „Trojanerinnen", des „Orest und Pylades" und der „Dido" sind aus dieser Zeit; das zweite dieser Stücke, dem er anfänglich den Titel „die Geschwister in Taurien" gegeben, ward sogar schon auf der Leipziger Bühne gespielt, bevor der Verfasser die Schule verlassen hatte. In Leipzig, wo er sich besonders der Rechtswissenschaft und nachher der Geschichte widmen sollte, die er auch beide keineswegs vernachlässigte, gab er doch auch das auf der Schule liebgewonnene Studium des Alterthums eben so wenig, wie die Poesie auf. Er kam hier mit Gottsched in Verbindung, trat dessen Rednergesellschaft bei, arbeitete an den von ihm herausgegebenen Beiträgen rc. und lieferte ihm auch Stücke zur deutschen Schaubühne. (Vgl. über sein Verhältniß zu Gottsched Danzel, Gottsched rc. S. 154 ff.) 1743 gieng er als Privatsecretär eines Verwandten, der zum sächsischen Gesandten am dänischen Hofe ernannt war, nach Kopenhagen. Auf der Reise dahin lernte er in Hamburg Hagedorn kennen, mit dem er seitdem einen Briefwechsel unterhielt. Als die Verfasser der Bremer Beiträge ihn zur Theilnahme daran aufforderten, sandte er von Kopenhagen verschiedene Gedichte und prosaische Aufsätze ein: er hatte damals aber schon weit den allgemeinen Standpunct der Leipziger Freunde überschritten, sowohl als Dichter, wie in seinem Urtheil über ästhetische Dinge (vgl. Danzel, a. a. O. S. 272 ff.). Unter andern litterarischen Arbeiten, die er in Kopenhagen ausführte, schrieb er auch 1745 f. eine eigene Wochenschrift, „der Fremde". 1748 wurde er als außerordentlicher Professor an der Ritterakademie zu Soroe angestellt, starb aber schon 1749. J. E. Schlegel war von allen denen, die dem Leipziger Kreise näher oder entfernter angehörten, nächst Klopstock sicherlich der

der Kreis äußerlich gelöst hatte, [z]) blieben doch alle ihr Leben lang innerlich verbunden in ihrer Freundschaft,[aa]) ihrer Liebe zur vaterländischen Dichtung und ihrem Eifer, dieselbe nach Maaßgabe ihrer besondern Anlagen und Neigungen zu fördern. Für Leipzig trat aber die Zeit ein, wo es das Uebergewicht, das es einige Jahrzehnte vor allen andern deutschen Städten in der vaterländischen Litteratur behauptet hatte, wieder verlor, wenn es für dieselbe auch immer noch in mehrfacher Beziehung bedeutend genug blieb. Die Führerschaft bei ihrer Fortbildung gieng nun zunächst mit Lessings Uebersiedelung von Sachsen auf Preußen, von Leipzig auf Berlin über. Dieß fiel ungefähr mit dem Anfang des siebenjährigen Krieges zusammen.[bb])

§. 253.

Nach Leipzig nahm unter den Universitätsstädten, die sich während der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts um die

---

z) Sie fanden sich aber großentheils zu einzelnen Gruppen wieder zusammen in Braunschweig (Gärtner, Zachariae, Ebert, Schmid, und eine Zeit lang war ja auch Giseke dort, wie denn diese Stadt mit dem nahgelegenen Wolfenbüttel seit der Mitte der Vierziger mehrere Jahrzehnte hindurch für die vaterländische Litteratur einer der wichtigern Puncte wurde, zumal durch Lessing; vgl. K. G. W. Schiller, „Braunschweigs schöne Litteratur in den Jahren 1745—1800 etc." Wolfenbüttel 1845. 8.) und Kopenhagen (vgl. §. 248, Anm. d). In Leipzig blieben nur Rabener und Gellert zurück. — aa) Mehrere von ihnen haben ihrer Jugendfreundschaft poetische Denkmäler gesetzt: das bedeutendste und schönste Klopstock in seiner Ode „Wingolf" (in der ursprünglichen Gestalt aus dem J. 1747), worin zugleich die einzelnen Mitglieder des Leipziger Kreises und mit ihnen auch ihr verehrter Hagedorn characterisiert sind (vgl. dazu Gervinus 4, S. 77 ff.). Von andern führe ich nur Eberts Gedicht auf J. A. Cramers Tod (Episteln und verm. Gedichte, Hamburg 1789. S. 312 ff.) und das von J. A. Schlegel an, welches „Freundschaft" überschrieben ist (Verm. Gedichte, Hannover 1787. 89. Bd. 2, S. 372 ff.), beide aus dem J. 1788. — bb) Vgl. Gervinus 4, S. 76; 233.

litterarische Bildung Deutschlands Verdienste erwarben, das benachbarte Halle die erste Stelle ein.[1]) An jenem Orte war es mehr die Fülle und Rührigkeit des städtischen Lebens überhaupt und ein Zusammentreffen glücklicher Umstände, als der Geist der Universität insbesondere, was sich der weitern Entwickelung unserer Litteratur günstig erwies. In Halle dagegen, wo das Meiste von dem schlechthin fehlte, was in seiner Vereinigung Leipzig eine Art von großstädtischem Character verlieh, giengen die sie fördernden Anregungen und Bestrebungen alle unmittelbar oder mittelbar von dem Geiste der Universität allein aus. Durch die Pietisten war die hallische Hochschule seit ihrer Gründung der Hauptsitz der neu belebten theologischen Wissenschaft, durch Thomasius und späterhin durch Wolff der Ausgangspunct und die vornehmste Pflegestätte der neuen deutschredenden Philosophie geworden. Die Theologie und die Philosophie waren aber zu jener Zeit gerade die beiden Wissenschaften, mit denen die schöne Litteratur entweder schon von früher her in einem sehr nahen Bezuge stand, oder jetzt durch die ästhetische Kritik gebracht wurde. Bereits Gottsched hatte bei seiner theoretischen und practischen Thätigkeit auf dem deutschen Litteraturgebiet auf Wolffs philosophischem Systeme gefußt; die Schweizer, sobald sie es näher kennen gelernt, erklärten sich gleichfalls dafür und lehnten ihre theoretischen Werke an dasselbe an.[2]) Unterdessen war Wolff zwar selbst von Halle vertrieben worden, seine Lehre jedoch erhielt sich dort, bis er zurückberufen ward, durch seine Schüler fortwährend in Ansehn. Einer der eifrigsten war Alex. Gottlieb Baumgarten.[3]) Der Erste

1) Vgl. den §. 178, Anm. m angeführten Aufsatz von Echtermeyer. — 2) Danzel, Gottsched ꝛc. S. 222. — 3) Geb. 1714 zu Berlin, wo er auch seine Schulbildung erhielt. Damals beschäftigte er sich viel mit lateinischer Poesie, wovon er auch nicht ganz abzustehen vermochte, als

in Deutschland, der die Frage nach dem Wesen des Schönen streng philosophisch zu lösen suchte, wurde er der Gründer einer neuen Wissenschaft, die er Aesthetik nannte. Die Grundlinien dazu hatte er bereits 1735, da er noch in Halle war, in einer lateinisch geschriebenen Abhandlung gezogen;[4]) von ihm selbst ausgeführt, wurde seine, gleichfalls lateinisch abgefaßte, Aesthetik erst seit 1750 durch den Druck bekannt,[5]) nachdem er mehrere Jahre Vorträge darüber in Frankfurt a. O. gehalten hatte. Allein schon zuvor hatte für ihre weitere Verbreitung durch ein ausführliches deutsches Werk sein in Halle zurückgebliebener Schüler Georg Friedr. Meier[6]) Sorge getragen.[7])

---

er in Halle Theologie und Philosophie studierte. Der Unterricht, der ihm auf einem Gymnasium in der Poesie und Philosophie zugleich übertragen wurde, gab wohl die nächste Veranlassung, daß er diese auf jene anzuwenden suchte. Nachdem er in Halle mehrere Jahre als außerordentlicher Professor der Philosophie an der Universität Vorlesungen gehalten, wurde er 1740 als ordentlicher Professor nach Frankfurt a. O. berufen, wo er 1762 starb. — 4) „Meditationes philosophicae de nonnullis ad poema pertinentibus." Halle 1735. 4. Vgl. Danzel, a. a. O. S. 216 ff., der es auch wahrscheinlich gemacht hat, daß Baumgarten bei Abfassung dieser Abhandlung bereits den Einfluß einer im J. 1727 von den Schweizern herausgegebenen und Wolffen gewidmeten Schrift („Von dem Einfluß und Gebrauche der Einbildungskraft zur Ausbesserung des Geschmacks rc.") erfahren hatte. Soviel ist aber nach Danzels Beweisführung S. 223 f. zum wenigsten gewiß, daß ihm, als er sich zur Ausarbeitung seines großen Werks entschloß, die theoretischen Schriften der Schweizer, welche 1740 f. erschienen waren, bekannt sein mußten. — 5) „Aesthetica." Frankfurt a. O. 1750 u. 1758. 2 Thle. — 6) Geb. 1718 zu Ammendorf bei Halle. In dieser Stadt war er schon eine Reihe von Jahren auf der Schule gewesen, als er 1735 bei der Universität eingeschrieben wurde. 1739 fieng er selbst an Vorlesungen über Philosophie und Mathematik an ihr zu halten; nach sieben Jahren wurde er außerordentlicher und 1748 ordentlicher Professor der Philosophie. Er starb 1777. — 7) Meier hatte sein Buch, das unter dem Titel „Anfangsgründe aller schönen Wissenschaften" zu Halle 1748—50 in drei Octavbänden erschien, mit Baumgartens Bewilligung nach dessen Collegienheften ausgearbeitet. Die im Anhange gelieferten Nachbildun-

mit, nicht bloß in der Sprache, sondern auch in
[illegible]lungsart überhaupt, die neue Lehre vom Schönen
[illegible]eres und unmittelbareres Verhältniß zur deutschen
[illegible]rachte, so war er es auch, der, von seiner Stu-
[illegible]r mit den beiden jungen Männern, die das erste
[illegible]dniß in Halle schlossen, innig befreundet, und nach-
[illegible]en jüngern Dichtern, die sich einige Jahre später
[illegible]mmenfanden, Lehrer und Freund zugleich, gleichsam
[illegible] zu diesen überführte und unter ihnen eine innere
[illegible]ng vermittelte, noch bevor sie sich anderweitig näher
[illegible]waren. Jene beiden ältern waren Sam. Gotthold
[illegible] und Jac. Imman. Pyra.[9]) Der erstere, der
[illegible] der andere seine Studien in Halle begann, stiftete
[illegible]s in der ersten Hälfte der Dreißiger eine Gesellschaft
[illegible]derung der vaterländischen Sprache, Poesie und Be-

---

[illegible]ber Dichterstellen in deutschen Versen rühren von G. G.
[illegible]gl. Danzel, Lessing ic. 1, S. 42. — 8) Geb. 1711 zu
[illegible] von Wolffs Hauptgegner, dem Theologen Joach. Lange.
[illegible] zuerst eine Schule in Magdeburg, dann die des hallischen
[illegible]es und fieng schon in seinem sechzehnten Jahre an theologi-
[illegible]ngen an der Universität seiner Vaterstadt zu hören. 1734
[illegible]ch Erfurt, kehrte aber nach einem halben Jahre zurück, be-
[illegible] J. 1736 auf einige Zeit nach Berlin und wurde das Jahr
[illegible]diger in dem Dorfe Laublingen, einige Meilen von Halle.
[illegible]war er zugleich Inspector der Kirchen und Schulen im Saal-
[illegible]tarb 1781. — 9) Geb. 1715 zu Cottbus. Lohensteins Werke,
[illegible]h in die Hände fielen, weckten zuerst den Trieb zur Dicht-
[illegible]n. Da er von seinen durch unglückliche Verhältnisse in Ar-
[illegible]henen Eltern auf der Universität nicht unterhalten werden
[illegible]se vielmehr von ihm unterstützt wurden, litt er öfter an dem
[illegible]ndigsten Mangel, bis Lange von seinen Umständen unterrichtet
[illegible] sich nun seines Freundes hülfreich annahm. Als Lange nach
[illegible]kam, nahm er Pyra zunächst mit dahin und verschaffte ihm
[illegible]ulehrerstellen. Nach einem zweiten längern Aufenthalt bei
[illegible]nde wurde Pyra 1742 Conrector am cölnischen Gymnasium
[illegible]starb aber schon 1744. —

redsamkeit, bei der er sich die deutsche in Leipzig zum Vorbild genommen hatte.[10]) In sie trat auch Pyra, als er 1735 die Universität bezog. Beide, so wie auch ihr Freund Meier, gehörten damals zu Gottscheds Anhängern und blieben es auch noch eine Zeit lang nach ihrem Abgange von Halle,[11]) der 1737 erfolgte. Seit ihrem Abfall aber, den Pyra nicht lange überlebte, ergriffen sie mit großer Entschiedenheit Partei gegen ihn, und von da an entspann sich durch Briefwechsel ein lebhafter litterarischer Verkehr der Schweizer mit Lange und Meier.[12]) — 1738 kam Joh. Wilh. Ludw. Gleim[13])

---

10) Jördens 3, S. 140 u. 4, S. 220. An einer andern Stelle (4, S. 223) findet sich die Nachricht, Pyra habe im Namen der hallischen Gesellschaft Langen 1737 das didactische Gedicht „Der Tempel der wahren Dichtkunst" gewidmet, als sie diesem zu seiner Beförderung nach Laublingen ihren Glückwunsch abstattete. Ich weiß nicht, woher dieß Jördens genommen hat. Nach der poetischen Anrede an Lange, die zu Anfang des Abdrucks von diesem Gedicht in „Thirsis (so!) und Damons freundschaftlichen Liedern", Halle 1749, auf S. 100 steht, sollte man eher meinen, dasselbe sei dem Freunde bei seiner Verheirathung übergeben worden, die freilich auch noch im J. 1737 Statt fand. Daß er es nicht gedruckt erhielt, aber nachher selbst einzeln drucken ließ, erhellt aus Lange's Vorrede zu jener Ausgabe der „freundschaftl. Lieder". — 11) Dieß geht aus einem Briefe Pyra's an Gottsched vom 4. Aug. 1738 hervor, dessen Inhalt Danzel a. a. O. S. 190 angibt. — 12) Vgl. die von Lange herausgegebene, §. 249, Anm. 6 näher bezeichnete Briefsammlung. — 13) Geb. 1719 zu Ermsleben im Fürstenthum Halberstadt. Er kam von der Schule zu Wernigerode, um die Rechte zu studieren, nach Halle, wo Baumgarten, den Gleim und seine Freunde ihren Xenophon zu nennen pflegten, „mit seiner Dissertation, de nonnullis ad poema pertinentibus, die schlafenden Geister weckte" und vor allen Andern einen entschiedenen Einfluß auf seine Bildung hatte (vgl. J. W. L. Gleims Leben. Aus seinen Briefen und seinen Schriften von W. Körte. Halberstadt 1811. 8. S. 21 u. die Note zu S. 19. Dieses Buch liefert die vollständigsten Nachrichten über Gleims Leben und Wirksamkeit). Nach seinem Abgange von Halle hielt sich Gleim nur kurze Zeit in Berlin, länger in Potsdam auf, wo er bei einem Obristen Hauslehrer ward, dann auch, ohne aus diesem Verhältniß zu scheiden, als Secretär

[illegible] das [illegible] vierte [illegible] des [illegible]

nach Halle, und im nächsten Jahre trafen Joh. Pet. Uz [illegible]

---

in die Dienste eines dem königlichen Hause nahverwandten Prinzen trat. Beim Ausbruch des zweiten schlesischen Krieges begleitete er diesen ins Feld und wurde, als der Prinz vor Prag fiel, 1745 dem Fürsten Leopold von Dessau als Stabssecretär überwiesen. Aber schon nach kurzer Zeit trennte er sich von diesem Herrn und gieng nach Berlin zurück, wo er zwei Jahre blieb und verschiedene Plane für sein weiteres Fortkommen machte, ohne daß es ihm mit einem glücken wollte. Endlich jedoch wurde er zum substituierten Domsecretär in Halberstadt ernannt, wohin er 1747 abgieng. Unmittelbar darauf starb sein Vorgänger, so daß Gleim sehr bald zu dem vollen Besitz der Stelle kam. Als ihm nachher auch ein Kanonikat an dem nicht weit von Halberstadt gelegenen Stift Walbeck verliehen wurde, hatte er ein Einkommen, das ihn in den Stand setzte, seiner Neigung zum Wohlthun zu folgen und insbesondere manches Talent, welches Gefahr lief, unter dem Druck der Armuth zu verkümmern, auf die edelmüthigste Art zu unterstützen und in seiner Entwickelung zu fördern. „Ein solches Förderniß junger Leute im litterarischen Thun und Treiben, eine Lust, hoffnungsvolle, vom Glück nicht begünstigte Menschen vorwärts zu bringen und ihnen den Weg zu erleichtern, hat," wie Goethe (Werke 25, S. 293 f.) sagt, „diesen deutschen Mann verherrlicht. Er fühlte einen lebhaften productiven Trieb in sich, der jedoch bei aller Stärke ihm nicht genügte, deswegen er sich einem andern vielleicht mächtigern Triebe hingab, dem nämlich, Andere etwas hervorbringen zu machen. Beide Thätigkeiten flochten sich während seines ganzen langen Lebens unablässig durcheinander." Er hätte ebensowohl des Athemholens entbehrt als des Dichtens und Schenkens, und indem er bedürftigen Talenten aller Art über frühere oder spätere Verlegenheiten hinaus und dadurch wirklich der Litteratur zu Ehren half, gewann er sich so viele Freunde, Schuldner und Abhängige, daß man ihm seine breite Poesie gerne gelten ließ." Gleim lebte indeß nicht bloß für seine Freunde und Schützlinge und für das, was ihm als Poesie galt; er hatte ein zu warmes Herz für sein preußisches Vaterland, als daß ihn nicht Alles, was dessen Ehre, Glück und Gedeihen erhöhte, oder was ihm Gefahr und Verderben drohte, tief ergriffen und zum lauten Worte der Freude, der Ermahnung und des Schmerzes aufgefordert hätte. Wie seinen Drang nach Freundschaft, nach Wohlthun und nach dichterischem Hervorbringen, so nahm er auch dieses lebendige Vaterlandsgefühl mit in's Greisenalter hinüber, und so wenig das eine wie das andere verlor sich vor seinem Tode, der 1803 erfolgte.— 14) Geb. 1720 zu Anspach. Schon als er das dortige Gymnasium besuchte, beschäftigte er sich viel mit poetischen Versuchen und las sehr fleißig Horaz und Anakreon. In Halle



und Joh. Nicol. Götz[15]) ein. Ein Zufall machte Gleim und Uz einander bekannt; von gleicher Liebe zur classischen Litteratur und zur Dichtkunst beseelt, wurden sie bald die vertrautesten Freunde; ihnen schloß sich dann noch Götz und als Vierter ein weniger bekannt gewordener Jüngling, Ra-

---

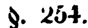
studierte er die Rechte, hörte aber auch philosophische und geschichtliche Vorlesungen. Daneben übersetzte er einige Stücke aus dem Homer, Pindar und Anakreon und nahm thätigen Antheil an Götzens später erschienener Uebersetzung des zuletzt genannten Dichters. Fünf Jahre nach der Rückkehr in seine Vaterstadt, in der er sich mit seiner Liebe zur Dichtkunst sehr vereinsamt fühlte, wurde er Secretär bei dem anspachischen Justizcollegium und bekleidete diese Stelle zwölf Jahre lang ohne alle Besoldung. 1752 u. 53 hielt er sich in Amtsgeschäften zu Römhild auf, und diese Zeit machten Freundschaft, Liebe und eine schöne Natur vielleicht zu der glücklichsten seines Lebens: einige seiner gelungensten Gedichte wurden damals abgefaßt. 1763 erhielt er die Stelle eines Assessors beim kaiserlichen Landgericht des Burggrafthums Nürnberg, und zugleich wurde er zum gemeinschaftlichen Rath der Markgrafen von Anspach und Kulmbach ernannt. Von da an nahmen ihn seine Geschäfte so sehr in Anspruch, daß er der Dichtkunst entsagen zu müssen glaubte. 1790 ward ihm die burggräfliche Directorstelle übertragen, und wenige Stunden vor seinem Tode erhielt er noch, als nunmehriger preußischer Unterthan, die Bestallung eines wirklichen Geh. Justizraths und Landrichters zu Anspach. Er starb 1796. — 15) Geb. 1721 zu Worms, wo er auch seine Schulbildung erhielt. In Halle studierte er Theologie, hörte aber auch bei Alex. Baumgarten, Meier und Wolff und unterrichtete dabei auf dem Waisenhause. 1742 wurde er Hauslehrer und zugleich Hausprediger und Secretär bei einem preußischen Obristen in Emden, aber schon im nächsten Jahre kehrte er in seine Heimath zurück. 1744 berief ihn eine vornehme Frau zum Hofmeister ihrer Enkel und zum Schloßprediger nach Forbach in Lothringen. In diesem Verhältniß, das ihn 1746 nach Luneville führte, wo seine Zöglinge die Ritterakademie besuchten, hatte er mehrfach Gelegenheit, die große Welt Frankreichs und auch Voltaire kennen zu lernen. 1747 wurde er Feldprediger bei einem Regiment, das in Nancy und Toul stand, und mit dem er nach Flandern und Brabant in den Krieg zog. Nach dem Frieden von 1748 ernannte ihn der Herzog von Zweibrücken zum Pfarrer in Hornbach. 1754 ward er als Oberpfarrer und Inspector nach Meisenheim versetzt, sieben Jahre später als Assessor beim pfalz-sponheimschen Consistorium nach Winterburg berufen, wo er, seit 1776 Superintendent der evange-

mens Rudnik,[16]) an. Sie lasen miteinander einzelne Dichter des Alterthums, besonders den Anakreon, und versuchten sich dabei sowohl in eigenen Erfindungen, wie in Nachbildungen und Uebersetzungen, mit denen sie indeß, so weit sie sie der Oeffentlichkeit übergeben haben, erst nach ihrem Abgange von der Universität hervortraten. Zu Gottsched hielten sie sich eigentlich nicht mehr; als Anhänger der baumgartenschen Lehre fühlten sie sich von Anfang an den Schweizern verwandter. Dichterisch angeregt hatte sie zunächst Hagedorn. Ihr Beisammenleben war nur von kurzer Dauer; schon im Frühling 1740 gieng Gleim von Halle nach Berlin, Götz blieb noch zwei, Uz drei Jahre. Doch wurde der Geist sowohl dieses jüngern, wie des ältern Dichterbundes bald in neu sich bildende litterarische Kreise hinübergetragen. Der Mittelpunct des einen war Laublingen, der des andern zunächst Berlin. Dort vermittelte Lange, bei dem sich Pyra anfänglich zu verschiedenen Zeiten aufhielt, der eine in diesem Kreise als Dichterin gefeierte Gattin hatte,[17]) und in dessen Hause Gleim,[18])



lisch-lutherischen Kirchen und Schulen mehrerer Aemter, 1781 starb. — 16) Er war aus Danzig und starb jung (1745 lebte er nicht mehr; vgl. Lange's Samml. gel. u. freundschaftl. Briefe 2, S. 126). Nach der Lebensbeschreibung von Uz, die einer von dessen Freunden für Schlichtegrolls Nekrolog auf das Jahr 1796 verfaßt hat, „zeigte Rudnik großen Scharfsinn im Studium der Philosophie und der schönen Litteratur, und Uz glaubte ihm viel schuldig zu sein." (Jördens 5, S. 131.) Das Buch, in welchem ein kleiner von ihm geschriebener Aufsatz zu finden ist, bezeichnet Körte in Gleims Leben S. 20, Anm. 1. Dieß ist Alles, was ich von Rudnik weiß. — 17) Anna Dorothea, geb. Gnüge, unter dem Namen Doris dichtend und bedichtet; sie war auch in die Jenaer deutsche Gesellschaft aufgenommen, und Bodmer (Brief an Lange aus d. J. 1745 in Lange's Samml. 2, S. 51) wollte zum Vortheil des guten Geschmacks „die geschickte Doris als die echte Muse des Parnasses der unechten des Blocksberges (d. h. der Frau Gottsched) entgegensetzen." Sie starb 1764. Wo die von ihr gedruckten Gedichte (sogenannte Oden und anakreontische Stücke) zu finden sind, gibt Jördens 3, S. 142 an. — 18) Daß Gleim bereits 1740 von Berlin aus mit Lange in briefli-

Meier, Sulzer u. A. öfter einsprachen, in gewisser Weise die litterarische Verbindung zwischen Preußen und der Schweiz,[19]) wie es Sulzer später von Berlin aus that; hier dagegen war es Gleim, der die jungen dichterischen und wissenschaftlichen Kräfte an sich zog und damit den ersten Grund zu der Litteraturschule legte, die von diesem Orte aus nicht lange nachher einen so mächtigen Einfluß auf die ganze deutsche Geistesbildung gewinnen sollte.



§. 254.

Als Gleim 1740 nach Berlin und Potsdam kam, fand er in diesen Städten niemand, der schon einen Namen als deutscher Dichter gehabt hätte: selbst Pyra, der überdieß erst später, nachdem er gegen Gottscheds Schule geschrieben hatte, bekannter wurde, war noch nicht in Berlin. Ueberhaupt schien das Interesse an deutscher Litteratur, das sich etwa funfzig Jahre früher in den höhern Kreisen der preußischen Hauptstadt wenigstens zu regen angefangen hatte, nach dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms I. wieder völlig geschwunden zu sein.[a]) Anfänglich stand hier also Gleim ganz vereinsamt

---

chem Verkehr stand, erhellt aus des letztern Sammlung gel. und freundschaftl. Briefe, wofern die Jahreszahl über dem halb in Versen, halb in Prosa geschriebenen Briefe Th. 1, S. 60 ff. richtig ist. Persönlich scheinen sie sich aber erst 1745 kennen gelernt zu haben, als Gleim Langen in Laublingen besuchte; vgl. im 2. Theil derselben Sammlung S. 126 unten mit S. 157. Auch mit Pyra kann Gleim damals, als er im Kreise seiner Freunde zu Halle durch ein reimloses Gedicht jenes „alten Studenten" zuerst auf den Gedanken zu seinem „Versuch in scherzhaften Liedern" (ohne Reime) geführt ward (Gleims Leben S. 20), noch nicht persönlich bekannt gewesen sein; vielmehr wird er ihn erst in Berlin gesehen haben und in ein freundschaftliches Verhältniß mit ihm getreten sein. Vgl. Briefe der Schweizer rc. S. 13 — 19) Vgl. Danzel, Lessing rc. 1, S. 193; 245 f.

a) Selbst das Interesse für die damals anderwärts so beliebten Wochenschriften scheint in Berlin vor dem J. 1748 noch äußerst matt gewesen zu sein. In dem langen Verzeichniß derartiger Blätter in Gottscheds Neuestem aus der anmuth. Gelehrs. 11, S. 829 ff. finden sich

mit seinem poetischen Eifer. Allein 1743 lernte er in Potsdam Ew. Christ. von Kleist,[b]) einen jungen Officier von

---

aus den Jahren 1730—45 nur vier, die in Berlin herausgekommen sind, und keins davon wird über ein Jahr, wenn ja so lange, bestanden haben. Zwei zugleich erschienen erst im J. 1748, „der Druide“ und „der deutsche Sokrates“, und auf sie sind die Worte in einem Briefe Spaldings an Gleim vom 4. Mai 1748 (Briefe von Herrn Spalding an Herrn Gleim. Frankf. u. Leipzig 1771. 8. S. 35) zu beziehen: „Woher wird Berlin so witzig, daß es nun zwei Wochenschriften zeugen kann? und zu unserer Zeit (d. h. 1745—47) konnte kein einziges darin zuwege gebracht werden (s. Briefe d. Schweizer rc. S. 81). Vgl. dazu §. 250, Anm. m. — b) Geb. 1715 zu Zeblin in Pommern, unweit Cöslin, kam zuerst auf eine Jesuitenschule, dann auf das Danziger Gymnasium und 1731 auf die Universität Königsberg, wo er die Rechte studierte, aber auch Vorlesungen über Philosophie, Mathematik und Physik hörte. Nach seiner Heimkehr nöthigten ihn ungünstige Verhältnisse, seine Absicht, sich dem Civildienste zu widmen, aufzugeben und 1736 in dänische Kriegsdienste zu treten. 1740 mußte er auf Friedrichs II. Geheiß Dänemark verlassen und wurde als Lieutenant im Regiment des Prinzen Heinrich zu Potsdam angestellt. Als er hier in einem Zweikampf schwer verwundet worden, hörte Gleim von seinem Zustande und besuchte ihn. Der Schluß eines von Gleims scherzhaften Liedern, das er dem Kranken vorlas, erregte in diesem ein so heftiges Lachen, daß dadurch die Wunde aufbrach, ein Zufall, der Kleisten das Leben gerettet haben soll. 1744 u. 45 machte er den Feldzug in Böhmen mit und kehrte das Jahr darauf nach Potsdam zurück. Mit Sulzer und Spalding schon bekannt und befreundet, lernte er durch den erstern zu Ende 1748 oder zu Anfang 1749 in Berlin auch Ramler und Sack kennen. Bald darauf wurde er Stabs-Capitän. 1752 gieng er auf Werbung in die Schweiz, wo er Bodmern und dessen Züricher Freunden nahe kam. Als er wieder in Potsdam stand, wurde er durch Ewald, Verfasser von Sinngedichten und Auditeur im Regiment Prinz Heinrich, der von Frankfurt a. O. her Nicolai's Freund war, mit diesem letztern bekannt (vgl. Nicolai's Anmerkung zu einem Briefe Lessings, 12, S. 75 und Danzel, Lessing 1, S. 268). 1756 zog er mit in den Krieg, wurde im nächsten Jahre, nachdem er als Major zu einem andern Regiment versetzt worden, auf längere Zeit nach Leipzig befehligt und fand hier Lessing, mit dem er zwar früher schon zusammengekommen war, den er aber erst jetzt genauer kennen lernte (Lessing 12, S. 81), und der ihm Ersatz für Alles leistete, was er sonst entbehren mußte. Erst im Mai des folgenden Jah-



wissenschaftlicher Bildung kennen, befreundete sich bald aufs innigste mit ihm, ermunterte ihn zur Ausbildung seines dichterischen Talents und gewann ihn somit für die vaterländische Poesie. Beide fanden dann zunächst in Berlin an Pyra einen Freund, c) der ihre litterarischen Neigungen theilte, und als sie ihn nicht lange nachher schon wieder verloren, wurde Gleim noch in demselben Jahre mit Karl Wilh. Ramler und Joh. Georg Sulzer bekannt, und im nächstfolgenden mit Joh. Joach. Spalding, von denen der erste und letzte sich damals schon eine Zeit lang in Berlin aufhielten, während der zweite noch in Magdeburg lebte. Ramler, der einen ihm nicht zusagenden Beruf ergreifen sollte, wurde davon durch Gleim abgelenkt, erhielt 1748 in Berlin eine feste Anstellung und widmete sich fortan neben seinen Amtsgeschäften ausschließlich der schönen Litteratur als Dichter, Kritiker und Ue-

res verließ er Leipzig. 1759 führte er sein Bataillon in die Schlacht bei Kunersdorf, wurde hier nach den heldenmüthigsten Anstrengungen für die Sache seines Königs tödtlich verwundet und, nachdem er lange völlig ausgeplündert auf dem Schlachtfelde gelegen hatte, nach Frankfurt a. O. gebracht, wo er d. 24. Aug. starb. — Als Kleist sich mit Poesie angelegentlicher zu beschäftigen anfieng, galt es in Potsdam noch, wie er wenigstens selbst an Gleim 1746 schrieb (vgl. Kleists Leben von Körte S. 15), unter Officieren für eine Schande, ein Dichter zu sein. (Indessen nahm um dieselbe Zeit schon ein hochgestellter preußischer Officier, der General von Stille, von Aschersleben aus ein lebhaftes Interesse an dem litterarischen Treiben des lange'schen Kreises; vgl. Lange's Samml. gel. u. freundschaftl. Briefe und außerdem auch noch Danzel, Lessing ꝛc. 1, S. 288, Anmerk.). Dieß änderte sich später sehr: nach dem siebenjährigen Kriege bildete in Potsdam eine Anzahl junger Officiere einen Kreis, der sich mit schöner und wissenschaftlicher Litteratur eifrig beschäftigte. Zu ihm gehörte auch von Knebel, der nachher eine so würdige Stellung unter den großen Männern Weimars einnahm. Vgl. hierzu Preuß, Friedrich d. Gr. 3, S. 151 und v. Knebels litter. Nachlaß u. Briefwechsel. Herausg. von Varnhagen v. Ense und Th. Mundt. 3 Bde. Leipzig 1835 f. 8. 1, S. XV f. — c) Gleims Leben S. 24. —

dersetzer. [d]) Sulzer, der erste und ausdauerndste Vertreter der

---

d) Ramler war 1725 in Colberg geboren, erhielt seine Schulbildung auf den Waisenhäusern zu Stettin und Halle und soll in dieser Stadt nach Grubers Angabe (in Wielands Leben, Ausg. von 1827. 1, S. 67) 1742 auf die Universität gekommen sein. Gruber kann dieß freilich aus dem Universitäts-Album ersehen haben, sonst dürfte man versucht sein, Ramlers Besuch der hallischen Universität nicht minder in Abrede zu stellen, wie seine schon dort mit Gleim gemachte Bekanntschaft, von der Göckingk in Ramlers Leben (hinter dessen poetischen Werken. Berlin 1800 f. 8.) Meldung thut. Wir erfahren nämlich von Gleim selbst (Leben S. 26 f.), er habe Ramlern erst in Berlin als einen jungen Studierenden, der auf Befehl seines Vaters das Collegium anatomicum besuchen sollte, kennen gelernt. Die Klage, daß er wider seine Neigung Arzneikunde studieren sollte, war so rührend, daß Gleim durch sie bewogen wurde, des jungen Mannes sich anzunehmen. Er brachte ihn als Hauslehrer zu seiner Schwester auf's Land (nach Lähme). Einander bekannt müssen sie schon im J. 1744 oder spätestens ganz zu Anfang des folgenden geworden sein: das ergibt sich aus einem Briefe Gleims an Lange vom 12. März 1745 (Lange's Samml. gel. u. freundsch. Briefe 2, S. 121), womit denn auch die Nachricht bei Göckingk und denen, die aus ihm geschöpft haben, Ramler sei erst 1746 nach Berlin gekommen, sich als falsch erweist. Das Jahr seiner Ankunft steht hiernach freilich noch nicht fest, gewiß aber ist, daß er vom 12. März 1745 bis in den Sommer von 1746 sich dort schon aufhielt, gegen Ende dieses Jahres aber auf dem Lande (in Lähme) war, im Herbst 1747 wieder in Berlin lebte, im April 1748 mit einem Herrn von Rosey nach Magdeburg gehen wollte, im October 1748 aber schon wieder in Berlin war (vgl. Lange's Samml. 1, S. 75 f.; 84; 89; 93; 96; 305; 307. 2, S. 102, und Briefe der Schweizer 2c. S. 53; 92; 101). In demselben Jahre wurde er als sogenannter Maitre an der Berliner Cadettenschule angestellt; später erhielt er den Professortitel. Für die Größe Friedrichs II. begeistert und ihn als den ersten der Könige und Helden in seinen Oden feiernd, trachtete er doch nie nach einem Lohn von „seinem so herzlich besungenen Helden;" ein Sänger, meinte er, der nicht gedungen worden, könne keine Belohnung fordern; der König möge sie denen ertheilen, die ihr Leben für ihn gewagt. (Vgl. den Brief Ramlers in Knebels litter. Nachl. 2, S. 39.) Friedrichs Nachfolger ernannte ihn, indem er ihm ein ansehnliches Jahrgehalt aussetzte, 1786 zum Mitgliede der Akademie der Wissenschaften. Vier Jahre darauf wurde er nach Niederlegung seines Amts an der Cadettenschule auf Engels Vorschlag Mitdirector des königl. Nationaltheaters, führte die Di-

Dicht- und Geschmackslehre der Schweizer in Preußen, ward schon 1747, besonders auf Gleims Betrieb, kurz vor dessen Abgang nach Halberstadt, an ein Berliner Gymnasium berufen e) und vermittelte nun auch ein näheres Verhältniß zwischen Kleist und Ramler, f) wogegen der erstere es wieder war, der sieben bis acht Jahre später Ramler und Gleim in eine engere Verbindung mit Lessing brachte. g) Spalding, der Berlin bald wieder verlassen hatte und erst lange nachher dahin dauernd zurückkehrte, h) blieb wenigstens mit Gleim in

---

rection von 1793—96 allein, zog sich dann auch aus dieser Stellung zurück und starb 1798. — e) Er war 1720 zu Winterthur in der Schweiz geboren und studierte seit 1736 auf dem akademischen Gymnasium zu Zürich, wo Bodmer und Breitinger seine Lehrer waren. Er machte hier seinen theologischen Cursus, legte sich dabei aber mit besonderer Vorliebe auf Mathematik, Physik und Philosophie. Nach drei Jahren zum Prediger ordiniert, unterstützte er einen Geistlichen in seinem Amt und wurde darauf eine Zeit lang Hauslehrer, zuerst in der Schweiz, seit 1743 in Magdeburg. Gleimen lernte er in Berlin kennen, das er 1744 besuchte, und trat mit ihm seit dem Juli dieses Jahres in Briefwechsel (Briefe der Schweizer 2c. S. 5 f.). Ueber Gleims Antheil an seiner Berufung zu einer Professur am joachimsthalschen Gymnasium vgl. Gleims Leben S. 53 f. und die in der ersten Note zu S. 54 angegebenen Bücherstellen. 1750 machte er mit Klopstock und noch einem Gefährten eine Reise in die Schweiz (vgl. Klopstock u. seine Freunde 2c. Aus Gleims briefl. Nachlasse herausg. von Klamer Schmidt. 2 Bde. Halberstadt 1810. 8. 1, S. 40 ff., wo besonders auch das Verzeichniß der Freunde zu beachten ist, an welche die Reisenden schrieben). Nach seiner Rückkehr wurde er Mitglied der Akademie der Wissenschaften. 1763 legte er seine Stelle am Gymnasium nieder und wurde nun Professor an der neu errichteten Ecole militaire, seit 1775 auch Director der philos. Classe der Akademie. Er starb 1779. — f) Vgl. Anmerk. c. — g) Danzel, Lessing 2c. 1, S. 464. Daß Lessing, als er noch auf der Schule in Meißen war, also vor der Mitte des J. 1746, mit Gleims „Versuch in scherzhaften Liedern" bekannt und dadurch hauptsächlich zu seinen eigenen Jugendgedichten anakreontischer Art angeregt worden sei, hat Danzel S. 41 f. wahrscheinlich gemacht. — h) Spalding wurde 1714 zu Tribsees im damaligen Schwedisch-Pommern geboren, kam auf die Stralsunder Schule und von da 1731 auf die Univer-

einem jahrelangen freundschaftlichen Briefwechsel und als einer der frühesten unter den bessern Lehrprosaisten dieser Zeit in stäter Beziehung zu dem litterarischen Kreise in Berlin, zu dem auch noch, wiewohl mehr nur als einflußreicher und wohlwollender Gönner, denn als Theilnehmer an den von hier aus auf die schöne Litteratur und die allgemeine wissenschaftliche Bildung gerichteten Bestrebungen, Aug. Friedr. Wilh. Sack [i]) gerechnet werden kann. — Was die litterarische Thä-

sität zu Rostock, wo er Theologie studierte; drei Jahre darauf gieng er nach Greifswald, wo er Unterricht ertheilte und dabei fortstudierte. Von 1735—45 unterstützte er zunächst seinen Vater im Predigtamte, wurde dann Hauslehrer und zuletzt Hofmeister eines jungen Edelmanns, den er 1745 nach Halle geleiten sollte. Unterwegs traf er in Berlin mit dem schwedischen Gesandten zusammen, bei dem er, als er nach einigen Monaten von Halle wieder heimkehren wollte, für einige Zeit die Stelle eines Secretärs übernahm. Er hatte damals schon Einiges von Shaftesbury übersetzt, und Gleim hatte den „Versuch in scherzhaften Liedern" auch schon herausgegeben: beide waren einander als Schriftsteller dem Namen nach bekannt; ein Zufall führte ihre persönliche Bekanntschaft herbei (Gleims Leben S. 25 f.). Durch Gleim kam darauf Spalding mit Kleist in Verbindung. Im Frühling 1747 verließ er Berlin und lebte wieder bei seinem Vater; 1749 wurde er Pastor zu Lassahn in seinem Heimathlande, 1757 erster Prediger und Präpositus in Barth, wo 1763 Lavater mit zwei andern jungen Schweizern mehrere Monate bei ihm verlebte. 1764 kam er nach Berlin als Oberconsistorialrath, Probst und erster Prediger an der Nicolaikirche. Als 1788 das bekannte Religionsedict erschien, führte Spalding seinen schon länger gehegten Vorsatz, sein Amt niederzulegen, aus. Er starb erst 1804. — i) Geb. 1703 zu Harzgerode im Bernburgischen, studierte in Frankfurt, hielt sich einige Zeit in Holland auf, leitete dann die wissenschaftliche Bildung eines jungen hessischen Prinzen in der Nähe von Magdeburg, wurde 1731 als reformierter Prediger in dieser Stadt angestellt, wo er mit der Zeit einen noch weitern geistlichen Wirkungskreis erhielt, und folgte 1740 dem Ruf zu einer Hofpredigerstelle in Berlin. Hier wurde er zugleich Mitglied des Consistoriums, 1745 in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen und 1750 Oberconsistorialrath. Sechs Jahre vor seinem Tode zog er sich von seinen Aemtern zurück. Er starb 1786. In den Briefen der Berliner Dichter und Gelehrten aus den Vierzigern und Funfzigern wird seiner oft gedacht.

tigkeit der Berliner Schule später, als sie durch neu hinzutretende Kräfte erst recht erstarkte, vorzüglich characterisierte, das entschiedene Vorwalten der kritischen und der populär philosophischen Richtung vor der eigentlich dichterischen, das machte sich auch jetzt schon in ihren Anfängen bemerklich genug. Nach Gleims Abgang zählten zwar noch Kleist und Ramler unter den berühmtesten von Deutschlands damaligen Dichtern; allein jener dichtete im Ganzen nicht viel und das Beste davon auch nur in mehr untergeordneten Gattungen, und dieser war ebenfalls nichts weniger als fruchtbar, arbeitete dabei äußerst langsam und zeigte sich immer weit mehr als Sprach- und Verskünstler, denn als eigentlich schöpferischen Dichter. Die viel gefeierte Karsch[k]) kam aber erst zu Anfang der Sechziger nach

---

k) Anna Luise Karsch, geb. Dürbach, gewöhnlich die Karschin genannt, wurde 1722 auf einem Vorwerk, der Hammer geheißen, im Schwiebuser Kreise geboren. Als sie im fünften Jahre ihren Vater verlor, der das Vorwerk gepachtet hatte, nahm sie ein Verwandter in sein Haus; hier empfieng sie den ersten Unterricht, der aber aufhörte, als sie nach drei Jahren von ihrer unterdeß wieder verheiratheten Mutter zurückgenommen ward. Von da hub die lange Reihe der Mißgeschicke und Drangsale an, welche sie bis nahe an ihr vierzigstes Jahr trafen. Als sie, dreizehn Jahr alt, täglich einige Rinder auf die Weide treiben und hüten mußte, wurde sie mit einem Hirtenknaben bekannt, der ihr verschiedene, die Phantasie weckende Bücher zutrug, die sie mit großer Begierde las. Schon um diese Zeit regte sich in ihr der Trieb, Verse zu machen. In ihrem sechzehnten Jahre heirathete sie einen Tuchweber in Schwiebus, Namens Hirsekorn, führte mit ihm eine sehr unglückliche Ehe, die endlich auf Betrieb des geizigen und harten Mannes gelöst ward, und verband sich einige Zeit darauf mit einem Schneider Karsch, der sie nach Fraustadt führte, durch Trunksucht aber bald in die äußerste Armuth gerieth. Was ihr schon in ihrer ersten Ehe geglückt war, sich bisweilen durch ihre Verse etwas zu verdienen, verschaffte ihr auch jetzt hin und wieder eine kleine Hülfe. 1755 zog die Familie Karsch nach Groß-Glogau, wo die Frau in einer Buchhandlung freien Zutritt erlangte. Den Mißhandlungen ihres Mannes und der drückendsten Noth entzog sie endlich ein Baron von Kottwitz, der sie 1761 nach Berlin brachte

Berlin. So war denn auch gleich das erste litterarische Unternehmen, zu dem sich 1750 zwei der genannten Männer, Ramler und Sulzer, mit zwei andern, weniger bekannten Schriftstellern in Berlin vereinigten, eine kritische Zeitschrift; indeß richteten sie mit derselben wenig aus und zogen sich auch sehr bald davon zurück. [1]) Ganz andere Erfolge erlangten dagegen die jungen

---

und vor den Nachstellungen ihres Mannes sicher stellte. Hier wurde sie überall als glückliche Gelegenheitsdichterin zuvorkommend empfangen, in die bedeutendsten Gesellschaften gezogen und durch Geschenke unterstützt. Ramler, Sulzer und Mendelssohn nahmen sich ihrer an, nicht weniger Gleim, der mit ihr schon in Briefwechsel stand, als er sie im Sommer 1761 in Berlin persönlich kennen lernte, sie nun nach Halberstadt einladete, wo sie ihn auch auf mehrere Wochen besuchte, ihr den Namen der deutschen Sappho beilegte und, mit Sulzer vereint, ihr 1764 durch Herausgabe der besten ihrer Gedichte einen nicht unbeträchtlichen Gewinn verschaffte. (Vgl. das Nähere über Gleims und der Karsch Verhältniß zu einander in Gleims Leben S. 116 ff.) Dieser reichte jedoch zur Bestreitung ihrer Bedürfnisse auf die Länge nicht aus; Gelegenheitsgedichte und die Unterstützungen einiger Gönner und Freunde mußten ihr aushelfen. Der Erfolg ihrer 1773 an Friedrich II. gerichteten Bitte um Unterstützung und die kühnen Worte, womit sie das Gnadengeschenk ablehnte, sind bekannt genug. Friedrich Wilhelm II. ließ ihr ein kleines Haus in Berlin bauen, wo sie 1791 starb. — 1) Dieß waren die „Kritischen Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit. Auf das J. 1750. Mit Genehmhaltung der königl. Akademie der Wissenschaften." Berlin 4. Außer Ramler und Sulzer waren die Verfasser L. G. Langemack (der öfter in den Briefen der Berliner Freunde als ein ihnen Angehöriger erwähnt wird und 1761 als Rathmann in Berlin starb; vgl. Gleims Leben, S. 140) und Sucro (ich weiß nicht, welcher von den Brüdern dieses Namens, die als Schriftsteller aufgetreten sind, Mitarbeiter an den Nachrichten war, auch nicht, ob das ganz genau ist, was Manso in den Nachträgen zu Sulzer 8, S. 104 und Guden in den chronol. Tabellen 2c. 3, S. 16 f. über zwei berichten. Auf den Berliner Conrector Sucro wenigstens, der 1750 durch Gleims Vermittelung als zweiter Domprediger nach Halberstadt berufen wurde und später Consistorialrath und erster Domprediger in Magdeburg wurde, wo er auch starb [vgl. Kl. Schmidt, Klopstock u. seine Freunde 2c. 1, S. 407] passen weder die Vornamen, noch die Lebensumstände, die dort angegeben sind). An der Fortsetzung dieser Nachrichten vom J. 1751 hatten Ramler und Sulzer keinen Antheil

Männer, die einige Jahre später das kritische Richteramt auf dem deutschen Litteraturgebiet übernahmen und es in den von ihnen gegründeten Zeitschriften ausübten, Lessing, Nicolai und Moses Mendelssohn, mit denen zwar Ramler immer in gutem Vernehmen und Einverständniß blieb, Sulzer aber, bei seiner blinden Verehrung für Bodmer, sehr bald in Widerspruch gerieth, was dann auch eine innere Entfremdung zwischen ihm und Ramler zur Folge hatte.[m]) Lessing hatte bereits in den Jahren 1751—55, die er mit einer ungefähr einjährigen Unterbrechung in Berlin verlebte, den gelehrten Artikel der vossischen Zeitung und ein eigenes Beiblatt zu derselben, „das Neueste aus dem Reiche des Witzes ꝛc." redigiert.[n]) Zu Anfang des J. 1754 lernte er Moses Men-

mehr (vgl. über die Nachrichten Schlosser 1, S. 669 f.). — Daß Sulzer gewiß nicht und Ramler schwerlich an dem Anmerk. a erwähnten „Druiden" mitgearbeitet haben, wie Göckingk (in Ramlers Leben) und Andere berichten (auch Gervinus, der sogar den Druiden später setzt als die krit. Nachrichten ꝛc. 4, S. 210), glaube ich aus den Briefen der Schweizer ꝛc. S. 81 schließen zu dürfen. — m) Schon gegen das Ende des J. 1752 schreibt Sulzer an Bodmer (Briefe der Schweizer ꝛc. S. 191): „Ich habe es bei Ramler und seinen Freunden so weit gebracht, daß ich nur etwas rühmen darf, um ihnen einen Ekel dafür zu machen." 1761 spricht er (a. a. O. S. 342) von „dem schlechten Geschmack der neuesten Deutschen, der Nicolai, Lessinge u. Ramler. Andere Urtheile Sulzers über Ramler aus den Jahren 1771 u. 74 stehen ebendaselbst S. 402 u. 424 f. Was die Stellung überhaupt betrifft, in die Sulzer nach und nach gegen Männer gerieth, die andere Wege zur Poesie suchten, als die Bodmer und sein Anhang giengen, so hat darüber ausführlich und gut Gruber in Wielands Leben, Ausg. von 1827. 2, S. 444 ff. gehandelt. — n) Was Lachmann als Lessings eigenen Antheil an dem gelehrten Artikel der vossischen Zeitung und an dem Beiblatt herausgefunden hat, ist von ihm in den 3—5. Band der Ausgabe von Lessings sämmtl. Werken aufgenommen worden. Vgl. hierzu Danzel, Lessing 1, S. 188—212, der in diesem vortrefflichen und als litterargeschichtliche Monographie wahrhaft musterhaften, nur leider unvollendet gebliebenen Buch überhaupt die sicherste und lehrreichste Auskunft über

Thätigkeit bis zum J. 1764 betrifft. — o) Mendelssohn wurde
zu Dessau von jüdischen Eltern geboren. So arm sein Vater war,
er doch dafür, daß der wißbegierige Knabe frühzeitig in der he-
en Sprache und in jüdischer Wissenschaft unterrichtet ward. Im
vierzehnten Jahre kam er nach Berlin, wo er anfänglich in der
n Dürftigkeit lebte, bis sich einige Glaubensgenossen seiner annah-
nd ihm das Leben wenigstens etwas erleichterten. Von zwei ge-
Juden dazu angeregt und nur wenig angeleitet, fieng er an die
matik in einer hebräischen Uebersetzung des Euklides zu studieren
it unsäglicher Mühe die lateinische Sprache zu erlernen. 1748
r in Verbindung mit einem jungen jüdischen Arzte, Namens Gum-
der ihn mit neuerer europäischer Litteratur bekannt machte; auch
ffte er ihm den Umgang mit einigen Gymnasiasten, mit denen er
er philosophische Gegenstände disputierte. Noch immer fehlte es
r einem gesicherten Unterhalt: da nahm ihn ein reicher israeliti-
Seidenfabrikant als Erzieher seiner Kinder in's Haus und machte
ls er ihn näher kennen lernte, nach und nach zum Aufseher, dann
actor und endlich zum Theilnehmer an seiner Fabrik. Durch Gum-
war er Lessingen 1754 als guter Schachspieler empfohlen worden;
ührte zu ihrer genauern Verbindung und Freundschaft. Mendelssohn
damals schon Philosophie in Wolffs und Locke's Schriften studiert;
bhandlung von Shaftesbury, die er von Lessing erhielt, veran-
ihn, etwas Aehnliches in deutscher Sprache zu schreiben. Dieß
ssing, ohne daß Mendelssohn davon wußte, drucken und führte
mit in die deutsche Schriftstellerwelt ein (vgl. Danzel, a. a. O.
3 f.). 1769 forderte ihn Lavater öffentlich auf, Christ zu wer-
vorauf Mendelssohn fein und würdig antwortete, wiewohl ihn diese
thung anfänglich so sehr erschütterte, daß er schwer erkrankte. Einen
mpfindlichern Verdruß bereitete ihm später eine Schrift von Fr.

kleine kritisch-philosophische Schrift „Pope ein Metaphysiker." p) 1752 war Christoph Friedr. Nicolai von Frankfurt a. O. in die Buchhandlung seines Vaters nach Berlin zurückgekehrt, q) und zwei Jahre darauf schrieb er seine „Briefe über den jetzigen Zustand der schönen Wissenschaften in Deutsch-

p) In Lessings sämmtl. Schriften 5, S. 1 — 36; vgl. Danzel S. 276 ff. — q) Nicolai wurde 1733 zu Berlin geboren, wo sein Vater einer Buchhandlung vorstand. Er besuchte zuerst das joachimsthalsche Gymnasium, kam dann auf die Schule des hallischen Waisenhauses und zuletzt auf die neugestiftete Realschule in Berlin. Als er in Halle war, studierte dort sein älterer Bruder Gottlob Samuel (geb. 1725, seit 1753 ordentlicher Professor der Philosophie in Frankfurt a. O., später in Zerbst und zuletzt in Tübingen angestellt, gestorben 1765), der ein Schüler von Meier war und den Geschmack des strebsamen Knaben zum Verständniß des Homer, den dieser zu lesen wünschte, nicht besser heranbilden zu können vermeinte, als wenn er ihn vor allem Andern mit den bremischen Beiträgen bekannt machte (nach Nicolai's eigenem Bericht in Fr. N's Leben u. litterar. Nachlaß. Herausg. von L. F. G. v. Göckingk. Berlin 1820. 8. S. 8 ff.). Von der Realschule kam er 1749 als Lehrling in eine Buchhandlung nach Frankfurt a. O., wo er bis 1752 blieb. Er behielt hier Zeit genug übrig, sich durch Selbststudium mannigfaltige Kenntnisse, namentlich auch im Griechischen und Englischen, zu erwerben. (Vgl. Göckingk a. a. O. S. 12 f. wonach eine Bemerkung über Nicolai bei Danzel, Lessing rc. 1, S. 143 zu berichtigen ist). Sein Englisch brachte ihn in Bekanntschaft mit Ewald (vgl. Anm. b), der damals Hofmeister bei einem adeligen Studenten war; durch ihn kam er schon um diese Zeit mit Kleist in Briefwechsel. Sehr bald nach seiner Heimkehr starb sein Vater, und an die Spitze der Handlung trat der älteste Sohn; Friedrich Nicolai blieb zwar im Geschäft, studierte aber fleißig fort, besonders wolffsche Philosophie. Anfänglich hatte er gar keinen gelehrten Umgang in Berlin, bis er Lessing kennen lernte. 1757 trat er aus dem Geschäft des Bruders, um sich ganz einem wissenschaftlichen Leben widmen zu können, mußte dasselbe jedoch im folgenden Jahre nach dem Tode seines Bruders allein übernehmen. 1781 machte er die von ihm sehr weitläuftig beschriebene Reise durch Deutschland und die Schweiz. 1799 wurde er Mitglied der Akademie der Wissenschaften und starb 1811. Er gerieth während seines Lebens in viele litterarische Streitigkeiten mit Dichtern, Philosophen, Schwärmern rc. Um die deutsche Litteratur hat er sich unbestreitbare und große Verdienste, besonders in seiner frühern Zeit

land," die 1755 im Druck erschienen. r) Sie erregten Lessings Aufmerksamkeit, der mit dem Verfasser Bekanntschaft machte und nun auch die zwischen Nicolai und Mendelssohn herbeiführte. Etwas Gemeinsames unternahmen diese drei damals noch nicht; Lessing gieng schon im Herbste 1755 nach Leipzig, und erst drei Jahre später traf er wieder bei seinen Berliner Freunden ein. Unterdeß hatte Nicolai allein den Entschluß gefaßt, die „Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freien Künste" zu schreiben, verband sich jedoch bei der Herausgabe selbst, die im Jahre 1757 begann, mit Mendelssohn; Lessing, der nur mehr mittelbar das Werk unterstützte, lieferte wenige Beiträge dazu. s) Als die Herausgeber nach einigen Jahren ihre Zeitschrift an Chr. Fel. Weiße in Leipzig überließen, t) war Lessing schon wieder in Berlin, wo er sich zunächst mit Ramler zu

---

worden. Seinem Unternehmungsgeist verdankte Deutschland hauptsächlich die Begründung der ersten großen und einflußreichen kritischen Zeitschriften. Vgl. darüber so wie über Nicolai's, Lessings und Mendelssohns Verbindung und gemeinsame litterarische Thätigkeit Danzel S. 267 ff. — r) Mit einer langen Vorrede herausg. von Gottl. Sam. Nicolai. Berlin 8. Der Verfasser war weder auf dem Titel noch in der Vorrede genannt. — s) Vgl. Nicolai's Anmerk. zu einem Briefe Lessings 12, S. 42 f. und Danzel S. 335 ff. — t) Die Bibliothek erschien von Anfang an in Leipzig; von den ersten vier Octavbänden (1757—59) war Nicolai der eigentliche Herausgeber. Die nächsten acht Bände, die bis zum J. 1765 reichten, besorgte schon Weiße (vgl. Danzel S. 376 f.); von da an führte er das Werk unter dem Titel „Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freien Künste" fort. Anfänglich hatte er die Redaction allein, sodann gemeinschaftlich mit dem Verleger Dyk, dem sie zuletzt ganz überlassen blieb. Mit dem J. 1806 hörte diese Zeitschrift auf. — Die Stiftung der Bibliothek macht, wie Danzel a. a. O. bemerkt, in doppelter Beziehung in der deutschen Litteratur Epoche. Deutschland erhielt in ihr die erste litterarische Zeitschrift von Bedeutung, die nicht in Gottscheds Händen war, und sie zog zuerst auch die schönen Künste wieder in das Gebiet der allgemeinen Bildung. Ihr Hauptzweck war „die Beförderung der schönen Wissenschaften und des guten Geschmacks unter den Deutschen;" zu dem Ende lieferte sie nicht

einer litterarischen Arbeit verband,[u]) dann aber im J. 1759 mit Nicolai und Mendelssohn eine ausschließlich der Besprechung der neuesten deutschen Litteraturerscheinungen gewidmete Zeitschrift gründete, die, so lange Lessing daran mitarbeitete, ihrem Geist und ihren Wirkungen nach alles weit hinter sich ließ, was sich bis dahin auf dem Felde der ästhetischen und wissenschaftlichen Kritik in Deutschland aufgethan hatte. Dieß waren die berühmten Litteraturbriefe oder, wie ihr eigentlicher Titel lautete, die „Briefe die neueste Litteratur betreffend".[v])

---

bloß Auszüge und Kritiken von den Werken der deutschen und der ausländischen Litteratur, die in die schönen Wissenschaften einschlugen, sondern auch selbständige Abhandlungen über einzelne Theile der schönen Litteratur und der schönen Künste, und zugleich sollte sie der in der deutschen Schriftstellerwelt noch immer so häufigen Vernachlässigung der Schreibart nachdrücklich entgegenarbeiten. — u) Zu der §. 202, Anmerk. d angeführten Bearbeitung und Herausgabe logauischer Sinngedichte. Vgl. Danzel S. 372—376. — v) Sie wurden seit dem 4. Januar 1759 allwöchentlich in der nicolaischen Buchhandlung ausgegeben und erschienen dann bis 1765 gesammelt in 24 Theilen, Berlin und Stettin 8; die ersten Theile wurden mehrmals aufgelegt. Das Aufsehen, das sie machten, war außerordentlich. Ueber die Verfasser war man lange im Unklaren; erst nach Lessings Tode, im Jahre 1782, erhielt das größere Publicum darüber Gewißheit. „Lessing war der erste, der die Idee zu diesem Werke hergab. Er wollte auch das Meiste machen. Die Schreibart — war eigentlich die seinige. Wir andern (Moses und ich und hernach Abbt) nahmen nur die äußere Form und schrieben jeder seinem eigenen Character gemäß. Moses versprach im Anfange nur die philosophischen Briefe zu machen. Ich aber verband mich zu nichts, als wenn Msc. fehlen sollte, hin und wieder zur Ausfüllung etwas zu machen; in den ersten Theilen habe ich auch wirklich nichts mehr gethan." So Nicolai in der Beilage zu einem Briefe an Herder aus dem Jahre 1768 (abgedr. in J. G. v. Herders Lebensbild I, 2, S. 393 ff.). Vgl. auch was Danzel S. 379 ff. aus dem von Nicolai im göttingischen Magazin 1782 Th. 1 veröffentlichten Bericht über die Gründung der Litteraturbriefe (wieder abgedruckt vor dem 26. Th. der alten Berliner Ausg. von Lessings sämmtl. Schriften) mittheilt. Daraus ergibt sich denn auch, daß dieselben ganz eigentlich aus dem lebendigen mündlichen Verkehr der drei Freunde

Lessing verließ 1760 Berlin, und seitdem sandte er nur noch ein Paar Beiträge ein;w) an seine Stelle trat Thom. Abbt, der 1761 den Sommer über in Berlin verweilte und fortan mit Nicolai und Mendelssohn freundschaftlich verbunden blieb. x)

über litterarische Dinge herauswuchsen. „Der damalige Krieg spannte alles mit Enthusiasmus an. Um also doch einigermaßen Vollständiges zu haben und sich nicht auf ein zu großes Feld einzulassen, ward beschlossen, die Litteratur seit dem Anfange des Krieges zu übersehen und diese Uebersicht bis zum Frieden fortzusetzen, den man damals nicht weit entfernt glaubte." Der Einleitung zufolge sollten die Briefe so angesehen werden, als seien sie an einen verdienten Officier und zugleich einen Mann von Geschmack und Gelehrsamkeit, der in der Schlacht von Zorndorf verwundet worden und in Fr. seine Wiederherstellung abwartete, von seinen Freunden geschrieben, um ihm die Lücke, welche der Krieg in seine Kenntniß der neuesten Litteratur gemacht, ausfüllen zu helfen. „Dieser Gedanke, an einen verwundeten Officier zu schreiben, gehört ganz Lessingen an; denn, sagte er, wie leicht kann Kleist verwundet werden, so sollen die Briefe an ihn gerichtet sein." — w) Bis zum Ende des 6. Theils darf diese Zeitschrift als Lessings Werk betrachtet werden, wenn er auch nicht alle Briefe bis dahin allein geschrieben hatte. Nachher hat er nur noch zwei beigesteuert. — x) Er wurde geb. 1738 zu Ulm, kam von dem dortigen Gymnasium 1756 nach Halle, um Theologie zu studieren, wandte sich aber nach einiger Zeit von ihr ab und legte sich auf Mathematik, Philosophie und neuere Litteratur, besonders die englische. 1758 fieng er an in Halle Vorlesungen zu halten, wurde 1760 außerordentlicher Professor der Philosophie zu Frankfurt a. O. und im nächsten Jahr Professor der Mathematik in Rinteln. 1763 machte er von da aus eine neunmonatliche Reise durch Oberdeutschland, die Schweiz und einen Theil von Frankreich; 1765 berief man ihn zu derselben Zeit nach Marburg und nach Halle, er zog es aber vor, im Herbst dieses Jahres in die Dienste des Grafen Wilhelm von Lippe-Bückeburg, der ihn aus seinen Schriften kennen gelernt hatte und in seiner unmittelbaren Nähe haben wollte, als Hof-, Regierungs- und Consistorialrath ꝛc. zu treten, starb jedoch schon im Herbst des J. 1766. (Vgl. über ihn Prutz im litterarhistor. Taschenbuch von 1846. S. 371 ff.) — Abbt trat im 9. Theil der Litteraturbriefe mit dem 148. Briefe als Mitarbeiter zu und blieb es bis ans Ende des Werks. Er hatte sich Nicolai und Mendelssohn durch seinen Aufsatz vom Tode für's Vaterland zuerst empfohlen und bildete eigentlich, wie Nicolai berichtet, seine Schreibart in den Litteraturbriefen. Später, vom 17. Theile an, wurde auch Fr.

Die Litteraturbriefe waren noch nicht geschlossen, als Nicolai schon wieder ein neues periodisches Werk ankündigte, y) eine „Allgemeine deutsche Bibliothek", die sich nach der Absicht des Herausgebers über die ganze neue deutsche Litteratur vom Jahre 1764 an verbreiten, und womit im nächsten Jahre der Anfang gemacht werden sollte und auch wirklich gemacht wurde. z) Lessing trat nicht hinzu und hielt sich immer fern davon, Mendelssohn und Abbt dagegen wurden mit vielen der gelehrtesten und geachtetsten Männer Deutschlands für die Zeitschrift gewonnen. Sie verschafften ihr, besonders in den ersten Jahren ihres Bestehens, ein großes und weitverbreitetes Ansehen. aa)

Gabr. Resewitz (geb. 1725 zu Berlin, zuerst Prediger in Quedlinburg, 1767 deutscher Prediger in Kopenhagen, 1774 Abt zu Kloster Bergen und preuß. Generalsuperintendent, gest. zu Magdeburg 1806) Mitarbeiter. Sulzer hat nur zwei und Fr. Grillo (geb. 1737 zu Wettin, gest. als Professor an der Cadettenanstalt in Berlin 1802) auch nicht mehr als fünf Briefe geliefert. — y) Zu Ende des 20. Theils der Litteraturbriefe. — z) Die allgemeine deutsche Bibliothek erschien unter Nicolai's Redaction von 1765—1792, Berlin und Stettin, 8. Als der Minister Wöllner in Preußen der alten Denk- und Druckfreiheit Fesseln angelegt hatte, gab Nicolai sie im Jahre 1792 an Bohn in Hamburg ab; seit 1795 erhielt sie den Titel „Neue allgemeine deutsche Bibliothek"; 1801 übernahm sie Nicolai wieder und schloß sie mit dem Jahre 1806. Mit den Anhängen und Registern wuchs das ganze Werk zu mehr als drittehalb hundert Bänden an. — aa) Anfänglich waren 4[illegible] Mitarbeiter an der Bibliothek, als sie in Berlin aufhörte, waren ihrer 135. („Die Mitarbeiter an Fr. Nicolai's allgem. d. Bibliothek nach ihren Namen und Zeichen in zwei Registern geordnet. Ein Beitrag zur deutschen Litteraturgeschichte" [von Dr. G. Parthey, Nicolai's Enkel] Berlin 1842. 4.) „Unter den ersten interessierten sich Heyne und Kästner am lebhaftesten für das Unternehmen, und ihren vortrefflichen Recensionen hatte das Werk vorzüglich das schnelle Glück zu danken, das es bei dem Publicum machte" (Göckingk in Fr. Nicolai's Leben ꝛc. S. 36). Gleich bei ihrem Beginn berichtete die Bibliothek, was einem Manne wie Abbt sehr missfiel, vorzugsweise über theologische Bücher; sie begriffen damals aber auch, wie Nicolai sagte, wenigstens das Drittel der neuen Litteratur (vgl. Abbts Schriften 5, S. 158 f.; 161; 179 f.). Spä-

Nicolai aber, der nicht bloß die Herausgabe im Ganzen leitete, sondern auch die Beiträge aller Mitarbeiter überwachte und einer bis in's Einzelne gehenden Prüfung unterwarf,[bb]) erlangte durch sie eine Zeit lang einen ganz außerordentlichen Einfluß auf die gesammte deutsche Litteratur, auf die Bildung des allgemeinen Urtheils über litterarische Gegenstände und auf die Entwickelung des deutschen Geisteslebens überhaupt; wiewohl sich schon zeitig von verschiedenen Seiten her Widerspruch erhob sowohl gegen den Geist, in welchem das ganze Werk geleitet wurde, wie gegen einzelne, besonders stark hervortretende Tendenzen desselben. Mit der Zeit wurde die Bibliothek immer entschiedener das Hauptorgan der deutschen Aufklärungspartei und ihrer rein rationalistischen Strebungen, und dabei trat Nicolai's Absicht, die ganze schöne und wissenschaftliche Litteratur von Berlin aus zu bevormunden und zu meistern immer unverhüllter hervor. Dieß führte allmählig zu den heftigsten Reibungen und Zerwürfnissen zwischen ihm und andern deutschen Schriftstellern; in Berlin selbst aber bildete sich erst eine mächtige Partei gegen ihn und den Kreis, dessen Mittelpunct er war, als die romantische Schule dort festen Fuß faßte.

§. 255.

Halberstadt verdankte den Rang, den es eine Zeit lang unter den für die Geschichte unsrer Litteratur wichtig gewordenen Städten einnahm, ganz eigentlich Gleims Persönlichkeit und seinem Enthusiasmus für Freundschaft, Dichtkunst und den Ruhm seines

---

hin waren es jedoch gerade die theologischen Artikel, denen Nicolai selbst die bedeutendste Wirkung auf das deutsche Publicum zuschrieb, und die ihn hauptsächlich bewogen, das Werk fortzuführen, als er dessen bereits müde war. (Vgl. seinen Brief an Lessing aus d. Jahre 1771 im Supplementbande zu Lachmanns Ausg. von Lessings sämmtl. Schriften S. 283.) — bb) Vgl. Göckingk a. a. O. S. 36 f.

preußischen Vaterlandes.[1]) Man kann nicht sagen, daß von diesem Orte aus durch ein besonderes Werk auf die Entwickelung der deutschen Poesie selbst oder auf die Fortschritte der ästhetischen Kritik irgendwie bedeutend eingewirkt worden sei; man wird sogar zugeben dürfen, daß das Allermeiste, was Gleim oder Andere aus dem Halberstädter Dichterkreise geschrieben haben, dem innern Werthe nach gegen viele gleichzeitige Erscheinungen auf dem deutschen Litteraturgebiete sehr zurücktrete: und gleichwohl muß Gleim, wie in den Vierzigern, so auch noch in den Funfzigern und bis in den Anfang der Siebziger des vorigen Jahrhunderts als einer der eifrigsten Pfleger des damaligen Litteraturlebens in Deutschland, und Halberstadt als ein Mittelpunct desselben angesehen werden. In der ersten Zeit nach seiner Uebersiedelung von Berlin, wo er in Halberstadt noch niemand hatte, dem er sich in seinen liebsten Neigungen hätte verwandt fühlen können,[2]) vermittelte Gleim von hier aus vielfache Annäherungen und freundliche Beziehungen unter den deutschen Schriftstellern, und allen, mit denen er entweder schon in Verbindung stand, oder mit denen er erst ein Verhältniß anknüpfte,[3])

---

1) Zu diesem §. überhaupt verweise ich auf Gleims Leben von Körte. — 2) „So wenig mit Sucro (vgl. §. 254 Anm. l) konnte er zu einem wahren Seelenvertrauen kommen, wie mit dem Regierungsrath Lichtwehr" (dem Fabeldichter, der seit 1749 in Halberstadt ein Kanonikat besaß und 1752 Regierungsrath wurde). A. a. O. S. 57. — 3) Seit dem Sommer 1749 stand er in freundschaftlichem Verkehr mit Ebert und Zachariae, die er öfter in Braunschweig besuchte. Im Frühling 1750 lernte er auf einer Reise über Langensalza nach Leipzig Klopstock, Gellett, Rabener, Cramer und Joh. Ad. Schlegel kennen. Lessingen sah und sprach er zuerst im Winter 1754—55 in Berlin (vgl. §. 254, Anm. g). — Verhehlt darf aber auch nicht werden, daß Gleims Neigung, mit allen bedeutendern Schriftstellern seiner Zeit irgend ein näheres Verhältniß anzuknüpfen, und sein Wunsch, wo möglich mit allen litterarischen Parteien gut zu stehen, oder es wenigstens bei keiner

suchte er seinen begeisterten Eifer für die Förderung der vaterländischen Litteratur mitzutheilen. Dazu bot schon sein ausgebreiteter Briefwechsel Gelegenheiten genug; noch unmittelbarer wirkte er in diesem Sinne auf diejenigen seiner auswärtigen Freunde, mit denen er von Zeit zu Zeit persönlich verkehrte, zumal wenn sie, wie dieß bisweilen geschah, Wochen und Monate lang seine Gäste waren.[4]) Unterdessen hatte er aber auch den Gedanken gefaßt, Halberstadt zu einer Hauptpflegestätte der deutschen Litteratur und Bildung zu machen und zu dem Ende mehrere der berühmtesten Dichter und Prosaisten jener Zeit, mit denen er befreundet war, ganz dahin zu ziehen.[5]) Dazu kam

ganz zu verschütten, ihn zu diesen bisweilen in eine sehr zweideutige Stellung brachten, so daß ihm eine gewisse Achselträgerei nachgesagt werden konnte. Der Art war namentlich sein doppelseitiges Verhalten zu den Schweizern und zu Gottsched (vgl. Körte S. 46 ff. und dazu Danzel, Lessing rc. S. 194 f.). Zu einer andern Zeit trieb ihn seine Eitelkeit zu so nahem Anschluß an Klotz und seinen Anhang, daß Gleims ältere Freunde mit Recht darüber empfindlich wurden und vor ihm warnten. (Vgl. zwei Briefe, den einen von Nicolai, den andern von Weiße, an Herder aus d. J. 1768 in J. G. v. Herders Lebensbild I, 2, S. 323 f. u. I, 3, S. 528, auch J. G. Jacobi's Vorr. zum 1. Bd. seiner sämmtl. Werke. Zürich 1819. S. VIII f.) — 4) Klopstock und sein Freund Schmidt verlebten 1750 einen Theil des Sommers bei Gleim („fast den ganzen Sommer," wie Körte S. 57 sagt, ist sehr übertrieben; das beweisen Klopstocks und Schmidts Briefe an Gleim bei Kl. Schmidt, Klopstock und seine Freunde rc. 1, S. 3—40). 1752 wurden Klopstock, Cramer und Ramler einige Wochen lang von ihm bewirthet. — Mit Klopstock blieb Gleim bis an sein Ende innig befreundet. Mit Ramler dagegen entzweite er sich später. Den ersten Anlaß zum Bruch gaben 1764 die Randbemerkungen, welche Ramler in der ihm von Gleim zur Beurtheilung übersandten Handschrift seiner Fabeln als Erwiederung auf seines Freundes Kritik über eine ihm mitgetheilte neue Ode gemacht hatte. Beider Zusammentreffen bei Nicolai im folgenden Jahre entschied den Bruch (a. a. O. S. 136 ff.); doch müssen sie einige Jahre später, wenn auch nur äußerlich, ein leidliches Vernehmen unter einander wieder hergestellt haben (vgl. Nicolai's Brief an Herder aus d. J. 1770 in J. G. v. Herders Lebensbild rc. 2, S. 145). — 5) Das Braunschweiger Carolinum brachte ihn schon um 1750 auf „die Idee einer vorbereitenden

es zwar nicht, allein dafür hatte er die Freude, seit 1769 einige Jahre hindurch eine Anzahl junger talentvoller Männer um sich versammelt zu sehen, mit denen er ein Freundschafts- und Dichterleben führen konnte, wie es sein Herz nur wünschte. Unter den ersten, die er an sich zog, wurden durch ihre Dichtungen am bekanntesten Joh. Georg Jacobi,[6]) Klamer Eberhard Karl Schmidt[7]) und Joh. Benj. Micha-

---

Akademie zu Halberstadt, als eines trefflichen Mittels, seine Freunde um sich her anzusiedeln, zum Ruhme und Nutzen seines Vaterlandes und um seines Friedrichs Zeit zur glänzenden Epoche grosser, freier litterarischer Ausbildung zu erheben und der deutschen Nation ein goldnes (Litteratur-) Zeitalter zu bereiten. Halberstadt oder Berlin sollten dann der Mittelpunct dieser neuen Glorie sein 2c." Und späterhin, als er J. G. Jacobi in Halberstadt erwartete (um 1768), nahm er den Plan wieder auf und dachte nun daran, außer Andern auch Uz, Götz und Herder für sein Halberstadt zu gewinnen und hier nichts Minderes als „eine ganze deutsche Akademie der Wissenschaften" ins Leben zu rufen. Körte S. 63 und 155 f. — 6) Geb. 1740 zu Düsseldorf, studierte seit 1758 in Göttingen und Helmstädt Theologie. Mit dem Professor Klotz von Göttingen her schon bekannt, wurde er von diesem, als er 1765 nach Halle berufen worden, auch dahin gezogen, wo er als Professor ohne Gehalt Vorlesungen über die schönen Wissenschaften hielt. 1766 lernte ihn Gleim im Bade zu Lauchstädt kennen, schloß mit ihm jene viel besprochene überzärtliche Freundschaft und wurde durch ihn auch mit Klotz und dessen hallischen Freunden in Verbindung gebracht. 1769 verschaffte ihm Gleim ein Kanonikat in Halberstadt; in der Zwischenzeit hatten sie die süßlichen Freundschafts- und Liebesbriefe gewechselt, welche in der Sammlung von 1768 stehen (vgl. §. 249, Anm. 6). 1774 verließ Jacobi Halberstadt und gieng nach Düsseldorf, um dort die „Iris," eine Quartalschrift, „der sittlichen und ästhetischen Ausbildung des schönen Geschlechts gewidmet", herauszugeben (Düsseldorf 1774—76). Im Jahre 1784 wurde er ordentlicher Professor der schönen Wissenschaften an der Universität Freiburg im Breisgau, von wo aus er einen freundschaftlichen und litterarischen Verkehr mit J. G. Schlosser in Emmendingen, Pfeffel in Colmar u. A. unterhielt (vgl. Gervinus 4, S. 262 ff.). Er starb 1814. Nicolai hat ihn zu der Zeit, da die Freundschaft zwischen Gleim und Jacobi noch in der Blüthe stand, zum Urbilde des jungen „Herrn Säugling" im Sebaldus Nothanker genommen. — 7) Geb. 1746 zu Halberstadt, wo er auch nach seiner Universitätszeit als Kriegs-

elis;[8]) etwas später kam Wilh. Heinse[9]) nach Halberstadt

---

und Kammersecretär angestellt wurde und nachher Domcommissarius war. 1819 feierte er sein Dichterjubiläum und starb 1824. Vgl. Schmidts Leben und auserlesene Werke, herausg. von dessen Sohne W. W. J. Schmidt und Schwiegersohne Fr. Lautsch. 3 Bde. 8. Stuttgart 1826—28 und Gervinus 4, S. 264 ff. — 8) Geb. 1746 zu Zittau, besuchte das dortige Gymnasium und gieng 1765 nach Leipzig, um Medicin zu studieren, hörte aber auch Vorlesungen bei Gottsched, Gellert und Ernesti. Bald vernachlässigte er die Medicin ganz, las fleißig lateinische, französische und deutsche Dichter und setzte seine bereits auf der Schule begonnenen Uebungen in eigenen Poesien, besonders in Fabeln, fort. Da er von Hause keine Unterstützung hatte, lebte er anfänglich überaus kümmerlich. Aus Noth ließ er seine Fabeln mit einigen andern poetischen Stücken drucken. Dadurch erregte er Gellerts und Weiße's Aufmerksamkeit und gewann ihr Wohlwollen; sie suchten ihm fortzuhelfen. Auch der Mahler Oeser nahm sich seiner an und empfahl ihn Gleimen, der ihm ein kleines Stipendium verschaffte. Aber immer noch mußte er die Poesie zum Erwerbsmittel machen, bis er endlich 1769 eine einträgliche Hauslehrerstelle in Leipzig erhielt. Schon im nächsten Jahre gab er sie wieder auf und gieng nach Hamburg, um die Herausgabe des Correspondenten zu übernehmen. Hier lernte er Lessing kennen, durch dessen Vermittelung er bei Seylers Gesellschaft als Theaterdichter angestellt ward. Er zog sich aber auch davon 1771 zurück und gieng zu Gleim, der ihn schon früher eingeladen hatte, sein Haus- und Tischgenosse zu werden. Ihr Beisammenleben dauerte indeß nur bis über die Mitte des J. 1772, wo Michaelis starb. — Von einigen andern, weniger bekannten jungen Männern, die zu Gleims Kreise gehörten, noch bevor Heinse nach Halberstadt kam, gibt Körte S. 161 ff. Nachricht. — 9) Geb. 1749 zu Langenwiesen, einem thüringischen Dorfe bei Ilmenau, studierte die Rechte in Jena und Erfurt und wurde an letzterm Orte mit Wieland bekannt, der ihn als einen „feuervollen, aber darbenden Jüngling" Gleimen empfahl. Er trat unter dem Namen Rost in Halberstadt auf, wo ihm Gleim eine Hauslehrerstelle verschafft hatte. Als er durch eine Uebersetzung aus dem Petron und durch die üppigen und zuchtlosen Stanzen im Anhang zu Laidion selbst Wielands Unwillen erregt hatte, suchte er diesen wieder freundlich gegen sich durch einen Brief zu stimmen, der sehr merkwürdig für die Seelengeschichte Heinse's ist und die Richtung erklären hilft, die er in seinen Jugendschriften nahm (der Brief, dessen wesentlichen Inhalt auch Gervinus 5, S. 5 mittheilt, ist vom 2. Jan. 1774 und steht in den Briefen zwischen Gleim, W. Heinse und J. v. Müller 1, S. 136 ff.). Im Frühjahr 1774 gieng Heinse mit Jacobi

und wurde ein Liebling Gleims. Im Winter 1773—74 war das dichterische Treiben in diesem Kreise am lebhaftesten.[10]) Durch den Tod hatte er schon früher zwei seiner Mitglieder ver-

---

nach Düsseldorf, um ihm bei der Herausgabe der Iris beizustehen. Gleim nannte dieß eine Entführung seines jüngsten und damals geliebtesten Freundes. In Düsseldorf erweckte die Gemählbesammlung Heinse's Interesse für bildende Kunst; auch gieng er hier schon zeitig an seine später herausgegebenen Uebersetzungen von Tasso's befreitem Jerusalem und Ariost's wüthendem Roland. 1780 machte er eine Reise durch die Schweiz und einen Theil von Frankreich nach Italien, von wo er erst 1783 nach Düsseldorf zurückkehrte. Drei Jahre darauf wurde er Vorleser des Kurfürsten von Mainz und später von demselben zum Hofrath und Bibliothekar ernannt. Zuletzt lebte er in Aschaffenburg und starb 1803. — 10) „Gleim, Jacobi, Heinse, Schmidt, Sangerhausen und Gleim d. j. sandten einander jeglichen Morgen eine verschlossene Büchse zu, in welche jeder eine Musengabe warf: ein Sinngedicht von zwei Zeilen oder ein Heldengedicht von so viel Tausenden, ganz nach eines jeden freiem Willen; nur daß der Gegenstand heiterer Spott der Kritiker und Journalisten sein mußte. — Sonnabends Abends — kamen dann die Dichter bei Gleim zusammen und saßen im Kreise. Gleim las die Beiträge vor und ließ die Verfasser errathen. Der beste Beitrag erhielt einen kleinen Preis, welchen die Mehrheit der Stimmen zuerkannte. Die Beiträge wurden, je monatlich oder wöchentlich, zusammengeheftet und in Gleims Archiv niedergelegt. — Wichtiger als diese poetische Lust war der von Gleim früher veranlaßte poetische Epistelwechsel mit Jacobi und Michaelis, späterhin mit Schmidt, Heinse und Sangerhausen, noch später mit Göckingk und Tiedge." (Körte S. 188 f.) — An das, was ich bereits §. 249, Anm. 6 über den in diesem Kreise herrschenden Geist angedeutet habe, knüpfe ich hier die weitere Bemerkung, daß in den Poesien und Briefen der Halberstädter ein nicht minder großer Unfug wie mit der Freundschaft auch mit der Vergötterung eines ganz unwahren Griechenthums, mit Anakreon, mit einem läppischen Grazien-, Genien- und Amorettenwesen getrieben wird, was in seiner ewigen Wiederkehr unleidlich ist. (Gleim wird einmal in einem Briefe der vorhin angeführten Sammlung 1, S. 104 von Heinse geradezu „Grazienheiliger" angeredet.) Gewissermaßen wiederholt sich in diesen pretiösen Spielereien, nur nicht unter so geschmacklosen Formen, das Leben und Dichten der Nürnberger Pegnitzschäfer. Die Freundschaftelei der Halberstädter Schule hat ihrem eigentlichen Wesen nach niemand treffender characterisiert, ohne darum Gleims Werth zu verkennen und herabzusetzen, als Herder in einem Briefe an

loren,[11]) im Frühling 1774 entzogen sich ihm auch Jacobi und Heinse. Damit war die schönste Zeit von Gleims halberstädtischem Leben vorüber. Die neuen Freunde, die er gewann,[12]) konnten ihm jene Verluste nie ganz ersetzen. Er blieb zwar noch fortwährend der Mittelpunct eines kleinen Dichterkreises, unterstützte noch manches bedürftige Talent, und in „Vater Gleims" Hause verweilten auch noch immer von Zeit zu Zeit Männer wie Wieland, Herder,[13]) Voß, Fr. Richter u. a.; allein auf den fernern Bildungsgang der deutschen Litteratur übte er mit seinen Halberstädter Freunden seit der Mitte der Siebziger eigentlich keinen merklichen Einfluß mehr aus.

§. 256.

Gerade zu der Zeit, wo es Gleimen in Halberstadt gelang, eine Anzahl junger strebsamer Männer um sich zu versammeln, bildete sich in dem unfern gelegenen Göttingen ein Dichterbund, der durch das, was theils unmittelbar aus dem Zusammenwirken seiner Mitglieder hervorgieng, theils später durch einzelne von ihnen geleistet ward, sowohl zur Einigung der in Deutschland zerstreuten dichterischen Kräfte, als auch zur

---

Merck aus dem J. 1771 (Briefe an und von J. H. Merck 1838. S. 34): „Wohin man sich in Deutschland wendet, fliegen halberstädtische Liebesbrieflein, die, man verkleistre sie, wie man wolle, doch nur immer die Herzen der Weiblein haschen sollen und für mich keinen Grad minder abscheulich sind als alle billets de confession unter Herrnhutern und Katholiken. Wer mit diesen Fasern des Herzens und der Freundschaft überall als mit Flitterbändern zu tröbeln vermag, der hat die wahre Gottesfurcht und Treue am Altar der Seele längst verloren — das ist, was ich davon weiß!" — 11) Außer Michaelis einen jungen Verwandten Gleims, Namens Jähns, der im Frühjahr 1772 starb, da er sich als Feldprediger in Halberstadt eben häuslich niederlassen wollte. — 12) Ihre Namen und die Verhältnisse, in denen sie zu Gleim standen, gibt Körte an. — 13) Wielanden lernte Gleim 1771 in Darmstadt und Herdern drei Jahre später persönlich kennen; mit beiden aber hatte er schon früher Briefe gewechselt.

Erweckung eines freiern, lebenskräftigern und volksthümlichern Geistes in unserer schönen Litteratur sehr wesentlich beitrug.[a]) Man kann eigentlich nicht sagen, derselbe sei unter dem besondern Einflusse eines akademischen Lehrers entstanden, oder der eigenthümliche Geist der Universität habe ihn irgendwie hervorgerufen und seine Bildung begünstigt. Allerdings nahm Göttingen schon damals eine sehr hohe, ja in vieler Beziehung die erste Stelle unter den deutschen Hochschulen ein: in den Geschichts- und Staatswissenschaften gieng es allen übrigen unbedingt voran, in den andern, die Philosophie ausgenommen, brauchte es hinter keine zurückzutreten, und in den auf das morgenländische und auf das classische Alterthum bezüglichen Studien hatte es wenigstens seit der Zeit den Vorsprung gewonnen, wo Joh. Dav. Michaelis[b]) und Christ. Gottl. Heyne[c]) dort lehrten. Auch darf nicht geläugnet werden, daß einerseits das Göttinger wissenschaftliche Leben überhaupt und die besondere Wirksamkeit einiger berühmten Lehrer, andererseits der durch das eigenthümliche Verhältniß dieser Universität zu England erleichterte Einfluß englischer Litteratur und Wissenschaft auf Lehrende und Lernende, die Richtungen in hohem Grade mit bestimmt haben, welche einige der namhaftesten Mitglieder des Bundes schon während ihres Aufenthalts in Göttingen einschlugen und nachher verfolgten.[d]) Allein für die Aufnahme und Pflege

---

a) Zu diesem §. überhaupt vgl. die mit Fleiß und Umsicht abgefaßte Schrift von Prutz, „Der Göttinger Dichterbund. Zur Geschichte der deutschen Litteratur." Leipzig 1841. 8. — b) Geb. zu Halle 1717, seit 1745 in Göttingen, gest. 1791. — c) Geb. 1729 zu Chemnitz in Sachsen, nach Göttingen berufen 1763, gest. 1812. — d) Von den Professoren übte in dieser Beziehung, wenn auch nur mehr mittelbar, den bedeutendsten Einfluß Heyne aus. Seine ganze Art, das classische Alterthum in seinem lebendigen Zusammenhange aufzufassen und seine Zuhörer darin einzuführen, mußte in diesen den ästhetischen Sinn, wo

der vaterländischen Litteratur und der deutschen Dichtung insbesondere war hier unmittelbar so gut wie gar nichts geschehen,*) ja es gehörte gewissermaßen zum guten Ton der Göt-

---

derselbe nur irgend vorhanden war, wecken und bilden; wie denn auch auf die Anregungen, die von ihm ausgiengen, die früh anhebende liebevolle Beschäftigung mehrerer Mitglieder des Göttinger Dichterbundes mit den homerischen Gesängen und deren wetteiferndes Bestreben, sie in Deutschland durch Uebersetzungen einzubürgern, zum nicht geringen Theil zurückzuführen ist. — Die Verbindung mit England kam ganz besonders der Göttinger Bibliothek zu Gute. „Es war damals gerade die Zeit, wo unsere Litteratur, selbst unsere Wissenschaft mit jugendlichem Enthusiasmus bei England in die Lehre gieng. Shakspeare und Ossian hatten bereits gezündet, die percy'sche Sammlung fieng an unsern Poeten ein Gefühl zu erwecken von dem wahrhaft Volksthümlichen und dem eigentlichen Character der Romanze und Ballade, eine neue Betrachtung des Homer und damit der Poesie im Allgemeinen begann von England her sich auszubreiten, von wo auch in der Historie sowohl jene bekannten großen Sammel-, als einzelne Meister- und Musterwerke ausgiengen. Diese ganze anregende englische Litteratur nun war nirgend anders so vollständig und so frühzeitig zu erlangen als in Göttingen, ja Einiges ausschließlich hier rc." Prutz S. 190 f. Ueberhaupt erleichterten die zweckmäßige Anlage und die musterhafte Einrichtung der Göttinger Bibliothek mehr als anderswo die Bekanntschaft mit den neuern ausländischen Litteraturen, namentlich auch den südlichen. Vieles, was dort bereits benutzt werden konnte, wurde dem übrigen Deutschland erst durch eine von den Göttinger Gelehrten ausgehende Zeitschrift bekannt, die vorzüglich nur dadurch eine besondere Wichtigkeit erhielt. Sie erschien seit dem J. 1739 unter dem Titel „Göttingische Zeitungen von gelehrten Sachen." Göttingen. 8; vom J. 1753 als „Göttingische Anzeigen von gelehrten Sachen unter Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften;" von 1802 an endlich unter dem noch jetzt fortdauernden Titel „Göttingische gel. Anz. unter d. Auff. d. k. G. d. W." — e) Als Haller 1736 nach Göttingen kam, hatte er seine Jugendgedichte von der Hand gelegt und lebte nur der Wissenschaft; sein Interesse an den Bewegungen auf dem deutschen Litteraturgebiet während der siebzehn Jahre, die er an der Universität angestellt war, scheint sich, so viel er damals auch wegen seiner Poesie von den sich bekämpfenden Parteien erhoben oder angefeindet wurde, bloß darauf beschränkt zu haben, daß er die eben angeführte gelehrte Zeitung gänzlich frei von gottschedischen Einflüssen hielt. Vgl. Danzel, Gottsched rc. S. 228 ff. Seine politischen Romane schrieb er

tinger Gelehrten, auf alle dahin einschlagenden Bemühungen vornehm herab zu sehen. Es konnte daher mehr nur für einen glücklichen Zufall gelten, daß damals, wo das geistige Leben in Deutschland und namentlich der poetische Drang schon überal in voller Regsamkeit war und auch in Göttingen mehrere dichterisch begabte und sinnesverwandte Jünglinge zusammentrafen ein junger Mann von Geschmack und Urtheil, kenntnißreich und voll schönen Eifers für die deutsche Litteratur, sich gerade in diese Stadt auch noch nach Vollendung seiner akademischen Studien aufhielt, der den Gedanken gefaßt hatte, eine litterarische Zeitschrift ganz neuer Art für Deutschland zu gründen, und daß e mit einzelnen jener Jünglinge in Verbindung kam, zwischen ihnen und andern die nähere Bekanntschaft vermittelte und der Mittelpunct einer Verbrüderung wurde, die ihre poetischen Kräfte nun zunächst in der Förderung jenes litterarischen Unternehmens üben konnte. Dieß war Heinr. Christ. Boie,[f] und was er beab

---

erst lange nach seinem Abgange von Göttingen. Kästner (vgl. Anm. I war, außer in Epigrammen, auf denen allein sein Dichterruhm beruhte und die auch nicht in viel mehr als in einzelnen witzigen Einfällen bestanden, ganz und gar ein Poet der gottschedischen Schule und von Natur nichts weniger als geeignet, junge Talente tiefer zu erregen und in ihrer Entwickelung zu fördern. Doch gehörte er zu den wenigen Professoren in Göttingen, die sich, als der Bund zusammentrat, demselben freundlich erwiesen. — f) Geb. 1744 zu Meldorp in Dithmarsen. E studierte seit 1763 in Göttingen die Rechte, gab sich aber bald mehr litterarischen Beschäftigungen hin: besonders übersetzte er Verschiedenes aus dem Englischen; auch unterrichtete er junge Engländer im Deutschen und übernahm zu verschiedenen Malen Hofmeisterstellen. Mit Heyne Kästner und andern Göttinger Gelehrten stand er in freundschaftlichem Verkehr. 1775 wurde er Stabssecretär zu Hannover, 1781 dänischer Justizrath und Landvogt in Süder-Dithmarsen, 1790 erhielt er den Titel eines dänischen Etatsraths und starb 1806 zu Meldorp. Ueber seine Uebersetzungen und seine (wenigen) eigenen Gedichte geben selbst Nachweisungen oder zeigen an, wo dergleichen zu finden sind, Prutz S. 193, Anm. 2 und K. Goedeke, Elf Bücher deutscher Dichtung ꝛc. 1 S. 734. —

sichtigte, die Herausgabe eines deutschen Musenalmanachs, worauf ihn zuerst die französischen brachten, die seit 1765 erschienen waren.[g]) Zu dem ersten Jahrgange, der 1770 herauskam, und, wie die französischen Vorbilder, weniger bis dahin noch nicht gedruckte, als ausgewählte Stücke aus den neuesten poetischen Büchern und aus Zeitschriften enthielt, hatte er sich mit Friedrich Wilhelm Gotter[h]) vereinigt: Kästner[i]) unterstützte die jungen Männer mit Rath und That. Als

g) Ueber die innere und äußere Einrichtung des Almanac des Muses gibt im Allgemeinen Auskunft Prutz S. 199 f. — h) Geb. 1746 zu Gotha, wo er auch durch Privatlehrer zur Universität vorgebildet wurde und schon damals von dem dortigen Hofe her die Einflüsse französischer Litteratur und Kunst erfuhr, die ihn früh zu einem gründlichen Studium der französischen Sprache und zu eigenen kleinen dramatischen Versuchen in derselben reizten. 1763 gieng er nach Göttingen, um die Rechte zu studieren, beschäftigte sich aber dabei fortwährend mit neuerer Litteratur, Schauspielkunst und poetischen Uebungen. Im Herbst 1766 kehrte er nach Gotha zurück und wurde daselbst als zweiter Geheimer Archivar angestellt. 1767 gieng er als Legationssecretär nach Wetzlar. Im nächsten Jahre begleitete er zwei junge Edelleute nach Göttingen, wo er wieder anderthalb Jahre verlebte. Während dieser Zeit traf er mit Boie, auf dessen Geschmack und Urtheil er mit seiner feinen, halb französischen Bildung bedeutend einwirkte, die Anstalten zur Herausgabe des ersten Musenalmanachs; auch benutzte er sie zur weitern wissenschaftlichen Ausbildung. Nach einem ungefähr einjährigen Verweilen im Vaterhause gieng er im Herbst 1770 wieder nach Wetzlar, wo er mit Goethe bekannt wurde und diesen in „einige Berührung" mit den jungen Göttinger Dichtern brachte (vgl. Goethe, Werke 26, S. 139); zwei Jahre darauf erhielt er eine Anstellung bei der geheimen Canzlei in Gotha. Seiner schwachen Gesundheit halber machte er 1774 eine Reise nach Lyon und bestärkte sich dort in seiner Vorliebe für die französische Bühne. Nach seiner Rückkehr beschäftigte er sich viel mit dramatischen Arbeiten, und als um diese Zeit Seyler mit seiner Schauspielertruppe sich von Weimar nach Gotha übersiedelte, nahm er einen sehr lebhaften und einflußreichen Antheil an der Leitung des Hoftheaters. 1782 wurde er Geheimsecretär und starb 1797. Seine Biographie ist aus Schlichtegrolls Nekrolog wieder abgedruckt vor dem „Litterarischen Nachlaß von F. W. Gotter." Gotha 1802. 8. — i) Abrah. Gotth. Kästner, geb. 1719 zu Leipzig, zeigte, von

Gotter von Göttingen wieder geschieden war, unterzog sich Boie allein der Redaction, und es gelang ihm, in der Nähe und Ferne Unterstützung genug zu finden, um den nächsten Jahrgang schon bei weitem reicher mit ganz neuen Sachen ausstatten zu können. Bald flossen ihm in Folge der Verbindungen, in denen er entweder schon stand, oder die er allmählig anzuknüpfen wußte,[k])

---

seinem Vater, einem Verwandten und einzelnen Studenten allein unterrichtet, eine solche Frühreife des Geistes, daß er schon von seinem zehnten Jahre an juristische Vorlesungen hörte, im zwölften als Student in Leipzig immatriculiert wurde und nun alle mögliche Collegien besuchte. Besonders legte er sich aber auf die mathematischen, physikalischen und philosophischen Wissenschaften. In der Poesie und Beredsamkeit übte er sich unter Gottscheds Anleitung, mit dem er auch später, wiewohl nicht ununterbrochen, in gutem Vernehmen und in litterarischer Verbindung blieb (vgl. Danzel, Gottscheb rc. S. 267 f. u. A. G. Kästners gesammelte poet. und pros. schönwissenschaftl. Werke. Berlin 1841. 8. 4, S. 47 u. 1, S. 42 das Sinngedicht N. 131), und dessen Andenken er, als derselbe gestorben war, durch eine parteilose und anerkennende Würdigung ehrte („Betrachtungen über Gottscheds Character." Eine in der Götting. d. Gesellsch. gehaltene Vorlesung aus d. J. 1767, abgedr. in den gesammelten rc. Werken 2, S. 162 ff.). Bereits 1733 war er Notar und vier Jahre später Magister. 1739 fieng er an Vorlesungen zu halten, und als bald nachher Schwabe die Belustigungen des Verst. und Witzes gründete, lieferte er zahlreiche Beiträge dazu. 1746 erhielt er in Leipzig eine außerordentliche Professur, 1756 ward er als ordentlicher Professor der Mathematik und Physik nach Göttingen berufen, nach und nach in sehr viele gelehrte Gesellschaften und Akademien Europa's aufgenommen und 1765 zum Hofrath ernannt. Viele Jahre hindurch war er auch Aeltester der deutschen Gesellschaft in Göttingen. Er starb 1800. —
k) In den Jahren 1770 und 71 hatte er schon nahe Beziehungen zu Gleim (wodurch nachher ein freundliches Verhältniß zwischen dem Halberstädter Kreise und dem Göttinger Bunde vermittelt ward), zu Wieland in Erfurt, zu den Braunschweigern (Jerusalem, Lessing, Schmid, Gärtner, Zachariae, Ebert), den Berlinern (besonders zu Ramler), und zu v. Knebel und dessen Freunden in Potsdam (vgl. §. 254, Anm. b). Für das Jahr 1772 hatte er zum Musenalmanach bereits so „viele und unerwartete Beiträge" von den verschiedensten Seiten her erhalten, daß er am Schlusse dieses Jahrgangs die Hoffnung aussprechen durfte, die Fortsetzung der Sammlung werde ihm nun leichter werden, als der An-

die Beiträge immer zahlreicher zu, so daß der Göttinger Musenalmanach binnen kurzem eine Zeitschrift wurde, zu welcher Dichter aus allen Gegenden Deutschlands beisteuerten, und die somit einerseits die Dichter selbst, vornehmlich die jüngern, unter sich in eine Art lebendiger Verbindung brachte [l]) und andrerseits viele der trefflichsten neuen Stücke, besonders von der lyrischen und den ihr verwandten Gattungen, schnell, sicher und zusammengedrängt nach allen Seiten hin dem Publicum zuführte. [m]) In Göttingen selbst war es zuerst Gottfr. Aug. Bürger, der sich an Boie anschloß und ihm bereits für das J. 1771 einen Beitrag für den Almanach lieferte. [n]) Durch ihn wurde Boie dann zu-

---

fang gewesen sei. Zu den Einsendern von Gedichten für die folgenden Jahrgänge gehörten auch Klopstock und Goethe. (Vgl. hierzu Prutz S. 272 ff; 288 ff; Gervinus 5, S. 24 f. und über Boie's litterarische Verbindungen insbesondere die von Prutz S. 193, Anm. 1 angeführten Briefsammlungen.) Die verständige Weise, in der Boie den Musenalmanach redigierte, fand bald allgemeine Anerkennung. Gleim schrieb im Herbst 1772 an Knebel (s. des letztern litterar. Nachlaß ic. 2, S. 64): „Herr Boie macht seine Sachen vortrefflich! Wir wollen ihn zum Intendanten auf dem Parnaß machen." — l) Goethe, Werke 26, S. 116 f. „Eine rasche Mittheilung war unter den Litteraturfreunden schon eingeleitet; die Musenalmanache verbanden alle jungen Dichter, die Journale den Dichter mit den übrigen Schriftstellern." — m) Der Göttinger Almanach erhielt eine für die damalige Zeit ganz außerordentliche Verbreitung im Publicum: es wurden drei bis fünftausend Exemplare davon abgesetzt. Prutz S. 278, Anm. 1. — n) Bürger wurde 1748 zu Wolmerswende im Halberstädtischen geboren, wo sein Vater Prediger war. In seiner Kindheit versprach man sich sehr wenig von ihm, wiewohl ihm ein sehr glückliches Gedächtniß und eine gewisse Erregbarkeit der Phantasie eigen waren. Bis in sein zehntes Jahr lernte er nichts weiter als lesen und schreiben, machte aber schon damals Verse, in denen sich ein natürliches Gefühl für richtige rhythmische Bewegung und für genaue Reimbindung kund gab. Dagegen schien es ihm an aller Anlage oder Lust zu fehlen, das Lateinische zu erlernen. 1760 wurde er zu seinem Großvater nach Aschersleben geschickt, um die dortige Schule zu besuchen. Ein Epigramm, das er auf einen seiner Mitschüler verfertigte, hatte verdrießliche Folgen für ihn; sie ver-

61 *

nächst mit zwei andern talentvollen Jünglingen bekannt, die da=

anlaßten seinen Großvater, ihn 1762 nach Halle auf das Pädagogium zu schicken. Hier gefielen ihm vornehmlich die deutschen Versübungen; seine und seines Mitschülers Göcking Leistungen darin schienen dem Lehrer schon damals die entschiedene Anlage beider zur Dichtkunst zu beurkunden. 1764 bezog Bürger die hallische Universität, auf der er gegen seine Neigung Theologie studieren sollte. Der Umgang mit dem lockern Philologen Klotz, an dem er einen großen Gönner und Freund fand, schadete seiner Sittlichkeit mehr, als ihm dessen Kenntnisse und wissenschaftliche Anregungen nützten. Unzufrieden mit seinem Leben und Treiben, rief ihn sein Großvater von Halle zurück, erlaubte ihm aber Ostern 1768 nach Göttingen zu gehen und daselbst die Rechte zu studieren. Zwar betrieb er dieses Studium eifriger als früher das theologische, allein bald gerieth er in eine schlechte Verbindung und gab sich neuen Ausschweifungen hin, wodurch er seinen Großvater so sehr erzürnte, daß derselbe die Hand von ihm abzog und den ganz Mittellosen nun sich selbst überließ. Indessen nahmen sich einige wackere junge Leute, mit denen er bekannt geworden, seiner an und hielten ihn: unter ihnen war auch Boie, der Bürgers bedeutendes Talent erkannte, durch sein Urtheil auf ihn zu wirken anfieng, ihn zu dichterischen Versuchen aufmunterte und sein Lied „Herr Bacchus ist ein braver Mann" in den zweiten Jahrgang des Musenalmanachs aufnahm. In dieser Zeit trieb Bürger mit seinen Freunden mancherlei Studien gemeinschaftlich: besonders beschäftigten sie sich auch viel mit der englischen und mit den romanischen Sprachen und Litteraturen; ihr Lieblingsdichter war Shakspeare. Neben demselben zogen Bürgern noch gar sehr die wenige Jahre zuvor von Th. Percy herausgegebenen Reliques of ancient English poetry an, die nachher so bedeutend für seine Balladenpoesie wurden. Durch Gleim, der von ihm als einem außerordentlich begabten Jünglinge gehört hatte und bei Boie nähere Erkundigungen über ihn einzog, wurde er nun auch unterstützt, bis er 1772 durch Boie's freundschaftlichen Eifer die Stelle eines Justiz-Beamten im Gerichte Alten=Gleichen, unfern von Göttingen, erhielt. Jetzt söhnte sich auch sein Großvater wieder mit ihm aus und gab die Gelder her, deren der Enkel zum Antritt des ihm übertragenen Amtes bedurfte; sie giengen jedoch durch die Unredlichkeit eines Dritten zum großen Theil verloren, und dieß legte den ersten Grund zu der Zerrüttung in Bürgers häuslichen Umständen, welche bis an sein Ende fortdauerte, sein Leben mit verkümmerte und auch auf seinen schriftstellerischen Character nachtheilig einwirkte. Noch viel traurigere Folgen für sein inneres und äußeres Leben giengen aus seiner Verheirathung hervor, die im Herbst 1774 Statt fand: die Leidenschaft, die er zu der jüngern

s in Göttingen studierten, mit Ludw. Heinr. Chr. Hölty o)

oester seiner Gattin faßte, verbitterte ihm die Ehe und führte Ver-
isse in der bürgerschen Familie herbei, die das Sittengesetz zu tief
zten, um entschuldigt werden zu können. Ein Versuch, seine äußere
zu verbessern, schlug fehl und zog noch dazu große Verluste für
er nach sich. Als er endlich auch noch eine schwere Kränkung durch
verläumderische Anklage wegen Verwaltung seines Amtes erfuhr,
te er, dieß niederlegen zu müssen, und gieng nach Göttingen, wo er
erste von schriftstellerischen Arbeiten und Privatvorlesungen leben
nnen hoffte. Unterdessen Wittwer geworden, konnte er endlich 1785
Schwägerin (die von ihm verherrlichte Molly) heirathen; aber
nach einigen Monaten verlor er sie durch den Tod: dieß war der
ste Schlag, der ihn treffen konnte. 1789 wurde er endlich außer-
tlicher Professor in Göttingen. Eine dritte, thöricht eingegangene
höchst unglücklich geführte Ehe, die bald wieder gelöst wurde, Krank-
Nahrungssorgen, Vereinsamung verdüsterten seine letzten Lebens-
völlig und beugten ihn tief nieder. Er starb 1794. — o) Geb.
zu Mariensee im Hannöverschen. Schon früh zeigte er eine außer-
tliche Wißbegierde, und sobald er schreiben konnte, schrieb er auf,
ihm aus Erzählungen und Gesprächen merkwürdig schien. Sein
, der Prediger war und zu den Mitgliedern der Göttinger deutschen
llschaft gehörte, unterwies selbst den Knaben, und dieser war im Ler-
o fleißig, daß die Eltern bedacht sein mußten, seinen übermäßigen
durch Vorkehrungen, die er aber umgieng, zu zügeln. Dabei wahrte
h den ihm angeborenen Sinn für die Natur und ein warmes,
ndungsvolles Herz. Von seinem elften Jahre an fieng er insge-
an Verse zu machen. Um ihm einen gründlichern Unterricht zu
affen, schickte ihn sein Vater 1765 nach Celle auf die Schule. Nach
Jahren kehrte er zunächst wieder heim und gieng dann zu Ostern
nach Göttingen, um sich der Theologie zu widmen. Ohne dieß
ium zu vernachlässigen, behielt er noch immer Zeit übrig, sich viel
esung alter Classiker und neuerer Schriftsteller, namentlich engli-
und italienischer, so wie mit eigenen Arbeiten zu beschäftigen. 1771,
Bürger in Göttingen schon als Dichter genannt wurde, suchte ihn
auf und ward von ihm Boie'n zugeführt. Sein Vater gestattete
nun noch länger in Göttingen zu bleiben; seinen Unterhalt erwarb
fortan zum Theil selbst durch Unterrichten und Uebersetzen aus
Englischen. Unter den alten und neuen Dichtern, die er im Ver-
it Bürger, Hahn, Voß und Miller las und studierte, waren auch
alten Lyriker oder Minnesinger, welche die Freunde zu Nachbil-
n ihrer Lieder reizten. Das bardische, freiheitswüthige Treiben des

und Johann Martin Miller. p) Im Frühjahr 1772 kam Joh. Heinr. Voß, q) der sich vorher durch eingesandte

---

Bundes machte er zwar mit, im Grunde lag dieß aber fern ab von seinem stillen, schüchternen, sanft melancholischen Character und von seinem Hange zu einem empfindsamen Hineinleben in die Natur. Im Herbst 1774 fieng sein Gesundheitszustand an bedenklich zu werden; dieß veranlaßte ihn, im nächsten Frühjahr, bald nach dem Tode seines Vaters, nach Mariensee und im Herbst nach Hannover zu gehen, wo er 1776 starb. — p) Geb. 1750 zu Ulm, kam 1770 nach Göttingen, um Theologie zu studieren, und kehrte 1775, nachdem er noch ein halbes Jahr in Leipzig zugebracht hatte, in seine Vaterstadt zurück. Hier ertheilte er Unterricht am Gymnasium, bis er 1780 eine Pfarre zu Jungingen bei Ulm erhielt. 1782 gab er sie wieder auf gegen eine Professur am Ulmer Gymnasium, übernahm aber im folgenden Jahre auch noch eine städtische Predigerstelle. Später wurde er Consistorialrath und Stadtdecan, 1810 Decan der Diöcese Ulm mit dem Character eines geistlichen Raths und starb 1814. — q) Geb. 1751 zu Sommersdorf in Mecklenburg, erhielt den ersten Unterricht in dem Städtchen Penzlin, wo sein Vater, der früher Pachter gewesen, sich angekauft hatte und verschiedene bürgerliche Geschäfte trieb. Die guten Anlagen und die Lernbegierde des Knaben bestimmten den Vater, ungeachtet sein Wohlstand in Folge des Krieges zu sinken begann, ihn 1766 auf die Schule in Neubrandenburg zu bringen. Hier bildete derselbe mit einigen Schulgenossen einen Verein, in dem sie wöchentlich mehrere Stunden Griechisch und Lateinisch trieben und sich mit der deutschen Litteratur bekannt zu machen suchten. An Ramlers Oden, die er sich abschrieb, studierte er deutschen Versbau; auch Klopstocks Dichtungen lernte er schon damals kennen, dichtete selbst manches Lied, versuchte sich im Uebersetzen horazischer Oden und fieng auch an eine Fortsetzung der Insel Felsenburg zu schreiben. Die Gegend, in der er sich aufhielt, bot ihm Gelegenheit, seinem Hange zum Naturgenuß nachzugehen. Unterdessen war der Vater so verarmt, daß er nicht im Stande war, den Sohn auf einer Universität zu erhalten. Voß nahm daher 1769 bei einem mecklenburgischen Edelmanne eine Hauslehrerstelle an, in der Hoffnung, sich so viel von seinem kümmerlichen Gehalt zu ersparen, daß er davon eine Zeit lang werde studieren können. In der Nachbarschaft des Gutes, wo er sich aufhielt, lernte er den Prediger E. Th. J. Brückner kennen, der nur um einige Jahre älter war (geb. 1746, zuletzt Hauptpastor in Neubrandenburg, wo er 1805 starb), sich schon als Student in Trauerspielen versucht und Vieles gelesen hatte. Voß wurde bald mit ihm vertraut, vernahm durch ihn zu-



dichte dem Herausgeber des Musenalmanachs empfohlen

etwas von Shakspeare und empfand gleich die Lust in sich, das Eng-
e zu erlernen. Später brachte er seinen Freund in eine nähere Be-
ung zum Göttinger Bunde. Der Musenalmanach veranlaßte Voß,
e seiner Gedichte an Kästner, den er für den Herausgeber hielt, ein-
iden. Dieß machte Boie auf ihn aufmerksam, der ihn nach Göttin-
zog und dafür sorgte, daß sein sehnlichster Wunsch, studieren zu kön-
erfüllt wurde. Er wollte sich für ein geistliches Amt vorbereiten,
rte indeß bald seinen Vorsatz und entschied sich für das Studium
Philologie und der neuern Sprachen. Zu Heyne fühlte er sich
die Länge nicht hingezogen; desto eifriger studierte er in Gemein-
t mit seinen Freunden die Alten, die deutschen Minnesinger und Lu-
Schriften. Im Frühjahr 1774 reiste er nach Hamburg, um Klop-
zu sehen, der ihn freundlich und herzlich aufnahm; auch besuchte er in
burg Boie's Eltern und lernte in dessen Schwester Ernestine seine nach-
e vortreffliche Gattin kennen. Nach Boie's Fortgang von Göttin-
og Voß 1775 nach Wandsbeck zu Claudius und besorgte von da
die Herausgabe des Musenalmanachs, die ihm Boie abgetreten hatte.
end seines Aufenthalts in Wandsbeck gieng er unter andern litte-
hen Arbeiten auch schon an die Uebersetzung der Odyssee. 1778
e er als Rector an die Schule zu Otterndorf im Lande Hadeln
n. 1780 begann seine Entzweiung mit Heyne; der völlige Bruch
e besonders durch einen Aufsatz Lichtenbergs, dem Heyne nicht fremd
ben war, herbeigeführt. 1782 vertauschte Voß sein bisheriges kärg-
Rectorat mit dem anfänglich nicht einträglichern zu Eutin, wo
Freund Fr. L. von Stolberg, der seine Berufung besonders betrie-
atte, damals noch wohnte; und einige Jahre darauf erhielt er den
thstitel. 1786 machte er sich an die Uebersetzung der Ilias: sie
e mit eine der Ursachen der allmähligen Erkältung zwischen Stol-
und Voß, die bei dem letztern späterhin in eine Feindseligkeit von
zu trauriger Berühmtheit übergieng. Seine sehr geschwächte Ge-
eit, die unter den anstrengenden Amtsarbeiten ganz zu erliegen
e, bestimmte ihn, 1802 seine Stelle in Eutin aufzugeben. Mit
nicht unansehnlichen Jahrgehalt und der Erlaubniß, dasselbe außer
s zu genießen, zog er nach Jena. Mehrere Stellen, die ihm an-
gen wurden, lehnte er ab, bis ihn der Kurfürst von Baden 1805
Heidelberg berief. Hier beschäftigte er sich noch viele Jahre hin-
mit zahlreichen litterarischen Arbeiten, namentlich mit Uebersetzungen
polemischen Schriften, und starb erst 1826. Eine mit Liebe, aber
h nicht ohne eine gewisse philologische Befangenheit und Partei-
it abgefaßte Schilderung seines Lebens und Characters, so wie seiner

hatte, auf die Universität, lernte durch Boie bald Hölty und Miller, nachher auch Bürger, der damals zwar nicht mehr in Göttingen selbst, aber ganz in dessen Nähe lebte, so wie Karl Friedr. Cramer,[r]) Joh. Friedr. Hahn[s]) und einige andere Studierende kennen, die sich entweder selbst mit dem Dichten abgaben, oder doch einen offenen und geweckten Sinn für Poesie hatten [t]), und es dauerte nicht lange, so war der Bund gebildet, der nachher häufig mit dem Namen des Göttinger Hainbundes bezeichnet worden ist.[u]) Der gesellige Mit-

---

litterarischen Verdienste von F. C. Th. Schmid ist der Ausgabe der „Sämmtlichen poetischen Werke von J. H. Voß. Herausgg. von Abr. Voß." Leipzig 1835. gr. 8. einverleibt. — r) Ein Sohn Joh. Andr. Cramers, geb. 1752 zu Quedlinburg, kam 1772 nach Göttingen, wurde 1775 außerordentlicher und 1780 ordentlicher Professor der Philosophie in Kiel. Er gehörte zu denjenigen in Deutschland, die in Wort und Schrift am meisten und ungemessensten für die Freiheit schwärmten, welche die französische Revolution bringen sollte. Dieß zog ihm 1794 Amtsentsetzung und Verweisung aus Kiel zu, doch ließ man ihm die Hälfte seines Gehalts. Nach einem kurzen Aufenthalt in Hamburg gieng er nach Paris, wo er sich als Buchdrucker und Buchhändler ansässig machte und sich viel mit Uebersetzen beschäftigte. Er starb 1807. Von seinen litterarischen Arbeiten ist am bekanntesten sein Buch „Klopstock, Er und über ihn." 5 Theile nebst einer Beilage und Nachlese. Hamburg 1780—93. 8. Es war darin auf die Verherrlichung, ja die Vergötterung Klopstocks abgesehen, der von dem Zweck des Werks wußte und gleichwohl eitel genug war, dessen Herausgabe nicht zu verhindern. Vgl. Jördens 6, S. 597 ff.; 3, S. 51 f.; Prutz S. 360—62; K. Goedeke a. a. O. 1, S. 777. — s) Geb. um 1750 im Zweibrückischen, gest. 1779. Vgl. Prutz S. 223 f.; 226; 358 f. u. K. Goedeke 1, S. 768. — t) Ewald, Esmarch, Wehrs, Seebach und ein jüngerer Miller (Vetter von Joh. Mart. M.); außer ihnen traten dem Bunde dann auch noch bei v. Closen, der frühzeitig starb, und Clauswitz, der Hofmeister der Stolberge. — u) Schon einige Monate vor Vossens Ankunft, im Januar 1772, schrieb Boie an Knebel (Knebels litter. Nachlaß rc. 2, S. 116): „Wir bekommen nachgerade hier einen Parnassus in nuce. Es sind einige feine junge Köpfe da, die zum Theil auf gutem Wege sind. Ich suche das Völkchen zu vereinigen. Gegenseitige Er-

mct und der Ordner bei seinen Zusammenkünften blieb

---

erung, Kritik hilft mehr, als man glaubt.“ Ueber die nachherige
ng des Bundes und dessen Geschichte sind die genauesten und voll-
igsten Nachrichten in den Briefen von Voß aus dieser Zeit zu fin-
J. H. Voß' Briefe, nebst erläuternden Beilagen, herausgg. von Abr.
3 Bde in 2 Abtheill. 8. Halberstadt 1829—33. N. Aufl.
g 1840); das Wichtigste darüber ist auch in der von Voß abge-
Lebensbeschreibung Hölty's (vor den rechtmäßigen Ausgaben der
chen Gedichte) mitgetheilt. (Bei Prutz ist hierzu S. 219 ff. nach-
n.) Darnach hatte die Gesellschaft bereits im Mai 1772 unter
s Vorsitz ihre wöchentlichen Versammlungen. „Die Producte eines
wurden vorgezeigt und beurtheilt, und Boie verbesserte.“ Anfäng-
cheint noch ein sehr gemäßigter Geist in diesen Zusammenkünften
scht zu haben. Anders wurde es, als Cramer und Hahn, „beides un-
e, feurige Naturen,“ Einfluß gewannen: sie waren es besonders,
ne unmittelbar, der andere mehr nur mittelbar, durch welche Klop-
zum poetischen und vaterländischen Heiland der Genossenschaft er-
und der bardische Schwindel in sie eingeführt wurde. Als der
liche Bund am Abend des 12. Septbr. von Voß, den beiden Mil-
Hahn, Hölty und Wehrs in einem kleinen Eichengrunde nahe bei
ngen gegründet ward und seine erste Einrichtung erhielt, waren
Cramer und Hahn selbst nicht gegenwärtig; aber hinlänglich er-
n von der Schwärmerei für das klopstockische Urdeutschthum waren
schon jene sechs. „Wir umkränzten,“ schreibt Voß (a. a. O. 1,
1) „die Hüte mit Eichenlaub, legten sie unter den Baum, faßten
alle bei den Händen, tanzten so um den eingeschlossenen Stamm
n — riefen den Mond und die Sterne zu Zeugen unsers Bundes
nd versprachen uns eine ewige Freundschaft. Dann verbündeten
uns, die größte Aufrichtigkeit in unseren Urtheilen gegen einander
eobachten und zu diesem Endzwecke die schon gewöhnliche Versamm-
noch genauer und feierlicher zu halten. Ich ward durch's Loos
Aeltesten erwählt.“ (Vgl. damit Boie's Brief an Knebel vom 20.
1772, a. a. O. 2, S. 138 f., der von dem Bunde den Vorwurf
Bardenschwindels fern halten soll, aber ihn keineswegs ganz besei-
und dazu Prutz S. 235 f.) — Die Bundesglieder kamen alle Sonn-
d um vier Uhr bei einem zusammen. Klopstocks Oden und Ram-
lyrische Gedichte und ein eignes Bundesbuch, zur Aufnahme der
den Einzelnen abgefaßten und einstweilen durchgehends gebilligten
chte bestimmt, lagen auf dem Tisch. Einer las eine Ode aus Klop-
oder Ramler her, und man urtheilte alsdann über die Schönheiten

Boie, der als der ältere, erfahrnere und einsichtsvollere Freun sowohl auf die wissenschaftlichen Beschäftigungen, wie auf di dichterischen Arbeiten der übrigen Bundesglieder durch Anleitun und kritische Feile einen großen und wohlthätigen Einfluß aus übte; die eigentliche Seele des Bundes jedoch und der An führer in den Schwärmereien, denen sich diese Jünglinge hin gaben, wurde Voß. Begeisterter Freundschaftsdrang, jene obe näher bezeichnete Vaterlands- und Freiheitsliebe,[v]) die sic wohlgefällig in ein mehr erträumtes als geschichtlich wahre Urdeutschthum und Bardenwesen hineinlebte und mit dem ent schiedensten Franzosenhaß gepaart war, empfindsame Natur schwärmerei, große, auf die Förderung von echter Religiosität und Wissenschaftlichkeit, von allem Guten und Edlen zielend Vorsätze, endlich in der Dichtung ein Streben nach dem Ur sprünglichen, nach Volksmäßigkeit und nach reiner, unver fälschter Natur, im Hinblick auf die Griechen, auf Shakspeare die altenglische Balladenpoesie und die altdeutsche Kunstlyrik das waren die in seltsamer Mischung durcheinander gährende Lebenselemente dieses Bundes. Den Gegenstand seiner höchsten Verehrung aber und gleichsam den idealen Mittel- und Stütz punct für sein Treiben und Dichten fand er in Klopstock.[w])

---

und Wendungen derselben und über die Declamation des Lesers. Nach her wurde, was man die Woche etwa gemacht, hergelesen und bespro chen; eine schriftliche Kritik theilte einer, der damit beauftragt worden am folgenden Sonnabend mit. — v) Vgl. §. 242. — w) Dagegen wurde Wieland, in der Zeit wenigstens, wo der Bund in voller Blüth stand, gehaßt und verabscheut. Den Character, den das Bundesleben allmählig angenommen hatte, und den Götzendienst, der mit Klopstock getrieben wurde, kann man vornehmlich aus dem Hergange bei zwe Festlichkeiten erkennen. Bei der ersten, einem Abschiedsschmause, den Ewald „dem ganzen Göttinger Parnaß" gab, und zu dem auch Bürger in die Stadt gekommen war, saß Boie (im Bunde Werdomar genannt oben im Lehnstuhl und zu beiden Seiten der Tafel, mit Eichenlaub be-

Das Glück war den Bundesgliedern günstig genug, sie durch die jungen Grafen zu Stolberg, Christian x) und Friedr. Leopold, y) die, als sie im Herbst 1772 nach

---

kränzt, die Bardenschüler. Klopstocks Gesundheit wurde von Boie zuerst ausgebracht; nicht voll so feierlich Ramlers, Lessings, Gleims ꝛc. Als aber jemand (Voß meint, es möge wohl Bürger gewesen sein) Wielands Namen nannte, „stand man mit vollen Gläsern auf, und — Es sterbe der Sittenverderber Wieland! es sterbe Voltaire!“ Die andere Festlichkeit war die Feier von Klopstocks Geburtstag im J. 1773, als die Stolberge schon in Göttingen waren. Sie fand auf Hahns Stube Statt. Eine lange Tafel war gedeckt und mit Blumen geschmückt. Oben stand ein Lehnstuhl ledig für Klopstock, mit Rosen und Levkoyen bestreut, und auf ihm Klopstocks sämmtliche Werke. Unter dem Stuhle lag Wielands Idris zerrissen. Jetzt las Cramer aus den Triumphgesängen und Hahn etliche sich auf Deutschland beziehende Oden von Klopstock vor. Beim Caffee wurden die Pfeifen mit Fidibus aus Wielands Schriften angezündet. Auch Boie, obgleich er nicht rauchte, mußte doch auch einen anbrennen und auf den zerrissenen Idris stampfen. Hernach trank man in Rheinwein Klopstocks Gesundheit, Luthers Andenken, Armins (oder, wie man damals seinen Namen zu fälschen liebte, „Hermanns“) Andenken, des Bundes Gesundheit, dann Eberts, Goethe's, Herders ꝛc. Man sprach von Freiheit, die Hüte auf dem Kopf, von Deutschland, von Tugendgesang, „und — wie!“ und zuletzt wurden noch Wielands Idris und Bildniß verbrannt. — x) Geb. 1748 zu Hamburg, stammte aus einer Seitenlinie des Hauses Stolberg-Stolberg und genoß mit seinem Bruder Friedr. Leopold eine sorgfältige Erziehung. Nach seinem Abgange von Göttingen kam er an den dänischen Hof, wurde Kammerjunker (später Kammerherr), machte 1775 mit seinem Bruder und Goethe eine Reise in die Schweiz (Goethe, Werke 48, S. 90 ff.), erhielt 1777 die Amtmannsstelle zu Tremsbüttel im Holsteinischen, legte sie 1800 nieder und zog sich auf sein Gut Wiedebye bei Eckernförde zurück, wo er als Landrath bis zum J. 1821 lebte. — y) Geb. 1750 zu Bramstedt in Holstein, viel begabter und in der Geschichte der deutschen Litteratur auch ungleich bedeutender geworden als sein Bruder. In dem Göttinger Bunde war er wohl unter Allen der am meisten republicanisch gesinnte und der grimmigste Tyrannenhasser; als solchen zeigte er sich auch 1775 in dem Hause von Goethe's Eltern (vgl. Goethe a. a. O.). Später, zumal einige Jahre nach Ausbruch der französischen Revolution, änderten sich seine Ansichten und seine Gesinnungen in politischen Dingen nicht minder als in litterarischen und in der Religion. In Beziehung

Göttingen kamen und dem Bunde beitraten, bereits persönlich mit Klopstock bekannt waren, mit diesem in ein unmittelbares Verhältniß zu bringen. Er erwies sich dem Bunde sehr freundlich und geneigt, wohl nicht ohne die Hoffnung, in ihm ein geeignetes Mittel zur Verwirklichung seiner wunderlichen Ideen von einer deutschen Gelehrtenrepublik zu gewinnen.[z]) — Das Jahr 1772 und der Sommer des folgenden waren die Zeit, wo das Leben in diesem Freundeskreise auf seiner Höhe stand. Schon im Herbst 1773 verlor er die beiden Stolberge; die neu gewonnenen Mitglieder leisteten theils in ihrer Gesinnung und in ihrer Begabung keinen vollen Ersatz für sie, theils gehörten sie dem Bunde nur noch kurze Zeit und zu vorübergehend an, wie dieß namentlich mit Joh. Ant. Leisewitz[aa]) der Fall war. Gegen den Ausgang des J. 1774

---

auf diese wirkte schon Lavater während jener Reise in die Schweiz stark auf seine Sinnesweise ein. Auch er war, bald nachdem er Göttingen verlassen, dänischer Kammerjunker geworden. 1777 wurde er als fürstbischöflich-lübeckscher Minister in Kopenhagen bevollmächtigt, lebte aber auch viel in Eutin. 1789 gieng er als dänischer Gesandter nach Berlin, kam zwei Jahre darauf, wo er auch eine Reise durch Deutschland nach der Schweiz, Italien und Sicilien antrat, als Regierungspräsident nach Eutin, gab jedoch 1800 den Dienst auf und ließ sich in Münster nieder, wohin ihn hauptsächlich die Fürstin Gallizin und deren Freundeskreis zogen. Hier trat er öffentlich zur katholischen Kirche über, zu der er sich schon seit mehrern Jahren heimlich bekannte. Von 1812 an lebte er zu Tatenfeld bei Bielefeld und zuletzt auf seinem Gute Sondermühlen bei Osnabrück. Er starb Ende 1819; das Erscheinen von Vossens berüchtigter Schrift: „Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier?" (1819) erlebte er noch. — z) Als Klopstock im Herbst 1774 durch Göttingen reiste, verkehrte er während seines mehrtägigen Aufenthalts daselbst nur mit den Mitgliedern des Bundes. Vgl. darüber und über seine Absichten mit dem Bunde Prutz S. 331 ff. und 321 ff. — aa) Geb. 1752 zu Hannover, kam zwar schon im Herbst 1770 nach Göttingen, wo er die Rechte studierte, wurde aber, obgleich er lange mit Hölty umgegangen, durch diesen erst im Winter 1773—74 mit dessen Freunden bekannt gemacht und darauf am 2. Juli (Klopstocks Geburtstage) in den Bund

aren bereits die meisten Bundesglieder von Göttingen ge-
ieden, und nicht lange darauf verließ es auch Boie. Die-
igen von ihnen, die nicht früh starben, giengen späterhin
ihren Lebensbahnen, wie in ihren litterarischen Richtungen
it auseinander. Nur eine Zeit lang wurde noch wenigstens
äußerlicher Zusammenhang unter mehreren durch die Mu-
almanache[bb]) vermittelt, so wie durch das „deutsche Mu-

ġenommen. Im Herbst desselben Jahres verließ auch er Göttingen
d hielt sich zunächst in Hannover und abwechselnd in Celle auf. Ge-
r Ende des J. 1775 gieng er als Sachwalter nach Braunschweig,
er durch Eschenburg Lessings Bekanntschaft machte. 1778 wurde er
dschaftssecretär in Braunschweig, 1790 Hofrath und Lehrer des Erb-
nzen, erhielt ein Kanonikat, trat in das Regierungscollegium ein,
rd 1801 zum Geh. Justizrath, späterhin auch zum Vorsitzenden des
er-Sanitätscollegiums ernannt und starb 1806. — bb) Musenalma-
h, oder poetische Blumenlese auf das J. 1770—75. Göttingen. 12.
Boie die Herausgabe an Voß abgetreten hatte, und dieser den Ver-
leger änderte, gab der alte Verleger die Fortsetzung des so lange bei
n erschienenen Almanachs nicht auf: er wurde unter dem bisherigen
tel redigiert von Bürger und Göckingk 1776—78, von Bürger
ein 1779—94, von K. von Reinhard 1795—1801, worauf noch
r Jahrgänge herauskamen, die beiden ersten von Andern, die beiden
ten (an andern Verlagsorten, und in der Vorrede des Jahrgangs für
25 die Geschichte des Göttinger Musenalmanachs) wieder von Rein-
rd besorgt. — Der von Voß übernommene „Musenalmanach für d.
1776 ff., von den Verfassern des bisherigen Göttinger M.-A. heraus-
geben" (auch unter dem Titel „Poetische Blumenlese für d. J. 1776 ff.
), kam im ersten Jahr zu Lauenburg, von 1777—99 zu Hamburg
d als „letzter Musenalmanach auf d. J. 1800" zu Neustrelitz heraus.
n 1776—78 und von 1787—1800 redigierte ihn Voß allein, von
9—86 in Verbindung mit Göckingk. Von den übrigen zahlreichen
tischen Blumenlesen, die nach und nach als Musenalmanache, (poetische)
schenbücher oder unter andern Titeln erschienen, und die, soviel mir
annt ist, am vollständigsten in W. Engelmanns Bibliothek d. schönen
ssenschaften rc. Leipzig 1837 und 46. 2 Bde. 8. 1, S. 272 ff.; 2,
218 und (zum allergrößten Theil nach Engelmann) bei K. Goedeke
a. O. 1, S. 727 f. verzeichnet sind, erschien auch schon im J. 1770,
r in ganz anderer Art angelegt und anfänglich in entschieden feind-

Sammelpuncte litterarischer Kräfte überhaupt gaben neben oder nach den bisher angeführten Orten noch viele Städte ab. Hamburg ist darunter zuerst zu nennen, sowohl deshalb, weil hier, wo Brockes, Richey[2]) und Friedr. von Hagedorn,[3])

---

zu verlieren und den männlichern von freien und selbständigen Erfindungen anzunehmen begannen. Als nachher wieder die schlechten Litteraturtendenzen das Uebergewicht bekamen und ihnen einerseits Schiller und Goethe, andererseits die Romantiker entgegentraten, kehrte in diesem doppelten Bündniß zwar etwas dem Aehnliches wieder, was die Verbindung von Lessing, Mendelssohn und Nicolai gewesen war; allein von den genossenschaftlichen Einrichtungen und dem, was damit zusammenhieng, wie bei den Zürichern, Leipzigern, Hallischen, Halberstädtern und Göttingern, konnte zwischen Goethe und Schiller von selbst nicht die Rede sein, und ebensowenig fand etwas der Art beim Aufkommen der romantischen Schule Statt. — 2) Ueber Brockes und Richey vgl. §. 208 und §. 219, Anm. t. — 3) Geb. 1708 zu Hamburg, erhielt mit seinem jüngern Bruder, Christian Ludwig, der zuletzt als Geh. Legationsrath und General-Director der sächsischen Kunstakademien in Dresden lebte und sich durch seine „Betrachtungen über die Mahlerei" Ruf erwarb, eine vortreffliche Erziehung. Im elterlichen Hause kam er schon früh mit mehreren der damals in Hamburg lebenden Dichter, namentlich mit Wernike und Richey, in Berührung; der letztere wurde auch sein Lehrer, als er das Gymnasium besuchte. Hier beschäftigte er sich neben den Alten auch fleißig mit den neuern ausländischen Dichtern und versuchte sich selbst in italienischen und französischen Versen. Von 1726—29 studierte er in Jena die Rechte; bald nach seiner Rückkehr von dort gieng er als Privatsecretär zu dem dänischen Gesandten nach London, wo er sich eine genaue Kenntniß der Sprache und Litteratur des Landes zu verschaffen suchte. In diese Zeit fällt ein von ihm gefertigtes Hochzeitsgedicht, das die Reihe der in Weichmanns Poesie der Niedersachsen (s. §. 183, Anm. m) aufgenommenen Stücke von Hagedorn Th. 4. S. 139 ff. eröffnet. Nach zweijährigem Aufenthalt in England kam er über Brabant und Holland wieder nach Hamburg und mußte sich hier, da das frühere väterliche Vermögen durch verschiedene Unglücksfälle größtentheils verloren gegangen war, eine Zeit lang ziemlich kümmerlich behelfen, bis er 1733 bei einer Handelsgesellschaft in Hamburg, dem sogenannten englischen Court, als Secretär angestellt wurde. Sein Amt und seine geselligen Verbindungen ließen ihm Zeit genug übrig, sich mit alter und neuer Litteratur und mit der Dichtkunst fleißig abzugeben.

spielkunst und die Entwickelung der dramatischen Poesie
tschland ganz außerordentlich gefördert hat.[4]) Sodann
schweig, wohin Joh. Friedr. Wilh. Jerusalem[5])

---

len der Hamburger Dichter und Litteraten stand er in dem freund-
sten Verkehr, mit auswärtigen unterhielt er einen sorgfältig ge-
Briefwechsel. Mit Gottsched blieb er immer in gutem Verneh-
wechselte mit ihm seit 1730 Briefe; dieß hinderte ihn aber
iter auch mit den Schweizern in Verbindung zu treten (Danzel,
) rc. S. 115 ff.): von Bodmern namentlich hielt er sehr viel
s Epigramm vom J. 1752 im Karlsruher Nachdr. seiner sämmtl.
rke. von 1777 Th. 1, S. 158 und dann auch Th. 2, S. 318).
1754. — 4) Vgl. hierzu fürs erste Prutz, d. Götting. Dich-
169 ff.; Gervinus 4, S. 393 ff. und Danzel a. a. O. S.
– 5) Geb. 1709 zu Osnabrück, von dessen Gymnasium er 1724
rsität Leipzig bezog, um Theologie zu studieren. Er gehörte
scheds ältesten Schülern, der ihn in die wolffische Philosophie
, und dem er, wie es scheint, immer zugethan blieb (Danzel
S. 318 ff.). 1727 begab er sich auf zwei Jahre nach Holland,
s in Leyden noch Vorlesungen zu hören, theils um die bedeu-
Städte und Gelehrten dieses Landes kennen zu lernen, und be-
ann zwei junge Edelleute als Hofmeister nach Göttingen. Später
sich drei Jahre in England auf, kehrte 1740 nach Osnabrück
d wurde zwei Jahre darauf von dem Herzog Karl von Braun-
um Erzieher des Erbprinzen und zum Hof- und Reiseprediger er-
Nach und nach zu höhern geistlichen Stellen befördert, wurde er

außer mehrern Mitgliedern des Leipziger Dichterkreises noch andere talentvolle Männer an das Carolinum zog,[6]) und wozu auch Lessing von Wolfenbüttel aus in dem allernächsten Bezuge stand. Ferner Königsberg, der Wohnsitz von Immanuel Kant,[7]) Joh. Georg Hamann,[8]) Theod. Gottl.

---

schen Unterlage der Fachwissenschaften, hauptsächlich die sogenannten schönen Wissenschaften und Humaniora, besonders die Pflege der Muttersprache zur Erweckung eines bessern Geschmacks, die allerwichtigsten Gegenstände des Unterrichts werden sollten." 1745 trat sie unter dem Namen Collegium Carolinum ins Leben und gelangte bald, zumal seitdem Jerusalem ihr alleiniger Curator war, zu ausgezeichnetem Ruf. Im J. 1772 traf ihn der harte Schlag, daß sich sein einziger Sohn das Leben nahm, ein Ereigniß, mit dem der Inhalt und die Abfassung von Goethe's Werther im nächsten Zusammenhange stehen (vgl. Goethe, Werke 25, S. 155 f. 223 und dazu H. Düntzer, Studien zu Goethe's Werken, S. 103 ff.). Er starb 1789. — 6) Ausführlich handelt davon die §. 252, Anm. z angeführte Schrift von K. G. W. Schiller. — 7) Geb. 1724 zu Königsberg, wo er auch studierte und sein ganzes Leben zubrachte. 1755 trat er als akademischer Lehrer auf, wurde 1766 zweiter Schloßbibliothekar und 1770 ordentlicher Professor der Logik und Metaphysik. Bekannter ward sein Name in Deutschland zuerst 1764, als er schon einige kleine Schriften herausgegeben hatte, durch die Litteraturbriefe, von denen der 280ste nebst dem folgenden über seinen „einzig möglichen Beweisgrund zu einer Demonstration des Daseins Gottes." Königsberg 1763. 8. sehr vortheilhaft berichteten. Seine Hauptschriften und die Zeit, wo sie erschienen, sind §. 243, Anm. 1 angegeben. 1786 nahm ihn die Berliner Akademie der Wissenschaften unter die Zahl ihrer Mitglieder auf. Er starb 1804. — 8) Geb. 1730 zu Königsberg. Er besuchte verschiedene Schulen seiner Vaterstadt und von 1746 an die Universität. Anfänglich studierte er Theologie, legte sich indeß bald auf allgemeinere und seinem Geiste mehr zusagende Dinge, namentlich auf Alterthümer, Kritik und schöne Litteratur, woneben er, wiewohl nur mehr zum Schein, die Rechtsgelehrsamkeit betrieb. 1752 verließ er Königsberg und lebte, nirgend lange aushaltend, bis 1756 in Liefland und Kurland, bald als Hauslehrer, bald bei Freunden in Riga, wo er sich mit Eifer auf die politischen und Handlungswissenschaften legte und auch ein dahin einschlagendes Werk aus dem Französischen übersetzte. Im Herbst 1756 machte er für das ihm besonders befreundete Handlungshaus Berens in Riga eine Reise, zuerst nach Berlin, wo er Moses Mendelssohn, Sulzer und Ramler kennen lernte, dann nach Lübeck und zu Anfang des

ige Jahre im väterlichen Hause lebte und vielerlei Studien be-
amentlich auch orientalische Sprachen. Er hatte einen wahren
ger nach Büchern, die er noch nicht kannte, und gelangte da-
ach und nach zu einer erstaunlichen Belesenheit in aller Art
n. Seine eigentliche Autorschaft hob sich, wie er selbst 1785 an
Jacobi schrieb (J. G. Hamanns Briefwechsel mit F. H. Jacobi,
z. von Fr. Roth, als 3. Abth. des 4. Bandes von Jacobi's
S. 13 f.), mit dem J. 1759 und den „sokratischen Denkwür-
" an (sie wurden gleich im 113ten Litteraturbrief mit großer
nung von Mendelssohn besprochen). „Zur Autorschaft verführt"
hn J. Ch. Berens, (um 1785 Rathsherr in Riga, der von der
tät her mit ihm befreundet war, ihn zuerst mit der französischen
ischen Litteratur bekannt gemacht hatte, ihn in Kurland aufsuchte
n seinen Geschmack an den neuesten welschen politischen und
gsschriften einpfropfte) und Kant. Die immer mehr sinkenden
e seines kränkelnden Vaters nöthigten ihn 1762, zuerst bei dem
at in Königsberg Copist, dann bei der königl. Kammer Canzel-
des noch ohne Besoldung, zu werden; er hielt diese Art von
aber nur ein halbes Jahr lang aus. Eine vortheilhafte Anstel-
Darmstadt, die ihm F. K. von Moser antrug, nahm er nicht
er auf einer Reise, die ihn bis ins Elsaß und nach Basel führte,
ihm Mosers persönliche Bekanntschaft verschaffen sollte, diesen
e. 1765 gieng er wieder nach Mietau als Hauslehrer, kehrte zu
d. J. 1767 nach Königsberg zurück und erhielt daselbst auf
und eines andern angesehenen Mannes Empfehlung bei der neuen
cial-Accise- und Zolldirection die Stelle als Secrétaire-Traducteur.
n Jahre später wurde er Packhofsverwalter mit einem sehr mä-
Gehalt und einigen geringen Nebeneinkünften, die aber allmählig

Sechziger des vorigen Jahrhunderts, mittelbar durch Herder, un-

---

ihm ein bedeutendes Capital zur Verfügung stellte. In demselben Jahre verlangte die Fürstin Gallizin in Münster, deren Interesse an dem Magus im Norden (diesen Namen hatte ihm Moser gegeben) durch F. H. Jacobi geweckt worden war, alle seine Schriften kennen zu lernen. Dadurch kam er in Verbindung mit der Fürstin und ihren Freunden. Als ihm 1787 sein Abschied mit einem Ruhegehalt ertheilt worden, reiste er nach Westphalen: er verweilte ein Jahr theils in Münster, theils bei F. H. Jacobi in Düsseldorf oder Pempelfort und auf dem Gute Buchholzens, und starb, als er sich eben zur Heimreise anschickte, d. 21. Juni 1788 in Münster. — 9) Geb. 1741 zu Gerdauen in Ostpreußen, zeigte früh, bei einer ungewöhnlichen geistigen Organisation und sehr glücklichen Anlagen, Neigung zur Poesie und Musik. Durch Privatunterricht allein vorbereitet, bezog er schon in seinem funfzehnten Jahre die Universität Königsberg, wo er sich der Theologie widmen sollte, sich aber auch auf das Studium der alten Classiker, auf Mathematik und auf Philosophie legte. Kanten hörte er erst in der letzten Zeit. Der Umgang mit einem holländischen Juristen erweckte in ihm die Neigung zur Rechtsgelehrsamkeit und verschaffte ihm die Bekanntschaft mit einem jungen russischen Officier, den er 1760 nach Petersburg begleitete. Die neuen Anschauungen, die er hier gewann, blieben nicht ohne bedeutenden Einfluß auf seine Geistes- und Gemüthsrichtung. Nach seiner Zurückkunft nahm er zwar zunächst eine Hauslehrerstelle bei einer adeligen Familie an, gab sie aber 1762 wieder auf, um die Rechte zu studieren. Entscheidend wirkte bei dieser Aenderung seines Lebensplans mit der Wunsch, schnell zu hohen Ehrenstellen und zu Reichthümern zu gelangen, indem er dadurch allein das Herz und die Hand eines von ihm leidenschaftlich geliebten, aber an Stand und Vermögen weit über ihm stehenden Frauenzimmers gewinnen zu können meinte. So schwer es ihm wurde, ohne Vermögen und ohne Unterstützung den neu eingeschlagenen Weg zu verfolgen, er schritt muthig, beharrlich und unter großen Entbehrungen, die er sich auferlegte, auf demselben vorwärts und erlangte, wenn er auch dem Besitz der Geliebten entsagte und immer ehelos blieb, Würden, Rang und Reichthum. Nachdem er 1765 Sachwalter in Königsberg geworden war und sich bald Zutrauen und Achtung erworben hatte, erhielt er nach und nach immer höhere richterliche Aemter. 1780 wurde er endlich erster Bürgermeister in Königsberg und Policeidirector mit dem Character eines Geh. Kriegsrathes und Stadtpräsidenten; bald darauf ließ er den Adel seiner Familie erneuern. Er starb 1796. Als Schriftsteller wollte er, so lange er lebte, nicht genannt werden, und wirklich wußten damals nur höchstens einige vertraute

mittelbarer durch seine Schriften, und seit den Achtzigern Kant durch seine philosophische Lehre so mächtig und folgenreich in die Gestaltung des deutschen Geisteslebens eingriffen. Und so treten nach und nach, wenn sich auch nicht gleich große Erinnerungen an sie knüpfen, in der Geschichte unserer Litteratur während dieses Zeitraums noch Wien, Stuttgart, Erfurt, Darmstadt mit Gießen und Frankfurt a. M., Gotha, Düsseldorf, Münster, München, Cassel, Manheim, Mainz, Breslau, Heidelberg und Dresden, auf die Dauer oder mehr nur im Vorübergehen, in den Vordergrund,[10]) alle jedoch in Schatten gegen Weimar und Jena, als an diesen beiden Orten die Häupter der poetischen und viele der ersten Vertreter der wissenschaftlichen Litteratur beisammen waren. — Was die Städte betrifft, in denen die mit der schönen Litteratur im engsten Verbande stehende Schauspielkunst den ihr günstigsten Boden fand, so folgten hier der Zeit nach auf Leipzig und Hamburg

---

Freunde, daß er der Verfasser der „Lebensläufe nach aufsteigender Linie," des Buchs „über die Ehe" rc. wäre. Er schrieb 1792 in einem Briefe: „Wenn Schriftsteller in Aemtern sind, die in außerordentlichen Connexionen mit Menschen stehen, welche nicht gleich denken, ist die Anonymität eine herrliche und fast nothwendige Sache." — 10) Um hier nicht längere oder kürzere Reihen von Schriftstellernamen bei den einzelnen genannten Orten aufzuführen, verweise ich im Allgemeinen auf Gudens chronolog. Tabellen, aus denen ohne große Mühe solche Namensverzeichnisse zusammengestellt werden können, und für die neueste Zeit auf die topographische Uebersicht bei Gervinus 5, S. 573—576, im Besondern aber noch bei Wien auf §. 248, Anm. e und Gervinus 5, S. 21; 529; bei Stuttgart auf denselben 5, S. 137 ff.; bei Erfurt auf Schlosser 4, S. 152 f. u. Prutz, d. Götting. Dichterb. S. 158 f.; bei Darmstadt, Gießen und Frankfurt a. M. auf §. 259; bei Gotha, Düsseldorf, Münster, München auf Gervinus 5, S. 532; 4, S. 559; 5, S. 309 ff.; 4, S. 578 f.; bei Cassel und Mainz auf Schlosser 3, S. 321; bei Manheim auf Gervinus 5, S. 149 f.; 544 f.; bei Breslau auf §. 248, Anm. b; bei Heidelberg auf Schlosser 7, 1, S. 89; bei Dresden auf Gervinus 5, S. 360.

zunächst und auf lange hin Wien und Berlin, während kürzerer Perioden Weimar, Gotha und Manheim, dann aufs neue Weimar und von den übrigen Residenzorten die bedeutendern, so wie noch einige andere große Plätze. — Die Hauptsitze streng wissenschaftlicher Thätigkeit und gelehrter Forschung blieben auch jetzt, nebst den Akademien zu Berlin, München und Göttingen, die Universitäten. Von diesen zeichneten sich durch Leistungen aus, die nicht bloß die Fachwissenschaften bereicherten und förderten, sondern auch noch einen mehr oder minder nahen Bezug zu unserer Nationallitteratur oder einen bemerkbarern Einfluß auf die allgemeine Geistesbildung in Deutschland hatten, während der ganzen Dauer dieses Zeitraums (wiewohl nicht gleichmäßig) Leipzig, Halle und Göttingen, mehr nur in dessen erster Hälfte Frankfurt und Königsberg, in der zweiten aber ganz vorzüglich Jena, Heidelberg und Berlin, dann auch Breslau und ganz zuletzt noch Bonn und München.

§. 258.

Alle jene litterarischen Kreise, die in den funfzig Jahren seit der Gründung der Züricher Gesellschaft durch Bodmer und Breitinger bis zur Stiftung des Göttinger Hainbundes zusammentraten, bewerkstelligten zunächst nur mehr die Einigung des Litteraturlebens innerhalb engerer räumlicher Grenzen; allgemeine Mittelpuncte für die verschiedenen Schriftstellergruppen wurden dagegen schon in der Zeit von 1740 bis 1773 einige große oder mindestens einflußreiche Persönlichkeiten. So gab Gleim, wie wir sahen, erst einen Vermittler ab zwischen dem halle-laublingenschen und dem berlinischen Kreise einer- und den Schweizern andrerseits, befreundete sich dann von Halberstadt aus mit den Leipzigern, den Braunschweigern und

der Schule Klotzens [a]) in Halle und stand auch in gutem Vernehmen mit den Dichtern des Hainbundes. Klopstock [b])

---

a) Chr. Adf. Klotz, geb. 1738 zu Bischofswerda, seit 1762 in Göttingen außerordentlicher, seit 1765 in Halle ordentlicher Professor, einige Jahre später zum Geheimenrath ernannt, gest. 1771. Als geschmackvoller Philologe und ausgezeichneter Lateinschreiber in Versen wie in Prosa hatte er sich Ruf erworben, als Lebemann und heiterer Gesellschafter, der es mit der Sittlichkeit nicht strenge nahm und gern mit jungen Leuten umgieng, einen Kreis um sich versammelt, der es bei seinen Zusammenkünften nicht bloß bei den anakreontischen Scherzen der Halberstädter bewenden ließ, als Kunstkenner und Kritiker endlich durch mehr scheinbares als wirkliches, aber mit Anmaßung vorgetragenes Wissen und allerlei Künste und Ränke es zu Ansehen, Einfluß und Anhang in der deutschen Gelehrtenwelt bis nach Wien hin gebracht, wodurch seine Eitelkeit bis zum Uebermaaß gesteigert wurde. Als er auf der Höhe seines Ruhmes stand, gründete er eine neue kritische Zeitschrift, die „deutsche Bibliothek der schönen Wissenschaften," die in Halle von 1767—72. 8. erschien. Dünkelhaft und muthwillig, mit leichtfertigem, wiewohl mitunter treffendem und öfter sehr beißendem Witze trat er hier, unterstützt von seinem Anhange (Riedel, v. Schirach, Meusel ꝛc.) gegen die verdienstvollsten und gefeiertsten Männer in die Schranken, befehdete andere Zeitschriften, namentlich die allgemeine deutsche Bibliothek, und begünstigte nur solche Schriftsteller, die die Partei entweder schon zu den Ihrigen zählte oder zu sich herüber zu ziehen hoffte. Der doppelte Streit aber mit Lessing und Herder, wozu ihn sein Dünkel und sein Uebermuth verleiteten, schlug zu seinem Verderben aus und stürzte ihn von seiner Höhe. Vgl. Manso in den Nachträgen zu Sulzer 8, S. 282 ff.; Gruber, Wielands Leben, Ausg. von 1827, Buch 3, S. 484 ff. und Gervinus 4, S. 350 ff. — b) Friedrich Gottlieb Klopstock, geb. d. 2. Juli zu Quedlinburg, verlebte seine Knabenzeit zum großen Theil auf dem Amt Friedeburg im Mansfeldischen, das sein Vater gepachtet hatte. In seinem dreizehnten Jahre kehrte er mit seinen Eltern nach Quedlinburg zurück und besuchte von da an drei Jahre hindurch das dortige Gymnasium. 1739 kam er nach Pforte, wo er bis 1745 blieb. Neben den alten Sprachen, die er mit Eifer betrieb, beschäftigte er sich schon hier mit neuerer Litteratur und lernte, wie aus seiner am 21. Septbr. 1745 gehaltenen Abschiedsrede (Declamatio qua poëtas epopoeiae auctores recenset F. G. K.) erhellt, namentlich mehrere berühmte epische Dichter des Auslandes, wie Tasso, Voltaire und besonders Milton, näher kennen. Auch versuchte er sich früh, außer in Oden und Liedern, in

schlang durch seine besonderen Beziehungen und durch den

Schäfergedichten, wozu er bald die lateinische oder griechische, bald die deutsche Sprache wählte (vgl. den Brief eines seiner Mitschüler aus dem J. 1743 bei Kreim. Pfeiffer, Goethe und Klopstock. Leipzig 1842. 8. S. 177 ff.). Den Plan zum Messias faßte und entwarf er der Hauptsache nach gleichfalls schon in Pforte, noch bevor er, wie versichert wird, mit Milton bekannt geworden war, und nachdem er die Absicht, Heinrich I als Retter Deutschlands zum Helden einer großen Dichtung zu machen, aufgegeben hatte. Als er im Herbst 1745 nach Jena kam, um Theologie zu studieren, hatte er noch den Vorsatz, vor seinem dreißigsten Jahre nicht an die Ausarbeitung des Messias zu gehen. Er gab ihn indeß bald auf und schrieb die drei ersten Gesänge nieder, zuerst in Prosa, weil ihm keine der damals für die deutsche Erzählungspoesie üblichen Versarten zusagte. Erst in Leipzig, wohin er sich im Frühling 1746 begab, verfiel er darauf, einen Versuch mit deutschen Hexametern zu machen und seine Prosa darin umzusetzen. Von der Absicht, mit dem Gedicht nicht früher hervorzutreten, als bis es vollendet wäre, stand er ab, als sich sein Freund Schmidt im Eifer eines Gesprächs hinreißen ließ, das ihm allein anvertraute Geheimniß von dem angefangenen Messias Cramern zu verrathen (vgl. §. 252, Anm. y). Das Aufsehen, welches diese ersten Gesänge des nicht früher als nach Verlauf von 25 Jahren zum Abschluß gebrachten Werks bei ihrem Erscheinen in ganz Deutschland erregten, war unglaublich groß. Klopstock hatte sich nicht als Verfasser genannt, und sein Name blieb auch noch einige Zeit den Lesern unbekannt. 1748 verließ er Leipzig und gieng als Hauslehrer zu einem Verwandten nach Langensalza. Eine tiefe und schwärmerische, aber unerwiedert bleibende Neigung zu Schmidts Schwester, die er unter dem Namen Fanny dichterisch verherrlicht hat, stürzte ihn in eine lang anhaltende Schwermuth; um so williger nahm er Bodmers Einladung nach Zürich an, wohin er im Sommer 1750 reiste (vgl. §. 250, S. 898 und §. 254, Anm. e). Als er im folgenden Jahre aus der Schweiz, wo er viele Verehrer und Freunde zurückließ, heimzukehren im Begriff war, in der Hoffnung, eine Anstellung am Carolinum in Braunschweig zu erhalten, wurde er auf Verwenden des Grafen Bernstorf von König Friedrich V nach Kopenhagen berufen und ihm ein Jahrgehalt zugesichert, das ihm die zur Vollendung des Messias erforderliche Unabhängigkeit verschaffen sollte. Auf seiner Reise nach Dänemark lernte er zu Hamburg seine nachherige erste Gattin, Margaretha (Meta) Moller, in seinen Gedichten Cidli genannt, kennen, mit der er sich 1754 verband. Schon 1758 wurde sie ihm durch den Tod wieder entrissen. 1763 erhielt er den Titel eines dänischen Legationsraths und blieb noch bis 1771



Einfluß, den er als Dichter überhaupt ausübte, ein geistiges Band um seine Leipziger Freunde und die Schweizer, nachher von Kopenhagen und Hamburg aus um die deutschen Schriftsteller in Dänemark und Schleswig, die von 1766 an die „Briefe über Merkwürdigkeiten der Litteratur" herausgaben,[c])

---

in Kopenhagen, wo er nach Bernstorfs Scheiden aus dem Ministerium Dänemark ganz verließ und, ohne sein Jahrgehalt einzubüßen, Hamburg zum Wohnort nahm. Unterdessen hatte er am Messias fortgedichtet und ihn stückweise bekannt gemacht, seine besten lyrischen Sachen abgefaßt (die Oden und Elegien überhaupt beginnen mit 1747 und reichen bis 1801), zu „dem nordischen Aufseher," einer von J. A. Cramer herausgegebenen und „zur Beförderung der Tugend, der Sitten und des guten Geschmacks bestimmten" Wochenschrift nach Art des englischen Zuschauers (erschienen 1759—61 in Kopenhagen, nachher in 3 Bänden 8. zu Kopenh. und Leipzig 1760. 62. 70), poetische und prosaische Beiträge geliefert, zwei seiner biblischen Trauerspiele „den Tod Adams" (gedr. 1757) und „Salomo" (gedr. 1764) so wie von den vaterländischen Schauspielen oder den sogenannten Bardieten das erste „Hermanns Schlacht" (gedr. 1769), geschrieben, auch seine „geistlichen Lieder" gesammelt (1758. 69). Gegen Ende des J. 1774 folgte er der Einladung des Markgrafen von Baden und hielt sich ungefähr ein Jahr in Karlsruhe auf; dann kehrte er als badenscher Hofrath und mit einer ihm von dem Markgrafen gewährten Pension nach Hamburg zurück, wo er am 14. März 1803 starb. (Ueber die außerordentlichen Ehren, die dem Verstorbenen beim Begräbniß erwiesen wurden, gibt Jördens 3, S. 10 ff. sehr ausführliche Nachricht.) Seit der Zeit, wo er sich in Hamburg niedergelassen, waren von ihm noch außer dem Schluß des Messias (1773) von neuen größern Dichtwerken erschienen ein drittes biblisches Trauerspiel, „David" (1772), und zwei Bardiete, „Hermann und die Fürstin" (1784) und „Hermanns Tod" (1787); außerdem der erste Theil „der deutschen Gelehrtenrepublik" (1774) und verschiedene Schriften über Sprache, Dichtkunst, Grammatik und deutsche Rechtschreibung, mit welchen Gegenständen er sich besonders in seinen spätern Jahren viel beschäftigte. — c) Diese Zeitschrift, welche sich gewissermaßen an die Berliner Litteraturbriefe anschloß, obgleich sie dieselben eher angriff, als dem darin herrschenden Geiste huldigte, erschien in drei Sammlungen, Schleswig und Leipzig 1766. 67. 8., denen noch das erste Stück einer Fortsetzung folgte: „Ueber Merkwürdigkeiten der Litteratur." Hamburg und Bremen 1770. 8., worin die Briefform aufgegeben war. Sie brachte nicht eigentliche Recensionen, sondern nebst besondern Aufsätzen einzelne Bemerkungen und Nachrichten und gieng darin mehr noch auf

tige litterarische Thätigkeit war die Stellung, in die er schon jetzt in Leipzig zu dem dort unter der Leitung der Frau Neuber noch in voller Blüthe stehenden Theater kam. Die Neuber war es, die Lessingen zuerst und unmittelbar für die deutsche Schauspieldichtung gewann, indem sie seinen jungen Gelehrten, den er in Leipzig völlig ausgearbeitete, im Januar 1748 zur Aufführung brachte und den Verfasser als ein theatralisches Genie begrüßte. Er kam dadurch mit dieser Frau und einigen ausgezeichneten Mitgliedern ihrer Gesellschaft, namentlich mit dem trefflichen Koch, in nähere Verbindung: was er als dramatischer Dichter aus Büchern nie hätte lernen können, lernte er aus dem Spiel dieser Künstler und in dem Verkehr mit ihnen. (Gleiche Vorliebe für theatralische Darstellungen und Wetteifer in dramatischen Versuchen waren es wohl zumeist, worauf sich die Freundschaft zwischen Lessing und Chr. Fel. Weiße gründete, die um diese Zeit sehr innig gewesen zu sein scheint.) Unterdessen waren Lessings Eltern mit seinem Leben und seinem Umgange nach den darüber eingezogenen Nachrichten nichts weniger als zufrieden. Der Vater berief ihn zu Anfang des J. 1748 nach Hause, wo er sich denn freilich bald überzeugte, daß der Sohn seine Zeit nicht vergeudet habe und besser sei als sein Ruf. Zu Ostern kehrte dieser wieder nach Leipzig zurück, blieb aber nicht mehr lange da: der Verfall der neuberschen Truppe, Mylius' Entfernung, der nach Berlin gieng, und Geldverlegenheiten veranlaßten ihn, seinem Freunde nach Berlin zu folgen. Auf dem Wege dahin in Wittenberg erkrankend, entschloß er sich, mit des Vaters Einwilligung, den Winter dort zu bleiben, und ließ sich im August 1748 als Student der Medicin einschreiben. Allein bald änderte er seinen Entschluß und gieng nun doch nach Berlin, wo er entweder noch zu Ende desselben oder ganz im Anfange des folgenden Jahres eingetroffen sein muß. In Berlin hatte er die erste Zeit mit drückender Armuth zu kämpfen und nur an Mylius einen Anhalt. Durch ihn machte er dann nach und nach Bekanntschaften und fand dadurch Mittel zum Unterhalt. Aus der litterarischen Thätigkeit, die ihm diese hauptsächlich verschaffte, und den damit verbundenen Studien erwuchs hier und nachher in Wittenberg ebenso seine prosaische, seine kritische und gelehrte Schriftstellerei, wie aus seinen Leipziger Verhältnissen seine Jugenddichtung hervorgieng. Er übersetzte und lernte zu dem Ende auch mit vielem Eifer das Spanische, erfand oder vollendete mehrere Lustspiele („die alte Jungfer," schon 1748 abgefaßt, wurde 1749 einzeln in Berlin gedruckt), machte den Entwurf zu einer Abhandlung über die Pantomimen der Alten, begründete im Verein mit Mylius eine Vierteljahrsschrift, „Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters," von

und beherrschte, war er auch ganz eigentlich derjenige, der in

---

der noch vor Ablauf des J. 1749 das erste Heft erschien, und übernahm dann im Febr. 1751 die Redaction des gelehrten Artikels der vossischen Zeitung (vom 18. Febr. bis Ende 1751; dann nach seiner Rückkehr von Wittenberg vom Decbr. 1752 bis zum 18. Octbr. 1755) und eines Beiblattes dazu (Apr. — Decbr. 1751. vgl. §. 254. S. 932). Auch gab er im J. 1751 die erste Sammlung seiner kleinen Gedichte heraus („Kleinigkeiten." Stuttg. 1751. 8). Gegen Ende dieses Jahres gieng er nach Wittenberg. Hier, wo er fast beständig auf der Universitätsbibliothek war und seine schon bedeutende Bücherkenntniß sehr erweiterte, beschäftigte er sich zunächst mit der Gelehrtengeschichte, vorzüglich mit der der Reformationszeit (wobei Bayle durch sein Wörterbuch einen unverkennbaren Einfluß auf seine fernere Geistesentwickelung ausübte), so wie mit römischen Dichtern, namentlich mit Martial und Horaz: und die Früchte dieser Studien waren die „Rettungen" und seine Epigrammenpoesie. Im Frühjahr 1752 wurde der Studiosus der Medicin Magister und gegen das Ende des Jahres kehrte er nach Berlin zurück. Bald darauf gab er die beiden ersten Theile seiner Schriften heraus („G. E. Lessings Schriften." 6 Thle. Berlin 1753—55. 12). Im J. 1754 erschien sein „Vade mecum für den Herrn S. G. Lange," wodurch er sich zuerst in der gelehrten Welt allgemein bekannt und sogleich geachtet und gefürchtet machte, und in demselben Jahre begann er auch die „theatralische Bibliothek," als eine Art von Fortsetzung der Beiträge zur Hist. und Aufn. des Theaters. Um sein bürgerliches Trauerspiel, „Miß Sara Sampson", ungestört auszuarbeiten, das noch in den 6. Thl. der Schriften aufgenommen wurde, begab er sich im April 1755 auf mehrere Wochen nach Potsdam. Ueber seine in diese Jahre fallende Bekanntschaft mit Mendelssohn und Nicolai, so wie über die Schrift, die er mit dem erstern abfaßte, vgl. §. 254, S. 932 ff. Im Octbr. 1755 gieng Lessing wieder nach Leipzig, auch gewiß mit von der kochschen Schauspielergesellschaft dahin gezogen. Hier fielen ihm zuerst Goldoni's Lustspiele in die Hände, mit denen er sich vertraut machte, und die auf die Entwickelung seines Talents für das Komische sehr vortheilhaft einwirkten. Bald bot sich ihm eine günstige Gelegenheit, sich in der Welt weiter umzusehen. Einem reichen jungen Manne zum Begleiter empfohlen, trat er mit diesem im Mai 1756 eine Reise durch Norddeutschland nach Holland an, von wo es zunächst weiter nach England gehen sollte, als der Ausbruch des Krieges dazwischen trat: schon den 1. Octbr. war Lessing wieder in Leipzig, und aufs neue mußte er, um bestehen zu können, zu litterarischen Arbeiten, fürs erste zum Uebersetzen greifen. Dabei warf er sich mit großem Eifer auf das Studium alt-

hervorrief, es in die rechte Art von Bewegung setzte, oh
welche dessen lebendige Fortbildung von innen heraus u
möglich gewesen wäre. — Wieland,[f]) wiewohl schon i

---

f) Christoph Martin Wieland wurde geboren d. 5. Sept
1733 in dem schwäbischen Pfarrdorfe Ober-Holzheim, von wo sein V
ter bald darauf als Prediger nach der nahgelegenen Stadt Biber
versetzt wurde. Unter des Vaters Leitung und in der Biberacher Sta
schule entwickelten sich sehr frühzeitig und schnell die glücklichen Anlag
des Knaben. Schon von seinem eilften Jahre an zeigte sich bei ihm ei
fast leidenschaftliche Liebe zur Poesie, und im zwölften versuchte er si
schon in allerlei lateinischen und deutschen Versen. Von den vaterlä
dischen Dichtern war Brockes sein Liebling, und von ihm empfieng e
Eindrücke, deren Nachwirkung er sein ganzes Leben hindurch empfand
In den alten Sprachen und in andern Lehrgegenständen gut vorbereite
kam er, noch nicht völlig vierzehn Jahre alt, auf die Schule zu Kl
ster Bergen bei Magdeburg. Sie war damals völlig in dem Pietism
befangen, der in Halle seinen Herd hatte. Der junge Wieland, sel
fromm erzogen und schon von selbst sehr zur Schwärmerei hinneigend
gab sich anfänglich ganz den pietistischen Einflüssen seiner Lehrer hin
Es dauerte jedoch nicht lange, so lenkten ihn die alten Classiker (beson
ders Xenophon), Wolffs Schriften, Bayle's Wörterbuch und andere vo
Franzosen oder Engländern herrührende Bücher, die ihm in die Händ
fielen, von der frömmelnden Richtung ab, ja er war schon jetzt auf de
besten Wege, ein Freidenker zu werden. Ostern 1749 begab er sich nac
Erfurt, wo er ein Jahr lang bei einem Professor, mit dem er verwand
war, lebte, um sich von diesem in der Philosophie gründlicher unterrichte
zu lassen. Daraus wurde zwar nicht viel, dafür aber lernte er durc
ihn den Don Quixote und daraus zuerst die Menschen und die Wel
kennen. Als er darauf den Sommer 1750 in Biberach verweilte, wurd
er von einer schwärmerischen Liebe zu einer etwas älteren Verwandten
Sophie von Gutermann, ergriffen, einem sehr geistvollen, feingebildete
und kenntnißreichen Mädchen. Diese Neigung wirkte rasch und belebend
auf die Entwickelung seines Dichtertalents und entschied für die nächst
Zeit die Richtung seines Geistes und Strebens. Denn in Tübingen
wohin er im Herbst 1750 gieng, die Rechte zu studieren, für die er sic
entschieden hatte, nachdem der frühere Plan, sich der Theologie zu wid
men, von ihm aufgegeben worden, lebte er, bald keine Vorlesungen meh
besuchend, ganz für sich und beschäftigte sich hauptsächlich nur mit Poesie
wozu ihn seine Liebe begeisterte. So entstand das erste seiner der Oef
fentlichkeit übergebenen Jugendwerke, ein philosophisches Lehrgedicht,

den Sechzigern einer der gelesensten deutschen Dichter, hatte

---

„die Natur der Dinge“ (1751 herausgegeben von Meier in Halle, dem es Wieland, ohne sich zu nennen, zugeschickt hatte). Zu derselben Zeit entwarf er den Plan zu einem Heldengedicht, „Hermann,“ arbeitete davon fünf Gesänge aus und sandte sie an Bodmer. Dieß führte zu einem Briefwechsel mit diesem, der ihr gegenseitiges Verhältniß schon vor ihrer persönlichen Bekanntschaft sehr innig machte. Die Wirkung von Klopstocks Poesie auf ihn, die damals bereits angefangen hatte, äußerte sich zunächst in einer Steigerung seiner Liebesschwärmerei und seiner ganzen empfindsamen Stimmung. Daraus und aus den Einflüssen, die er von den épitres diverses des deutschen Barons G. L. von Bar (gest. 1767), so wie von dem Engländer Thomson erfuhr, giengen die übrigen Sachen hervor, die er noch in Tübingen abfaßte („Moralische Briefe,“ „Anti-Ovid,“ beides 1752, „Moralische Erzählungen,“ 1753). Im Sommer 1752 kehrte er nach Biberach zurück. Dem Wunsche des Vaters, daß er nach Göttingen gienge und sich dort habilitierte, war er abgeneigt, lieber wäre er Professor an einem Gymnasium geworden, namentlich an dem Braunschweiger Carolinum. Für's erste entschloß er sich nach Zürich zu gehen und dort, wenn die Gelegenheit sich böte, Hofmeister zu werden. Als er daselbst im Herbst 1752 eintraf, wurde er von Bodmer mit offnen Armen empfangen: er wohnte bei ihm, und ihr Zusammenleben war das traulichste und herzlichste, das sich denken läßt. Wieland veranstaltete hier eine neue und vermehrte Auflage der von 1741–44 erschienenen Sammlung von Streitschriften der Schweizer (1753) und schrieb außer verschiedenen andern Sachen, bei denen er zum Theil nur Bodmers Ruhm im Auge hatte, seine „Briefe von Verstorbenen an hinterlassene Freunde,“ wozu ihn eine englische Schriftstellerin angeregt hatte, und auf Bodmers Veranlassung „den geprüften Abraham“ (beides gedr. 1753). Immer noch meinte er, dereinst seine schönste Hoffnung in der Verbindung mit Sophien erfüllt zu sehen. Allein zu Anfang d. J. 1754 vernahm er plötzlich, dieselbe sei Frau von La Roche geworden. In den nächsten vier Jahren, die er zwar nicht mehr in Bodmers Hause, aber noch in Zürich als Erzieher verlebte, gab er sich, besonders auch in Folge des Verlustes seiner Geliebten, sehr viel mit platonischer Philosophie und mystisch-ascetischer Theologie ab. Die dadurch verursachte Spannung seines Gemüths wurde bis zur Ueberreizung erhöht durch des Engländers Young und durch Klopstocks Dichtungen. Unter den Schriften, die er in den Jahren 1754—56 abfaßte, und die alle von seiner damaligen Gemüthsrichtung Zeugniß ablegten, waren die „Sympathien“ (aus dem J. 1754, aber erst 1758 gedruckt) und die „Empfindungen des Christen“ (1755) die merkwürdigsten. Schon in jenen ereiferte er sich

damals außerhalb der Schweiz doch noch wenig oder gar kein

---

gegen alle Liebesdichter der Alten und der Neuern, die nicht in Klopstocki scher Art idealistisch geschwärmt haben, und beschuldigte den der Gleichgül tigkeit gegen die Religion, „der nicht das schlechteste Kirchenlied dem reizen sten Liede von Uz unendliche Mal vorzöge." In der Zueignungsschrift z den „Empfindungen ꝛc.", die an Sack in Berlin gerichtet war, klagte bei diesem hochgestellten Geistlichen „die schwärmenden Anbeter des Bacchu und der Venus" geradezu an als „eine Bande epikurischer Heiden; forderte ihn auf, „die Unordnung und das Aergerniß zu rügen, welche diese leichtsinnigen Witzlinge anrichteten," und bezeichnete als einen, de zu diesem „Ungeziefer" gehöre, auch Uz (von dem sich Bodmer und Wie land beleidigt hielten, und wahrscheinlich stachelte jener diesen erst zu den heftigen Ausfall an). Aber schon damals meinte Nicolai (Briefe üb d. jetz. Zustand d. schönen Wissenschaften ꝛc. S. 66), „die Muse de Herrn Wielands sei ein junges Mädchen, das die Betschwester spiele wolle und sich der alten Wittwe (Bodmer) zu Gefallen in ein altvät risches Käppchen einhülle," und die Vermuthung lag ihm gar nicht fern daß „diese junge Frömmigkeitslehrerin noch wieder zu einer muntern Modeschönheit würde." Lessing aber rügte einige Jahre nachher in de Litteraturbriefen (Br. 7 ff.), wo er überhaupt ein strenges Gericht üb Wieland hielt, nicht nur dessen Verfahren gegen Uz, sondern zeigte auch wie in den Empfindungen des Christen, dieser ihm „anstößigsten" unte Wielands Schriften, der Inhalt nichts weniger als wahrhaft christlich religiös sei. Es währte auch nicht lange, so wurde Wieland seine Denkart und Schriftstellerei nach ein ganz anderer. Nächst der au gehobenen Beschränkung seines Umgangs in Bodmers Hause trug z dieser Umwandlung das fleißige Lesen der Alten, namentlich des Xeno phon, Lucian und Horaz, so wie von Neuern des Cervantes, Shafte bury, d'Alembert, Voltaire und anderer Engländer und Franzosen, das aber auch der freiere Zug bei, den das deutsche Litteraturleben allmäh nahm. Als er 1758 mit seinem Trauerspiel „Lady Johanna Gray" he vortrat, hatte er, wie Lessing im 63. Litteraturbr. mit Freude bemerkt „die ätherischen Sphären verlassen und wandelte wieder unter den Men schenkindern." Was Lessing über das Stück selbst sagte, das Wielan zum besten Theil stillschweigend aus einem englischen entnommen hatt konnte freilich keinen Zweifel darüber lassen, daß auch hierin noch wen oder gar nichts von echter Dichtung zu finden sei. In demselben Jahr gieng Wieland auch noch an die Ausarbeitung einer großen epische Dichtung in der Art des Leonidas von dem Engländer Glover, zu dem Helden er sich, im Hinblick auf den Character und die Thaten Friedrichs I den Cyrus aus Xenophons Cyropädie gewählt hatte, und von der

Verbindungen mit anderen namhaften Schriftstellern. Selbst

auch fünf Gesänge zu Stande brachte (gedr. 1759). Die Episode der Cyropädie von „Araspes und Panthea", die auch in dem Heldengedicht ihre Stelle finden sollte, gab er nachher 1761 in dialogisierter Prosa heraus. In dem Cyrus und in Araspes und Panthea erkannte er später selbst „die ersten Früchte der Wiederherstellung seiner Seele in ihre natürliche Lage;" doch sei damals noch alles sehr idealisch in seinem Kopfe gewesen. 1759 verließ er Zürich und gieng als Erzieher nach Bern. Hier schrieb er sein zweites Trauerspiel, „Clementina von Porretta," nach Richardsons Grandison. 1760 kehrte er nach Biberach zurück und bewarb sich um die Stelle des Kanzleidirectors der Stadt, die er aber nur vorläufig erhielt. Wegen eines Prozesses zwischen der protestantischen und der katholischen Partei in Biberach mußte er noch bis zum J. 1764 warten, bevor er fest angestellt wurde. Sowohl das Ungewisse seiner Lage, wie die trocknen und drückenden Amtsarbeiten hätten ihm das Leben in Biberach ganz verkümmert und seinem Geist allmählig die Spannkraft genommen, wäre nicht das Schloß in dem Wielands Wohnort sehr nahe gelegenen Marktflecken Warthausen, wohin sich 1762 der kurmainzische Staatsminister Graf Stadion von den Geschäften zurückgezogen hatte, und wo nun auch La Roche mit seiner Gattin bei ihm lebte, für ihn eine Stätte geistiger Erhebung, gemüthlicher Aufheiterung und feinen, weltmännischen Verkehrs geworden. Hier lernte er zuerst den Ton der vornehmen Welt und eine Geistesbildung näher kennen, die hauptsächlich aus der französischen und der englischen Litteratur gewonnen war; hier fand er auch eine Bibliothek, die reich an Werken der einen wie der andern dieser Litteraturen war. Die Erfahrungen seines practischen Lebens, der Umgang, in den er bei seinen häufigen Besuchen in Warthausen mit dem dortigen Kreise kam, die neuen Ansichten, die er dadurch vom Leben gewann, endlich die Benutzung der Bibliothek des Grafen vollendeten die innere Umwandlung Wielands. „Das Leben in der Schweiz kam ihm nun wie ein schöner Traum vor, und Plato machte dem Horaz, Young dem Chaulieu Platz." Seitdem begann der Abschnitt seiner schriftstellerischen Thätigkeit, in welchem er eigentlich erst in der Geschichte unserer Litteratur bedeutend wurde und zu entschiedenem Einfluß auf die deutsche Geistesbildung gelangte. Noch unter dem vollen Druck seiner Amtsgeschäfte, vor Ablauf des J. 1761, hatte er die „Geschichte des Agathon" angefangen, einen Roman, worin er seine eigene Bildungsgeschichte schildern wollte und nachher wirklich geschildert hat. Noch bevor er die erste Hälfte davon ausgearbeitet, entwarf er, in Nachahmung des Don Quixote, einen andern Roman, „Don Silvio von Rosalva," den er schon 1764 beendigte.

während der Zeit, da er in Erfurt angestellt war, stand er

Dabei begann er eine seiner verdienstlichsten Arbeiten, die Uebersetzung (eines großen Theils) von „Shakspeare's theatralischen Werken" (1762—66). Die französischen sensualistischen Philosophen (besonders Helvetius), Sterne's Tristram Shandy und Ariosto trugen mit Lucian und andern Alten das ihrige reichlich bei, ihn als Schriftsteller immer entschiedener in die Richtung zu bringen, daß er fortan vor allen Dingen darauf ausgieng, dem, was ihm für Natur und die rechte Lebensweisheit galt, zum Siege über alle Art von Schwärmerei und Idealismus zu verhelfen. Unter den vielen Planen zu neuen Werken, mit denen er sich während seines Aufenthalts in Biberach trug, führte er entweder theilweise oder auch ganz aus und übergab dem Drucke die „komischen Erzählungen" (1765), den „Agathon" (1766. 67), „Idris und Zenide" (1768) und „Musarion" (1768). Auch hatte er schon die erste Hälfte „des neuen Amadis," so wie einen Theil „der Grazien" gedichtet; doch erschienen diese erst 1770 und jener noch ein Jahr später. 1768 war er mit Riedel in Erfurt, dem Freunde Klotzens, in Verbindung gekommen, der nun wesentlich dazu mitwirkte, daß Wieland an die Erfurter Universität als erster Professor der Philosophie mit dem Character eines kurmainzischen Regierungsrathes berufen wurde. Er folgte diesem Rufe im Sommer 1769. Obgleich bei seiner Anstellung von allen Lehrvorträgen so gut wie entbunden, hielt er doch sehr fleißig Vorlesungen. 1770 gab er seine „Dialogen des Diogenes" und den „Combabus" heraus, 1772 „den goldenen Spiegel," und außerdem verfaßte er in diesen Jahren mehrere prosaische Schriften, die gewissermaßen als Bruchstücke einer von ihm beabsichtigten Geschichte des menschlichen Geistes anzusehen sind. 1771 machte er auf einer Reise nach Ehrenbreitstein zu der Familie La Roche und von da nach Düsseldorf die persönliche Bekanntschaft mit den Brüdern Jacobi, mit denen er schon in Briefwechsel stand; auch sah er in diesem Jahre Gleimen zum ersten Male. Das Jahr darauf wurde er von der Herzogin Regentin Anna Amalia von Sachsen-Weimar zum Lehrer ihrer beiden Söhne ernannt und ihm der Titel eines herzoglichen Hofraths verliehen. Im October 1772 traf er zu Weimar ein, wo er auch nach dem 1775 erfolgten Regierungsantritt Karl Augusts, im fortdauernden Genuß seines vollen Gehaltes, bis an seinen Tod wohnen blieb, mit Ausnahme der Jahre 1798—1803, während welcher er auf seinem Gute Osmanstädt in der Nähe jener Stadt lebte. Bald nach seiner Ueberkunft von Erfurt schrieb er das Singspiel „Alceste" und gründete den „deutschen Merkur," worin er, solange er die Redaction behielt, alle seine neuen Sachen zuerst abdrucken ließ, namentlich „die Geschichte der Abderiten" (seit 1774) und „den ver-

[illegible]
vonte" (1778); das Singspiel „Rosemunde" (1779); den
[illegible] (1780); „Clelia und Sinnibald" (1783); „Peregrinus
und die „Göttergespräche" (seit 1789); „die Wasserkufe" (im
[illegible] von 1795). Unterdessen hatte er auch seine Uebersetzungen
[illegible] Briefen (1782) und Satiren (1786), so wie von Lucians
788. 89) veröffentlicht. Als er den Merkur abgegeben hatte,
er zuerst allein das „attische Museum" (1796—1801), dann in
[illegible] mit J. J. Hottinger und Fr. Jacobs das „neue attische
(1802—10): außer verschiedenen Uebersetzungen alter Schrift-
[illegible] von ihm in dem ersten auch sein „Agathodämon" (1797).
letzten schriftstellerischen Arbeiten gehörten „Aristipp und einige
genossen" (1800—1802) und die Uebersetzung von Cicero's
808 ff.). Im J. 1797 hatte er noch eine Reise in die Schweiz
Als er sich in Osmanstädt niedergelassen, legte er sich mit
die Land- und Gartenwirthschaft. Zur Zeit der französischen
verdarb er es in der Politik eigentlich mit allen Parteien;
[illegible]ängern der kantischen Philosophie gerieth er mit der Zeit
[illegible]schluß an Herder, in eine feindselige Stellung; bei den Ro-
[illegible]stand er gleich von vorn herein so schlecht angeschrieben, daß
[illegible] als Dichter eben so sehr herabgesetzt wurde, wie er von
[illegible]sten Verehrern bis dahin erhoben worden war. Gleichwohl
sich in seinem Alter die Heiterkeit des Gemüths nicht minder
[illegible] jüngern Jahren, da er von den Göttingern und den rhei-
[illegible]stern heftig angegriffen wurde. Er starb zu Weimar am
[illegible] 1813. Vgl. Chr. M. Wieland. Geschildert von J. G.
[illegible] Thle. 8. Leipzig und Altenburg 1815. 16; völlig umgear-
ansehnlich erweitert unter dem Titel „Wielands Leben, mit
vieler noch ungedruckter Briefe Wielands. 4 Thle. 16. Leipzig
[illegible]

während der Zeit, da er in Erfurt angestellt war, stand er

Dabei begann er eine seiner verdienstlichsten Arbeiten, die Uebersetzung (eines großen Theils) von „Shakspeare's theatralischen Werken" (1762—66). Die französischen sensualistischen Philosophen (besonders Helvetius), Sterne's Tristram Shandy und Ariosto trugen mit Lucian und andern Alten das ihrige reichlich bei, ihn als Schriftsteller immer entschiedener in die Richtung zu bringen, daß er fortan vor allen Dingen darauf ausgieng, dem, was ihm für Natur und die rechte Lebensweisheit galt, zum Siege über alle Art von Schwärmerei und Idealismus zu verhelfen. Unter den vielen Planen zu neuen Werken, mit denen er sich während seines Aufenthalts in Biberach trug, führte er entweder theilweise oder auch ganz aus und übergab dem Drucke die „komischen Erzählungen" (1765), den „Agathon" (1766. 67), „Idris und Zenide" (1768) und „Musarion" (1768). Auch hatte er schon die erste Hälfte „des neuen Amadis," so wie einen Theil „der Grazien" gedichtet; doch erschienen diese erst 1770 und jener noch ein Jahr später. 1768 war er mit Riedel in Erfurt, dem Freunde Klotzens, in Verbindung gekommen, der nun wesentlich dazu mitwirkte, daß Wieland an die Erfurter Universität als erster Professor der Philosophie mit dem Character eines kurmainzischen Regierungsrathes berufen wurde. Er folgte diesem Rufe im Sommer 1769. Obgleich bei seiner Anstellung von allen Lehrvorträgen so gut wie entbunden, hielt er doch sehr fleißig Vorlesungen. 1770 gab er seine „Dialogen des Diogenes" und den „Combabus" heraus, 1772 „den goldenen Spiegel," und außerdem verfaßte er in diesen Jahren mehrere prosaische Schriften, die gewissermaßen als Bruchstücke einer von ihm beabsichtigten Geschichte des menschlichen Geistes anzusehen sind. 1771 machte er auf einer Reise nach Ehrenbreitstein zu der Familie La Roche und von da nach Düsseldorf die persönliche Bekanntschaft mit den Brüdern Jacobi, mit denen er schon in Briefwechsel stand; auch sah er in diesem Jahre Gleimen zum ersten Male. Das Jahr darauf wurde er von der Herzogin Regentin Anna Amalia von Sachsen-Weimar zum Lehrer ihrer beiden Söhne ernannt und ihm der Titel eines herzoglichen Hofraths verliehen. Im October 1772 traf er zu Weimar ein, wo er auch nach dem 1775 erfolgten Regierungsantritt Karl Augusts, im fortdauernden Genuß seines vollen Gehaltes, bis an seinen Tod wohnen blieb, mit Ausnahme der Jahre 1798—1803, während welcher er auf seinem Gute Osmanstädt in der Nähe jener Stadt lebte. Bald nach seiner Ueberkunft von Erfurt schrieb er das Singspiel „Alceste" und gründete den „deutschen Merkur," worin er, solange er die Redaction behielt, alle seine neuen Sachen zuerst abdrucken ließ, namentlich „die Geschichte der Abderiten" (seit 1774) und „den ver-

ch ziemlich allein. Erst als er 1772 nach Weimar kam
nd den „deutschen Merkur" gründete, dessen erstes Stück im
ächstfolgenden Jahre ausgegeben ward, erweiterte sich, beson-
ers durch die Mitarbeiter an dieser Zeitschrift, g) allmählig

igen Amor" (1774); die „Geschichte des Danischmend" und „Sixt und
ärchen" (1775); das „Wintermärchen" und „Gandalin oder Liebe
Liebe" (1776); „Geron den Adeligen" und das „Sommermärchen"
77); „Hann und Gulpenheh," „den Vogelsang," „Schach Lolo"
d „Pervonte" (1778); das Singspiel „Rosemunde" (1779); den
Oberon" (1780); „Clelia und Sinnibald" (1783); „Peregrinus
teus" und die „Göttergespräche" (seit 1789); „die Wasserkufe" (im
d. Merkur von 1795). Unterdessen hatte er auch seine Uebersetzungen
n Horazens Briefen (1782) und Satiren (1786), so wie von Lucians
rken (1788. 89) veröffentlicht. Als er den Merkur abgegeben hatte,
leitete er zuerst allein das „attische Museum" (1796—1801), dann in
meinschaft mit J. J. Hottinger und Fr. Jacobs das „neue attische
seum" (1802—10): außer verschiedenen Uebersetzungen alter Schrift-
ller erschien von ihm in dem ersten auch sein „Agathodämon" (1797).
seinen letzten schriftstellerischen Arbeiten gehörten „Aristipp und einige
ner Zeitgenossen" (1800—1802) und die Uebersetzung von Cicero's
iefen (1808 ff.). Im J. 1797 hatte er noch eine Reise in die Schweiz
macht. Als er sich in Osmanstädt niedergelassen, legte er sich mit
ifer auf die Land- und Gartenwirthschaft. Zur Zeit der französischen
volution verdarb er es in der Politik eigentlich mit allen Parteien;
den Anhängern der kantischen Philosophie gerieth er mit der Zeit
ch, im Anschluß an Herder, in eine feindselige Stellung; bei den Ro-
ntikern stand er gleich von vorn herein so schlecht angeschrieben, daß
von ihnen als Dichter eben so sehr herabgesetzt wurde, wie er von
nen wärmsten Verehrern bis dahin erhoben worden war. Gleichwohl
ahrte er sich in seinem Alter die Heiterkeit des Gemüths nicht minder
s in seinen jüngern Jahren, da er von den Göttingern und den rhei-
schen Dichtern heftig angegriffen wurde. Er starb zu Weimar am
. Januar 1813. Vgl. Chr. M. Wieland. Geschildert von J. G.
uber. 2 Thle. 8. Leipzig und Altenburg 1815. 16; völlig umgear-
tet und ansehnlich erweitert unter dem Titel „Wielands Leben, mit
nschluß vieler noch ungedruckter Briefe Wielands. 4 Thle. 16. Leipzig
27. 28. (als Bd. 50—53 der gruberschen Taschenausgabe von Wiel.
mmtl. Werken. 1818—28). — g) „Der deutsche Merkur" (in Mo-
tsstücken). Weimar 1773—89. 8; fortgesetzt als „der neue deutsche
rkur." Weimar 1790—1810. 8. Obgleich Wieland bis zuletzt auf
n Titel als Herausgeber genannt wurde, war er es doch eigentlich

der Kreis seiner litterarischen Freunde und der Schule, die in ihm ihren Meister sah.

§. 259.

Unterdessen war der Zeitpunct eingetreten, wo endlich auch wieder das westliche Deutschland und namentlich die Rhein-

---

nur bis in's Jahr 1795. Von Zeit zu Zeit hatte er bei der Redaction einen Gehülfen: bei den ersten Jahrgängen Bertuch, nachher Werthes, seit 1785 Reinhold, darauf Schiller und zuletzt in den Neunzigern Böttiger, welcher dann von 1796 an die Herausgabe allein besorgte. Zur Gründung dieser Zeitschrift entschloß sich Wieland vornehmlich auf den Rath Fr. H. Jacobi's, der ihm am 10. Aug. 1772 schrieb (F. H. Jacobi's auserlesener Briefw. 1, S. 68): „Das Journal, wovon ich Ihnen von Coblenz aus schrieb, müßte ein Ding sein wie der Mercure de France" (den auch Schiller wieder in's Auge faßte, als er sich mit Wieland für den Merkur zu verbinden im Begriff stand; vgl. Schillers Briefw. mit Körner 1, S. 364 f.): „Wir müßten es so schreiben, daß es nicht für Gelehrte allein, sondern auch für Damen, Edelleute u. d. m. interessant würde ..." Vgl. daselbst 1, S. 74. Was Wieland selbst mit dem Merkur neben dem Gelderwerb beabsichtigte und erreichte, erhellt besonders aus einem seiner Briefe an F. H. Jacobi vom J. 1775 (a. a. O. 1, S. 228): „— der Merkur soll hauptsächlich unter den mittelmäßigen Leuten sein Glück machen und macht es auch. Die Briefe, die ich von allen Enden her von lauter mittelmäßigen Leuten kriege, beweisen, daß ich den rechten Weg gehe. Ich möchte aber gern, wo möglich, für alle sorgen, und darum sollte ich von Zeit zu Zeit etwas recht Gutes für die Wenigen haben." Neben den selbständig darstellenden Werken in Versen und in Prosa, die darin abgedruckt wurden, enthielt der Merkur auch „Beurtheilungen neuer Schriften und Revisionen bereits gefällter Urtheile," und diese Artikel sollten ihn mit den „vermischten Aufsätzen" dem Publicum vorzüglich empfehlen. In der ersten Zeit gehörten die Brüder Jacobi zu Wielands Haupthelfern, nachher zogen sie sich zurück. Vgl. darüber, so wie über den ganzen Character der Zeitschrift (von der Goethe einmal im J. 1778 an Merck in äußerst starken und verächtlichen Ausdrücken schreibt, obgleich er früher selbst Beiträge dazu geliefert) und über das litterarische und kritische Fabrikwesen, das Wieland in und mit ihr betrieb, besonders Schlosser 4, S. 153—162 und die beiden schon öfter angeführten Sammlungen von Briefen an J. H. Merck, der eine Reihe von Jahren Wielands Hauptstütze, namentlich für den kritischen Artikel war.

und Maingegenden sich an der Fortbildung der vaterländischen Litteratur lebhaft betheiligen sollten. In demselben Jahre, in welchem der erste Musenalmanach erschien, kam Herder, [1])

---

1) Johann Gottfried Herder, geb. den 25. Aug. 1744 zu Mohrungen in Ostpreußen, wo sein Vater Mädchenschullehrer war, zeigte schon, als er die lateinische Schule seiner Vaterstadt besuchte, eine unersättliche Lernbegierde. Selbst in seinen Erholungsstunden, die er am liebsten in der freien Natur zubrachte, war er nur dann ganz glücklich, wenn er ungestört in einem Buche lesen konnte. Außerdem fand der Knabe den fröhlichsten Genuß in Musik und Gesang. Dem Unterricht eines herzvollen und liebenswürdigen Geistlichen, Willamov, an dem er mit ganzer Seele hieng, verdankte er nächst seinen frommen und wackern Eltern besonders die frühe Erweckung und Belebung seines echt religiösen Sinnes. 1760 wurde S. F. Trescho, zu seiner Zeit als theologischer Schriftsteller bekannt, Diakonus in Mohrungen. Er nahm den jungen Herder als seinen Famulus und Abschreiber in's Haus, dem daraus, wenn auch keine andere Förderung seiner Bildung, doch der große Vortheil erwuchs, daß er Trescho's Bibliothek benutzen konnte. Er that dieß mit einem außerordentlichen Eifer und las besonders viel in den classischen Schriftstellern des Alterthums; unter den deutschen Dichtern, die ihm in die Hände fielen, wurde Kleist sein Liebling. Immer stärker wurde sein Verlangen, eine Universität zu beziehen; indessen das sehr beschränkte Einkommen seines Vaters bot gar keine Mittel dazu, und da sich auch sonst nirgend eine Aussicht zum Studieren für ihn eröffnen zu wollen schien, so suchte Trescho den Jüngling lieber ganz, und nicht immer auf die freundlichste Art, von seinem Lieblingsgedanken abzubringen. Um so freudiger gieng dieser daher auf den Vorschlag eines durch Mohrungen kommenden russischen Regimentschirurgus ein, ihm nach Königsberg zu folgen und bei ihm die Chirurgie zu erlernen; derselbe versprach zugleich, ihm nachher zum unentgeltlichen Studium der Medicin in Petersburg behülflich zu sein. So kam er im Sommer 1762 nach Königsberg. Allein sehr bald ward er inne, daß er zum Wundarzt durchaus nicht tauge. Er trennte sich also von seinem Gönner und ließ sich auf den Rath eines Schulfreundes, den er in Königsberg antraf, nach rühmlich bestandener Prüfung als Student der Theologie bei der Universität einschreiben. Er hoffte, auch ohne irgend eine Unterstützung von Seiten der Eltern, sich selbst forthelfen zu können, und diese Hoffnung trog ihn nicht. Zunächst erhielt er durch jenen Freund Gelegenheit, sich durch Privatunterricht etwas zu verdienen; dann nahm sich der Buchhändler Kanter, dem er bald bekannt geworden zu sein

bereits rühmlich bekannt durch Schriften im Fach der ästhe-

---

scheint, seiner an, verstattete ihm den freien Gebrauch aller Bücher, die er auf dem Lager hatte, und verschaffte ihm andere Gönner und Freunde; auch ließ er schon verschiedene kleine Aufsätze und Gedichte von ihm in die Königsberger Zeitung rücken. Indessen gieng es Herdern so lange noch kümmerlich genug, bis ihm Ostern 1763, wo er auch ein Stipendium erhielt, ein Theil des Unterrichts an dem Collegium Fridericianum anvertraut wurde. Die glücklichen Erfolge seiner Lehrerthätigkeit erwarben dem jungen Manne, der in den neuen Verhältnissen und Umgebungen auch allmählig die ihm früher eigen gewesene große Schüchternheit und Verschlossenheit verloren hatte und in seinem ganzen Benehmen unbefangener und gewandter geworden war, bald die Achtung und Zuneigung vieler Königsberger. Kant, dessen fleißiger und aufmerksamer Zuhörer Herder war, und der ihn noch weit mehr durch seine in die Naturwissenschaften einschlagenden Vorlesungen als durch die streng philosophischen anzog, faßte eine so vortheilhafte Meinung von ihm, daß er ihm mehrere seiner Arbeiten, um sein Urtheil darüber zu hören, noch vor dem Drucke mittheilte. Niemand aber erhielt in Königsberg einen größeren und nachhaltigeren Einfluß auf Herders ganze geistige Entwickelung als Hamann, und an niemand schloß er sich auch inniger an. Von Hamann lernte er das Englische, durch ihn wurde er zuerst mit Shakspeare und Ossian bekannt, in dem Umgange mit ihm entwickelte sich Herders Sympathie für das Ursprüngliche, Naturgemäße und Volksthümliche in der Poesie und die Liebe zu dem echten Volksgesang, wovon die Keime durch das fleißige Lesen der poetischen Theile der Bibel schon früh in ihm geweckt worden waren; von Hamann endlich überkam er jenen Grundsatz, auf den sich so vieles auch in Herders Schriften zurückführen läßt, daß „alles, was der Mensch zu leisten übernehme, es werde nun durch That oder Wort oder sonst hervorgebracht, aus sämmtlichen vereinigten Kräften entspringen müsse; alles Vereinzelte sei verwerflich." Schon damals nahm Herder einen sehr warmen und lebhaften Antheil an dem Gange der deutschen Litteratur und der deutschen Kritik. Ganz besonders zogen ihn die Litteraturbriefe an; er gieng bereits 1763—64 mit dem Vorsatz um, fragmentarische Zusätze dazu zu machen, den er auch noch vor seinem Abgange von Königsberg auszuführen begann. Verschiedene andere Entwürfe zu einzelnen Abhandlungen oder zu größern Werken, die er auch schon in Königsberg oder in Riga niederschrieb, und die sich unter seinen Papieren erhalten haben, beweisen, wie früh sich in ihm Ideen regten, die in ihrer nachherigen Entwickelung einen nicht geringen Theil von dem Inhalt seiner Werke bilden. Im Herbst 1764 verließ er Königsberg und gieng, vornehmlich von Hamann und einem anderen Freunde,

in das beginnende vierte Zehent des neunzehnten u. [illegible]
tischen Kritik, nach Straßburg und bald in vertrauten Um-

---

dem Buchhändler Hartknoch dazu empfohlen, als Collaborator an die Domschule zu Riga. Seine Lage wurde nun sorgenfreier, er konnte sich ganz seinem Amte und den Wissenschaften widmen; Freundschaft und Geselligkeit erhöhten sein Glück, das städtische Gemeinwesen Riga's, wie es damals war, der blühende Handel und die Menschen, die er hier kennen lernte, erweiterten seine Ansichten vom Leben und zeigten ihm den Werth wahrer bürgerlicher Freiheit und verständiger öffentlicher Einrichtungen. Noch mehr hätte er sich hier gefallen, wäre ihm nicht der Gebrauch einer großen Bibliothek und der Umgang mit Männern von höherer wissenschaftlicher Bildung versagt gewesen. Gleichwohl ließ er sich, als ihm 1767 die Directorstelle an einer Schule in Petersburg angetragen wurde, in Riga dadurch festhalten, daß er eine eigens für ihn neu gestiftete Predigerstelle erhielt, der er fortan neben seinem Schulamte vorstand. In demselben Jahre gab er die „Fragmente über die neuere deutsche Litteratur" (als Beilagen zu den Litteraturbriefen) heraus, im nächsten das Denkmal auf Th. Abbt („Ueber Th. Abbts Schriften rc. Erstes Stück) und 1769 die „kritischen Wälder." Das erste Wäldchen, „Lessing's Laokoon gewidmet," verhielt sich zu diesem in ähnlicher Art wie die Fragmente zu den Litteraturbriefen. Die beiden anderen, in heftig polemischem Tone abgefaßt, hatten es mit einigen Schriften von Klotz zu thun, gegen den Herders Zorn besonders durch eine Recension über die noch nicht einmal versandte zweite Ausgabe der Fragmente erregt worden war. Klotz rächte sich durch die gröbsten Verunglimpfungen und die unwürdigsten Ausfälle. Diese und die widersprechenden Urtheile, die er sonst über seine Schriften zu lesen bekam, verstimmten ihn in dem Grade und verleideten ihm für den Augenblick den Aufenthalt in Riga so sehr, daß er sich entschloß, seine Aemter niederzulegen und eine Reise in's Ausland zu machen. In der Absicht, nach Riga zurückzukehren und alsdann daselbst eine Erziehungsanstalt zu gründen, wollte er die besten derartigen Anstalten in Frankreich, Holland, England und Deutschland kennen lernen. Im Juni 1769 reiste er zu Schiffe von Riga ab; sein nächstes Ziel war Nantes. Die Seefahrt wirkte äußerst wohlthätig auf seine Stimmung, und die Eindrücke, welche die während derselben wahrgenommenen, ihm zum großen Theil ganz neuen Naturerscheinungen in ihm hervorbrachten, so wie die inneren Erlebnisse und die von seinen Seelenzuständen gewonnenen Anschauungen, worüber er in seinem Reisetagebuch fortwährend Selbstgespräche führte (es ist am vollständigsten abgedruckt in J. G. v. Herders Lebensbild, Bd. 2, S. 155 ff.), gehörten zu den bedeutendsten und für die Entfaltung seiner geistigen Natur fruchtbarsten in seinem ganzen Leben. Auf dieser Reise

gang mit Goethe, der hier seine in Leipzig angefangenen akademi-

---

und im Angesicht der Küsten von Schweden, Dänemark und England erfaßten ihn auch die Poesien der alten nordischen Skalden und Ossians mächtiger als je zuvor. In Nantes gefiel es ihm so wohl, daß er es erst nach einem viermonatlichen Aufenthalt verließ, um nach Paris zu gehen. Hier lernte er mehrere berühmte Schriftsteller, besonders aus der Zahl der sogenannten Encyclopädisten näher kennen: unter ihnen auch Diderot. Das Theater interessierte ihn zwar, doch konnte sein deutscher Sinn der dramatischen Kunst der Franzosen keinen rechten Geschmack abgewinnen. Im Garten zu Versailles faßte er die erste Idee zu seiner Plastik. Er verweilte noch in Paris, als durch Resewitz bei ihm angefragt wurde, ob er geneigt sei, den Sohn des Fürstbischofs Herzogs von Holstein-Eutin als Instructor und Reiseprediger drei Jahre auf Reisen zu begleiten. Nach einigem Schwanken ertheilte er eine bejahende Antwort und gieng nun über die Niederlande zunächst nach Hamburg, wo er die persönliche Bekanntschaft von Lessing, Claudius, Reimarus und andern Männern von litterarischem Ruf machte, und sodann nach Kiel, wo er den Prinzen fand. Als er nachher in Eutin diesen und dessen Oberhofmeister näher kennen lernte, sah er schon voraus, daß sein neues Verhältniß von keiner langen Dauer sein würde. Im Juli 1770 wurde die Reise angetreten. Auf dem Wege nach Straßburg, wo man den Winter über bleiben wollte, wurde Herder in Darmstadt mit Merck und durch diesen mit Caroline Flachsland bekannt, mit welcher er sich verlobte. Auch erhielt er schon hier den Ruf nach Bückeburg, wohin ihn Graf Wilhelm, der auf ihn besonders durch die Schrift über Th. Abbt aufmerksam geworden war, als Hauptpastor und Consistorialrath zu ziehen wünschte. Herder zeigte sich geneigt, dem Ruf zu folgen, entschied sich dazu aber erst in Straßburg, wo die Reisenden im September 1770 eintrafen, und wo Herder bald darauf seine ihm durch den Oberhofmeister verleidete Stellung bei dem Prinzen aufgab. Eines alten Augenübels wegen, von dem er endlich befreit zu werden hoffte, aber nicht befreit wurde, blieb er noch bis zum April 1771 in Straßburg. Um seine Cur abzuwarten, mußte er fast fortwährend das Zimmer hüten. Seine Unterhaltung fand er, außer in dem Umgang mit Goethe, Jung-Stilling und andern Freunden, die er sich hier erworben hatte, und von denen ihn die beiden ersten fast täglich besuchten, vornehmlich in Ossian, Shakspeare, den Griechen und Klopstock; auch schrieb er an seiner Abhandlung „über den Ursprung der Sprachen," die ihm den Preis von der Berliner Akademie eintrug. In Bückeburg, wo Herder im Mai 1771 ankam, fühlte er sich anfänglich nicht so glücklich, wie er es zu werden erwartet hatte. Mit der Zeit besserte sich seine

schen Studien fortsetzte. Die neuen und kühnen Ansichten von

Stimmung, besonders seitdem er der Gemahlin des Grafen und dadurch auch diesem selbst näher gekommen war. Seine Zufriedenheit wuchs, als er endlich im Frühling 1773 sich hatte verheirathen können. Unterdessen hatte er zwar, außer Recensionen und andern kleinen Sachen, nichts drucken lassen, desto fleißiger sich aber zur Ausführung neuer Werke vorbereitet. Ein großes Interesse hatten für ihn damals auch die altdeutschen Dichter, so weit sie ihm bekannt wurden, und dann ganz vorzüglich Percy's Reliques of ancient english poetry. Das Sammeln deutscher und ausländischer Volkslieder und die Bearbeitung der letztern betrieb er mit stäts wachsendem Eifer: noch bevor er mit seiner Sammlung hervortrat, machte er schon in den fliegenden Blättern „Von deutscher Art und Kunst," die 1773 in einem Bändchen erschienen (die beiden ersten Stücke, „Auszug aus einem Briefwechsel über Ossian und die Lieder alter Völker," und „Shakspeare," sind darin allein von Herder), in begeisterter Sprache auf den hohen Werth des Volksgesanges aufmerksam. Im Sommer 1773 gieng er an die Ausarbeitung der „ältesten Urkunde des Menschengeschlechts" (gedr. 1774. 76). Demnächst erschienen, außer den an Prediger gerichteten „Provinzialblättern" (1774) und andern in das theologische Gebiet gehörenden Büchern, die Schrift „Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit (1774) und seine zweite von der Berliner Akademie gekrönte Abhandlung, „Ursachen des gesunkenen Geschmacks bei den verschiedenen Völkern, da er geblühet" (1775). Zu seinen bisherigen Aemtern erhielt er 1775 auch noch die Superintendentur im Bückeburgischen. Schon früher waren ihm durch Heyne Aussichten zu einer Anstellung in Göttingen eröffnet worden, wohin er gern gegangen wäre; 1774 fiengen die Unterhandlungen darüber an lebhafter zu werden, und im Sommer des folgenden Jahres erhielt er wirklich einen vorläufigen Ruf als vierter Professor der Theologie und Universitätsprediger. Doch noch bevor die Anstellung, bei der ihm auf Betrieb seiner Gegner in Göttingen mancherlei Schwierigkeiten in den Weg gelegt wurden, selbst erfolgte, trug ihm Goethe im Namen des Herzogs die Generalsuperintendentur und Oberpfarrerstelle in Weimar an, worauf er sogleich eingieng. Im Anfang des Octobers 1776 traf er in Weimar ein. Unter den bedeutenden Männern, die er hier vorfand, schloß er sich im Laufe der Zeit am engsten an Wieland und an Knebel an, auch mit v. Einsiedel befreundete er sich auf die Dauer. Von Goethe entfernte er sich allmählig immer mehr, und als Schiller nach Weimar kam, war das Verhältniß zu diesem anfänglich wenigstens kein inniges, und später hielt sich Herder eben so fern von ihm wie von Goethe. Von seinen schriftstellerischen Arbeiten aus der

deutschen Dichtern der Neuzeit der erste, der die Poesie durch

---

Seiten des Mains, um den Neckar und den Rhein entlang hatte die alte Volks- und Kunstpoesie mit am vollsten und schönsten geblüht, ihr Nachwuchs länger als anderswo bei uns gedauert und das Volkslied sich bis in die neue Zeit bei weitem lebendiger als in den mehr östlichen und nördlichen Gegenden Deutschlands erhalten; hier war auch der neuen Gelehrtendichtung des 17. Jahrh. noch zumeist ein volksthümlicher Geist gewahrt worden, und hatte sich die des 18ten nicht schon in dem Grade festgesetzt, daß sie mit ihrem noch immer sehr unselbständigen Character und ihren größtentheils der Fremde nachgebildeten Schulformen der freien Entfaltung einer echten Dichternatur, nicht bloß von vorn herein, sondern auch für die Folge, hätte allzu gefährlich werden können. In Frankfurt selbst, dem bedeutenden Handels- und Meßorte, der kaiserlichen Wahl- und Krönungsstadt, die einer glücklichen Unabhängigkeit bei alterthümlichen Einrichtungen genoß, vereinigte sich unendlich Vieles, ein für lebhafte Eindrücke empfängliches Gemüth mit einem reichen, lebensvollen und in eine große geschichtliche Vergangenheit zurückweisenden Inhalt zu erfüllen. Die Eltern des Knaben, aus der glücklichsten Mitte des Lebens, waren wohlhabend genug, um ihren Kindern die ihnen wünschenswertheste Erziehung geben zu können: der Vater, Doctor der Rechte und kaiserlicher Rath, ohne bindendes Amt, verständig ernst, in allen Dingen auf Ordnung und Folge, selbst bis zum Eigensinn haltend und ausdauernd in dem, was er sich einmal vorgenommen hatte, dabei weltmännisch und litterarisch gebildet, ein warmer Freund der Kunst, die er auf Reisen schätzen gelernt, und die er selbst nach Kräften förderte; die Mutter, den Höchstgestellten der Stadt nah verwandt, die gesundeste, liebenswürdigste Kernnatur, phantasievoll, geistreich und heiter, von urkräftigster Frische des Lebens bis in ihr hohes Alter. Unter der Obhut und Leitung solcher Eltern wuchs der Knabe auf. Das ausgezeichnete Erzählungstalent der Mutter regte zuerst durch Märchen seine Einbildungskraft an und weckte in ihm zugleich den Trieb zur Reproduction des Gehörten. Den Unterricht in Sprachen, Wissenschaften und Künsten erhielt er dann größtentheils von dem Vater, der Anstand nahm, ihn auf die Dauer einer öffentlichen Schule anzuvertrauen, und sich nur mehr vorübergehend des Beistandes einiger Lehrer für die Unterweisung im Hause bediente. Auch er trug durch seine Lehrmethode wesentlich dazu bei, daß in dem Knaben frühzeitig die Selbstthätigkeit des Geistes durch Wiedererzeugen des Erlernten und durch freie Nachbildung des Gelesenen in verschiedenen Sprachen geweckt und in Uebung gehalten wurde. Die altdeutschen Volksromane und verschiedene andere Bücher voll Wunder-, Abenteurer- und Heldengeschichten, die er für sich selbst mit großem Eifer las, führten

in das beginnende vierte Zehent des neunzehnten Jh.

That wieder in ihr volles Recht einsetzte, und blieb dann

---

er Phantasie reichliche Nahrung zu und reizten ihn zur Erfindung ner Wundergeschichten und Märchen. Sehr früh hatte er auch n Gelegenheit, sich durch eigene Anschauung mit den alterthümlichen rkwürdigkeiten seiner Vaterstadt nach allen Seiten hin bekannt zu hen und in die verschiedensten Arten städtischer Zustände, so wie ge- blicher und künstlerischer Betriebsamkeit einzublicken. Mächtige und Eindrücke bewirkten in seinem Gemüth die ersten Gesänge des Mes- und die Thaten Friedrichs des Großen im siebenjährigen Kriege: pstock gegenüber fand er sich im Widerstreit mit dem Vater, der der reimlosen Poesie nichts wissen wollte; in der Parteinahme für ußen und den großen König dagegen waren beide eines Sinnes. mit dem Beginn des J. 1759 Frankfurt von den Franzosen besetzt ein Theil des goetheschen Hauses von dem Königslieutenant, Grafen rane, bezogen ward, wurden dem Knaben wieder viele neue An- auungen und Begriffe zugeführt. Der kunstliebende Graf benutzte en Aufenthalt in Frankfurt mit dazu, von den geschicktesten Mahlern Stadt und der Nachbarschaft eine Reihe von Bildern unter seinen en ausführen zu lassen: dadurch kam der junge Goethe mit diesen nstlern, von denen er mehrere schon aus der Zeit des Umbaus des rlichen Hauses kannte, in nahe, dauernde, die Bildung seines Kunst- es fördernde Berührung. Eine französische Bühne, die sich zu gleicher t in Frankfurt eingestellt hatte, bot ihm die Gelegenheit, eine un- ch ausgebildetere und feinere Schauspielkunst, als die damalige deutsche , kennen zu lernen; dabei erhielt seine schon früher geweckte Lust an atralischen Vorstellungen neue und nachhaltige Anregung; er befestigte auf die leichteste und genußreichste Weise in dem Verständniß und Gebrauch der fremden Sprache, wurde veranlaßt, sich mit den Werken berühmtesten französischen Dramatiker und mit den Grundsätzen der nzösischen Dramaturgie bekannt zu machen, und versuchte sich sogar st schon in der Abfassung eines Stücks in dieser Sprache. Während er Zeit der Unruhe in seinem Hause hatte der Vater den Unterricht iger gegeben; im J. 1761 kam in denselben wieder mehr Regelmä- keit und Folge. Um sich im schriftlichen Ausdruck der beiden alten rachen, des Deutschen, Französischen, Italienischen und Englischen und u auch noch in dem Frankfurter Judendeutsch zu üben, erfand der ge Goethe eine Art von Roman in Briefen, die er in diesen sieben rachen abfaßte. Seinem Wunsche, auch das Hebräische zu lernen, ügte der Vater, indem er den alten Rector des städtischen Gymna- ms bewog, ihm darin Unterricht zu ertheilen. Dieß führte ihn zu einer figen Beschäftigung mit dem alten Testament, deren Frucht eine in

eine lange Reihe von Jahren in vielseitiger Wirksamkeit der

---

prosaischer Form verfaßte epische Dichtung von Joseph war. In geistlichen Liedern und Oden, so wie in sogenannten anakreontischen Gedichten hatte er sich schon früher versucht. Nur eine von diesen Jugendarbeiten, aus der Zahl der geistlichen Stücke, „Poetische Gedanken über die Höllenfahrt Christi", hat sich erhalten (abgedr. in den Werken Bd. 56, S. 12 ff.; die darüber gesetzte Jahreszahl 1765 scheint eher die Zeit einer Ueberarbeitung als die der ersten Abfassung zu bezeichnen, da diese um einige Jahre früher anzusetzen sein dürfte; vgl. Bd. 24, S. 225 ff. und Viehoff, Goethe's Leben 1, S. 148 ff.). Zu andern Uebungen seines poetischen Talents führte ihn die Bekanntschaft und der Verkehr mit einer Gesellschaft junger Leute aus den mittleren und selbst niederen Ständen, die sich durch allerlei Betrieb etwas zu verdienen suchten, und für die er zu diesem Zwecke Gelegenheitsgedichte verfertigte. Durch sie wurde er auch mit einem um einige Jahre älteren Mädchen bekannt, das in dem vierzehnjährigen Knaben bald die leidenschaftlichste Neigung erweckte. Um diese Zeit, im Frühling 1764, erlebte er die Wahl und Krönung Josephs II. zum römischen König. Unmittelbar darauf wurde sein Verhältniß zu jenem Kreise junger Leute in einer für ihn so erschütternden und schmerzlichen Weise abgebrochen, daß er darüber in eine heftige Krankheit verfiel. Nach seiner Wiederherstellung nahte die Zeit heran, da er die Universität beziehen sollte. Er selbst wäre am liebsten nach Göttingen gegangen, wohin ihn, bei seiner Neigung zu philologischen Studien, besonders Heyne und Michaelis zogen; der Vater hatte sich aber einmal für Leipzig entschieden, wo er die Rechte studieren sollte, und wohin er auch wirklich im Herbste 1765 abgieng. Die Vorlesungen über Philosophie, Rechtsgeschichte und Institutionen, die er zunächst hören wollte, vermochten ihn auf die Länge eben so wenig zu fesseln, wie Gellerts litterarhistorisches Collegium und die practischen Uebungen in freien deutschen Arbeiten, die derselbe leitete. Bald scheint er die Rechtswissenschaft ganz vernachlässigt und Vorlesungen überhaupt immer seltener besucht zu haben. Die Universität konnte demnach seiner wissenschaftlichen Ausbildung nur wenig Gewinn bringen; größern brachte die feine städtische Sitte der Leipziger Gesellschaft, wie er sie besonders im Umgang mit einigen Frauen kennen lernte, seiner äußern Erscheinung, seinem Geschmack und seinem Urtheil in poetischen Dingen, auf welches außerdem der Professor Morus berichtigend einwirkte. Hatte er zeither seinen poetischen Geschmack vornehmlich nur an den Dichtern gebildet, die sein Vater hoch hielt, und die alle der, wie er sie selbst später bezeichnet hat, „wässerigen, weitschweifigen, nullen Epoche" angehörten, so wurden ihm diese nun verleidet, und er fieng an einzusehen, daß wenn

in das beginnende vierte Jahrzehnt des neunzehnten ꝛc.

Hauptträger und Mittelpunct unseres neu erblühenden Natio-

er dem Triebe zum Dichten, der sich immer stärker in ihm regte, ein Genüge thun wollte, er andere Stoffe suchen und sich eine andere Behandlungsart zu eigen machen müsse, als woran er sich so lange gehalten hatte. Hier aber war er nun „bei der großen Beschränktheit seines Zustandes, bei der Gleichgültigkeit der Gesellen, dem Zurückhalten der Lehrer, der Abgesondertheit gebildeter Einwohner, bei ganz unbedeutenden Naturgegenständen genöthigt, alles in sich selbst zu suchen. So begann schon damals diejenige Richtung, von der er sein ganzes Leben über nicht abweichen konnte, nämlich dasjenige, was ihn erfreute oder quälte oder sonst beschäftigte, in ein Bild, ein Gedicht zu verwandeln und darüber mit sich selbst abzuschließen, um sowohl seine Begriffe von den äußern Dingen zu berichtigen, als sich im Innern deshalb zu beruhigen." „In diesem Sinne schrieb er zuerst gewisse kleine Gedichte in Liederform oder freierem Silbenmaaß" (von den uns erhaltenen kleinen Sachen der Leipziger Zeit gehören dazu noch weniger die „Drei Oden an meinen Freund Behrisch" aus d. J. 1767, Werke Bd. 56, S. 3—7, und das etwas jüngere Gedicht „An Zachariae", Bd. 2, S. 154 f., entschiedener aber schon die „Neuen Lieder, in Melodie gesetzt von B. Th. Breitkopf," [nach Viehoff, a. a. O. 1, S. 263 f. schon 1768, nach den Blättern f. litter. Unterhalt. 1850. Nr. 1, S. 3 f. dagegen erst] 1769 zu Leipzig in 4. gedruckt). Auch die beiden Lustspiele, die er in Leipzig dichtete und der Aufbewahrung werth hielt, sind schon aus bestimmten inneren Erlebnissen und äußeren Anschauungen hervorgegangen: „die Laune des Verliebten"' aus der Stimmung, in die er gerieth, als er durch seine Quälereien die Neigung eines liebenswürdigen Mädchens verscherzte, „die Mitschuldigen" aus den Einsichten, die er bereits zu Frankfurt und dann auch zu Leipzig in die inneren Zustände der Gesellschaft und des Familienlebens gewonnen hatte. Von den lebenden deutschen Dichtern zog ihn damals keiner mehr an als Wieland, vornehmlich durch Musarion; von den älteren des Auslandes war es besonders Shakspeare, von dem er, als er ihn zunächst aus Dodd's beauties of Shakspeare, dann aus Wielands Uebersetzung kennen lernte, mächtig ergriffen wurde: beide Dichter nebst dem Mahler Oeser waren die einzigen, die er in einem Schreiben aus dem J. 1770 für seine echten Lehrer erkennen konnte; andere hatten ihm gezeigt, daß er fehlte, diese zeigten ihm, wie er's besser machen sollte (vgl. den Anhang zu den Briefen von Goethe an Lavater, herausg. von H. Hirzel, Leipz. 1833. 8. S. 165). Mit Oeser, dem die Leitung der Leipziger Kunstschule anvertraut war, vermittelte Goethe's Trieb, sich im Zeichnen zu vervollkommnen, die nähere Bekanntschaft; sie wurde für ihn vorzüg-

nallitteratur, zu dem die bedeutenderen Vertreter ihrer ver-

lich dadurch folgenreich, daß Oeser ihm den Sinn für das Wesentliche in der bildenden Kunst überhaupt öffnete und seiner Neigung dazu eine höhere Richtung gab, daß er ihn in die Kunstgeschichte einführte, ihm damit das Verständniß von Winckelmanns Werken erschloß und ihn vorbereitete, den unschätzbaren Werth, den Lessings Laokoon für jeden Dichter und Künstler bei allem Erfinden und Ausführen haben mußte, zu fassen und sich zu Nutze zu machen. Um sich die Kunst auch durch die lebendige Anschauung näher zu bringen, reiste Goethe nach Dresden: er sah hier nur die Bildergallerie. Voll von den Eindrücken, die besonders die Bilder der niederländischen Schule in ihm zurückließen, kam er wieder nach Leipzig und suchte sich nun auch neben dem Zeichnen mit der Kupferstecher- und Holzschneidekunst practisch bekannt zu machen. Gegen das Ende seines Aufenthalts in Leipzig verfiel er in eine schwere Krankheit, von der er nur langsam genas. Noch immer kränkelnd, kehrte er gegen Ende des Sommers 1768 nach Frankfurt zurück, um unter der Pflege der Seinigen seine Gesundheit ganz wieder herzustellen. Bei der durch seinen körperlichen Zustand erhöhten Reizbarkeit des Gemüths für religiöse Anregungen sehr empfänglich, gab er sich den Einflüssen einer frommen und zartsinnigen Freundin seiner Mutter, Fräulein von Klettenberg, hin, aus deren Unterhaltungen und Briefen der wesentliche Inhalt der dem Wilhelm Meister eingeschalteten „Bekenntnisse einer schönen Seele“ entnommen ist. Die Richtung, die sein Geist in diesem religiös-beschaulichen Verkehr für eine Zeit lang erhielt, führte ihn auch auf alchymistische und kabbalistische Studien und Versuche, die als eine Art Vorschule zu seinen späteren naturwissenschaftlichen Beschäftigungen angesehen werden dürfen. Erst im Frühling 1770 (nicht schon 1769, denn das vorher berührte Schreiben im Anhange zu den Briefen an Lavater ist unter d. 20. Febr. 1770 noch von Frankfurt aus abgesandt; vgl. auch Viehoff, a. a. O. 1, S. 288) begab er sich nach Straßburg, wo er nach dem Willen des Vaters seine juristischen Studien fortsetzen und demnächst sich den Doctorgrad erwerben sollte. Bald jedoch fühlte er in dem täglichen Verkehr mit mehreren jungen Medicinern sich stärker zu ihrer als zu seiner Fachwissenschaft hingezogen: er besuchte daher die Anatomie, die klinische Anstalt und Vorlesungen über Entbindungskunst und Chemie. Im Herbst traf Herder in Straßburg ein. Die Bekanntschaft mit ihm und die sich daran knüpfende nähere Verbindung war für Goethe's Character- und Geistesbildung das bedeutendste Ereigniß, das die wichtigsten Folgen für ihn haben sollte. „Alles, was in ihm von Selbstgefälligkeit, Bespiegelungssucht, Eitelkeit, Stolz und Hochmuth ruhen oder wirken mochte,“ ward in dem Umgang mit Herder

[illegible]
schiedenen Richtungen großentheils in einem nähern oder ent-

„einer sehr harten Prüfung ausgesetzt;" seine kleinlichen Liebhabereien und besonderen Neigungen, von jenem verspottet, wurden ihm verleidet; dafür aber wurde er nun auch „auf einmal mit allem neuen Streben" in der litterarischen Welt „und mit allen den Richtungen bekannt, welche dasselbe zu nehmen schien." Die Poesie lernte er von einer ganz andern Seite, in einem andern Sinne auffassen als bisher, und zwar in einem solchen, der ihm zusagte. „Die hebräische Dichtkunst, welche Herder nach seinem Vorgänger Lowth geistreich behandelte, die Volkspoesie, deren Ueberlieferungen im Elsaß aufzusuchen er Goethen und seine Freunde antrieb, die ältesten Urkunden als Poesie, gaben", wie er jetzt erst erfuhr, „das Zeugniß, daß die Dichtkunst überhaupt eine Welt- und Völkergabe sei, nicht ein Privaterbtheil einiger feinen, gebildeten Männer." Goethe „verschlang dieß alles, und je heftiger er im Empfangen, desto freigebiger war Herder im Geben." Durch ihn erhielt er nun auch einen Begriff von Hamanns Geist und Verdienst; er lernte Ossian kennen und übersetzte gleich einiges aus ihm, was nachher in veränderter Gestalt dem Werther einverleibt wurde; er ward für die homerischen Dichtungen begeistert, die er fortan sehr fleißig las (vgl. Düntzer, Studien zu Goethe's Werken S. 135, Anm. 2), und in seinem Enthusiasmus für Shakspeare um so mehr bestärkt, mit je hellerem Auge er jetzt erst in die Tiefen dieses ganz einzigen Geistes zu blicken anfieng. In dieser Zeit wurde er in die unfern von Straßburg wohnende Predigerfamilie Brion eingeführt, und bald knüpfte sich zwischen ihm und der zweiten Tochter des Hauses, Friederike, ein Herzensverhältniß an, das ihn ganz beglückte. Mehrere schöne Lieder aus seiner Straßburger Zeit verdanken dieser Liebe ihren Ursprung. Auch erfand und erzählte er schon damals das Märchen „die neue Melusine," das er erst viele Jahre nachher niederschrieb und dem Drucke übergab. Zu zwei großen dramatischen Dichtungen, dem Götz von Berlichingen und dem Faust, von dem die eine seinen Namen zuerst durch ganz Deutschland tragen, die andere ihn bis in seine letzten Lebensjahre beschäftigen sollte, regten sich jetzt nur erst Keime in ihm. Das lebendige Interesse an Götzens eigener Lebensbeschreibung und an der bedeutenden Puppenspielfabel von Doctor Faust hing zunächst mit seiner Vorliebe für die deutsche Vorzeit zusammen, die, früh in ihm geweckt, in Straßburg unter mehrfachen Anregungen erwachsen war. Von den dortigen Gelehrten hatte ihn besonders Oberlin auf die Denkmale unseres Mittelalters hingewiesen; an dem Münster war ihm der Sinn für die Herrlichkeit der altdeutschen Baukunst aufgegangen: so wandte er sich mit um so größerer Neigung jenen echtvaterländischen Stoffen aus einer tüchtigen Vergangenheit zu, je entschie-

ferntern Bezuge bald empfangener bald gegebener Anregungen,

---

bener er allem französischen Wesen, als er es in der Nähe hatte kennen lernen, den Rücken kehrte, und je deutlicher er sich schon damals der Einwirkung Shakspeare's, dem er sich innerlich am verwandtesten fühlen mußte, auf seine deutsche Dichternatur bewußt ward. Ein drittes Stück, das er noch im Sinne hatte und dessen Held Julius Caesar werden sollte, blieb späterhin unausgeführt. Unterdessen hatte er sich auch in der Rechtswissenschaft so weit befestigt, daß er sich im Sommer 1771 den Doctorgrad in ordnungsmäßiger Weise erwerben konnte. Im Herbste traf er wieder in Frankfurt ein. Unter den ältern Bekannten, die er hier wiederfand, war J. G. Schlosser. Schon in Leipzig, wo derselbe auf einer Reise einige Zeit verweilte, war Goethe ihm näher gekommen und verdankte dem um zehn Jahre älteren Freunde seitdem manche bedeutende Anregung; jetzt wurde er durch ihn mit Merck in Darmstadt bekannt, „dem er bereits durch Herder von Straßburg aus nicht ungünstig angekündigt war," und der fortan „auf sein Leben den größten Einfluß hatte." Merck führte ihn wieder in den Kreis seiner Darmstädter Freunde, Geheimerath v. Heß, Professor Petersen, Rector Wenck ꝛc. ein, mit dem er nun in vielfachen Verkehr trat, und der ihn durch theilnehmende Aufmunterung bei seinen Studien, Entwürfen und Arbeiten außerordentlich „belebte und förderte." Damals „war der Faust schon vorgerückt, Götz von Berlichingen baute sich nach und nach in seinem Geiste zusammen, das Studium des 15. und 16. Jahrh. beschäftigte ihn," und noch ganz voll von dem Eindruck des Straßburger Münsters, schrieb er den Druckbogen „Von deutscher Baukunst. D. M. Ervini a Steinbach" (nach dem ersten Abdruck in Herders fliegende Blätter „von deutscher Art und Kunst" 1773 aufgenommen). Außerdem fällt in diese seine Frankfurter Zeit noch die Abfassung von zwei andern kleinen prosaischen Sachen, theologischen Inhalts, die von seinem damals mit Eifer wieder aufgenommenen Bibelstudium Zeugniß ablegen (abgedr. Werke Bd. 56, S. 207—245). Das Verhältniß mit Friederike Brion wurde von ihm abgebrochen; gegen das quälende Gefühl, das dieser Schritt in ihm hinterließ, suchte er „nach seiner alten Art Hülfe bei der Dichtkunst" (vgl. Werke Bd. 26, S. 120). Im Frühjahr 1772 gieng er nach Wetzlar, um sich beim Reichskammergericht mit dem deutschen Civil- und Staatsrecht vertrauter zu machen; noch mehr aber als der Trieb nach Kenntnissen führte ihn dahin die Lust, seinen Zustand zu verändern. In dem geselligen Treiben der jungen Männer, die den einzelnen Gesandtschaften an diesem Orte beigegeben waren, „sprang ihm ein drittes akademisches Leben entgegen." Er gieng anfänglich lebhaft darauf ein, ward aber der Spielereien und Possen, in denen sich seine neuen Be-

… das beginnende vierte Zehent des [illegible]

viele auch in einem persönlichen Verhältniß standen. Von diesen

---

kannten gefielen, bald müde und hielt sich dafür lieber zu Gotter, „der sich mit aufrichtiger Neigung an ihn schloß" (vgl. §. 256, Anm. b). Unter allen Bekanntschaften jedoch, die er in Wetzlar machte, war keine wichtiger für sein damaliges inneres Leben und für seine dichterische Thätigkeit in der nächsten Folgezeit als die mit Charlotte Buff, der Verlobten des bremischen Gesandtschaftssecretärs Kestner und dem Urbilde der Lotte im Werther, dessen erster Theil überhaupt ganz aus dem Leben des Dichters in Wetzlar und aus seinem Verhältniß zu jenem liebenswürdigen Mädchen geschöpft ist (vgl. Düntzer a. a. O., S. 120 ff.). Schon längst hatte er gewünscht, mit Höpfner, Professor der Rechte zu Gießen, in Verbindung zu kommen; sie wurde durch Merck und Schlosser vermittelt, die sich mit Höpfner zur Herausgabe der Frankfurter gelehrten Anzeigen vereinigt hatten und nun, bei ihrer Zusammenkunft in Gießen, auch Goethen bestimmten, sich den Mitarbeitern an dieser Zeitschrift beizugesellen. So bekam er die erste Gelegenheit, sich auf dem Felde der ästhetischen und wissenschaftlichen Kritik zu versuchen (seine Recensionen, aus den Jahren 1772 und 73, sind wieder abgedr. in den Werken Bd. 33, S. 3—121). Schlosser hatte sich unterdeß mit Goethe's Schwester verlobt und wünschte seine Heimkehr; noch mehr trieb Merck ihn an, Wetzlar zu verlassen. Er gieng daher im Spätsommer 1772 über Coblenz und Ehrenbreitstein, wo er im Hause von La Roche mit Merck wieder zusammentraf und einige Zeit verweilte, nach Frankfurt zurück. Hier widmete er sich, dem Wunsche des Vaters gemäß, der Rechtsanwaltschaft; seine Muße wandte er in der nächsten Zeit vorzüglich dem „Götz von Berlichingen" zu. Lange mit dem Niederschreiben dieser Dichtung zögernd, entschloß er sich endlich auf das Drängen seiner Schwester dazu und führte sie rasch zu Ende, schrieb dann aber das Ganze nochmals um, wodurch ein ganz erneutes Stück entstand. Aus einer dritten Redaction, die er im Sinne hatte, wurde damals noch nichts, da Merck zum Druck der zweiten trieb, der auch auf seine und des Dichters Kosten angefangen und, wie es scheint, schon im Frühjahr 1773 vollendet wurde. Der Erfolg, den Goethe mit dem Götz in ganz Deutschland errang, war der glänzendste, der sich denken läßt. Besonders ward das Werk mit Begeisterung von denjenigen begrüßt, die in eigenem dichterischen Drange an den altüblichen Gegenständen und Formen der Poesie sich nicht mehr genügen ließen und höhere Ziele in's Auge gefaßt hatten. Zu ihnen gehörten in der Ferne die Göttinger, in Frankfurt selbst mehrere junge Männer, die entweder schon von früher mit Goethe in Verbindung gestanden hatten, wie der ihm von Straßburg her befreundete H. L. Wagner, oder ihm erst jetzt näher traten, was namentlich mit Klinger

letzteren waren ihm Jung-Stilling und Lenz schon von Straß-

---

der Fall war. In dem dichterischen Treiben dieses Frankfurter Kreises, dessen belebender Mittelpunct und leuchtendes Vorbild Goethe war, und dem auch, wiewohl er noch in Straßburg verweilte, Lenz zugezählt werden muß, da er mit den Frankfurtern durch Goethe fortwährend im regsten schriftlichen Verkehr stand, offenbarte sich nun auf's entschiedenste jene durch den Götz zuerst angekündigte revolutionäre Richtung in unserer poetischen Litteratur, die man nach dem Titel eines Stückes von Klinger als die des Sturmes und Dranges zu bezeichnen pflegt. Von dem, was unter diesen Jünglingen zur Sprache kam, was ihnen widerwärtig, was werth war, woran sie sich schulten und was sie in unmittelbarer Auffassung darzustellen versuchten, geben u. a. auch zwei kleine dramatische Stücke Zeugniß, die Goethe bald nach Vollendung des Götz geschrieben zu haben scheint: das eine, „Götter, Helden und Wieland," eine Farce, veranlaßt durch Wielands Anmerkungen zu der Uebersetzung des Shakspeare, sein Singspiel Alceste und ganz besonders durch die Briefe über dasselbe im d. Merkur; das andere, „das Jahrmarktsfest zu Plundersweilern, ein Schönbartspiel," in einer ähnlichen Form wie die Fastnachtsspiele von Hans Sachs und ursprünglich auch durchweg in der Versart dieses Dichters, der zu jener Zeit von Goethe und seinen Freunden mit besonderer Vorliebe gelesen wurde (vgl. Werke Bd. 40, S. 83 ff. und dazu Viehoff 2, S. 69 f. Beide Stücke wurden 1774 gedruckt). Nicht lange nachher verfaßte er noch zwei andere kleine dramatisierte Satiren in sogenannten Knittelversen, das Fastnachtsspiel „vom Pater Brey, dem falschen Propheten," und den „Prolog zu den neuesten Offenbarungen Gottes, verdeutscht durch Dr. K. Fr. Bahrdt" (beide gedruckt 1774. Auch das kleine Drama „des Künstlers Erdenwallen," das Viehoff 2, S. 262 mit Unrecht später ansetzt, wurde schon 1774 veröffentlicht; vgl. [Hirzel] Verzeichniß einer Goethe Bibliothek. Leipzig 1848. 8. S. 9). Zwischen inne jedoch, und wahrscheinlich im ersten Viertel des J. 1774 (vgl. Düntzer a. a. O. S. 114 f.) entstand sein zweites Hauptwerk, „die Leiden des jungen Werthers," durch dessen Abfassung er sich von der Zeitkrankheit der Empfindsamkeit und der alle geistige Thatkraft unterwühlenden Gefühlsschwelgerei auf immer befreite, und in demselben Sommer auch noch der „Clavigo": den Roman schrieb er in vier Wochen, das Trauerspiel in acht Tagen. Im Juni kam Lavater nach Frankfurt, und bald darauf traf auch Basedow daselbst ein. Von Ems aus, wohin Goethe ihnen nachgereist war, brachen alle drei nach Cöln auf. Hier trennten sie sich: Goethe gieng zunächst nach Düsseldorf zu den Brüdern Jacobi, die er jetzt erst persönlich kennen lernte, und besuchte dann Jung-Stilling in Elberfeld. Auf seiner Heim-

rg und sein Landsmann J. G. Schlosser aus noch früherer

---

t begleitete ihn wahrscheinlich Fr. H. Jacobi von Düsseldorf bis Cöln
l. Viehoff 2, S. 162 ff.): beide hatten sich schon aufs innigste ver-
bert. Im Herbst bewirtheten Goethe's Eltern Klopstock, als derselbe
seiner Reise nach Karlsruhe Frankfurt berührte, und wie es scheint,
: in diesem Jahre auch schon Zimmermann einmal der Gast des
ises, in welchem er 1775 wieder eine Zeit lang verweilte. Im Winter
4 trafen die weimarischen Prinzen in Frankfurt ein, denen Goethe
h Knebel zugeführt wurde; er folgte ihnen nach Mainz und blieb
: einige Tage bei ihnen. Unterdessen hatte er wieder mehrere Ent-
rfe zu neuen Dichtungen gemacht und Verschiedenes auch ausgeführt.
oß entworfen und bis auf eine Hymne („Mahomets Gesang," zuerst
Götting. Musenalm. von 1774), die in das Stück eingelegt werden
te, niemals ausgearbeitet wurde ein dramatisches Werk, „Mahomet";
zwei andern, „Prometheus" (der Monolog, Werke 2, S. 79 ff.,
die erste Veranlassung zu dem Streit über Lessings Spinozismus
wurde zuerst durch F. H. Jacobi in seiner Schrift „Ueber die Lehre
Spinoza, in Briefen an den Hrn. M. Mendelssohn." Breslau 1785.
48 f. veröffentlicht; vgl. §. 254, Anm. o und Gervinus 4, S. 532;
5. 314 f.) und „Hanswursts Hochzeit," so wie von einer epischen
htung, „der ewige Jude," schrieb er nur größere oder kleinere Bruch-
te nieder, bei denen es nachher verblieb (Werke Bd. 33, S. 241 ff;
S. 257 ff; 56, S. 19 ff.). Vollendet wurden das Drama „Sa-
s oder der vergötterte Waldteufel" (das Mscr. kam damals dem
hter abhanden; erst nach vielen Jahren gelangte er durch F. H. Jacobi
der zu einer Abschrift, wonach er es in den Werken abdrucken ließ;
Briefwechsel zwischen Goethe und F. H. Jacobi. Leipzig 1846. 8.
241) und verschiedene Balladen und lyrische Stücke. Auch wurden
nals die ältesten Scenen des Faust gedichtet (A. Stahr, J. H. Mercks
gew. Schriften ꝛc. S. 65). Im Winter 1774—75 verlobte sich
ethe mit einer schönen und reichen Frankfurterin, Elisabeth (Lili)
hnemann; dieser Neigung verdanken einige seiner schönsten Liebes-
er ihren Ursprung. Aber auch hier trat er zurück, so schmerzlich ihm
h das Entsagen fiel, als man ihn zu überzeugen gesucht, aus seiner
bindung mit Lili könne weder ihm noch ihr ein reines und dauern-
Glück erwachsen. Noch ehe dieß Verhältniß wieder gelöst worden,
hte er mit den Brüdern Stolberg (vgl. §. 256, Anm. x und y)
dem jungen Grafen von Haugwitz seine erste Reise in die Schweiz.
Zürich besuchte er Lavater, an dessen großem Werke über die Physio-
mik er einen sehr lebhaften und thätigen Antheil nahm. Von seinen
gleitern trennte er sich bald, wie Merck es in seinem treffenden Urtheil

Zeit her bekannt und befreundet. In den nächsten Jahren

über die Grafen vorausgesagt hatte, und bereiste nun in Gesellschaft eines andern Freundes, auf den er unterwegs stieß, die kleinen Cantone. Vor und nach dieser Reise dichtete er außer verschiedenen Liedern die Singspiele „Erwin und Elmire" (gebr. 1775) und „Claudine von Villa Bella" (gebr. 1776), worauf er den „Egmont" begann, mit dem er auch schon ziemlich weit vorrückte, und zuletzt vollendete er noch die „Stella", die er schon das Jahr vorher begonnen hatte (gebr. 1776). Im Spätherbst folgte er der wiederholt an ihn ergangenen Einladung des jungen weimarischen Fürstenpaares, Karl August und Luise, zu einem Besuch in Weimar, wo er am 7. Nov. 1775 eintraf. Die Seele des Kreises, in welchem hier Goethe die freundlichste und schmeichelhafteste Aufnahme fand, war die verwittwete Herzogin Anna Amalia. Auch nach dem in diesem Jahre erfolgten Regierungsantritt Karl Augusts übte sie fortwährend den bedeutendsten Einfluß auf das von Kunst- und Litteraturgenüssen gehobene Leben des Hofes aus. Allein mit Goethe kam in dasselbe ein ganz neuer und viel höherer Schwung, der in der ersten Zeit allerdings noch zu viel von dem Character einer brausenden Ausgelassenheit und eines überkräftigen Geniedranges an sich hatte, allmählig jedoch, ohne an Natürlichkeit und Kraft zu viel einzubüßen, sich an das rechte Maaß gewöhnte und an edler Haltung gewann. Es währte nämlich nicht lange, so hatte es sich entschieden, daß der junge Dichter, der bei seiner Ankunft in Weimar Alles, was am Hofe und in der Stadt auf Geist und Bildung Anspruch machen durfte, bezauberte, und den auch Wieland vom ersten Augenblick ihrer persönlichen Bekanntschaft an als „einen göttlichen Menschen anbetete," nicht wieder nach Frankfurt zurückkehren sollte. Denn im Juni 1776 war er von dem Herzog zum Geheimen Legationsrath mit Sitz und Stimme im geheimen Consilium ernannt worden. Das Verhältniß zwischen dem Fürsten und dem Dichter war gleich von vorn herein und blieb fortan ein durchaus einziges, bis dahin wohl nirgend erlebtes. Goethe war des Herzogs vertrautester Freund und Lebensgenosse, er wurde sein Führer und bald auch, wenn nicht dem Namen nach, doch zufolge der ihm übertragenen Geschäfte, sein erster Minister. Im Frühjahr 1778 begleitete er ihn nach Berlin, im nächsten Jahre, wo er an seinem Geburtstage die Ernennung zum Geheimenrath erhielt, in die Schweiz. 1782 wurde ihm für alle wichtige Angelegenheiten der Vorsitz in der herzoglichen Kammer übertragen, und in demselben Jahre erhob ihn Joseph II in den Adelstand. In dieser ganzen Zeit bis zum Antritt der Reise nach Italien widmete er sich mit dem größten Eifer und den glücklichsten Erfolgen den öffentlichen Geschäften und der Förderung des Landeswohls.

erweiterten sich seine Verbindungen zuvörderst durch die Be-

Wenn ihm in seinem bisherigen Bildungsgange schon tausenderlei Anlässe geworden waren, sich Welterfahrung zu sammeln, die verschiedensten Berufsarten kennen zu lernen, in die verschiedensten Lebenskreise einzublicken; so erweiterte und vertiefte sich ihm der Umfang gewonnener Anschauungen jetzt um so mehr, je günstiger für den Einblick in das Gesammtleben der Gesellschaft der mäßige Umfang des Staates war, in dem er sich eingebürgert hatte. Auch sein inneres Leben hatte allmählig eine ruhigere Haltung gewonnen, sich mehr aufgehellt und maaßvoller gestaltet. Sehr wesentlich trug dazu der Umgang mit Frau von Stein bei, als die anfänglich sehr ungestüme Leidenschaft für sie ihr gegenüber sich nach und nach zu einer edlen und rücksichtsvollen Neigung abklärte (vgl. Goethe's Briefe an Frau von Stein aus den Jahren 1776—1826. Zum erstenmal herausg. durch A. Schoell [bis jetzt 2 Bände]. Weimar 1848. 8). Schien nun auch vor den sich immer mehr häufenden Geschäften, denen er sich auf den Wunsch des Herzogs unterziehen mußte, seine schriftstellerische Thätigkeit sehr zurückzutreten, indem er in den zehn Jahren von 1776—1786 nur wenig Neu-Erfundenes drucken ließ, was meistentheils auch nur in kleineren Stücken der lyrischen, der lyrisch-epischen und der dramatischen Gattung bestand; so ruhte darum sein Dichtertalent doch keineswegs, und was er damals noch dem größeren Publicum vorenthielt, genossen wenigstens schon seine weimarischen Freunde. Mehrere Werke von einer großen Anlage, entweder schon früher begonnen oder erst jetzt entworfen, wurden fortgeführt, stückweise ausgearbeitet und zum Theil auch bereits, sei es ein für allemal, sei es in einer später wieder umgebildeten Form, zum Abschluß gebracht; daneben viele den kleineren Gattungen angehörige Gedichte, die damals noch nicht gedruckt wurden, abgefaßt. So dichtete er bereits 1776, außer mehreren Liedern, „Hans Sachsens poetische Sendung" (vgl. §. 147, Anm. 12) und, zunächst für das Liebhabertheater, das auf seinen Betrieb bald nach seiner Ankunft am weimarischen Hofe errichtet worden (mehrere Stücke aus den folgenden Jahren wurden gleichfalls von demselben zuerst dargestellt, bald in Weimar selbst, bald in Ettersburg oder Tiefurt), „die Geschwister" und das Melodrama „Proserpina." Auch faßte Goethe schon in diesem Jahre den Plan zur „Iphigenie," die in ihrer älteren Gestalt im Frühjahr 1779 bis zu Ende geführt ward. Im J. 1777 entstanden „Lila", die er bald darauf umarbeitete, „der Triumph der Empfindsamkeit," worin die Proserpina eingeschaltet wurde, die Anfänge des „Tasso," den er in der ursprünglich dafür gewählten Prosarede 1781 vollendete, und nebst verschiedenen lyrischen Sachen die ersten Ansätze zum „Wilhelm Meister," von dem 1778—85 die sechs ersten

kanntschaften, die er in Frankfurt und Wetzlar und von beiden

---

Bücher, wie sie der frühern Anlage nach werden sollten, fertig wurden. Aus den Jahren 1779—85 stammen mehrere Balladen, Lieder und andere lyrische Stücke in freiern Versarten, nebst den ältesten kleinen Gedichten in der Form des antiken Epigramms und die ersten Maskenzüge; sodann das Singspiel „Jery und Bätely" (1779 in der Schweiz angefangen, späterhin umgearbeitet), „die Vögel" (eine freie und selbständige Nachbildung des gleichnamigen Stücks von Aristophanes), „das Neueste aus Plundersweilern" und die Redaction der auf der zweiten Reise in die Schweiz geschriebenen Briefe (1780); „Elpenor" (die beiden Acte, die davon allein zu Stande gekommen sind, wurden 1781—83 gedichtet); Partien des „Egmont" (den Goethe 1779 wieder aufgenommen hatte und 1782 zu einer Art von Abschluß brachte), das Gedicht „Auf Miedings Tod," „die Fischerin" und die neue Bearbeitung des Werther (1782; wahrscheinlich wurde entweder damals oder bald nachher auch die erste Abtheilung der „Briefe aus der Schweiz" geschrieben, die in den Werken dem Werther angehängt sind; die zweite bilden jene eben erwähnten Briefe, die er 1780 redigierte; vgl. Düntzer a. a. O. S. 182 f.); endlich das zu des Herzogs Geburtstag 1783 abgefaßte Gedicht „Ilmenau," die Anfänge des Singspiels „Scherz, List und Rache" (1784 f.), das Bruchstück „die Geheimnisse" (1784 f.) und die „Zueignung" (1785 oder 86), welche bald nachher die von Goeschen verlegte Ausgabe der goetheschen Werke eröffnete und an der Spitze der spätern Ausgaben geblieben ist. Seit 1780 hatte Goethe auch naturwissenschaftliche Studien ernstlicher zu betreiben angefangen, für die in der Folge sein Interesse immer mehr wuchs. Zunächst beschäftigte er sich mit Mineralogie, sodann mit Osteologie und Anatomie, und als er die Reise nach Italien anzutreten im Begriff war, hatte er sich schon mit der entschiedensten Neigung der Botanik zugewandt. Die früh geweckte und immerfort wachsende Sehnsucht nach Italien war endlich zu vollem Durchbruch gekommen: er entfloh der weimarischen Gesellschaft und allen Geschäften, um fast zwei Jahre lang nur dem Genusse südlicher Natur und südlicher Kunst zu leben und durch das Studium der letztern, wie er hoffte, auch im eigenen poetischen Bilden zu reinern und edlern Formen und zu einem höhern und festern Standpunct überhaupt zu gelangen. Von Karlsbad aus, wohin er sich im Sommer 1786 begeben hatte, brach er am 3. Septbr. nach Italien auf, verweilte längere Zeit in Rom, kehrte dahin zu einem zweiten Aufenthalt zurück, nachdem er über Neapel bis nach Sicilien vorgedrungen war und dieses bereist hatte, und traf erst wieder im Juni 1788 in Weimar ein. Vor seiner Abreise von Karlsbad hatte er diejenigen seiner Werke, welche die ersten vier Bände der

Orten aus in Darmstadt und Gießen mit Joh. Heinr.

von Goeschen übernommenen Ausgabe füllen sollten, druckfertig abgesandt; was er für die vier letzten bestimmte, theils schon früher Gedrucktes, theils nur handschriftlich Vorhandenes, begleitete ihn nach Italien, wo Verschiedenes umgebildet, Anderes abgeschlossen, noch Anderes der Vollendung näher gerückt wurde. Zuerst schrieb er die „Iphigenie auf Tauris“ in die reine Versform um, in der er sie veröffentlicht hat: Moritzens „Versuch einer deutschen Prosodie“ (1786) hatte ihm dazu Muth gemacht; zu größerem Förderniß in der Behandlung der gewählten Versart gereichte ihm dann der Umgang mit Moritz selbst, den er in Rom kennen lernte. Zu Anfang des J. 1787 war die Umgestaltung der Iphigenie vollendet. Auch die beiden Singspiele „Erwin und Elmire“ und „Claudine von Villa Bella“ wurden neu bearbeitet und dabei die Prosarede in fünffüßige Jamben umgesetzt, womit der Dichter in den ersten Monaten des folgenden Jahres zu Stande kam. Zuletzt, als er bereits auf der Heimreise begriffen war, kam die Umarbeitung des „Tasso“ an die Reihe, der in seiner neuen metrischen Form aber erst im Sommer 1789 beendigt ward. Schon während seines zweiten Aufenthalts zu Rom, im Spätsommer 1787, hatte Goethe die letzte Hand an den „Egmont“ gelegt und den „Faust“ wieder aufgenommen (die Scene in der Herenküche entstand in Rom, 1790 erschien dann diese Dichtung zuerst als Fragment). Entwürfe zu zwei neuen Tragödien, Iphigenie in Delphi und Nausikaa, blieben für immer unausgeführt. Dagegen entstanden in Italien noch mehrere kleine Dichtungen und einige Prosaaufsätze von meist kunsttheoretischem Inhalt. (Nach der „Chronologie der Entstehung goethescher Schriften, Werke 60, S. 318, wurden 1788 auch die „römischen Elegien“ gedichtet, was indeß Viehoff 3, S. 229 bestritten hat, der ihre Abfassung erst 1790 oder frühestens 1789 ansetzt.) — Gekräftigt an Leib und Seele, bereichert mit neuen Anschauungen und Begriffen, war Goethe aus Italien zurückgekehrt; in seinem inneren Dasein fühlte er sich gehoben, in seiner Natur und Bildung zu reinerer Einstimmung vorgerückt, in seinem künstlerischen Streben gesichert. Allein das Behagen an den Zuständen des Südens, das Hineinleben in die südliche Kunstwelt und ganz vorzüglich die unendlich gesteigerte Begeisterung für die Poesie und die bildende Kunst des classischen Alterthums, die er aus Italien zurückgebracht, hatten ihn nicht bloß gleichgültig und kalt, sondern selbst widerwillig und feindselig gegen deutsche Natur, deutsches Leben, deutsche Kunst, und nicht minder gegen das Christenthum, gestimmt; es mußte erst einige Zeit vergehen, bis sich bei ihm eine Art von Ausgleichung zwischen der Vorliebe für jenes Fremde und Heidnisch-Antike und der Abneigung gegen das Heimische und Christlich-Moderne ein-

Merck und dessen gelehrten Freunden machte, an die er sich

---

stellte. Auf seinen eignen Wunsch von seinen frühern amtlichen Geschäften so gut wie ganz entbunden, lebte er die ersten Jahre nach seiner Heimkehr sehr zurückgezogen. Einen großen Theil seiner Zeit verwandte er auf Kunst- und Naturstudien: neben der Beschäftigung mit der Pflanzenwelt und der Knochenlehre traten nun allmählig auch optische Versuche und Beobachtungen in den Vordergrund, denen seine später mit so großer Neigung ausgebildete Farbenlehre ihren Ursprung verdankte. Zunächst beschäftigte ihn auch noch die Redaction oder Herausgabe jener nach Italien mitgenommenen Schriften. Neuer Sachen schrieb er nicht viele: in den Jahren 1789 und 90, außer einigen Liedern und verschiedenen Aufsätzen über kunstgeschichtliche oder naturwissenschaftliche Gegenstände, nur „das römische Carneval," „den Groß-Cophta" (der die Reihe goethescher Dichtungen eröffnet, die in einem unmittelbaren Bezuge zu den gleichzeitigen Vorgängen in Frankreich und deren Einwirkungen auf Deutschland stehen) und zu Venedig, wohin er im Frühling 1790 der aus Italien zurückkehrenden Herzogin Mutter entgegengereist war, die „venetianischen Epigramme"; außerdem arbeitete er wieder am Wilhelm Meister und redigierte die römischen Elegien. Bei seiner Wiederkunft von Venedig war der Herzog in Schlesien beim preußischen Heere; Goethe folgte ihm dahin und traf erst wieder im Herbst zu Weimar ein. 1791 übernahm er die Leitung des neuerrichteten Hoftheaters, wovon er sich erst nach vielen Jahren zurückzog. 1792 machte er im Gefolge des Herzogs den Feldzug des preußischen Heeres gegen Frankreich mit; heimreisend, sprach er auf mehrere Wochen in Pempelfort bei Jacobi und dann in Münster bei der Fürstin Gallizin ein. Im Frühjahr gieng er wieder zum Heere, um der Belagerung von Mainz beizuwohnen, und kam erst im August nach Weimar zurück. Unterdeß schrieb er (1793) „den Bürgergeneral" und machte sich an eine hexametrische Bearbeitung des Reineke Vos; auch begann er „die Aufgeregten" (die unvollendet geblieben sind) und die „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten." 1794 wurde der Wilhelm Meister aufs neue vorgenommen und so weit redigiert, daß der Druck des ersten Theils angefangen werden konnte; zugleich entstanden seine beiden „Episteln" in hexametrischer Form. Im Frühling dieses Jahres traten sich Goethe und Schiller zuerst näher; wo und wie sie sich fanden, nachdem der erstere lange absichtlich des andern Annäherung ausgewichen war, dieser sie wenigstens nicht gesucht hatte, und wie dann die Herausgabe der Horen, für die sich Schiller Goethe's Beistand erbeten, bald ein innigeres Verhältniß vermittelte, hat uns Goethe selbst berichtet (Werke 60, S. 252 ff.). Dieß „auf einmal sich entwickelnde Verhältniß zu Schiller, das er zu

[illegible]

auch, als sie 1772 mit J. G. Schlosser zur Herausgabe einer

den höchsten zählen konnte, die ihm das Glück in spätern Jahren bereitete, übertraf alle seine Wünsche und Hoffnungen." Es begann damit für ihn „ein neuer Frühling, in welchem alles froh neben einander keimte und aus aufgeschlossenen Samen und Zweigen hervorgieng". („Sie haben mir," schrieb er zu Anfang des J. 1798 an Schiller selbst, „eine zweite Jugend verschafft und mich wieder zum Dichter gemacht, welches zu sein ich so gut als aufgehört hatte;" vgl. Briefw. 4, S. 11.) Im lebhaftesten persönlichen oder brieflichen Austausch ihrer Ideen einander über die höchsten Aufgaben der Poesie, so wie über ihre eigenen dichterischen Absichten aufklärend und verständigend und in schönster gegenseitiger Ergänzung ihrer Naturen gleichsam alles, was sie Neues schufen, zusammen hervorbringend, steigerten beide Männer in neidlosem Wettstreit ihre poetische Kraft und ihre Kunstübung mit jedem Jahre, das ihnen mit und für einander zu verleben vergönnt war. („Das unmittelbarste, reinste und vollständigste Zeugniß davon" gibt der „Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe in den Jahren 1794—1805." Stuttgart und Tübingen 1828 f. 6 Thle. 8; vgl. auch zur Ergänzung die beiden letzten Theile von Schillers Briefwechsel mit Körner.) Goethe lieferte seinem Freunde zu den Horen (1795—97), außer den beiden vorher erwähnten Episteln, den römischen Elegien, den „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten," den Briefen über die Schweizerreise von 1779, noch den „Benvenuto Cellini;" zum Musenalmanach (für die Jahrgänge 1796—99) eine Reihe neuer Lieder und Sprüche, die venetianischen Epigramme, eine Anzahl neugedichteter Balladen, „Alexis und Dora," „Euphrosyne" und noch einige andere Stücke in der Form der antiken Elegie. Mehrere von diesen Gedichten waren in der Schweiz entstanden, wohin Goethe 1797 seinem aus Italien kommenden Freunde Heinr. Meyer entgegengereist war. Die Epigramme, welche der Almanach von 1797 unter den allgemeinen Ueberschriften „Tabulae votivae," „Vielen," „Einer" und „Xenien" brachte, waren zwar theils von Goethe, theils von Schiller einzeln erfunden, nachher aber von ihnen gemeinschaftlich überarbeitet und in die für den Druck bestimmte Ordnung gebracht worden. Von andern goetheschen Werken wurden in dieser Zeit gemeinsamer Thätigkeit beider Dichter „Wilhelm Meisters Lehrjahre" beendigt 1796, „Hermann und Dorothea" angefangen in demselben Jahre und abgeschlossen im folgenden, wo auch der Entwurf zu einer andern, später zu einer Novelle (vom Kind und Löwen) gewordenen epischen Dichtung gemacht und am Faust fortgearbeitet wurde. Dabei ruhten Goethe's Kunst- und Naturstudien keineswegs; zu den erstern wurde er ganz besonders hingezogen, seitdem H. Meyer in Weimar lebte, mit dem er auch 1798—

neuen kritischen Zeitschrift, der „Frankfurter gelehrten An-

1800 eine artistische Zeitschrift, die „Propyläen," herausgab. In denselben Jahren entstand, was von der „Achilleis" fertig geworden ist, Voltaire's „Mahomet" und „Tancred" wurden übersetzt, „die natürliche Tochter" entworfen, die „Helena" angefangen und „Palaeophron und Neoterpe" ausgeführt. 1803 war der erste Theil „der natürlichen Tochter" beendigt und eine Anzahl neuer Lieder von hoher Schönheit gedichtet. Aus den beiden nächsten Jahren stammen „Winckelmann und sein Jahrhundert," die Uebersetzung einer Schrift von Diderot, „Rameau's Neffe," und die ersten Recensionen für die Jenaer Litteraturzeitung. Als Schiller gestorben war, wollte Goethe mit der Vollendung des Demetrius dem Freunde eine Todtenfeier bereiten und darin „ein herkömmliches Zusammenarbeiten bei Redaction eigener und fremder Stücke zum letztenmal auf ihrem höchsten Gipfel zeigen;" doch gab er diesen Plan wieder auf und widmete dafür dem Dahingeschiedenen einen schönen und liebevollen Nachruf in dem „Epilog zur Glocke" (1805). — Goethe überlebte Schillern sieben und zwanzig Jahre: er füllte sie noch mit einer langen Reihe schriftstellerischer Erzeugnisse der verschiedensten Art aus, und darunter befanden sich Werke, die zu seinen vollendetsten gehören, während in anderen freilich die Merkmale der mit dem Alter sinkenden schöpferischen Kraft immer unverkennbarer hervortraten. Anderer hier nicht zu gedenken, so brachte er 1806 den ersten Theil des „Faust" zum Abschluß, dichtete das Jahr darauf den ersten Theil der „Pandora" und schrieb das Märchen „die neue Melusine," so wie an mehreren Erzählungen, die mit jenem nachher in die jetzt auch schon schematisierten Wanderjahre eingeschoben wurden. Sodann verfaßte er die „Wahlverwandtschaften" (1808—9), die drei ersten Theile von „Dichtung und Wahrheit" aus seinem Leben (1810—13), „des Epimenides Erwachen" (1814), viele poetische Stücke für den „westöstlichen Divan," der erst 1819 beendigt wurde, redigierte die „italienische Reise" (1814—17 und 1828 f.) und fieng die Hefte von „Kunst und Alterthum" an, die er bis zum siebzehnten fortführte (1816—28). Dazu kamen dann noch der vierte Theil von Dichtung und Wahrheit (1816—31), die „Tag- und Jahreshefte" (1819—25), „Wilhelm Meisters Wanderjahre" (in der ersten Gestalt 1821 beendigt, die zweite Bearbeitung 1825—29 ausgeführt), „Zahme Xenien" (1821—23), die „Campagne in Frankreich" (1821—22), die „Novelle" (vom Kind und Löwen, 1826) und endlich, nachdem die „Helena" schon 1826 vollendet worden, der zweite Theil des „Faust" (abgeschlossen 1831). So blieb er, geehrt und verherrlicht von der Nation und ihren Häuptern und bewundert vom Auslande, bis in die allerletzten Tage seines Greisenalters hinein in vielseitiger und rastloser

zeigen",[3]) zusammentraten, als Mitarbeiter anschloß, und von

---

Geistesregsamkeit und Arbeit, auch darin glücklich, daß sein Tod schnell und schmerzlos war. Er starb den 22. März 1832. Vgl. Werke Bd. 24—26; 48; 27—30; 43; 31 und 32; 60 S. 315 ff., H. Viehoff, Goethe's Leben. Stuttg. 1847 ff. kl. 8. bis jetzt 3 Thle, und L. v. Lancizolle, chronologisch-bibliographische Uebersicht der deutschen Nationallitteratur im 18. und 19. Jahrh., nach ihren wichtigsten Erscheinungen. Mit besonderer Rücksicht auf Goethe. Berlin 1846. 8. — 3) Sie erschienen seit 1772 zu Frankfurt a. M. Merck, dessen hohen Anforderungen an die Kritik keine der bestehenden Zeitschriften genügte, war derjenige, der ihre Herausgabe zuerst in Anregung brachte und Schlossern bestimmte, sich derselben zu unterziehen. Er blieb auch, bis das Unternehmen in andere Hände übergieng, dessen eigentliche Seele. Die Anzeigen sollten aus dem Gebiete der Theologie, Jurisprudenz und Medicin nur die gemeinnützigen Schriften berücksichtigen, dagegen das Feld der Philosophie, Geschichte, schönen Wissenschaften und Künste, namentlich die einflußreichen Erscheinungen in der englischen Litteratur, in seinem ganzen Umfange umfassen. Zu den Mitarbeitern gehörten außer Merck, Goethe und Herder (vgl. dessen Werke zur Philos. und Gesch. 20, S. 232) Schlossers älterer Bruder Hieronymus in Frankfurt, Prof. Höpfner in Gießen, Rector Wenck und Prof. Petersen in Darmstadt nebst anderen ihnen befreundeten Männern. Man wollte einen [offe]nen Krieg gegen alle Vorurtheile, gegen jede Halbheit führen und den [G]eschmack des Publicums bessern. Die Mitarbeiter wollten weniger ein[ze]ln als vereinigt ihre Urtheile abgeben: „wer das Buch zuerst gelesen [ha]tte, der referierte, manchmal fand sich ein Correferent; die Angelegen[hei]t ward besprochen, an verwandte angeknüpft, und hatte sich zuletzt [ein] gewisses Resultat ergeben, so übernahm Einer die Redaction." Be[son]ders trat diese Zeitschrift auch andern entgegen, wie der allgem. deut[sche]n Bibliothek und dem deutschen Merkur; „die Recensionen darüber [gehö]rten zu den interessantesten." Boie, der die Anzeigen vortrefflich [fand], erkannte darin, wie er im März 1772 an Knebel schrieb (Knebels [lit]. Nachlaß rc. 2, S. 119) ein Zeichen, daß „der gute Ton sich doch [über] ganz Deutschland zu verbreiten und die ganze Sectiererei abzu[schaff]en" beginne. Sie sanken aber gleich gar sehr, als die Redaction [und di]e Mitarbeiter sich änderten. Nach Goethe's Angabe müßte dieß mit dem Ende des J. 1773 geschehen sein, nach einem Briefe an Merck dagegen (Briefe an J. H. Merck. 1835. S. 45) [d]ie Aenderung erst ein Jahr später eingetreten sein. Vgl. hierzu [Goethe']s Werke 26, S. 164 ff. und K. Wagner vor der eben angezo[genen] Samml. von Briefen an Merck S. XIII f. —

denen fortan Merck*) höchst bedeutend und nachhaltig auf

---

*) Geb. 1741 zu Darmstadt, besuchte das dortige Gymnasium und studierte wahrscheinlich in Altorf und in Göttingen. Seine Vermögensumstände erlaubten ihm, von einem eigentlichen Fachstudium abzusehen und sich eine mehr allgemein wissenschaftliche Bildung anzueignen; mit besonderer Vorliebe legte er sich auf das Studium der englischen Litteratur und auf das der zeichnenden Künste, worin er sich auch technische Fertigkeiten zu verschaffen suchte. Als Uebersetzer mehrerer englischer Werke trat er, ohne sich jedoch zu nennen, bereits in seinem 21. Jahre auf. Nach seiner Universitätszeit geleitete er als Erzieher einen jungen Edelmann auf Reisen. In der französischen Schweiz verheirathete er sich, kehrte nach Darmstadt zurück und wurde hier 1767 als Secretär bei der Geheim-Canzlei angestellt und das Jahr darauf zum Kriegs-Cassier, mit dem Titel eines Kriegsraths, befördert. Sein Amt nahm nicht so viel Zeit in Anspruch, daß er seinen litterarischen und künstlerischen Neigungen nicht hätte folgen können, und seine äußeren Verhältnisse setzten ihn in den Stand, sein Haus zum Mittelpunct eines ausgewählten geselligen Kreises geistreicher und gelehrter Männer zu machen. Die Bekanntschaft mit Herder, Goethe, F. H. Jacobi und Wieland veranlaßte ihn zum thätigen Eingreifen in die deutsche Journalistik. Seines Antheils an der Gründung der Frankfurter gel. Anzeigen ist so eben gedacht worden; von anderen Zeitschriften hatte [illegible] deutsche Merkur eine Reihe von Jahren hindurch in ihm eine Hauptstütze; auch zur allg. deutschen Bibliothek lieferte er Beiträge, und [illegible] dem unterstützte und förderte er noch verschiedene andere litt[illegible] Unternehmungen. Merck, zum Kritiker geboren, war derjenige, [illegible] erst Goethe's wahre Dichternatur erkannte, durch sein sicheres [illegible] der Ur[illegible] in dem jungen Dichter das Vertrauen zu sich selbst befestigte [illegible] und [illegible] wie in andern Beziehungen, so auch in der Poesie vor Abwege[illegible] Verirrungen zu wahren verstand. Niemals ist die eigenste Natu[illegible] the's schlagender bezeichnet worden, als in den Worten [illegible] Mercks an seinen Freund richtete, da derselbe mit den beiden Stolberg [illegible] Reise in die Schweiz begriffen war, und die er ihm später wi[illegible] „dein Bestreben, sagte er, deine unablenkbare Richtung ist, d[illegible] lichen eine poetische Gestalt zu geben; die Andern [illegible] sogenannte Poetische, das Imaginative zu verwirklichen, [illegible] nichts wie dummes Zeug" (Goethe's Werke 48, S. 95 [illegible] Verhältniß zwischen Merck und Goethe dauerte auch, nu[illegible] ficiert, fort, seitdem dieser in Weimar lebte, denn auch [illegible] zwischen ihnen eine gewisse Entfremdung eintrat. [illegible] mehrmals und [illegible] auf längere Zeit in W[illegible]

nd eben da auch die von Aug. Wilh. Schlegel, seinem Bru-
›er Friedrich und deren Freunden gestiftete neue Dichterschule
der Romantiker ihren Anfang nahm: [9]) konnten etwa ein
Jahrzehent hindurch Weimar und Jena im vollsten Sinne für
die Hauptstädte der deutschen Geistesbildung und Litteratur
gelten. [10]) —

§. 260.

Die neuere deutsche Litteratur hatte sich bis in den Anfang
des achtzehnten Jahrhunderts nicht aus der Gesammtheit und
Fülle des heimischen Volkslebens, wie es sich noch im Begin
des siebzehnten zeigte, naturwüchsig entwickelt; sie war in d
allermeisten ihrer Gattungen und Arten ein bloß künstlich

(seit 1794), A. W. Schlegel (seit 1796), Eichstädt (seit 17
Feuerbach (seit 1800), Thibaut (seit 1802), Anderer nicht zu
denken. — 9) A. W. Schlegel blieb in Jena bis ins Jahr 1
Fr. Schlegel lebte dort als Privatdocent in den Jahren 1800—
Tieck hielt sich zu verschiedenen Zeiten in Jena und Weimar zu
1799 und 1801 auf; auch Novalis war um 1799 öfter, wiewo
besuchsweise, an dem erstern Ort, und Brentano privatisiert
nach Vollendung seiner Studien noch einige Zeit. Auch noch
mehr oder minder berühmt gewordene Schriftsteller wählten dam
eine Zeit lang oder auch für die Dauer Jena zum Wohnsitz: s
Humboldt, um seinem Freunde Schiller nahe zu sein, vom
1794 (so ist die in der Vorerinnerung zu dem Briefwechsel
Schiller und Humboldt S. 5 und 7 angegebene Jahreszahl
ters Briefw. mit Körner 3, S. 171 zu verbessern) bis in d
von 1795, und dann nochmals den Winter von 1796 zu 97,
Jahren auch Al. v. Humboldt zu verschiedenen Malen
Weimar verweilte; Hölderlin (um 1795 f.), Gries,
1800 für immer in Jena niederließ, J. H. Voß, der dor
1805 wohnte (vgl. §. 256, S. 955 unten), und
(1804 f.). Vgl. zu dieser und den vier
Gervinus 5, S. 571 ff. — 10) Auch
wohl der auf strenge Wissenschaft
hatte damals, „wenn auch nicht
Weimar und Jena“.

denen fortan Merck*) höchst bedeutend und nachhaltig auf

4) Geb. 1741 zu Darmstadt, besuchte das dortige Gymnasium und studierte wahrscheinlich in Altorf und in Göttingen. Seine Vermögensumstände erlaubten ihm, von einem eigentlichen Fachstudium abzusehen und sich eine mehr allgemein wissenschaftliche Bildung anzueignen; mit besonderer Vorliebe legte er sich auf das Studium der englischen Litteratur und auf das der zeichnenden Künste, worin er sich auch technische Fertigkeiten zu verschaffen suchte. Als Uebersetzer mehrerer englischer Werke trat er, ohne sich jedoch zu nennen, bereits in seinem 21. Jahre auf. Nach seiner Universitätszeit geleitete er als Erzieher einen jungen Edelmann auf Reisen. In der französischen Schweiz verheirathete er sich, kehrte nach Darmstadt zurück und wurde hier 1767 als Secretär bei der Geheim-Canzlei angestellt und das Jahr darauf zum Kriegs-Cassier, mit dem Titel eines Kriegsraths, befördert. Sein Amt nahm nicht so viel Zeit in Anspruch, daß er seinen litterarischen und künstlerischen Neigungen nicht hätte folgen können, und seine äußeren Verhältnisse setzten ihn in den Stand, sein Haus zum Mittelpunct eines ausgewählten geselligen Kreises geistreicher und gelehrter Männer zu machen. Die Bekanntschaft mit Herder, Goethe, F. H. Jacobi und Wieland veranlaßte ihn zum thätigen Eingreifen in die deutsche Journalistik. Seines Antheils an der Gründung der Frankfurter gel. Anzeigen ist so eben gedacht worden; von anderen Zeitschriften hatte der deutsche Merkur eine Reihe von Jahren hindurch in ihm eine Hauptstütze; auch zur allg. deutschen Bibliothek lieferte er Beiträge, und außerdem unterstützte und förderte er noch verschiedene andere litterarische Unternehmungen. Merck, zum Kritiker geboren, war derjenige, der zuerst Goethe's wahre Dichternatur erkannte, durch sein sicheres Urtheil in dem jungen Dichter das Vertrauen zu sich selbst befestigte und ihn, wie in andern Beziehungen, so auch in der Poesie vor Abwegen und Verirrungen zu wahren verstand. Niemals ist die eigenste Natur Goethe's schlagender bezeichnet worden, als in den Worten Mercks, die er an seinen Freund richtete, da derselbe mit den beiden Stolberg auf der Reise in die Schweiz begriffen war, und die er ihm später wiederholte: „dein Bestreben, sagte er, deine unablenkbare Richtung ist, dem Wirklichen eine poetische Gestalt zu geben; die Andern suchen das sogenannte Poetische, das Imaginative zu verwirklichen, und das gibt nichts wie dummes Zeug" (Goethe's Werke 48, S. 95 f.). Das alte Verhältniß zwischen Merck und Goethe dauerte auch, nur anders modificiert, fort, seitdem dieser in Weimar lebte, wenn auch eine Zeit lang zwischen ihnen eine gewisse Entfremdung eintrat. Merck war selbst mehrmals und einmal auf längere Zeit in Weimar. Der Herzog so wie

die Herzogin Mutter, die Merck auf ihren Reisen in den Rheingegenden
zu verschiedenen Malen begleitete, hielten sehr viel auf ihn und standen
mit ihm in lebhaftem Briefwechsel; der Herzog beehrte ihn nicht bloß
in Kunstangelegenheiten, sondern auch in Staatssachen und Unterhand-
lungen der mannigfachsten Art mit einem seltenen Vertrauen. Auch
andere fürstliche Personen schätzten ihn ungemein hoch und wählten ihn
zum Begleiter auf Reisen; so bereits 1773 die Landgräfin Karoline von
Hessen-Darmstadt, als sie Petersburg besuchte. Wie viel Werth auf
seine Freundschaft, auf sein Urtheil in litterarischen und wissenschaftlichen
Dingen, so wie in allem, was sich auf Kunst bezog, endlich auch auf
seine schriftstellerischen Arbeiten, namentlich im Fache der Kritik, die
ausgezeichneten Männer in Deutschland zu jener Zeit legten, erhellt aus
den Briefen an ihn von Herder, G. Schlosser, Goethe, Boie, Wieland,
Nicolai, G. Forster, den beiden Jacobi, Claudius, Lavater, Lichtenberg
u. A. Danach erscheint er während einer Reihe von Jahren als einer der
hauptmittelpuncte des geistigen Lebens in Deutschland, zu dem sich alle, die
ach Bildung strebten, in Vertrauen hingezogen fühlten. Bei allem aber,
orauf er selbst im Gebiete der schönen Litteratur, der Wissenschaft und
r Kunst eingieng, und bei allem, was er darin leistete, sei es in eigener
arstellung, sei es in der Kritik, fand Mercks außerordentliche Thätig-
t und rastlose Betriebsamkeit doch noch Zeit, sich mit Angelegenheiten
Industrie eifrig zu beschäftigen und mancherlei darin zu unternehmen.
t 1782 jedoch schien die Beschäftigung mit der Osteologie vorwelt-
r Thiere alle andern Neigungen bei ihm zurückgedrängt zu haben:
machte das Glück seines Lebens aus". Seine letzten Lebensjahre
en sich mehr und mehr; der Tod von fünf Kindern, das Fehlschlagen
trieller Unternehmungen, eine schmerzvolle Krankheit umdüsterten
Gemüth. Eine Reise nach Paris, die er 1790 im Auftrage seines
n machte, schien in jeder Beziehung wohlthätig auf ihn zu wirken;
nach seiner Rückkehr trat die alte Verstimmung wieder ein. Die
gniß, daß die nicht mit der pünctlichsten Ordnung geführten Cas-
häfte ihm schwere Verantwortung zuziehen und ihn in schimpfliche
ung stürzen möchten, nahm ihm vollends den Lebensmuth: so
er sich 1791. Vgl. die von K. Wagner herausgegebenen „Briefe
h. Merck &c." Darmstadt 1835, „Briefe an und von J. H.
Darmst. 1838 und „Briefe aus dem Freundeskreise von Goethe,
Höpfner und Merck." Leipzig 1847. 8., so wie „J. H. Mercks
lte Schriften zur schönen Litteratur und Kunst" (voran geht
Leben und Streben mit seinen Freunden"). Ein Denkmal
von Ad. Stahr. Oldenburg 1840. 8. Vor der ersten Brief-
steht S. XXXIII ff. ein Verzeichniß von Mercks gedruckten
ln, Grundriß. 4. Aufl.

einwirkte. Durch Gotter, mit dem er in Wetzlar zusammen getroffen, wurde er für den Musenalmanach gewonnen und dadurch ein näheres Verhältniß zwischen ihm und den Göttingern vermittelt, das im J. 1775 zu einem persönlichen mit den Stolbergen ward. Auch Klinger näherte sich ihm schon in Frankfurt; Klopstock und Zimmermann waren, als sie dort verweilten, die Gäste seiner Eltern, und mit Lavater und Basedow, die, wie jene beiden, selbst weit verzweigte Verbindungen im litterarischen Deutschland hatten, verkehrte er während ihres Aufenthalts in seiner Vaterstadt und auf nähern und weitern Ausflügen, die ihn auch an den Niederrhein zu den beiden Jacobi führten und Gelegenheit zu dem Herzensbunde gaben den er mit dem jüngern Bruder, Friedrich Heinrich, schloß. Als er gegen Ende des J. 1775 nach Weimar kam, fand er dort bereits, außer einigen minder berühmten Schriftstellern im Fache der schönen Litteratur,[5]) Wieland vor; bald gelang es ihm auch Herder dauernd für diesen Ort zu gewinnen. Allmählig zogen dann Weimar und Jena immer mehr der ausgezeichneten dichterischen und wissenschaftlichen Kräfte Deutschlands an sich und hielten sie entweder für immer oder mindestens auf eine Zeit lang fest.[6]) Auch Schiller ließ sich schon 1787 in Weimar nieder, und zwei Jahre darauf erhielt er eine Anstel-

---

Schriften (wovon Stahr einen Theil hat wieder abdrucken lassen) und S. XL ff. eine Auswahl seiner Fabeln und Erzählungen. Die beiden zur Werther-Litteratur gehörigen Stücke, „Paetus und Arria, eine Künstlerromanze", und „Lotte bei Werthers Grab, eine Elegie", sind neu gedruckt in Düntzers Studien zu Goethe's Werken S. 249 ff. — 5) Musaeus, Bertuch, v. Knebel, v. Einsiedel, K. S. v. Seckendorf. Vgl. W. Wachsmuth, Weimars Musenhof in den Jahren 1772 bis 1807. Historische Skizze. Berlin 1844. 8. S. 19 ff. — 6) Schon im J. 1776 trafen Lenz und Klinger, jener im Frühjahr, dieser im Sommer, zu Weimar ein und verweilten daselbst eine Reihe von Monaten. Mehr davon anderwärts.

lung in Jena. Als er und Goethe, die sich so lange eher vermieden als aufgesucht hatten, endlich um die Mitte der Neunziger in persönliche Beziehungen kamen, die bald so innig wurden, daß beide fortan im schönsten und fruchtbarsten Dichterbündniß Hand in Hand giengen, zu derselben Zeit auch Wieland, Herder und viele Schriftsteller niedern Ranges in Weimar lebten, [7]) an der Universität zu Jena fast in allen wissenschaftlichen Fächern die vorzüglichsten Männer lehrten, [8])

7) Außer den in der 5. Anmerk. genannten, J. J. Ch. Bode (seit Anfang 1779), Vulpius (in Weimar geboren und 1790 dahin auf die Dauer zurückkehrend), Boettiger (seit 1791), H. Meyer (seit 1792), Falk (seit 1798), Jean Paul (wohnte in Weimar von 1798—1800 und stand besonders in nahem Verhältniß zu Herder), v. Kotzebue (in Weimar geboren und erzogen, lebte dort wieder um 1801 und 2), Fernow (seit 1804, nachdem er zuvor schon einige Zeit in Jena angestellt gewesen). Von den Schriftstellerinnen, die in den Neunzigern des 18. und in den ersten Jahren des 19. Jahrh. zu Weimar lebten, mögen hier nur Frau Caroline v. Wolzogen, Schillers Schwägerin, und Fräul. Amalie v. Imhof, später Frau v. Helvig, genannt werden. Vgl. Wachsmuth a. a. O. S. 145 ff. — 8) „Schon im Anfang der achtziger Jahre hatte mit Griesbach (seit 1775), J. G. Eichhorn (seit 1775), Loder (seit 1778), Schütz (seit 1779) ꝛc. sich frische Kräftigkeit wissenschaftlichen Strebens zu Jena gezeigt; die Pflege der Universität wurde ein Lieblingsgegenstand der Sorgen des Herzogs." Durch die Gründung der „Allgemeinen Litteraturzeitung" (vgl. §. 243, Anm. 4) wurde in Jena ein Centralorgan für die gelehrte wissenschaftliche Kritik geschaffen, das in der Ausbildung, die es in den Neunzigern erhielt, unbestritten das bedeutendste und vornehmste in ganz Deutschland war. Die Litteraturzeitung, gewissermaßen auf die kritische Philosophie gegründet (vgl. Schlosser 4, S. 102 f.), wurde, wie bereits oben bemerkt ist, das in weitern Kreisen wirkende Hauptorgan derselben. Seit 1787 ward die Universität zu Jena der Hauptsitz der neuen Philosophie selbst; denn in dem genannten Jahre kam Reinhold dahin, 1794, wo jener nach Kiel gieng, Fichte, 1798 Schelling und 1801 Hegel. In andern Fächern lehrten von ausgezeichneten Männern Batsch (seit 1787), G. Hufeland (der Jurist, seit 1788), Paulus und Schiller (seit 1789), Ch. W. Hufeland (der Mediciner) und Niethammer (beide seit 1793), K. L. Woltmann

und eben da auch die von Aug. Wilh. Schlegel, seinem Bruder Friedrich und deren Freunden gestiftete neue Dichterschule der Romantiker ihren Anfang nahm: [9]) konnten etwa ein Jahrzehent hindurch Weimar und Jena im vollsten Sinne für die Hauptstädte der deutschen Geistesbildung und Litteratur gelten. [10]) —

§. 260.

Die neuere deutsche Litteratur hatte sich bis in den Anfang des achtzehnten Jahrhunderts nicht aus der Gesammtheit und Fülle des heimischen Volkslebens, wie es sich noch im Beginn des siebzehnten zeigte, naturwüchsig entwickelt; sie war in den allermeisten ihrer Gattungen und Arten ein bloß künstliches

---

(seit 1794), A. W. Schlegel (seit 1796), Eichstädt (seit 1797), Feuerbach (seit 1800), Thibaut (seit 1802), Anderer nicht zu gedenken. — 9) A. W. Schlegel blieb in Jena bis ins Jahr 1801, Fr. Schlegel lebte dort als Privatdocent in den Jahren 1800—1802, Tieck hielt sich zu verschiedenen Zeiten in Jena und Weimar zwischen 1799 und 1801 auf; auch Novalis war um 1799 öfter, wiewohl nur besuchsweise, an dem erstern Ort, und Brentano privatisierte dort nach Vollendung seiner Studien noch einige Zeit. Auch noch andere mehr oder minder berühmt gewordene Schriftsteller wählten damals auf eine Zeit lang oder auch für die Dauer Jena zum Wohnsitz: so W. v. Humboldt, um seinem Freunde Schiller nahe zu sein, vom Frühjahr 1794 (so ist die in der Vorerinnerung zu dem Briefwechsel zwischen Schiller und Humboldt S. 5 und 7 angegebene Jahreszahl nach Schillers Briefw. mit Körner 3, S. 171 zu verbessern) bis in den Anfang von 1795, und dann nochmals den Winter von 1796 zu 97, in welchen Jahren auch Al. v. Humboldt zu verschiedenen Malen in Jena und Weimar verweilte; Hölderlin (um 1795 f.), Gries, der sich um 1800 für immer in Jena niederließ, J. H. Voß, der dort von 1802—1805 wohnte (vgl. §. 256, S. 955 unten), und v. Sonnenberg (1804 f.). Vgl. zu dieser und den vier voraufgehenden Anmerkungen Gervinus 5, S. 571 ff. — 10) Auch der deutsche Journalismus, sowohl der auf strenge Wissenschaft bezügliche, wie der belletristische, hatte damals, „wenn auch nicht seinen Sitz, doch seine Hauptquelle in Weimar und Jena". Vgl. Schlosser 7, 1, S. 5 f.

Erzeugniß des Gelehrtenstandes, eine Litteratur der Studierstube, wozu eine der Fremde entlehnte Kunstlehre die Anleitung gegeben hatte, und worin sich fast alles, das Besondere wie das Allgemeine, der Gehalt wie die Formen, aus absichtlicher Nachahmung ausländischer Vorbilder herschrieb. Sie stand demnach von vorn herein dem allergrößten Theil des Volks als etwas von außen her Eingeführtes gegenüber, das sich ihm unverständlich erwies und ihm fremd blieb, woran er sich weder erfreuen noch erheben konnte, was also für ihn so gut wie gar nicht da war. Dazu kam, daß die traurigen Geschicke, die Deutschland während der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts trafen, und unter denen die nicht bevorrechteten Stände ganz besonders litten, das Volk in sittliche Rohheit gestürzt und es für geistige Interessen abgestumpft hatten; die Anstalten zu seiner Bildung, wo sie vorhanden waren, hatten noch zu mangelhafte Einrichtungen, um es, als die schlimmsten Zeiten vorübergegangen, wieder sittlich zu heben, in ihm das Bedürfniß nach geistigen Genüssen zu wecken. Die obersten Classen, die Fürsten, der Adel und die weltmännisch gebildeten Bürgerlichen, waren ganz in französischem Wesen aufgegangen und von der vermeintlichen Vortrefflichkeit der französischen Litteratur so eingenommen, daß sie für die deutsche kein lebhaftes Interesse haben konnten, ja daß ihr die Meisten verächtlich den Rücken kehrten. Die eigentlichen Gelehrten aber an den Universitäten, den Schulen und im Beamtenstande hiengen in der Regel mit pedantischer Zähigkeit der lateinischen Schul- und Fachbildung an; nur selten wurde unter ihnen einiger Sinn für eine populäre Bildung und für andere als lateinisch abgefaßte Schriften angetroffen; ihre Poeten fanden sie allein im classischen Alterthum. Als daher die deutsche Litteratur eine Wendung zum Bessern zu nehmen begann, die

Schriftsteller nicht mehr bloß zu eigenem und zu fremdem Zeitvertreibe oder zu sachlicher Belehrung und zu geistlicher Erbauung Anderer schreiben wollten, in ihnen das Streben nach einem edlen Gehalt und nach reinen Darstellungsformen für ihre Werke reger ward, fehlte ihnen eigentlich ein größeres, für das Bessere empfängliches Publicum; sie mußten sich ein solches erst so zu sagen erziehen und, in demselben Maaße wie sie selbst höhere Stufen erstiegen, dasselbe zu sich emporzuheben suchen. Dazu bot sich ihnen zunächst nur noch der gebildetere Mittelstand dar, dem sie zum allergrößten Theil auch selbst durch Geburt und äußere Verhältnisse angehörten. Eine gewisse, wenn auch noch so beschränkte und verschrobene litterarische Cultur war ihm, wenigstens in den protestantischen Ländern, immer eigen geblieben, theils in Folge der unmittelbaren und mittelbaren Einflüsse, welche auf ihn von den Universitäten und gelehrten Schulen ausgiengen, theils durch das Interesse, das gerade er noch am meisten an der zeitherigen schönen Litteratur in der Muttersprache genommen hatte. Dabei hatten sich in ihm auch noch viel mehr als weiter nach oben hin die deutsche Sinnesart und Sitte erhalten. Bei der Gesunkenheit des deutschen Lebens war es aber überhaupt kaum möglich, die Heranbildung eines Publicums zur Empfänglichkeit für eine aus tausenderlei Irrsalen sich herausringende Litteratur irgend anderswo glücklich anzuknüpfen, als an das, worin das damalige Allgemeinleben sich noch allein einen höhern Gehalt gewahrt, was dasselbe zeither hauptsächlich vor völliger Entartung geschützt hatte, an den religiös-sittlichen Sinn des deutschen Volks, wie er eben in den mittlern Ständen sich noch am lebendigsten zeigte. Und so hielt sich denn auch im Zeitalter ihrer beginnenden Reform die darstellende Litteratur, nicht sowohl absichtlich als unwillkürlich dahin gezogen, vor-

vorzugsweise in dem Gebiet der Religion und der allgemeinen und besondern Sittenlehre, und da sie glücklicherweise gleich mit der ästhetischen Kritik einen Bund eingegangen war, so gelangte sie von hieraus allmählig auf höhere und freiere Standpuncte, von wo sie nun selbst das ganze Geistesleben bei uns zu reformieren und ihm einen neuen und reichen Gehalt einzusenken vermochte. Bevor sie jedoch dieses Letztere mit einigem Erfolge thun, bevor sie namentlich auch auf die nicht gelehrt gebildeten Classen des Mittelstandes in weitern Kreisen wirken konnte, mußte dieser höchst bedeutende Theil des Publicums erst überhaupt noch mehr in die geistige Welt eingeführt werden, in welcher die Schriftsteller lebten, aus der ihre Werke gleichsam hervorwuchsen, und zu der diese daher in dem allerinnigsten Bezuge rücksichtlich der in ihnen niedergelegten geistigen Anschauungen und Begriffe, der für sie gewählten Formen, der ganzen Art ihrer innern und äußern Behandlung und sehr oft auch durch ihre Stoffe standen. Diese Welt war, wie gesagt, von Anfang an und blieb noch lange Zeit eine wesentlich fremde: es war eben die Litteratur des Auslandes, die Litteratur der Alten, der Romanen, der Engländer und des Nordens. Die Heranbildung eines größern Publicums für die reformierenden Schriftsteller durch Anknüpfen an das religiös-sittliche Element im Volksleben und dessen Pflege durch litterarische Mittel, die in weitern Kreisen auf den Mittelstand zu wirken vermochten, geschah nun zuvörderst durch die mit dem J. 1713 beginnenden moralischen Wochenschriften,[a]) woraus

a) Der Anstoß dazu kam von England. Dort hatte Steele sein erstes Blatt, the Tatler, schon 1709 gegründet; als sich ihm Addison anschloß, änderten beide den Titel der Zeitschrift, die nun seit dem 1. März 1711 täglich als the Spectator erschien. Bald wurde dieser in Deutschland bekannt, sowohl im Original wie in einer (verstümmelten) franzö-

sich dann mit der Zeit die ganze kritische, belletristische und

---

lischen Uebersetzung; ein Theil von dieser (die drei ersten Bände) wurde bereits 1719, das Original selbst erst 1739 ff. in 8 Theilen (wozu 1744 als Anhang noch ein neunter kam) verdeutscht; vgl. §. 252, Anm. a. Unterdessen waren aber schon zahlreiche Nachahmungen in Deutschland entstanden, die beiden ersten, „der Vernünftler" (1713) und „die lustige Fama" (1718) in Hamburg, welches auch später nächst Leipzig die meisten derartigen Blätter geliefert hat. Denn von den „in deutscher Sprache herausgekommenen sittlichen Wochenschriften," die ein Nürnberger Schulmann, Namens Beck, in Gottscheds Neuestem aus d. anmuth. Gelehrs. 11, S. 829 ff. nach den Jahren (von 1713—1761) verzeichnet hat, und die sich, die bloßen Uebersetzungen mit gerechnet, auf nicht weniger als 182 belaufen, kommt auf jene beiden Städte über ein Drittel; die übrigen sind zum allergrößten Theil im nördlichen und mittlern Deutschland erschienen, und von den verhältnißmäßig wenigen, die der Süden aufzuweisen hat, verdanken fast alle rein protestantischen Städten in Franken und in der Schweiz ihren Ursprung. — In mancherlei Einkleidungen giengen diese Blätter allerdings vorzugsweise auf Sittenbesserung und Sittenschilderung aus, auf Klugheitslehre und auf Mittheilung von Erfahrungen aus dem Leben der bürgerlichen Gesellschaft und aus den häuslichen Zuständen der Zeit; dabei aber verbreiteten sie unter dem nicht gelehrten Publicum mancherlei Kenntnisse, zu denen es auf diesem Wege weit bequemer und wohlfeiler kam als durch eigentliche Bücher, und was nicht minder wichtig war, sie gewöhnten ihre Leser überhaupt zum Nachdenken über die verschiedenartigsten Gegenstände des Lebens. In mehreren hatten es die Verfasser auch noch auf die Veredelung des Geschmacks in der Lesewelt, auf Sprachverbesserung und auf Ausbildung der prosaischen Schreibart abgesehen. Eine oder die andere gerade dieser Absichten, oder auch alle zugleich verfolgten gleich einige der ältesten, namentlich die „Discurse der Mahler" (vgl. §. 250), „der Patriot," in den Jahren 1724—26 zu Hamburg herausgegeben (vgl. dessen letztes Stück, vom 28. Dec. 1726) und Gottscheds beide Wochenschriften (vgl. §. 252 zu Anfang). Was Lessing in der Vorrede zu den „Beiträgen zur Historie und Aufnahme des Theaters," die ihm Danzel I, S. 178 f. gewiß mit Recht zugesprochen hat, über die Absicht und den Erfolg „unterschiedener Monatsschriften" urtheilt, das findet auch, wenn dabei nur die Verschiedenheit der Zeiten berücksichtigt wird, Anwendung auf die ihnen voraufgegangenen bessern Wochenschriften, so viel an diesen noch immer ausgesetzt werden mag. „Man bemühe sich nur," sagt er, „den guten Geschmack allgemein zu machen. Dieses ist eine Zeit lang die Absicht unterschiedener Monatsschriften ge-

populär-wissenschaftliche Journalistik entwickelte; [b]) den Einblick in die fremden Litteraturen ermöglichten den nicht gelehrt Gebildeten die Uebersetzungen, welche ihnen allmählig alle Schriftwerke des Alterthums wie des neuern Auslandes nahe brachten, die nur irgend einen Einfluß auf die Gestaltung unsers Litteraturlebens in diesem Zeitraum hatten. [c])

---

wesen. Weil eben nicht lauter Meisterstücke dazu nöthig sind, so hat jede ihren Nutzen gehabt. Wir wollen damit nicht die Rangordnung unter ihnen aufheben, noch Sachwalter aller unglücklichen und verwegenen Schriftsteller dieser Art werden; wir sagen nur, daß sie zu jetzigen Zeiten alle auf gewisse Weise und nach gewissen Stufen was Gutes gestiftet haben. Diese Zeiten sind größtentheils Zeiten der Kindheit unsers Geschmacks gewesen. Kindern gehöret Milch und nicht starke Speise. Von Weisen zu Hallern wäre ein allzugroßer Sprung gewesen, und diese schnelle Veränderung hätte vielleicht dem guten Geschmack eben so gefährlich sein können, als es einem Kinde sein würde, welches man nach der Milch gleich zu starken Weinen gewöhnen wollte. Waren nicht also auch diejenigen nöthig, die eben so weit unter den Einen als über den Andern waren? Wenigstens für die Menge, die sich nur stufenweise zu bessern fähig ist. Auf diese Art haben sie die Liebhaber vermehrt und manchen Kopf ermuntert, der vielleicht durch lauter Meisterstücke wäre abgeschreckt worden" (bei Danzel I, S. 532). Als die Zeit der moralischen Wochenschriften vorüber war, und Cramer dennoch mit seinem „Nordischen Aufseher" (vgl. §. 258, S. 973 die Anmerk.) anspruchsvoll genug hervortrat, ward dieses Unternehmen in den Litteraturbriefen (Br. 48—51; 102—112) von Lessing scharf, aber gerecht abgefertigt (vgl. Danzel I, S. 394 ff.). Seitdem kam kein Blatt dieser Art mehr zu einer litterarischen Bedeutung. — b) Daß schon in den Discursen der Mahler die ästhetische Kritik sich Bahn zu brechen anfieng, ist §. 250, S. 897 f. angedeutet worden; weiter führten dann Gottscheds verschiedene Zeitschriften und bereiteten das lesende Publicum auf die eigentlich kritischen Blätter vor, von denen oben die wichtigsten aufgeführt worden sind. Den Uebergang von den moralischen Wochenschriften zu der sich freier und selbständiger entwickelnden schönen Litteratur vermittelten dem Publicum zunächst Schwabe's Belustigungen des Verstandes und Witzes und wirksamer die Bremer Beiträge (vgl. §. 252), während zu derselben Zeit der Streit zwischen den Schweizern und den Leipzigern ein allgemeines Interesse an litterarischen Dingen überhaupt weckte. — c) Was davon hier besonders hervorzuheben wäre, bleibt zur Vermeidung von Wiederholungen für die folgenden Abschnitte aufgespart.

§. 261.

Hätte unsre schöne Litteratur sich auch fernerhin so langsam entwickelt, wie in den drei und zwanzig Jahren, die zwischen Bodmers und Breitingers erstem Auftreten und der Gründung der Bremer Beiträge liegen, und wäre dabei auf eben so zweckdienliche und zeitgemäße Weise, wie damals durch Wochenschriften und Uebersetzungen, die günstige Aufnahme und das gehörige Verständniß des Bessern, das im Gebiete schriftlicher Darstellung an die Stelle des Schlechten trat, in weitern Kreisen vorbereitet worden: so würden wir im achtzehnten Jahrhundert außer Gellert und Rabener wahrscheinlich noch mehr Schriftsteller erhalten haben, die unter den vorzüglichsten *ihres* Zeitalters und zugleich als die damals beliebtesten und populärsten genannt werden könnten. 1) Allein die Litteratur wurde

---

1) „Für ganz Deutschland ist es ohne Widerrede *Gellert*, dessen Fabeln wirklich dem Geschmacke *der ganzen Nation* eine neue Hülfe gegeben haben. Ich untersuche jetzt nicht, ob es nöthig sei, daß die ganze Nation einen andern Geschmack kriege, als sie vor siebzig oder achtzig Jahren gehabt hat; aber wenn es nöthig ist, so haben Gellerts Fabeln den ersten Grund gelegt. Sie haben sich nach und nach in Häuser, wo sonst nie gelesen wird, eingeschlichen. Fragt die erste beste Landpredigerstochter nach Gellerts Fabeln? die kennt sie — nach den Werken anderer unsrer berühmten Dichter? kein Wort. Dadurch ist das Gute in der Dichtkunst in Exempeln, und nicht in Regeln, bekannt und das Schlechte verächtlich gemacht worden. *Denn der Geist und Geschmack einer Nation sind nicht unter ihren Gelehrten und Leuten von vornehmer Erziehung zu suchen.* Diese beiden Geschlechter gehören gleichsam keinem Lande eigen. *Aber unter dem Theil der Nation liegen sie, der von fremden Sitten und Gebräuchen und Kenntnissen noch nichts zur Nachahmung sich bekannt gemacht hat.*" Mit dieser Stelle aus Abbts Schrift vom Verdienste (Werke 4. Aufl. 1, S. 271 f.), die auch Herder für „richtig genug" hielt, um sie in den Fragmenten zur d. Litt. (Werke z. sch. Litt. und Kunst 2, S. 70 f.) fast ganz abzuschreiben, vgl. man Schlosser 1, S. 640 f. und Gervinus 4, S. 95 f. Wenn dieser es aber bedauert, daß Gellert nicht höhere und kräftigere

nittel besessen habe, weil er dann noch viel erfolgreicher auf seine
wirkt haben würde, wie er es wirklich gethan hat: so glaube ich,
sem Bedauern eine nicht ganz richtige Voraussetzung zum Grunde
Mir wenigstens scheint es, als habe Gellert gerade deshalb, weil
so und nicht anders organisiert war, und nur allein durch die
über die er gebieten konnte, den großen Einfluß auf seine Zeit=
n, wie sie nun einmal waren, gewonnen. Und Aehnliches dürfte
ür Rabener gelten, der dadurch, daß er in seiner Satire durch=
n den Mittelstand und die kleinern Verirrungen der Gesellschaft
ge faßte, für die Sitten= und Geistesbildung in Deutschland un=
er wohl mehr geleistet hat, als wenn er sie gegen die höheren
und die großen Schäden in dem Körper der Nation, so weit er
hon zu erkennen vermochte, gerichtet hätte. Die Verfasser der
über den Werth einiger deutscher Dichter rc. (vgl. §. 241, S. 853
stellten (1, S. 295 ff.) im J. 1771 Rabeners Verdienste um
besserung und die Geschmacksbildung der Deutschen denen von
gegenüber und erhoben in dieser Beziehung jenen eben so sehr,
diesen, gegen den eigentlich der ganze erste Theil der Briefe
ist, herabsetzten. Sie thaten damit dem Einen zu viel Ehre
ihn des Andern an. Goethe führte schon im nächsten Jahre (in
ankfurter gel. Anz. Werke 33, S. 10 ff.) ihre Ausstellungen an
auf das rechte Maaß zurück; in spätern Jahren hat er auch sehr
die Stelle bezeichnet, die Rabenern unter den Schriftstellern seiner
bührt (Werke 25, S. 74 ff.). — 2) Lessing sah, wie in allen
vaterländische Litteratur bezüglichen Dingen, so auch hierin klar
als alle übrigen Schriftsteller seiner Zeit. Mit einem sichern
fand er z. B. als Reformator der deutschen Bühne für das höhere
den einzigen Boden heraus, auf dem es bei uns zunächst ein
ümliches und zugleich der Stamm für edlere und kunstmäßigere

zwischen einer höhern und edlern Litteratur und einer niedern und rohen, [3]) die, wo sie nicht besondere Lehrzwecke verfolgte, nur einen erschlaffenden, geist- und geschmacklosen Zeitvertreib gewähren konnte und einen gebildeten Sinn anwidern mußte, that sich nach gerade stärker hervor und wurde gegen den Ausgang des Jahrhunderts immer schroffer. Die Mittel, welche eine Zeit lang dazu gedient hatten, ein größeres, für die sich verjüngende Litteratur empfängliches Publicum heranzubilden, reichten, so fern sie noch in Anwendung kamen, mit denen, die sich aus den bereits veralteten entwickelt hatten, zu einer an innerer Gediegenheit zunehmenden, gleichmäßigen Fortbildung keineswegs mehr aus; sie verhinderten sie sogar in einem viel höhern Grade, als in welchem sie sie förderten. Die fortwährend von überall her durch Uebersetzungen eingeführten und in Deutschland nachgeahmten fremden Schriftwerke, die nicht allein viel gelesen wurden, sondern woraus auch die besten deutschen Bühnen zum großen Theil den litterarischen Bedarf zu ihren Vorstellungen bestritten, hätten es schon, selbst wenn von dem Auslande nur das Gute herübergenommen wäre, nicht dazu kommen lassen, daß sich unter der Menge ein fester Geschmack und ein einigermaßen sicheres, wenn auch auf bloßer Ueberlieferung beruhendes Urtheil über den Werth oder den Unwerth der heimischen Schriftsteller bil-

---

und damit der prosaischen Dichtung oder dem dialogisierten Roman der Kotzebue, Jünger, Iffland u. A. den Eingang ins Publicum öffnete, so sind wir allerdings betroffen; allein bei genauer Betrachtung erkennen wir doch, daß der große Mann weiter sah, als wir würden gesehen haben. Sein Patriotismus und seine Bekanntschaft mit dem eigentlichen zum Unterschiede von den höchsten Classen sogenannten Volk leitete den besonnenen Kenner; er sah, daß hoher poetisch philosophischer Flug griechisch tragischer Chöre, Heldensinn großer Seelen seiner derben, ökonomischen, im prosaischen Leben befangenen, und doch wieder schwermüthigen und empfindsamen Nation noch nicht zuzumuthen sei." — 3) Vgl. §. 244.

dete. Nun aber wurde auch alles Mittelmäßige und Schlechte, das die Fremde erzeugt hatte, um so schneller und rücksichtsloser verdeutscht, nachgeahmt und nach allen Seiten hin verbreitet, je größer mit der Zeit das lesende Publicum wurde, je mehr sein Heißhunger nach dem nur Neuen wuchs, und je gewöhnlicher und lieber es sich durch eben dieses auch in die Theater ziehen ließ. [4]) Die Kritik gieng ähnliche Wege, wie die darstellende Litteratur: auf dem einen gründlich und unparteilich die Wahrheit suchend, weckte sie die Geister, räumte sie Irrthümer weg, schärfte sie den Blick für das wahrhaft Schöne, und förderte sie Kunst und Wissenschaft; auf dem andern schmiegte sie sich den beschränkten Einsichten, den schwankenden Neigungen und dem wechselnden Geschmack der Menge an und leitete sie dadurch, daß sie, bald aus Unverstand bald aus Parteisucht, das Gute und Vortreffliche herabzog, beschmitzte

4) Mit dem Angriff auf das viele Uebersetzen und die fabrikmäßige Art, womit es oft von Leuten betrieben wurde, die aus Mangel an Sprachkenntnissen der Sache gar nicht gewachsen waren, beginnt Lessing in den Litteraturbriefen seinen kritischen Feldzug. „Wenigstens ist die Gelehrsamkeit," schreibt er, „als ein Gewerbe, unter uns in noch ganz leidlichem Gange. Die Meßverzeichnisse sind nicht viel kleiner geworden; und unsere Uebersetzer arbeiten noch frisch von der Faust weg. Was haben sie nicht schon alles übersetzt, und was werden sie nicht noch übersetzen! — Selten verstehen sie die Sprache; sie wollen sie erst verstehen lernen; sie übersetzen, sich zu üben, und sind klug genug, sich ihre Uebungen bezahlen zu lassen. Am wenigsten aber sind sie vermögend, ihrem Originale nachzudenken" (Br. 2—4). Im 139. Briefe schreibt Mendelssohn: „Muß man sich nicht wundern über den elenden Geschmack des lesenden Theils in Deutschland? Naß von der Presse hätten wir jeden Bogen aus England kommen lassen und übersetzt, wenn Dr. Brown einen Roman oder ein Leben der Pompadour geschrieben hätte; aber mit seinem philosophischen Werke (von den englischen Sitten) hat es Weile." Ueber die Art, wie man um 1770 übersetzte, wie Buchhändler und Uebersetzer dabei verfuhren, und welcher abscheuliche Mißbrauch damit getrieben wurde, vgl. Nicolai's Sebaldus Nothanker (3. Aufl.) 1, S. 98 ff. Seitdem nahm dieser Unfug mehr zu als ab. —

zwischen einer höhern und edlern Litteratur und einer niedern und rohen, [3]) die, wo sie nicht besondere Lehrzwecke verfolgte, nur einen erschlaffenden, geist- und geschmacklosen Zeitvertreib gewähren konnte und einen gebildeten Sinn anwidern mußte, that sich nach gerade stärker hervor und wurde gegen den Ausgang des Jahrhunderts immer schroffer. Die Mittel, welche eine Zeit lang dazu gedient hatten, ein größeres, für die sich verjüngende Litteratur empfängliches Publicum heranzubilden, reichten, so fern sie noch in Anwendung kamen, mit denen, die sich aus den bereits veralteten entwickelt hatten, zu einer an innerer Gediegenheit zunehmenden, gleichmäßigen Fortbildung keineswegs mehr aus; sie verhinderten sie sogar in einem viel höhern Grade, als in welchem sie sie förderten. Die fortwährend von überall her durch Uebersetzungen eingeführten und in Deutschland nachgeahmten fremden Schriftwerke, die nicht allein viel gelesen wurden, sondern woraus auch die besten deutschen Bühnen zum großen Theil den litterarischen Bedarf zu ihren Vorstellungen bestritten, hätten es schon, selbst wenn von dem Auslande nur das Gute herübergenommen wäre, nicht dazu kommen lassen, daß sich unter der Menge ein fester Geschmack und ein einigermaßen sicheres, wenn auch auf bloßer Ueberlieferung beruhendes Urtheil über den Werth oder den Unwerth der heimischen Schriftsteller bil-

und damit der prosaischen Dichtung oder dem dialogisierten Roman der Kotzebue, Jünger, Iffland u. A. den Eingang ins Publicum öffnete, so sind wir allerdings betroffen; allein bei genauer Betrachtung erkennen wir doch, daß der große Mann weiter sah, als wir würden gesehen haben. Sein Patriotismus und seine Bekanntschaft mit dem eigentlichen zum Unterschiede von den höchsten Classen sogenannten Volk leitete den besonnenen Kenner; er sah, daß hoher poetisch philosophischer Flug griechisch tragischer Chöre, Heldensinn großer Seelen seiner derben, ökonomischen, im prosaischen Leben befangenen, und doch wieder schwermüthigen und empfindsamen Nation noch nicht zuzumuthen sei." — 3) Vgl. §. 244.

auch die ausgezeichneten Männer der folgenden Jahrzehnte in zu raschem und zu kühnem Fluge emporgehoben; das lesende Publicum in seiner großen Mehrheit vermochte ihnen nicht eben so schnell mit seinem Auffassungsvermögen und seinem Verständniß zu folgen. [2]) Jener bereits oben berührte Gegensatz

Kunstmittel besessen habe, weil er dann noch viel erfolgreicher auf seine Zeit gewirkt haben würde, wie er es wirklich gethan hat: so glaube ich, daß diesem Bedauern eine nicht ganz richtige Voraussetzung zum Grunde liegt. Mir wenigstens scheint es, als habe Gellert gerade deshalb, weil sein Geist so und nicht anders organisiert war, und nur allein durch die Mittel, über die er gebieten konnte, den großen Einfluß auf seine Zeitgenossen, wie sie nun einmal waren, gewonnen. Und Aehnliches dürfte auch von Rabener gelten, der dadurch, daß er in seiner Satire durchaus nur den Mittelstand und die kleinern Verirrungen der Gesellschaft ins Auge faßte, für die Sitten- und Geistesbildung in Deutschland unmittelbar wohl mehr geleistet hat, als wenn er sie gegen die höheren Stände und die großen Schäden in dem Körper der Nation, so weit er diese schon zu erkennen vermochte, gerichtet hätte. Die Verfasser der Briefe über den Werth einiger deutscher Dichter rc. (vgl. §. 241, S. 853 unten) stellten (1, S. 295 ff.) im J. 1771 Rabeners Verdienste um die Sittenbesserung und die Geschmacksbildung der Deutschen denen von Gellert gegenüber und erhoben in dieser Beziehung jenen eben so sehr, wie sie diesen, gegen den eigentlich der ganze erste Theil der Briefe gerichtet ist, herabsetzten. Sie thaten damit dem Einen zu viel Ehre auf Kosten des Andern an. Goethe führte schon im nächsten Jahre (in den Frankfurter gel. Anz. Werke 33, S. 10 ff.) ihre Ausstellungen an Gellert auf das rechte Maaß zurück; in spätern Jahren hat er auch sehr schön die Stelle bezeichnet, die Rabenern unter den Schriftstellern seiner Zeit gebührt (Werke 25, S. 74 ff.). — 2) Lessing sah, wie in allen auf die vaterländische Litteratur bezüglichen Dingen, so auch hierin klar und weiter als alle übrigen Schriftsteller seiner Zeit. Mit einem sichern Blick fand er z. B. als Reformator der deutschen Bühne für das höhere Drama den einzigen Boden heraus, auf dem es bei uns zunächst ein volksthümliches und zugleich der Stamm für edlere und kunstmäßigere Zweige zu werden versprach, wären die Arten desselben, die er aufbrachte, von seinen Nachfolgern nur mit der ihm eigenen Sorgfalt und Einsicht gepflegt worden. Vgl. hierzu Danzel, Lessing 1, S. 289—314; 472—481. „Wenn Lessing," sagt Schlosser (2, S. 663 f.), „Diderots langweiligen Hausvater (in der hamburgischen Dramaturgie) empfahl

zwischen einer höhern und edlern Litteratur und einer niedern und rohen,[3]) die, wo sie nicht besondere Lehrzwecke verfolgte, nur einen erschlaffenden, geist- und geschmacklosen Zeitvertreib gewähren konnte und einen gebildeten Sinn anwidern mußte, that sich nach gerade stärker hervor und wurde gegen den Ausgang des Jahrhunderts immer schroffer. Die Mittel, welche eine Zeit lang dazu gedient hatten, ein größeres, für die sich verjüngende Litteratur empfängliches Publicum heranzubilden, reichten, so fern sie noch in Anwendung kamen, mit denen, die sich aus den bereits veralteten entwickelt hatten, zu einer an innerer Gediegenheit zunehmenden, gleichmäßigen Fortbildung keineswegs mehr aus; sie verhinderten sie sogar in einem viel höhern Grade, als in welchem sie sie förderten. Die fortwährend von überall her durch Uebersetzungen eingeführten und in Deutschland nachgeahmten fremden Schriftwerke, die nicht allein viel gelesen wurden, sondern woraus auch die besten deutschen Bühnen zum großen Theil den litterarischen Bedarf zu ihren Vorstellungen bestritten, hätten es schon, selbst wenn von dem Auslande nur das Gute herübergenommen wäre, nicht dazu kommen lassen, daß sich unter der Menge ein fester Geschmack und ein einigermaßen sicheres, wenn auch auf bloßer Ueberlieferung beruhendes Urtheil über den Werth oder den Unwerth der heimischen Schriftsteller bil-

---

und damit der prosaischen Dichtung oder dem dialogisierten Roman der Kotzebue, Jünger, Iffland u. A. den Eingang ins Publicum öffnete, so sind wir allerdings betroffen; allein bei genauer Betrachtung erkennen wir doch, daß der große Mann weiter sah, als wir würden gesehen haben. Sein Patriotismus und seine Bekanntschaft mit dem eigentlichen zum Unterschiede von den höchsten Classen sogenannten Volk leitete den besonnenen Kenner; er sah, daß hoher poetisch philosophischer Flug griechisch tragischer Chöre, Heldensinn großer Seelen seiner derben, ökonomischen, im prosaischen Leben befangenen, und doch wieder schwermüthigen und empfindsamen Nation noch nicht zuzumuthen sei." — 3) Vgl. §. 244.

dete. Nun aber wurde auch alles Mittelmäßige und Schlechte, das die Fremde erzeugt hatte, um so schneller und rücksichtsloser verdeutscht, nachgeahmt und nach allen Seiten hin verbreitet, je größer mit der Zeit das lesende Publicum wurde, je mehr sein Heißhunger nach dem nur Neuen wuchs, und je gewöhnlicher und lieber es sich durch eben dieses auch in die Theater ziehen ließ. [4]) Die Kritik gieng ähnliche Wege, wie die darstellende Litteratur: auf dem einen gründlich und unparteilich die Wahrheit suchend, weckte sie die Geister, räumte sie Irrthümer weg, schärfte sie den Blick für das wahrhaft Schöne, und förderte sie Kunst und Wissenschaft; auf dem andern schmiegte sie sich den beschränkten Einsichten, den schwankenden Neigungen und dem wechselnden Geschmack der Menge an und leitete sie dadurch, daß sie, bald aus Unverstand bald aus Parteisucht, das Gute und Vortreffliche herabzog, beschmitzte

---

4) Mit dem Angriff auf das viele Uebersetzen und die fabrikmäßige Art, womit es oft von Leuten betrieben wurde, die aus Mangel an Sprachkenntnissen der Sache gar nicht gewachsen waren, beginnt Lessing in den Litteraturbriefen seinen kritischen Feldzug. „Wenigstens ist die Gelehrsamkeit," schreibt er, „als ein Gewerbe, unter uns in noch ganz leidlichem Gange. Die Meßverzeichnisse sind nicht viel kleiner geworden; und unsere Uebersetzer arbeiten noch frisch von der Faust weg. Was haben sie nicht schon alles übersetzt, und was werden sie nicht noch übersetzen! — Selten verstehen sie die Sprache; sie wollen sie erst verstehen lernen; sie übersetzen, sich zu üben, und sind klug genug, sich ihre Uebungen bezahlen zu lassen. Am wenigsten aber sind sie vermögend, ihrem Originale nachzudenken" (Br. 2—4). Im 139. Briefe schreibt Mendelssohn: „Muß man sich nicht wundern über den elenden Geschmack des lesenden Theils in Deutschland? Naß von der Presse hätten wir jeden Bogen aus England kommen lassen und übersetzt, wenn Dr. Brown einen Roman oder ein Leben der Pompadour geschrieben hätte; aber mit seinem philosophischen Werke (von den englischen Sitten) hat es Weile." Ueber die Art, wie man um 1770 übersetzte, wie Buchhändler und Uebersetzer dabei verfuhren, und welcher abscheuliche Mißbrauch damit getrieben wurde, vgl. Nicolai's Sebaldus Nothanker (3. Aufl.) 1, S. 98 ff. Seitdem nahm dieser Unfug mehr zu als ab. —

fikern auch an einigen der ausgezeichnetsten Werke unserer vorzüglichen Dichter und Prosaisten zu bilden. 7) Kein Wunder daher, daß die Klagen der guten und besten Schriftsteller über die Lauheit, den Unverstand und die Geschmacksverwilderung des Publicums nach der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts sich immer mehr häuften und immer bitterer wurden. 8) Sie hatten ein Recht

7) Was Wieland 1773 (im 2. Bande des d. Merkurs S. 232 f.) als eine der vornehmsten Ursachen der Vernachlässigung des Stilistischen in deutschen Schriften hervorhob, war nicht minder daran Schuld, daß selbst unter den gelehrt Gebildeten für eine nur einigermaßen richtige Würdigung der Werke unserer schönen Litteratur so selten ein geweckter und offener Sinn gefunden wurde. Und doch sollte dieß noch viele Jahre ohne wesentliche oder mindestens nicht das Grundübel beseitigende Aenderungen fortdauern. Wieland schrieb nämlich: „Ueberhaupt wird auf dem größten Theil der höhern und niedern Schulen die deutsche Sprache unverantwortlich vernachlässigt, und wir kennen Akademien, wo Lehrer, die dort in Ansehen stehen, unter dem Vorwand, ihre Schüler vor dem unnützlich geschäftigen Müßiggang der sogenannten Belletristen zu verwahren, ihnen eine indiscrete Verachtung gegen alle Studien beibringen, welche die Cultur der Nationalsprache und die Bildung des Geschmacks zum Gegenstande haben. — 8) Wieder bloß beispielsweise einige Belege: Brief Wielands an Riedel aus dem J. 1768, in Grubers Ausg. von Wielands Werken 15, S. 273, und ein anderer an Merck aus dem J. 1777, in den Briefen an und von Merck rc. 1838. S. 94 f.; Lessing an Mendelssohn im J. 1780, sämmtl. Schriften 12, S. 550; G. Forster an F. H. Jacobi im J. 1789, in Forsters Briefw. 1, S. 848 f. (womit ein anderer Brief desselben, 1, S. 270, zu vergleichen ist, aus dem sich ergibt, wie es noch im J. 1781 zu Cassel in Bezug auf Theilnahme an der Litteratur überhaupt stand); Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe 1, S. 145 f.; 270—274; 2, S. 88 f.; 3, S. 333 f.; 5, S. 96 f. (ein besonders starker Erguß von Schillers Galle, der indeß weniger auf das Publicum im Allgemeinen, als auf „das kunsttreibende und kunstliebende" geht, das sich für die Propyläen zu wenig interessierte); 5, S. 101; A. W. Schlegel an Fouqué im J. 1806, in des Erstern Werken 8, S. 148; Knebel an Böttiger im J. 1811, in Knebels litter. Nachlaß rc. 3, S. 68. Mit heiterer Ironie schildert Goethe das deutsche Bühnenpublicum in dem „Vorspiel auf dem Theater" vor seinem Faust. Schiller hatte in seiner 1784 geschriebenen und in das d. Museum eingerückten Ankündigung

zu diesen Klagen, sofern sie bloß den äußern Umfang der Wirkungen ins Auge faßten, die sie zu **ihrer** Zeit durch ihre Schriften hervorbrachten; sie urtheilten aber unbillig, wenn sie die Ursache von der verhältnißmäßig geringen Empfänglichkeit für das Vortrefflichste, das sie dem Publicum zu bieten meinten und oft, wenn auch nicht immer, wirklich boten, in der mangelhaften Bildung derjenigen, welche Bücher zu lesen und den Bühnenvorstellungen beizuwohnen pflegten, allein suchten. Einen Theil der Schuld haben sie darum mit zu tragen, weil die meisten von ihnen das ganze Litteraturwesen zu sehr als etwas behandelten, das außerhalb des wirklichen, gegen-

---

der „rheinischen Thalia" erklärt: „Nunmehr sind alle meine Verbindungen aufgelöst. Das Publicum ist mir jetzt Alles: mein Studium, mein Souverain, mein Vertrauter. Ihm allein gehöre ich ganz an. Vor diesem und keinem andern Tribunal werde ich mich stellen. Dieses nur fürcht' ich und verehr' ich rc. (vgl. Hoffmeister, Schillers Leben Th. 1, S. 251). Im Herbst 1796 dagegen, als der Musenalmanach mit den Xenien ausgegeben war, schrieb er an Körner (Briefw. 3, S. 375): „Von der einen Seite haben wir also an der Schwerfälligkeit und von der andern an der Flachheit einen unüberwindlichen Feind zu erwarten. Ich bekümmere mich auch nicht mehr darum, denn das Publicum in Rücksicht auf mich habe ich aufgegeben;" und zwei Jahre später (Briefw. 4, S. 82 f.): „Ich muß gestehen, daß Ihr, Humboldts, Goethe und meine Frau die einzigen Menschen sind, an die ich mich erinnere, wenn ich dichte, und die mich belohnen können; denn das Publicum, so wie es ist, nimmt einem alle Freude." Da hatte denn freilich Gleim gleich von Anfang an besser dafür gesorgt, allen Unmuth über die Stumpfheit des Publicums von sich fern zu halten. Der kümmerte sich nämlich, wie er an Fr. H. Jacobi berichtete, nie um dasselbe, sondern schrieb **immer** nur für einen Freund: die scherzhaften Lieder für Uz, die Fabeln für Kleist, die Kriegslieder für Lessing, Halladat für Heinse (vgl. Körte, Gleims Leben S. 329 f.). Aber würden wir wohl die Litteratur erhalten haben, deren wir uns rühmen können und uns erfreuen, wenn **alle** unsere Schriftsteller, die nicht bloß für die große Menge um des täglichen Brotes willen schrieben, immer so gedacht hätten, wie Gleim wenigstens immer gedacht haben will und in gewisser Weise auch wirklich immer gedacht haben mag? —

wärtigen Lebens seine Wurzeln und seinen Schwerpunct haben könnte;[9]) den größten aber wird man freilich der Beschaffenheit des nationalen Lebens, in das sie sich gerade versetzt fanden, und den allgemeinen Zuständen in Deutschland seit dem Ausgange des Reformationszeitalters bis in das neunzehnte Jahrhundert herein zuschreiben müssen.[10]) Wer dieß zugibt und jetzt einerseits auf unsere neue Litteratur zurückblickt, andrerseits die Fülle von Bildung und geistiger Kräftigung erwägt, die ungeachtet aller Hindernisse, welche sich den Einflüssen des bessern Theils dieser Litteratur auf das Volk entgegengestellt haben,

9) Wie hätten sonst Werke unserer Meister, sobald sie mit dem wirklichen Leben ihrer Gegenwart innig zusammenhiengen und auf die herrschenden Stimmungen, Bedürfnisse und Zustände der Zeit in einer dem allgemeinen Fassungsvermögen angenäherten Darstellungsform eingiengen, gleich bei ihrem ersten Erscheinen so erstaunliche Wirkungen hervorbringen können? Ich will nur an die Aufnahme erinnern, welche die ersten Gesänge des Messias, Minna von Barnhelm, der Götz, der Werther, die Räuber fanden (aber schon nicht mehr der aus abstract republikanischen Ideen hervorgegangene, „den Manheimern viel zu gelehrte" Fiesko; vgl. Schiller an Reinwald bei Hoffmeister 1, S. 227); an die weite und schnelle Verbreitung des Göttinger Musenalmanachs (vgl. §. 256, Anm. m), so wie nachher des schillerschen, und schreibe zuletzt noch eine Stelle aus einem Briefe Schillers an Goethe (Briefw. 4, S. 213 f.) ab, die mir in dieser Beziehung vorzüglich beachtenswerth scheint: „Was mich aber besonders (von Cotta) zu hören freute, ist die Nachricht, die er mir von der ungeheuern Ausbreitung von Hermann und Dorothea gab. Sie haben sehr Recht gehabt zu erwarten, daß dieser Stoff für das deutsche Publicum besonders glücklich war, denn er entzückte den deutschen Leser auf seinem eigenen Grund und Boden, in dem Kreise seiner Fähigkeit und seines Interesse, und er entzückte ihn doch wirklich, welches zeigt, daß nicht der Stoff, sondern die dichterische Belebung gewirkt hat." Vgl. auch Klingers sämmtl. Werke (Ausg. von 1842) 11, S. 6 f. und für eine frühere Zeit die §. 241, Anm. 1 angeführten Stellen, so wie Manso in den Nachträgen zu Sulzer 8, S. 290 f. — 10) Ein beachtenswerthes Wort Goethe's, das diesen Punct berührt, hat uns Eckermann überliefert; Gespräche mit Goethe ꝛc. 3, S. 37.

dennoch in dasselbe eingedrungen ist: der wird in dankbarem Erstaunen die Männer segnen, die unter so ungünstigen Verhältnissen die Eine erschaffen und in ihr das vornehmste Mittel zur Erlangung der Andern der Nation geschenkt haben.

§. 262.

Wenn die obersten Classen sich nicht gleich von vorn herein für unsere sich neu gestaltende Litteratur interessierten, diese sich vielmehr erst allmählig bei ihnen Anerkennung verschaffen konnte, so hatte dieß, wie gesagt, seinen Grund hauptsächlich darin, daß sie in der französischen bereits eine reiche und ausgebildete Litteratur besaßen, die ihnen viel mehr zusagen mußte und in den ersten vierzig bis funfzig Jahren dieses Zeitraums auch noch viel mehr zu bieten vermochte, als es die deutsche im Stande war. a) Daher waren auch die Bemühungen der Män-

a) Das Letztere wird jeder zugeben müssen, der da weiß, wie weit es unsere eigentlich darstellende Litteratur bis in die Sechziger hinein erst gebracht hatte, und der sich zugleich in der französischen des 17. u. 18. Jahrh. etwas umgesehen hat. „Das Meiste, was wir Deutschen noch in der schönen Litteratur haben," bemerkte Lessing im J. 1769 (7, S. 426), „sind Versuche junger Leute. Ja das Vorurtheil ist bei uns fast allgemein, daß es nur jungen Leuten zukomme, in diesem Felde zu arbeiten. — Daher kömmt es denn auch, daß unsere schöne Litteratur, ich will nicht bloß sagen gegen die schöne Litteratur der Alten, sondern sogar gegen aller neuern polierten Völker ihre ein so jugendliches, ja kindisches Ansehen hat und noch lange, lange haben wird. An Blut und Leben, an Farbe und Feuer fehlt es ihr endlich nicht: aber Kräfte und Nerven, Mark und Knochen mangeln ihr noch sehr. Sie hat noch so wenig Werke, die ein Mann, der im Denken geübt ist, gern zur Hand nimmt, wenn er zu seiner Erholung und Stärkung einmal außer dem einförmigen ekeln Zirkel alltäglicher Beschäftigungen denken will!" (Vgl. dazu Schlosser 1, S. 633 f. und über die Ursachen, welche auch in späterer Zeit gebildete Welt- und Geschäftsleute, so wie das vornehme und feine Publicum überhaupt, noch immer den meisten deutschen Litteraturerzeugnissen abgeneigt machten, Merck im d. Merkur von 1778, 1, S. 48 ff. [in Stahrs Buch über Merck S. 287 ff.] und in den von K. Wagner herausgeg. Briefen aus dem Freundeskreise von

ner, die schon damals den Höfen und dem französisch erzogenen Adel Achtung und Neigung für die vaterländische Poesie ihrer Zeit abnöthigen wollten, in den allermeisten Fällen fruchtlos; b) ein mehr ins Allgemeine gehender Erfolg ließ sich nur erwarten, wenn unsere schöne Litteratur in ihrer innern wie in ihrer formellen Entwickelung erst dahin gelangt war, daß sie das Vorurtheil jener Classen gegen ihre Erzeugnisse durch die

---

Goethe ꝛc. S. 245 f.; dann auch Klingers sämmtl. Werke 11, S. 170 ff.). Auf der andern Seite aber darf auch nicht verhehlt werden, daß die Vorliebe für alles französische Wesen und für die französische Litteratur insbesondere bei den Großen und vornehm Gebildeten lange Zeit so weit gieng, daß sie meistentheils ganz unempfänglich auch für das Gute und Tüchtige blieben, das von unseren ausgezeichneten Schriftstellern der Nation geboten wurde. Fand sich doch selbst ein seit 1752 in Berlin lebender gelehrter Franzose, de Premontval, veranlaßt, dieser Vorliebe den größten Antheil daran zuzuschreiben, daß man es bis zum J. 1756 noch nicht weiter in der schönen Litteratur bei uns gebracht hatte, die bittersten Klagen darüber zu führen und die Hauptschuld davon den kleinen und großen Höfen Deutschlands zuzuschieben (vgl. den 125sten Litteraturbrief). Gieseke glaubte seinem Freunde Klopstock im J. 1749 rathen zu müssen, daß, wenn er sich den Höfen empfehlen wolle, er seinen Messias nur zurücklegen möge: ein Fest, ein Carneval, eine blutige Jagd, ein vermummter Ball und Illuminationen, das seien die rechten Gegenstände deutscher Hofdichtung, und wenn er sich darauf legen wolle, werde er „bei Hofe Verstand haben" (Gieseke's poet. Werke S. 145 f.). Und Lessing urtheilte 1767 von Wielands Agathon (7, S. 313): dieses Werk, welches unstreitig unter die vortrefflichsten des Jahrhunderts gehöre, scheine für das deutsche Publicum noch viel zu früh geschrieben zu sein. „In Frankreich und England würde es das äußerste Aufsehen gemacht haben; der Name seines Verfassers würde auf aller Zungen sein. Aber bei uns? Wir haben es, und damit gut. Unsere Großen lernen vors erste an den *** kauen; und freilich ist der Saft aus einem französischen Roman lieblicher und verdaulicher. Wenn ihr Gebiß schärfer und ihr Magen stärker geworden, wenn sie indeß Deutsch gelernt haben, so kommen sie auch wohl einmal über den — Agathon." — b) Ueber Gottscheds Bemühungen, der deutschen Sprache und Litteratur Gunst an den Höfen zu verschaffen, und über die Erfolge derselben vgl. Danzel, Gottsched ꝛc. S. 283 ff. —

That widerlegte; und zwar mußte sie ihnen zuvörderst Werke bieten, die aus demselben Ideenkreise geschöpft, von ähnlichem Geiste erfüllt und in der gefälligen, graziösen Art geschrieben waren, wie die der bewunderten Franzosen. Dazu brachte sie es aber nicht früher als um das J. 1770. Erst nachdem Wieland in den Sechzigern sich mit dem Ton der vornehmen Welt vertraut gemacht, in deren Lieblingsschriftsteller sich tief hineingelebt hatte und in dem Geschmack, welchem dieselbe huldigte, mit Glück zu schreiben anfieng, c) war der Weg gefunden, auf dem sie dem deutschen Adel und den deutschen Höfen näher rücken konnte; und es war sehr bezeichnend für die litterarischen Neigungen und die Bestimmbarkeit des Urtheils der Vornehmen, wenigstens im südlichen Deutschland, daß ein französischer Edelmann Wielands Poesie in die Wiener Adelswelt einführte, und daß sie somit gewissermaßen erst auf die Empfehlung eines Ausländers hoffähig wurde. d) Zu ihrem Glück hatte unsere

---

c) Vgl. §. 258, S. 983 in der Mitte. Im Herbst 1764 konnte Wieland schon an Geßner von einer seiner komischen Erzählungen schreiben: „Aurora hat sogar meinen alten ehrwürdigen Protector, den Grafen von Stadion, von seinem wohl hergebrachten Vorurtheile wider die deutsche Poesie bekehrt; er wunderte sich gar sehr, daß man das alles in deutscher Sprache sagen könne, — denn bisher kannte er die deutsche Sprache nur aus Acten, Urkunden und Ministerialschriften.“ Gruber, Wielands Leben 2, S. 374. Vgl. auch Manso, Nachträge zu Sulzer 8, S. 188 f., Schlosser 2, S. 618 ff. und Gervinus 4, S. 273 f. — d) „Um die Zeit, als Wielands Grazien erschienen (1770), hielt sich zu Wien der Marquis Bouflers auf, als geistreicher, angenehmer Gesellschafter und heiterer, gefälliger Dichter am Hofe und in den ersten Zirkeln ungemein beliebt. Diese Grazien kamen ihm in die Hände, und da sie niemand kannte, so übersetzte er sie stückweise ins Französische und las sie einigen Damen vom ersten Range vor. Sie fanden vielen Beifall; Bouflers aber enthielt sich dabei nicht, den Damen tüchtig den Text zu lesen, daß sie, als deutsche Frauen, ihren Landsmann, der solche Verse zu machen wüßte, und den er einen Günstling der Grazien nannte, erst durch einen Franzosen müßten kennen

Litteratur damals schon anderweitig Selbständigkeit und Unabhängigkeit des Characters genug erlangt, um vor der Gefahr gesichert zu sein, nunmehr unter Wielands Vortritt zu einer bloß höfischen zu werden und aufs neue ganz in die Dienstbarkeit der französischen zu gerathen. Sie entfernte sich sogar fortan in der Ausbildung ihrer gesundesten und lebenskräftigsten Zweige mehr wie je von der französischen Art. Gleichwohl wuchs, seitdem nur erst ein Bezug zu ihr vermittelt war, in den obern Kreisen die Theilnahme an ihr immer sichtlicher, nicht bloß insofern sie sich zu ihr rein empfangend verhielten, sondern auch im Eingehen auf ihre Pflege und Förderung. e) Die französischen und italienischen Bühnen giengen in den meisten Residenzstädten eine nach der andern ein, und deutsche Hof- und Nationaltheater traten an ihre Stelle, oder wo jene noch beibehalten wurden, ihnen wenigstens zur Seite. Mehrere Fürsten und große Herren begünstigten und ehrten die vaterländische Litteratur auch in der Weise, daß sie vorzügliche Schriftsteller in ihre unmittelbare Nähe zogen und ihnen ansehnliche Aemter übertrugen, oder ihnen durch Verleihung von Jahrgehalten eine unabhängige Stellung sicherten, oder in an-

lernen. Dieß verschaffte Wielanden zu Wien bedeutendes Ansehen, so daß er bald darauf in keiner Stadt Deutschlands mehr und wärmere Leser und Freunde hatte als in Wien. Anderwärts lernte man ihn wohl zum Theil früher aus den französischen Uebersetzungen seiner Werke kennen und fand sich erst späterhin mit der Entdeckung überrascht, daß diese Uebersetzungen weit hinter den Originalen zurückblieben." Gruber a. a. O. 2, S. 503. Als Wieland gar in den Ruf kam, daß er es nicht bloß als Dichter, sondern auch als eleganter Philosoph mit den geliebten Franzosen aufnehmen könne, war sein Glück bei den Weltleuten vollends gemacht. — e) Freilich fehlte es aber noch immer nicht an Grund zu so bittern Ergüssen über die deutschen Großen wegen ihres Verhaltens zur vaterländischen Litteratur, wie wir sie z. B. in einem Briefe Nicolai's an Lessing aus dem J. 1777 (Supplementband zu Lessings sämmtl. Schriften S. 585) lesen. —

dern Gunstbezeigungen ihre Verdienste anerkannten. Vorangegangen darin war den deutschen Fürsten bereits in der Mitte des Jahrhunderts der König von Dänemark Friedrich V., als er Klopstock nach Kopenhagen berief: f) auch unter den Höchstgestellten also hatte die vaterländische Dichtkunst früher einen nicht-deutschen als einen deutschen Gönner gefunden, der ihr zu einer gedeihlicheren Entwickelung behülflich sein wollte. In Deutschland selbst waren es dann vornehmlich einige der kleinen Höfe, die sich mittelbar und unmittelbar ihrer annahmen. g)

---

f) Vgl. §. 258, S. 972 unten. Klopstocks und anderer deutscher Schriftsteller Uebersiedelung nach Kopenhagen (vgl. §. 248, Anm. 4) hatte Lessing im Sinne, als er im 48. Litteraturbriefe der Beurtheilung des nordischen Aufsehers die Frage voranschickte, ob denn das Vorurtheil für die Vorzüglichkeit „der deutschen Werke des Witzes," welche damals in Dänemark erschienen, ganz ohne Grund sein würde? und dann fortfuhr: „Wenn unsere besten Köpfe, ihr Glück nur einigermaßen zu machen, sich expatriiren müssen; wenn — O ich will hiervon abbrechen, ehe ich recht anfange; ich möchte sonst alles darüber vergessen; Sie möchten, anstatt eines Urtheils über eine schöne Schrift, Satire über unsere Nation und Spott über die elende Denkungsart unserer Großen zu lesen bekommen. Und was würde es helfen?" — Als vierzig Jahre nach der Berufung Klopstocks durch Friedrich V. Schiller in sehr bedrängter Lage war, erhielt er auch von Kopenhagen aus durch einen Fürsten und einen Minister eine Unterstützung, die ihm drei Jahre hindurch ein sorgenfreies Leben verschaffte. Näheres darüber in der Skizze von Schillers Leben. — g) In Braunschweig zeigte bereits um 1760 die regierende Herzogin, eine Schwester Friedrichs des Großen, ein lebhafteres Interesse an deutscher Litteratur (vgl. Gleims Brief in dem Supplementbande zu Lessings sämmtl. Schriften S. 110), und Herzog Karl selbst begünstigte sie wenigstens mittelbar (vgl. §. 257, Anm. 5); später bewirkte der Erbprinz Lessings Berufung nach Wolfenbüttel (vgl. §. 258, S. 979). Ueber des Grafen Wilhelm von Lippe-Bückeburg Verhältniß zu Abbt und dann zu Herder vgl. §. 254, Anm. x und §. 259, S. 990. Seinem Beispiel folgten, wie Goethe (Werke 26, S. 112) bemerkt, schon in den Siebzigern „mehrere deutsche Fürsten, daß sie nicht bloß gelehrte und eigentlich geschäftsfähige, sondern auch geistreiche und vielversprechende Männer in ihre Dienste aufnahmen. Es hieß (damals), Klopstock sei von dem Markgrafen Karl von Baden be-

Vor allen übrigen zeichnete sich in dieser Beziehung lange der weimarische aus, zuerst unter der kunstliebenden Herzogin-Regentin Anna Amalia, h) sodann unter ihrem hochsinnigen Sohne, dem Herzog Karl August. Hier weckte und belebte Wieland seit dem J. 1772 noch viel eigentlicher als anderwärts den Sinn für deutsche Dichtung, ja er bereitete hier gleichsam den großen Geistern, die sich nachher in Weimar mit ihm vereinigt fanden, die Stätte für ihre auf alle gebildeteren Classen der Nation sich erstreckende Wirksamkeit. i) — Was die eigentlichen Fachgelehrten anbetrifft, so dauerten im Allgemeinen auch unter ihnen noch lange genug Gleichgültigkeit und vornehm thuende Verachtung gegen die schöne Litteratur in der Muttersprache fort; in den Augen vieler dieser Männer galt die Beschäftigung mit ihr für eine des männlichen Alters unwürdige, die sich mit dem Ernst des Lebens nicht vertrage und einer auf das Solide gerichteten Geistesthätigkeit schlechthin

rufen worden (vgl. §. 258, S. 973 die Anmerk.), nicht zu eigentlichem Geschäftsdienst, sondern um durch seine Gegenwart Anmuth und Nutzen der höhern Gesellschaft mitzutheilen." In Darmstadt veranstaltete 1771 die Landgräfin Karoline eine Sammlung von Klopstocks Oden und Elegien, die sie nur in 34 Exemplaren für ihre und des Dichters Freunde abdrucken ließ. Auch zu den Höfen von Dessau und Gotha standen verschiedene in der Geschichte unserer Litteratur mehr oder minder berühmt gewordene Männer in einem nähern Bezuge. Vgl. hierzu Schlosser 4, S. 272 ff. und Gervinus 4, S. 537 ff. — h) Eine Tochter jenes braunschweigischen Fürstenpaars, dessen zu Anfang der vorigen Anmerkung gedacht ist, entstammte sie einem Hause, das sich von jeher der Pflege vaterländischer Dichtung günstig gezeigt hatte. Vgl. §. 91, Anm. i; §. 163, S. 426 f.; §. 212, S. 692 f.; §. 231, S. 807 f. Ueber die Herzogin Amalia vgl. Goethe, Werke 32, S. 223 ff. Von den ältern weimarischen Fürsten gehörten im Anfang des 17. Jahrh. drei zu den Stiftern der fruchtbringenden Gesellschaft und einer derselben war von 1651 — 62 ihr Oberhaupt; vgl. §. 181, S. 496 f. — i) Vgl. Wachsmuth, Weimars Musenhof in den Jahren 1772 bis 1807; halte dazu aber auch, was Schlosser 7, S. 4 f. über das Verdienst der Höfe, und namentlich des weimarischen, um unsere Litteratur urtheilt. —

widerstreite. [k]) Indeß mit der Zeit änderten sich auch in diesen

---

k) Wenn Lessing in einer schon oben angezogenen Stelle seiner Dramaturgie (7, S. 426) bemerkte, es sei das Vorurtheil bei uns fast allgemein, daß es nur jungen Leuten zukomme, im Felde der schönen Litteratur zu arbeiten, so zielte er damit und mit dem was er zunächst darauf folgen läßt, gewiß hauptsächlich auf die eigentlichen Gelehrten seiner Zeit. Er fährt nämlich fort: „Männer, sagt man, haben ernsthaftere Studien oder wichtigere Geschäfte, zu welchen sie die Kirche oder der Staat auffordert. Verse und Komödien heißen Spielwerke, allenfalls nicht unnützliche Vorübungen, mit welchen man sich höchstens bis in sein fünf und zwanzigstes Jahr beschäftigen darf. Sobald wir uns dem männlichen Alter nähern, sollen wir fein alle unsere Kräfte einem nützlichen Amte widmen; und läßt uns dieses Amt einige Zeit, etwas zu schreiben, so soll man ja nichts anders schreiben, als was mit der Gravität und dem bürgerlichen Range desselben bestehen kann; ein hübsches Compendium aus den höhern Facultäten, eine gute Chronik von der lieben Vaterstadt, eine erbauliche Predigt und dergleichen." Geradezu hatte er aber schon in einer frühern Stelle der Dramaturgie (7, S. 82) das Verhalten der Gelehrten zur vaterländischen Litteratur gerügt. Sie characterisiert auch in anderer Beziehung den Stand unserer nationalen Bildung und Gesinnung in der Zeit, wo sie geschrieben ward, ganz vortrefflich. Lessing hatte über ein Stück des Franzosen Du Belloy zu sprechen, der sich besonders als Verfasser der Belagerung von Calais einen Namen in seinem Vaterlande gemacht hatte. „Wenn es," heißt es nun, „dieses Stück nicht verdiente, daß die Franzosen ein solches Lärmen damit machten, so gereicht doch dieses Lärmen selbst den Franzosen zur Ehre. Es zeigt sie als ein Volk, das auf seinen Ruhm eifersüchtig ist; auf das die großen Thaten seiner Vorfahren den Eindruck nicht verloren haben; das von dem Werthe eines Dichters und von dem Einflusse des Theaters auf Tugend und Sitten überzeugt, jenen nicht zu seinen unnützen Gliedern rechnet, dieses nicht zu den Gegenständen zählet, um die sich nur geschäftige Müßiggänger bekümmern. Wie weit sind wir Deutsche in diesem Stücke noch hinter den Franzosen! Es gerade herauszusagen: wir sind gegen sie noch die wahren Barbaren! Barbarischer als unsere barbarischsten Voreltern, denen ein Liedersänger ein sehr schätzbarer Mann war, und die, bei aller ihrer Gleichgültigkeit gegen Künste und Wissenschaften, die Frage, ob ein Barde, oder einer, der mit Bärfellen und Bernstein handelt, der nützlichere Bürger wäre? sicherlich für die Frage eines Narren gehalten hätten! — Ich mag mich in Deutschland umsehen, wo ich will, die Stadt soll noch gebauet werden, von der sich erwarten ließe, daß sie nur den tausendsten Theil der

Kreisen die Ansichten, hier und da schon im Hinblick auf die Stellung, welche Gottsched in Leipzig als akademischer Lehrer einnahm,[l] dann vornehmlich in Folge der Anerkennung, die Schriftstellern wie Lessing, Herder, Voß und andern, die als deutsche Dichter und Prosaisten gerühmt wurden, auch wegen ihrer eminenten wissenschaftlichen Leistungen gezollt werden mußte.[m] Das Vorurtheil, dem Streben nach gründlicher Gelehrsamkeit könne ein belletristisches Treiben nur Eintrag thun, schwand unter denen, welche die erstere zu besitzen meinten, mehr und mehr, und in demselben Verhältniß stiegen bei ihnen deutsche Sprache und deutsche Litteratur in der Geltung. — Endlich würde auch den untern Volksclassen, nachdem nur erst von einzelnen Menschenfreunden und dann auch von den Regierungen für ihre Aufklärung und Bildung durch ein verbessertes Schul-

---

Achtung und Erkenntlichkeit gegen einen deutschen Dichter haben würde, den Calais gegen den Du Belloy gehabt hat. Man erkenne es immer für französische Eitelkeit: wie weit haben wir noch hin, ehe wir zu so einer Eitelkeit fähig sein werden! Was Wunder auch? Unsere Gelehrte selbst sind klein genug, die Nation in der Geringschätzung alles dessen zu bestärken, was nicht geradezu den Beutel füllt." — Wie es mit dem Interesse an vaterländischer Litteratur noch zu Anfang der Sechziger auf einzelnen Universitäten, namentlich den kleinen, stand, erhellt u. A. aus einem Briefe Abbts an Nicolai, den er im J. 1761 von Rinteln schrieb (Abbts Werke 3, S. 39): „In Rinteln" (wo damals freilich noch nicht einmal ein Buchladen bestand) „ist niemand, so viel ich weiß, der die Namen Ramler, Moses (Mendelssohn) und Lessing kennt, und letzthin, da ich Sie nannte, hätte mich beinahe jemand gefragt, unter welchem Regimente Sie dienten. Wenn die oben genannten Herren etwa über ihren Ruhm hochmüthig werden wollen, so demüthigen Sie sie dadurch, daß er nicht einmal vierzig Meilen weit gedrungen ist." — l) Vgl. Schlosser 1, S. 626. — m) Nicht wenig mag zur Verminderung der Mißachtung nichtzünftiger Schriftstellerei bei den Facultätsmännern auch der Einfluß beigetragen haben, den sich der Buchhändler Nicolai und der Kaufmann Mendelssohn auf das wissenschaftliche Leben in Deutschland zu verschaffen wußten. —

wesen Sorge getragen war, die Litteratur in einzelnen ihrer Zweige etwas näher gebracht, ja es fieng sich allmählig eine eigens für sie bestimmte Litteratur in Zeitschriften und Büchern zu bilden an. Leider aber waren die wenigsten Schriftsteller, die für das Volk schrieben, sich selbst klar darüber, wodurch zunächst das Bedürfniß nach Geistesnahrung in ihm geweckt, wodurch auf die zweckmäßigste Art befriedigt werden könnte, weil sie entweder das Volk selbst zu wenig kannten, oder sich nicht in dessen Gefühls- und Anschauungsweise zu versetzen verstanden und daher auch nur selten den rechten Ton trafen, der zu seinem Herzen drang. n)

§. 263.

Bis über die Mitte des vorigen Jahrhunderts hinaus hatten die deutschen Dichter, wenn ihnen nicht Geburt, Amt oder wissenschaftliche Verdienste einen Rang in der bürgerlichen Gesellschaft verliehen, in ihr so gut wie gar keine eigene Stellung von nur einiger Bedeutung. Dieß rührte theils von der Mißachtung her, in welcher schon seit langer Zeit diejenigen in Deutschland zu stehen pflegten, welche aus dem Dichten ein eigentliches Gewerbe machten und es nicht bloß als eine das Leben erheiternde Nebenbeschäftigung betrieben; theils lag der Grund in der tiefen Gesunkenheit der deutschen Dichtkunst während der voraufgegangnen Zeiten und in der Verkennung ihrer Würde und eigentlichen Bestimmung von Seiten der Dichter selbst. Seitdem diese jedoch wieder ihren wahren Beruf zu ahnen anfiengen und in schönem Wetteifer die Poesie von ihren Irrwegen abzubringen, sie aus ihrer Erniedrigung zu erheben

n) Darüber klagte schon Herder in den Fragmenten zur deutschen Litteratur (Werke zur schönen Litt. u. Kunst 2, S. 172 ff.). Vgl. auch Lessings Brief an Gleim vom 22. März 1772 (12, S. 351 f.).

sich bemühten, muß die Ursache davon zum nicht geringen Theil auch in der Haltung gesucht werden, welche die vornehme Welt und die Gelehrtenkaste noch immer der vaterländischen Litteratur gegenüber beobachteten. [1]) Wenn nun endlich auch in dieser Beziehung mit der Zeit eine Veränderung eintrat, „das Dichtergenie sich selbst gewahr wurde, sich seine eigenen Verhältnisse selbst schuf und den Grund zu einer unabhängigen Würde zu legen verstand," so offenbarte sich dieß zunächst in und an Klopstock. Seine Persönlichkeit, der Gegenstand seiner großen Dichtung, mit der er sich zuerst in Deutschland einen Namen machte, die Auszeichnungen, die ihm an einem fremden und an einheimischen Höfen zu Theil wurden, die Freundschaft, die ihm hochgestellte Staatsmänner bewiesen: dieß Alles traf zusammen, um ihn, den Mann von bürgerlicher Geburt, der nie ein öffentliches Amt bekleidete, nie etwas Anderes sein wollte als ein deutscher Dichter und seine höchste Ehre gerade in sein dichterisches Verdienst setzte, zu demjenigen zu machen, der den Dichternamen in Deutschland wieder zu Ehren brachte. [2]) Aber nicht bloß der Dichter als solcher mußte bei uns erst zu dem ihm gebührenden Range erhoben werden, der Schriftsteller überhaupt, auch wenn er in keinem öffentlichen Amte stand, mußte es, als Vertreter freier Geistesarbeit, als Vermittler zwischen Wissenschaft und Leben, als Wahrheitsverkündiger, Volksredner und Volksbildner. Diesen Beruf begriff in seiner ganzen Bedeutung zuerst Lessing. [3])

---

1) Hielt es doch E. von Kleist, damit er nicht in der Achtung seiner Standesgenossen zu Potsdam sinke, noch um 1746 sehr geheim, daß er ein Dichter wäre. Vgl. §. 254, S. 926 die Anmerk. — 2) Vgl. Goethe's Werke 25, S. 289 ff. und damit Mercks „Matinée eines Recensenten" in den Briefen an und von Merck. 1838. S. 59 ff., besonders die vorletzte Seite nebst der Anmerkung dazu; auch Stahrs Buch über Merck S. 87 f. — 3) Vgl. Danzel, Lessing 1, S. 87 ff.

indem er ihm allein lebte und ihn ganz erfüllte, unbekümmert um akademische Aemter und Würden, um die Gunst der Höfe oder irgend einer besondern Classe, adelte er das unabhängige Schriftstellerthum bei uns. Weil er aber auch durch seine Schriften mehr als irgend wer sonst in seiner Zeit die deutsche Geistesbildung von Grund aus verbesserte, nach allen Seiten hin Licht verbreitete, neue Einsichten in die Tiefen der Kunst und der Wissenschaft eröffnete und echte Dichtung von falscher zuerst unterscheiden lehrte, war er zugleich derjenige, der in unserm Volk ein helleres Bewußtsein von der eigentlichen Bedeutung der Poesie weckte und damit den Dichterberuf erst zu seiner wahren Würde erhob.

Dritter Abschnitt.

Sprache. — Verskunst.

§. 264.

1. In keiner andern Beziehung hatten die bessern der vaterländisch gesinnten Schriftsteller im siebzehnten Jahrhundert ihren Nachfolgern so gut und so wirksam vorgearbeitet, als in ihren auf die Sprache gerichteten Bestrebungen. Indeß, wie sehr sie auch schon die Feststellung und die Durchführung eines reinen, ebenmäßigen und gebildeten Schriftdeutsch sich hatten angelegen sein lassen, und wie bedeutend durch sie die Grenzen des räumlichen und des litterarischen Gebiets, worin dasselbe zur Anwendung kam, erweitert worden waren, so blieb dem achtzehnten Jahrhundert doch noch immer in dem Einen wie in dem Andern außerordentlich viel zu thun übrig. Die Dichtersprache hatte sich in der Schule Hofmannswaldau's und Lohensteins zu weit über die Einfalt des natürlichen Ausdrucks verstiegen, und in der von Chr. Weise war sie zur platten und

Eintritt in die schriftstellerische Laufbahn diesen Uebelständen, von denen ihm keiner entgieng, und dieser nach und nach alle in seinen Schriften rügend hervorhob, mit Ernst, rastlosem Eifer und ausdauernder Consequenz abzuhelfen suchte. Die Mittel dazu boten ihm zunächst seine Vorlesungen an der Universität, die von ihm geleiteten stilistischen Uebungen seiner Schüler und der Einfluß, den er durch die deutschen Gesellschaften in Leipzig und an andern Orten ausübte; [e]) sodann seine Zeitschriften, [f]) die Lehrbücher, die er über die Dichtkunst, [g]) die Redekunst [h]) und die deutsche Sprachkunst [i]) abfaßte, seine Briefe und hier und da auch eine Vorrede, die er zu andern Büchern schrieb. [illegible]sche Sprache zu Ehren und Ansehen zu bringen, ihr [illegible] bei allen gebildeten Ständen zu verschaffen, sie zum Organ jeder Art wissenschaftlicher Darstellung erheben zu helfen und sie somit bei den vornehmen Classen und bei den Gelehrten mindestens in dieselben Rechte einzusetzen, die jene so lange nur der französischen, diese der lateinischen hatten zugestehen wollen, [k]) endlich sie auch in sofern zu einer wahrhaft allge-

---

e) Vgl. §. 251 und Gottschebs deutsche Sprachkunst, S. 402, Anm. d. — f) Vgl. §. 252, S. 905—907. — g) „Versuch einer kritischen Dichtkunst vor die Deutschen ꝛc." Leipzig 1730. 8.; von den folgenden, verbesserten und nach und nach sehr erweiterten Auflagen erschien die vierte 1751. — h) Zuerst als „Grundriß zu einer vernunftmäßigen Redekunst, mehrentheils nach Anleitung der alten Griechen und Römer entworfen." Hannover 1728. 8., etwas vollständiger 1735, woraus dann allmählig in noch drei Ausgaben (die letzte Leipzig 1759. 8.) die „Ausführliche Redekunst, nach Anleitung der alten Griechen und Römer, wie auch der neueren Ausländer verfasset ꝛc." erwuchs. — i) So benannte Gottsched die deutsche Grammatik. Zuerst „Grundlegung zu einer deutschen Sprachkunst, nach den besten Schriftstellern des vorigen und jetzigen Jahrh. entworfen." Leipzig 1748. 8.; die vierte und die fünfte Ausg. (1757 und 1762) als „Vollständigere und neuerläuterte deutsche Sprachkunst ꝛc.", worauf im J. 1776 noch eine sechste, besorgt von J. G. Hofmann, folgte. — k) Hierzu will ich nur auf zwei Briefe der jungen Kulmus an Gottsched aus den Jahren 1730 und 1731 verweisen. In



meinen Nationalsprache zu machen, daß sie von allen Gebildeteren, deren Muttersprache sie wäre, nach feststehenden Regeln gleichmäßig geschrieben, wo möglich auch gesprochen würde: darauf gieng Gottsched aus, und daraus hatte er einen Hauptzweck seines Lebens gemacht, den er nie aus dem Auge verlor. l) Ihn zu erreichen, schien ihm allein mit der Sprachniedersetzung möglich, die er in den von ihm für classisch gehaltenen norddeutschen Schriftstellern aus der jüngsten Vergangenheit und aus seiner Zeit vorfand, nach und an denen er seine eigene Sprache gebildet hatte. m) Darum drang er

---

dem ersten gehen der schon §. 236, Anm. w mitget[illegible] Worte voraus: „Aber warum wollen Sie mir nicht erlaub[illegible] französisch schreibe? Zu welchem Ende erlernen wir diese Spra[illegible], wenn wir uns nicht üben und unsere Fertigkeit darinnen zeigen sollen? Sie sagen, es sei unverantwortlich, in einer fremden Sprache besser als in seiner eigenen zu schreiben.“ In dem andern (a. a. O. S. 8) schreibt sie: „Sie haben mir neulich einen Verweis gegeben, daß ich lieber französisch schriebe; Sie stellten mir die Mannigfaltigkeit des Ausdrucks und die männliche Schönheit meiner Muttersprache so lebhaft vor, daß ich sogleich den Entschluß faßte, mich mehr darinne zu üben, und ich fieng schon an gerne deutsch zu denken und zu schreiben.“ Dazu halte man dann die Anm. c angeführte Vorrede Gottscheds und die beiden dort gleichfalls citierten Stellen der Sprachkunst. — l) Vgl. Danzel, Gottsched S. 7 f.; 77; 328 ff. — m) Wodurch das meißnisch-obersächsische Hochdeutsch den größten Anspruch erlangt habe, überall, wo deutsch gesprochen werde, in Schriften und im mündlichen Verkehr der Gebildeten gebraucht zu werden, setzt Gottsched in der d. Sprachkunst S. 67 f. auseinander. Zunächst freilich nur in Betreff der Aussprache; aus andern Stellen aber ergibt sich bestimmt genug, daß er jenen Anspruch keineswegs bloß darauf beschränkt wissen will. Indeß zog er die räumlichen Grenzen, innerhalb welcher jenes Hochdeutsch sich zur schriftmäßigen Sprache entwickelt habe, durchaus nicht so enge, daß sie mit denen des sächsischen Kurstaates oder gar nur mit denen des Meißner Kreises zusammenfallen sollten. Sie umfaßten ihm auch das ganze Voigtland, Thüringen, Mansfeld und Anhalt nebst der Lausitz und Niederschlesien; und obersächsisch pflege man „das recht gute Hochdeutsch, das in allen diesen Landschaften in Städten unter vornehmen und gelehrten und wohlgesitteten Leuten gesprochen werde“,

so sehr auf Reinhaltung des Hochdeutschen nicht nur von den ausländischen,[a]) sondern auch von den bloß mundartlichen, den ganz veralteten, den willkürlich neugebildeten und den rein canzleimäßigen Wörtern und Redensarten. Darum erklärte er sich eben so entschieden gegen die verstiegene Rede der neuern schlesischen und die platte der weiseschen Schule, wie gegen den sogenannten Hof- und Canzleistil: denn weder eine von jenen

---

nur nach dem Sitz des vornehmsten Hofes (des kursächsischen) zu benennen (a. a. O. S. 68, Anm. f). Ja an einer andern Stelle (S. 2, Anm. b) und auch in dem Neuesten aus d. anmuth. Gelehrs. 1, S. 584 spricht er es geradezu aus: das eigentliche und wahre Hochdeutsch sei [illegible] gewisse eklektische oder ausgesuchte und auserlesene Art zu re[illegible] in keiner Provinz völlig im Schwange gehe," die man die Mundart der Gelehrten oder auch wohl der Höfe zu nennen pflege. Sie sei also „der Kern und Auszug aller oberdeutschen Mundarten und müsse von allen Provinzialwörtern wie der Waizen von der Spreu geschieden werden." Ferner sagt er (d. Sprachk. S. 20 f.): festgesetzt werde die Sprache eines Volks durch die guten Schriftsteller in derselben, ungeachtet sie sich im Munde des Volks von Zeit zu Zeit ändere. Er möge kein Neuling (d. i. Neuerer) sein, sondern mache sich eine Ehre daraus, wie ein Canitz, Besser, Neukirch, Pietsch und Günther zu schreiben. Dieß seien seine classischen Schriftsteller. Später fügte er ihnen noch Mosheim, Mascou und v. Bünau hinzu, um so lieber, da der erste ein Niedersachse, der zweite ein Preuße, der dritte ein Meißner gewesen; denn „diese drei Länder hätten die nächsten Ansprüche auf die Schönheit der hochdeutschen Sprache und durch obige Scribenten auch gleichen Theil daran;" einen Schlesier, der ihnen sehr nahe käme, unterließ er zu nennen, weil er damals, als dieß geschrieben wurde, noch lebte. Diese wahre hochdeutsche Mundart nun sollte durch Gottscheds Sprachkunst, wie aus der Vorrede zur ersten Ausgabe erhellt, in ihrem Stamm und ihrer Schönheit gezeigt, in wahre und leichte Regeln gebracht, ihre Zierde auf eine leichte und faßliche Weise festgesetzt und ihr somit der Sieg über alle besondern Mundarten in der Litteratur und im Leben der gebildeten Classen verschafft werden. — a) Das Deutsche von den vielen aus fremden Sprachen aufgenommenen Elementen zu säubern und damit die aus dem siebzehnten Jahrh. überkommene galante Mischsprache aus der Schrift und aus der Unterhaltung zu verdrängen, war schon einer der Hauptzwecke seiner „vernünftigen Tadlerinnen" und seines „Biedermanns." —



beiden Redeweisen, noch dieser vertrug sich mit seinen Begriffen von einer geläuterten, der Poesie oder der Prosa anständigen Sprache und Schreibart. o) Und darum benutzte er auch so sorgsam seine Verbindungen in Deutschland und alle Wege, die sich ihm öffneten, seinen die Sprache betreffenden Grundsätzen durch seine Lehrbücher überall Eingang und Verbreitung zu verschaffen, wobei er vorzüglich auch die deutschen Schulen, p) und die der katholischen Länder noch ganz besonders, im Auge behielt. q) Vermöge dieses Eifers und vermöge des Ge-

---

o) Vgl. besonders die ausführl. Redekunst (Ausg. von 1750) S. 265—270; 292 f.; 317—343; und in der d. Sprachkunst die Anmerkungen zu dem Abschnitt S. 174—202. — p) Für die Schulen lieferte er einen „Kern der deutschen Sprachkunst" (Leipzig 1753, bis zum J. 1777 noch siebenmal aufgelegt, die letzte Aufl. besorgt von J. G. Hofmann), die er in der Vorrede „sämmtlichen berühmten Lehrern der Schulen in und außer Deutschland" empfahl; „Vorübungen der Beredsamkeit" und „Vorübungen der lateinischen und deutschen Dichtkunst" (jene Leipzig 1754, diese 1756, beide öfter aufgelegt). — q) Nach einem Briefe, den Fr. v. Scheyb zu Anfang des J. 1749 aus Wien an Gottsched schrieb (Danzel S. 292 f.) gieng daselbst die deutsche Sprachkunst schon „hausenweise" ab und half zum Deutschlernen, trotz den Jesuiten, die es auf alle Weise zu verhindern suchten. Ueberhaupt beweisen die Briefe, die Gottsched mit v. Scheyb besonders seit 1749 sehr fleißig wechselte, daß es in Wien nicht an Männern fehlte, die dahin strebten, Gottscheds Reformen im litterarischen Gebiet auch dort Eingang zu verschaffen. Sie drehen sich viel um die Möglichkeit, in Wien ein nachhaltiges Interesse für deutsche Sprache und Litteratur zu begründen, so wie um die Mittel und Versuche dazu. Man gieng bereits gegen 1750 damit um, an dem unlängst errichteten Theresianum einen Lehrstuhl für deutsche Sprache zu stiften; ein rein Hochdeutscher sollte ihn erhalten, und man dachte an J. J. Schwabe (vgl. §. 252, S. 907), der aber die Stelle ablehnte. 1750 erhielt sie daher ein gewisser J. H. Justi, der im Eisenachischen gelebt hatte und auch ein Correspondent von Gottsched war. Danzel S. 293 ff.; vgl. auch Nicolai's Beschreibung einer Reise ꝛc. 4, S. 890 ff. So konnte Gottsched in der Ausgabe seiner Sprachkunst vom J. 1762 (ich weiß nicht, ob schon in einer frühern) S. 12 verkündigen: er habe bereits das Vergnügen gehabt zu bemerken, daß viele in den mittäglichen Landschaften Deutschlands sich seiner Sprachlehre zu dem Ende bedient

schicks, womit er alle seine Mittel zu benutzen verstand, gelang es ihm, mit der Zeit vieles von dem durchzusetzen, was er sich zum Besten der Muttersprache vorgenommen hatte:[r])

---

hätten, eine Anweisung zu finden, wie sie reden und schreiben müßten, wenn sie sich der besten Mundart, so viel ihnen möglich wäre, nähern wollten. Es sei auch desto mehr zu hoffen, daß seine Sprachlehre allmählig in den Landschaften längs der Donau und längs dem Rheine herunter mehr und mehr in Aufnahme kommen werde, je mehr sie schon in der kaiserlichen Residenz selbst, auf allerhöchste Genehmhaltung und ausdrücklichen Befehl, bei der vornehmsten adeligen Jugend eingeführt worden. Vgl. auch die „Erinnerung wegen der fünften Auflage" des Kerns der deutschen Sprachkunst vor der Ausgabe von 1766. — r) In einer Anmerkung zu S. 68 der d. Sprachkunst, die wegen der Beziehung auf eine „unlängst" in Göttingen erschienene lateinische Rede von Michaelis wahrscheinlich schon in die Ausgabe von 1752 eingerückt worden war, heißt es: „Ganz Ober= und Niederdeutschland hat bereits den Ausspruch gethan, daß das mittelländische oder obersächsische Deutsch die beste deutsche Mundart sei, indem es dasselbe überall, von Bern in der Schweiz bis nach Reval in Liefland, und von Schleswig bis nach Trident in Tyrol, ja von Brüssel bis Ungarn und Siebenbürgen, auch im Schreiben nachzuahmen und zu erreichen suchet." (Vgl. die auch der 5. Aufl. der Sprachkunst wieder vorgedruckte Vorrede zur vierten.) Was durch Gottsched in Bezug auf Sprache und Stilverbesserung erreicht worden, hob gleich nach seinem Tode, wo es schon ganz herkömmlich war, nur auf seine Irrthümer zu schelten und seine Verdienste darüber ganz zu vergessen, besonders Kästner dankbar hervor in seinen „Betrachtungen über Gottscheds Character" (vgl. §. 256, Anm. i). Es ist gewiß auf Gottscheds Einfluß zum großen Theil zurückzuführen, daß gerade die Verfasser der Bremer Beiträge so große Sorgfalt auf Sprache und Stil in ihren poetischen wie prosaischen Sachen verwandten. Wie er in seinen Schülern die Achtung der Muttersprache zu wecken verstanden, kann u. a. auch aus dem Aufsatz von Chr. Mylius, „Daß es allerdings löblich sei, Künste und Wissenschaften in der Muttersprache zu lehren" (Vermischte Schriften, Berlin 1754, S. 310 ff.), entnommen werden. Nachdem der Verf. zum Schluß seine Landsleute aufgefordert hat, ihre Sprache mehr anzubauen, ruft er aus: „Doch es wird eine Zeit in Deutschland kommen, da seine Ehre als ein hellglänzendes Licht schimmern wird, weil seine Schriftsteller die Künste und Wissenschaften in der Muttersprache lehren werden: die Deutschen werden nicht mehr zu den Ausländern wallen dürfen, klug und vernünftig zu

hon bald nach der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts waren
e oben bezeichneten Uebelstände, wenn auch nicht durchaus,
doch zum nicht geringen Theil gehoben. [s])

§. 265.

Gottsched hatte sich seinen Begriff von der Vortrefflichkeit
ier Litteratur, wie sie sich für die Neuern passe, aus und an
r sogenannten classischen Litteratur der Franzosen gebildet.
iesem Begriff sollte die deutsche, die er in Aussicht genom-
en, entsprechen, und dahin wollte er sie durch seine eigenen
Bemühungen und durch die seiner Schüler und Freunde ge-
acht sehen. Wie er daher in Frankreich fast ausschließlich
Muster für alle poetischen und prosaischen Gattungen suchte,
deren Ausbildung ihm lag, so schwebte ihm auch bei seinen
f die Sprache gerichteten Bestrebungen ganz besonders die
orstellung von der Wirksamkeit der französischen Akademie
r der Seele: [1]) was durch diese dort zu Stande gekommen,

---

rden; die Weisheit und die Künste werden in deutschen Kleidungen
her gehen, und die uns verachtet, werden unsere Sprache erlernen
issen, ihre Stimme zu hören. Diese Zeit wird unmittelbar auf die
ige folgen" (der glückliche Anfang dazu sei schon durch Wolff, Gott-
ed, Bodmer, Breitinger u. A. gemacht): „Weltweisen, Kunstlehrer,
dner und Dichter werden aufstehen, und wenn sie in deutscher Sprache
Künste und die Weisheit lehren werden, dieselbe bei allen auswär-
gen Völkern verherrlichen!" — s) Unter denen, die am längsten fort-
warten, und über die Klage zu führen noch heutiges Tages Grund
ug da ist, sind in erster Reihe zu nennen das häufige und oft ganz
ssige Einmischen fremder Ausdrücke in die deutsche Rede, sobann der
m auch nicht ganz vernachlässigte, so doch selten in der rechten Art
handelte deutsche Unterricht auf den Schulen. Daß eine so große An-
l deutscher Schriftsteller noch um 1760 so schlechte Prosa schrieb, lei-
ten die Litteraturbriefe hauptsächlich von der Art her, wie dieser Un-
richt damals betrieben wurde. Vgl. Br. 182, S. 70 und Br. 299,
. 73.

1) Vgl. (Gottscheds) Nachricht von d. deutschen Gesellsch. zu Leipzig,

die strenge Regelung der Sprache und die bestimmte Abgrenzung ihres Gebiets für den eigentlichen Schriftgebrauch und den feinern geselligen Verkehr, das sollte in ähnlicher Weise für das Hochdeutsche überall bei uns durchgesetzt werden. Dieß konnte ihm indeß nur in soweit und so lange gelingen, als er in seinen Vorschriften und Forderungen nicht das Maaß des wirklichen Bedürfnisses überschritt, nicht an die Stelle zeitherigen Mißbrauchs eine falsche Regel setzte und nicht einer platten Deutlichkeit zu Liebe aus der lebendigen Sprache gerade die Eigenheiten auszuscheiden trachtete, woraus geschickte Hände einzig und allein die Mittel zu beziehen vermochten, ihr im Schriftgebrauch volksthümliche und individuelle Farbe, sinnliche Kraft, geistige Frische, Anschaulichkeit der Bezeichnungen, Mannigfaltigkeit und Kühnheit der Bewegung, kurz alle die Vorzüge anzubilden, durch die sie erst zu jeder Art schriftlicher und namentlich dichterischer Darstellung befähigt wurde. Er war viel zu kurzsichtig und engherzig in der Auffassung sprachlicher Verhältnisse überhaupt, [2]) viel zu sehr eigenmächtiger

---

bis auf d. J. 1731 fortgesetzt ꝛc. Leipzig (1731). 8. S. 28, und Danzel, Gottsched ꝛc. S. 83 f. — 2) In dem Hauptstück seiner kritischen Dichtkunst, das von poetischen Perioden handelt, ist er noch nicht viel über die diesen Punct betreffende Lehre Chr. Weise's hinaus (vgl. §. 193, S. 559). „Die andere gute Eigenschaft einer Periode," heißt es z. B. §. 7., „ist, wenn darinnen die natürliche Wortfügung unserer Muttersprache eben sowohl, als in ungebundener Rede, beobachtet wird." Zwar gibt er weiterhin zu, daß manche Versetzungen von Wörtern in unserer Sprache, unbeschadet der Deutlichkeit, gemacht werden und der poetischen Schreibart sogar zur Zierde gereichen könnten; auch habe er bemerkt und wahrgenommen, daß die guten Poeten viele neue und oft recht verwegene Versetzungen machten, die zwar ungewöhnlich, aber doch nicht unrichtig klängen und also überaus anmuthig zu lesen wären. Allein die Beispiele, die er dafür aus den Dichtern des 17. und dem Anfang des 18. Jahrh. beibringt, zeigen hinlänglich, daß ihm die allergeringste Ausbiegung aus dem Gleise der nach aller Strenge der Verstandesregel geordneten Wort- und Satzfolge schon für „rechte Verwegenheit" galt.

Pedant bei allen Verbesserungen, die er, wie anderwärts, so auch auf diesem Gebiet beabsichtigte und auszuführen vermeinte, dabei auch viel zu eigensinnig, rechthaberisch und unzugänglich für die begründetsten Einwendungen gegen seine Sätze,[3]) um nicht durch sein sprachmeisterliches Verfahren bei den Einsichtigen bald mancherlei Bedenken, dann entschiedenen Widerspruch zu erregen und zuletzt sich Hohn und Verachtung zuzuziehen. Die Schweizer **Bodmer** und **Breitinger**, die sich zuerst der Kunstkritik Gottscheds entgegen setzten, waren auch die ersten, die seine Unfehlbarkeit in sprachlichen Dingen bezweifelten

---

Und was hielt er nicht alles für undeutsch oder mindestens einer gebildeten Schreibart widerstrebend! Ausdrücke, wie „Ausgleichung, Berechtigung, Abschluß," sah er für „Wortgespenster und Ungeheuer" der Schreiber im Reichsstil an; die Ersparung des Artikels in dem Satz „Tugend ist liebenswürdig" kam ihm „höchst schnitzerhaft" vor; „das Schöne, das Große" statt „die Schönheit, die Größe" zu setzen, als bloße Nachäffung der Franzosen; „er ist wie ein Baum, gepflanzet an den Wasserbächen," sei altväterisch und nicht mehr gültig, es müsse heißen „wie ein am Wasser gepflanzter Baum;" die Redensart „zu schwach, eine Schlacht zu liefern, zog er sich zurück" klang ihm barbarisch und sollte ein „ungeheurer Sprachschnitzer" sein (vgl. d. Sprachk. S. 182; 407; 419; 483; 468 und dazu S. 421; 428; 434; 440; 505; 539). Besonders eingenommen war er gegen den Gebrauch der Participien, sowohl überhaupt, als namentlich in gewissen Satzstellen (vgl. S. 484—486): diejenigen, welche hierin gegen seine Regeln verstießen, nannte er *deutsche Participianer* (S. 489). — 3) Einspruch gegen seine Lehre oder gar Angriffe auf dieselbe konnte er so wenig vertragen, daß manches Zugeständniß in seinen frühern Schriften später von ihm wieder beschränkt, wo nicht ganz zurückgenommen ward, weil seine Widersacher noch mehr verlangt hatten. So gab er in der kritischen Dichtkunst (Ausg. von 1737) S. 216 zu, daß die alten Bücher mitunter Wörter enthielten, die noch ganz gut zu gebrauchen seien, und ein Poet verdiene sich Dank, wenn er sie — aber mit Verstand und mäßig — anwende. In der Sprachkunst dagegen (S. 26 f.) ist er zu der Ueberzeugung gelangt, daß die Erforschung unsers Sprachalterthums für das Hochdeutsche, wie es nun geschrieben werden müsse, wenig oder gar keine Frucht trage. —

und Grundsätze über den Gebrauch und die Behandlung der deutschen Sprache in ihren Schriften aufstellten, die die seinigen zum Theil geradezu aufhoben. Er hatte ein Recht gehabt, ihre Sprache und Schreibart in den Discursen der Mahler zu tadeln; 4) er fuhr aber auch noch fort sie wegen ihrer Ausdrucksweise zu hofmeistern, als sie viel von ihm gelernt hatten 5) und sich in der Handhabung des Hochdeutschen schon sicher genug fühlten, da ein Wort mitzureden, wo er in seinem Eifer für eine durchgängig geregelte, reine, deutliche und ebenmäßige Sprache ihnen zu weit zu gehen schien. Sie läugneten auch nicht die wirklichen Verdienste ab, die er sich um die deutsche Schriftsprache erworben; 6) sie räumten auch ein, daß dazu

---

4) Vgl. Gottscheds vernünftige Tadlerinnen, 1, St. 21; und §. 252, Anm. b. — 5) Vgl. die Briefe Bodmers und Breitingers an Gottsched aus den Jahren 1732—1739 bei Danzel S. 188 ff. und dazu auch den letzten Absatz auf S. 196. — 6) Ohne daß Gottsched selbst genannt ist, muß auf ihn doch vorzugsweise das Lob bezogen werden, das Breitinger in seiner kritischen Dichtkunst 2, S. 101 f. den „gelehrten Gesellschaften" beilegt. Er geht hier nämlich von dem Satze aus, daß die vornehmste Tugend einer Sprache in der Deutlichkeit bestehe, diese aber die Deutlichkeit der Begriffe voraussetze, weshalb die Sprachen nicht eher zu ihrer Vollkommenheit gelangen können, bis philosophische Köpfe sich ihrer annehmen, die Bedeutungen der Wörter in ihren Schranken festsetzen und sogar die Sprache mit neuen Wörtern bereichern. Darauf heißt es weiter: „Wenn wir nun das Schicksal der deutschen Sprache nach diesem Lichte beschauen, so findet sich, daß dieselbe erst seit ungefähr zwanzig Jahren als eine Dollmetscherin der Weisheit gebrauchet worden, und wiewohl das eine sehr kurze Zeit ist, kann man doch offenbar erkennen, daß sie in derselben weit mehr ausgebessert und bereichert worden, als zuvor seit Opitzen bis auf diesen besagten Zeitpunct in dem Laufe von fast hundert Jahren geschehen war. Demnach haben wir die gegenwärtige Verfassung derselben theils den großen Weltweisen Deutschlandes, Leibnitz und Wolffen, theils der rühmlichen Vereinigung der gelehrten Gesellschaften und ihrer fruchtbaren Bemühung mit kritischen Schriften und Uebersetzungen zu danken." —

erhoben zu werden, keine andere Mundart mehr Ansprüche gehabt habe als die meißnisch-obersächsische: 7) allein sie sträubten sich um 1740 schon gegen die Anmaßung Gottscheds, daß er allein wissen wollte, was reines, gutes und schriftgemäßes Hochdeutsch wäre, und gegen sein Verlangen, daß so gut wie alle einzelnen Landschaften eigene Ausdrücke und alle Idiotismen im Sprechen von dem obersächsischen Schriftdeutsch, wie er es vertrat, ausgeschieden bleiben sollten. 8) Sie forderten für den Schriftsteller die Befugniß, nach seiner Einsicht Wörter und Redensarten aus den lebenden Mundarten oder aus den Werken der Vorzeit sich zu Nutze zu machen, die, wenn auch in Obersachsen veraltet, doch an und für sich gut und durch keine bessern oder nur gleich guten ersetzt wären; 9) sie drangen

---

7) Vgl. Bodmers Vorrede zum 2ten Th. von Breitingers krit. Dichtkunst und diese selbst 2, S. 18. — 8) In der eben angeführten Vorrede sagt Bodmer: wenn Meißen auch das beste Recht habe, von andern Provinzen zu fordern, daß sie ihre eigene Aussprache und Mundart für die seinige verlassen, so werde man dennoch den Kunstlehrern anderer Provinzen vergönnen, die Vortheile zu untersuchen, welche solche Provinzen, über die Meißen keine angeborene Herrschaft habe, vermögen sollen, ihre Aussprache und Mundart der meißnischen unterwürfig zu machen. — „Am wenigsten wird es denjenigen das Recht dieser Untersuchung sperren, welche es aufrichtig meinen und das Herz haben, ihre eigene angewöhnte Mundart gegen eine bessere zu verlassen; solchen, welche es sich nicht verdrießen lassen, wenn sie sich der geschickten und verständigen Arbeit anderer Leute, es sei in diesem oder einem andern Stücke, zum Vortheil ihrer Gemächlichkeit bedienen können. Die eigene Ehre und Liebe zu ihrer Sprache erfordern, daß die Sachsen diese Untersuchung den Sprachlehrern anderer deutschen Provinzen vielmehr erleichtern als sperren." Die Verschiedenheit der Mundart in Sachsen gegen die Mundart in den übrigen Provinzen entstehe öfter nur daher, weil jenes gute alte Wörter habe eingehen lassen, die diese unverändert behalten haben. Daher sei die gute Sprache nicht allein aus der meißnischen Mundart zu schöpfen. — 9) Vgl. Breitinger a. a. O. 2, S. 204 ff. und Bodmers krit. Betrachtungen über die poet. Gemählde rc. S. 93 f. — Um dieselbe Zeit hatte Gottsched an Joh. Fr. Christ auch

namentlich darauf, daß die „Machtwörter" wieder mehr aufgesucht und angewandt würden, als die geeignetsten Mittel die Sprache sinnlich zu beleben und zu kräftigen; [10]) sie konnten den Grund der Warnung vor allen etwas ungewöhnlichen Abweichungen der erhöhten, insbesondere der poetischen Redeweise von der gemein-üblichen Wort- und Satzfügung in nichts anderm als in einem Irrthum finden, [11]) und vermochten eben so wenig dem Grundsatz beizupflichten, daß alle neuen und ungewohnten Metaphern verwerflich seien. [12]) Als im Laufe der Vierziger die litterarische Fehde zwischen den Schweizern und den Leipzigern zu immer größerer Erbitterung entbrannte, steigerte sich bei jenen auch der Widerwille gegen die Sprachverbesserungen, die Gottsched mit seiner Schule entweder schon bewerkstelligt zu haben vermeinte, oder fortfuhr ins Werk zu setzen. In äußerst heftigen Ausfällen, die Bodmer im J. 1746

---

schon einen Amtsgenossen, dem das neue Schriftdeutsch, um welches er sich so viel bemühte, gar nicht mehr gefiel, obgleich Christ selbst in seiner Jugend vielerlei darin nach der Mode der Zeit gedichtet hatte. Nun erkannte er das ältere Deutsch allein für das wahre, das der neuen Wäßrigkeit vorzuziehen sei und die Keime zu etwas Besserem enthalte. Vgl. Danzel, Lessing rc. 1, S. 74 f. — 10) D. h. diejenigen Wörter, deren figürliche Bedeutungen durch einen langen Gebrauch in einer Sprache so geläufig geworden, daß man sie durchgehends für eigentliche Bedeutungen nehme. Denn diese Wörter, „welche viele ausgemachte Begriffe enge zusammenschließen und also viel gedenken lassen, machen eine Rede kräftig und beschäftigen das Gemüthe des Lesers mit vielem Nachdenken; hingegen muß eine Rede, die aus lauter Erklärungen und Umschreibungen zusammengesetzt ist, nothwendig matt und kraftlos werden." Breitinger a. a. O. 2, S. 46 ff.; vgl. auch S. 211 f., wo ein „Ausspruch" in der 2. Ausg. von Gottscheds krit. Dichtkunst S. 226 schon als „großsprecherisch" bezeichnet wird. — 11) A. a. O. 2, S. 463 ff. Sehr verständig bemerkt Breitinger, daß wer auf die Ausdrücke derer, die im Affecte reden, Acht haben wolle, ohne Mühe eine Menge von Inversionen wahrnehmen werde. — 12) A. a. O. S. 330 ff. —

auf „die tyrannischen Sprachrichter aus Sachsen" machte, bemühte er sich, das Thörichte und Verderbliche nachzuweisen, was in dem Verfahren der gottschedischen Schule liege, die deutsche Schriftsprache von allen fremden und ihr sonst mißliebigen Ausdrücken zu reinigen; und jetzt erklärte er gerade heraus, er sehe nicht ab, worauf der Anspruch der Meißner Mundart, die andern zu beherrschen, beruhen könne. [13]) — Bis dahin hatte Gottsched noch kein eigentliches grammatisches System geliefert; die Ausstellungen der Schweizer an seiner Sprachmeisterschaft betrafen dieselbe also nur in sofern, als sie sich in andern seiner Schriften geltend machte. Kaum war nun aber seine „Grundlegung zu einer deutschen Sprachkunst" erschienen, so erstanden ihm anderwärts neue Gegner: ein

13) Vgl. die Mahler der Sitten 2, S. 393 ff.; 655 ff. und ganz besonders S. 612 ff. „Die Frechheit dieser Sprachverderber," heißt es hier u. a., „ist so groß geworden, daß wir in dreißig Jahren, wofern niemand ihrem Unternehmen Einhalt thut, eine von den abgeschmacktesten Sprachen haben werden. Alles geht darauf los, sie matt, nervenlos, weitläuftig, unbestimmt zu machen, wozu ich noch setze, hart und unbiegsam. (Vgl. damit, was die Schweizer schon ein Jahr früher in ihrer Ausgabe von Opitzens Gedichten S. 169 f. gesagt hatten.) — Ich habe mit allem meinem Nachsinnen noch keinen tüchtigen Grund ausfinden können, warum eben der Meißner Dialect die Herrschaft haben sollte; warum andere Provinzen nicht eben so viel Recht haben sollten, ihre eigene Mundart auszubessern. — In Ansehung des Reichthums muß der Vortheil nothwendig auf der Seite der andern Provinzen sein, indem eine jede von denselben erstlich eine gute Anzahl eigener Wörter besitzt, welche sie aus der alten deutschen Sprache hergebracht und durch ihren Gebrauch von dem Untergange gerettet hat, hernach sich selber die Wörter, welche der sächsischen Mundart eigen sind, in ihren Schriften und Reden nicht verbeut. — Ich füge nur noch dieses hinzu, daß die Schweizer und alle] die deutschen Völker, welche sich der meißnischen Mundart unterwürfig machen, zu gleicher Zeit sich der Hoffnung begeben müssen, daß sie jemals die Schreibart erwischen werden, welche man in Frankreich die naive nennt. Denn wie wird derjenige naif, d. i. in der Sprache der Empfindungen schreiben können, der das Sächsische, so wie etwan das Lateinische, aus den Büchern erlernen muß?" —

schonender zuerst in Haller,[14]) ein schärferer in Popowitsch,[15]) und zehn Jahre später die ihm verderblichsten in Heinze[16]) und Lessing.[17]) Gottsched hatte seinen Ruhm auf dem sprachlichen Gebiete so gut, wie auf andern, schon lange überlebt. Unterdeß hatte sich unsere Sprache selbst unter den Händen der vorzüglichern Schriftsteller noch vor dem Schluß der funfziger Jahre rasch und lebenskräftig entwickelt. Klopstock hatte den Grund zu einer neuen poetischen Diction gelegt, Lessing sich bereits als Meister in der Prosarede bewährt. 1759 konnte Klopstock schon die Frage von dem wesentlichen

---

14) In einer den göttingschen Zeitungen von gel. Sachen auf das J. 1749 (unterm 13. Jan.) eingerückten Recension; vgl. Danzel, Gottsched ꝛc. S. 231 f. und dazu die beiden vorhergehenden Seiten. — 15) Joh. Siegism. Val. Popowitsch, geb. 1705 unweit Stubenitz in Unter-Steiermark, von 1754—66 Professor der deutschen Beredsamkeit an der Universität zu Wien, gest. 1774. Einige Stellen aus seiner 1750 anonym erschienenen Schrift, „Untersuchungen vom Meere." Frankf. u. Leipz. 4., in denen er die Unfehlbarkeit des Verfassers der „Grundlegung zu einer deutschen Sprachkunst" stark bezweifelt, hat Danzel a. a. O. der Anmerk. auf S. 302 f. einverleibt. Entschiedener trat dann Popowitsch gegen Gottscheds grammatisches System auf in „den nothwendigsten Anfangsgründen der deutschen Sprachkunst, zum Gebrauche der östers. Schulen ausgefertiget." Wien 1754. 8. — 16) Joh. Mich. Heinze, geb. 1717 zu Langensalza, seit 1770 Director des Gymnasiums zu Weimar, gest. 1790. Er gab „Anmerkungen über des Hrn. Prof. Gottscheds deutsche Sprachlehre, nebst einem Anhange einer neuen Prosodie." Göttingen u. Leipz. 1759. 8. heraus, über welche Lessing im 65. Litteraturbr. berichtete. — 17) Vgl. den eben erwähnten Litteraturbrief. (In demselben Jahre, in welchem dieser Brief geschrieben wurde, nahm Lessing von seinem zu Logau's Sinngedichten gelieferten Wörterbuch Anlaß, denjenigen deutschen Rednern und Dichtern, welche Ansehen genug hätten, die besten der veralteten Wörter wieder einzuführen, bemerklich zu machen, daß sie, wenn sie es wirklich thäten, der Sprache dadurch einen weit größern Dienst leisten würden, als durch die Prägung ganz neuer Wörter, von welchen es ungewiß sei, ob ihr Stempel ihnen den rechten Lauf so bald geben möchte. Vgl. den Vorbericht zu dem Wörterbuch in Lessings sämmtl. Schr. 5, S. 299.

Unterschiede der einen von der andern und von den Mitteln, durch welche jene über diese zu erheben sei, einer eigenen Erörterung unterwerfen. [18]) Tiefer und in viel fruchtbarerer

18) Im 26. Stück des nordischen Aufsehers (1, S. 321 ff.; wieder abgedruckt in Klopstocks sämmtl. sprachwissenschaftlichen und ästhet. Schriften rc., herausg. von A. L. Back und A. R. C. Spindler. Leipzig 1830. 16. Bd. 4, S. 13 ff.). So viel sei gewiß, sagt Klopstock, daß keine Nation weder in der Prosa noch in der Poesie vortrefflich geworden, die ihre poetische Sprache nicht sehr merklich von der prosaischen unterschieden hätte. Die deutsche Sprache, die nun anfange gebildet zu werden, habe noch neue Wörter nöthig; darunter seien auch einige wenige veraltete zu rechnen, die sie zurücknehmen sollte (vgl. damit Lessings gleichzeitig ausgesprochene Meinung in Anmerk. 17.). Wenn der Dichter in der Wahl der Wörter glücklich gewesen, so erhebe er sich auch durch die veränderte Ordnung derselben über die Prosa. Die deutsche Sprache sei reich, allein sie habe nicht selten einen unnützen Ueberfluß; sie könne nicht zu streng in der Enthaltung von solchen Wörtern und Redensarten (in der Poesie) sein, die, wenn man es genau untersuche, nicht einmal in Prosa geduldet werden sollten. Der deutsche Poet finde der Zeit eine Sprache vor, die männlich, gedankenvoll, oft kurz und selbst nicht ohne Reize derjenigen Annehmlichkeit sei, die einen fruchtbaren Boden schmücke, wenn sie mit sparsamer Ueberlegung vertheilt werde. Sie könne gleichwohl auf zwei Arten noch weiter ausgebildet werden. Die eine, wenn die Scribenten sich nach der Wendung richteten, die sie einmal genommen, und auf dem Wege fortgiengen, den Luther, Opitz und Haller zuerst betreten hätten; die andere, wenn sie der griechischen Sprache, der römischen und einigen unserer Nachbarn nachahmte. Jede Sprache habe ihre Idiotismen; die Römer hätten sogar die grammaticalischen Idiotismen der Griechen nachgeahmt. Daß die Deutschen dieß auch thun sollten, sei seine Meinung nicht, obgleich er nicht zu viel zu wagen glaube, wenn er die sparsame Nachahmung einiger Wortfügungen ausnehme; er meine nur, daß sie sich das Geschrei derjenigen, welche die platte Sprache des Volks allein für gut Deutsch zu halten schienen, nicht abhalten lassen sollten, den Griechen und Römern in ihren glücklichen Ausdrücken der Poesie nachzuahmen. Aber damit wolle er dem Originalcharacter unserer Sprache nichts vergeben haben; er sei weit entfernt, sich für diejenige sklavische Nachahmung zu erklären, welche die Hälfte Deutschlands angesteckt zu haben schiene, und die es noch dahin bringen könnte, daß die Ausländer glauben würden, die Deutschen am richtigsten von andern Nationen zu unterscheiden, wenn sie dieselben Nachahmer nennten. —

Weise gieng dann acht Jahre später Herder auf ihre Beantwortung ein. Dieß geschah in den Fragmenten zur deutschen Litteratur.[19]) So gründlich und vielseitig, wie in diesem Buch, war überhaupt noch niemals der Geist und Character der deutschen Sprache aufgefaßt, in so beredter und hinreißender Darstellung noch nie über sie geschrieben worden. Wie er sie vorfand, und wie sie zeither gehandhabt worden, hatte sie Herder mit aller Treue geschildert, ihre Mängel nicht verdeckt, ihre Tugenden nicht übersehen.[20]) Was die Schweizer zu ihrer Kräftigung und sinnlichen Belebung im Schriftgebrauch gefordert, was sie von dem Werthe des in den Volksmundarten und in der altdeutschen Litteratur ruhenden Wortschatzes und von der Bedeutsamkeit der Machtwörter ausgesagt, was über die Anwendbarkeit der Idiotismen und der Inversionen mehr nur angedeutet hatten: das war von ihm wieder aufgenommen, tiefer begründet, weiter ausgeführt und in ein helleres Licht gesetzt.[21]) Wovon Klopstock noch als von einer bloßen Ueberlieferung, deren innere Wahrheit dahin gestellt blieb, ausgegangen war, als er für die Poesie das Recht beanspruchte, sich ihre eigene Sprache zu schaffen;[22]) über dessen Richtigkeit

---

19) Namentlich in der ersten Sammlung, deren im Einzelnen viel mehr ausgeführte Umarbeitung ein Jahr später erschien, wonach sie in den Werken abgedruckt ist; die beiden andern sind geblieben, wie sie zuerst herauskamen. Da ich voraussetzen darf, daß Herders Werke viel eher als andere Bücher, aus denen ich Stellen in die Anmerkungen rücke, im Besitze meiner Leser sind, und ich überdieß gerade hier zu viel aus den Fragmenten abschreiben müßte, wollte ich ihrem Inhalt irgend gerecht werden: so beschränke ich mich für die folgenden Anmerkungen dieses §. auf die bloße Angabe der Hauptstellen, die das im Text Gesagte belegen werden. — 20) Sämmtl. Werke. Zur schönen Litt. und Kunst. 1, S. 104—127. — 21) Vgl. 1, S. 81—104. — 22) Der zweite Absatz jener Abhandlung im nord. Aufseher beginnt mit den Worten: „Ich weiß nicht, ob es wahr ist, was man in vielen Büchern wiederholt hat, daß bei allen Nationen, die sich durch die schö-

ließ Herder keinen Zweifel mehr übrig,[22]) und erst seine Auseinandersetzung zog die natürliche und eigentliche Scheidelinie zwischen dem Sprachgebiet der Poesie und dem der Prosa. Der Gewinn, den unsere Sprache aus dem Uebersetzen ziehen könne, war gegen die Einbuße abgewogen, den sie dadurch an ihrer Eigenthümlichkeit erleiden möchte;[24]) der hohe Werth hervorgehoben, der auf eine ihrer eigensten Natur und der deutschen Denkart ganz gemäße Ausbildung gelegt werden müsse, und dem gegenüber gestellt der unberechenbare Schaden, der ihrer natur- und volksmäßigen Entwickelung aus der beinahe ausschließlich lateinischen Schulbildung und aus dem hergebrachten vielen Lateinschreiben erwachsen sei.[25]) So viel geistreiche und anregende Gedanken in Herders Buch auch noch sonst niedergelegt waren, nirgend drängten sie sich zu solcher Fülle und mit so überzeugender Kraft zusammen, als in den Abschnitten über die Sprache. Der Geist der gottschedischen Schule in der Behandlung des Hochdeutschen war damit überwunden, wenn auch noch nicht in der Art, wie seine grammatischen Verhältnisse aufgefaßt und dargestellt wurden, so doch in dem Hervorziehen und dem Verwenden der in ihm ruhenden Mittel durch Dichter und Prosaisten.

§. 266.

So lange nämlich bei der Erforschung und Darstellung

---

en Wissenschaften hervorgethan haben, die Poesie eher als die Prosa zu einer gewissen Höhe gestiegen sei. — 23) Vgl. 1, S. 150—194. Ueber den eben berührten Zweifel Klopstocks insbesondere läßt er sich S. 159—162 (1. Ausg. 1, S. 34 ff.) aus. — 24) Vgl. 1, S. 210—215; 226 f. — 25) Vgl. 1, S. 46; 2, S. 142 f.; 149—163; 185—190; 196—200; 329. Wie Klopstock von dem Lateinschreiben deutscher Männer dachte, hat er unverhüllt genug in seiner deutschen Gelehrtenrepublik (sämmtl. Werke in der Taschenausg. 12, S. 35; 201—207) ausgesprochen.

der grammatischen Verhältnisse unserer Sprache die kritische Richtung vor der historischen entschieden vorwaltete, d. h. so lange die deutschen Grammatiker darauf ausgiengen, die Sprache einer gewissen Zeit festzuhalten und weniger aus einer innern Ergründung dieser selbst, als aus den für vollkommen ausgegebenen Schriftstellern eben dieser Zeit ein System zusammenzusetzen, von welchem abzuweichen ihnen für fehlerhaft oder bedenklich galt: [a]) so lange entfernten sie sich im Princip auch nicht von Gottscheds Lehre, wie weit ihn auch immer einzelne unter ihnen an Gründlichkeit, Scharfsinn und Umsicht im Auffassen und Beurtheilen der Sprachgesetze übertreffen, wie sehr von ihm in der Art der allgemeinen und der besondern Behandlung ihres Stoffes abweichen mochten. [b]) Niemand gelangte im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts als deutscher Sprachforscher zu größerm Ruf und machte sich seit der Mitte der siebziger Jahre auch wirklich verdienter um die Grammatik sowohl, wie um die Lexicographie des Neuhochdeutschen, als Joh. Chr. Adelung; [c]) aber auch er erhob sich nur durch

---

a) J. Grimm, deutsche Grammatik, 1. Ausg. S. XIII ff. — b) Ein Verzeichniß deutscher Grammatiken, die nach Gottscheds deutscher Sprachkunst und vor der ersten Ausgabe von J. Grimms d. Grammatik erschienen sind, findet man bei Hoffmann, d. deutsche Philologie im Grundriß S. 140—143. Ueberhaupt gibt dieses Buch reichliche Nachweisungen von Schriften dieses Zeitraums, die in das Fach der deutschen Sprachwissenschaft gehören. — c) Geb. 1734 zu Spantekow bei Anklam in Pommern, studierte zu Halle Theologie, ward 1759 Professor am evangelischen Gymnasium in Erfurt, legte seine Stelle aber nieder und lebte seit 1763 in Leipzig vom Corrigieren für Buchhändler und vom Uebersetzen, bis er 1787 die Stelle des Oberbibliothekars in Dresden mit dem Hofrathstitel erhielt, und starb 1806. — Zuerst gab Adelung heraus „Versuch eines vollständigen grammatisch-kritischen Wörterbuchs der hochdeutschen Mundart, mit beständiger Vergleichung der übrigen Mundarten, besonders aber der oberdeutschen.“ 4 Thle und des fünften erste Hälfte, Leipzig 1774—86. 4.; neue vermehrte und verbesserte Ausgabe unter d. Titel „Grammatisch-kritisches Wörterbuch der hochd. Mund-

seine bei weitem tiefere und umfassendere Sprachkenntniß, durch seine wissenschaftliche Methode und durch seine scharfsinnigen Entwickelungen über Gottscheds Standpunct; seine Grundansicht von der deutschen Sprache, von ihrer Rein- und Festhaltung im Schriftgebrauch und von ihrer etwaigen Bereicherung aus den lebenden Mundarten und aus den altdeutschen Schriftwerken war kaum minder beschränkt als die seines Vorgängers. d)

art ꝛc." 4 Thle, Leipzig 1793—1801. 4 (und „Auszug aus dem grammatisch-krit. Wörterbuch ꝛc." Leipzig 1793—1802. 4 Thle. 8.). Lessing, der sich früher auch eine Zeit lang mit dem Gedanken getragen hatte, „ein deutsches Lexicon zusammenzuschreiben," erklärte sich, als er den ersten Theil der ersten Ausgabe des adelungschen kennen gelernt hatte, mit dieser „Arbeit nicht ganz zufrieden" (Brief aus dem J. 1774 in Bd. 12, S. 409; dazu vgl. 11, S. 617—654). Die Beurtheilung, die Adelungs großes, noch immer höchst schätzbares Werk in der Jen. Litt. Zeit. von 1804. Nr. 24—26; 39 ff. von J. H. Voß erfuhr, hat J. Grimm a. a. O. in der ersten Note zu S. LXXV als eine Ungerechtigkeit bezeichnet. — Sein grammatisches System stellte Adelung dann zuerst auf in der „deutschen Sprachlehre zum Gebrauch der Schulen in den preuß. Landen." Berlin 1781. 8. (öfter aufgelegt), wovon auch noch in demselben Jahre ein Auszug erschien; und ausgeführter in dem „Umständlichen Lehrgebäude der deutschen Sprache, zur Erläuterung der deutschen Sprachlehre für Schulen." 2 starke Octavbände, Leipzig 1782. Ueber seine andern auf die deutsche Sprache bezüglichen Schriften und die ganze damit in Verbindung stehende Litteratur vgl. den Artikel „J. Ch. Adelung" bei Jördens 1, S. 13 ff.; 5, S. 700 ff.; 6, S. 537 ff. — d) In der Vorrede zu dem „umständlichen Lehrgebäude" bemerkt er sehr richtig: eine gründliche Sprachlehre sei gewissermaßen eine pragmatische Geschichte der Sprache; solle sie nun eine wahre Geschichte und kein Roman sein, so müsse sie die Sachen nicht so vortragen, wie sie sein könnten oder sein sollten, sondern wie sie wirklich seien. Allein theils war die Art, wie er geschichtliche Dinge überhaupt und die geschichtliche Entwickelung einer Sprache insbesondere auffaßte, zu unlebendig, willkürlich und durch verwirrende Vorurtheile mißleitet, theils fehlte seiner Sprachkenntniß immer zu sehr „die tiefere historische Unterlage," als daß er in seinem Lehrgebäude eine wirkliche Geschichte der hochdeutschen Sprache hätte liefern können. Schon aus dem, was er in der Vorrede und in der Einleitung im Allgemeinen über die innere Bildung des Sprachkörpers und die verschiedenen Sprachzustände seit der frühesten bis zu seiner

Nur rückte er die Periode, in welcher ihm das Schrifthochdeutsch zu seiner höchsten Vollkommenheit ausgebildet zu sein schien, etwas weiter vor als Gottsched: er begrenzte sie durch die Jahre 1740 und 1760; denn dieser Zeitabschnitt sollte „der schönste nicht nur der schönen Litteratur Deutschlands, sondern des deutschen Geschmacks überhaupt" gewesen sein, „wo die Sprache unter den Schriftstellern eine gewisse Einheit" gehabt habe, die er im Verlauf ihrer Geschichte sonst durchgehends vermißte. *) Unter seinen Zeitgenossen, die sich mit gramma-

Zeit herab vorbringt, ergibt sich zur Genüge, daß er nicht auf dem rechten Wege war; und in dem ganzen Werke sind der falschen Voraussetzungen unzählige, die natürlich zu eben so vielen falschen Folgerungen geführt haben. Im Besondern will ich nur auf einige Stellen der Einleitung aufmerksam machen. S. 18 spricht er von der rohen Beschaffenheit und der äußersten Armuth der ältesten deutschen Sprache, die über unsere Kenntniß nicht ganz hinausliegt, wie von etwas, das sich von selbst verstehe. S. 23 wird das Gothische, wie es Ulfilas vorfand, noch sehr roh und ungeschlacht genannt. S. 53 f. warnt er sehr ernstlich vor Ueberschätzung der schwäbischen (mittelhochdeutschen) Dichter: sie seien in einem so rohen und unwissenden Jahrhunderte, als das 12te und 13te gewesen, allerdings eine angenehme Erscheinung und um ihrer Sprache willen überaus schätzbar; allein dieß sei auch ihr ganzes Verdienst. Und doch gelte, was er von dem so rohen Zustand der Dichtkunst dieser Zeit gesagt habe, auch von der Sprache, welche zwar ungleich reicher, geschmeidiger und ausgebildeter sei, als zwei Jahrhunderte zuvor, aber doch dabei die noch rohen Sitten und die eingeschränkten und mangelhaften Begriffe dieser Zeit sehr deutlich verrathe und verrathen müsse. Sie zum Nachtheil unserer heutigen Sprache empfehlen, hieße, wieder zu den Trebern zurückkehren, von welchen man gekommen sei. Was die Benutzung der Mundarten für die Schriftsprache betrifft, so verbietet er sie S. 87 ff. zwar nicht schlechthin, verstattet sie jedoch nur in „überaus enger Einschränkung" und allenfalls da, wo es auch erlaubt sei, ganz fremde Wörter aufzunehmen. Ein Provinzialwort bleibe im Hochdeutschen allemal ein Flecken, und wenn es auch meißnisch sein sollte. — e) Vgl. hierzu besonders in Adelungs Magazin für die deutsche Sprache (8 Stücke in 2 Bänden, Leipzig 1782—84. 8.) 1, St. 1 die erste Abhandlung: „Was ist Hochdeutsch?" die fünfte: „Auch etwas von der deutschen Litteratur," und den Zusatz zu

tischen Dingen beschäftigten und entweder mit vollständigen deutschen Sprachlehren hervortraten, oder nur auf einzelne Theile

beiden Abhandlungen im 2. Stück desselben Bandes. Das neuere Hochdeutsch, wird in der ersten Abhandlung ausgeführt, ist aus der Verfeinerung und Ausbildung der Provinzial-Mundart des südlichen Obersachsens hervorgegangen. Allerdings liege ihm die ältere hochdeutsche Schriftsprache zum Grunde, es sei aber nicht aus dem Allgemeinsten und Besten aller Provinzen zusammengesetzt, und so falle auch alle Bereicherung aus denselben von selbst weg. Als die gebildete Mundart der südlichen kursächsischen Lande könne sie, was ihren eigenen Sprachgebrauch angehe, nur da beurtheilt und bestimmt werden, wo sie einheimisch sei, nicht in den Provinzen, wo man das Hochdeutsche als eine fremde Sprache erlerne. Es sei daher auch etwas mehr als sonderbar, wenn Schriftsteller aus den Provinzen den hochdeutschen Sprachgebrauch oder das, was gut Hochdeutsch ist oder nicht, bestimmen wollten. Die andere Abhandlung soll dann zeigen, durch welche Umstände in der ersten Hälfte des 18. Jahrh. Obersachsen schnell und unwiderstehlich Deutschlands Attica und Toscana geworden, daß es dem bis dahin unvollkommenen und schwankenden Geschmacke zur Stütze und Führerin diente. Auf den „verderblichen siebenjährigen Krieg" wird die Schuld geschoben, daß die „unstreitig schönste Zeit der schönen Litteratur Deutschlands und des deutschen Geschmacks überhaupt" nur zwanzig Jahre gedauert habe. Den „einigen wahren männlichen Grad des guten Geschmacks," zu dem damals die deutsche Litteratur erhoben gewesen, hätte sie nie überschreiten sollen. Aber nach dem Kriege „hörete Sachsen auf zu blenden und zu tauschen; der hier ausgebildete Geschmack verlor dadurch seinen Einfluß auf das Ganze. Die übrigen deutschen Provinzen, welche sich nach Obersachsen gebildet hatten, waren mit dem empfangenen Grade der Cultur zufrieden und glaubten nun, ohne fremde Beihülfe weiter gehen zu können. Sehr bald artete der Geschmack in den Provinzen aus. Daher die Vernachlässigung der Reinigkeit und Richtigkeit der Sprache; daher der widrige Gebrauch fremder Wörter, wo gute deutsche vorhanden sind; daher die Jagd auf veraltete und Provinzial-Wörter; daher der Hang in den Werken des Witzes bloß das Neue für schön zu halten; daher die Erhebung der niedrigen Volkssprache, welche dem guten Geschmack gerade entgegengesetzt ist; daher der Bardengesang, Minnegesang, die fremden Sylbenmaaße und was dergleichen Verirrungen mehr sind." Und nun der Trumpf: „Der gute Geschmack ist immer nur einer. Entweder hat Obersachsen denselben von 1740—1760 gänzlich verfehlet, oder die Wege, welchen man seitdem in den Provinzen gefolgt, sind

der Grammatik eingehende Schriften herausgaben, war keiner, auch Klopstock mit seinen hierher fallenden sinnigen Abhandlungen und Gesprächen nicht ausgenommen, [f]) durch den die vaterländische Sprachwissenschaft, sofern sie es mit dem neuen Schrifthochdeutsch zu thun hatte, im Ganzen oder auch nur in einigen wesentlichen Stücken noch mehr gefördert worden wäre, als es durch Adelung geschah; und auch die Spätern brachten sie bis gegen das Jahr 1819 hin nicht weiter, wo von Jac. Grimm [g]) erst entschieden mit der bisherigen Be-

---

Abwege und Verirrungen." — Den Inhalt dieser Abhandlungen beleuchtete noch in demselben Jahre, wo sie erschienen, Wieland (im d. Merkur von 1782. 4. S. 145 ff. und 193 ff.). Ihm schien die Zeit noch keineswegs gekommen zu sein, wo die Anzahl der Schriftsteller, welche den ganzen Reichthum unserer Sprache enthalten, für beschlossen angenommen werden könnte, und daß bis dahin die ältern Dialecte noch immer als gemeines Gut und Eigenthum der echten deutschen Sprache und als eine Art von Fundgruben anzusehen seien, aus welchen man den Bedürfnissen der allgemeinen Schriftsprache in Fällen, wo es vonnöthen sei, zu Hülfe kommen könne. Adelungs Entgegnungen darauf findet man im Magazin 1, St. 4, S. 79 ff. und S. 112 ff., die Wieland wieder im 4. Stück des Merkurs von 1783 beantwortete. (Diese Antwort ist mit jenen beiden ersten Aufsätzen wieder abgedruckt in Wielands sämmtl. Werken, Taschenausg. von 1824 ff. Bd. 44, S. 187 ff.) — f) „Klopstock kann nicht eigentlicher Sprachkenner heißen; er waltete in der neuern Sprache und fühlte mitunter in die ältere hinein." J. Grimm a. a. O. S. LXXV, Note 1. Außer den Abschnitten der deutschen Gelehrtenrepublik (Hamburg 1774. 8.), die „Aus einer neuen deutschen Grammatik" überschrieben sind, hat man alle die deutsche Sprache betreffenden Schriften Klopstocks („Ueber die deutsche Rechtschreibung," Leipzig 1778. 8. „Ueber Sprache und Dichtkunst. Fragmente," Hamb. 1779. 80. 8. „Grammatische Gespräche," Altona 1794. 8. und verschiedene andere, meist in Zeitschriften oder erst nach seinem Tode herausgegebene Sachen) beisammen in den beiden ersten Bänden der §. 265, Anmerk. 18 angeführten Sammlung von Back und Spindler. — g) Geb. d. 4. Januar 1785 zu Hanau, verlebte einen Theil seiner Knabenzeit zu Steinau, wo sein Vater Amtmann war, kam 1798 auf das Lyceum zu Cassel und studierte seit 1802 die Rechte zu Marburg, wo v. Savigny sein Lehrer war. 1806 ward er am Kriegscollegium in

handlungsart und dem Princip, worauf sie beruhte, gebrochen und gleich mit dem glänzendsten Erfolge die historische Richtung in dem grammatischen Studium des Deutschen eingeschlagen wurde.

§. 267.

Der Mangel an einem Werke, wie es Grimm endlich in seiner Grammatik lieferte, war längst gefühlt worden: schon 1767 wünschte J. Moeser jemand herbei, der unsere Sprache studierte, wie Winckelmann die Antiken; [1]) und zehn Jahre später vermißte Herder im Bereiche der deutschen Litteratur *nichts mehr* als neben einer Geschichte der vaterländischen Poesie *eine* Geschichte der deutschen Sprache. [2]) Allein der letztere mußte sich auch noch 1793 an der Aussicht auf die Zeit genügen lassen, wo wir zu unserm sprachlichen Alterthum, wie zu der heimischen Vorzeit überhaupt, mit größerem Eifer zurückkehren und mithin unser altes Gold schätzen lernen würden. [3]) Dazu eingelenkt war allerdings schon lange durch das Hervorziehen und Druckenlassen altdeutscher Sprachdenkmäler.

Cassel angestellt und zwei Jahre darauf zum Privatbibliothekar des Königs von Westphalen ernannt. Nach der Rückkehr des Kurfürsten gieng er 1814 im Auftrage der Regierung als Secretär des hessischen Gesandten ins Hauptquartier der Verbündeten und nach Paris, um dort die aus Hessen entführten Litteraturschätze zu ermitteln und zurück zu befördern, im Jahr darauf nach Wien und mit Aufträgen der preuß. Regierung nochmals nach Paris. In demselben Jahre erhielt er die Stelle des zweiten Bibliothekars in Cassel, von wo er 1829 als Professor und Bibliothekar nach Göttingen berufen ward. Acht Jahre nachher aus den hannoverschen Landen verbannt, lebte er wieder in Cassel, bis er 1841 nach Berlin gezogen wurde, wo er als Mitglied der Akademie Vorlesungen an der Universität hält.

1) Vgl. den Brief an Nicolai in Moesers verm. Schriften 2, S. 141 ff. auf der letzten Seite. — 2) Herders Werke zur schön. Litt. und Kunst 7, S. 50. — 3) Vgl. die Vorrede zum 5. Theil der zerstreuten Blätter (Werke zur schön. Litt. und Kunst 20, S. 167). —

Was hierin während des vorigen Zeitraums geschehen war, [4]) hatte man in diesem weiter geführt, und wenn damals die Neigung der Sprachforscher und der Herausgeber alter Schriftwerke vorzugsweise der gothischen und althochdeutschen Litteratur sich zugewandt hatte, so nahm sie jetzt die Richtung entschiedener zu der Litteratur der mittlern Zeiten, vorzüglich zu den mittelhochdeutschen Dichtungen. Gottscheds hier einschlagende Bemühungen bezeichneten gleichsam den Uebergang von jener ältern zu dieser neuen Richtung, die zuerst in Bodmers Empfehlung der sogenannten Minnesinger, sodann in den von ihm und Breitinger gemeinschaftlich besorgten Drucken altdeutscher Dichtwerke bestimmter hervortrat. Alle drei, besonders aber die beiden Schweizer, erwarben sich, nicht minder durch das Interesse, das sie in Andern für die Sprache und die Litteratur unserer Vorzeit weckten, als durch ihre beschreibenden Nachrichten von den bereits bekannten Denkmälern derselben und von den darüber erschienenen Schriften, durch ihren Eifer im Aufsuchen bis dahin unbeachtet gebliebener und durch deren Erläuterung, so unvollkommen ihre Leistungen auch noch immer waren, sehr große Verdienste. [5]) Von unsern berühmtern

---

4) Vgl. §. 191, S. 545 ff. — 5) Wenn die deutschübende poetische Gesellschaft zu Leipzig sich schon früher u. a. vorgesetzt hatte, die deutschen Dichter der alten und mittlern Zeiten zu untersuchen (Beiträge zur krit. Historie d. d. Sprache ꝛc. St. 12, S. 643), so legte doch erst ihr Senior Gottsched nach der Umgestaltung, die er mit ihr vorgenommen, ernstlich Hand ans Werk. Von den Beiträgen zur krit. Historie d. deutschen Sprache ꝛc., die wenigstens einige Jahre hindurch als ein Organ der deutschen Gesellschaft in Leipzig angesehen werden durften (vgl. §. 252, Anm. c), brachten gleich die ersten Bände verschiedene Berichte über Schriften, die von gothischen, alt- und mittelhochdeutschen Sprachdenkmälern handelten, oder über erst kürzlich dem Druck übergebene altdeutsche Litteraturwerke. Auch in den beiden andern Zeitschriften, die Gottsched auf die Beiträge folgen ließ, zeigte sich sein fortdauerndes Interesse an unserm sprachlichen Alterthum (vgl. J. Ch. Adelungs Vorrede

Dichtern und Prosaisten, die im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts an diesen Dingen regen Antheil nahmen und zur

---

zu Fr. Adelungs fortgesetzten Nachrichten von altd. Gedichten in Rom, S. VIII f.) und sein Eifer, dieß Interesse auch in Andern zu erwecken. Er hatte dabei noch den besondern Zweck, sich hinreichendes Material zu einer Geschichte der deutschen Sprache zu sammeln, die er (in der Vorrede zu seiner deutschen Sprachkunst) zu liefern versprach. Vgl. darüber Danzel, Gottsched ꝛc. S. 246 ff.; über seine von einigen altdeutschen Dichtungen (der Eneide Heinrichs von Veldeke, dem Renner ꝛc.) handelnden Programme Jördens 2, S. 232; 483; 486; und seine Ausgabe des Reineke Vos §. 148, Anm. b. Am werthvollsten von allen seinen in das Fach der deutschen Alterthumswissenschaft gehörenden Schriften ist heutiges Tages noch sein „Nöthiger Vorrath zur Geschichte der deutschen dramatischen Dichtkunst ꝛc. 2 Thle. 8. Leipzig 1757. 65. — Bodmern sollen zunächst geschichtliche Untersuchungen während der Jahre 1730—1740 den alten Sprachquellen zugeführt haben (D. Museum 1783. Th. 1, S. 269; vgl. Jördens 1, S. 157 unten). Damals hatte Gottsched durch seine Beiträge schon eine gewisse Kennerschaft in unserm Sprachalterthum an den Tag gelegt, und Bodmer muß sich ihm darin, wenn er sich auch nicht zuerst geradezu an ihn angelehnt und an ihm auferbaut haben sollte, doch wenigstens untergeordnet haben (vgl. Danzel S. 192 f.). Vom J. 1741 an wuchs seine Neigung für die altdeutsche Sprache und Litteratur mehr und mehr und damit auch sein Eifer, sie Andern zu empfehlen, ihren Denkmälern in Handschriften selbst nachzuspüren, diese, in Verbindung mit seinem Freunde Breitinger, herauszugeben und sie, soviel es geschehen konnte, durch Erläuterungen noch zugänglicher zu machen. Von Fischart und Seb. Brant spricht Bodmer mit Anerkennung schon in den kritischen Betrachtungen über die poet. Gemählde ꝛc. (1741) S. 179 und 373 ff.; die Minnesinger empfahl er zuerst im 7. Stück der Sammlung der zürcherischen Streitschriften ꝛc. (1741—44), und dasselbe nebst dem folgenden Stück brachte auch Fabeln des Bonerius, theils im alten Text, theils übersetzt. 1745 lieferte Breitinger in der Ausgabe von Opitzens Gedichten die dem Annoliede untergesetzten Erklärungen. Sodann folgten die „Proben der alten schwäbischen Poesie," die „Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger," „Chriemhilden Rache und die Klage ꝛc.", die „Sammlung von Minnesingern aus dem schwäbischen Zeitpunct ꝛc." (vgl. §. 110, Anm. c; §. 120, Anm. g; §. 100, Anm. k); und später lieferte Bodmer die Handschriften zu den Drucken der Nibelungen und des Parzival in Chr. H. Müllers Sammlung. Anderes, was er über altdeutsche Sprache und Poesie geschrieben, oder worin er sich als Bearbeiter alter Dichtwerke versucht hat, läßt sich bei

Belebung des Studiums altdeutscher Sprache und Poesie dadurch beitrugen, daß sie bald Andern dasselbe warm empfahlen, bald die Ergebnisse eigener Forschungen veröffentlichten, oder ältere Gedichte, sei es in Nachbildungen, sei es im Urterte, ihren Zeitgenossen näher brachten, dürfen vor andern J. Moeser,[6]) Lessing,[7]) Klopstock,[8]) Gleim,[9]) Herder[10]) und Wieland[11]) genannt werden. Neben ihnen waren theils als eigentliche Sammler oder Herausgeber, theils als Sprach- und

Jördens 1, S. 138 ff. finden. Nach Norddeutschland trug er zunächst seine Liebe zu den mittelhochdeutschen Lyrikern, die nebst den Fabeln des Bonerius im 18. Jahrh. weit eher Beifall und Anerkennung fanden als die großen erzählenden Dichtungen des 13. Jahrh., in den langeschen Kreis zu Laublingen über; vgl. Lange's Samml. gelehrter und freundschaftl. Briefe 1, S. 156; 164 f.; 2, S. 57; 237 ff. und Prutz, der Götting. Dichterbund S. 145 f. — 6) Vgl. Gottschedś neuen Büchersaal 8, S. 365 ff., besonders aber einen Brief Moesers aus dem J. 1756 in dessen verm. Schriften 2, S. 201 ff. und dazu noch desselben patriot. Phantasien (Ausg. von 1820) 3, S. 228 ff. — 7) Die Belege vom J. 1758 an sind zu finden in seinen sämmtl. Schriften 12, S. 108; 11, S. 30 ff. (vgl. dazu 12, S. 443 und Danzel, Lessing 2c. 1, S. 337 f.; 370 f.); 12, S. 116; 143; 13, S. 272 f. und dazu 12, S. 521 f., so wie 11, S. 666 ff.; ferner die Abhandlungen „über die sogenannten Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger," 9, S. 5 ff. und 10, S. 330 ff.; endlich 12, S. 418 f.; 445 und 11, S. 468 ff. — 8) Vgl. die Ausgabe klopstockischer Schriften von Back und Spindler 6, S. 239 ff.; 2, S. 214 ff.; 3, S. 105 ff.; 229. — 9) Von ihm erschienen „Gedichte nach den Minnesingern." Berlin 1773. 12. und „Gedichte nach Walther von der Vogelweide." Halberstadt 1779. 8.; vgl. dazu Jördens 2, S. 145 f. und 6, S. 189. — 10) Vgl. Werke zur schönen Litt. und Kunst 2, S. 144; zur Philos. und Geschichte 20, S. 187 f.; den zuerst im d. Museum vom J. 1777 gedruckten Aufsatz „Aehnlichkeit der mittlern englischen und deutschen Dichtkunst" (Werke zur schönen Litt. und Kunst 7, S. 47 ff.); die Vorrede zum zweiten Theil der Volkslieder (daselbst S. 73 ff.) und das „Andenken an einige ältere Dichter" im d. Museum von 1779 und 1780, dann in der 5. Sammlung der zerstreuten Blätter (wieder abgedr. 20, S. 168 ff.). — 11) Vgl. D. Merkur 1775. 1, S. 285; 1776. 1, S. 71 ff.; 168 ff.; 2, S. 82 f.; 111 ff.; Briefe an Merck, 1835. S. 88 und die §. 266, Anm. e angeführten Aufsätze zur Beantwortung der Frage „Was ist Hochdeutsch?" —

Sacherklärer, die der Folgezeit mehr oder minder geschickt und nützlich vorarbeiteten, auf diesem Felde noch besonders thätig K. J. Michaeler,[12]) J. J. Oberlin,[13]) J. Ch. Adelung,[14]) Ch. H. Müller,[15]) J. J. Eschenburg,[16]) F. D. Grae-

12) Geb. 1735 zu Inspruck, Jesuit und ordentlicher Professor der allgem. Weltgeschichte auf der Universität seiner Vaterstadt, seit 1783 Custos der Universitätsbibliothek zu Wien, gest. 1804. Er gab heraus Tabulae parallelae antiquissimarum teutonicae linguae dialectorum etc. Inspruck 1776. 8. und Hartmanns Iwein (vgl. §. 94, Anm. a). — 13) Geb. 1735 zu Straßburg, Professor und Bibliothekar an der dortigen Universität, gest. 1806. Außer mehrern lateinischen Dissertationen über verschiedene Denkmäler der altdeutschen Sprache und Litteratur gab er *mit* seinen Erläuterungen und Ergänzungen heraus J. G. Scherzii Glossarium germanicum medii aevi potissimum dialecti suevicae. 2 Bde. fol. Straßburg 1781. 84. — 14) Sein Magazin für die deutsche Sprache (§. 266, Anm. e) enthält außer Abdrücken verschiedener älterer deutscher Gedichte oder poetischer Bruchstücke auch noch andere Beiträge zur Geschichte unserer alten Sprache und Litteratur. Ueber seine Schrift „Jacob Püterich von Reicherzhausen" vgl. §. 127, Anm. b. Eine „Geschichte der Gothen und ihrer Sprache," so wie eine höchst bedeutende Beisteuer zu der Einleitung überhaupt lieferte er Zahnen für die Ausgabe des Ulfilas (S. 1—18; vgl. S. XII), und von der Sprache und Litteratur der Deutschen in der frühesten Zeit handelte er, ausführlicher als in seinem Lehrgebäude, in der „ältesten Geschichte der Deutschen rc." Leipzig 1806. 8. S. 308—402. — 15) Geb. 1740 zu Zürich, wurde Professor am joachimsthalischen Gymnasium in Berlin, gieng 1788 nach seiner Vaterstadt zurück und starb daselbst 1807. Die von ihm besorgte „Sammlung deutscher Gedichte aus dem 12. 13. und 14. Jahrh." 2 Bde. 4. erschien zu Berlin 1782—85; der dritte Band ist unvollendet geblieben. — 16) Geb. 1743 zu Hamburg, studierte seit 1764 in Leipzig und Göttingen, wurde am Carolinum in Braunschweig 1767 Hofmeister und sechs Jahre nachher Professor. 1786 ernannte ihn der Herzog zum Hofrath, auch erhielt er später ein Kanonikat. Er starb 1820. Die von ihm zuerst im d. Museum, im 5. Stück von Lessings Beiträgen zur Gesch. und Litt. aus d. Schätzen der wolfenb. Bibliothek und in Graeters Bragur bekannt gemachten Aufsätze über Werke der altd. Litteratur und das, was er aus diesen selbst hatte drucken lassen, sammelte er, mit Zufügung neuer Stücke, in den „Denkmälern altdeutscher Dichtkunst." Bremen 1799. 8. Seiner Erneuerung von Boners Edelstein ist §. 120, Anm. g gedacht; andere seiner hierher fallenden Beiträge zur deutschen Alter-

ter,[17]) W. F. H. Reinwald,[18]) Fr. Adelung[19]) und J. Ch. Zahn.[20]) Indessen zeigte sich die Theilnahme an diesen Studien so lange noch immer sehr vereinzelt, bis die romantische Schule eine gerechtere Würdigung mittelalterlicher Kunst und Poesie anbahnte, und Tieck, die Brüder Schlegel, Görres, L. A. von Arnim und Cl. Brentano sich beeiferten, die letztere sowohl im Erneuern, Sammeln und Herausgeben altdeutscher Dicht- und Prosawerke wieder zu beleben, als auch durch litterar-geschichtliche

---

thumswissenschaft sind angeführt bei Jördens 6, S. 795 f.; vgl. K. G. W. Schiller, Braunschweigs schöne Litteratur ꝛc. S. 85 f. — 17) Geb. 1768 zu Schwäbisch-Hall, seit 1789 Lehrer und seit 1804 Rector am Gymnasium daselbst, 1818 zum Rector des Ulmer Gymnasiums ernannt, neun Jahre darauf in Ruhestand versetzt und gest. 1830. Er gab heraus „Bragur. Ein litterarisches Magazin der deutschen und nordischen Vorzeit.“ 7 Bde. 8. (den ersten mit Ch. G. Boeckh, den dritten mit J. H. Häßlein; die vier letzten auch unter dem Titel „Braga und Hermode“). Leipzig 1791—1802; dann „Odina und Teutona. Ein neues litter. Magazin d. deutsch. u. nord. Vorzeit.“ 1. Bd. Breslau 1812. 8., und „Idunna und Hermode. Eine Alterthumszeitung.“ 5 Jahrgänge (an verschiedenen Verlagsorten) 1812—16. 4. — 18) Geb. 1737 zu Wasungen im Meiningischen, lebte in Meiningen als herzogl. sächs. Rath und Oberbibliothekar und starb 1815. Er lieferte für Zahns Ausg. des Ulfilas die Umarbeitung von F. K. Fulda's (geb. 1724 zu Wimpfen in Schwaben, war Pfarrer, zuletzt in Ensingen im Würtembergischen, wo er 1788 starb) handschriftlich hinterlassenem gothischen Glossar (die von Fulda gleichfalls ausgearbeitete gothische Sprachlehre hat Zahn selbst berichtigt und vervollständigt). — 19) Ein Neffe des Sprachforschers, geb. 1768 zu Stettin, lebte seit 1796 in Rußland, wurde 1803 Lehrer der jungen Großfürsten und 1825 Präsident der Petersburger Akademie, gest. 1843. Während einer Reise durch Italien, die er nach Vollendung seiner Universitätsstudien angetreten, wußte er sich Zugang zu den damals noch in der vaticanischen Bibliothek festgehaltenen altdeutschen Handschriften aus Heidelberg zu verschaffen und beschrieb dieselben, mit Einfügung vieler Stellen daraus, in den „Nachrichten von altd. Gedichten“ ꝛc. und den „fortgesetzten Nachrichten ꝛc.“ Königsberg 1796. 99. 8. — 20) Geb. 1767 zu Halberstadt, seit 1798 Prediger in Delitz bei Weißenfels, gest. 1818. Seine Ausgabe des Ulfilas (vgl. Anm. 14 und 18) erschien Weißenfels 1805. 4. —

orträge und Schriften ihr allgemeinere Anerkennung zu ver-
haffen. [21]) Mit der Zahl derjenigen, die sich seit dem An-
ng des gegenwärtigen Jahrhunderts und vornehmlich seit den
nglücklichen Ereignissen von 1805 und 1806 ernstlicher mit
nserer alten Litteratur beschäftigten, mehrten sich die Aus-
aben entweder schon früher gedruckter oder so lange nur in
andschriften ruhender Sprachdenkmäler und damit auch die
läuternden Arbeiten, die jedoch, wo sie auf das eigentlich
Sprachliche näher eingiengen, noch fortwährend mehr das Lexi-
alische als das Grammatische berücksichtigten. So traten nach

21) Hierher gehören von Tieck, außer den ganz freien Bearbeitungen er Geschichte von den Haimonskindern, der schönen Magelone und der Schildbürger (vgl. §. 168) in den Volksmärchen, herausg. von Pet. Leberecht. Berlin 1797. 3 Bde. 8., die Erneuerung der „Minnelieder aus dem schwäbischen Zeitalter." Berlin 1805. 8. und die Bearbeitung des „Frauendienstes von Ulrich von Lichtenstein" (vgl. §. 97, Anm. 2; über Tiecks Antheil an v. d. Hagens Ausg. des Königs Ruther s. die Einleitung dazu S. III; XII); — von A. W. Schlegel „Tristan. Erster Gesang" (nach Gottfried von Straßburg) 1800, in die Gedichte aufgenommen; Recensionen in den Heidelberger Jahrbüchern der Litt. 1810. (Philos.) S. 97 ff.; 1811. S. 1073 ff.; 1815. S. 721 ff. (auch in den sämmtl. Werken 12, S. 125 ff.); „Aus einer noch ungedruckten histor. Untersuchung über das Lied der Nibelungen" (in Fr. Schlegels deutsch. Museum 1812 f. 1, S. 9—36; 505—536; 2, S. 1—23); und „Gedichte auf Rudolf von Habsburg von Zeitgenossen" (ebend. 1, S. 289 ff.); — von Fr. Schlegel „Lother und Maller" (vgl. §. 168, Anm. c); „Ueber nordische Dichtkunst" (in seinem Museum 1, S. 162 ff. und in den sämmtl. Werken 10, S. 65 ff.); und die 6—8. Vorlesung in der Geschichte der alten und neuen Litteratur (aus d. J. 1812). 2 Bde. 8. Wien 1815; — von Görres „die deutschen Volksbücher 2c." Heidelberg 1807. 8.; die Ausgabe des „Lohengrin" (s. §. 94, Anm. n); „Altdeutsche Volks- und Meisterlieder." Frankf. a. M. 1817. 8., so wie Verschiedenes in den Heidelberger Jahrbüchern, in Fr. Schlegels d. Museum 2c.; — von Arnim und Brentano „des Knaben Wunderhorn. Alte deutsche Lieder gesammelt." 3 Bde. 8. Heidelberg 1806—8. (der erste Band neu aufgelegt 1819; neue Ausg. des Ganzen als 13. 14. und 17. Band von L. A. v. Arnims sämmtl. Werken. Charlottenburg 1845 f.); über Brentano's Ausgabe „des Goldfadens" vgl. §. 168, S. 442 die Anmerkungen.

und neben einander mit Drucken einzelner Werke oder mit ganzen Sammlungen hervor B. J. Docen,[22]) einer der ersten, die sich eine gründlichere Kenntniß des Altdeutschen aneigneten, J. G. Büsching[23]) und F. H. von der Hagen,[24]) J. Grimm

22) Geb. zu Osnabrück 1782, Custos an der Centralbibliothek zu München und Mitglied der dortigen Akademie, gest. 1828. Außer verschiedenen beschreibenden Verzeichnissen von altdeutschen Schriftwerken, mit ausgehobenen Stellen daraus oder besondern Abhandlungen, in v. Aretins Beiträgen zur Geschichte und Litteratur (München 1803—7. 8.), im N. litterarischen Anzeiger, im Museum für altd. Litteratur und Kunst, in der Sammlung für altd. Litt. und Kunst, in Fr. Schlegels d. Museum, Schellings Zeitschrift von Deutschen für Deutsche (Bd. 1. Nürnberg 1813. 8.), der Br. Grimm altd. Wäldern ꝛc., gab er heraus „Miscellaneen zur Geschichte der deutschen Litteratur ꝛc." 2 Bde. 8. München 1807 (der erste, mit Zusätzen vermehrt, wieder 1809); „Erstes Sendschreiben über den Titurel" (vgl. §. 94, S. 209 die Anmerkungen), und einige kleine althochd. Stücke. — 23) Geb. 1783 zu Berlin, wurde 1811 Archivar zu Breslau und dabei außerordentlicher, seit 1822 ordentlicher Professor an der Universität und starb 1829. Allein gab er, außer den Uebersetzungen von Hartmanns armem Heinrich und den Nibelungen, heraus „Wöchentliche Nachrichten für Freunde der Geschichte, Kunst und Gelahrtheit des Mittelalters." 4 Bde. 8. Breslau 1816—19; und „Hans Sachs Werke" (Bearbeitung einer bedeutenden Anzahl derselben), 3 Bde. 8. Nürnberg 1816—24. S. die folgende Anmerk. — 24) Geb. 1780 zu Schmiedeberg in der Ukermark, seit 1811 an der Breslauer und seit 1824 an der Berliner Universität Professor der deutschen Sprache und Litteratur. In Gemeinschaft mit Büsching gab er heraus „Sammlung deutscher Volkslieder ꝛc." Berlin 1807. 12.; „deutsche Gedichte des Mittelalters." Bd. 1. Berlin 1808. 4.; „Buch der Liebe." Berlin 1809. 8.; mit Büsching, Docen (und vom 2. Bde auch mit Hundeshagen) „Museum für altd. Litteratur und Kunst." 2 Bde. 8. Berlin 1809. 11. und „Sammlung für altd. Litt. und Kunst." Breslau 1812. 8.; allein eine Bearbeitung der Nibelungen und der Klage, Berlin 1807. 8. und mehrere Ausgaben der ersten Dichtung (bei einer auch die zweite; vgl. §. 100, Anm. k und §. 104, Anm. e); das „Narrenbuch." Berlin 1811. 8.; Bearbeitungen mehrerer Gedichte des deutschen Sagenkreises, unter dem Titel „der Helden Buch." Berlin 1811. 8. und „Niederdeutsche Psalmen aus d. Karolinger Zeit." Breslau 1816. 4. Anderes, was von ihm herrührt, fällt erst nach dem Erscheinen von Grimms Grammatik. —

und sein Bruder Wilhelm,[25]) G. F. Benecke,[26]) K. Lachmann[27]) u. A. Nun kam 1819 der erste Theil von J. Grimms Grammatik in der ersten Ausgabe.[28]) Nach der gründlichsten Durchforschung des ganzen in Deutschland und anderwärts[29]) bereits geöffneten Schatzes an gothischen, alt-

25) Geb. 1786 zu Hanau, wurde von Cassel, wo er Bibliothekssecretär war, 1829 zugleich mit seinem Bruder als Professor und Bibliothekar nach Göttingen berufen, acht Jahre nachher entlassen und lebt seit 1841 in gleichen Verhältnissen wie sein Bruder in Berlin. Von beiden Brüdern zusammen erschienen vor 1819, außer den Kinder- und Hausmärchen (2 Bde. 16. Berlin 1812—14; 2. Ausg. in 3 Bänden 1819 ff.) und den deutschen Sagen (2 Bände 8. Berlin 1816. 18), „die beiden ältesten deutschen Gedichte rc." Cassel 1812. 4. (vgl. §. 34, Anm. a), die „altdeutschen Wälder." 3 Bde. 8. Cassel und Frankfurt 1813—16. und „der arme Heinrich von Hartmann v. d. Aue." Berlin 1815. 8.; allein von Jacob „Ueber den altdeutschen Meistergesang." Göttingen 1811. 8.; von Wilhelm „Altdänische Heldenlieder, Balladen und Märchen." Heidelb. 1811. 8. Außerdem lieferten sie noch sehr werthvolle Recensionen, namentlich in die Heidelberger Jahrbücher und in die Leipziger Litteraturzeitung. — 26) Geb. 1762 zu Mönchsroth im Oettingischen, 1792 in Göttingen bei der Bibliothek angestellt, seit 1805 auch Professor an der Universität, gest. 1844. Von ihm erschienen vor 1819 „Beiträge zur Kenntniß der altdeutschen Sprache und Litteratur. 1. Bd. Th. 1. Göttingen 1810. 8. (die zweite Hälfte erst 1832), und „der Edelstein von Bonerius." Berlin 1816. 8. Benecke hat, wie Lachmann in der Vorrede zur zweiten Ausg. des Iwein bemerkt, den Ruhm, mit Sinn und bescheidener Sorgfalt zuerst ein ganz neues Verständniß der mittelhochd. Poesie eröffnet zu haben. — 27) Geb. 1793 zu Braunschweig, seit 1825 ordentlicher Professor an der Berliner Universität, gest. 1851. Unter seinem Namen erschien vor 1819 nur die vortreffliche Schrift „Ueber die ursprüngl. Gestalt des Gedichts von der Nibelungen Noth." Berlin 1816. 8. (vgl. §. 100, Anm. b); er lieferte aber auch schon 1817 in die Jen. allgem. Litteraturzeit. N. 132—135 eine gediegene Recension der zweiten durch v. d. Hagen besorgten Ausgabe der Nibelungen und that viel, ja wohl das Beste, an Köpke's Ausg. des Barlaam und Josaphat (vgl. §. 96, Anm. d). — 28) Deutsche Grammatik. Von Jac. Grimm. Erster Theil. Göttingen 1819. 8. — 29) Namentlich in England, den Niederlanden und den skandinavischen Reichen. —

und mittelhochdeutschen, alt- und mittelniederdeutschen, mittelniederländischen, altfriesischen, angelsächsischen und altnordischen Sprachquellen und im Besitz einer umfassenden Kenntniß sowohl der lebenden Sprachen germanischer Abkunft, wie der merkwürdigsten stammverwandten aus alter und neuer Zeit, hatte Grimm in seinem Werke zunächst die Geschichte der Wortbiegungen in ihrer Entwickelung durch alle Zeiträume einer jeden deutschen Sprache, von der gothischen bis zu denen der Gegenwart herab, mit einer bewundernswürdigen Meisterschaft abgehandelt und schon damit den gesammten deutschen Sprachorganismus bis zu einer Durchsichtigkeit aufgehellt, deren Möglichkeit früher selbst von den gelehrtesten und scharfsinnigsten Forschern in diesem Fache kaum geahnt worden war. Nach drei Jahren erschien dann die zweite, völlig umgearbeitete, durch die Buchstabenlehre bereicherte Ausgabe dieses Theils, dem bis 1837 noch drei neue, die Wortbildungslehre und die erste Hälfte der Syntax umfassende Theile folgten. [30]) Mit diesem Werke war erst ein fester Boden für die Grammatik des Neuhochdeutschen und zugleich die unentbehrlichste Grundlage für die vaterländische Alterthumswissenschaft gewonnen, die von da an unter den Händen des Meisters und seiner Schule auch schnell und kräftig emporwuchs. [31])

§. 268.

So langsam die deutsche Sprachwissenschaft fortschritt, so rasch vervollkommnete sich unsere Sprache selbst unter den Händen der Schriftsteller. In frühern Zeiträumen hatte der

---

30) Erster Theil 2. Ausg. Göttingen 1822; zweiter bis vierter Thl. Göttingen 1826. 31. 37; dann noch von dem ersten Theil die erste (außer der Einleitung nur die Vocallehre befassende) Abtheilung in einer 3. Ausg. Göttingen 1840. 8. — 31) Etwas Näheres darüber an einer andern Stelle.

Wachsthum der vaterländischen Litteratur vorzüglich auch mit darum kein stätiger und auf die Dauer gedeihlicher sein können, weil entweder einer blühenden Poesie keine schützende Prosa zur Seite trat, oder eine sich ermannende Prosa sich nicht an einer lebensvollen Poesie zu erwärmen vermochte.[a]) Jetzt rafften sich beide zugleich und neben einander aus ihrer Erschlaffung und Verderbniß auf, und der erste reine Gewinn davon fiel der sprachlichen Seite unserer neu erblühenden Litteratur zu. Vergleicht man daher die Schriftsprache dieses Zeitraums im Ganzen mit der des vorigen, wie sie jetzt und damals in den Werken der vornehmsten Dichter und Prosaisten erscheint, so ist der Abstand zwischen beiden außerordentlich groß. Man muß aber unterscheiden. In der elementaren Beschaffenheit seiner Glieder und äußeren Organe sind an dem Sprachkörper sehr wenige und allermeist auch nur sehr unbedeutende Veränderungen eingetreten: denn von Verschiedenheiten in der Wortschreibung abgesehen, sind die Buchstabenverhältnisse in den Stämmen und Ableitungen, so wie die Wortbiegungen fast durchgängig geblieben, wie sie sich seit Opitz und der Wirksamkeit der fruchtbringenden Gesellschaft in den correcter geschriebenen Werken des siebzehnten Jahrhunderts festgestellt hatten. Sehr auffallend dagegen ist schon die Zunahme an Fülle des Wortvorraths: ist im Laufe der Zeit auch mancher Ausdruck geschwunden, den das Schriftdeutsch aus dem voraufgegangenen Jahrhundert in das achtzehnte noch mit herüberbrachte, so kommt dieser Abgang doch gar nicht in Betracht gegen den Reichthum an neuen Wörtern, der ihm theils aus dem bis dahin nur mehr landschaftlich und in der Rede des Volks Ueblichen, oder aus alten,

---

a) J. Grimm in der Vorrede zu den latein. Gedichten des 10. und 11. Jahrh. S. VI f. —

wieder hervorgezogenen Denkmälern durch einflußreiche Schriftsteller zugeführt, theils von ihnen in eigenen, entweder durch ableitende Silben oder — was der bei weitem gewöhnlichere Fall — durch Zusammensetzung gebildeten Ausdrücken erworben worden ist. Am aller bemerkbarsten jedoch zeigt die neue Sprache ihre Ueberlegenheit über die zunächst ältere in dem Gebrauch, den sie von ihren syntactischen Mitteln, von Idiotismen und von der Nüancierung der Wortbedeutungen zu machen gelernt hat. Ungleich freier und kühner, geschmeidiger und mannigfaltiger in ihren Bewegungen beim Satz- und Periodenbau, hat sie sich mit einer Fülle neuer Wortstellungen und Wendungen bereichert; durch zahlreiche bildliche Ausdrücke und Idiotismen, die sie entweder aus der Redeweise des Volks in sich aufgenommen oder neu geschaffen hat — zunächst in Nachahmung fremder Sprachen, dann immer mehr aus dem Geiste des eigenen Volks —, hat sie sich sinnlich belebt, innerlich erwärmt und erfrischt, wieder an natürliche Bewegung gewöhnt und volksthümlich gefärbt; durch Erweiterung der Begriffssphäre vieler schon vorhandenen Wörter und durch eigens gebildete sich umfangreich und geschickt genug gemacht, zum Vortrag der feinsten und abstractesten Gedanken zu dienen; und zuletzt noch durch ihre sorgfältige, characteristische und feine Ausbildung in den verschiedenen Stilarten auch die übrigen Tugenden sich angeeignet, um ein vortreffliches Darstellungsmittel für jede Gattung der Poesie und der Prosa abzugeben. Nur hat sie in der ungebundenen Rede nicht den Grad der Reinheit erreicht, den sie in der gebundenen einnimmt. Wenn hierin das Zurückbleiben der einen hinter der andern auch nicht mehr so stark in die Augen fällt, wie im vorigen Zeitraum, so haben doch in die Schriften von rein wissenschaftlichem Inhalt, auch außer den eigentlich technischen Bezeichnungen, noch immer sehr viele

dem Griechischen und Lateinischen abgeborgte, und in Prosawerke, die zur schönen Litteratur zählen, fast ebenso oft französische und andere fremde Ausdrücke Eingang gefunden, die, wo und wie sie gebraucht sind, lange nicht alle schlechthin erforderlich waren, um wirkliche Lücken in unserm Sprachschatze auszufüllen. — Bis in die sechziger Jahre giengen unsere Schriftsteller, wie in Allem, so auch in der Ausbildung der Sprache und der Verwendung ihrer Mittel mehr noch bei den fremden Litteraturen in die Lehre, als daß sie sich bei ihr selbst, aus ihrer Geschichte und aus ihrem lebendigen Gebrauch unter dem Volke, Raths erholten. Besonders hielten sie sich zu den Franzosen, Engländern und Römern, viel seltener zu den Italienern und Griechen und so gut wie gar nicht zu den Spaniern. Von den Litteraturen dieser drei Völker machten sich in der unsrigen während des achtzehnten Jahrhunderts überhaupt erst nach dem J. 1770 stärkere unmittelbare Einflüsse bemerklich, zunächst und zumeist von der griechischen. Damals hatte aber der Character der deutschen Sprache schon wieder so viel Selbständigkeit und Volksthümlichkeit erlangt, daß sie sich unter jenen Einflüssen zwar noch in mancher Hinsicht, zumal für den poetischen Gebrauch, verschönerte und äußerlich bereicherte, jedoch nicht mehr nöthig hatte, sich an fremden Mustern im eigentlichen Sinne zu bilden. — Zuvörderst kam es darauf an, dem gereinigten Schriftdeutsch einerseits Bestimmtheit, Gedrungenheit und nervigte Kürze, andrerseits leichte Bewegung, gefällige Zier und Anmuth zu verschaffen. Gottsched hatte ihm in seinem Eifer für Reinheit und Deutlichkeit zu stark den Stempel seiner eigenen breiten, nüchternen und pedantischen Natur aufgedrückt. Die Verfasser der Bremer Beiträge verloren die Ziele, nach denen er zumeist gestrebt, nicht aus den Augen, aber ihr wärmeres Gefühl, ihr geweckterer Geist, ihr feinerer Geschmack

sicherten ihren Bemühungen um eine richtige Ausdrucksweise und um eine zwischen Verstiegenheit und Plattheit die rechte Mitte haltende Darstellungsform ungleich bessere Erfolge. Unterdessen hatte schon Hagedorn durch sein Beispiel gezeigt, was sich von den Franzosen, Haller, was sich von den Engländern zur Veredelung der zeitherigen poetischen Schreibart lernen ließ: die Gedichte des Einen zeichneten sich eben so vortheilhaft durch ihre leichte, klare und gefällige Sprache aus, wie die des Andern durch einen kräftigen, gedrungenen und kernigen Gedankenausdruck, worin mit ihm um dieselbe Zeit, da seine poetischen Sachen zuerst bekannt wurden, Drollinger glücklich wetteiferte. Noch einige Jahre früher hatten Mosheims heilige Reden ein neues Ermannen der Prosa angekündigt, die seit dem Anfang der Dreißiger auch schon sehr sicher, keck und belebt von Liscow in der Satire gehandhabt wurde. Auf dem Wege, auf den sie Hagedorn gewiesen, wurde die poetische Sprache zunächst durch die jüngern Dichter des hallischen Kreises und seit der Mitte der Sechziger durch Wieland weiter geführt: ihm hatte sie es vornehmlich zu danken, wenn unter ihren übrigen guten Eigenschaften, die sie dem folgenden Jahrzehent zubrachte, auch einschmeichelnde Glätte und leichter Fluß, das Liebliche und reizend Nachlässige in der Bewegung und die sich dem Gedanken bequem anschmiegende Weichheit mitzählten. An kunstgerechte und elegante Stellung ihrer Glieder im Satz und in der Periode, an Rundung und Ebenmaaß in ihren Wendungen suchte sie, im beständigen Hinblick auf Horaz, Ramler mit feinem Tact und ausdauernder Sorgfalt zu gewöhnen, zu derselben Zeit, wo sich unter Klopstocks belebender Hand die Tugenden überraschend schnell entwickelten, die in ihr zu wecken Haller und Drollinger bemüht gewesen waren. Klopstock beflügelte sie zuerst wieder zu einem höhern Schwunge,

e sich kühn über die Prosarede zu erheben vermochte; er ihr wieder den wahren innern Adel, Würde und Hoheit, ie seelenvolle Innigkeit seines deutschen Gemüths in sie lehrte sie ihre Mittel und Kräfte im Wettstreit mit der he Englands und den beiden classischen kennen und geen, und bildete sie damit zuerst in großartiger Weise für til der höhern Dichtungsarten aus. [b]) Die Prosa der Litteratur fieng an sich in den Werken Rabeners, Geßund besonders Wielands zu schmeidigen und zu veredeln,

---

Klopstock, bemerkte Herder in den Fragmenten (Werke 1, S. 84 f.), die Sprache seiner Zeit nothwendig für sich zu enge finden; er ich also in ihr eine Schöpfersmacht an, übte diese zur Bewunaus, und zu noch größerer Bewunderung übertrieb er sie nicht. el Galle seine Art des Ausdrucks bei dieser und jener Heerde mag haben, so sehr sie durch dummes Lob und Nachäffung entweihet — mit allen Schwächen und Fehlern bleibt sie eine mächtige e. Und nicht einmal bewundere ich sie so sehr, wenn sie aus hen des Himmels der Götter die Sprache Sions und Thabors als wenn sie aus den Tiefen der menschlichen Seele rken und Empfindungen nicht spricht, sondern Gen bildet." Vgl. Gervinus 4, S. 119 f.; 123. — Wer die ritte, welche die deutsche Dichtersprache in der Zeit vom Erschei Bremer Beiträge bis gegen die Mitte der Sechziger gemacht, m recht augenfälligen Beispiel überblicken will, wird von Herder allgem. d. Biblioth. 7, 1, S. 150 ff. (auch in seinem Lebensbild zweite Abth. S. 47) auf die Werke Giseke's verwiesen. „Da r bei den Stücken von Giseke, die er gesammelt hat, die Zeit t, wann sie verfertigt sind, und es Gisekеn so leicht ward, sich Ton eines Andern hineinzudichten: so sehen wir bei ihm, wie h seit einiger Zeit die Sprachform unserer Poesie verändert. — nehme einzelne Bogen aus unserm Dichter: wer wird in den von 1745 und in denen von 1763. 64 einen Verfasser erken Da Giseke in keiner Dichtungsart eigenen Ton, Originalmanier m scheint; da er sich überall in den Ton eines Andern, aber sehr h hineingedichtet hat: so läßt sich bei ihm als einem Nachahmer r ersten Classe dieser veränderte Zeitgeschmack in der Diction vielffenbarer bemerken als in der originalen selbst." Auf ein Beis etwas früherer Zeit macht Schlosser 1, S. 647 f. aufmerksam. —

der rednerische und der Lehrstil hoben sich zusehends in den Schriften Jerusalems, Spaldings, Gellerts, [c]) Unzers, Zimmermanns, Mendelssohns und Abbts, die geschichtliche Darstellungsform vorzüglich durch Winckelmann und Moeser. [d]) Niemand jedoch that für die Vervollkommnung der schönen und der Lehrprosa unmittelbar und zugleich mittelbar für die Befreiung der poetischen Diction von allem steifen, gemachten und ihr aufgezwungenen Wesen mehr als Lessing. Er führte nicht mehr, was selbst noch Klopstock that, die Sprache in fremde Schule; denn er wollte unsere Litteratur mit dem Geiste der großen Alten und der besten Neuern befruchten, nicht in deren Sprach- und Kunstformen sie einüben. Er war der Meinung, daß ein Genie seiner angebornen Sprache, sie möchte sein, welche sie wollte, jede beliebige Form ertheilen könnte, [e]) und er hatte Vertrauen genug zu den Anlagen der seinigen, um ihre Bildung von innen heraus zu unternehmen. So schrieb er zuerst wieder ein Deutsch, durch welches der Geist keiner Schule blickte, sondern das er unmittelbar aus dem Leben gegriffen und an der Sprache unserer Vorzeit erfrischt hatte, in welchem die Künstelei vor der unverfälschten Natur gewichen war, und das mit den Vorzügen einer allseitigen Durchbildung und mit dem besondern Gepräge der Geistesform eines der originellsten Schriftsteller den lebenskräftigen Ton und die gesunde Farbe der Volkssprache vereinigte. [f]) In denselben Jahren,

---

c) Gellert wirkte, außer durch seine Schriften, auch durch seine Vorlesungen über den deutschen Stil und durch die von ihm geleiteten practischen Uebungen darin auf die Verbesserung der Schreibart in ganz Deutschland ein. — d) Vgl. über die Fortschritte der Sprach- und Stilbildung bis in die Sechziger auch Goethe, Werke 25, S. 88 f. 99 f. — e) Vgl. in der vierten Abhandlung über die Fabel (sämmtl. Schriften 5) S. 415. — f) „So lange Deutsch geschrieben ist, hat, dünkt mich, niemand wie Lessing Deutsch geschrieben; und komme man

wo Lessing in der Minna von Barnhelm, dem Laokoon und der Dramaturgie hohe Muster der schönen und der Lehrprosa lieferte, trat Herder auf und führte durch seine phantasievolle, bilderreiche, springende und kühn verknüpfende Darstellungsweise in den Fragmenten zur deutschen Litteratur über zu der von Freiheits- und Naturgefühl überschwellenden Sprache der Sturm- und Drangperiode, die, in den Schriften der meisten sogenannten Originalgenies jener Zeit unperiodisch und wild-enthusiastisch, voller Ausrufungen, Elisionen und Wortverstümmelungen, g)

---

und sage, wo seine Wendung, sein Eigensinn nicht Eigensinn der Sprache selbst wären. Seit Luther hat niemand die Sprache von dieser Seite so wohl gebraucht, so wohl verstanden. In beiden Schriftstellern hat sie nichts von der plumpen Art, von dem steifen Gange, den man ihr zum Nationaleigenthum machen will." Herder im d. Merkur von 1781, Oct.-Heft S. 4. Der freiern, natürlichern und dabei doch gehobenen und edlen poetischen Sprache der spätern Zeit, namentlich im Drama, arbeitete Lessing insbesondere dadurch vor, daß er sich in seinen dramatischen Werken von jeder metrischen Fessel entband und erst ganz zuletzt für den Nathan wieder die Versform wählte, aber auch hier eine bei weitem gefügigere als die so lange beliebt gewesene alexandrinische. Er meinte in den Litteraturbriefen (sämmtl. Schr. 6, S. 64), der einzige Deutsche habe die Freiheit, seine Prosa so poetisch zu machen, als es ihm beliebe; und da er in dieser poetischen Prosa am treuesten sein könne, warum solle er sich das Joch des Silbenmaaßes auflegen, wo er es nicht sein könnte? Zwar schrieb auch Klopstock die meisten seiner biblischen und vaterländischen Schauspiele in ungebundener Rede; wer möchte aber behaupten wollen, daß seine Schreibart darin auch nur in ähnlicher Weise wie der Stil in Lessings Stücken die Sprache des deutschen Drama's von der Steifheit der gottschedischen Zeit zu der reinen Kunstbildung in Goethe's und Schillers vollendetsten Werken hinübergeführt habe? — Ueber den Character von Lessings Sprache und Stil vgl. noch Fr. Schlegel, Lessings Geist aus seinen Schriften, oder dessen Gedanken und Meinungen zusammengestellt und erläutert (3 Thle. 8. Leipzig 1804. N. Ausg. 1810) 1, S. 8 ff.; Gervinus 4, S. 319; 346 f. und Schlosser 2, S. 653. — g) Den Elisionen in der poetischen Sprache redete Herder, soviel mir bewußt ist, das Wort zuerst in den fliegenden Blättern von deutscher Art und Kunst (1773) S. 58 (Werke zur schön. Litt. und Kunst 7, S. 38 f.). Er bedauerte, und sicherlich nicht ohne Grund, daß wir

nur bei Goethe allein niemals das Maaß des Erlaubten überschritt und in seiner Prosa wie in seiner Poesie sich zu der

---

in schnellrollenden, gereimten komischen Sachen und aus dem entgegengesetztesten Grunde in den stärksten, heftigsten Stellen der tragischen Leidenschaft keine Elisionen hätten oder uns machen wollten. Unsere Vorfahren hätten sie häufig und zu häufig gehabt, die Engländer sie zur Regel gemacht; uns quälten die schleppenden Artikel, Partikeln ꝛc. oft so sehr und hinderten den Gang des Sinns und der Leidenschaft — aber wer unter uns würde zu elidieren wagen? Unsere Kunstrichter zählten die Silben und könnten so gut scandieren! — Kurz darauf (1774) erschien der erste Band der „ältesten Urkunde des Menschengeschlechts,“ und hierin hatte nun Herder selbst für seine Prosa von Freiheiten, die er eben erst der Dichtersprache gewünscht, in so ungemessener Weise Gebrauch gemacht und überhaupt sich eine solche Sprache gebildet, daß ihm Hamann gleich schrieb (Schriften 5, S. 121): „Die Gräuel der Verwüstung in Ansehung der deutschen Sprache, die alcibiadischen Verhunzungen des Artikels, die monstrosen Wortkuppeleien, der dithyrambische Syntax und alle übrige licentiae poeticae verdienen eine öffentliche Ahndung und verrathen eine so spasmodische Denkungsart, daß dem Unfuge auf die eine oder andere Art gesteuert werden muß. Dieser Mißbrauch ist Ihnen so natürlich geworden, daß man ihn für ein Gesetz Ihres Stils ansehen muß, dessen Befugniß mir aber ganz unbegreiflich ist ꝛc.“ Von diesem Aeußersten kam Herder selbst zwar bald zurück (vgl. J. G. Müller in Herders Werken zur Relig. und Theol. 5, S. 25 f.); desto ungezügelter zeigten sich aber andere Schriftsteller der Genialitätsperiode, in der Behandlung der Wortformen nicht bloß, sondern auch in ihrem Stil, z. B. Lavater in den physiognomischen Fragmenten. Außer Herder, und eigentlich schon vor ihm, war es besonders M. Claudius, durch den die damals so vielen Anstoß erregenden und auch vielfach (z. B. von Lichtenberg, verm. Schriften 4, S. 372) verspotteten Elisionen und Wortverstümmelungen eine Zeit lang in die Mode kamen. Vgl. Gervinus 4, S. 457 f.; 5, S. 39. — In anderer Art mußte sich die Sprache ungefähr dreißig Jahre später eine ganz willkürliche und im Grunde noch viel rohere Behandlung der schriftgemäßen Wortformen gefallen lassen. Um nämlich Reime und Assonanzen genug für gewisse den Italienern und Spaniern nachgekünstelte Vers- und Strophenarten zu beschaffen, griffen die Romantiker nicht bloß nach guten alten, aber außer Gebrauch gekommenen Nominal- und Verbalformen zurück, sondern bedienten sich auch solcher, die aller grammatischen Regel widerstrebten und nur zur Zeit der ärgsten Sprachverwilderung in der Litteratur gangbar gewesen waren (wie stande oder stunde, sange, empfunde, schluge, Karle, Sigis-

reinen Schönheit abklärte, welche schon in seinen Jugendliedern und im Werther nicht minder bewundernswerth ist, als in den vollendetsten Werken seiner reifern Jahre. Seit jenem Zeitpunct hielt sich die Litteratursprache je nach der Begabung der verschiedenen Schriftsteller und der Sorgfalt, die sie darauf verwandten, entweder auf der Höhe, die sie bereits erstiegen hatte, oder sank bald mehr bald minder tief, um dann auf's neue durch einzelne ausgezeichnete Dichter und Prosaisten gehoben zu werden, unter denen Schiller[h]) neben Goethe den ersten

---

wunde, zoren etc. statt stand, stund, sang, empfand, schlug, Karl, Sigismund, zorn; Beispiele kann man in Tiecks Kaiser Octavianus, in dessen Romanze „die Zeichen im Walde" und andern seiner Gedichte, mehr noch bei Fr. Schlegel in den Romanzen von Roland und sonst finden). Dieß bildete den Uebergang zu der Sprache, in welcher man altdeutsche Dichtungen dem allgemeinern Verständniß näher zu rücken suchte. Man schrieb die Wortformen, so weit es sich nur irgend mit Versmaaß und Reim vertrug, in neuhochdeutsche um und ließ, wo es nicht angieng, entweder die alten stehen, oder änderte sie, wenn sie nicht ganz unverständlich geworden waren und durch entsprechende neue Ausdrücke ersetzt werden mußten, in solche um, die wohl irgend einmal und irgendwo gangbar gewesen, jedoch weder für rein neuhochdeutsche noch für eigentlich mittelhochdeutsche gelten konnten, so daß aus dieser Mischung ein Deutsch entstand, wie es niemals in irgend einem Theile unsers Vaterlandes gesprochen worden ist. Das Uebelste bei diesem Verfahren aber war, daß man es meistentheils bloß bei dieser ganz äußerlichen Art von Erneuerung bewenden ließ und sich wenig oder gar nicht darum kümmerte, ob den beibehaltenen oder umgeschriebenen Wortformen noch dieselben Bedeutungen zukämen, die sie im 13. Jahrh. hatten, und ob der Sprache der Gegenwart auch noch die Fügungen und Wendungen der alten eigen wären: denn dieß hatte die Folge, daß die Gedichte ein in den meisten Zügen verzerrtes, und in den feinern oft bis zum Ausdruck des Albernen abgestumpftes Ansehen erhielten. Von jener willkürlichen Behandlung der Wortformen stand man nach und nach ab; der Mangel an Rücksicht auf den veränderten Wortsinn und auf die feinern syntactischen Unterschiede zwischen dem Mittel- und Neuhochdeutschen macht sich aber auch jetzt noch zu sehr in den Uebersetzungen von poetischen Werken des 13. Jahrh. fühlbar, und nicht bloß in den schlechtern. — h) Niemand wird läugnen wollen, daß nicht nur unsere

nur bei Goethe allein niemals das Maaß des Erlaubten … überschritt und in seiner Prosa wie in seiner Poesie sich zu …

---

in schnellrollenden, gereimten komischen Sachen und aus dem entge… gesetztesten Grunde in den stärksten, heftigsten Stellen der tragischen … denschaft keine Elisionen hätten oder uns machen wollten. Unsere … fahren hätten sie häufig und zu häufig gehabt, die Engländer … Regel gemacht; uns quälten die schleppenden Artikel, Partikeln 2c. … so sehr und hinderten den Gang des Sinns und der Leidenschaft — … wer unter uns würde zu elidieren wagen? Unsere Kunstrichter … die Silben und könnten so gut scandieren! — Kurz darauf (177… schien der erste Band der „ältesten Urkunde des Menschengeschlechts … und hierin hatte nun Herder selbst für seine Prosa von Freiheiten, … eben erst der Dichtersprache gewünscht, in so ungemessener Weise … gemacht und überhaupt sich eine solche Sprache gebildet, daß … mann gleich schrieb (Schriften 5, S. 121): „Die Gräuel der … in Ansehung der deutschen Sprache, die alcibiadischen Verhun… Artikels, die monstrosen Wortkuppeleien, der dithyrambische … alle übrige licentiae poeticae verdienen eine öffentliche Ahndung … rathen eine so spasmodische Denkungsart, daß dem Unfuge … oder andere Art gesteuert werden muß. Dieser Mißbrauch … natürlich geworden, daß man ihn für ein Gesetz Ihres … muß, dessen Befugniß mir aber ganz unbegreiflich ist 2c." … Aeußersten kam Herder selbst zwar bald zurück (vgl. J. G. … Herders Werken zur Relig. und Theol. 5, S. 25 f.); desto … zeigten sich aber andere Schriftsteller der Genialitätsperiode … Behandlung der Wortformen nicht bloß, sondern auch in … z. B. Lavater in den physiognomischen Fragmenten. Außer … eigentlich schon vor ihm, war es besonders M. Claudius, b… damals so vielen Anstoß erregenden und auch vielfach (z. B. … tenberg, verm. Schriften 4, S. 372) verspotteten Elisionen … verstümmelungen eine Zeit lang in die Mode kamen. Vgl. … S. 457 f.; 5, S. 39. — In anderer Art mußte sich die … gefähr dreißig Jahre später eine ganz willkürliche und im… viel rohere Behandlung der schriftgemäßen Wortformen … Um nämlich Reime und Assonanzen genug für gewisse der … Spaniern nachgekünstelte Vers- und Strophenarten zu … die Romantiker nicht bloß nach guten alten, aber au… kommenen Nominal- und Verbalformen zurück, sonde… auch solcher, die aller grammatischen Regel widerstre… Zeit der ärgsten Sprachverwilderung in der Litteratu… waren (wie stande oder stunde, sange, empfande, sel…

itte=
ı. [k])
ab=
nern
der
nen
;, [l])
) [o])

der
iken
. —
rs"
nach
nzel
hern
einer
s zu
und
aberg
e 33,
1 —
seine
sheim
r den
starb,
ate er
ngen
eß er
o er
inen
ium
ium
den
ns,
em
rä=
mer

Platz einnimmt. — Schon in der ersten Hälfte dieses Zeitraums waren ihrer Ausbildung mehrfach die gelungenern Uebersetzungen aus fremden Sprachen zu Hülfe gekommen; viel mehr noch war dieses in der zweiten der Fall, in der sich erst eine eigentliche Uebersetzungs**kunst** bei uns entwickelte und zu einer sonst nirgend anzutreffenden Vollkommenheit gedieh. Mochte durch die Meister darin, vermöge des Einflusses, den sie theils durch ihre Uebertragungen selbst, theils sonst noch auf die Litteratur hatten, der Muttersprache auch manche Form und Wendung, sei es nur vorübergehend, sei es dauernder, aufgezwungen werden, die sich mit ihrer innersten Natur nicht vertrug: sie hatte davon im Ganzen nicht so viel Nachtheil, als ihr Gewinn von der Einschulung in eine Gymnastik erwuchs, durch die sie immer mehr ihre Mittel und Kräfte gebrauchen lernte; und niemals wird es übersehen werden dürfen, wie viel **Voß**,[i]) besonders mit der Uebersetzung der Odyssee in ihrer ersten Gestalt, und A. W. **Schlegel** mit seiner Verdeutschung shakspearescher Stücke und südländischer Dichtungen zu ihrer Bereicherung und zu ihrer Gelenkigkeit für poetische Darstellung beigetragen haben. — Neben der allgemein gültigen Bücher-

Dichtersprache Schillern außerordentlich viel zu danken hat, sondern daß er auch einer der vorzüglichsten Bildner unserer wissenschaftlichen Prosa, namentlich in der geschichtlichen und philosophischen Gattung, gewesen ist. Wer aber, der es nicht ganz vergessen hat, daß Deutschland in demselben Jahre schon Lessings Tod betrauern mußte, in welchem Schiller erst mit seinen Räubern auftrat, wird dem beistimmen können, was Hoffmeister (Schillers Leben rc. 3, S. 120) behauptet hat? Erst Schiller soll die deutsche Prosa der Barbarei trockener Gelehrsamkeit und andrerseits dem Spiel einer seichten Unterhaltung entrissen und sie mitten in die reinsten menschlichen Interessen gestellt haben! — i) Seine frühe Beschäftigung mit den Minnesingern und mit Luthers Schriften (vgl. §. 256, S. 955 die Anmerk.) führte ihn zuerst tiefer in den Geist unserer Sprache ein und trug dann in der Uebersetzung der Odyssee gute Frucht. —

sprache blieben die Volksmundarten nicht ganz von dem litterarischen, namentlich dichterischen Gebrauch ausgeschlossen. [k]) Doch wurden darin im Ganzen nur äußerst wenige Stücke abgefaßt, die entweder um ihrer Verfasser willen oder ihres innern Werthes wegen eine andere als eine locale Bedeutung in der Geschichte unserer Sprache und Poesie haben. Diese beginnen seit der Mitte der siebziger Jahre und rühren von J. H. Voß, [l]) J. K. Grübel, [m]) Joh. Pet. Hebel, [n]) G. D. Arnold [o]) und J. M. Usteri [p]) her.

---

k) Ueber die dem 18. u. 19. Jahrh. angehörende Litteratur der Mundarten und die über diese abgefaßten Wörterbücher und Grammatiken vgl. Hoffmann, d. deutsche Philol. im Grundriß S. 171—206. — l) In den Idyllen „de Winterawend" (1775) und „de Geldhapers" (1777) versuchte Voß „die reiche und wohllautende Sassensprache nach den Regeln, wie sie bis zu seinen Eltervätern vor Gericht, auf der Kanzel und in gebildetem Umgang gehört, in geistlichen und weltlichen Büchern gelesen wurde, mit Auswahl zu behandeln" (Anmerk. zu d. Ausg. seiner sämmtl. poet. Werke vom J. 1835. S. 299). — m) Geb. 1736 zu Nürnberg, wurde daselbst Flaschner (Klempner) und Harnischmacher und starb 1809. „Gedichte in Nürnberger Mundart." 4 Bde. 8. Nürnberg 1798—1802 (die beiden ersten Bände von Goethe beurtheilt, Werke 33, S. 178 ff.); 4te Aufl. in 5 Bändchen 1823—25; sämmtl. Werke 1—3. Bd. Nürnberg 1835. 8. — n) Geb. 1760 zu Basel, wohin sich seine Eltern für die Sommerzeit von ihrem Wohnort Hausen bei Schopfheim im altbadenschen Oberlande begeben hatten. Sehr früh verlor er den Vater, der das Weberhandwerk betrieben hatte; auch die Mutter starb, als er noch im Knabenalter stand. Von Gönnern unterstützt, konnte er das Gymnasium zu Karlsruhe besuchen, von wo er 1778 nach Erlangen gieng, um Theologie zu studieren. Schon nach zwei Jahren verließ er die Universität und lebte nun in einem Dorfe seiner Heimath, wo er Kinder unterrichtete und nach seiner Ordination den Pfarrer in seinen Amtsgeschäften unterstützte. 1783 erhielt er eine Stelle am Pädagogium zu Lörrach, acht Jahre darauf wurde er an das Karlsruher Gymnasium berufen und 1798 zum Professor an demselben ernannt; 1805 erhielt er den Titel Kirchenrath und drei Jahre später die Direction des Gymnasiums, trat von dieser jedoch schon 1814 zurück und übernahm dafür neben seinem Lehramt andere Geschäfte. 1819 ernannte ihn der Großherzog zum Prälaten, als welcher er die evangelische Geistlichkeit in der ersten Kammer

Platz einnimmt. — Schon in der ersten Hälfte dieses Zeitraums waren ihrer Ausbildung mehrfach die gelungenern Uebersetzungen aus fremden Sprachen zu Hülfe gekommen; viel mehr noch war dieses in der zweiten der Fall, in der sich erst eine eigentliche Uebersetzungs**kunst** bei uns entwickelte und zu einer sonst nirgend anzutreffenden Vollkommenheit gedieh. Mochte durch die Meister darin, vermöge des Einflusses, den sie theils durch ihre Uebertragungen selbst, theils sonst noch auf die Litteratur hatten, der Muttersprache auch manche Form und Wendung, sei es nur vorübergehend, sei es dauernder, aufgezwungen werden, die sich mit ihrer innersten Natur nicht vertrug: sie hatte davon im Ganzen nicht so viel Nachtheil, als ihr Gewinn von der Einschulung in eine Gymnastik erwuchs, durch die sie immer mehr ihre Mittel und Kräfte gebrauchen lernte; und niemals wird es übersehen werden dürfen, wie viel **Voß**,[i]) besonders mit der Uebersetzung der Odyssee in ihrer ersten Gestalt, und A. W. **Schlegel** mit seiner Verdeutschung shakspearescher Stücke und südländischer Dichtungen zu ihrer Bereicherung und zu ihrer Gelenkigkeit für poetische Darstellung beigetragen haben. — Neben der allgemein gültigen Bücher-

Dichtersprache Schillern außerordentlich viel zu danken hat, sondern daß er auch einer der vorzüglichsten Bildner unserer wissenschaftlichen Prosa, namentlich in der geschichtlichen und philosophischen Gattung, gewesen ist. Wer aber, der es nicht ganz vergessen hat, daß Deutschland in demselben Jahre schon Lessings Tod betrauern mußte, in welchem Schiller erst mit seinen Räubern auftrat, wird dem beistimmen können, was Hoffmeister (Schillers Leben ꝛc. 3, S. 120) behauptet hat? Erst Schiller soll die deutsche Prosa der Barbarei trockener Gelehrsamkeit und andrerseits dem Spiel einer seichten Unterhaltung entrissen und sie mitten in die reinsten menschlichen Interessen gestellt haben! — i) Seine frühe Beschäftigung mit den Minnesingern und mit Luthers Schriften (vgl. §. 256, S. 955 die Anmerk.) führte ihn zuerst tiefer in den Geist unserer Sprache ein und trug dann in der Uebersetzung der Odyssee gute Frucht. —

sprache blieben die Volksmundarten nicht ganz von dem litterarischen, namentlich dichterischen Gebrauch ausgeschlossen. k) Doch wurden darin im Ganzen nur äußerst wenige Stücke abgefaßt, die entweder um ihrer Verfasser willen oder ihres innern Werthes wegen eine andere als eine locale Bedeutung in der Geschichte unserer Sprache und Poesie haben. Diese beginnen seit der Mitte der siebziger Jahre und rühren von J. H. Voß, l) J. K. Grübel, m) Joh. Pet. Hebel, n) G. D. Arnold o) und J. M. Usteri p) her.

---

k) Ueber die dem 18. u. 19. Jahrh. angehörende Litteratur der Mundarten und die über diese abgefaßten Wörterbücher und Grammatiken vgl. Hoffmann, d. deutsche Philol. im Grundriß S. 171—206. — l) In den Idyllen „de Winterawend" (1775) und „de Geldhapers" (1777) versuchte Voß „die reiche und wohllautende Sassensprache nach den Regeln, wie sie bis zu seinen Eltervätern vor Gericht, auf der Kanzel und in gebildetem Umgang gehört, in geistlichen und weltlichen Büchern gelesen wurde, mit Auswahl zu behandeln" (Anmerk. zu d. Ausg. seiner sämmtl. poet. Werke vom J. 1835. S. 299). — m) Geb. 1736 zu Nürnberg, wurde daselbst Flaschner (Klempner) und Harnischmacher und starb 1809. „Gedichte in Nürnberger Mundart." 4 Bde. 8. Nürnberg 1798—1802 (die beiden ersten Bände von Goethe beurtheilt, Werke 33, S. 178 ff.); 4te Aufl. in 5 Bändchen 1823—25; sämmtl. Werke 1—3. Bd. Nürnberg 1835. 8. — n) Geb. 1760 zu Basel, wohin sich seine Eltern für die Sommerzeit von ihrem Wohnort Hausen bei Schopfheim im altbadenschen Oberlande begeben hatten. Sehr früh verlor er den Vater, der das Weberhandwerk betrieben hatte; auch die Mutter starb, als er noch im Knabenalter stand. Von Gönnern unterstützt, konnte er das Gymnasium zu Karlsruhe besuchen, von wo er 1778 nach Erlangen gieng, um Theologie zu studieren. Schon nach zwei Jahren verließ er die Universität und lebte nun in einem Dorfe seiner Heimath, wo er Kinder unterrichtete und nach seiner Ordination den Pfarrer in seinen Amtsgeschäften unterstützte. 1783 erhielt er eine Stelle am Pädagogium zu Lörrach, acht Jahre darauf wurde er an das Karlsruher Gymnasium berufen und 1798 zum Professor an demselben ernannt; 1805 erhielt er den Titel Kirchenrath und drei Jahre später die Direction des Gymnasiums, trat von dieser jedoch schon 1814 zurück und übernahm dafür neben seinem Lehramt andere Geschäfte. 1819 ernannte ihn der Großherzog zum Prälaten, als welcher er die evangelische Geistlichkeit in der ersten Kammer

§. 269.

2. Die Sprache, in der sie dichteten, hatten die Männer des siebzehnten Jahrhunderts vor dem Eindringen fremder Elemente nach Möglichkeit geschützt, bei der von ihnen unternommenen Neugestaltung der metrischen Formen dagegen den Einflüssen des Auslandes Thür und Thor geöffnet. Dort war wenigstens ein Anfang dazu gemacht, aus dem eigenen geistigen Vermögen der Nation das erste und nothwendigste Mittel zu jeder Art von kunstmäßiger Darstellung zu beschaffen; hier

---

vertrat. Er starb auf einer Geschäftsreise zu Schwetzingen 1826. Die „allemannischen Gedichte," die seinen litterarischen Ruhm begründet und ihn in ganz Deutschland bekannt gemacht haben, sind zum allergrößten Theil in den Jahren 1801 und 1802 entstanden. Sie sind in der Mundart des Landstriches abgefaßt, in welchem Hebel seine Kindheit verlebte, und sind Bilder dieser seiner Heimath, der Denkart, der Gesittung und der Lebensweise ihrer Bewohner. Vossens beide in niederdeutscher Sprache geschriebenen Idyllen hatten ihn zunächst zu dem Versuch angeregt, in der Mundart seiner Heimath zu dichten. Erste Ausg. „Allemannische Gedichte. Für Freunde ländlicher Natur und Sitten." Karlsruhe 1803. 8.; die achte Originalausg. ebendas. 1843. Hebels sämmtliche Werke. 8 Bde. 8. Karlsruhe 1832—34; n. Ausg. 1838; dann in 5 Bänden 1843 und in 3 Bänden 1847. Von den Uebertragungen der ganzen Sammlung in's Hochdeutsche erschien die erste zu Bremen und Aurich 1808; ihr folgten mehrere (von Scheffner, Girardet, Adrian, v. Budberg). Goethe's Beurtheilung der zweiten Originalausg. (vom J. 1804) steht in den Werken 33, S. 166 ff. — o) Geb. 1780 zu Straßburg, wurde daselbst ordentlicher Professor in der Rechtsfacultät und starb 1829. Von ihm „der Pfingstmontag, Lustspiel in Straßburger Mundart in 5 Aufzügen und in Versen ꝛc." Straßburg 1816. 8. Goethe's Beurtheilung in den Werken 45, S. 165 ff. — p) Geb. 1763 zu Zürich, trat erst in das Handelsgeschäft seines Vaters, entsagte demselben aber 1804, um sich ganz dem öffentlichen Leben, der Wissenschaft und der Kunst zu widmen, wurde 1815 Mitglied der Regierung und starb 1827. Seine Lieder, Idyllen und Erzählungen in Züricher Mundart stehen in den „Dichtungen in Versen und Prosa, nebst einer Lebensbeschreibung des Verf., herausgg. von Heß." Berlin 1831. 3 Bde. 8 (vgl. W. Wackernagel, d. Leseb. 2, Sp. 1239 ff.). — Vgl. über diese Dichter Gervinus 5, S. 74 ff.

verzichtete man gleich von vorn herein in den allermeisten Stücken auf volksthümliche Selbständigkeit. Die Dichter des achtzehnten Jahrhunderts machten es im Ganzen nicht anders: der Sprache vergaben sie bei allem Eifer, sie im Wettstreit mit den gebildeten neuern und den alten classischen zu vervollkommnen, niemals so viel von ihrer nationellen Eigenthümlichkeit, daß sie daran eine wesentliche Einbuße erlitten hätte; in den metrischen Formen, die sie neu aufbrachten, blieben sie meistentheils bloß mehr oder minder geschickte Nachbildner. Daher erhielten wir wohl eine poetische Sprache, die, während sie allen höchsten Forderungen der Kunst zu genügen vermochte, dennoch durch und durch volksthümlich deutsch war; aber die Verskunst dieses Zeitraums, so sehr sie auch im Vergleich mit der des vorigen an innerer Verfeinerung und Gefügigkeit, an äußerer Mannigfaltigkeit und freier Bewegung gewann, legte mehr als irgend sonst etwas Zeugniß ab von der noch immer fortdauernden Neigung unserer schönen Litteratur, sich an die Fremde anzulehnen, und von ihrer Ohnmacht, sich ihre eigenen Formen von innen heraus zu erzeugen. Hierzu fehlte ihr von Anbeginn an die lebendige innere Triebkraft. Sie war — dieß kann zu ihrer richtigen Würdigung nicht oft genug wiederholt werden — während des siebzehnten Jahrhunderts in den allermeisten Gattungen und Arten ein bloß künstliches Product des dem deutschen Volksleben geistig entfremdeten Gelehrtenstandes und blieb dieß noch lange genug auch in diesem Zeitraum. Den Trieb zur Hervorbildung eigener Form legt aber die Natur, nicht die Kunst, in die Dinge. Von der Natur unserer noch in allen ihren Gliederungen lebensvollen Sprache hatte ihn auch der altdeutsche Volksgesang empfangen, aus dessen einfacher Grundform sich daher der ganze Reichthum metrischer Gebilde in der mittelhochdeutschen Kunstdichtung zu

entwickeln vermochte. [1]) Gewissen Einflüssen von außen her hatte zwar unsere alte Verskunst von der Zeit an, wo der Endreim in ihr zur Herrschaft gelangte, immer nachgegeben; sie hatten jedoch niemals die Grundzüge ihres Characters entstellt, und die Veränderungen, die dadurch in ihr hervorgebracht waren, nie die Sprache gehindert, alle ihr zu Gebote stehenden Mittel den ihr eigenen Betonungsgesetzen gemäß in der gebundenen Rede zu gebrauchen. Auch in der Zeit ihres Verfalls, und selbst als sie völlig verwildert war, hatte die deutsche Poesie wenigstens ihren volksmäßigern Formen so viel von deren ursprünglichem Typus gewahrt, daß das alte metrische Hauptgesetz immer noch durch alle Regellosigkeit des erzählenden und des dramatischen Verses, wie der lyrischen Strophe mehr oder minder erkennbar durchblickte. [2]) Nun aber sollte seit 1624 der regelmäßige Wechsel gehobener und gesenkter Silben im Versbau streng durchgeführt werden, weil man das jambische und das trochäische, bald auch das dactylische und das anapästische Maaß der alten Sprachen nachbilden wollte, während man in allen diesen Versarten den Reim festhielt und in der Abgrenzung und Gliederung der Zeilen, so wie in deren Zusammenstellung zu Reihen und Strophen romanische Formen nachkünstelte. Diese im Ganzen sehr steife und hämmernde Verskunst, die das alte deutsche Betonungsgesetz für außerordentlich viele Wortformen gewaltsam abänderte, viele andere, namentlich aus der Zahl der unserer neuern Dichtung so unentbehrlichen Zusammensetzungen, von dem Gebrauch in den beiden gewöhnlichsten Maaßen so gut wie ausschloß, [3]) überkam das achtzehnte Jahrhundert; und kaum fieng sich in den Dich-

---

1) Vgl. §. 76. und über alles Besondere die §§. 66—74. — 2) Vgl. §. 136. — 3) Vgl. §. 195. —

tern ein besserer Geist zu regen an, der nach einem höhern und lebensvollern Gehalt für poetische Erfindungen verlangte, so fühlten sie sich auch in den überlieferten Formen beengt und sahen sich nach freiern und schmiegsamern um. In den Recitativen der Oper, Cantate 2c. und in einigen andern metrischen Gebilden lagen bereits zwanglosere Verssysteme aus der nächsten Vergangenheit vor; [4]) zu andern freier behandelten Reihen und selbst Strophen mit Reimbindung führten vornehmlich die Hamburger über; [5]) den Gebrauch ganz reimloser Verse empfahlen die Schweizer auch schon im Beginn der Zwanziger, [6]) und

---

4) Vgl. §. 196, Anm. 1. und §. 198, S. 592 f. — 5) Vgl. §. 198, S. 594 f. — 6) In die Discurse der Mahler hatte Bodmer (Th. 2, Disc. 5) eine in reimlosen Versen abgefaßte Uebersetzung eines Stücks aus dem Anfang des zweiten Gesanges von Boileau's Art poétique eingerückt (die Zeilen nach Art der Alexandriner gemessen und die männlich und weiblich ausgehenden in willkürlicher Aufeinanderfolge). „Diese Kühnheit, Verse ohne Reime zu machen, zog ihm einen Schwarm von Feinden über den Hals, die über seine Uebersetzung ein Geschrei machten, als ob er die Musen und den Parnaß verrathen hätte," und gegen diese vertheidigte er sich und rechtfertigte sein Unternehmen, indem er den Gebrauch der Reime in der deutschen Poesie als einen Mißbrauch darzustellen suchte (Th. 2, Disc. 7). Er sei so ungeschickt, daß er aus den Aeußerungen seiner Gegner noch nicht sehen könne, worin die Größe seines Fehlers bestehe; bis dahin habe er geglaubt, daß *einzig die reiche Dichtung und die Scansion* die Poesie von der Prosa unterscheide; von der Richtigkeit dieser Meinung überzeuge er sich je länger je mehr, und der Hinblick auf die antiken Dichter könne ihn darin nur bestärken. Die Reime seien, wenn man der Vernunft glauben wolle, nichts anders als ein kahles Geklapper gleichlautender Endbuchstaben, welches uns von der barbarischen Poeterei unserer Alten angeerbt sei. „Die Reime," heißt es weiter, „hemmen die Gedanken, entkräften die besten Expressionen, führen an ihrer Statt andere, schwache und närrische ein 2c." Das Joch der italienischen und französischen Reime sei noch nicht so schwer als das der deutschen; denn diese Sprachen seien so voller Reime, daß sich dieselben auf allen Seiten im Ueberfluß darbieten, da in der unsern ein großer Theil der Wörter ihre eigene Termination habe, die sich zu keinem andern Worte reime. (Vgl.

Franzosen für sich. 8) Von da an läßt es sich diesen ganzen Zeitraum hindurch nachweisen, wie in dem Grade, in welchem die Poesie nach größerer Fülle, Tiefe und Mannigfaltigkeit des Gehalts strebte und verschiedene Wege dazu einschlug, sie auch die alten metrischen Formen ungenügend fand und sich neue zu verschaffen suchte. Da indeß erst seit dem Anfang der siebziger Jahre einzelne Dichter darauf verfielen, einige ältere, aber schon sehr entartete volksmäßige Formen wieder aufzunehmen und mehr oder weniger umzubilden, so hielt man bis dahin in der Versmessung entweder das Princip der Regeln fest, die Opitz und Buchner durchgesetzt hatten, und bildete aus den vier Hauptversarten des siebzehnten Jahrhunderts neue Systeme, mit und ohne Reime, bald nach romanischen, bald nach englischen, bald nach antiken Mustern; oder man suchte auf Grund einer eigenen Quantitätslehre für das Deutsche auch noch andere, und darunter sehr kunstvolle Maaße der alten Classiker getreu nachzuahmen und mit ihrer Einführung die poetischen Formen des classischen Alterthums überhaupt bei uns einzubürgern. Jener Rückgang auf ältere deutsche Vers- und Strophenarten kam dann in etwas weiterm Umfange nur dem Liede, dem lyrischen und dem epischen, zu Gute, ungleich weniger den

---

verfaßt oder übersetzt, rückte er das Jahr darauf in den zweiten Theil von „der deutschen Gesellschaft in Leipzig eigenen Schriften und Uebersetzungen" (Leipzig 1730—1739. 3 Thle. 8.) ein, Ausg. von 1742 S. 137 ff.; 279 ff.; 497 ff.; fand es aber noch immer nöthig, sich in der Vorrede wegen dieser „poetischen Ketzerei" zu rechtfertigen. Aus allem ergibt sich die Grundlosigkeit der so oft wiederholten Behauptung, Gottsched sei der entschiedenste Widersacher aller reimlosen Poesie in unserer Sprache gewesen. Wie wenig er schon 1738 das Wesen des Verses im Reime suchte, erfährt man besonders aus einem Briefe an den Grafen v. Manteuffel, bei Danzel 1, S. 31. — 8) In ihren sogenannten vers irréguliers; vgl. Hageborns Vorbericht zu seinen Oden und Liedern. Ausg. von 1747. S. XXXVII ff. —

übrigen Dichtungsarten. Er konnte schon darum keine tief und in's Allgemeine greifende Umgestaltung unsrer Verskunst zu volksthümlicher Selbständigkeit herbeiführen, weil sich das Vorurtheil von der Rohheit des altdeutschen Versbaus bei den classisch gebildeten Dichtern zu fest gesetzt hatte, die wieder aufgenommenen Formen der heimischen Vorzeit dieß Vorurtheil auch zu wenig widerlegten, um selbst in einer der neuen Regel angenäherten Umbildung einen Ersatz für die aus der Fremde eingeführten Kunstgebilde bieten zu können, und was die Hauptsache war, weil die vaterländische Sprachwissenschaft so langsame Fortschritte machte, daß man vor den Zwanzigern des gegenwärtigen Jahrhunderts auch nicht einmal eine Ahnung von den prosodischen Verhältnissen des Alt- und Mittelhochdeutschen hatte, daher gar nicht im Stande war, die metrische Kunst unsrer Dichter aus den besten Zeiten des Mittelalters nach ihrem eigentlichen Wesen und Werthe zu beurtheilen, oder sich gar zu Nutze zu machen. Man fuhr also immer noch fort, sich an die Fremde zu wenden, wenn man sich an den zeither üblich gewesenen Formen nicht mehr genügen ließ. Waren es anfänglich die Franzosen und demnächst die Alten und die Engländer gewesen, deren Versarten und Verssysteme man bei uns nachahmte, so kamen seit den Siebzigern zuerst wieder italienische und dann spanische Vorbilder an die Reihe, die man schon im siebzehnten Jahrhundert vielfach nachgeahmt, später aber auf eine Zeit lang verlassen hatte; und zuletzt giengen unsere Dichter auch noch bei den Serben, den Neugriechen und den Orientalen in die Lehre, als sollte nichts unversucht bleiben, unsern scheinbaren Reichthum an metrischen Formen zu vermehren, um darunter unsere wirkliche Armuth uns selbst und unsern Nachbarn zu verbergen. [9])

9) „Arm an Maaß zwar ist der Deutsche, doch nur allzureich an Versen." Gr. Platen, gesamm. Werke (1843) 5, S. 295.

§. 270.

a. **Versmessung.** — Der alte Irrthum, von dem Opitz sich noch frei gehalten hatte, in den aber seine Nachfolger nur zu bald verfallen waren, die Silben für den deutschen Versbau nicht nach der Stärke und der Schwäche ihres Tons zu unterscheiden, sondern nach Länge und Kürze, und darnach eine Quantitätslehre aufzustellen, die aller geschichtlichen Unterlage entbehrte und zum größten Theil mit den wahren prosodischen Verhältnissen unsrer Sprache in grellem Widerspruch stand, hatte sich durch die zahlreichen Poetiken des siebzehnten Jahrhunderts bis in diesen Zeitraum fortgepflanzt. Auch Gottsched gab sich ihm hin, [a]) und bei den jüngern Dichtern setzte er sich, trotz dem, daß Breitinger ihn schon 1740 zu beseitigen suchte, [b]) um so fester, je mehr sie

---

a) In der zweiten Ausg. seiner krit. Dichtkunst schreibt er nur noch ganz im Allgemeinen der deutschen Sprache wie jeder andern kurze und lange Silben zu, und von Versfüßen, die sich in ihr finden ließen, erwähnt er außer den jambischen, trochäischen, dactylischen und anapästischen keiner andern weiter als der spondeischen; vgl. §. 269, Anm. 7. In der dritten (vom J. 1742) behandelt er diesen Gegenstand ausführlicher S. 385 ff.; hier ist von noch andern antiken Versfüßen die Rede, die aus unsern **Kürzen** und **Längen** nachgemacht werden könnten. In der deutschen Sprachkunst ist das zweite Hauptstück des „die Tonmessung" befassenden Theils überschrieben „Von der Länge und Kürze, oder dem Zeitmaaße der deutschen Silben." Lang ist ihm (5. A. S. 590 ff.) jede Silbe, auf welcher „der Ton in der Aussprache, in Vergleichung mit den benachbarten Silben, etwas länger ruhet"; kurz oder „zweifelhaft" (d. h. mittelzeitig) „ist eine solche, dabei sich der Laut in der Aussprache entweder gar nicht aufhält, oder doch in Ansehung der benachbarten viel weniger verweilet." — b) Kritische Dichtkunst 2, S. 438 ff. Es komme im deutschen Verse auf zwei- oder dreierlei an: auf die abgemessene Anzahl der Tritte und Silben die das Zahlmaaß heiße, auf den Accent, da nothwendig auf gewissen Plätzen ein hoher, auf andern ein niederer gesetzt werde, und, wenn man wolle, auf die Reime. Mit Vorbedacht schließe er den Wohllaut aus, und ebenso habe er „die Wahl derjenigen Arten Tones ausgelassen, welcher von dem langen oder kurzen Zeitmaaß der Silben" entstehe, weil der Vers

sich beeiferten, neben dem heroischen und dem elegischen auch noch andere Versmaaße der Alten im Deutschen wiederzugeben, und je verbreiteter unter ihnen allmählig die Ansicht ward, daß sich diese Versarten, wenn nicht ausschließlich, doch vorzugsweise für eine höhere, schwungvollere Dichtung eigneten. Ohne gehörig zu bedenken, daß der den antiken Silbenmaaßen eigene Streit zwischen Rhythmus und Accent sich in deutschen Nachbildungen entweder gar nicht oder nur mit der äußersten Beschränkung wiedergeben läßt, und in seltsamer Begriffsverwirrung alle höher betonten Silben im einzelnen Wort oder im ganzen Satz für lange, alle tiefer betonten für kurze oder mittelzeitige nehmend, unter den letzten aber wieder denjenigen mit einem ganz tonlosen e den gleichen quantitativen Werth beilegend, wie denen, welche alte lebendige und volltönende Ableitungsvocale sich noch gewahrt haben, oder gar unabgeschwächte Stämme untergeordneter Redetheile sind, c) vermeinten

diese mit der Prosa gemein habe. „Er (der Vers) mag die langen und die kurzen Silben nach Erfoderung der besondern Wirkung, die man hervorbringen will, ohne daß ihm die Prosodie deswegen etwas eigenes vorschreibe, durch einander verstellen, und, soll die Rede langsam sein, viele lange, soll sie schnell und lebhaft sein, viele kurze zusammenstellen. Und hier muß man sich einen unbestimmten Ausdruck der Prosodielehrer nicht lassen irre machen, wenn sie sagen, die langen und die kurzen Silben müssen in einem Verse in einer bestimmten Ordnung mit einander abwechseln; sie wollen allein sagen, daß die hohen Accente mit den niedern abwechseln müssen. Ihr flüchtiger Ausdruck entsteht vermuthlich daher, weil sie in den Gedanken stehen, daß jede lange Silbe einen hohen Accent, und jeder hohe Accent eine lange Silbe erfodere. Dieses ist nicht durchgehends wahr, wiewohl die Stimme insgemein auf einer langen etwas erhoben und auf einer kurzen vertiefet wird. Die andere Silbe in den Wörtern Heiland, Klarheit, Unschuld, Großmuth, lodernd ist lang und doch darum nicht hoch. Also weiß eigentlich die deutsche Prosodie von keinen Tritten, die unumgänglich lang oder unumgänglich kurz sein müßten; wohl aber befiehlt sie uns, daß in den gesetzten Tritten die hohen und tiefen Accente mit einander umwechseln sollen." — c) Wer kann z. B.

begriffsmäßigen, diese nach einer mechanischen Quantität; [g]) und er hatte auch feines Gefühl genug, die Silben, die ihm als kurze galten, nicht, wie die meisten griechischen Kürzen, alle unter einer und derselben Art zusammenzufassen, sondern zwei bis drei Arten davon anzunehmen. [h]) In ähnlicher Weise faßte Moritz in seinem geistvollen „Versuch einer deutschen Prosodie“ [i]) die Sache auf: obgleich er zugab, der Wortaccent diene dem deutschen Silbenmaaß gleichsam zur festen Unterlage, sprach er doch in demselben Sinne wie seine Vorgänger von der Länge und Kürze unserer Silben, die aber nicht bestimmt werden könnten nach der Anzahl und Beschaffenheit der Buchstaben oder einzelnen Laute, woraus sie bestünden, sondern bloß nach ihrem prosodischen Werth, als Redetheile von mehr oder minderer Bedeutung betrachtet. [k]) Anders freilich, dem ersten Anschein nach, Voß in seiner viel bewunderten und gerühmten Zeitmessung. [l]) Zwar ließ auch er beides, Dauer und Ton der Silben, größtentheils vom Begriff abhangen; aber mit großer Entschiedenheit verwarf er die Meinung, der hohe Ton mache die Länge, weil zu der letztern sich am häufigsten der erstere geselle; und er wollte sich nicht „demüthigen“(!), in unserer Sprache statt des Zeit-

---

g) Vgl. in der Abhandlung „Vom deutschen Hexameter (1779) bei Back und Spindler 3, S. 115 f. — h) Vgl. in der Abhandl. „Von der Nachahmung des griech. Silbenmaaßes im Deutschen“ (1756) bei Back und Spindler 3, S. 9. — i) Berlin 1786. 8. — k) Vgl. S. 169 f.; 246. Aendert man die Bezeichnungen „lang“ und „kurz“ bei Moritz in „höher“ und „tiefer betont“, so erhält alles ein anderes Ansehen; und dann gehören seine Bemerkungen über die Silbenverhältnisse im Neuhochdeutschen gewiß zu dem Besten, was in der Art und in solcher Ausführlichkeit über diesen Gegenstand geschrieben worden ist. — l) Zeitmessung der deutschen Sprache. Beilage zu den Oden und Elegien. Königsberg 1802. 8. (zweite, mit Zusätzen und einem Anhange vermehrte Ausg., herausg. von Abr. Voß. 1831.) —

maaßes ein bloßes Tonmaaß, eine Quantität des Accents anzuerkennen. [m]) Indeß auch bei ihm läuft, wenn man seine Lehre nur etwas genauer ansieht, das Allermeiste, was über Länge, Kürze und Mittelzeitigkeit anderer Silben, als der in den Stämmen mehrgliedriger unzusammengesetzter Wörter gesagt ist, darauf hinaus, daß nach der stärkern oder schwächern Aussprache der Silben, d. h. also doch wieder nach dem Wort- oder Gedankenaccent, das Zeitmaaß bestimmt wird. Und so kam auch A. W. Schlegel nicht über die klopstock-vossische Theorie von der deutschen Silbenquantität hinaus. [n]) — Bei alle dem fehlte es von Anfang an nicht an Stimmen, die aus verschiedenen Gründen bald davon abmahnten, sich auf die Nachahmung antiker Maaße zu tief einzulassen, bald dahin lauteten, daß es geradezu unmöglich sei, die Form der alten Muster in allen Stücken wiederzugeben. Uz hielt es, nicht lange nachdem er selbst versucht hatte, Verse mit reinen

---

m) Zeitmessung (A. v. 1802) S. 9—11. — n) Im J. 1800 schrieb er (sämmtl. Werke 12, S. 135): „Zur Nachbildung der alten Silbenmaaße ist der Rigorismus in Ansehung der Quantität durchaus erforderlich; in gereimten Versen aber (und die reimfreien Jamben behalten völlig die Natur derselben) ist eigentlich gar nicht von Quantität die Rede, sondern von accentuierten und nicht accentuierten Silben und den Stellen, wo jene am vortheilhaftesten stehen. Ueberhaupt werden sie sehr uneigentlich Jamben genannt" (als ob unsere Hexameter ein besseres Anrecht auf ihren Namen hätten!). Und 1820, „Vom deutschen Hexameter" (in der indischen Bibliothek; sämmtl. Werke 3, S. 19—25) S. 22: „Die deutsche Quantität ist Anfangs, wie natürlich, mit dem Accent verwechselt worden. Nach und nach lernte und lehrte Klopstock die unbetonten oder tieftonigen Längen anerkennen, indem er entdeckte, daß die Länge und Kürze der Silben bei uns von ihrem grammatischen Range und der Selbständigkeit der Bedeutung abhängig sei. Die Schrift von Voß über die Zeitmessung enthält viel schätzbare Bemerkungen, doch würde ich das Gebiet der mittelzeitigen Silben, die unter verschiedenen Bedingungen lang oder kurz sein können, viel enger beschränken." —

begriffsmäßigen, diese nach einer mechanischen Quantität; g) und er hatte auch feines Gefühl genug, die Silben, die ihm als kurze galten, nicht, wie die meisten griechischen Kürzen, alle unter einer und derselben Art zusammenzufassen, sondern zwei bis drei Arten davon anzunehmen. h) In ähnlicher Weise faßte Moritz in seinem geistvollen „Versuch einer deutschen Prosodie" i) die Sache auf: obgleich er zugab, der Wortaccent diene dem deutschen Silbenmaaß gleichsam zur festen Unterlage, sprach er doch in demselben Sinne wie seine Vorgänger von der Länge und Kürze unserer Silben, die aber nicht bestimmt werden könnten nach der Anzahl und Beschaffenheit der Buchstaben oder einzelnen Laute, woraus sie bestünden, sondern bloß nach ihrem prosodischen Werth, als Redetheile von mehr oder minderer Bedeutung betrachtet. k) Anders freilich, dem ersten Anschein nach, Voß in seiner viel bewunderten und gerühmten Zeitmessung. l) Zwar ließ auch er beides, Dauer und Ton der Silben, größtentheils vom Begriff abhangen; aber mit großer Entschiedenheit verwarf er die Meinung, der hohe Ton mache die Länge, weil zu der letztern sich am häufigsten der erstere geselle; und er wollte sich nicht „demüthigen"(!), in unserer Sprache statt des Zeit-

g) Vgl. in der Abhandlung „Vom deutschen Hexameter (1779) bei Back und Spindler 3, S. 115 f. — h) Vgl. in der Abhandl. „Von der Nachahmung des griech. Silbenmaaßes im Deutschen" (1756) bei Back und Spindler 3, S. 9. — i) Berlin 1786. 8. — k) Vgl. S. 169 f.; 246. Aendert man die Bezeichnungen „lang" und „kurz" bei Moritz in „höher" und „tiefer betont", so erhält alles ein anderes Ansehen; und dann gehören seine Bemerkungen über die Silbenverhältnisse im Neuhochdeutschen gewiß zu dem Besten, was in der Art und in solcher Ausführlichkeit über diesen Gegenstand geschrieben worden ist. — l) Zeitmessung der deutschen Sprache. Beilage zu den Oden und Elegien. Königsberg 1802. 8. (zweite, mit Zusätzen und einem Anhange vermehrte Ausg., herausg. von Abr. Voß. 1831.) —

maaßes ein bloßes Tonmaaß, eine Quantität des Accents anzuerkennen. [m]) Indeß auch bei ihm läuft, wenn man seine Lehre nur etwas genauer ansieht, das Allermeiste, was über Länge, Kürze und Mittelzeitigkeit anderer Silben, als der in den Stämmen mehrgliedriger unzusammengesetzter Wörter gesagt ist, darauf hinaus, daß nach der stärkern oder schwächern Aussprache der Silben, d. h. also doch wieder nach dem Wort- oder Gedankenaccent, das Zeitmaaß bestimmt wird. Und so kam auch A. W. Schlegel nicht über die klopstock-vossische Theorie von der deutschen Silbenquantität hinaus. [n]) — Bei alle dem fehlte es von Anfang an nicht an Stimmen, die aus verschiedenen Gründen bald davon abmahnten, sich auf die Nachahmung antiker Maaße zu tief einzulassen, bald dahin lauteten, daß es geradezu unmöglich sei, die Form der alten Muster in allen Stücken wiederzugeben. Uz hielt es, nicht lange nachdem er selbst versucht hatte, Verse mit reinen

---

m) Zeitmessung (A. v. 1802) S. 9—11. — n) Im J. 1800 schrieb er (sämmtl. Werke 12, S. 135): „Zur Nachbildung der alten Silbenmaaße ist der Rigorismus in Ansehung der Quantität durchaus erforderlich; in gereimten Versen aber (und die reimfreien Jamben behalten völlig die Natur derselben) ist eigentlich gar nicht von Quantität die Rede, sondern von accentuierten und nicht accentuierten Silben und den Stellen, wo jene am vortheilhaftesten stehen. Ueberhaupt werden sie sehr uneigentlich Jamben genannt" (als ob unsere Hexameter ein besseres Anrecht auf ihren Namen hätten!). Und 1820, „Vom deutschen Hexameter" (in der indischen Bibliothek; sämmtl. Werke 3, S. 19—25) S. 22: „Die deutsche Quantität ist Anfangs, wie natürlich, mit dem Accent verwechselt worden. Nach und nach lernte und lehrte Klopstock die unbetonten oder tieftonigen Längen anerkennen, indem er entdeckte, daß die Länge und Kürze der Silben bei uns von ihrem gramatischen Range und der Selbständigkeit der Bedeutung abhängig sei. Die Schrift von Voß über die Zeitmessung enthält viel schätzbare Bemerkungen, doch würde ich das Gebiet der mittelzeitigen Silben, die unter verschiedenen Bedingungen lang oder kurz sein können, viel enger beschränken." —

Dactylen und Spondeen zu Stande zu bringen, [o]) für mißlich, daß neue Versuche darin gemacht würden. [p]) Haller wollte keine andern Versfüße in der deutschen Poesie gelten lassen als die schon eingeführten sogenannten Jamben, Trochäen, Dactylen und Anapästen. [q]) J. A. Schlegel schrieb zwar den deutschen Silben Quantität genug zu, daß sich Hexameter und andere Versformen der alten Classiker von uns allenfalls nachahmen ließen; allein er meinte, diese Quantität wäre nicht so rein, daß wir den antiken Versbau nach allen seinen Gesetzen in unsern Nachahmungen zu beobachten vermöchten. [r]) Herder bemerkte, als er die Frage aufwarf, welche Silbenmaaße unserer Sprache — nicht möglich, sondern natürlich seien, dieselbe sei viel zu volltönig und in ihren Formen zu zerstückt und zusammengesetzt, als daß sie sich dem polymetrischen Numerus der Griechen bequemen könnte; wer frei-rhythmische Zeilen zerlege, werde immer Spondeen, Trochäen und Jamben antreffen, Dactylen in Participien und in wenig andern Wörtern; zu den übrigen vielsilbigen Tritten seien die vielen kleinen Wörter von einer Silbe in ihrer prosodischen Geltung zu unbestimmt und dabei auch zu prosaisch. [s]) Selbst Klopstock, der

---

o) Vgl. §. 271, S. 1107 f. — p) Vgl. den Brief Kleists an Gleim aus d. J. 1746 in Körte's Ausg. von Kleists sämmtl. Werken (A. v. 1825) 1, S. 21 f. — q) In der §. 265, Anm. 14 angeführten Recension von Gottscheds Grundlegung zu einer deutschen Sprachkunst. — r) Vgl. die Abhandlung „Von der Harmonie des Verses" im Anhang zu seinem „Batteux, Einschränkung der schönen Künste auf einen einzigen Grundsatz. Aus dem Französ. übersetzt" (nach d. 2. A. Leipzig 1759. 8.) S. 564 f. und damit Nicolai's Bemerkungen über die Nachahmungen des Hexameters im Deutschen in den Litterat. Br. Th. 10, S. 355 ff. — s) Vgl. Fragmente zur deutschen Litteratur (sämmtl. Werke. Z. schön. Litt. und Kunst) 1, S. 69—72; 164 f.; 220; 2, S. 88. Er glaubte „in den unserer Sprache natürlichen Silbenmaaßen einen steifen und festen Tritt zu hören, ohne zu gaukeln und zu springen." Wenigstens werde der Hexameter bei uns nie werden, was

vornehmste Begründer und eifrige Verfechter der neu-antiken metrischen Kunst in Deutschland, konnte zuletzt nicht umhin zu erklären, ein völlig griechischer Hexameter im Deutschen sei ein Unding. t) Am meisten traute der Mann unserer Sprache das Vermögen zu, den classischen in der Bildung gleicher Versmaaße nachzuringen, der als der eigentliche Vollender jener Kunst angesehen zu werden pflegt, J. H. Voß. Nach seinem prosodischen System, das freilich jetzt in dem Lichte der historischen Grammatik und im Vergleich mit der altdeutschen Prosodie mehr willkürlich ersonnen, als aus den wirklichen Silbenverhältnissen des Neuhochdeutschen, wie sie im Laufe der Zeit geworden sind, hergeleitet erscheint, sollte unsere Sprache unter den gebildeten neuern die einzige sein, die durch bestimmtes Zeitmaaß und mannigfaltige Bewegung die rhythmischen Künste der Alten in Rede und Poesie wieder auferwecken könnte. Diese beneidenswürdige Tugend müßte mit griechischer Anstrengung ausgebildet werden; je

er bei Homer war: „singende Natur;" oder, wie er an Scheffner im J. 1767 schrieb und damit den Nagel auf den Kopf traf (Herders Lebensbild 1, 2, S. 239): „Bei den Griechen floß der Hexameter natürlicher aus der Sprache und der Musik; bei uns ist er bloß ein Werk der Kunst; ein Unterschied, den ich in aller Weite mir selbst noch nicht auseinander setzen kann, der aber beträchtlich ist." — Dazu halte man Bürger „An einen Freund über die deutsche Ilias in Jamben" (zuerst im d. Merkur von 1776. 4, S. 164 ff., dann in K. Reinhards Ausg. von Bürgers Schriften 3, S. 153 ff., und hier S. 164 —166; die kurzen, aber treffenden Bemerkungen J. Ch. Adelungs über das Mißliche der Einführung antiker Silbenmaaße überhaupt, in seinem Magazin für d. deutsche Spr. 1, St. 4, S. 146, Anmerk. und A. W. Schlegels, schon in der zweiten Hälfte der Neunziger geschriebene, aber erst neuerlich (in den sämmtl. Werken 7, S. 155 ff.) gedruckten Betrachtungen über Metrik, besonders auf S. 180 und 185 f. — t) Vom deutschen Hexameter (bei Back und Spindler) 3, S. 91 und vorher S. 87: „Unser Hexameter ist (durch Annahme der Trochäen) nicht sowohl eine griechisch-deutsche Versart, sondern vielmehr eine deutsche."

gebräuchlichen Versarten. Im J. 1740 erschien Breitingers kritische Dichtkunst. Sie enthielt auch einen Abschnitt „von dem Bau und der Natur des deutschen Verses," [4]) worin dieser Gegenstand mit viel mehr Einsicht besprochen war als in allen Büchern, die zeither davon gehandelt hatten. Was Bodmer und Drollinger nur angedeutet hatten, führte Breitinger aus und begründete es. Er zeigte, wie sehr die Durchführung des Hauptgesetzes der neudeutschen Metrik die ungezwungene und mannigfaltige Bewegung des deutschen Verses beeinträchtige, wie wenig sie mit der unserer Sprache natürlichen Tonsetzung in der ungebundenen Rede übereinstimme, und wie groß, und für uns nichts weniger als vortheilhaft, der Abstand sei zwischen den deutschen Versarten und den romanischen, denen sie nachgebildet worden. [5]) Vor diesen steifen Maaßen, die nicht bloß eine bestimmte Silbenzahl und deutlich in's Ohr fallende Einschnitte an feststehenden Stellen ver-

4) Th. 2, S. 435—472. — 5) S. 446 ff. Der Vers überhaupt mit seinen gemessenen Tritten habe eine natürliche Macht auf den Menschen als einen Liebhaber der Harmonie. Aber in deutschen Gedichten werde dieß Ebenmaaß von der beständigen Gleichheit verderbet; denn der Mensch sei noch ein größerer Freund der Mannigfaltigkeit als der Proportionen. Das sich immer gleichbleibende Ebenmaaß aller Verse müsse in einem langen Werke in eine widrige Monotonie verunarten. Wider den französischen Alexandriner habe daraus schon La Motte einige besondere Einwürfe gezogen. Was der französische Kunstrichter sage, verdiene bei uns desto mehr Aufmerksamkeit, weil der hohe und der tiefe Accent in dem französischen Metrum nicht beständig auf gleichen Plätzen stehe, wogegen im deutschen nicht nur das Zahlmaaß und die Pausen in allen Versen einerlei seien, sondern auch die Accente ihre unveränderlichen Plätze haben, wodurch die Silben einander wie an der Zahl, so in der Art des Tonlautes, der von der Erhebung und Vertiefung entstehe, völlig gleich werden. Die Silben der Italiener seien an sich nicht minder wie die unsrigen hoch oder niedrig, so daß sie ein dem deutschen gleiches Metrum haben könnten; gleichwohl fordern sie in ihren Versen nichts weiter als die hohen Accente auf den Pausen des Verses. —

langten, sondern auch in der Aufeinanderfolge der gehobenen und der gesenkten Silben keine Abwechselung zuließen, schienen ihm die altdeutschen, und vor dem Alexandriner namentlich der in der nicht sangbaren Dichtung üblichste Vers der vor-opitzischen Zeit, unbedenklich den Vorzug zu verdienen. [6]) Es

6) S. 453 ff. Den alexandrinischen Vers „hat man mit Recht mit einer Schlange verglichen, die mitten entzwei geschnitten worden und den Hintertheil ganz beschwerlich nach sich zieht. Man höret in seinen beiden Theilen nicht einen ernsthaften Vers, sondern zween kleine sechssilbigte, dadurch er von der Natur eines klugen Vortrags um so viel mehr abweichet." Es sei lächerlich, wenn man sagen wolle, daß man mittelst der Länge dieses Verses mehr Vortheil bekomme, einen Gedanken auszudrücken. Die deutsche Sprache bequeme sich ihm um so weniger, weil sie an langen zusammengesetzten Wörtern ungemein reich sei, für welche er keinen Raum herzugeben wisse. „Der kurze achtsilbige Vers, mit welchem sich unsere Voreltern vor Opitzens Zeiten behulfen, ist um einen Fuß geraumer als der alexandrinische (Halbvers)." Dennoch habe man an all diesem Zwang noch nicht genug gehabt, sondern dem Alexandriner noch die Fesseln angelegt, daß er weder mit dem hintern Hemistich, noch mit der Zeile, die den andern Reim hergeben müsse, einen neuen Satz der Rede anfangen dürfe, in welcher Zusammenschlingung doch die Lateiner und die Griechen eine besondere Schönheit gesucht hätten. S. 467 ff. „Wer französische oder italienische Verse herlesen will, muß allen Silben ihren natürlichen Accent geben, als ob es Prosa wäre, und nur Acht haben, daß er nebst der richtigen Zahl der Silben den hohen Accent auf dem Abschnitte und am Ende des Verses ausdrücke. Die gute Meinung, die ich von der Empfindlichkeit des Gehöres unserer Alten habe, heißet mich vor gewiß annehmen, daß sie ihre Verse auf eben diese Weise ausgesprochen haben. Man gebe ihrem kurzen achtsilbigen unabgeschnittenen Verse in der Aussprache seinen natürlichen Laut und sage dann, ob er nicht musicalisch sei, und das um so viel mehr, weil er durch die beständige Abwechselung der Füße den Ekel der Homophonie vermeidet. — Man thäte besser, so man die Regel, die besiehlt, die hohen und tiefen Accente beständig mit einander abwechseln zu lassen, fahren ließe und erlaubete, nach dem Exempel der Ausländer auf jedem Tritte, allein die Abschnitte ausgenommen, hohe oder tiefe, lange oder kurze Silben zu setzen, zumal da es nicht fehlen könnte, daß man auf diese Weise nicht einen angenehmen Wechsel

gebräuchlichen Versarten. Im J. 1740 erschien Breitingers kritische Dichtkunst. Sie enthielt auch einen Abschnitt „von dem Bau und der Natur des deutschen Verses," [4]) worin dieser Gegenstand mit viel mehr Einsicht besprochen war als in allen Büchern, die zeither davon gehandelt hatten. Was Bodmer und Drollinger nur angedeutet hatten, führte Breitinger aus und begründete es. Er zeigte, wie sehr die Durchführung des Hauptgesetzes der neudeutschen Metrik die ungezwungene und mannigfaltige Bewegung des deutschen Verses beeinträchtige, wie wenig sie mit der unserer Sprache natürlichen Tonsetzung in der ungebundenen Rede übereinstimme, und wie groß, und für uns nichts weniger als vortheilhaft, der Abstand sei zwischen den deutschen Versarten und den romanischen, denen sie nachgebildet worden. [5]) Vor diesen steifen Maaßen, die nicht bloß eine bestimmte Silbenzahl und deutlich in's Ohr fallende Einschnitte an feststehenden Stellen ver-

4) Th. 2, S. 435—472. — 5) S. 446 ff. Der Vers überhaupt mit seinen gemessenen Tritten habe eine natürliche Macht auf den Menschen als einen Liebhaber der Harmonie. Aber in deutschen Gedichten werde dieß Ebenmaaß von der beständigen Gleichheit verderbet; denn der Mensch sei noch ein größerer Freund der Mannigfaltigkeit als der Proportionen. Das sich immer gleichbleibende Ebenmaaß aller Verse müsse in einem langen Werke in eine widrige Monotonie verunarten. Wider den französischen Alexandriner habe daraus schon La Motte einige besondere Einwürfe gezogen. Was der französische Kunstrichter sage, verdiene bei uns desto mehr Aufmerksamkeit, weil der hohe und der tiefe Accent in dem französischen Metrum nicht beständig auf gleichen Plätzen stehe, wogegen im deutschen nicht nur das Zahlmaaß und die Pausen in allen Versen einerlei seien, sondern auch die Accente ihre unveränderlichen Plätze haben, wodurch die Silben einander wie an der Zahl, so in der Art des Tonlautes, der von der Erhebung und Vertiefung entstehe, völlig gleich werden. Die Silben der Italiener seien an sich nicht minder wie die unsrigen hoch oder niedrig, so daß sie ein dem deutschen gleiches Metrum haben könnten; gleichwohl fordern sie in ihren Versen nichts weiter als die hohen Accente auf den Pausen des Verses. —

langten, sondern auch in der Aufeinanderfolge der gehobenen und der gesenkten Silben keine Abwechselung zuließen, schienen ihm die altdeutschen, und vor dem Alexandriner namentlich der in der nicht sangbaren Dichtung üblichste Vers der voropitzischen Zeit, unbedenklich den Vorzug zu verdienen. [6]) Es

6) S. 453 ff. Den alexandrinischen Vers „hat man mit Recht mit einer Schlange verglichen, die mitten entzwei geschnitten worden und den Hintertheil ganz beschwerlich nach sich zieht. Man höret in seinen beiden Theilen nicht einen ernsthaften Vers, sondern zween kleine sechssilbigte, dadurch er von der Natur eines klugen Vortrags um so viel mehr abweichet." Es sei lächerlich, wenn man sagen wolle, daß man mittelst der Länge dieses Verses mehr Vortheil bekomme, einen Gedanken auszudrücken. Die deutsche Sprache bequeme sich ihm um so weniger, weil sie an langen zusammengesetzten Wörtern ungemein reich sei, für welche er keinen Raum herzugeben wisse. „Der kurze achtsilbige Vers, mit welchem sich unsere Voreltern vor Opitzens Zeiten beholfen, ist um einen Fuß geraumer als der alexandrinische (Halbvers)." Dennoch habe man an all diesem Zwang noch nicht genug gehabt, sondern dem Alexandriner noch die Fesseln angelegt, daß er weder mit dem hintern Hemistich, noch mit der Zeile, die den andern Reim hergeben müsse, einen neuen Satz der Rede anfangen dürfe, in welcher Zusammenschlingung doch die Lateiner und die Griechen eine besondere Schönheit gesucht hätten. S. 467 ff. „Wer französische oder italienische Verse herlesen will, muß allen Silben ihren natürlichen Accent geben, als ob es Prosa wäre, und nur Acht haben, daß er nebst der richtigen Zahl der Silben den hohen Accent auf dem Abschnitte und am Ende des Verses ausdrücke. Die gute Meinung, die ich von der Empfindlichkeit des Gehöres unserer Alten habe, heißet mich vor gewiß annehmen, daß sie ihre Verse auf eben diese Weise ausgesprochen haben. Man gebe ihrem kurzen achtsilbigen unabgeschnittenen Verse in der Aussprache seinen natürlichen Laut und sage dann, ob er nicht musicalisch sei, und das um so viel mehr, weil er durch die beständige Abwechselung der Füße den Ekel der Homophonie vermeidet. — Man thäte besser, so man die Regel, die befiehlt, die hohen und tiefen Accente beständig mit einander abwechseln zu lassen, fahren ließe und erlaubete, nach dem Exempel der Ausländer auf jedem Tritte, allein die Abschnitte ausgenommen, hohe oder tiefe, lange oder kurze Silben zu setzen, zumal da es nicht fehlen könnte, daß man auf diese Weise nicht einen angenehmen Wechsel

waren, benutzte man diesen ganzen Zeitraum hindurch vorzugsweise die aus dem siebzehnten Jahrhundert ererbten vier Hauptmaaße mit ihren beiden Nebenarten, der jambisch-anapästischen und der trochäisch-dactylischen. So gut wie auf sie allein beschränkte man sich die Zeit über, wo der Knittelvers nur noch erst zum Scherz in einzelnen Gedichten angewandt wurde; [a]) und eben so lange hielt man auch bei der Bildung und Zusammenstellung der Füße in eigentlich strophischen Systemen und in Reihen, die aus gleich gemessenen oder nur in der Silbenzahl sich unterscheidenden Versen bestanden, die frühere Grundregel mit aller Strenge fest, d. h. auf jede Hebung, die letzte ausgenommen, mußte eine Senkung folgen, [b])

a) Vgl. §. 197, S. 581—584. „Man pflegt zum Scherze auch Knittelverse zu machen, d. i. solche altfränkische, achtsilbige, gestümpelte Reime, als man vor Opitzens Zeit gemacht hat. Die Schönheit dieser Verse besteht darin, daß sie wohl nachgeahmt sein. Wer also dergleichen machen will, der muß den Theuerdank, Hans Sachsen, Froschmäuseler und Reineke Fuchs fleißig lesen und sich bemühen, die altfränkischen Wörter, Reime und Redensarten, ingleichen eine gewisse ungekünstelte natürliche Einfalt der Gedanken, nebst der vormaligen Rechtschreibung der Alten recht nachzuahmen. Ich habe es ein paarmal versucht, aber das erste ist mir ohne Zweifel so gut nicht gerathen als das andre, weil es noch zu neumodisch ist. Canitzens Schreiben an einen Freund ist auch meines Erachtens zu zierlich und gekünstelt, ob es gleich sehr viel Schönes an sich hat." Gottsched, krit. Dichtk. (A. von 1737) S. 585. Einen seiner Versuche, die Uebersetzung einer kurzen Stelle aus Buttlers Hudibras, findet man in den Beitr. z. krit. Historie d. d. Spr. ꝛc. St. 17, S. 172. Gottsched meinte, Bodmers Versuch einer Uebertragung (der beiden ersten Gesänge) des englischen Gedichts, Frankf. u. Leipz. 1737. 8. würde sich in solchen Versen besser ausgenommen haben als in Prosa. Eins der interessantesten Stücke in Knittelreimen aus der vorgoetheschen Zeit ist J. Chr. Rosts Epistel „Der Teufel. An Herrn G(ottsched), Kunstrichter der Leipziger Schaubühne." Utopien 1755 (wieder abgedr. bei K. Goedeke 1, S. 545 f.), worauf ich in dem Abschnitt vom Drama mit einigen Worten zurückkommen werde. — b) Den Fall natürlich abgerechnet, der, wie zu Ende von §. 195 bemerkt ist, schon im 17. Jahrh. eine Ausnahme zu bilden schien,



und zugleich wurden die Silben immer genau gezählt. Demnach durften jambische und trochäische Zeilen in derartigen Verbänden nie eine zweisilbige, anapästische, außer im Auftact, und dactylische, außer am Schluß, nie eine einsilbige Senkung haben; in Versen aber, die Jamben mit Anapästen, oder Trochäen mit Dactylen mischten, war nicht allein die Zahl der Füße jeder Art für die sich entsprechenden Zeilen eines Systems ein- für allemal bestimmt, sondern auch die Aufeinanderfolge der einfachen und der doppelten Senkungen oder der zwei- und der dreisilbigen Füße. c) Dem Auftact bald eine bald zwei Silben zuzutheilen, erlaubten sich die Dichter hier auch nicht, ihn hin und wieder ganz fallen zu lassen, oder ihn sonst mit der Hebung anfangenden Zeilen bisweilen vor-

---

aber darum doch noch keineswegs gegen die Regel verstieß. — c) Der freie Wechsel zwei- und dreisilbiger Füße in den längern Zeilen einer in Reimstrophen abgefaßten Ode J. A. Schlegels aus d. J. 1749 (verm. Ged. 1, 305 ff.) darf noch nicht als Abweichung von der Regel aufgefaßt werden: denn diese Zeilen sind gereimte Hexameter, nach Klopstocks Art gemessen, bis auf einen (den dritten auf S. 307), der eine Auftactsilbe hat; die kürzeren Verse der Strophe haben die Jamben und Anapästen durchweg an festen Stellen. Dagegen habe ich wirkliche Abweichungen gefunden bei J. A. Cramer (der sich aber im Strophenbau auch bei der Abzählung der Füße oft Freiheiten erlaubt) in der poet. Uebersetzung der Psalmen (1755—64), Ps. 18, Str. 15, 5; Ps. 33, Str. 2, 3; Ps. 40, Str. 4, 2: wo zweisilbige Senkungen durch einsilbige vertreten sind; und in den sämmtl. Gedichten den umgekehrten Fall, doch nur in einem (das auch noch vor 1770 verfaßt ist; vgl. den nord. Aufseher St. 144), nämlich in N. 98, Str. 5, 6; Str. 7, 6; Str. 8, 6; — bei v. Cronegk (sämmtl. Schriften, Karlsruhe 1776) 2, S. 188 f.; 295 ff., in zwei Oden, deren Strophen gleich denen der uzischen Frühlingsode gebaut sind, nur daß, wie auch noch in einer dritten, anders gegliederten, Jamben und Anapästen keine festen Stellen haben; — und bei Chr. F. Weiße in einer Arie seines „lustigen Schusters" (wenigstens nach der Leipziger Ausg. von 1777), kom. Opern 2, S. 147 f.; die beiden Strophen einer andern im Dorfbarbier 2, 231 unterscheiden sich auch noch anderweitig so von

zusetzen, nur äußerst selten; d) und eben so wenig wagten sie, außer mitunter im geistlichen Liede, den Wortaccent mit dem rhythmischen an irgend einer Versstelle zu stark in Widerstreit zu bringen, e) mochten sie es sonst bei Abwägung der Tonschwere der Silben, namentlich in Anapästen und Dactylen, auch nicht allzugenau nehmen. Nur in den aus verschiedenartigen Systemen zusammengesetzten Formen, wie sie in Cantaten und diesen ähnlichen Gedichten, mitunter auch in Stücken aus andern zwischen den poetischen Hauptgattungen liegenden Mittelarten zur Anwendung kamen, gestattete man sich, nach älterm Vorgang, f) nicht allein einsilbige Senkungen öfter und

---

einander, daß sie hier, streng genommen, nicht in Betracht kommen können. Wahrscheinlich lassen sich aus Gedichten von einem der im Text bezeichneten Verbände, die vor 1770 abgefaßt sind, noch mehrere Abweichungen von der angegebenen Regel herausfinden; groß aber wird die Zahl der Fälle schwerlich sein. — d) Ich habe nur in zwei Liedern der Operette „Lottchen am Hofe" von Chr. F. Weiße Beispiele von Weglassung der Auftactsilbe in den sich entsprechenden Zeilen der Strophen angetroffen, kom. Opern 1, S. 16 f.; 18 f.; von Vorsetzung das einzige in der Anm. c angeführten Ode J. A. Schlegels. Das Eine und das Andere ist vor Versen geschehen, in denen zweisilbige Senkungen neben einsilbigen vorkommen. — e) Vgl. §. 220, Anm. 6. Diesen Widerstreit hatte Klopstock im Sinne, als er 1758 in der Einleitung zu seinen geistlichen Liedern (sämmtl. Werke 7, S. 57 f.) von „den eingeführten Silbenmaaßen der Lieder" sprach, „in welchen der Trochäus bisweilen den Jamben, oder dieser jenen unterbricht." Er wollte ihn auch von „den geistlichen Gesängen," die er von den „nach den eingeführten Melodien" gedichteten „Liedern" unterschied, nicht ausschließen; in seinen Liedern findet er sich öfter, z. B. 7, S. 85 Eh seines Béfehls A'llmachtsrúf; vgl. S. 122, 13; 124, 1, 10; 131, 13; 132, 8; 133, 3. — f) Besonders in dem kunstmäßigen Trauerspiel des 17. Jahrh. (Vgl. die §. 269, Anm. 4 angeführten Stellen), dessen im Versmaaß freier behandelte Stellen eine Weiterbildung der madrigalischen und recitativischen Form waren. Gottsched, der überall die strenge Regel in ihrem Rechte zu schützen suchte, mißbilligte solche metrischen Gebände und nannte sie „die Poesie der Faulen" (krit. Dichtk. S. 452; d. Sprachk. S. 635.) —

an verschiedenen Versstellen mit zweisilbigen zu vertauschen, sondern auch den Auftact fortzulassen, also jambische und trochäische, anapästische und dactylische, jambisch-anapästische und trochäisch-dactylische Zeilen, die auch in der Zahl der Füße nicht durchweg übereinzukommen brauchten, beliebig unter einander zu mischen. g) Erst um das J. 1770 fieng man an

g) Belege dieser noch freier als gewöhnlich gemessenen madrigalischen Verse bei Zachariae in den musikalischen Gedichten (Scherzhafte epische und lyr. Ged. A. von 1761) 1, S. 510 f.; 522—527; 528—536; — in der Cantate „Ariadne auf Naxos" (1765) von Gerstenberg (verm. Schriften 2, S. 73 ff.), einer andern von Herder (1766) in den sämmtl. Werk. z. schön. Litt. u. K. 4, S. 177 ff., und einer dritten, „Pygmalion" (1768) von Ramler, poet. Werke 2, S. 21, 3. 79—87; — ferner bei Gerstenberg in den „Tändeleien" (1759) die Triumphlieder der Liebesgötter (A. von 1765, S. 24 f.; verm. Schr. 2, S. 28 f.); in dessen dramatisch behandelter Hymne „Gott. An Klopstock." (1762), verm. Schr. 2, S. 115 ff., und in dem „Gedicht eines Skalden" (1766), wo selbst in dem ersten Gesang, der sonst durchweg in paarweis gereimten jambischen Vierfüßlern abgefaßt ist, einigemal Zeilen mit zweisilbigen Senkungen vorkommen, auch nach dem ersten Druck (Kopenhagen, Odensee und Leipzig 1766. 4., wieder abgedr. bei H. Kurz, Handb. d. poet. Nationallitt. d. Deutschen rc. Zürich 1840—42. gr. 8. 1, S. 305 ff.), mehr jedoch nach dem auch anderweitig von dem ursprünglichen Zeilenmaaß abweichenden Texte in d. verm. Schr. 2, S. 89 ff.; — in Kretschmanns Gedicht „der Gesang Rhyngulphs des Barden, als Varus geschlagen war" (1769), sämmtl. Werke Bd. 1, auch bei H. Kurz a. a. O. 1, S. 255 ff.; — in den gereimten Stellen der Uebersetzung des Gedichts „Carricthura" und der „Lieder von Selma" von Denis (1769), die Gedichte Ossians rc. Bd. 3, S. 75 ff.; — und in Ch. F. D. Schubarts Ode „der Tod Franciscus des Ersten, römischen Kaisers" (1766), sämmtl. Ged. 2, S. 187 ff. Auch die metrisch abgefaßten Stellen in Wielands „Grazien" (1769. 70) gehören hierher. Ob aber Ch. F. Weiße's Bearbeitungen dreier cantatenartigen Oden von Dryden, Pope und Congreve noch mit genannt werden dürfen, muß ich dahin gestellt sein lassen, weil ich nicht weiß, ob Weiße sie schon vor 1770 ausgeführt hat; gedruckt sind sie, wie es scheint, zuerst 1772 in den kleinen lyr. Gedichten 3, S. 157 ff. — Man sieht, meine Belege reichen im 18. Jahrh. nicht über die Funfziger zurück (denn auch das älteste Stück von Zachariae wird schwerlich früher gedichtet

anders zu verfahren und von gewissen Freiheiten im Versbau einen ausgedehntern Gebrauch zu machen. Zunächst versuchte es Wieland, einer schon längst üblich gewordenen Form der rein erzählenden Poesie, worin Alexandriner mit jambischen Fünf- und Vierfüßlern und einzelnen noch kürzern Zeilen derselben Art reihenartig verkettet waren, h) dadurch eine noch größere Abwechselung in ihren Gliedern zu verleihen, daß er an beliebigen Stellen, die erste ausgenommen, zweisilbige Senkungen gebrauchte oder jambische Füße durch anapästische vertreten ließ. Dieß geschah zuerst in dem zwar strophisch begonnenen, aber nicht so durchgeführten „neuen Amadis" i)

---

sein). Die bedeutendsten rühren von Hauptvertretern der sogenannten Skalden- und Bardenpoesie her, und ich vermuthe, daß Klopstocks in ganz freien reimlosen Rhythmen abgefaßte Oden, die auch erst mit dem J. 1754 anheben, nicht ohne Einfluß auf diese Formen der Reimdichtung gewesen sind. Während der ersten Hälfte des 18. Jahrh. scheint nämlich der ältere Gebrauch, wie er sich z. B. in den Trauerspielen von A. Gryphius und Lohenstein findet, madrigalische oder recitativische Verse nicht immer durchweg jambisch zu messen, sondern hin und wieder auch anapästische oder trochäische und dactylische Zeilen einzuschieben, wieder ganz abgekommen zu sein. — h) Nach Art der französischen vers irréguliers; vgl. §. 198, S. 594 und §. 269, Anm. 8. In die Erzählungspoesie kamen sie wohl zunächst durch die Uebersetzungen von Fabeln des La Fontaine und La Motte (vgl. §. 234, Anm. o). Von Hagedorn sind schon viele seiner „Fabeln und Erzählungen" darin abgefaßt. Wieland bediente sich ihrer zuerst in seinem Lehrgedicht „der Anti-Ovid" (1752; vgl Wieland, geschildert von Gruber, 1. A. 1, S. 48 f.); die „moralischen Erzählungen" (1753) schrieb er dann noch zum allergrößten Theil in reimlosen jambischen Zeilen von fünf Hebungen und mischte nur hin und wieder Verse von kürzerm oder längerm Maaße ein; erst für die „komischen Erzählungen" (seit 1762) wählte er jene gereimte Form, die nicht bloß in der verschiedenen Zeilenlänge, sondern auch in den bald zwei bald mehr Verse bindenden und frei geordneten Reimen eine größere Abwechselung gewährte. — i) In der Gestalt, die ihm Wieland zuerst gegeben hatte, erschien er 1771. Der ganze erste Gesang und der Anfang des zweiten waren schon in der zehnzeiligen Stanze abgefaßt, welche der Dichter in der neuen Bearbeitung

und bald nachher in zwei von vorn herein unstrophisch abgefaßten Erzählungen, „Kombabus“ und „der verklagte Amor“. k)

(1794) durch das ganze Gedicht durchführte. Damals zog er noch von der siebenten Stanze des zweiten Gesanges (der neuen Ausgabe) an „die ganz ungebundene Vers- und Reimart“ der strophisch gegliederten vor, weil „seine Laune, welche schlechterdings von allen willkürlichen Regeln frei sein wollte, auch die Bewegung in sehr freien Stanzen noch zu regelmäßig fand“ (vgl. d. Vorbericht zur A. von 1794). Ueber die Behandlung der Verse im neuen Amadis und die Vortheile, welche sie gewähre, sprach sich Wieland bereits in der Vorrede zur ersten Ausgabe aus. Diese Versart habe die Vortheile der meisten übrigen, ohne ihre Mängel und Unbequemlichkeiten zu haben. Sie schmiege sich an alle Arten von Gegenständen an und passe zu allen Veränderungen des Tons und Stils; sie habe, je nachdem es erforderlich sei, einen gelassenen oder raschen, einen feierlichen oder hüpfenden, einen eleganten oder nachlässigen Gang. Wenn sie recht behandelt werde, sei sie fähig, einem Gedichte die größte musikalische Anmuth zu geben. Vielleicht wäre zu wünschen, daß dieser Gebrauch des Anapästs unter Jamben, mit der nöthigen Bescheidenheit, auch in andern Gedichten und vornehmlich in versificierten Lust- und Trauerspielen eingeführt würde. Die Dichter würden dadurch des nachtheiligen und nicht immer vermeidlichen Zwanges enthoben werden, sich einer Menge von schicklichen Wörtern und Redensarten nur darum nicht bedienen zu können, weil sie nicht in die gewöhnlichen Jamben paßten. Manche gute Gedichte würden, durch dieses einzige Mittel, von Wörtern, die nicht an ihrem Platze stünden, von Füllwörtern, Härtigkeiten, ja sogar von Sprachfehlern gereinigt werden, welche man dem Autor jetzt, wiewohl ungern, zu gut halten müßte, da man die Unmöglichkeit sähe, daß er mit Klötzen an den Füßen so leicht und ungezwungen sollte tanzen können, als ob er frei wäre. — k) Der „Kombabus“ erschien nach der Angabe von W. Engelmanns Biblioth. d. schön. Wiss. 1, S. 484 (die freilich nicht mit Wielands Vorbericht zu dem Gedichte stimmt, wonach es erst 1771 abgefaßt wäre) im J. 1770, also vor dem neuen Amadis; allein er hatte von diesem die erste Hälfte bereits in Biberach gedichtet, und jenen dichtete er erst in Erfurt (vgl. Wielands Leben von Gruber 3. Buch, S. 427 ff.; 539; 593). Zu „dem verklagten Amor“ entwarf er den Plan 1771; ein Bruchstück davon erschien im nächsten Jahre, das Ganze erst 1774. Im Kombabus sind nur bisweilen anapästische Füße unter die jambischen gemischt, viel öfter ist dieß im verklagten Amor geschehen. Einen Schritt weiter gieng Wieland dann in „Gandalin,

im[illegible]it mehr daran festgehalten als davon abgewichen [illegible]rd. Wie am frühesten, so geschah dieß letztere auch verhältnißmäßig noch am häufigsten in Gedichten, deren Verse nicht [illegible]weg die gleiche Anzahl von Füßen erhielten und dab[illegible]der zu Reihen mit veränderlicher Reimfolge verbun[illegible]rden, oder andr[illegible] Systeme bildeten als eigentliche, nach demselben Grundsch[illegible]gliederte Strophen; u) demnächst in strophisch abgefaßte[illegible]ken der erzählenden Gattung, namentlich in Balladen; am seltensten, jedoch nur bis in das beginnende neunzehnte Jahrhundert, in lyrischen, aus gleich-

u) Zu den ältern Beispielen von Gebänden der einen oder der andern Art, worin neben vorherrschend einsilbigen Senkungen mehr oder weniger zweisilbige vorkommen und auch Auftacte fortgelassen sind, gehören, von 1770 an gerechnet, in Stücken von lyrischem, didactischem und gemischtem Character die in Herders Hymnus „an J. Winckelmann" (1770) 3, S. 165 ff.; in J. G. Jacobi's Gedichten „der Schmetterling" und „an Lenetten" (sämmtl. Werke A. von 1819) 2, S. 5 ff.; 181 ff. (vgl. die Vorrede zu diesem Theil S. III f.); in Göckingks „Epistel an Rink" (1774), Gedichte 1, S. 94 ff., wo zwischen lauter jambischen Zeilen S. 105 ein einziger jambisch-anapästischer Sechsfüßler eingeschoben ist; in Goethe's „Kenner u. Enthusiast," „Sendschreiben" (1774) 2, S. 194 f.; 197. „Autoren" (1775) 2, S. 213; in Mahler Müllers Schaafschur (1775) die lyrische Stelle (Werke 1) S. 238—242, die auch bei W. Wackernagel, d. Leseb. 2, S. 926 ff. steht, und „dem rasenden Gelbar" (1776) 2, S. 319 ff. (auch bei K. Goedeke 1, S. 778); in J. H. Voßens Gedicht „der englische Homer" (1777), sämmtl. poet. Werke S. 257, wo zwischen jambische Zeilen anderthalb Hexameter eingefügt sind; in Schillers Gedichten „Leichenphantasie," „Melancholie an Laura," „die Schlacht," „Elysium," „der Flüchtling" (1780—82); — in dramatischen Sachen von Goethe, verschiedene, nicht in Hans Sachsens Versart oder in strenger gemessenen Zeilen abgefaßte Stellen des Jahrmarktsfestes zu Plundersweilern, des Satyros, in Künstlers Erdenwallen und im ersten Theil des Faust (die drei ersten Stücke und von dem letzten die ältesten Scenen aus d. J. 1774); von Schiller die Chöre in der Uebersetzung der Iphigenie in Aulis (1789) und die Chöre so wie andere Stellen in der Braut von Messina (1803). —

artigen Strophen gebildeten Gedichten — denn später gestatteten sich die Dichter auch hier gewisse Freiheiten öfter und in der allerletzten Zeit gerade für die einfachsten Formen des Liedes besonders häufig — und in den entweder ganz reimlos gelassenen oder nur stellenweis gereimten jambischen Fünffüßlern des Dramas. — Von diesen Freiheiten war es nur wieder jene zuerst von Wieland in die Erzählungspoesie eingeführte, die man sich in anderen Dichtungsarten, und namentlich auch in der strophischen Lyrik am meisten zu Nutze machte. o) Indessen blieb auch der Gebrauch

o) 1. In strophischen Werken der epischen Gattung. Als Wieland in „Idris und Zenide" (1767. 68) den ersten Versuch mit der Einführung einer Art von Stanzen machte, die den ottave rime der Italiener ähnlich sein sollten, hielt er sich zwar von allem Zwange in der Zahl und der Stellung der Reime fern und brauchte nach Gutbefinden für die Zeilen bald vier bald fünf bald sechs Füße; allein er gab ihnen nur rein jambisches Maaß. Erst im „Oberon" (1780) änderte er diese Form dahin ab, daß er statt jambischer Füße nach Belieben, doch immer mit Maaß und nie in der ersten Stelle, anapästische setzte. Von seinen Nachahmern nahmen v. Alringer im „Doolin von Mainz" (1787) und im „Bliomberis" (1791), und F. A. Müller im „Alfonso" (1790) und in „Adelbert der Wilde" (1793) Wielands achtzeilige Stanze nur in der Form an, die er ihr in Idris und Zenide gegeben hatte; und ebenso machte es Schiller in seiner Bearbeitung zweier Bücher der Aeneide (1792). In der Nachbildung der italienischen Ottaven, zu der lauter jambische Fünffüßler verwandt sind, und die die feststehende Reimfolge der Italiener beibehält, hat, so viel ich weiß, kein Dichter oder Uebersetzer sich je zweisilbige Senkungen gestattet. Ueber die zehnzeilige Strophe im neuen Amadis vgl. Anm. i. — In Balladen und Romanzen, deren Strophen nur aus jambischen Zeilen zusammengesetzt sind, haben Hölty, die Stolberge, Bürger und auch Schiller niemals vereinzelte anapästische Füße; Goethe dagegen einen im „Veilchen" (1775), im „untreuen Knaben" (aber noch nicht, wo diese 1773 oder 74 gedichtete Ballade zuerst erschien, in der ältern Abfassung der Claudine von Villa Bella, indem hier die später gebrauchte Doppelsenkung durch Wortkürzung vermieden ist) und im „Sänger" (1782; hier im Auftact); mehrere im „König in Thule" (1773—74; auch hier einmal in der ersten Versstelle), in den Liedern von der Ratte und vom Floh, die dem Faust eingefügt sind (1774—90), in „der Müllerin

diese beiden Maaße zur Nachbildung ausländischer, vornehm- lich italienischer und spanischer, Kunstformen benutzt wurden, sahen die allermeisten Dichter durchaus von ihm ab und hielten sich streng an die alte metrische Hauptregel. Dagegen wurde es mit der Zeit sehr gewöhnlich, in ganz oder theilweis ana- pästischen und dactylischen Zeilen auch noch an andern Stellen, als wo es schon früher die Regel verlangt oder erlaubt hatte, der Senkung nur eine Silbe zu geben; q) ihr die Verschleifung von drei zuzumuthen, erlaubten sich nur einzelne Dichter in äußerst seltenen Fällen, r) wenn nicht absichtlich viersilbige

---

durch seinen nach einer italienischen Uebersetzung des serbischen Ori- ginals gefertigten „Klagegesang von der edlen Frauen des Asan Aga" in unsere Poesie eingeführt hat (vgl. Herders Volkslieder 1, S. 309 ff.; 330), und die dann durch Herder und später durch die Uebertragungen serbischer Volkslieder bei uns in häufigern Gebrauch kamen, hat Gr. Platen in „den Abassiden" (1829) mitunter leichte Dactylen einge- schoben. — q) In Balladen: bei Bürger (niemals mit zweisilbigem Auftact) nur vereinzelt in „dem Kaiser und dem Abt" (1784?) und im „Lied von Treue" (1788?), öfter in „Lenardo und Blandine" (1776), „des Pfarrers Tochter zu Taubenheim" (1781), „der Kuh" (1784); bei Goethe, vereinzelt und nur innerhalb des Verses im „Hochzeitlied" (1802) und im „Todtentanz" (1813), öfter, und auch mit zweisilbigem Auftact, in der „Wirkung in die Ferne" (1808); bei Schiller („der Taucher" 1797, „die Bürgschaft" 1798, „der Graf von Habsburg" 1803) unter den berühmten Balladendichtern vor Uhland die meiste Freiheit, auch im ersten Fuß, der häufig ein Anapäst ist (über eine Eigenheit im Taucher vgl. Anm. v). — In an- dern strophischen Gedichten ganz vereinzelt bei Herder 4, S. 38 ff. (1774); Hölty im „Hexenlied" (1775); Gleim 3, S. 188 f. (1777?); Bürger 2, S. 23 ff. (1778); Mahler Müller 2, S. 149 f., wo aber auch die Reimart nicht ganz gleich ist (1776); und Schiller 9, 1, S. 8. 187 ff. (1796 und 1795); häufig, und dabei auch mit vielen zweisilbigen Auftacten bei Voß S. 253 („An den Pegasus"; Anfang der Siebziger) und Schiller 9, 1, S. 192; 225 f.; 227 f.; 55 ff.; 32 ff.; 154; 26 f. (1797—1804). — r) Goethe im (reimlosen) „Zigeunerliede" 1, S. 172 f., das schon in der ältesten Abfassung des Götz von Berlichingen steht (42, S. 173 f.); in „Epiphanias" (1781) 1, S. 164 f.; im „Erlkönig" (gegen 1782), Strophe 7, 1; in „Liebhaber in allen

Füße der antiken Metrik in Reimzeilen nachgekünstelt werden sollten. [s]) — Erst sehr allmählig wurde von der Freiheit, die Klopstock bloß für den Vers des geistlichen Liedes beansprucht hatte, in jambischen und trochäischen Zeilen die betonten und tonlosen Silben bisweilen ihre Stellen vertauschen zu lassen, d. h. statt eines Jambus einen Trochäus oder statt dieses jenen zu setzen, in weiterm Umfange Gebrauch gemacht. Vorzüglich erlaubte man sich diesen auffallendsten Widerstreit zwischen dem rhythmischen und dem Wortaccent in reimlosen sowohl wie in gereimten, zu Reihen und zu Strophen verwandten Versen jambischen Maaßes und am gewöhnlichsten gleich im ersten Fuß, so daß seine beiden Silben mit den beiden des nächstfolgenden Fußes zusammengenommen nach der natürlichen Wortbetonung einen deutschen Choriamben bilden. [t]) — Bald eine bald zwei Silben dem Auftact zu

Gestalten" (noch nicht in der Ausg. der Schriften von 1787 ff.) 1, S. 34 ff.; und in „Kriegserklärung" (1803, sehr frei gebaute Strophen) 1, S. 32 f.; Voß a. a. O. Str. 4, 4; Schiller, „die vier Weltalter" (1802) Str. 3, 5. — s) Wie dieß Voß gethan hat im „Frauentanz," „Frühlingsreigen" und „Dithyrambus" (1794) S. 205 f. Andre Reimstrophen, in denen auch zusammengesetztere Füße der antiken Metrik nachgebildet sind, aber keine mit drei sogenannten Kürzen, und die alle aus den Jahren 1794 und 95 stammen, stehen S. 200; 208 f.; 210 f.; 212 f.; 219; vgl. die Anmerkungen dazu in der Ausg. der lyr. Gedichte von 1802. Bd. 3. — t) Beispiele im Anfange oder aus der Mitte der Verse, theils in Reimstrophen, theils in reimfreien jambischen und trochäischen Versen, bei Herder 3, S. 197; 237; 250; 261; 4, S. 41; 5, S. 79; 113 f.; 169; 6, 96 u. s. w.; bei Goethe sehr selten, in jambischen Fünffüßlern nur einmal im Tasso 9, S. 167 „Rohé wie aúf dem Sárg —," und im Tancred 7, S. 269 „Geistér zu fésseln—;" sonst in einem Liede 1, S. 126 (1803) und in solchen jambischen Zweifüßlern, wie im zweiten Theil des Faust 41, S. 30; bei Schiller nicht selten in den jambischen Fünffüßlern der „Braut von Messina," des „Tell," „Macbeth" und der „Turandot," (vgl. 10, S. 523; 525; 541; 11, S. 29; 45; 54; 58) und bei A. W. Schlegel in den Uebersetzungen shakspearescher Stücke; bei Tieck häufig, namentlich im „Octavianus" (vgl. A. v. 1804. S. 249; 252; 256—

geben, wurde nun auch üblicher, zumal in Zeilen, die auch an andern Stellen zweisilbige Senkungen enthielten, bisweilen aber auch in sonst rein jambisch gemessenen Versen; u) und eben so kam es viel häufiger als vor 1770 vor, daß wenn der herrschende Rhythmus eines Systems jambisch war, einzelne Zeilen ohne Auftactsilbe gleich mit der Hebung anfiengen, wenn trochäisch, zum ersten Fuß einen Jambus hatten; v) wobei natürlich an solche Strophenarten nicht gedacht werden darf, in denen durchweg jambische und trochäische Verse nach einer bestimmten, immer wiederkehrenden Ordnung zusammengefügt wurden. — Im ausgedehntesten Maaße konnten sich die Dichter aller dieser Freiheiten in dem wiederaufgenommenen altdeutschen Verse von vier Hebungen bedienen, und dazu noch einer ganz besondern: sie konnten zwischen zwei Hebungen die Senkung ganz ausfallen lassen, was Goethe und seine Nachfolger auch oft genug gethan haben. w) In andern Versen,

---

260; 289; 480), auch in Sonetten (Gedichte 1, S. 209; 213) und sonst; oft in Liedern, Balladen und Romanzen bei Fr. Schlegel, Uhland, J. Kerner und andern ältern und jüngeren Romantikern. — u) Mehreres der Art ist schon Anm. o und q angegeben. — v) Zumeist natürlich in metrischen Gebilden, wie die in Anm. n erwähnten sind; dann aber auch in sonst gleichartigen Strophen und in regelmäßigen Reihen. So hat Goethe einmal im Tasso 9, S. 150 den einsilbigen Auftact fallen lassen „Schwélle Brúst! — O Witterung des Glücks"; die sonst anapästisch gebauten drei Schlußzeilen der Strophen seiner Ballade „der Gott und die Bajadere" haben ihn in der vierten Strophe auch nicht, und den strophischen Zeilen des Intermezzo's im ersten Theil des Faust (1797) 12, S. 223 ff., worin einigemal auch Doppelsenkungen vorkommen, ist er bald vorgesetzt, bald vorenthalten. Schiller beginnt mehrere Verse in seinem sonst anapästisch gemessenen „Taucher" gleich mit der Hebung. Vgl. auch Tiecks Genoveva (Romant. Dichtungen) 2, S. 94 f. und Uhlands Ballade „Graf Eberstein," Str. 5, 4. — Als Nachtrag zu Anm. d hier noch zwei Fälle von weggelassenem, und einen von vorgesetztem Auftact in J. A. Cramers Psalmen, 3, S. 13, Z. 1; 2, S. 166, Z. 5 (aber in der letztern Stelle vor einem reimlosen Verse) und 2, S. 13, Z. 10. — w) Goethe z. B. 13, S. 12 Fräulèin:

die nach einer bestimmten rhythmischen Regel gebaut und nicht, wie dieß wirklich in zahlreichen, jedoch weniger in gereimten als in reimlosen Stücken geschah, aus ganz verschiedenartigen Füßen frei zusammengesetzt wurden, [x]) vermied man bis in das neunzehnte Jahrhundert hinein diese Abweichung von dem Grundgesetz der neudeutschen Verskunst fast durchaus, und erst als die Nachbildungen der Nibelungenstrophe mehr in Gang kamen, wurde sie von einzelnen Dichtern in diese eingeführt. [y])

§. 273.

b. Reim, Assonanz und Allitteration. — Daß der Reim in deutschen Gedichten nicht entbehrt werden könnte, war zuerst von Bodmer bestritten worden. Er sah in ihm sogar nur einen unschönen und barbarischen Schmuck, den die Dichter des classischen Alterthums verschmäht hätten, und ein Hemmniß für die schwungvollste Entfaltung und die angemessenste Einkleidung poetischer Gedanken. [1]) Diese Ansicht, in der sich Bodmer je länger je mehr befestigte, wurde in seiner

sein; S. 29 Gesúndheit: Zéit; Vórfáhren: wären; 12 S. 145 Gerúch: Gebétbùch; S. 183 Das übermännt mich so sehr; Schiller 9, 2, S. 18 Die Féldfläsche noch geb ich drein; Tieck im Octavianus S. 226 Da müsstet ihr anders aùssèhn; Um unter eúch Dienste zu thun; und besonders häufig Rückert in „Nal und Damajanti" (1828), wo diese metrische Form indeß in einer Art behandelt ist, die von der seiner Vorgänger mehrfach sehr bedeutend abweicht. — Diese Versart verschmäht auch nicht dreisilbige Auftacte und fügt sich nicht selten Senkungen von eben so viel Silben, besonders bei Dichtern, die nicht anstehen, häufig zwei schwer wiegende Silben nach einer Hebung zu senken, was Goethe, der den Knittelvers überhaupt sehr geschickt zu handhaben verstand, nicht so leicht gethan hat. — x) Einiges darüber weiter unten. — y) Namentlich von Rückert in „Kind Horn" (1817; vgl. gesammelte Gedichte 3, S. 497, 5; 501, 2. 26; 502, 3. 15; 503, 18. 33; 504, 8. 9) und Gr. Platen in dem Fragment „die großen Kaiser" (1825; vgl. Gesammelte Werke 4, S. 264, 15; 266, 10).

1) Vgl. §. 269, Anm. 6. —

Schule bald die herrschende: in der Schweiz bekannten sich dazu namentlich Drollinger [2]) und Breitinger, [3]) im nördlichen Deutschland die hallischen Freunde Lange, Pyra [4]) und G. F. Meier. [5]) Als dann auch Klopstock sich zu den Geg-

---

2) In dem ersten der beiden Gedichte von Drollinger, die §. 271, Anm. 3 angeführt sind, heißt es u. a. „Und wenn dieß Alles überstanden, So kömmt der Reim zu unsrer Qual Und macht oft mehr als zwanzigmal Vernunft und Einfall erst zu Schanden. Der Reim ist, was bei Kriegeszeiten Der Werbungstrommel wilder Ton. Ihm folgt ein Schwarm von schlechten Leuten, Die Besten bleiben stäts davon. — O möchte doch ein deutsches Ohr Sich von dem Schellenklang entwöhnen! Die Zürcher Mahler gehn uns vor Und wagen sich mit freien Tönen Vor unsrer Musen ekeln Chor. Selbst Gottsched hat es jüngst gewagt, Ein Mann den Phoebus kennt und liebet. Doch was mich inniglich betrübet: Der Beifall bleibt ihm noch versagt." In dem zweiten jener Gedichte wird der Reim mit seinem Schellenklang der Feind von Geist und Witz genannt, der uns schon lange plage, der, von den rauhen Barden ausgeheckt, die strenge Herrschaft bis auf uns erstrecke. Vgl. auch J. J. Spreng bei Drollinger S. 212 f. — 3) Krit. Dichtk. 2, S. 460 f. „Was die Anmuth des Reimes anbelangt, so kann ich nicht glauben, wie sie bei geistreichen Leuten von einem großen Umfang sein könne, allermaßen man ziemlich weit gehen muß, wenn man ihren Grund in der Natur suchen will. — Es ist ein alter Kirmeß-Tanz, wo die Personen bei bestimmten Pausen aus Freude-Bezeugung in die Hände klatschen, und man könnte den Reim für eine Nachahmung dessen ausgeben, dadurch er aber sich alleine in einigen lustigen Gedichten einen Platz fordern könnte." — 4) Vgl. die freundschaftlichen Lieder S. 60, 1; 100 und Lange's horazische Oden S. 96 ff.; 106. — 5) Seine im J. 1746 geschriebene Vorrede zu S. G. Lange's (größtentheils reimlosen) horazischen Oden, Halle 1747. 8. handelt vom Werth (d. h. Unwerth) der Reime und darf als das Hauptmanifest der schweizerischen Partei im eigentlichen Deutschland gegen deren Gebrauch angesehen werden. Er wolle zwar nicht, bemerkt Meier zum Voraus, ein Gedicht deswegen geradezu tadeln, weil es gereimt sei, und noch viel weniger alle Dichter, welche reimen und die Reime vertheidigen, mit dem verhaßten Namen der Reimschmiede belegen; allein wenn er dem Reim Gerechtigkeit widerfahren lasse, so werde er dieß nach der größten Strenge thun. Bei Griechen und Römern nicht gebräuchlich, sei er durch einen Geschmack hervorgebracht worden, der gewiß kein guter gewesen. Verdiene er ja eine Schönheit genannt zu

nern der Reimpoesie schlug, [6]) und durch seinen Vorgang die Nachbildungen antiker Versmaaße immer mehr in Aufnahme kamen, gewann es eine Zeit lang den Anschein, als laufe der Reim Gefahr, wenn auch nicht aus der deutschen Poesie über-

---

werden, so sei sie eine überflüssige und entbehrliche. Denn die Schönheit eines Gedichts beruhe zunächst in den Gedanken und in den Worten und dann noch drittens in dem Schall des poetischen Ausdrucks oder in der Sonoritas; der Reim verschönere aber weder die Gedanken, noch die Worte, noch auch die Sonoritas. Er sei also entweder gar keine Schönheit, oder doch eine so kleine, daß kein wahrer Kenner des Schönen sich die Mühe nehme, ihren unendlich kleinen Werth zu schätzen. Und weil nun der Reim eine Monotonie verursache, in den meisten Fällen die schönsten Gedanken hindere und das Ohr verführe, die Verstöße des Dichters gegen Sinn und Ausdruck zu überhören, so werde seine unendlich kleine Schönheit durch so viel Böses überwogen, daß man sich nicht scheuen dürfe zu sagen, der Reim sei etwas Häßliches, und daß er billig abgeschafft werden müsse, vornehmlich in einigen Arten von Gedichten. Denn wo der Schwung der Gedanken nicht kühn sein dürfe, wo man nicht die höchsten poetischen Schönheiten anzubringen habe, wo die angenehme Verwirrung und mannigfaltige Abwechselung der Gedanken nicht so groß zu sein brauche: in allen solchen Gedichten könne er noch eher geduldet werden als in andern, die wie z. B. eine pindarische oder horazische Ode beschaffen sein müssen. — Ueber diese Vorrede konnte ein Mann von Geschmack und Bildung, der General v. Stille, sich nicht enthalten, gleich an seinen und an Meiers Freund, den Pastor Lange, zu schreiben (Samml. gelehrter und freundschaftl. Briefe 1, S. 4.): „Meiers ungebundene Freiheit, den Reim nicht allein als unnütz, sondern auch als strafbar, verächtlich und platterdings verwerflich auszuschreien, dieses Alles aber durch nichts als einen willkürlichen Machtspruch erweislich zu machen, hat meine Galle erreget. — Ich glaube seinen andern guten Eigenschaften nichts abzukürzen, wenn ich dafür halte, daß die Beurtheilung der Dichtkunst nicht allerdings sein forum competens sei." Vgl. dazu Hagedorns heitere Aeußerung über den Werth der Reime in seinem Briefe an Lange 1, S. 206 f., wo auch die feine Weise beachtenswerth ist, in der Hagedorn dem Nachahmer des Horaz und seinem Vorredner zu verstehen gibt, daß dieser gegen den Reim nur Gründe vorgebracht habe, die in Frankreich schon neun Jahre früher zur Sprache gekommen seien. — 6) Noch im Jahre 1782 verkannte er das Wesen und den Werth des Reims so sehr, daß er in der Ode an Voß (sämmtl. Werke 2, S. 67 f.) sagen konnte: die

haupt nach und nach ganz verdrängt, doch in den meisten ihrer Arten über Gebühr beeinträchtigt zu werden. Indessen fehlte es auf der andern Seite auch nicht an verständigen und gewichtigen Wortführern, die sich seiner annahmen und für den Dichter mindestens die Freiheit gewahrt wissen wollten, nach seiner besondern Neigung und Anlage zwischen gereimten und reimfreien Versarten wählen zu dürfen, ohne daß er dabei noch sonst etwas zu berücksichtigen habe, als etwa die eigenthümliche Beschaffenheit seines Gegenstandes oder den allgemeinen Character der Gattung, worin er gerade dichte. Gottsched, der schon frühzeitig den Reim in manchen Arten poetischer Werke nicht bloß für entbehrlich gehalten, sondern selbst gewünscht hatte, daß er daraus verbannt würde, [7]) mochte späterhin um so weniger auf ihn ganz Verzicht leisten, je mißlungener ihm die allermeisten Versuche seiner Zeitgenossen in reimlosen Versen, namentlich auch in Hexametern, erschienen; er nahm ihn nun gegen die Schweizer und deren Anhänger in seiner Nähe mit demselben Eifer in Schutz, mit welchem diese ihn zu verdrängen suchten. [8]) Lessing sprach es schon

---

beiden alten Sprachen hätten zwei gute Geister gehabt, Wohlklang und Silbenmaaß; „die spätern Sprachen haben des Klanges noch wohl, doch des Silbenmaaßes? Statt dessen ist in sie ein böser Geist mit plumpem Wörtergepolter, der Reim, gefahren. Red' ist der Wohlklang, Rede das Silbenmaaß, allein des Reimes schmetternder Trommelschlag was der? was sagt uns sein Gewirbel, lärmend und lärmend mit Gleichgetöne? — 7) Vgl. §. 269, Anm. 7. — 8) Vgl. die deutsche Sprachkunst in der A. von 1762 1, S. 624 f. „Vor einiger Zeit," beginnt hier die Anmerkung zu §. 12, die wohl schon 1752, wo nicht früher, geschrieben ist, „haben sich nicht nur die Züricher Mahler, sondern auch noch kürzlich in Halle einige Gelehrte wider die Reime empöret und theils in Regeln und Abhandlungen vom Werthe der Reime sie verächtlich zu machen gesuchet, theils uns mit ihren Exempeln reimloser Gedichte zur Nachfolge reizen wollen. Mich dünket aber, daß weder ihre Gründe so überzeugend, noch ihre Beispiele so bezaubernd gerathen

1751 wiederholt aus, [9]) die Reime seien zwar keineswegs ein schlechthin nothwendiges Erforderniß der deutschen Poesie, und im Heldengedicht wie im Drama werde man sie mit vollem Fuge weglassen dürfen; aber läugnen, daß sie oft eine dem Dichter und Leser vortheilhafte Schönheit sein können, und es aus keinem andern Grunde läugnen, als weil die Griechen

---

sind, daß ihre (die?) Reime viel zu besorgen hätten!" In der Anmerk. auf S. 640 kommt er nochmals auf die „bisherigen ungereimten Versuche, zumal epischer Gedichte" zu sprechen. Er kann sie nicht einmal einer harmonischen Prosa an Lieblichkeit gleich stellen. „Sie beobachten keine Cäsuren, schließen den Sinn niemals mit ganzen Zeilen, zerren und zerbröckeln den Verstand eines Satzes immer mit Fleiß in andere Zeilen und zerfetzen die Gedanken recht mit Fleiß in lauter Heckerling rc." Ueber die heroische Versart der neuen biblischen Epopöen gab er im J. 1752 ein besonderes Gutachten ab im Neuesten aus der anmuth. Gelehrsamkeit 2, S. 205 ff. Er hatte gefunden, daß den deutschen Hexametern in den drei Stücken, welche die lateinischen besonders angenehm und prächtig machten, — das reine Sülbenmaaß aller Spondeen und Dactylen, der ungezwungene und wohlklappende Ausgang jedes Verses, die wohl angebrachten Cäsuren" — gar zu viel abgienge, als daß sie Leser von zartem und geübtem Gehöre vergnügen könnten. Vgl. auch d. Sprachk. S. 561, Anm. f. u. 666 f. (Gottsched pflegte die deutschen Hexameter seiner Zeit wurmsamische Verse zu nennen, nach dem Titel eines sogenannten Heldengedichts von Triller, „der Wurmsamen," dessen erster Gesang 1751 erschien, und das die Sprache und die metrische Form der biblischen Epopöen verspotten sollte. Vgl. das Neueste aus der anmuth. Gelehrs. 1, S. 767 ff. und Jördens 3, S. 37 f.). — 9) Zuerst im April-Stück des Neuesten aus dem Reiche des Witzes (sämmtl. Schriften 3, S. 207 f.), wo er sich über die elenden Nachahmer Klopstocks ausläßt. „Der Reim ist es, gegen welchen diese Herren am unerbittlichsten sind. Sie wollen sich vielleicht rächen, daß er ihnen niemals hat zu Willen sein wollen. Ein kindisches Geklimper nennen sie ihn mit einer verächtlichen Mine. Gleich als ob der kützelnde wiederkommende Schall das Einzige wäre, warum man ihn behalten solle. Rechnen sie das Vergnügen, welches aus der Betrachtung der glücklich überstiegnen Schwierigkeit entsteht, für nichts? Ist es kein Verdienst, sich von dem Reime nicht fortreißen zu lassen, sondern ihm, als ein geschickter Spieler den unglücklichen Würfen, durch geschickte Wendungen eine so nothwendige Stelle anzuweisen, daß man glauben

und die Römer sich ihrer nicht bedient haben, heiße das Beispiel der Alten mißbrauchen. Ramler zählte mindestens eben so viele Gründe für wie gegen ihren Gebrauch auf, [10]) während er zu seinen eigenen Gedichten bald gereimte, bald reimfreie Silbenmaaße wählte; und wenn er hier wie dort sich doch noch eher zu diesen als zu jenen hinzuneigen schien, so vertrat J. A. Schlegel desto wärmer den Reim gegen seine Widersacher, ohne die Vortheile zu verkennen, die aus der Lossagung von ihm dem Dichter unter gewissen Umständen erwachsen könnten. [11]) Der Ausgang dieses Streites auf dem theoretischen Gebiet hieng vorzüglich davon ab, wofür die bedeutendern und einflußreichern Dichter zu der Zeit, da Klopstocks Ruhm schon

---

muß, ohnmöglich könne ein anderes Wort anstatt seiner stehen? — Die Schwierigkeit ist mehr sein Lob, als ein Grund ihn abzuschaffen. Und die von unsern neuern Dichtern, welche ihn verachten, was für Freiheit haben sie einem ungebundenen Geiste verschafft, wenn sie anstatt eines schweren Reimes eine noch weit schwerere Harmonie einführen wollen? Man nennt die Verse seichter Dichter, welche reimen, gereimte Prosa, wie aber soll man das Gewäsche gleich seichter Dichter nennen, welche nicht reimen?" Sodann einige Monate später in der vossischen Zeitung (3, S. 177 f.): man solle einem Dichter die Freiheit lassen; sei sein Feuer anhaltend genug, daß es unter den Schwierigkeiten des Reimes nicht ersticke, so möge er reimen; verliere sich die Hitze seines Geistes während der Ausarbeitung, so möge er es bleiben lassen. Was Lessing an beiden Orten geäußert hatte, faßte er bald darauf und großentheils mit denselben Worten zusammen in dem vierzehnten der Briefe, die er als den zweiten Theil seiner Schriften herausgab (3, S. 305 ff.). — In ähnlichem Sinne wie Lessing äußerte sich einige Jahre nachher über die Partei der Reimfeinde Fr. Nicolai in den Briefen über den jetzigen Zustand der schön. Wiss. rc. S. 50 f.; 62. — 10) Einleitung in die schönen Wissenschaften (2. A.) 1, S. 158 ff. — 11) In der §. 270, Anm. r angeführten Abhandlung S. 558 ff. Indem Schlegel besonders die Gründe zu entkräften sucht, die Ramler gegen den Reim geltend gemacht hatte, führt er sehr verständig aus, daß im Metrischen vor allem Andern zuerst auf die Beschaffenheit der Sprachen Rücksicht genommen werden müsse. Wir trieben unsere Bewunderung für die Alten zu weit, wenn wir ihnen alles nachmachen wollten, oder die Ehre ihres Geschmacks auf

so hoch gestiegen war und Breitingers kritische Dichtkunst die gottschedische aus dem Felde geschlagen hatte, sich durch ihr practisches Verfahren und das damit gegebene Beispiel entschieden. Nun kamen Gellerts wenige reimlose Stücke [12]) gegen seine vielen in den altüblichen Formen in keinen Betracht; auch die übrigen Mitarbeiter an den Bremer Beiträgen blieben ihnen zum großen Theil und in ihren meisten Sachen treu; nur einzelne [13]) zeigten sich etwas geneigter, Klopstocks Beispiel im Gebrauch des Hexameters und anderer antiken Maaße zu folgen. Gleim schrieb bald viel häufiger in gereimten als in reimfreien Versen; [14]) Uz kehrte, gleich nachdem er seine Frühlingsode gedichtet, wieder zu der alten Bindeweise der Zeilen in allen seinen strophischen und unstrophischen Poesien zurück; und die Gedichte, die von Götz noch vor den Siebzigern gedruckt wurden, bewiesen hinlänglich, daß ihr damals dem Publicum noch unbekannter Verfasser kein Reimfeind sein konnte. Lessings Verse in der Ausgabe seiner Schriften,

---

Kosten unserer eignen Nation über die Gebühr zu erweitern suchten. Der Reim, an sich betrachtet, habe nichts Barbarisches und brauche darum nicht als eine obotritische Musik (wie Bodmer ihn nannte) verbannt zu werden. Sprachen, denen eine ganz reine Quantität eigen sei, wie der griechischen und lateinischen, möge er als ein zu schwacher Zierrath nicht anstehen; für die unsrige hingegen, deren Quantität zwar durch Beihülfe des Accents sich vernehmlich genug zu fühlen gebe, aber doch einige Rohigkeit und Unzuverlässigkeit habe, sei er ein nützlicher Schmuck. Jede Sprache müsse hierbei in das Schicksal, das von ihrer ursprünglichen Einrichtung abhange, sich so gut schicken, als sie könne. — 12) Nur zwei seiner vermischten Gedichte, in Odenform. — 13) Namentlich Zachariae und Giseke. — 14) Als Gleim zu der Zeit, wo die Poesie ohne Reime in Deutschland noch keinen Beifall finden wollte, in Halle mit seinen Freunden den Anakreon las (vgl. §. 253, S. 920—23), behauptete er, „man müsse durch angenehmen Inhalt den Rhythmus der Griechen und Römer den Deutschen empfänglich machen." So entstand sein „Versuch in scherzhaften Liedern." Berlin 1744. Vgl. Gleims sämmtl. Werke 1, S. V. —

oder gleitende Reime gehörten schon seit dem Absterben der Nürnberger Dichterschule und dem Ausgange der deutschgesinnten Genossenschaft zu den Seltenheiten [b]) und wurden das ganze achtzehnte Jahrhundert hindurch, wenn man sich ihrer bisweilen noch bediente, fast nur in den Schlüssen kurzer, dactylisch gemessener Zeilen angebracht. [c]) Erst nach dem

---

4, S. 444; 453); in seiner frühern Zeit hatte er sich ihrer selbst nicht ganz enthalten (vgl. Gedichte, A. von 1778. S. 6; 202). — Die weiblichen Reime, in der Regel mit tonloser zweiter Silbe, wurden doch auch, wie es schon im Mittelhochdeutschen und im 17. Jahrh. geschah, sehr oft aus Wörtern mit dem Tiefton auf der letzten (Klárheit: Wáhrheit; Séndung: Wéndung und ähnlichen), ja mitunter aus zwei, in der Schreibung getrennt bleibenden Wörtern gebildet (bis her: dis her, schon bei Drollinger S. 97, vgl. die Anm. dazu; Komoediánt ist: gebánnt ist, bei Goethe 12, S. 36; viele bei Voß in den beiden schwergereimten Oden aus den Jahren 1773 u. 75, S. 254 f.; 256, vgl. auch S. 245 f.; und unter den spätern Dichtern besonders bei Rückert und Platen in den Gaselen und anderwärts). — Ueber den Gebrauch der sogenannten reichen Reime (vgl. §. 196, S. 579) wurde noch um die Mitte des 18. Jahrh. gestritten; aber schon hatten sich „die besten Dichter ohne Bedenken" derselben bedient (vgl. J. A. Schlegel „Von der Harmonie des Verses," hinter seinem Batteux, A. v. 1759. S. 611 f. und Klopstock in der Einleit. zu seinen geistl. Liedern 7, S. 57); und auch nachher nahm man keinen Anstoß mehr daran. Ein und dasselbe Wort in demselben Gebände zwei- oder mehrmal hinter einander oder mit andern dazwischen gelegten Wörtern von gleicher Reimung (wie Welt: Welt, oder Welt: gestellt: Welt) zu setzen, sowohl in strophischen Systemen und in Reihen aus gleich gemessenen Zeilen, wie in freier behandelten, madrigalischen Formen, verstatteten sich nicht bloß der Bequemlichkeit halber die ältern Dichter des 18. Jahrh. z. B. Cramer, Giseke, Gleim, Götz, Klopstock (in den geistl. Liedern), Kleist und Lessing, sondern suchten darin auch ein Mittel, den Gedanken mehr Nachdruck zu geben; vgl. J. A. Schlegel a. a. O. S. 605 ff. und Ebert in der Vorrede zum 1. Th. seiner Episteln rc. S. LXI — b) Gottsched, d. Sprachk. S. 625, nannte sie „kindische Reime," weil sie gar zu spielend und klappernd herauskämen; Bürger kannte, nach einer Aeußerung in seinem Hübnerus redivivus (Schriften 4, S. 424), nur sehr wenige Beispiele von der Gattung, welche bei den Italienern rime sdrucciole, gleitende Reime, hießen. — c) Vgl. Versuch einer Theorie des Reimes nach Inhalt und Form von J. C. Schütze, Magdeburg

J. 1800 wurden sie durch die Romantiker und durch Goethe wieder etwas häufiger, wiewohl noch immer spärlich genug, gebraucht, bald mit bloß einer Hebung, auf der drittletzten, d) bald mit noch einer zweiten, auf der letzten Silbe. e) Den Gleichklang in zwei oder mehr Versen durch mehr als je drei Silben hinter einander durchzuführen, kam erst um das J. 1820 mit der Nachbildung orientalischer Formen durch Rückert und Gr. Platen auf, zunächst in den Gaselen und persischen Vierzeilen beider Dichter, dann auch in anderen metrischen

1802. 8. S. 106 f., Beispiele in trochäisch-dactylischen Zeilen bei Voß im Minnelied (1773), S. 153 und in der Schläferin (1794) S. 207; bei Goethe in Claudine von Villa Bella (1775), Werke 57, S. 145 f.; 206 f.; und in Lila (1777. 78) 11, S. 65; 87 ff.; zwischen lauter weiblichen Reimen in jambischen Versen bei Voß im Dorfpfaffen (1789) S. 259. — d) So in Tiecks Octavianus (A. von 1804) S. 294; bei Fr. Schlegel, sämmtliche Werke 8, S. 177 f.; bei Goethe 12, S. 44; in Uhlands strophisch abgefaßtem „Vorwort zu der ersten Auflage seiner Gedichte" (1815); bei Rückert in den gesammelten Gedichten 1, S. 282; 2, S. 182; 325; 338 und sehr häufig in Nal und Damajanti. — e) Die letzte Silbe dieser Reime, die den otfriedschen scheinbar dreisilbigen (vgl. §. 28, S. 46 f.) gleichen, hat bald unbetonten, bald betonten Vocal. Von der ersten Art zu binden ist schon ein Fall bei Gleim 5, S. 297 in einem Alexandrinerpaar (léisesté: wéisesté); andere, die unzweifelhaft sind, finden sich bei Goethe 41, S. 165; bei Uhland im „Nachruf" N. 4 (Ausg. von 1839. S. 153) und bei Rückert 1, S. 437, in der 43. Makame des Hariri unter jambischen Versen von vier Hebungen (beháusendé: gráusendé: Táusendé und noch zwei solche Dreilinge; vgl. W. Wackernagels Leseb. 2, Sp. 1604). Für die andere gibt es gleich sichere Belege bei E. M. Arndt (in einem Gedicht aus d. J. 1802, bei K. Goedeke 2, S. 359, glaénzest dú: kraénzest dú) und Goethe 40, S. 416 f. (ságens nícht: frágens nícht; verwéhren wírs: verzéhren wírs; páckt man aúf: sáckt man aúf). Oft aber bleibt es ungewiß, ob ein Gebände von der einen und der andern Art ein- oder zweimal gehoben ist; auch sind die Consonanten solcher Bindungen innerhalb der sich entsprechenden Silben nicht immer gleich, wie bei Goethe, der diese Reimweise in seinen spätern Jahren sehr liebte, 12, S. 116 (Werdelust: Erde Brust; Freude nah: Leide da) und bei Platen 1, S. 300. Noch mehr entfernen sich von einem durch drei Silben geführten Gleichklange die burlesken Reime, die Tieck im



Formen, die Rückert für seine Bearbeitungen morgenländischer Dichtungsstoffe wählte. [f]) Wörter in der Mitte oder im Anfang der Verse mit dem Schlußwort derselben oder einer andern Zeile nach einer bestimmten Regel und in wiederkehrender Folge ein Gedicht hindurch zu binden, unterließen die Dichter im achtzehnten Jahrhundert, [g]) wenn sie nicht geistliche Lieder in gewissen von Alters her gangbaren Strophenformen abfaßten, eigentlich ganz. Die Romantiker jedoch, die überhaupt darauf ausgiengen, alle möglichen Reimkünste, vornehmlich durch Nachahmung italienischer und spanischer Formen bei uns theils neu einzuführen, theils aus der Vergessenheit hervorzuziehen, nahmen nicht nur hin und wieder die besonders bei den Pegnitzschäfern beliebt gewesenen Bindeformen der Zeilen durch Binnenreime wieder auf, [h]) sondern machten auch, obgleich ohne sonderlichen Erfolg, Versuche, noch andere künstliche Ge-

---

Octavianus S. 290 ff. gebildet hat (neben Koénige, wénige; raécherisch: grosssprécherisch sollen als gleitende Reime gelten Testaments: Pestilenz; Babylon: Schnabel schon; Hackemack: Sack und Pack und noch einige ähnliche). — f) Namentlich in Nal und Damajanti (1828), in den Makamen des Hariri (1826) und in Rostem und Suhrab (erst 1838). In der Regel sind hier in einem Gebände nur die je ersten Worte verschieden, die folgenden bleiben sich gleich (nieder im Morgenlicht: Augenlieder im Morgenlicht; Duftgefieder im Morgenlicht); es kommen aber auch Bindungen vor wie zarter Gebärde: harter Erde; herzbetrübte: schmerzgeübte (Nal und Damajanti A. von 1828. S. 71; 101); Wuth herschossen sie zumal: Blut vergossen sie zumal (Rostem und Suhrab, bei W. Wackernagel a. a. O. 2, Sp. 1634). — g) Gottsched a. a. O. S. 629 verbietet ausdrücklich den Gebrauch von Anfangs- und Mittelreimen, und G. F. Meier bemerkt in der Vorrede zu Lange's Horaz. Oben S. 4: „Heut zu Tage verlachen alle, auch sogar nur mäßige Dichter dieses Spielwerk, und man vertheidigt nur die Reime am Ende der Verse. — h) Darunter auch das sogenannte Echo; vgl. A. W. Schlegels Sonett „Waldgespräch" (sämmtl. Werke 1, S. 347) und Tiecks Octavianus S. 146 f. Aehnlich ist die Verbindung von zwei Reimwörtern am Ende der Zeilen von ungerader Zahl bei Rückert in der 79. Siciliane (gesammelte Ged. 2,

bände durch den gleichzeitigen Gebrauch von Anfangs-, Mittel- und Endreimen in Aufnahme zu bringen. [i]) Rücksichtlich der Uebereinstimmung des Klanges in den auf einander gebundenen Silben blieb es im Ganzen wie im siebzehnten Jahrhundert. Denn wenn sich darin auch nicht mehr mundartliche Verschiedenheiten der Aussprache so auffallend hervorthaten wie früherhin, so machten es sich die allermeisten Dichter doch noch immer viel zu leicht mit dem Binden und wollten zu häufig als Gleichheit der Laute aufgenommen wissen, was in rein hochdeutscher Aussprache für ein gebildetes Ohr höchstens eine nahe Lautähnlichkeit enthielt. Zu der Genauigkeit und Reinheit im Reimen, die mehreren mittelhochdeutschen Dichtern nachgerühmt werden darf, hat es ein neuhochdeutscher, selbst Rückert und Platen nicht ausgenommen, [k]) eben so wenig gebracht, wie zu der fein ausgebildeten, der Natur unserer Sprache gemäßen Kunst des Versbaues, die wir in einzelnen Werken der Volks- und der höfischen Poesie aus dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts bewundern. — Die Assonanz, die zwar schon in der althochdeutschen Poesie neben dem eigentlichen Reim bestanden oder vielmehr diesen in vielen Fällen

S. 335) und in den sehr künstlich gereimten Sprüchen der 14. Makame (W. Wackernagel a. a. O. Sp. 1584 ff.). — i) Beispiele verschiedener Art sind zu finden bei Fr. Schlegel im Alarcos (1802), sämmtl. Werke 8, S. 229, und in andern seiner Gedichte (8, S. 118 f.; 167; 170; 9, S. 63 ff. und in der Zueignung vor diesem Bande); bei Brentano in dem Gedicht „die lustigen Musikanten" (1802; abgedr. u. a. bei K. Goedeke 2, S. 304 ff.); bei W. von Schütz im Lacrimas (1803) S. 108; in Pellegrins (d. i. Fouqué's) dramatischen Spielen (1804); bei Z. Werner im 2ten Theil der Söhne des Thals (1804), sämmtl. Werke 5, S. 107 f.; bei Tieck im Phantasus 1, S. 134; und aus späterer Zeit bei Rückert 2, S. 227 f.; 229; 257 f.; 316, 22; 326, 51; vgl. auch die Zeilen von gerader Zahl in der Anmerk. h angeführten Siciliane und die 39. Makame. — k) Nur im Vergleich mit den übrigen neuhochdeutschen Dichtern, aber nicht mit den vorzüglichsten

vertreten hatte, und seitdem vor ihm niemals ganz aus der Volksdichtung gewichen war,[l]) war doch bis um das J. 1800 zu keiner Zeit nach fester Regel und in eigentlich kunstmäßiger Weise durch ganze Gedichte bei uns durchgeführt worden. Herders Vorschlag, den er bereits in den Sechzigern machte, in gewissen metrischen Formen die Assonanzen der Spanier anzuwenden und dadurch den Reim zu ersetzen,[m]) scheint damals nirgend Beifall gefunden zu haben. Er selbst machte in den fremden Stücken, die er für seine Sammlung von Volksliedern bearbeitete, bloß da von assonierenden Bindungen Gebrauch, wo er es mit englischen und schottischen Liedern zu thun hatte, aber auch nur in der Art, die er aus dem deutschen Volksgesang kannte, d. h. er ließ sich in einem sonst gereimten Gedicht öfter an einer bloß vocalischen oder bloß consonantischen Assonanz genügen. Die Bearbeitungen spanischer Romanzen gab er dagegen in völlig reimlosen Versen;

Reimmeistern der mittelhochdeutschen Zeit, durfte sich Platen (gesammelte Werke 5, S. 45.) rühmen, daß er in seinen Werken immer die strengste Reinheit des Reimes beobachtet habe. — l) Vgl. §. 28, S. 46; §. 69, S. 137 f.; §. 138, S. 324; §. 196, Anm. 10. Selbst bei nicht wenigen Dichtern dieses Zeitraums muß bisweilen, wie im Volksliede, eine vocalische oder consonantische Assonanz den Reim vertreten. So bei J. A. Cramer in den Psalmen 2, S. 42 (blühen: stehen) und in den sämmtl. Ged. 1, S. 278; 2, S. 153 (Gelächter: Verbrecher; versöhnt: verdient); bei Schubart, Ged. 2, S. 189 (glänzen: Provinzen); bei Goethe 1, S. 89; 185 f.; 12, S. 110; 41, S. 315 (daheim: sein; ihm: List; ihm: hin; Floh: Sohn; vernehmen: dröhnen); bei Schiller 1, S. 5. 30; 9, S. 28 (Menschen: Wünschen; Sarge: Marke; Menge: geringe); bei Tieck in den romant. Dichtungen 1, S. 7; 2, S. 217; 468; 471; 474 (dämmern: schimmern; Schnörkel: Zirkel; nicken: wecken; Mützen: setzen; Blätter: zittern), und besonders häufig in dem neuen Hercules am Scheidewege, poet. Journal S. 81 ff.; bei Fr. Schlegel 9, S. 101; 113; 148 (Rheine: weinen; Sünde: entzündet; erschüttert: Gewitter). — m) In den Fragmenten zur d. Litteratur (1. A. 1, S. 129; Werke zur schön. Litt. rc. 1, S. 74) nahm Herder Lessings Vorschlag im 51. Litterat.-Br. (6, S. 141 f.), in musikalischen Gedichten zu den

noch späterhin, als die spanische, nur die Vocale bindende Assonanzenform bereits bei uns eingeführt war, enthielt er sich derselben in seinem Cid. Die Romantiker waren es auch hier wieder, und namentlich die beiden Schlegel und Tieck, die zuerst Versuche anstellten, der in den Romanzen und im Drama der Spanier üblichsten Bindeweise der Zeilen in Deutschland Eingang zu verschaffen. n) Es gelang ihnen damit; bald fand, in ihrer Schule wenigstens, die Assonanz, die einsilbige wie die zweisilbige, so großen Beifall, daß sich die Dichter ihrer nicht nur häufig in Romanzen und andern kleinern Erfindungen bedienten, sondern sie auch stellenweise im Drama anwandten, o) und daß es nach A. W. Schlegels Vorgang herkömmlich ward, in Uebersetzungen aus dem Spanischen da überall assonierende Verse zu verwenden, wo sie die Originale hatten. Indessen weicht der Character unserer Sprache wegen ihres Mangels an klangreichen Vocalen in den Endungen und

Recitativen ganz freie Silbenmaaße (ohne bestimmten Wechsel von Hebungen und Senkungen) zu gebrauchen, wieder auf und erweiterte ihn dahin, zu den Arien die rimes assonantes der Spanier zu verwenden. Dieß werde dem Dichter viele Freiheit verschaffen. — n) Die ältesten mir bekannten Beispiele von deutschen Gedichten, die nach spanischer Weise assonieren, sind aus den Jahren 1800 und 1801 und rühren her von A. W. Schlegel („das thierische Publicum" und „Fortunat," sämmtl. Werke 2, S. 332 ff.; 1, S. 229 ff.), Fr. Schlegel (sämmtl. Werke 8, S. 107 ff.; 127; 132; 135 f.) und Tieck („die Zeichen im Walde," Gedichte 1, S. 22 ff., und zwei andere Stücke daselbst 1, S. 3 ff.; 2, S. 205 ff. Die Romanze zu Anfang des 2. Kap. vom 6. Buch seiner Uebersetzung des Don Quixote assonierte in der Ausg. von 1799 noch nicht, sondern war gereimt; erst im 4. Th. der 1801 erschien, gab er S. 130 ff. eine Romanze in jener Form). — Nicht selten geht in diesen Gedichten, namentlich in dem ersten von A. W. Schlegel und in denen von Tieck, die Assonanz stellenweise in vollkommene Reime über; bei Tieck finden sich solche Fälle auch noch später, besonders im Octavianus. — o) Hier zuerst von Fr. Schlegel im Alarcos (1802), wo die Assonanz auch in andern Versarten als in trochäischen Vierfüßlern gebraucht ist; dann in den Anm. i angeführten Stücken

um 1760 auch noch mancherlei abgefaßt wurde, enthielten sich die Dichter nachher für längere Zeit so gut wie ganz; [4]) erst in unserm Jahrhundert kehrten einzelne beim Nachbilden alt- und neugriechischer Formen und in den Gaselen zu ihnen, wie auch zu trochäischen Versen von sieben und zu jambischen von sieben oder acht Füßen zurück und bildeten daraus bald reimlos gelassene, bald gereimte Reihen. [5]) Viel besser als den Alexandrinern und den langen trochäischen Zeilen ergieng es fortwährend den jambischen Fünffüßlern. Denn neben den Hexametern [6]) und den sogenannten madrigalischen oder reci-

---

Reime noch ein besonderer Vortheil: denn sie schaffen, daß man theils lange Beiwörter brauchen, theils sonst mehr Gedanken darin ausdrücken kann." — 4) Ramler bemerkte (Einleitung in d. schön. Wiss. A. von 1762. 1, S. 175): „Einige, die keine Neuerung beliebten und doch ein geräumiges Silbenmaaß (statt der Alexandriner) suchten, haben das funfzehnsilbichte trochäische und das sechzehnsilbichte jambische gewählt: allein den feinsten Kennern der gereimten Poesie scheint ein Vers zu mißfallen, der sich in zween gleiche Verse theilen läßt, deren einer gereimt und der andere reimlos ist; und die Liebhaber reimfreier Poesie haben nicht nöthig, aus zween wohlklingenden Versen einen dritten zusammen zu setzen, der so lang und schleppend ist." Einige Gruppen so gemessener und paarweis gereimter Verse, in denen ein Gelegenheitspoet aus der gottschedischen Zeit redend eingeführt wird, findet man bei dem jüngern Stolberg in dem 14. Stück seiner „Jamben" (1784); ein Gedicht in reimlosen Achtfüßlern bei Götz 2, S. 72 ff. — 5) Beispiele von trochäischen Achtfüßlern in der Art der altgriechischen Tetrameter ohne Reime liefern stellenweise A. W. Schlegels Jon (1803) 2, S. 102 f.; Goethe's Helena 4, S. 250 ff. und Platens Liga von Cambrai (1832) 4, S. 235 ff.; in Reimpaaren viele von Rückerts Gaselen (die zum Theil schon aus d. J. 1819 herrühren), Wilh. Müllers Lieder der Griechen (1822 ff.) und Platen, außer in den Gaselen (seit 1821), stellenweise in den drei Dramen „Treue um Treue," „die verhängnißvolle Gabel" und „der romantische Oedipus" (1825—28). Trochäische Siebenfüßler mit Assonanzen enthält zwischen Reihen von Trimetern Fr. Schlegels Alarcos (1802) 8, S. 256 ff.; gereimte finden sich bei Rückert und Platen in Gaselen, als Reimpaare bei W. Müller a. a. O. und bei Platen in der verhängnißvollen Gabel (4, S. 36 ff.) und im romantischen Oedipus (4, S. 116 ff.; 138 ff.; 165 ff.). — 6) Der Hexa-

tativischen Versen war es vorzüglich dieses Silbenmaaß, das da, wo die Alexandriner und die trochäischen Achtfüßler schon vor 1770 weichen mußten, an deren Stelle trat; und als späterhin die Kunstformen der italienischen Poesie wieder aufgenommen wurden, erhielt es bei deren Nachahmung als Vertreter der endecasillabi alle die Rechte, welche während des siebzehnten Jahrhunderts den Alexandrinern eingeräumt worden waren. Indessen waren die jambischen Fünffüßler dieses Zeitraums, wenn sie gereimt wurden, nur noch bei den ältern

---

meter, für den Bodmern der Anfang von Klopstocks Messias gleich so einnahm, daß er wünschte, er möchte der Hauptvers auch im deutschen Trauerspiel werden (Lange, Sammlung gelehrt. und freundschaftl. Briefe 1, S. 158 ff.), machte anfänglich den Lesern große Noth. „Den Schwachen" wurde daher von den Starken gerathen, hexametrische Gedichte als Prosa zu lesen (Briefe der Schweizer ꝛc. S. 150). Daß Lessing niemals Gefallen an den deutschen Hexametern fand, wie er sie kennen gelernt hatte, ist unzweifelhaft. Auch noch späterhin, als die Kunst diese Versart bei uns schon sehr vervollkommnet hatte, widerte sie viele Dichter und Nichtdichter an, sogar in Uebersetzungen aus den alten Sprachen, oder die Art ihrer Anwendung wurde von einsichtigen Männern gerügt. Bürger, als Uebersetzer des Homer, bekehrte sich erst mit der Zeit von jambischen Fünffüßlern zu ihr. Heinse'n wurde die ganze Uebersetzung der Odyssee durch Voß dadurch verleidet, daß sie in klopstockischen Hexametern gemacht war, die platterdings seinem Ohr und Gefühl und allem, was er von Poesie und Musik in sich hatte, unerträglich und zuwider waren (Briefe zwischen Gleim, Heinse ꝛc. 2, S. 495). Lichtenberg glaubte, die Zeit des deutschen Hexameters komme erst durch Gewohnheit. Jetzt, d. h. in den Achtzigern und Neunzigern, sei sie noch nicht da, und es würde unstreitig besser sein, durch liebliches Silbenmaaß selbst den mittelmäßigsten Gedanken Anmuth zu verschaffen, als einem widrigen Silbenmaaß durch Größe der Gedanken aufhelfen wollen. Warum wolle man etwas einführen, das dem Gefühl erst durch Association von Begriffen erträglich werde? (Verm. Schriften 2, S. 343 ff.) Gr. Platen endlich, dem gewiß niemand abstreiten wird, daß er sich auf die Nachbildung antiker Silbenmaaße verstand und berechtigt war, ein Urtheil über ihre Statthaftigkeit in der deutschen Poesie abzugeben, hat es in Versen und in Prosa unumwunden ausgesprochen, der Hexameter passe sich bei uns nur

Dichtern die alten gemeinen Verse mit feststehender Caesur und Reimfolge; [7]) nach und nach wurde es immer üblicher, sie in der Art der von den Engländern überkommenen und seit den Vierzigern mehr und mehr bei uns eingebürgerten Form zu messen, die sich in der Beobachtung der Einschnitte freier hielt und in gereihten Systemen entweder durchweg reimlos blieb, [8]) oder wenn Reime angebracht wurden, sei es ein

---

zu „geringen Gedichten," und Klopstock habe wie viele Andere geirrt, als er ihn zu unserm epischen Maaße machen wollte. (Gesammelte Werke 2, S. 290; 5, S. 38.) — 7) Vgl. §. 195, S. 575 f. und §. 197, S. 586. — 8) Vgl. §. 196, Anmerk. 3. Gottscheds reimlose Fünffüßler jambischen Maaßes in der deutschen Gesellschaft zu Leipzig eigenen Schriften ꝛc. 2, S. 279 ff. (aus dem Anfang der Dreißiger) haben noch alle die in den gemeinen Versen üblichste Caesur und dabei durchgehends eilf Silben; anders gemessene Zeilen dieser Art mißbilligte er noch 1762 (d. Sprachk. S. 643 ff.; vgl. krit. Dichtk. S. 363 f.). Bodmer hingegen gab schon 1745 in der Uebersetzung dreier Erzählungen von Thomson (hinter Lange's und Pyra's freundschaftl. Liedern, auch in der Ausg. von 1749) seinen reimlosen Jamben keine Caesuren nach bestimmten Silben, „damit sich die Gedanken des Urhebers mit ihrem eigenen Schwunge desto natürlicher in den Vers einspannen ließen," mischte zehn- und eilfsilbige Zeilen und erlaubte sich auch bereits, wie nachher die meisten Dichter, die sich der reimlosen jambischen Fünffüßler bedient haben, hin und wieder Zeilen von zwölf Silben oder Sechsfüßler einzuschieben. J. E. Schlegel, der kurz vor 1749 oder erst in diesem Jahre ein ziemlich bedeutendes Bruchstück einer freien Uebersetzung von Congreve's Braut in Trauer niederschrieb (das aber erst 1762 gedruckt wurde, Werke 2, S. 569 ff.), hat gleichfalls den zwangloseren Vers gewählt, aber fast durchweg den regelmäßigen Wechsel einer zehnsilbigen Zeile mit einer eilfsilbigen beobachtet. In den Funfzigern wurde diese Versart dann schon etwas üblicher: bald wurden nur zehnsilbige Zeilen eine ganze Dichtung hindurch gereiht, bald zehn- und eilfsilbige gemischt, sehr selten bloß eilfsilbige gebraucht (wie, obgleich auch noch mit einigen wenigen Ausnahmen, in dem Bruchstück eines Lustspiels von Cronegk „der ehrliche Mann, der sich schämt es zu sein"). Der gemischten Art sprach besonders Joh. Heinr. Schlegel in den Vorreden zu seinen 1758, 1760 und 1764 herausgegebenen Uebersetzungen englischer Trauerspiele das Wort, und sie wurde späterhin auch die gewöhnlichste. Bereits 1756 hatte Klopstock in der Abhandlung von der Nachahmung des griech.

ganzes Gedicht hindurch, sei es nur stellenweise, *) zwischen

Silbenmaaßes (bei Back und Spindler 3, S. 14) die Vorzüge der jambischen Fünffüßler vor den Alexandrinern hervorgehoben. 1762 wagte Wieland, so viel ich bemerkt habe, zuerst in seiner Uebersetzung von Shakspeare's Sommernachtstraum einzelne Fünffüßler mit einem Anapästen und mit Eingängen wie Wünsche und Thränen (wonach das §. 272, Anmerk. o, 3 Gesagte abzuändern ist). Bald darauf erhielten die deutschen Dichter eine sehr gründliche Belehrung über die Eigenthümlichkeiten dieser Versart nach der englischen Behandlungsweise und über die Vortheile, die diese gewähre, in J. N. Meinhards Uebersetzung von H. Home's Grundsätzen der Kritik (zuerst Leipzig 1763—66. 8., zweite Ausg. 1772 und nach dieser 2, S. 125 ff.), die, wie der Uebersetzer meinte, den Kennern unter seinen Landsleuten desto angenehmer sein werde, da diese Versart noch wenig in deutscher Sprache bearbeitet worden, da sie eben die Schönheiten in derselben annehme, die ihr die größten englischen Dichter gegeben und endlich vielleicht die einzige sei, in der unsere Tragödie zu ihrer größten Vollkommenheit gebracht werden könne. Niemand trat dann für „das englische, brittische, miltonische Silbenmaaß," wie man es zu nennen pflegte, entschiedener in die Schranken, um ihm namentlich in Trauerspielen den Sieg über die Alexandriner zu verschaffen, als Herder (Fragmente zur d. Litt. in den Werken zur schönen Litt. 2c. 1, S. 76 ff.). Er hörte in demselben die unserer Sprache eigenthümliche Stärke so sehr, daß er es in mancher Begeisterung das **deutsche** zu nennen gewünscht hatte. Wenn etwa gar die Doppelgeschöpfe von verketteten Alexandrinern Schuld wären an jener untheatralischen, undialogischen und monotonischen Sprache (im deutschen Trauerspiel), die von beiden Seiten mit Lehrsprüchen, Sentenzen und Sentiments um sich werfe und manche Scenen unserer besten Dichter verderbe, sollte denn da nicht einmal dem Vorurtheil entsagt werden, als sei diese Versart die natürlichste für unsere Sprache? „Und wollen wir nicht lieber die vorgeschlagenen Jamben wählen, die weit mehr Stärke, Fülle und Abwechselung in sich schließen, sich mehrern Denk- und Schreibarten anschmiegen und ein hohes Ziel der Declamation werden können? Nur freilich werden sich dieselben, je mehr sie sich der Materie anschmiegen, je mehr auch freie Sprünge und Cadenzen erlauben; nicht sich beständig in Jamben jagen; nicht in einerlei Cäsuren verfolgen; nicht in einerlei Ausgängen auf die Hacken treten; nicht werden sie sich in das theatralische Silbenmaaß einkerkern, das Ramler in seinem Batteux vorzeichnet (vgl. Anmerk. 15), um zu hinken, wenn die Region da ist, hinken zu sollen." Es werde, heißt es zuletzt, dieses Silbenmaaß, gehörig behandelt, unserer Sprache zur Natur und zum Eigenthum werden, weil es Stärke mit Freiheit vereinige. — 9) Ra-

Gebänden mit bestimmter Folge der Reimwörter und einer willkürlich wechselnden Bindeart die Wahl ließ. [10]) Außer den Alexandrinern, den Hexametern und den jambischen Fünffüßlern benutzte man zu Reihen noch vorzüglich bald unverschränkt, bald verschränkt, noch öfter aber ganz frei gereimte und mitunter auch reimlose jambische Vierfüßler, [11]) denen seit dem Anfang der Siebziger die wieder belebte Form der viermal gehobenen altdeutschen Zeilen oder, wie man sie auch zu nennen pflegt, die hans-sachsische Versart zur Seite trat, [12]) entweder mit durchgängig gepaarten Reimen [13]) oder mit weniger regelmäßigen Gebänden. [14]) Reihen aus reimlosen, den

---

mentlich im Drama der spätern Zeit. — 10) Jambische Fünffüßler mit kunstmäßig durchgeführter Assonanz erinnere ich mich nur bei Fr. Schlegel im Alarcos und 8, S. 295—97 gefunden zu haben. Uhlands assonierende Reihen in Roland und Alda vertreten die tiradenweise gleich gereimten vers communs des altfranzösischen Epos, das sich auch oft mit der bloßen Assonanz statt des Reimes begnügt. (Das Bruchstück ist aus dem Heldengedicht von Viane übersetzt; viel mehr daraus übersetzte Stücke, als in seinen Gedichten stehen, hat Uhland in Fouqué's Musen 1812 im vierten Quartalstück abdrucken lassen.) — 11) Ein Gedicht in reimlosen Versen dieses Maaßes findet sich schon bei Drollinger S. 310 f.; andere stehen unter Gleims ältesten Stücken. — 12) Vgl. §. 272, S. 1118 und 1126. — 13) So in der Regel bei Goethe (nur daß er mitunter, aber sehr selten, drei Reime hintereinander setzt) im „neu eröffneten moralisch-politischen Puppenspiel," im „Fastnachtsspiel vom Pater Brey," im „Prolog zu den neuesten Offenbarungen Gottes," im „Satyros" (aber nur theilweise), in „Hans Sachsens poetischer Sendung" und in den „Parabeln und Legenden." (In den kleinen Sachen, die im zweiten Theil der Werke unter den Ueberschriften „Kunst" und „Parabolisch" zusammengestellt sind, hat er gepaarte und verschränkte Reime unter einander gebraucht.) Dann auch bei A. W. Schlegel 2, S. 149 ff. (bis auf das Nachwort des Herolds), bei Tieck im Octavianus an mehrern Stellen, bei Fr. Schlegel 9, S. 58 ff., bei Uhland in den Gedichten „Schwäbische Kunde" und „Graf Richard ohne Furcht" u. A. — 14) Z. B. bei Wieland in der Titanomachie, bei Lenz, gesammelte Schriften 3, S. 200 ff. und bei Schiller in Wallensteins Lager. Mit Beibehaltung des freien Wechsels gehobener und gesenkter Silben ein-

antiken Trimetern nachgebildeten jambischen Sechsfüßlern gehörten im achtzehnten Jahrhundert noch zu den Seltenheiten [15]) und wurden auch nach 1800 in den eigenen Werken deutscher Dichter nur mehr ausnahmsweise neben und zwischen Reihen

---

zelne Zeilen über das gewöhnliche Maaß auszubehnen, hat sich Goethe nur in seltenen Fällen erlaubt (z. B. 13, S. 74 die letzte Zeile). Andere Dichter sind darin zwangloser verfahren und haben auch Zeilen von weniger als vier Hebungen eingemischt, wie Lenz 2, S. 310., die Verfasser der in Düntzers Studien zu Goethe's Werken S. 211—248 wieder abgedruckten Stücke, Tieck im Rothkäppchen und im neuen Herkules am Scheidewege (poet. Journ. 1, S. 81 ff.), hin und wieder auch A. W. Schlegel a. a. O. — 15) Die ersten Versuche in reimlosen jambischen Zeilen von zwölf Silben, die nicht, wie die Alexandriner, den Einschnitt nach der sechsten Silbe, sondern eine der beiden gebräuchlichsten Caesuren der antiken Trimeter oder Senare hatten, d. h. nach der auf die zweite Hebung folgenden Senkung, sind um 1740 von J. E. Schlegel gemacht worden. In seinem den Beiträgen zur krit. Historie d. d. Sprache ꝛc. St. 24, S. 624 ff. eingerückten „Schreiben über die Komödie in Versen" (Werke 3, S. 73 ff.) sagt er, nachdem er das Mißliche, in reimfreien jambischen Fünffüßlern zu dichten, berührt hat: „Ein gelehrter Professor hiesiger Akademie (J. H. Schlegel vermuthete in ihm 3, S. 71 gewiß mit vollem Rechte den Prof. J. F. Christ) steht in den Gedanken, daß es besser gewesen wäre, wenn diejenigen, die unsere Verse am ersten in Stand gebracht, den Abschnitt derselben mitten in den dritten Fuß nach Art der Griechen und Lateiner gelegt hätten." Er gibt dann eine kleine Probe solcher Verse, eine Uebersetzung des Eingangs von Aristophanes' Plutus, und fährt fort: „Wenn ich meinen Ohren trauen darf, so würde auf diese Art wenigstens der Klang der reimlosen Verse dadurch gelinder gemacht werden, daß der Vers mehr Veränderung bekäme. Die Endungen würden in dem Abschnitt allezeit weiblich und am Ende allezeit männlich sein. Der hinterste Theil des Verses aber bekäme einen ganz andern Klang als der vorderste ꝛc." Schlegel ist hierbei nicht stehen geblieben: wir besitzen von ihm noch Scenen aus einem Lustspiel „die entführte Dose," die auch noch vor 1741 und in dieser jambischen Versart geschrieben sind, so wie eine Probe von einer kleinen Tragikomödie „der Gärtnerkönig," in gleich gemessenen Zeilen (2, S. 621 ff.). Ramler rieth (Einleit. in d. schönen Wiss. 1, S. 173 ff.) ebenfalls dazu, in reimlosen jambischen Versen von zwölf wie von zehn Silben den Abschnitt nach der fünften Silbe zu setzen; wollte man aber in dramatischen Gedichten

von jambischen Fünffüßlern und andern Maaßen gebraucht. [16]) Unter den jambischen Versen von weniger als vier Füßen reihte man Zweifüßler mit oder ohne Reime ebenfalls nur selten in unstrophischen Stücken an einander; [17]) häufiger dagegen Dreifüßler, besonders reimlose von sieben Silben, die seit den Vierzigern eine Hauptversart für das sogenannte anakreontische Lied wurden. Die andere, trochäische Vierfüßler von acht Silben und auch ohne Reimbindung, kam um dieselbe Zeit auf. [18]) Gereimte Zeilen dieses Maaßes, die aber auch um eine Silbe kürzer sein konnten, wurden zwar ebenfalls von den ältern Dichtern reihenartig verbunden, häufiger jedoch thaten dieß erst die Romantiker, als sie die metrischen Formen

---

den sechsfüßigen jambischen Vers der Alten nachahmen, so schiene dazu ein Schema nicht unbequem zu sein, in welchem der dritte und fünfte Fuß außer für den Jambus auch für den Anapäst und der erste für unsere wenigen Spondeen offen stünden. Dieß Maaß hatte Herder in der oben, Anmerk. 8, mitgetheilten Stelle im Auge. In Ramlers eigenen Gedichten habe ich es, so durchgeführt, nirgend angetroffen; seine Trimeter, die mit dem J. 1773 beginnen (2, S. 56—114; 125—127), sind entweder aus lauter zweisilbigen Füßen mit nicht immer gleicher Caesurstelle gebildet, oder haben die dreisilbigen in beliebigen Versstellen, die erste und letzte ausgenommen. — 16) Vgl. §. 272, S. 1123 unten. Außer den dort angeführten Stücken enthalten noch Stellen in Trimetern Goethe's „Was wir bringen" (1802) und „Vorspiel zu Eröffnung des weimarischen Theaters" (1807), F. Schlegels Alarcos (die meisten assonierend und 8, S. 279 f. auch gereimte), A. W. Schlegels Jon (2, S. 145 f.), Tiecks Däumchen (1812) und Fortunat (1816), Platens Mathilde von Valois. Schiller wurde zuerst durch die Trimeter in Goethe's Helena, die ihm dieser schon 1800 vorlas, auf diese Versart aufmerksam gemacht (Briefw. zwischen Schiller und Goethe 5, S. 322). — 17) Beispiele von reimlosen bei Götz 1, S. 46; 144 f.; 151 f.; von gereimten bei Bürger 1, S. 45 ff. und besonders unter den Episteln von Kl. Schmidt und Göckingk. — 18) Gottsched „gab (im Anfange der Dreißiger) zuerst die Proben, daß man Anakreons Oden in gleich vielen Zeilen und eben der Versart geben könne. Hernach fanden sich erst deutsche Nachahmungen und endlich ein Uebersetzer des ganzen Anakreons" (d. Sprachk. S. 671, Anm. k und dazu §. 269, S. 1091

der Spanier bei uns einzuführen und durch trochäische Verse von acht oder sieben Silben die redondillas wiederzugeben suchten, bald mit eigentlichen Reimgebänden,[19]) bald mit bloßer, durch die Zeilen von gerader Zahl durchgeführter Assonanz. Von andern trochäischen Reihenversen wurden die reimlosen zehnsilbigen seit den Siebzigern die gebräuchlichsten;[20]) von den übrigen Silbenmaaßen, wenn man ganz vereinzelt stehende Ausnahmen nicht berücksichtigen will, nur noch hin und wieder das erste und das große asklepiadeische,[21]) die phalaecischen Hendecasyllaben,[22]) Alexandriner mit weiblichem Abschnitt[23]) und jambisch-anapästi-

unten). Die ältesten anakreontischen Stücke von deutscher Erfindung und ohne Reime sind die in Gleims „Versuch in scherzhaften Liedern" (vgl. §. 273, Anm. 14); wenigstens sind die hierher fallenden Gedichte Hagedorns wohl nicht früher als in seiner erst 1747 herausgegebenen „Sammlung neuer Oden und Lieder" (S. 82—86) bekannt geworden; und Pyra's in reimlosen trochäischen Vierfüßlern von acht oder sieben Silben abgefaßtes Gedicht (freundschaftl. Lieder S. 26 ff.) ist noch kein anakreontisches Lied. Die Uebersetzung „des ganzen Anakreons," auf die sich Gottsched bezieht, erschien im J. 1746, „Die Oden Anakreons in reimlosen Versen, nebst einigen andern Gedichten." Frankf. und Leipzig. 8; sie war eine gemeinschaftliche Arbeit von Götz und Uz (vgl. §. 253, S. 923 und Jördens 2, S. 193). — 19) Vorzüglich in der Form der coplas (abba) oder als Decimen. — 20) Vgl. §. 272, Anmerk. p. Ob die kleinen Gedichte, die Götz in dieser Versart abgefaßt hat (2, S. 133 f.; 164; 232 f.; 3, S. 178 f.), schon einer frühern Zeit angehören als den siebziger Jahren, vermag ich nicht anzugeben. Goethe hat oft von ihr Gebrauch gemacht, stellenweise selbst in dramatischen Sachen (aus d. J. 1807; vgl. 11, S. 259 ff.; 40, S. 398—401; 422 ff.). Beispiele gereimter trochäischer Zeilen von zehn oder neun Silben bei Göckingk Ged. 1, S. 217 ff., Bürger 2, S. 222 ff. und Tiedge (Werke 1841) 2, S. 103 ff. — 21) Im Verhältniß zu andern dem Horaz entlehnten lyrischen Maaßen beide schon sehr selten angewandt: von Klopstock niemals, von Ramler 1, S. 3 ff.; Voß S. 111 f.; 113; 132; 141 und Platen 2, 173. — 22) Bei Ramler, Götz, Voß, Hölty, Kl. Schmidt (2, S. 393 ff. viele Stücke), Matthisson, Rückert u. A. — 23) Dieser Vers, durch den in neuester Zeit das Zeilenmaaß der alten

sche Zeilen von vier bis zu sieben Füßen, die letzten erst in

---

Nibelungenstrophe wiedergegeben zu werden pflegt, wurde außer in Sprüchen oder in Epigrammen, wozu ihn schon Logau oft benutzte (vgl. §. 195, Anm. q), und worin wir ihm nun auch wieder hier und da bei Kleist und Ewald (Nicolai's Briefe über den jetzigen Zust. d. schönen Wiss. rc. S. 98; Kleists sämmtl. Werke 2, S. 113), bei Götz (2, S. 60) und Göckingk (3, S. 246; 261) begegnen (auch in zwei Zeilen der Briefe von den Herren Gleim und Jacobi. Berlin 1768. S. 287), von Dusch in verschiedenen Gedichten, namentlich in dem Lehrgedicht „die Wissenschaften" (1752) und in dem moralischen „die Vernunft" (1754) angewandt, entweder in fortlaufenden Reihen oder im Wechsel mit gewöhnlichen Alexandrinern. An eine absichtliche Erneuerung des Nibelungenverses ist dabei für jene Zeit natürlich noch gar nicht zu denken. Diese wurde wohl erst, wenn man von den ungeschlachten Versuchen Bodmers (in den altengl. und altschwäb. Balladen 1781. S. 150 ff.), aus zwei altdeutschen Langzeilen eine neudeutsche vierzeilige Strophe zu machen, absieht, von den Romantikern unternommen, und noch früher als von Tieck im Octavianus (S. 293; 433; 448 f.) von Zach. Werner im ersten Theil der Söhne des Thals (1803; sämmtl. Werke 4, S. 47 ff.; 112 f.). Außer der strophischen Verbindung, wovon sich auch schon aus dem Jahren 1809—12 Beispiele bei Werner vorfinden (und noch dazu Zeilen von nicht streng jambischer Messung, 1, S. 182—85; 187 f.; 2, S. 63 ff.), worin er aber erst nach 1815, als Uhlands in dieser Form abgefaßte Gedichte bekannt wurden, mehr und mehr beliebt ward, findet sich dieser Vers dann auch, als reiner Alexandriner mit weiblichem Abschnitt, in W. Müllers Griechenliedern und, entweder ganz ebenso oder mit Anapästen an bestimmten Stellen, in Rückerts und Platens Gaselen. Ob aber Müller in seinen Griechenliedern, die aus paarweis gereimten Zeilen dieses Maaßes bestehen, nicht zunächst eine Form des neugriechischen Volksliedes (vgl. die akademische Vorlesung von Fr. Thiersch über die neugriechische Poesie rc. München 1828. 4. S. 21) wiedergeben wollte, muß ich dahin gestellt sein lassen. Platen hatte, wie aus seinen Werken 5, S. 37 ff. erhellt, 1829 noch sehr mangelhafte und unklare Vorstellungen von dem altdeutschen Nibelungenverse; gleichwohl war er zu der Ueberzeugung gelangt, daß sich aus ihm metrische Formen entwickeln ließen, die sich bei weitem mehr für die großen poetischen Gattungen eignen würden als alle Silbenmaaße, die wir der Fremde abgeborgt hätten. „Alles," heißt es S. 38 f., „was wir aus der Fremde entlehnt haben, der Hexameter, die Stanze, die Terzine mag als vortrefflich für kleinere, dem Idyllischen oder Lyrischen sich nähernde Gedichte anerkannt werden, für umfangsreiche sind sie vollkommen untauglich. Die italie-

der spätesten Zeit,[24]) zu unstrophischen Systemen durchgängig gleich gemessener Verse benutzt. — Den Uebergang von den regelmäßigen Versarten zu den ganz freien metrischen Formen bildeten die madrigalischen oder recitativischen Systeme. Die dazu verwandten Verse hatten in der Regel jambisches Maaß und gewöhnlich wurden Vier-, Fünf- und Sechsfüßler nach Willkür unter einander gemischt, bisweilen auch noch kürzere Zeilen mehr oder weniger oft eingeschoben, bisweilen bloß zweierlei Verse, Vier- und Sechsfüßler oder Vier- und Fünffüßler, gebraucht. Die Reime zu paaren oder gleichmäßig zu verschränken, geschah lange nicht so häufig, als sie in beliebiger Folge und dabei bald zu zweien, bald zu dreien, vieren und

nischen Maaße, wie auch der französische Alexandriner erfreuen sich einer großen Mannigfaltigkeit in der Ursprache; vermöge unserer Prosodie hingegen werden sie eintönig und matt, wie es auch unser fünffüßiger Jambus ist, ein barbarischer und armseliger Vers, der hoffentlich bald aus der Sprache verschwinden wird. Wenn der Verf. es für rathsam hielt, in seinen dramatischen Werken den Trimeter statt des fünffüßigen Jambus anzuwenden, so kann er auf Treue und Glauben versichern, daß er es nicht den Griechen zu Liebe gethan, sondern daß ihn gerade das Studium des Nibelungenverses darauf geführt hat. Denn dieser sowohl als der Hexameter, die überhaupt verwandt sind, lösen sich rhetorisch in den Trimeter auf. Von jener Monotonie, die im Epos vollkommen unerträglich sein würde, weiß das Lied der Nibelungen nichts, wiewohl es eine große Regelmäßigkeit mit der höchstmöglichen Varietät vereinigt, was die höchste Aufgabe eines epischen Versmaaßes ist." Platen war vielleicht unter unsern Dichtern aus der jüngsten Vergangenheit am ersten dazu berufen, der neudeutschen Verskunst zu würdevoller Selbständigkeit zu verhelfen; um so mehr ist es zu bedauern, daß er die Grundgesetze der altdeutschen doch noch nicht in dem Grade kennen gelernt hatte, um für jene alle Vortheile daraus zu ziehen, die sich, bei gehöriger Berücksichtigung der mit dem Sprachkörper vorgegangenen Veränderungen, daraus noch immer würden ziehen lassen. — 24) Gereimte besonders von Rückert und Platen in Gaselen, Vierfüßler auch von Goethe im 2. Th. des Faust (41, S. 169 f.; 312 f.); reimlose, nach Art der aristophanischen Tetrameter gemessene, von Platen in der verhängnißvollen Gabel und im romant. Oedipus; einmal in dem ersten Stück auch

noch mehr zu binden. [25]) Wie schon in früherer Zeit konnten einzelne Zeilen auch reimlos bleiben; einem ganzen System den Reim vorzuenthalten, war erst seit den Siebzigern weniger ungewöhnlich. [26]) Gedichte in dieser Form aus bloß

---

gereimte dieser Art (4, S. 87—91). — 25) Recht viele Zeilen unter sich durch einen oder nur wenige Reime zu binden, liebten die ältern Dichter, außer im Triolet und Rondeau, wofür es feste Bestimmungen gab, vornehmlich in den kleinen lyrisch-spruchartigen Gedichten, welche im Allgemeinen als Madrigale bezeichnet werden können. Sie machten sich aber das Reimen dadurch leichter, daß sie häufig dieselben Wörter in den Gebänden wiederkehren ließen oder sich mit der Bindung unbetonter Endsilben (vgl. §. 274, Anm. a) halfen. Gleim hat 1, S. 127 acht Zeilen hindurch nur einen Reim, zwei in zehn Zeilen 1, S. 153; 2, S. 444 (vgl. auch 2, S. 163; 1, S. 210); Götz, einer der gewandtesten Reimer seiner Zeit, in vielen Stücken von 8—10 Zeilen und auch in manchen von 11—13 nur zwei Reime (vgl. 1, S. 11; 3, S. 89; 2, S. 85; 64; 71; 236; 3, S. 34; auch 3, S. 235). Außerdem war die Reimhäufung am gewöhnlichsten in der Epistel, gleichviel ob sie in sich gleich bleibenden oder in madrigalischen Versen abgefaßt war. Ebert, der darin eine besondere Geschicklichkeit gezeigt hat, gibt auch (in der Vorrede zum 1. Th. seiner Episteln rc. S. LVII f.) Auskunft über die Kunstregel, die bei der Anordnung der Reime zu beobachten war. Ein Gesetz, das in der Epistel und in einigen andern Dichtungsarten von den Franzosen nie übertreten werde, sei: „daß ein vorher gebrauchter Reim nicht in eine neue Periode übergehen darf, wenn er darin nicht noch weiter fortgesetzet werden soll. Dieß macht den Schluß eines Satzes deutlicher und sinnlicher; dieß gibt der ganzen Periode, die oft ihr eigenthümliches Reimgebäude hat, eine gewisse Ründe, indem die verschiedenen Sätze, woraus sie besteht, durch die entweder unmittelbar mit einander verknüpften oder künstlich durch einander geschlungenen männlichen und weiblichen Reime, gleich den Strophen einer gereimten Ode, noch fester verbunden zu werden scheinen." Im Deutschen sei dieß wegen der Armuth an Reimen allerdings schwer zu erreichen, mitunter unmöglich; der Dichter dürfe das aber nicht zu sehr vernachlässigen. — Viel weiter noch als die ältern haben die jüngern Dichter die Durchführung gleicher Reime getrieben, wie in strophischen so auch in unstrophischen Systemen. Beispiele in Gedichten von der letztern Form bei Fr. Schlegel 8, 157; bei Werner 2, S. 45; bei Rückert, außer in Gaselen (deren einzelne 26 und 29 gleiche Reime haben), auch 1, S. 268 und in der 20. und 43. Makame; bei Platen 1, S. 157 ff. — 26) Die ältesten Beispiele dürften die in Lange's und Pyra's freund-

trochäischen oder dactylischen und anapästischen Versen gehörten schon zu den Seltenheiten.[27]) Von der freier behandelten Form recitativischer oder madrigalischer Systeme, zuerst in einigen poetischen Mittel- und Mischarten, sodann in der erzählenden Dichtung, ist bereits oben die Rede gewesen.[28]) — In ganz freien, aus verschiedenartigen Füßen gebauten und dabei reimlosen Versen dichtete zuerst Klopstock eine Anzahl

---

schaftl. Liedern sein S. 47 ff.; 57 ff. In den Siebzigern bediente sich Wieland ihrer in seinen lyrischen Dramen (er gab dabei dem jambischen Verse öfter zweisilbigen Auftact). Auch Ramler hat die Recitative einiger Cantaten reimlos gelassen und in einzelnen auch mit den Versarten gewechselt. In Goethe's Singspiel „Scherz, List und Rache" (1785) sind zwar hin und wieder gereimte Stellen im Dialog, meistentheils ist derselbe aber ebenfalls in reimlosen Recitativzeilen durchgeführt, gewöhnlich jambischen, öfter aber auch wechselnden Maaßes. Aehnlich ist die metrische Form in Schillers „Semele" (1782). — 27) Beispiele eigentlicher Madrigale von trochäischen oder trochäischen [illegible] jambischen ɪc. Reimzeilen stehen bei Gleim, Götz, J. G. Jacobi [illegible] A. sehr vereinzelt da; Göckingk hat drei Episteln in trochäischen Vier- und Fünffüßlern; Goethe in gereimten trochäischen Recitativzeilen den „deutschen Parnaß" (2, S. 22 ff.) und in reimlosen „Mahomets Gesang" und „Seefahrt" (2, S. 55 ff.; 75 f.) abgefaßt. — 28) Vgl. §. 272. S. 1114 ff. Die metrische Form des ersten Theils von Goethe's Faust ist zwar auch fast durchgängig eine frei madrigalische, sie unterscheidet sich aber von der gewöhnlichen wesentlich dadurch, daß das Grundmaaß, besonders in den am frühesten gedichteten Scenen, die sogenannten hans-sachsischen Verse sind, die oft lange, ununterbrochene Reihen bilden, aber auch eben so oft mit mehr oder weniger Zeilen von fünf-, seltner von sechs Hebungen, bisweilen auch mit Drei-, Zwei-, ja Einfüßlern und selbst mit ganz frei behandelten Rhythmen untermischt sind. Alle Verse von mehr oder weniger als vier Hebungen sind, außer in den kleinen, ganz frei behandelten Gruppen, mit nur geringen Ausnahmen (z. B. auf S. 36; 64; 65; 144; 180; 183) rein jambische. Im zweiten Theil der Dichtung ist, wo nicht andere Versarten gewählt sind, die metrische Form des ersten Theils dahin abgeändert, daß der hans-sachsische Vers dem gewöhnlichen jambischen Vierfüßler gewichen ist, und daß nur hier und da noch zwei leichte Silben in einer Senkung zu verschleifen sind. Die Reime sind in beiden Theilen bald gepaart, bald freier gebunden, in der Regel aber zu nicht mehr als zweien. —

Oden, deren älteste im J. 1754 entstand. [29]) Eigentlich waren diese Verse weiter nichts „als eine künstliche Prosa in alle kleinen Theile ihrer Perioden aufgelöst, deren jeden man als einen einzelnen Vers eines besondern Silbenmaaßes betrachten konnte.“ Lessing und nach ihm Herder empfahlen sie für Gedichte, die zur musikalischen Composition bestimmt wären, und selbst für das Drama. [30]) Ramler dagegen, der sich nur einmal darin versucht hat, [31]) rieth den Dichtern davon ab, sich so freier Silbenmaaße oft zu bedienen. [32]) Erst in der Sturm- und Drangzeit wurden von Goethe, den Stolbergen, dem Mahler Müller u. A. häufiger Stücke darin abgefaßt, zumeist lyrische, mitunter aber auch dramatische, entweder ganz oder theilweise. [33]) Seitdem blieb diese Form, besonders für

---

29) „Die Genesung“ (1, S. 121 f.). Wahrscheinlich waren die Zeilen ursprünglich in derselben Art abgesetzt, wie die in den zunächst folgenden Oden von dieser Form („dem Allgegenwärtigen,“ „das Anschauen Gottes,“ „die Frühlingsfeier,“ „das neue Jahrhundert,“ [illegible] den Jahren 1758—60) im nordischen Aufseher (St. 44. 78. 94. 177) zuerst gedruckt sind, d. h. in Absätzen von ungleicher Zeilenzahl. Erst später (in der Ausg. seiner „Oden.“ Hamburg 1771. kl. 4) gliederte Klopstock sie in nur vierzeilige Strophen, die nun natürlich von ganz ungleichem Bau waren. Er bezeichnete sie (1, S. 276) als Oden, welche in jeder Strophe das Silbenmaaß verändern und in Beziehung auf das letzte etwas Dithyrambisches haben. — 30) Vgl. den 51. Litteraturbrief und Herders Fragmente, (in den Werken zur schönen Litt. ꝛc.) 1, S. 72 ff. — 31) „Der Triumph“ (1, S. 80 ff.), 1763 oder bald nachher gedichtet. Auch schon in dem J. 1763 erschienen Willamovs in ganz freien Versen abgefaßte Dithyramben. — 32) In den Anmerkungen zu dem Triumph 1, S. 240. — 33) Von Goethe unter seinen lyrischen und lyrisch-didactischen Stücken „Wanderers Sturmlied“ (1771. vgl. Werke 26, S. 119), „der Wanderer“ (1772), „Prometheus,“ „An Schwager Kronos“ (beide 1773. 74), „Adler und Taube,“ „Herbstgefühl“ (beide 1774), „Muth“ (1776), „Harzreise im Winter“ (1777), „Meine Göttin“ (1781), „das Göttliche“ (1782) und ähnliche, wie der „Gesang der Geister über den Wassern,“ „Ganymed,“ „Grenzen der Menschheit“ (vgl. Viehoff, Goethe's Leben 2, S. 27); unter den dramatischen Sachen (worin aber schon jambischer Rhythmus, und in einigen sehr entschieden,

gewisse Arten der Lyrik, bis in das neunzehnte Jahrhundert herein in fortwährendem Gebrauch.[34]) Dergleichen freigebaute Zeilen aber noch anderwärts als in der hans-sachsischen Versart auch zu reimen und daraus unstrophische Systeme zu bilden, erlaubte man sich nicht so leicht, und wo es geschah, gieng man gewöhnlich nicht viel weiter, als daß die für Reimgedichte üblichen Silbenmaaße zeilenweise beliebig gemischt und in einzelnen Versen hier und da zwei gehobene Silben unmittelbar aneinander gerückt oder dreisilbige Senkungen gesetzt wurden.[35])

§. 276.

β) **Strophen.** — Unter den strophischen Formen, welche das achtzehnte Jahrhundert von dem siebzehnten überkommen hatte, wurden in geistlichen Liedern diejenigen, für welche es

---

[illegible]altet) das Fragment „Prometheus“ (1773) 33, S. 241 ff., Iphi-[illegible], in der ältesten Gestalt (1779; in den Werken 57, S. 25 ff. und [illegible] so schon früher in Ad. Stahrs Ausg. Oldenburg 1839. 8. ohne Absetzung der Zeilen in Prosa gedruckt; ich habe jedoch eine auf der herzogl. Bibliothek zu Dessau aufbewahrte alte Abschrift des ursprünglichen Textes in abgesetzten Versen gesehen), „Proserpina“ (noch ohne Versabtheilung gedruckt im d. Merkur 1778, 1. 97 ff.; mit derselben im Triumph der Empfindsamkeit; vgl. §. 259. S. 1005 unten) und „Elpenor“ (1781 ff.); — von den Stolbergen 8 lyrische Gedichte aus den Jahren 1775—78 in der Ausgabe von 1779; — von Müller das Schauspiel „Niobe“ (1778) Werke 2, S. 209 ff.; vgl. auch bei K. Goedeke 1, S. 729. — 34) Noch im 18. Jahrh. begegnet man Stücken, die darin abgefaßt sind, namentlich bei Götz, Herder (3, S. 122 ff.), Lenz, Schubart (auch geistlichen Inhalts); später bei Tieck, Fr. Schlegel, Novalis, Hölderlin u. A. — 35) So in Michaelis' Epistel „die Kunstrichter“ (1772), in Goethe's Gedicht „Lili's Park“ (1775), in Herders „Ermunterung“ (3, S. 136 f.), in Mahler Müllers Gedicht „Genovefa im Thurme“ (1776, bei K. Goedeke wieder abgedr. 1, S. 780 ff.) und in den freier behandelten Versstellen seines Schauspiels „Golo und Genovefa,“ so wie in einzelnen Zeilengruppen von Goethe's Faust, Tiecks Genoveva rc. Als eigentliche Reimprose kann man aber die Form des erzählenden Theils von Rückerts Bearbeitung der Makamen bezeichnen.

von Alters her beliebte Melodien gab, fortdauernd allen übrigen vorgezogen. In andern Gedichten, mochten sie geistlichen oder weltlichen Inhalts sein, hielt man sich bis in die Vierziger herein vornehmlich an diejenigen Arten, zu welchen die neuere französische Poesie unmittelbare oder mittelbare Vorbilder geliefert hatte. Von ihnen leiteten durch verschiedene Versuche in gereimten und reimlosen Versen einzelne Dichter zwar schon früh, jedoch zunächst noch mit möglichster Wahrung der herkömmlichen Silbenmaaße, zu den eigentlichen Nachbildungen antiker Strophenformen über, [a]) die, wie oben gezeigt worden ist, seit der Mitte der Vierziger durch Ramler und Klopstock zuerst mit nachhaltigem Erfolge unternommen wurden. Außer den elegischen Distichen, deren sich seit ihrer Einführung mehr oder weniger oft fast alle unsere bedeutendern Dichter bedient haben, waren es besonders die von Horaz überlieferten lyrischen Strophen von vier Zeilen, namentlich die sapphische, die alcäische, die beiden asklepiadeischen, oder diesen ähnlich erfundene, die zu deutschen Gedichten benutzt

---

a) Bodmers reimlose Strophen in den Discursen 3, S. 177 ff. sind noch aus sechs trochäischen Vierfüßlern gebildet. Eine Art sapphischer Reimstrophen, schon in früherer Zeit öfter und mit treuerer Nachbildung der antiken Versfüße versucht (vgl. Gottsched, d. Sprachk. S. 669), aber 1729 noch immer ziemlich ungewöhnlich, wählte Haller in diesem Jahr zu einer Ode an Drollinger (Versuch schweizer. Ged. A. von 1762. S. 106 ff.); einer reimlosen Form, mit der Lange und Pyra ebenfalls eine Annäherung an die sapphische Strophe beabsichtigt zu haben scheinen, und der das Silbenmaaß in Bodmers Ode „An Philokles“ (krit. Lobgedichte und Elegien, S. 133 ff.) entspricht, weshalb ich es in den Anmerkungen zu S. 1090 nicht schlechthin als „sapphische Versart“ hätte bezeichnen sollen, ist bereits §. 271, S. 1107 gedacht. Eben da ist das Nähere über die Form der uzischen Frühlingsode angegeben, die mit den daraus hervorgegangenen Variationen zu den (besonders von Klopstock) aus zwei Hexametern und zwei kürzern dactylischen Versen vielfach gebildeten Strophen hinüberführte. —

wurden, b) und auch diese mit besonderer Vorliebe nur in den Schulen von Ramler und Klopstock. c) Viele Dichter, und unter ihnen mit die ausgezeichnetsten, haben entweder sich ihrer

---

b) Der aus Wechselversen gebildeten lyrischen Formen (der sogenannten epodischen und proodischen) haben sich unsere Dichter im Ganzen nicht gar zu häufig bedient, außer wenn sie sie zu vierzeiligen Strophen zusammenfaßten. Noch seltner dürften bei ihnen dreizeilige Strophenarten anzutreffen sein oder solche, neu erfundene, die aus mehr als vier Zeilen bestehen. Beispiele, worin dieselbe Strophenform durch ein ganzes Gedicht geht, und in denen theils nur die auch in gereimten Formen üblichen, theils noch andere, künstlichere Rhythmen gebraucht sind, von fünf bis zu acht Zeilen bei Klopstock 1, S. 152 ff. (vgl. den nord. Aufseher St. 125); J. A. Schlegel 1, S. 258 ff.; Zachariae, die Ode vor den scherzhaften epischen ꝛc. Gedichten; Götz 1, S. 80; 2, S. 117; 3, S. 219; Ramler 2, S. 3—11; Platen in den Festgesängen (2, S. 233 ff.), in der verhängnißvollen Gabel und im romant. Oedipus. In einer dreizehnzeiligen ist der „Gesang der Neufranken ꝛc." von Voß abgefaßt (S. 183 f.) und in einer von zwei und zwanzig Zeilen Willamovs Gedicht „Johann Sobiesky", das zuerst unter seinen Dithyramben, nachher unter den Enkomien gedruckt wurde. In mehrgliedrigen lyrischen Systemen nach Art der pindarischen Oden oder der Chöre im antiken Drama sind Verbindungen von fünf bis zu siebzehn Zeilen bei Willamov in den Enkomien und Oden, bei Denis in dem Gedichte Ossians „Berrathon", bei Goethe in der Helena und bei A. W. Schlegel im Jon (2, S. 75 f.). — Strophen, die ein Gedicht hindurch zwar alle gleiche Zeilenzahl, aber verschiedenes Silbenmaaß haben, findet man außer bei Klopstock (vgl. §. 275, Anm. 29) auch bei Willamov, Schubart, Herder (4, S. 37 f.), Lenz (3, S. 234) u. A. — Hin und wieder wurden in diesem Zeitraum elegische Distichen oder nach antiker Art gemessene Strophen auch noch gereimt: vgl. J. A. Schlegel 1, S. 305 ff.; Cronegk, 2. Buch der Oden und Lieder N. 1; Gleim 6, S. 303; Ebert 2, S. 67 ff.; Pfeffel, poet. Versuche 8, S. 167 f.; 9, S. 3 f. (und noch öfter in den Stücken aus den Jahren 1801—1805); Z. Werner 4, S. 106 f. — c) In seiner Abhandlung „Von der Nachahmung des griech. Silbenmaaßes im Deutschen" (1756) empfahl Klopstock den deutschen Dichtern neben dem Hexameter auch noch besonders die lyrischen Silbenmaaße des Horaz (bei Back und Spindler 3, S. 14.): „Ich gebe zu, daß unsre lyrischen Verse einer größern Mannigfaltigkeit fähig sind als die andern; daß wir einige glückliche Arten gefunden haben, wo durch die Abwechselung der längern und kürzern

durchaus enthalten oder sich nur in ganz einzeln stehenden Fällen darin versucht, d) und für größere und kleinere Erfindungen, die sie strophisch gliedern wollten, fast durchweg Reimstrophen gewählt. Diese erlitten in ihrem Bau bis in

Zeilen, durch die gute Stellung der Reime und selbst manchmal durch die Verbindung zwoer Versarten in Einer Strophe viel Klang in einige unsrer Oden gekommen ist. Aber daraus folgt nicht, daß sie die horazischen erreicht haben; daß es unsern Jamben oder Trochäen möglich sei, es der mächtigen alcäischen Strophe, ihrem Schwunge, ihrer Fülle, ihrem fallenden Schlage gleich zu thun; mit den beiden choriambischen zu fliegen, mit der einen im beständigen schnellen Fluge, mit der andern mitten im Fluge zu schweben, dann auf einmal den Flug wieder fortzusetzen; dem sanften Flusse der sapphischen, besonders wenn sie Sappho selbst gemacht hat, ähnlich zu werden; oder die feine Ründe derjenigen Oden im Horaz zu erreichen, die nicht in Strophen getheilt sind ꝛc." — Ramler wußte sechs Jahre später noch nicht, ob „diese lyrischen Versarten ihr Glück unter uns machen würden" (Einleit. in d. schönen Wiss. 1, S. 183); J. A. Schlegel hatte aber schon daran gezweifelt, daß es unsern Dichtern leicht werden solle, viele Gedichte in der alcäischen und choriambischen Versart zu verfertigen (vgl. hinter seinem Batteux S. 590 f.). — d) Lessing hat, so viel ich weiß, niemals weder in Hexametern und Distichen, noch in antiken Strophenarten gedichtet. Von Wieland kenne ich mindestens keine Gedichte in der letztern Form; eben so wenig von Bürger, Tieck und Uhland. Goethe hat sich in jüngern Jahren nur einmal (1774) in einer reimlosen Strophe mit choriambischen Füßen versucht, als er die Hymne dichtete, womit sein Mahomet beginnen sollte (zuerst gedr. bei Schöll, Briefe und Aufsätze von Goethe. Weimar 1846. S. 151; danach bei Viehoff, Goethe's Leben 2, S. 173 und K. Goedeke 2, S. 10); dann erst nach 1800 lyrische Stellen in reimlosen, nach antiker Art gebauten Strophen in die Pandora (40, S. 412) und in die Helena eingefügt; aber seit 1778 sehr vieles in Hexametern und Distichen, später auch in Trimetern geschrieben (vgl. Viehoff a. a. O. 2, S. 402 f. und über die in den Anfang der Achtziger fallenden Distichen, die unter den „antiker Form sich nähernden" Stücken 2, S. 127 ff. stehen, den zweiten Theil der Briefe an Frau von Stein). Von Schiller hat schon Hoffmeister 3, S. 253 ff. bemerkt, mit Ausnahme der in Hexametern und Pentametern geschriebenen Gedichte, die sämmtlich zwischen die Jahre 1795 und 98 fallen (und — hätte er hinzufügen sollen — der später hin und wieder versuchten Trimeter), sei „der Abend" (9, 1, S. 11)

die siebziger Jahre keine wesentliche Veränderung, *) außer daß die von Uz versuchte Umgestaltung des reimlosen Alexandriners zu einer Art von Hexameter, theils mit demselben, theils mit anderm Wechsel der zwei- und dreisilbigen Füße, auch in die Reimlyrik, besonders der jüngern Leipziger Schule und der ihr verwandten Dichter Eingang fand, indem diese Sechsfüßler nun häufig mit kürzern jambischen oder jambisch-anapästischen Versen zu strophischen Gebilden von vier oder mehr Zeilen verbunden wurden. f) Anders wurde es im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts. Die Annäherung des

---

das einzige, dessen Metrum er den antiken Versmaaßen (1795) nachgebildet (oder, wie ich glaube, Klopstocken abgeborgt) habe. W. von Humboldt hatte ihn nämlich aufgefordert, einmal „einen Versuch in den eigentlich lyrischen Silbenmaaßen, wie die klopstockschen und horazischen sind, zu machen." Zwar liebte Humboldt sie im Deutschen gar nicht, wie er an Schiller schrieb, aber er wollte seinen Freund gern in allen Gattungen sehen (Briefwechsel zwischen Sch. und H. S. 178). Selbst die beiden Schlegel haben sich in ihren lyrischen Sachen nirgend als Liebhaber der horazischen Strophenformen gezeigt. — e) Der Beobachtung mancher von den Franzosen überkommenen Vorschriften, an welche sich die im Metrischen sorgfältigern Dichter früher hielten, entschlug man sich erst nach und nach. Gottscheds krit. Dichtk. S. 376 f. zufolge hatte z. B. Neukirch „fast zuerst wahrgenommen," wo man inmitten einer Strophe größern Umfangs die Schlußpuncte setzen müßte, „und in dem Stücke bessern Wohlklang eingeführt, welchem dann Günther glücklich gefolgt war." Eine auffallendere Abweichung von den darüber gültigen Regeln in der Uebersetzung einer horazischen Ode durch Drollinger erforderte daher (S. 175) eine rechtfertigende Anmerkung; nicht minder die Freiheit, die sich der Uebersetzer genommen hatte, gegen „die Regeln der deutschen und französischen Poesie in einem verschränkten Gedichte, und sonderlich in einer Ode, den Verstand aus einer Zeile in die Mitte oder in ein Stück der folgenden hineinzuspielen" (S. 173). Cäsurlose Alexandriner wollte Ebert noch 1789 „allenfalls nur in solchen Oden wie Ramlers verstatten, wo der Uebelklang durch größere Schönheiten vergütet würde" (Vorrede zu den Episteln &c. S. LIX); sie hatten sich in die Stücke anderer Dichter auch nur mehr hier und da eingeschlichen, wie bei Gisecke S. 99 f.; 101 ff.; Gleim 2, S. 49 f.; 342; Götz 3, S. 116; 118 f.; 153. — f) Vgl. §. 271, Anmerk. 13. Uz selbst hat

Kunstliedes an das Volkslied, die, von Herder eingeleitet, hauptsächlich durch Goethe und die Dichter des Göttinger Hainbundes bewerkstelligt ward, erlöste die lyrische Reimstrophe von ihrem bisherigen steifen Gange, den sie besonders in der sogenannten Ode angenommen hatte, und verlieh ihr wieder mit einem volksthümlichern Character einen leichtern Gliederbau und eine musikalischere Bewegung; die englische Balladenpoesie führte uns neue, unserer Sprache und unserem Gefühl zusagende Formen für das erzählende Lied zu; und von Italien her suchte man allgemach wieder die Ottave oder achtzeilige Stanze und das Sonett, beide in treuern Nachbildungen als in früherer Zeit, für größere Erzählungswerke und für die spruchartige Lyrik zu gewinnen. g) Entschiedener wandten sich dann

---

sich dieser Sechsfüßler, außer in der Frühlingsode, nie bedient; besonders häufig finden sie sich aber in Reimstrophen unter Giseke's Oden und Cantaten und unter J. A. Cramers Psalmen; vgl. auch Cronegks Oden und Lieder, B. 1, N. 13. 14; verm. Ged. N. 4, und die auserlesenen Gedichte von A. L. Karschin. Berlin 1764. S. 186 f. — Keiner unter den ältern Dichtern dieses Zeitraums hat wohl eine größere Sorgfalt auf den Bau seiner Reimstrophen verwandt als Ramler. Nicht bloß dem Ohr, auch dem Auge sollte ihre Schönheit schmeicheln. Vgl. Herders Werke zur schönen Litt. rc. 2, S. 219 ff. — g) Ueber die Formen, in denen Wieland die Ottave uns näher zu bringen suchte, ist §. 272, Anmerk. o, 1 gehandelt. Die ältesten Nachbildungen aus dem 18. Jahrh. in nur eilf- und zehnsilbigen jambischen Versen, die zugleich durchweg die Reimfolge der italienischen Stanze haben (und auch schon in der nachher am meisten in Gebrauch gekommenen Weise weibliche Reime mit männlichen abwechseln lassen), habe ich in dem Anhange zu Heinse's Laidion (1774; vgl. Briefe zwischen Gleim, Heinse rc. 1, S. 144 f. und das Vorwort vor jenem Anhange) und in der Uebersetzung des ersten Gesanges von Ariosts rasendem Roland gefunden, die F. A. Cl. Werthes (geb. 1748 zu Buttenhausen in Schwaben, zuerst Professor in Stuttgart, von 1784—94 in Pesth, dann in Ludwigsburg und zuletzt in Stuttgart amtlos lebend, gest. 1817) in den d. Merkur von 1774, 2, S. 293 ff. einrücken ließ. Vier Jahre später gab Werthes die Uebersetzung der ersten acht Gesänge von Ariosts Dichtung heraus, Bern 8, u. 1779 brachte das d. Museum Göckingks Erzählung „die

um 1800 die Romantiker zu den strophischen Systemen der Süd-romanen: von italienischen wurden seitdem die Ottave und das

---

Schlittenfahrt" (Ged. 2, S. 165 ff.) in dieser Form. Daß die Vers-art, worin bald nachher Fr. Schmit (geb. zu Nürnberg 1744, zuerst in Kloster Bergen angestellt, dann Professor an der Ritterakademie zu Liegnitz, gest. 1813) Tassoni's geraubten Eimer (Hamburg 1781. 8) und Fortiguerra's Ricciardetto (Liegnitz 1783. 85. 8) übertrug, wirklich wahre Ottaven sind, wie Manso in den Nachträgen zu Sulzer 8, S. 265 berichtet, scheint mir nach A. W. Schlegels Worten in den Werken 12, S. 243 wenigstens sehr zweifelhaft: etwas Sicheres kann ich darüber nicht mittheilen, weil mir diese Uebersetzungen nicht zur Hand sind. „Den südlichen Wohllaut und die wahre Bedeutung dieses Sil-benmaaßes lehrte die deutschen Dichter zuerst Goethe kennen, in der Zueignung (gedr. 1787, vgl. §. 259, Anmerk. auf S. 1006) und in den Geheimnissen (gedr. 1789), und nun erst faßte es Wurzel in un-serer Sprache." Herder schrieb darin 1788 und 89 zwei kleine didaktisch-lyrische Stücke (4, S. 16 ff.; vgl. auch S. 31), Bürger das Bruchstück eines erzählenden Gedichts, „Bellin" (1791; Werke 4, S. 407 ff.), und nun folgten von 1799 an A. W. Schlegels Uebersetzung des 11. Ge-sanges vom rasenden Roland (im Athenaeum Bd. 2, S. 247 ff.) und viele andere epische, lyrische und dramatische Werke, die entweder ganz oder theilweise in Ottaven abgefaßt waren (Vgl. hierzu A. W. Schle-gels Nachschrift zu seiner Uebersetzung des Gesanges aus Ariost, in den Werken 4, S. 123 ff. und seine Beurtheilung des rasenden Rolands von Gries, Werke 12, S. 243 ff.). — Das Sonett war im ersten Drittel des 18. Jahrh. mehr und mehr abgekommen; Gottsched führte es zwar noch in seiner krit. Dichtkunst S. 580 ff. als eine sehr schwere Form des Sinngedichts auf, behandelte es aber dabei mit entschiedener Ungunst. Wenn, meinte er, Horaz einen Poeten mit einem Seiltänzer vergliche, so könnte man die Meister der Sonette mit einem solchen vergleichen, der mit geschlossenen Beinen tanze. Nachher verschwand es eine Zeit lang ganz aus der Litteratur. Als einer seiner ersten Erneu-erer gilt Joh. Westermann (geb. 1742 zu Geißmar, anfänglich Rector zu Lehr, dann Candidat des Predigtamts in Bremen, gest. 1784), dessen „Allerneueste Sonetten" zu Bremen 1765—80 erschienen. Wie sie beschaffen sind, kann ich nicht angeben; eben so wenig vermag ich zu sagen, wie es sich mit den Nachahmungen italienischer und spanischer Sonette unter D. Schiebelers Gedichten verhält, die auch noch vor das J. 1771 fallen (vgl. Jördens 4, S. 442; 445 f.), oder zu welcher Zeit zwei Gedichte in Sonettenform, das eine von Götz (3, S. 43 f.) in Alexandrinern, das andere von Gleim (2, S. 381 f.) „nach dem Itali-

Sonett ganz bei uns einheimisch, weniger schon die Terzinen, h)

entschen," in trochäischen Fünf- und Sechsfüßlern, abgefaßt sind. Ich muß daher auf Fr. Raßmanns Sammlung, „Sonette der Deutschen," Braunschweig 1817. 3 Thle. 8. verweisen, worin wohl Stücke von Westermann und Schiebeler stehen werden. Der erste namhaftere Dichter, der, wie er sich selbst in einem Briefe ausgedrückt hat, das Sonett 1776 wieder in den Lauf brachte, war der Halberstädter Kl. Schmidt (vgl. Leben und auserlesene Werke rc. 1, S. 200 f. und S. 44). Eine Auswahl seiner Sonette bildet das siebente Buch der auserlesenen Werke 2, S. 449 ff. Das erste erschien schon in den „Elegien an Minna." Lemgo 1773. 8. S. 70; andere, die aber nur zum Theil in die Werke aufgenommen sind, brachte zuerst der d. Merkur von 1776. 2, S. 10 ff.; 3, S. 196 ff. und von 1777. 1, S. 24 ff. mit der Unterschrift S. oder C. S. (von wem die übrigen eben da abgedruckten Sonette, die andere Unterschriften haben, herrühren, ist mir nicht bekannt. Alle diese Stücke im Merkur sind noch in verschiedenen Versarten abgefaßt, in reinen Alexandrinern, in jamb. Fünf- oder Vierfüßlern, in trochäischen Versen und in Alexandrinern mit jamb. Fünffüßlern gemischt). Von 1779 an bis 1798 folgten dann, auch noch in verschiedenen Versarten, andere Sonette von Kl. Schmidt (vgl. die Nachweisungen in den auserlesenen Werken 2, S. 483), die in Fr. Schmits Gedichten (Nürnberg 1779. 8. vgl. Gervinus 5, S. 11), von Bürger (1784?—92), dem A. W. Schlegel 1800 das Verdienst zuschrieb, „das bei uns gänzlich vergessene und nach lächerlichen Vorurtheilen verachtete Sonett zuerst wieder zu einigen Ehren gebracht zu haben" (Werke 8, S. 132 f.), die ältesten von A. W. Schlegel (1788—90), einige von Ebert (1793 in dem zweiten, 1795 gedr. Theil der Episteln rc. S. 34 ff.), und noch wohl manche andere, die ich nicht kenne. Von 1798 an wuchs ihre Zahl sehr schnell, und nun war der jambische Fünffüßler das herrschende Silbenmaaß geworden; auch in das Drama der Romantiker drangen sie ein. Ihre heftigsten Gegner fand die Sonettenpoesie an Voß und Baggesen; vgl. das Sonett des erstern an Goethe und seine „Klangsonate" (beides aus dem J. 1808, S. 278) und den von Baggesen herausgegebenen „Karfunkel- oder Klingklingel-Almanach. Ein Taschenbuch für vollendete Romantiker und angehende Mystiker." Stuttgart 1810. 16. — h) Erst in der neuesten Zeit sind sie von einzelnen Dichtern häufiger, sowohl zu umfangreichern wie zu kleinern Erfindungen, gebraucht worden, namentlich von Rückert und Chamisso. Die Form, in welche A. W. Schlegel 1791—97 die aus Dante's göttlicher Komödie übersetzten Stücke faßte (Werke 3, S. 199 ff.; wo sie zuerst erschienen, ist S. IX angegeben), wich noch sehr von eigentlichen Terzinen ab.

am seltensten die Formen der Canzone,[i]) der Ballate[k]) und der Sestine[l]) gebraucht und erst durch Rückert noch andere, wie die der Siciliane und des Ritornells, eingeführt;[m]) von spanischen außer vierzeiligen trochäischen Strophen mit Assonanz oder Reimbindung, die viele Dichter, vorzüglich zu Romanzen, benutzt haben, noch die Decime,[n]) die Glosse und das Cancion von den beiden Schlegel, Tieck u. A. nachzubilden versucht und in der Lyrik, stellenweise auch im

---

Genauer bildete er diese erst 1797 in dem Gedicht „Prometheus“ nach (1, S. 40 ff., zuerst gedr. in Schillers Musenalmanach für 1798), dann in „Kotzebue's Reisebeschreibung“ (2, S. 336 ff.). Ihm folgten zunächst Fr. Schlegel in dem Gedicht „An die Deutschen“ (1800) und stellenweise im Alarcos; Tieck in dem Gedicht „die neue Zeit“ (1800; poet. Journ. 1, S. 11 ff.) und stellenweise in der Genoveva und im Octavianus; Schelling in „den letzten Worten des Pfarrers zu Drottning auf Seeland“ (1802, in A. W. Schlegels und Tiecks Musenalmanach); W. v. Schütz und Z. Werner, jener stellenweise im Lacrimas, dieser im ersten Theil der Söhne des Thals. (Auch Goethe hat im 2. Th. seines Faust zu Anfang eine Stelle in Terzinen.) Ob die in Gerstenbergs verm. Schriften 2, S. 287 f. schon in die ersten Jahre unsers Jahrh. hinaufzurücken sind, habe ich nicht ermitteln können. — i) Die ältesten sind wieder von A. W. Schlegel (1, S. 136 ff.), seinem Bruder (8, 121), beide aus den Jahren 1800 und 1801, und von W. v. Schütz im Lacrimas. Spätere findet man unter den Gedichten von Z. Werner, L. Robert, E. Schulze, Streckfuß, Oehlenschläger, in den Todtenkränzen von Zedlitz und eine besonders künstlich gereimte bei Rückert 2, S. 254 f. — k) Beispiele bei A. W. Schlegel 1, S. 71 f. (1799), Fr. Schlegel 8, S. 105 (1800. 1801), W. v. Schütz a. a. O. S. 78. 96 f. und Rückert 2, S. 81 f.; 3, S. 51 (von diesen drei Gedichten in Ballatenform ist das erste „Madrigal,“ das letzte „Glosse“ überschrieben; ein viertes, 2, S. 261, halte ich für eine sehr künstliche Erweiterung dieser Form). — l) Mehrere bei W. v. Schütz a. a. O., bei Werner in der Weihe der Kraft, bei Rückert 2, S. 268 ff. — m) Einige von seinen zahlreichen Sicilianen stehen schon im Liebesfrühling von 1821, und die Ritornelle reichen bis in das J. 1817 zurück. — n) Eine Art Decime, die aber in der Reimstellung von denen der jüngern Dichter abweicht, ist schon in Bürgers „hohem Liebe von der Einzigen“ (wahrscheinlich aus d. J. 1785). —

Sonett ganz bei uns einheimisch, weniger schon die Terzinen, h)

---

enischen," in trochäischen Fünf- und Sechsfüßlern, abgefaßt sind. Ich muß daher auf Fr. Raßmanns Sammlung, „Sonette der Deutschen," Braunschweig 1817. 3 Thle. 8. verweisen, worin wohl Stücke von Westermann und Schiebeler stehen werden. Der erste namhaftere Dichter, der, wie er sich selbst in einem Briefe ausgedrückt hat, das Sonett 1776 wieder in den Lauf brachte, war der Halberstädter Kl. Schmidt (vgl. Leben und auserlesene Werke rc. 1, S. 200 f. und S. 44). Eine Auswahl seiner Sonette bildet das siebente Buch der auserlesenen Werke 2, S. 449 ff. Das erste erschien schon in den „Elegien an Minna." Lemgo 1773. 8. S. 70; andere, die aber nur zum Theil in die Werke aufgenommen sind, brachte zuerst der d. Merkur von 1776. 2, S. 10 ff.; 3, S. 196 ff. und von 1777. 1, S. 24 ff. mit der Unterschrift S. oder C. S. (von wem die übrigen eben da abgedruckten Sonette, die andere Unterschriften haben, herrühren, ist mir nicht bekannt. Alle diese Stücke im Merkur sind noch in verschiedenen Versarten abgefaßt, in reinen Alexandrinern, in jamb. Fünf- oder Vierfüßlern, in trochäischen Versen und in Alexandrinern mit jamb. Fünffüßlern gemischt). Von 1779 an bis 1798 folgten dann, auch noch in verschiedenen Versarten, andere Sonette von Kl. Schmidt (vgl. die Nachweisungen in den auserlesenen Werken 2, S. 483), die in Fr. Schmits Gedichten (Nürnberg 1779. 8. vgl. Gervinus 5, S. 11), von Bürger (1784?—92), dem A. W. Schlegel 1800 das Verdienst zuschrieb, „das bei uns gänzlich vergessene und nach lächerlichen Vorurtheilen verachtete Sonett zuerst wieder zu einigen Ehren gebracht zu haben" (Werke 8, S. 132 f.), die ältesten von A. W. Schlegel (1788—90), einige von Ebert (1793 in dem zweiten, 1795 gedr. Theil der Episteln rc. S. 34 ff.), und noch wohl manche andere, die ich nicht kenne. Von 1798 an wuchs ihre Zahl sehr schnell, und nun war der jambische Fünffüßler das herrschende Silbenmaaß geworden; auch in das Drama der Romantiker drangen sie ein. Ihre heftigsten Gegner fand die Sonettenpoesie an Voß und Baggesen; vgl. das Sonett des erstern an Goethe und seine „Klangsonate" (beides aus dem J. 1808, S. 278) und den von Baggesen herausgegebenen „Karfunkel- oder Klingklingel-Almanach. Ein Taschenbuch für vollendete Romantiker und angehende Mystiker." Stuttgart 1810. 16. — h) Erst in der neuesten Zeit sind sie von einzelnen Dichtern häufiger, sowohl zu umfangreichern wie zu kleinern Erfindungen, gebraucht worden, namentlich von Rückert und Chamisso. Die Form, in welche A. W. Schlegel 1791—97 die aus Dante's göttlicher Komödie übersetzten Stücke faßte (Werke 3, S. 199 ff.; wo sie zuerst erschienen, ist S. IX angegeben), wich noch sehr von eigentlichen Terzinen ab.

am seltensten die Formen der Canzone,[i]) der Ballate[k]) und der Sestine[l]) gebraucht und erst durch Rückert noch andere, wie die der Siciliane und des Ritornells, eingeführt;[m]) von spanischen außer vierzeiligen trochäischen Strophen mit Assonanz oder Reimbindung, die viele Dichter, vorzüglich zu Romanzen, benutzt haben, noch die Decime,[n]) die Glosse und das Cancion von den beiden Schlegel, Tieck u. A. nachzubilden versucht und in der Lyrik, stellenweise auch im

---

Genauer bildete er diese erst 1797 in dem Gedicht „Prometheus" nach (1, S. 49 ff., zuerst gedr. in Schillers Musenalmanach für 1798), dann in „Kotzebue's Reisebeschreibung" (2, S. 336 ff.). Ihm folgten zunächst Fr. Schlegel in dem Gedicht „An die Deutschen" (1800) und stellenweise im Alarcos; Tieck in dem Gedicht „die neue Zeit" (1800; poet. Journ. 1, S. 11 ff.) und stellenweise in der Genoveva und im Octavianus; Schelling in „den letzten Worten des Pfarrers zu Drottning auf Seeland" (1802, in A. W. Schlegels und Tiecks Musenalmanach); W. v. Schütz und Z. Werner, jener stellenweise im Lacrimas, dieser im ersten Theil der Söhne des Thals. (Auch Goethe hat im 2. Th. seines Faust zu Anfang eine Stelle in Terzinen.) Ob die in Gerstenbergs verm. Schriften 2, S. 287 f. schon in die ersten Jahre unsers Jahrh. hinaufzurücken sind, habe ich nicht ermitteln können. — i) Die ältesten sind wieder von A. W. Schlegel (1, S. 136 ff.), seinem Bruder (8, 121), beide aus den Jahren 1800 und 1801, und von W. v. Schütz im Lacrimas. Spätere findet man unter den Gedichten von Z. Werner, L. Robert, E. Schulze, Streckfuß, Oehlenschläger, in den Todtenkränzen von Zedlitz und eine besonders künstlich gereimte bei Rückert 2, S. 254 f. — k) Beispiele bei A. W. Schlegel 1, S. 71 f. (1799), Fr. Schlegel 8, S. 105 (1800. 1801), W. v. Schütz a. a. O. S. 78. 96 f. und Rückert 2, S. 81 f.; 3, S. 51 (von diesen drei Gedichten in Ballatenform ist das erste „Madrigal," das letzte „Glosse" überschrieben; ein viertes, 2, S. 261, halte ich für eine sehr künstliche Erweiterung dieser Form). — l) Mehrere bei W. v. Schütz a. a. O., bei Werner in der Weihe der Kraft, bei Rückert 2, S. 268 ff. — m) Einige von seinen zahlreichen Sicilianen stehen schon im Liebesfrühling von 1821, und die Ritornelle reichen bis in das J. 1817 zurück. — n) Eine Art Decime, die aber in der Reimstellung von denen der jüngern Dichter abweicht, ist schon in Bürgers „hohem Liede von der Einzigen" (wahrscheinlich aus d. J. 1785). —

Drama angewandt. o) Aus der Zahl der altdeutschen, von unsern neuern Dichtern mit bewußter Absicht wieder aufgenommenen Strophen kam nur die der Nibelungen, doch nicht eher als im neunzehnten Jahrhundert, zu allgemeinerer Geltung. p) — Von den verschiedenen für Reimgedichte üblichen Versarten trifft man, wie in unstrophischen, so auch in strophischen Stücken jeder Gattung die jambischen und die trochäischen am häufigsten an; indessen sind die jambisch-anapästischen und die trochäisch-dactylischen diesen ganzen Zeitraum hindurch, zumal in eigentlichen Liedern und Arien, nichts weniger als selten, und auch solchen Zeilen, die bis auf den ersten Fuß aus lauter Anapästen, und bis auf den letzten aus lauter Dactylen bestehen, begegnet man, wenigstens bei den ältern Dichtern, noch ziemlich oft. Jambische und jambisch-anapästische Verse, oder trochäische und trochäisch-dactylische in bestimmter Folge strophisch zu verknüpfen, war nichts Ungewöhnliches; aber nicht so leicht wurden, besonders in späterer

---

o) Decimen sind, außer in Glossen und andern lyrischen Gedichten, in Tiecks Octavianus, in Werners Weihe der Kraft (hier aber aus jamb. Vierfüßlern gebaut) und in Platens Mathilde von Valois gebraucht. Die älteste Glosse, die ich kenne, ist aus dem J. 1800 und von Fr. Schlegel (im Athen. 3, S. 351 f. und in den Werken 9, S. 49 f.); etwas jünger sind die von ihm, seinem Bruder und einer Frau B. verfaßten in A. W. Schlegels Werken 1, S. 141 ff. und Tiecks in den Gedichten 2, S. 33 und im Octavianus. Andere Glossenformen bei Rückert 3, S. 51 (vgl. Anmerk. k) und Platen 1, S. 155 f.; 291. Auch das Cancion (wovon Beispiele bei A. W. Schlegel 1, S. 31 f.; 2, S. 282 f.; bei Fr. Schlegel 8, 106; 131; 156; 166 u. s. w.; bei Tieck im Octavianus S. 300) und die Tenzone (vgl. Rückert 2, S. 262 ff.) sind als solche zu betrachten. — p) In der Gestalt, die schon in der Kunstdichtung des 17. Jahrh. sehr gangbar war (vgl. §. 198, Anm. 2), wurde sie auch im 18ten öfter zu weltlichen und geistlichen Liedern benutzt, zu jenen z. B. von Bürger 1, S. 34 ff.; 218 f.; 2, S. 21 f.; dem jüngern Stolberg S. 97 f.; Goethe 1, S. 130 f. Ganz so behandelt, wie sie jetzt am gebräuchlichsten ist, nur daß die Halbzeilen noch

Zeit, Zeilen mit einander verbunden, die entgegengesetzten Rhythmus hatten, z. B. jambische mit trochäischen oder trochäisch-dactylischen. q) Für die Strophen des lyrischen Liedes blieben jambische und trochäische Vier- und Dreifüßler immer die Hauptmaaße, für die des epischen wurden es vorzüglich rein jambische oder jambisch-anapästische Zeilen von eben so viel Füßen; in andern Dichtarten wählte man bis in die Siebziger oft längere Zeilen, besonders Alexandriner und gemeine Verse, mischte dieselben aber in der Ode gewöhnlich mit kürzern. Welche Versarten späterhin zu den Nachbildungen italienischer und spanischer Strophenformen verwandt wurden, ist bereits erwähnt worden. r) — In der Verszahl stiegen die Reimstrophen von zwei bis zu sechzehn: Beispiele von so geringem und so großem Umfange eines Gebändes finden sich indeß nur mehr ausnahmsweise; s) fast eben so spärlich kommen die dreizeiligen vor t) und, außer in geistlichen Lie-

abgesetzt sind, habe ich sie bloß in einem Gedichte von Herder unter den „Bildern und Träumen" gefunden (3, S. 30 f.). Ueber Z. Werners dem Maaße der Nibelungen nachgebildete Strophen vgl. §. 275, Anm. 23. Uhland hat meist bloß jambische Zeilen dazu genommen; nur in „des Sängers Fluch" hat er sich erlaubt, der Senkung bisweilen zwei leichte Silben zuzutheilen. Ueber Rückerts und Platens Verfahren vgl. §. 272, Anm. y. — q) Außer in geistlichen, auf ältere Melodien gedichteten Liedern. Beispiele in andern Gedichten bei Zachariae (scherzhafte epische rc. Gedichte) 2, S. 444 ff.; Mylius (verm. Schriften) S. 581 ff.; Götz 3, S. 84 f.; Gleim 2, S. 25; Voß S. 240; 242; 249; Herder 3, S. 137 ff.; 87 f.; 4, S. 68 f.; 116 ff.; Goethe 1, S. 98; 251 ff.; Schiller 9, 1, S. 30 f.; Tieck in der Genoveva S. 94 f. — r) Vgl. §. 275, S. 1145 und 1151. — s) Von zweizeiligen finden sich Beispiele bei J. A. Cramer in den Psalmen (aber nur in zusammengesetzten Systemen zugleich mit andern Strophen von mehr Zeilen); bei Gleim 6, S. 286; mehr in neuester Zeit, besonders in Balladen von Uhland, Rückert, Platen rc.; Strophen von sechzehn, aber ganz kurzen Zeilen bei Goethe 3, S. 43 f. und Rückert 3, S. 163 ff. — t) Vgl. Gleim 3, S. 190 ff.; Bürger 2, S. 28 f.; Kl. Schmidt 1, S. 343. —

dern nach ältern Melodien [u]) und in Canzonen [v]) und Sonetten, strophische Formen von dreizehn oder vierzehn Versen. [w]) Die gangbarsten Arten waren die vier- und demnächst die sechs- und achtzeiligen; auch die von fünf, sieben, neun und zehn Zeilen gehörten noch zu den üblichern. — Bei der Verwendung der beiden Hauptreimarten erlaubten sich die ältern Dichter viel eher lauter männliche als lauter weibliche Gebände in einer Strophe anzubringen, in der Regel aber wurden beide Arten gemischt; [x]) die Romantiker dagegen suchten die südromanischen Formen auch darin treuer als die Männer des siebzehnten Jahrhunderts nachzubilden, daß sie die weiblichen Gebände vor den männlichen entschieden bevorzugten und sich sehr oft bloß der erstern bedienten. Bis zu ihrer Zeit waren auch meistens nur zwei, höchstens drei Verse in einer Strophe

u) Z. B. in Cramers Gedichten 1, S. 252 ff.; 3, S. 42 f.; 1, S. 134 ff.; 137 ff. und bei Klopstock 7, S. 64 f.; 101 ff. — v) Meistens haben die Strophen der deutschen Canzonen, bis auf den sogenannten Abschied, dreizehn Zeilen; es gibt deren aber auch von vierzehn und mehr Versen, z. B. im Lacrimas S. 63 f.; 108 f.; 116 (die beiden letzten Canzonen sind aber nicht ganz regelrecht). — w) Zwölfzeilige Strophen gehörten unter den langen Arten mit denen von acht und zehn Zeilen zu den gewöhnlichsten bei den ältern Dichtern dieses Zeitraums (vgl. Ramlers Einleit. in die schönen Wiss. 1, S. 185), und auch späterhin sind sie zwar nicht sehr oft, aber auch nicht gar zu selten anzutreffen: vgl. Schiller 1, S. 30 ff.; 9, 1, S. 44 ff.; 50 ff.; 105 ff.; A. W. Schlegel 1, S. 268 f.; Hölderlin und A. v. Arnim bei K. Goedeke 2, S. 252 f.; 315 ff.; Uhland S. 126 f.; Rückert 3, S. 160 ff.; 398 ff. Vierzehnzeilige habe ich mir nur aus Gleims und Herders Gedichten angemerkt (dort 1, S. 154 ff.; hier 3, S. 87 ff.). — x) Gottsched bemerkt in der krit. Dichtkunst (A. von 1742) S. 404: „Die Italiener bedienen sich fast lauter weiblicher Reime, so wie die Engländer lauter männliche haben, die sie gleichwohl mit ihren Nachbarn durcheinander mischen. Bei uns würde das nicht klingen: denn z. B. zwischen zween gereimten weiblichen Versen soll kein dritter stehen, der sich mit ihnen nicht reimt; und mit männlichen ist es ebenso. Wenn wir mischen wollen, so muß es dergestalt geschehen, daß zwischen die

gleich gereimt worden und die Anordnung aller Reime nur insofern beschränkt gewesen, daß zwei gleiche nicht leicht durch mehr als zwei Zeilen getrennt wurden; y) die den Italienern und Spaniern entlehnten Strophenarten forderten nun aber meistentheils eine größere Zahl gleicher Reime und dabei für jede eine ein für allemal feststehende oder nur in gewissen Grenzen wandelbare Folge der Reimwörter. z) — Gemeiniglich griff ein Reimgebände nicht über eine Strophe hinaus; allein in einer gerade nicht geringen Zahl von Gedichten, besonders lyrischen Liedern, findet man auch einen, zwei und mehr Reime, theils mit denselben, theils mit andern Wörtern, durch alle Strophen durchgeführt; oder die Dichter haben, sei es nur eine, seien es alle Zeilen einer Strophe erst in der darauf folgenden gebunden, oder auch, ohne daß es eigentliche Refrainzeilen sind, Verse ganz wörtlich oder nur mit geringen Veränderungen nach einer bestimmten Regel aus jeder Strophe in die nächste hinüberge-

zusammengehörenden Reime männlicher Art einer oder zween von weiblicher Gattung zu stehen kommen. — Wir können zwar ganze Gedichte in einer Art von Reimen verfertigen: allein die Wahrheit zu sagen, so sind lauter männliche in unsrer Sprache zu hart und lauter weibliche zu zart." — y) Was Gottsched darüber a. a. O. sagt, behielt im Ganzen seine Geltung bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts weit mehr in strophischen als in recitativischen Systemen (vgl. §. 275, Anmerk. 25). „Gemeiniglich reimen sich bei uns nur zwei und zwei Verse, außer daß in Recitativen und Arien zuweilen drei, in Sonetten aber auch vier ähnliche Reime erlaubt sind. — Drei Zeilen zwischen zwei Reime zu schieben, ist höchstens in Recitativen erlaubt, anderwärts würde es nicht klingen, weil man die Reime sonst verlieren würde." — z) Von den künstlichen, den Franzosen abgelernten Formen des Triolets und des Rondeau's oder Ringelgedichts, die eine bestimmte Anordnung der Reime und die Wiederkehr gewisser Zeilen an vorgeschriebenen Stellen forderten, wurde die zweite in diesem Zeitraum nur höchst selten (vgl. Götz 3, S. 47 f.; 131 ff.; 196 f.), viel öfter die erste, theils in eigenen Erfindungen, theils in bloßen Bearbeitungen französischer Stücke, gebraucht von Hagedorn, Gleim, Götz, Kl. Schmidt

Vierter Abschnitt.

Uebersicht über den Entwickelungsgang der Litteratur überhaupt.

A. Von 1721 bis 1773.

§. 277.

Unsere neuere schöne Litteratur hatte sich beim Beginn dieses Zeitraums schon in sehr verschiedenen Gebieten und Richtungen versucht, als die wissenschaftliche eben erst ernstlicher Anstalt machte, die Fessel der lateinischen Sprache abzustreifen und aus der Beschränktheit der Schule dem Leben näher zu treten. In diesem Zurückbleiben der einen hinter der andern lag eine Hauptursache der vielfachen Verirrungen, in welche die deutsche Gelehrtenpoesie während des siebzehnten Jahrhunderts gerieth. Begonnen unter Voraussetzung der unbedingten Gültigkeit einer Kunstlehre, die Scaliger auf den Sätzen der über Dichtkunst handelnden Schriften des classischen Alterthums, ohne tiefere Einsicht in das Wesen der Kunst überhaupt und ohne ein eigentliches Verständniß der alten Dichter selbst, aufgebaut hatte, hatte sie sich von Anfang an auf die Wissenschaft gestützt und sich den ganzen vorigen Zeitraum hindurch von Poetiken leiten lassen, die in ihren Grundsätzen und Vorschriften alle auf Scaligers Lehre zurückgiengen. So lange also die Wissenschaft noch in dem todten Formel- und Regelwesen der neulateinischen Scholastik ver-

---

in der Ode „Der Tod Franciscus des Ersten" (1766) 2, S. 186 ff.; und noch anders bei Cramer Ps. 60. — Ein vierstrophiges, dreimal sich wiederholendes System in Goethe's Walpurgisnacht, 1, S. 232 ff. — Bisweilen wurden aber auch Strophen verschiedenen Baues in einem Gedicht freier gemischt, z. B. von Cramer in einigen Psalmen, von Ebert 2, S. 52 ff.; von Schubart 2, S. 200 ff.; von Schiller 1, S. 57 ff.; von Tieck oft in den Gedichten; von Fr. Schlegel 8, S. 196 ff. (in assonierenden Strophen).

harrte und sich nicht von dem blinden Glauben, daß die poetische Kunst des classischen Alterthums die einzig wahre sei, und daß den Neuern nichts anders übrig bleibe, als dieselbe so treu wie nur möglich nachzuahmen, zu höhern und freiern Standpuncten für die Auffassung und Erkenntniß sowohl der classischen Poesie selbst, wie ihres Verhältnisses zu der Neuzeit erhob: hatte unsere Gelehrtendichtung auch keine Aussicht, in den Weg eingelenkt zu werden, der sie allein der Natur, der Volksthümlichkeit und originaler Kunstmäßigkeit zuführen konnte. Es war nun die Aufgabe des achtzehnten Jahrhunderts, zunächst die Wissenschaft des Schönen und der Kunst in Deutschland zu der Höhe emporzuheben, von wo sie weit und sicher genug um sich blicken konnte, um unserer Dichtung diesen Weg zu zeigen. Die Haupthebel, wodurch dieß allmählig bewerkstelligt ward, waren zuerst die ästhetische Kritik, dann die philosophische Untersuchung, zuletzt die geschichtliche Forschung. In dem Maaße, in welchem dadurch die wissenschaftliche Erkenntniß des Schönen und der Kunst an und für sich und in ihren zeitlichen Erscheinungen unmittelbar oder mittelbar gefördert wurde, und die Deutschen eine Poesie, die bloß nach überlieferten und auf Treu und Glauben angenommenen Regeln gemacht war, von ursprünglicher, durch lebendige Triebkraft erwachsener Dichtung unterscheiden lernten, kamen unsere Dichter auch mehr und mehr von den Irrwegen ihrer Vorgänger ab; und kaum hatte die ästhetische Kritik durch Lessing ihren Höhepunct erreicht, so erhielt die Nation auch schon durch eben diesen großen Reformator ihres geistigen Lebens das erste poetische Werk von Bedeutung, das ganz aus der Zeit hervorgegangen, durch und durch mit deutschem Leben erfüllt war und auch äußerlich in keinem Zuge mehr an todte oder unverstandene Regel erinnerte.

§. 278.

So richtig schon um das Jahr 1700 Wernicke erkannt hatte, daß der deutschen Litteratur vor allem Andern eine verständige und unbefangene Kritik Noth thäte, die der Production „auf dem Fuße folgte,"[1]) so wenig Aussicht war doch noch in den nächsten dreißig bis vierzig Jahren zur Befriedigung dieses dringenden Bedürfnisses vorhanden. Das lesende Publicum wollte sich nicht das Wohlgefallen an Werken, für die es einmal Neigung gefaßt hatte, durch ungünstige Urtheile verkümmern lassen;[2]) die Schriftsteller selbst verlangten nur gelobt zu werden; die tadelnde Kritik schien eben so verdammenswürdig, wie die persönliche Satire; ja man verband mit dem Worte Kritik einen so gehässigen Sinn, daß Gottsched es noch 1730 für nöthig hielt, das Beiwort kritisch auf dem Titel seiner Theorie der Dichtkunst in der Vorrede zu der ersten Ausgabe eigens zu rechtfertigen.[3]) Wenn an ver-

1) Vgl. §. 207, Anm. u. — 2) „Unsere heutige Welt ist ganz unerträglich, wenn man diejenigen Poeten, die einmal das Glück gehabt, ihr zu gefallen, ein wenig auf die Probe stellt und alsdann befindet, daß sie in ihren besten Meisterstücken sehr wenige oder wohl gar keine tauglichen Zeilen geschrieben. Der Pöbel sowohl als die Halbgelehrten bewundern ein jedes kahles Blatt, das außer den Reimen und der flüssigen Schreibart weder Verstand noch Geist in sich hat. Und es ist unmöglich, ihnen diese Hochachtung gegen solche nichtswürdige Dinge aus dem Kopfe zu bringen, man mag das abgeschmackte Wesen derselben noch so handgreiflich vor Augen stellen." Gottsched in den vernünftigen Tadlerinnen (1726) 2, St. 29. — 3) Bodmer fand sich dadurch zu folgender Bemerkung in der Vorrede zu Breitingers kritischer Dichtkunst (Bl. 7, rw. f.) bewogen: „Daß ich meine Hoffnung (der gute Geschmack werde in Deutschland bäldest aufkommen) nicht schon wirklich erfüllet sehe, hat theils eine eitele Ruhmbegierde, die sich auch mit dem leichten Lobe der Unverständigen sättiget, theils ein blöder und schamhafter Stolz, der sich nicht schuldig geben kann, verhindert, indem diese beide noch stäts beflissen gewesen, die Freiheit der kritischen Prüfung durch List und Gewalt

storbenen Schriftstellern Ausstellungen gemacht wurden, mochte es allenfalls hingehen; aber lebenden, waren sie auch noch so elend, unumwunden die Wahrheit zu sagen, galt für lieblos und unchristlich. Daß die Schriftsteller Angriffe, die nur gegen ihr litterarisches Treiben gerichtet waren, für eins mit der Beschimpfung ihres persönlichen Characters ansahen und denjenigen, von dessen Schlägen sie getroffen worden, bei geistlichen und weltlichen Behörden zu verdächtigen suchten, um sich Genugthuung für die erlittene und Schutz gegen neue Unbill zu erwirken, war damals noch sehr gewöhnlich.*) Es war daher wohl etwas mehr als bloßer Zufall, daß die Kritik sich

---

zu hemmen und, wo es möglich wäre, zu unterdrücken: also daß ein wohlbekannter deutscher Kunstrichter erst vor acht Jahren noch nöthig gefunden hat, die Freiheit, seine Wegweisung kritisch zu benennen, in der Vorrede gegen der deutschen Welt auf das höflichste abzubitten und zu entschuldigen; denn er wollte es mit derselben nicht gänzlich verderben, und es schien ihm zu diesem Ende nicht genug, daß er die furchtsame Behutsamkeit gebraucht hatte, durch seine Kritik lieber die Verstorbenen als die Lebenden zu beleidigen, wenn doch jemand dadurch sollte beleidiget werden." — 4) Welcher Muth noch zwischen 1730 und 1740 dazu gehörte, gegen den herrschenden Unfug in der poetischen oder wissenschaftlichen Litteratur entschieden einzuschreiten und das Treiben elender und dabei noch anmaßungsvoller Schriftsteller lächerlich zu machen, erhellt vornehmlich aus Liscows Schriften. Man lese nur seine „unparteiische Untersuchung der Frage: ob die bekannte Satire Briontes der jüngere, oder Lobrede auf Hrn. D. J. E. Philippi, mit entsetzlichen Religionsspöttereien angefüllet und eine strafbare Schrift sei?" (1733) und die Vorrede zu seiner „Sammlung satirischer und ernsthafter Schriften" (1739), besonders S. 14 f.; 21—24; 28—30; 49—62; 66 ff. Liscow wurde „auf öffentlicher Kanzel verflucht und in den Abgrund der Hölle verdammt;" er wurde beschuldigt, „sich durch seine Satiren sehr schwer an Gott und seinem Nächsten versündigt zu haben;" das Oberconsistorium in Dresden wurde angegangen, eine derselben „nicht so öffentlich verkaufen zu lassen, weil sie mit entsetzlichen Religionsspöttereien angefüllt sei:" denn er hatte es gewagt, einigen jämmerlichen Scribenten lachend den Spiegel vorzuhalten und ihre Blöße vor dem Publicum aufzudecken. —

nach Wernicke's Streit mit seinen Hamburger Widersachern zuerst wieder in der Schweiz, also außerhalb des eigentlichen Deutschlands, zu regen begann. Die Züricher Mahler, wie man die Verfasser der Discurse zu nennen pflegte,[5]) standen weit genug ab von dem bisherigen Schauplatz unseres neueren Litteraturlebens, um dasselbe nicht allein mit mehr Unbefangenheit, als die deutschen Schriftsteller selbst beurtheilen, sondern sich auch mit weniger Zurückhaltung über dessen frühere und dessen damalige Hauptvertreter aussprechen zu können. Ihre Einsicht in litterarischen Dingen reichte zwar auch noch nicht gar weit, ihr Urtheilsvermögen war noch nicht geübt genug, um echte, aus lebendigem Quell geschöpfte Poesie von bloß geschickt gemachter zu unterscheiden, und ihre Theorie der Dichtkunst mußte bei der Anwendung immer noch auf Abwege führen, wenn sie auch die gefährlichsten unter den alten vermeiden lehrte. Dieß ist leicht aus dem unbeschränkten Lobe abzunehmen, das sie Opitzen spendeten,[6]) aus dem Range, den sie neben ihm Canitzen und Bessern einräumten,[7]) aus der Art, wie sie die Thätigkeit der Einbildungskraft beim dichterischen Hervorbringen auffaßten,[8]) aus

5) Die meisten Stücke, die sich auf Kritik und Dichtkunst einlassen, sind „Rubens" unterzeichnet (nämlich 1, Disc. 12; 19; 20; 2, Disc. 5; 21; 3, Disc. 8; 13 f.; 4, Disc. 17 f.); nur eins (3, 18) „Dürer," ein andres (3, 19) „Carrache" und ein drittes (3, 21) „Holbein;" vgl. §. 250, Anm. d. — 6) „Ich habe," beginnt Bodmer das 21. Stück des 2. Theils, „kaum einen Discours geschrieben, in welchem ich nicht mit Ergetzen von Opitz geredet habe; er ist mein Held und die vornehmste Person, die ich von den deutschen Schreibern weiß; der Bruder der Natur, damit ich mich dieser Red-Art bediene, welche er selbst gebraucht hat, einen natürlichen und lebhaften Poeten zu benennen." — 7) Im 12. Disc. des ersten Theils werden sie allein mit Opitz „unsere guten Poeten" genannt. Vgl. dazu 1, Disc. 19 und das Gedicht an Besser zu Anfang des dritten Theils. — 8) Von der dichterischen Einbildungskraft handelt besonders der 19. Disc. des ersten

der Parallele, die sie zwischen der Poesie und der Mahlerei zogen, [9]) und aus ihren Bemerkungen über das Wesen und den Werth der aesopischen Fabel. [10]) Allein die Hauptsache

Theils. „Eine wohl cultivierte Imagination" wird gleich im Anfange für eins von den Hauptstücken erklärt, durch welche sich der gute Poet von dem gemeinen Sänger unterscheide. Aber alles, was nachher zur weitern Ausführung und Begründung dieses Ausspruchs folgt, zeigt, daß Bodmer die Imagination immer nur als die Geisteskraft betrachtet, die das in der Wirklichkeit angeschaute Einzelne sich im Augenblick wieder ganz naturgetreu und lebendig zu vergegenwärtigen vermag. Seiner Ansicht nach führt sie dem Dichter, wenn ich mich so ausdrükken darf, nicht sowohl die Substanz eines poetischen Werkes als ein lebendiges Ganzes zu, sondern vielmehr nur einzelne Bilder, die er benutzt, um das, was er darstellen will, zu versinnlichen und dadurch für den Leser vollkommen anschaulich zu machen. — 9) Im 20. Disc. des 1. Th. wird der ganze Unterschied zwischen dem Dichter und dem Mahler darin gesetzt, daß der eine die Natur mit Worten, der andere mit dem Pinsel und den Farben abmahle. Im 21. Disc. des 3. Th. S. 163 f. kommt Rubeen nochmals auf diese Gegenüberstellung zurück. „Ein Schreiber," erklärt er sich hier, „bearbeitet sich, daß er die Imagination seiner Leser mit Gedanken anfülle, das will sagen —, daß er in ihre Imagination Bilder der Sachen mahle. Die Imagination des Lesers ist der Plan oder das Feld, auf welchem er seine Gemählde entwirft. — Die Feder des Schreibers ist der Pinsel, mit dem er in dieses große Feld der Imagination mahlet, und die Worte sind die Farben, die er so wohl zu vermischen, zu erhöhen, zu verdunkeln und auszutheilen weiß, daß ein jeder Gegenstand in derselben seine lebhafte und natürliche Gestalt gewinnt. Ein Object, das auf diese Weise mit der Feder und den Worten in der Imagination abgebildet worden, heißt eine Idee, deutsch ein Bildniß, ein Gemählde. Der Schreiber ist denn ein curieuser Mahler, der durch bloße Worte ein Gemählde verfertiget." Doch ist schon in jenem Discurse des ersten Theils dem Dichter der Vorrang vor dem Mahler und vor dem bildenden Künstler überhaupt zuerkannt, weil seine Kunst „ungleich mehr begreife" als die Mahlerei und die Plastik. „Diese letztern schränken sich mit denen Objecten ein, welche vor die Augen kommen, da der andere nicht nur entwirft, was das Gesichte, sondern was einen jeglichen Sinn rühret und reget; ja was weit mehr ist, die Werke des Gemüthes und die Gedanken selbst, zu welchen keiner von denen äußerlichen Sinnen durchbringet. — 10) Vgl. Disc. 19 im 3. Theil. —

war: sie verwarfen auf's entschiedenste die Dichtungsmanier der hofmannswaldau-lohensteinischen Schule und scheuten sich nicht mehr, über deren so lange bewunderte Gründer selbst, so wie über einige ihrer namhaftesten Anhänger unter den verstorbenen oder noch lebenden deutschen Dichtern scharf tadelnde Urtheile zu fällen und ihre Poesien zu verspotten.[11]) Denn ihre erste Forderung an den Dichter war, daß er „seine Imagination wohl cultiviere, von der die reiche und abändernde Dichtung ihr Leben und Wesen einzig und allein habe;“ ihre zweite und vornehmste, daß er der Natur treu bleibe, nur sie nachahme und ihr, als der „einzigen und allgemeinen Lehrerin“ in jeder Art von Kunstübung immer folge; ihre dritte, daß er durch „die gute Imagination“ erst in sich selbst die Stimmung hervorgerufen haben müsse, in die er seine Leser versetzen wolle, und sodann „das Herz reden lasse.“[12]) Von die-

---

11) Außer über Hofmannswaldau und Lohenstein wird noch insbesondere Gericht gehalten über A. H. Buchholz wegen seiner Geschichtsromane; über Amthor und Hunold, die beide erst 1721 gestorben waren, über Neumeister und Neukirch, die beide noch lebten, und über die Dichter, von denen Sachen in die Sammlung „Herrn v. Hofmannswaldau und anderer Deutschen auserlesene und bisher ungedruckte Gedichte“ aufgenommen waren. Vgl. 1, Disc. 12; 19; 2, Disc. 5; 21; 3, Disc. 8; 13 f. (worin die schlechten Romane besprochen werden); 18; 4, Disc. 17. Von Neukirchs Poesien wurden hier nur noch diejenigen kritisch beleuchtet, die er vor seinem Abfall von der zweiten schlesischen Schule verfaßt hatte. Später, im 55. Blatt des Mahlers der Sitten (2, S. 29 ff.), wurden aber auch seine späteren Arbeiten scharf kritisiert. — 12) Vgl. im ersten Theil die beiden Discurse 19 u. 20. „Der Scribent,“ heißt es hier noch u. A., „der die Natur nicht getroffen hat, ist wie ein Lügner zu betrachten. Alles, was keinen Grund in der Natur hat, kann niemand gefallen, als einer dunkeln und ungesunden Imagination.“ Auch die Beschreibung und die Abschilderung des Lasters, der Bosheit, der Häßlichkeit, des Erschrecklichen, des Traurigen ergetzen uns, wenn sie nur natürlich seien; was schon Aristoteles angemerkt und auf seinen wahren Grund zurückgeführt habe. — Was die Poeten figürlich ihren Enthusiasmus nennen, bedeute nichts anders,

sen Forderungen aber, fanden sie, hätten jene Dichter keine erfüllt; vielmehr strotzten, wie im Einzelnen nachgewiesen wurde, ihre Werke von Unnatur und Schwulst in Gedanken und Ausdruck; niemals ließe sich darin die Sprache der Affecte, die geschildert werden sollten, vernehmen, sondern dafür würden verstiegene Metaphern, frostige Allegorien, eine unsinnige Uebertreibung des vorgeblich Empfundenen und geschmacklos witzelnde Wortspiele geboten. Diese Rügen, und was sich daran knüpfte, waren, wenn man die damaligen deutschen Bildungszustände berücksichtigt, ein nicht unbedeutender Fortschritt der Kritik. Der Glaube an Hofmannswaldau's und Lohensteins Vortrefflichkeit war nun von Grund aus erschüttert; und als bald nachher auch Gottsched sie für diejenigen erklärte, die in unsrer neuen Litteratur den guten, mit Opitz aufgekommenen Geschmack zuerst verderbt hätten, und den Geist ihrer Schule bekämpfte, wo sich ihm nur die Gelegenheit dazu bot,[13]) war es völlig um das Ansehen geschehen, in dem sie so lange gestanden hatten.[14])

„als die heftige Passion, mit welcher ein Poet für die Materie seines Gedichtes eingenommen ist, oder die gute Imagination, durch welche er sich selbst ermuntern und sich eine Sache wieder vorstellen oder einen Affect annehmen kann, welchen er will. Wenn er also erhitzet ist, so wachsen ihm, so zu sagen, die Worte auf der Zungen, er beschreibet nichts, als was er siehet, er redet nichts, als was er empfindet, er wird von der Poesie fortgetrieben, nicht anderst als ein Rasender, der außer sich selbst ist und folgen muß, wohin ihn seine Raserei führet." — 13) Vgl. die krit. Dichtk. S. 481 ff.; und dazu S. 108; 140; 264 ff.; 284; 340 ff.; 682 f., so wie die Beiträge zur krit. Historie rc. St. 3, S. 496 ff., St. 6, S. 274 ff. — 14) In der ersten Zeit freilich erregten die tadelnden Urtheile der Schweizer über verstorbene oder noch lebende Dichter, die man so lange fast allgemein bewundert hatte, hier und da großes Mißfallen. Weichmann mißbilligte in der Vorrede zum 2. Th. der Poesie der Niedersachsen (1723) nicht allein Bodmers Bemerkungen über den Reim (vgl. §. 269, Anm. 6), sondern warf ihm auch vor, daß er in seinen Urtheilen über deutsche

§. 279.

Von der Beurtheilung deutscher Poesien, die alle bereits in einer entferntern oder nähern Vergangenheit entstanden waren und Ruf erlangt hatten, giengen die Züricher Freunde zunächst zur Bekämpfung des schlechten Geschmacks über, der in einem schon damals schnell wachsenden Zweige der eigentlichen Tageslitteratur, in den Wochenblättern, herrschte. Dieß geschah in zwei Schriften, die sie schon in den Jahren 1723 und 1725 abfaßten, von denen die zweite aber erst drei Jahre später gedruckt werden konnte. a) Unterdeß hatten sie sich mit

---

Dichter Parteilichkeit gezeigt habe und namentlich gegen Amthor und Neukirch ungerecht gewesen sei; und in der Vorrede zum 3. Th. (1726) schrieb er, die Herren Mahler fänden allenthalben in fremden Schriften Galimatias und Phoebus auszukehren, hielten aber ihre eigenen so wenig gesäubert, daß ihnen von den vernünftigen Tadlerinnen (vgl. §. 279, Anm. d) nur aus einem Blätte, was noch dazu eins ihrer besten sein möchte, „verschiedene fast unnatürlichere Fehler ausgemerzet, als jene nur irgend getadelt" hätten. Auch der Schlesier G. B. Hancke, allerdings einer der elendesten und geschmacklosesten Reimer jener Zeit, gab seine Entrüstung über das kritische Verfahren der Schweizer in der Vorrede zu seinen weltlichen Gedichten (1727) deutlich genug zu erkennen. Es sei schon so weit gekommen, bemerkte er, daß man Lohenstein und Neukirch in öffentlichen Schriften viele Fehler beimesse, ungeachtet der erste bei Kennern wahrer Gelehrsamkeit einen allgemeinen Beifall und unsterblichen Ruhm erworben, der andere aber unter allen jemals gewesenen und noch lebenden deutschen Poeten keinen seines Gleichen gefunden habe. Doch fehlte es auch schon damals neben Gottsched (s. §. 252, Anm. b) nicht an andern Männern, die den Schweizern öffentlich beipflichteten und sie vertheidigten. Vgl. Manso in den Nachträgen zu Sulzer 8, S. 13 f.

a) Die erste, „der gestäupte Leipziger Diogenes, oder kritische Urtheile über die erste Speculation des Leipziger Spectateurs." Zürich 1723. war gegen eine Wochenschrift gerichtet, die in demselben Jahre in Leipzig begonnen war, und wurde 1736 in Gottscheds Beiträgen zur krit. Histor. ꝛc. St. 14. S. 222 ff. wieder abgedruckt, weil sie „den Absichten des Herausgebers völlig gemäß" war. Die andere, „Anklagung des verderbten Geschmacks, oder Anmerkungen über den hamburgischen Patrioten und die hallischen Tadlerinnen," sollte in Leipzig ge-

der wolff-leibnitzischen Philosophie bekannt gemacht und, durch eine Aeußerung des englischen Zuschauers [b]) angeregt, ein grö-ßeres Werk auszuarbeiten begonnen, worin die Quellen des Schönen nachgewiesen, eine Theorie desselben auf philosophi-scher Grundlage aufgebaut und alle Werke der deutschen Lit-teratur von nur einiger Bedeutung, ganz besonders aber die poetischen, einer kritischen Musterung unterworfen werden soll-ten. Jedoch blieb es nur bei dem ersten, bereits 1727 her-ausgegebenen Theil, der „von dem Einfluß und Gebrauch der Einbildungskraft zur Verbesserung des Geschmacks" handelte. [c]) Wenn schon in dieser Zeit einige Reibungen zwischen ihnen

---

druckt werden, was dort aber verhindert wurde, ohne daß die Verfasser sie in den nächsten zwei Jahren zurück erhalten konnten; erst 1728 wurde sie, angeblich in Frankfurt und Leipzig, eigentlich aber in Zü-rich gedruckt. Vgl. Jördens 1, S. 127 und die in der Anmerk. d an-geführten Stellen bei Manso und Danzel. — b) „Der Vorschlag —, daß ein rechtschaffener Criticus ein ganzes Werk, das in dem guten Geschmacke geschrieben ist, vor die Hand nehmen und die Quellen und Ursachen, aus welchen die unterschiedliche Schönheit desselben und das daher entspringende Ergetzen herfließt, genau und ausführlich anzeigen möchte." Wahrscheinlich ist hiermit die Stelle im 409. Stück des Zu-schauers gemeint, die Th. 6, S. 65 der Leipziger Uebersetzung steht. — c) Wörtlich und vollständig lautet der Titel: „Von dem Einfluß und Gebrauche der Einbildungskraft zur Ausbesserung des Geschmacks, oder genaue Untersuchung aller Arten Beschreibungen, worin die auserlesen-sten Stellen der berühmtesten Poeten dieser Zeit mit gründlicher Frei-heit beurtheilt werden." Frankfurt u. Leipzig (d. h. Zürich) 1727. 8. Vorangestellt ist eine Zueignungsschrift an den Philosophen Wolff. In dieser heißt es: „Die Bemühung der vornehmsten kritischen Verfasser ist bis dahin meist oder bloß dahin gegangen, wie sie dem schlimmen Ge-schmacke Einhalt thun und ungereimte Schriften zum Gelächter machen möchten. Sie haben darüber versäumt, den guten Geschmack zu lehren und anzupflanzen." Darauf die Bemerkung, daß jener so eben mitge-theilte Vorschlag des englischen Zuschauers auch unausgeführt geblieben sei; und dann weiter: „Diese Gemüthsart habe ich (die Zueignungs-schrift ist unterzeichnet „Der Verfasser J. B. J. B.") zu meinem lange überlegten und spät beschlossenen Unternehmen gebracht, alle Theile der

die Hauptwerke vor, womit sie in jenem Jahre hervortraten. Mit desto größerem Eifer unterzog Gottsched sich unterdeß der Lösung der Aufgabe, die sich Bodmer und Breitinger zuletzt gestellt hatten. Schon 1730 erschien sein „Versuch einer kritischen Dichtkunst für die Deutschen", g) und zwei Jahre später machte er den Anfang mit der Herausgabe der ersten und werthvollsten seiner kritischen Zeitschriften. h) Die Bedeutung, welche das erstgenannte Werk für die Zeit, da es noch neu war, haben mußte, kann nur dann gehörig gewürdigt werden, wenn es den bis dahin in Deutschland gangbar gewesenen Poetiken gegenüber gestellt wird. i) Mit ihnen verglichen, erscheint es als ein sehr großer Fortschritt in der Behandlung der Dichtungslehre und als das erste deutsche Buch seiner Art, in welchem der Stoff in einer wirklich wissenschaftlichen Form verarbeitet ist, wenn ihn Gottsched auch zum großen Theil aus alten und neuen Schriften des Auslandes zusammengetragen hatte. k)

---

angeführten Sammlung von Schuldheiß, die aber nicht, wie dort steht, 1742, sondern 1747 erschien). Es enthält „die kritische Historie der deutschen Poesie" und gibt in einer Uebersicht der verschiedenen Epochen unserer poetischen Litteratur eine für jene Zeit vortreffliche Characterisierung der vornehmsten und gelesensten Dichter aus dem 17. und dem ersten Drittel des 18. Jahrh. Die von Gervinus 3, S. 458, Anm. 258 mitgetheilte Stelle steht aber nicht in diesem Gedicht von Bodmer, sondern in dem Gegenstück dazu, das von einem Anhänger Gottscheds herrührt, schon 1737 herausgekommen sein soll (?), dann 1742 in das 29. St. der Beiträge zur krit. Hist. rc. S. 173 ff. aufgenommen und einige Jahre später in der Vorrede zu jener Sammlung von Schuldheiß S. X ff. heftig angegriffen wurde. Ueber den „Briefwechsel rc." vgl. Jördens 1, S. 130 und Danzel a. a. O. S. 224 ff. — g) Als Einleitung war ihr vorangeschickt eine Uebersetzung von Horazens Brief an die Pisonen in Alexandrinern; die zweite Ausg. (1737) lieferte auch noch den lateinischen Text. — h) Vgl. §. 252. — i) Auf diesen ersten Gesichtspunct für eine gerechte Abschätzung des Verdienstes, das sich Gottsched mit seinem Buch erwarb, deutete bereits 1767 Kästner hin (Schönwiss. Werke 2, S. 166 f.). — k) Ohne allen Rückhalt bekannte er selbst

Freilich befand sich Gottsched hier insofern noch ganz auf Opitzens Standpunct, [l]) daß er das Dichten für nichts anders nahm als für eine besondere Werkthätigkeit eines von der Natur glücklich organisierten Verstandes, der nur von einer starken Einbildungskraft und einer gründlichen Menschenkenntniß unterstützt, durch gelehrte Studien gebildet und von einem guten Geschmack geleitet sein müsse; [m]) und daß er meinte, ein so ausgestatteter Kopf werde immer ein gutes Gedicht machen können, sobald er nur die Regeln gehörig befolge, welche bei Hervorbringung eines Kunstwerkes als die allein gültigen von der Vernunft anerkannt wären. Und schon darum mußte er sich in seiner Theorie so tief auf die Erörterung alles dessen einlassen, was die Behandlung des Formel-

---

in den Vorreden zu den beiden ersten Auflagen, er habe alles, was in seiner krit. Dichtkunst Gutes enthalten sei, nicht sich selbst, sondern den größten Kritikverständigen alter und neuer Zeiten zu verdanken; und nannte die Schriftsteller, die ihn unterwiesen und einigermaßen fähig gemacht hätten, ein solches Werk zu unternehmen. — l) Gottsched stimmte darin mit den Zürichern von Anfang an überein, daß Opitz der Begründer des guten Geschmacks in der deutschen Poesie gewesen sei, und daß die Dichter von den Abwegen, auf die sie nach und nach gerathen, zunächst wieder in Opitzens Bahn zurücklenken müßten, wenn aus unserer schönen Litteratur etwas werden sollte. Schon in den vernünftigen Tadlerinnen 2, St. 38 wird von ihm gesagt: „Dieser große Dichter wird weniger gelesen, als er wohl verdient. Auch sogar diejenigen, die Poeten heißen wollen, haben oftmals seine Schriften nie gelesen: da sie doch eine rechte Quelle des guten Geschmacks in sich fassen. Und nimmermehr würde Deutschland so viel italienische und spanische, ich meine schwülstige, ausschweifende und zuweilen gar rasende Gedichte gesehen haben, wenn man Opitzen fleißiger als einige in- und ausländische Poeten gelesen hätte." — m) S. 98 ff. der 2. Ausgabe, wo gleich zu Anfang nach einer Stelle aus Boileau's Art poétique jene bekannten Verse aus einem Gedichte Opitzens an Zinkgref (vgl. §. 186, Anm. 14) angeführt werden, um „die beste Erklärung von dem Göttlichen in der Poesie zu geben, davon so viel Streitens unter den Gelehrten sei. —

Werken erst von den Neuern abstrahierten Kunstregeln nicht deshalb für die allein richtigen angesehen wissen wollte, weil er an ihre Untrüglichkeit bloß glaubte, sondern weil er sich durch das Denken überzeugt hatte, daß sie die allein vernünftigen wären. p) In dieser Ueberzeugung lag aber wiederum der

---

ahmung etwas Bedeutendes geleistet habe, der dürfe auch noch nicht für einen großen Dichter gehalten werden. Unser Vaterland habe darum auch noch keinen solchen hervorgebracht, weil wir in den großen Gattungen der Gedichte noch kein gutes Original aufzuweisen hätten. „Mit Uebersetzungen ist es nicht ausgerichtet. Es muß was Eigenes, es muß eine neue poetische Fabel sein, deren Erfindung und geschickte Ausführung mir den Namen eines Dichters erwerben soll" (S. 160). — Hierauf handelt der erste Theil des Buchs in verschiedenen Hauptstücken von dem Wunderbaren und von der Wahrscheinlichkeit in der Poesie, von poetischen Worten, von verblümten Redensarten, von poetischen Perioden und ihren Zierrathen, von den Figuren in der Poesie, von der poetischen Schreibart, von dem Wohlklange derselben, dem verschiedenen Silbenmaaß und den Reimen. In allen darauf bezüglichen Lehrsätzen hält Gottsched das Princip fest, daß der Dichter ein vernünftiger Nachahmer der Natur sein müsse. Aber freilich, sein vernünftiges Denken geht niemals über den Bereich eines dürren, bloß formal gebildeten Verstandes hinaus, und der Dichter ahmet ihm die Natur nur dann in der rechten Art nach, wenn er das Natürliche so auffaßt und darstellt, daß es nicht in Widerspruch mit der Denkweise eines solchen Verstandes geräth. — Im zweiten oder besondern Theil geht Gottsched die einzelnen Dichtungsarten durch, zuerst die kleinern (Oden oder Lieder — Cantaten — Idyllen, Eklogen oder Schäfergedichte — Elegien — poetische Sendschreiben — Satiren — Sinn- und Scherzgedichte), sodann die größern (dogmatische, heroische und andere größere Poesien — die Epopöe oder das Heldengedicht, „das rechte Hauptwerk und Meisterstück der ganzen Poesie" — die Tragödie — die Komödie — die Oper oder das Singspiel), gibt Vorschriften über die Abfassungsart einer jeden (wo denn der Rath, den er in Betreff der Anfertigung von Lobgedichten S. 616 ertheilt, für ihn und seine Zeit ganz besonders charakteristisch ist) und läßt hinter jedem Abschnitt, die über das Heldengedicht und die drei Gattungen des Drama's ausgenommen, eine Anzahl von Beispielen folgen, die in den beiden ersten Ausgaben alle von ihm selbst herrühren. — p) Danzel, welcher zuerst nachgewiesen hat, worin die eigentliche litterarhistorische Bedeutung von Gottscheds kritischer

Grund, der Gottsched bestimmte, neben den alten classischen Litteraturen vor allen übrigen neuern die französische mit günstigem Auge anzusehen und sie als nächstes Vorbild bei der von ihm in Aussicht genommenen Umgestaltung der deutschen aufzustellen. Denn die Franzosen des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts erschienen ihm in den Meisterwerken ihrer Poesie als die vernünftigsten und darum auch als die glücklichsten Nachahmer der Alten, und wenn die deutschen Dichter ihrem Beispiele folgten, so hoffte er auch bald alle die großen Mängel gehoben zu sehen, die er an unserer schönen Litteratur noch wahrnahm. q)

Dichtkunst liege (vgl. S. 187), sagt S. 10, Gottsched habe den Gedanken, es müßten sich die Regeln der Dichtkunst a priori aus der Vernunft herleiten lassen, so streng festgehalten, daß selbst das Princip der Nachahmung der Alten, welches die Andern auf guten Glauben annahmen, bei ihm darauf gestützt ward, daß, was die Alten über die Kunst lehren und in ihr befolgen, eben nichts anderes, als das absolut Vernünftige selbst sei. Und in seinem Buch über Lessing beruft er sich S. 119 sogar auf eine ausdrückliche Aeußerung Gottscheds, „den Alten und den Franzosen habe man nicht darum nachzuahmen, weil sie die Alten und die Franzosen seien, sondern weil die Regeln, nach welchen sie ihre Werke abgefaßt, vernünftig seien" (vgl. daselbst auch S. 492 f.). Ich habe diese Aeußerung wörtlich zwar nirgend in Gottscheds mir zugänglich gewesenen Schriften auffinden können (vielleicht steht sie in der Vorrede zur ersten Ausgabe der krit. Dichtkunst, die ich leider nicht zur Hand habe); aber ich habe um so weniger Anstand genommen, sie als wirklich vorhanden anzusehen, je klarer der Sinn derselben, so weit sie die absolute Mustergültigkeit der Alten betrifft, in dem Inhalt von S. 123—127 der 2. Aufl. der krit. Dichtk. vorliegt. — q) Gottscheds eigentliches Verhältniß zu den Franzosen ist ebenfalls erst von Danzel in das rechte Licht gesetzt und damit die so lange herrschend gewesene Meinung widerlegt worden, er sei ein Gallomane gewesen. Die Deutschen, darauf gieng Gottsched aus, sollten eine Litteratur erhalten, die sich mit den Litteraturen der Ausländer und namentlich mit der französischen messen könnte. Er wollte sie machen oder durch Andere machen lassen. Dieß, meinte er, ließe sich nur bewerkstelligen, wenn diejenigen unter den fremden Litteraturen für die zu schaffende zum Muster

§. 280.

Zweierlei war es vorzüglich, was die Züricher um 1740 hoffen ließ, die Zeit sei gekommen oder nicht mehr fern, wo die von ihnen lang vorbereiteten Schriften im Fache der Kunsttheorie ein für ihren Inhalt empfängliches Publicum in Deutschland finden würden: die mit der Ausbreitung der wolff-leibnitzischen Lehre vorgeschrittene philosophische Bildung [1]) und Liscows [2]) erst vor Kurzem geführter Beweis, daß das Recht

---

genommen würde, die nach den einzig wahren und unbedingt gültigen Kunstregeln der Alten hervorgebracht wäre. Das war ihm die französische. Darum gieng er überall auf die Lehren und Beispiele der Franzosen zurück. Vgl. vornehmlich in dem Abschnitt von Danzels Buch, der „die Franzosen" überschrieben ist, S. 327—332 und 339—341.

1) Vgl. Bodmers Vorrede zu Breitingers krit. Dichtk. 1, Bl. 7 rw. — 2) Christian Ludw. Liscow, geb. 1701 zu Wittenburg in Mecklenburg-Schwerin, erhielt seine Schulbildung wahrscheinlich auf dem Gymnasium zu Lübeck und bezog 1718 die Universität Rostock, von wo er später nach Jena, vielleicht auch nach Halle gieng. Anfänglich scheint er Theologie, dann aber die Rechte studiert zu haben; dabei muß er sich fleißig mit den alten classischen Sprachen, mit neuerer, namentlich französischer Litteratur und mit andern allgemein bildenden Wissenschaften beschäftigt haben. Wohin er sich nach Beendigung seiner Universitätsstudien zuerst wandte, ist nicht bekannt. Seine litterarische Thätigkeit begann er mit dem Jahre 1726; wenigstens verfaßte er in demselben schon eine der satirischen Kritiken, die in die Sammlung seiner Schriften aufgenommen sind, wiewohl er sie erst neun Jahre später drucken ließ. Um 1729 war er als Candidat der Rechte Privatlehrer der Stiefsöhne eines angesehenen Mannes zu Lübeck, wo ihn Gottsched auf einer Reise kennen lernte. Er verließ diese Stadt erst 1734 nach Beendigung seines Streites mit dem Mag. Sievers, dessen elende Schriftstellerei Liscow, jedoch ohne sich zu nennen, in mehreren satirischen Aufsätzen lächerlich gemacht hatte. Wahrscheinlich trat er nun zunächst als Privatsecretär in die Dienste eines schleswig-holsteinischen Geheimenraths, der in Hamburg wohnte. Hier, wo er mit Hagedorn in nähere Verbindung kam, und auf einem Gute seines Principals im Mecklenburgischen lebte Liscow nahe an zwei Jahre, in denen er einige seiner bedeutendsten Schriften abfaßte. Im Herbst 1735 wurde er veranlaßt, als Geheimer- und Legations-Secretär in die Dienste des Herzogs Karl

zu kritisieren ein allgemeines Recht der Menschen sei.[3]) So

---

Leopold von Mecklenburg zu treten, der in Folge heftiger Streitigkeiten mit den Ständen sein Land hatte räumen müssen und sich damals in Wismar aufhielt. Um die Wiedereinsetzung dieses Herrn in sein Land durch den französischen Hof zu betreiben, wurde Liscow 1736 nach Paris gesandt. Er erreichte den Zweck seiner Reise nicht, und von dem Herzog mit Geldmitteln nicht gehörig unterstützt, gerieth er in die größte Bedrängniß. Es gelang ihm indeß aus Frankreich über Rotterdam nach Hamburg zurückzukehren, von wo aus er im Frühjahr 1737 seinen Abschied von dem Herzog nahm. Vermuthlich blieb er nun einige Zeit in Hamburg, wo ein Bruder von ihm lebte, und an das ihn außerdem der freundschaftliche Umgang mit Hagedorn fesselte. Ungefähr um 1738 und 1739 gieng er dann nach Preetz als Privatsecretär zu dem dortigen Klosterprobst und besorgte von hier aus die Gesammtausgabe seiner zeither gedruckten Schriften („Sammlung satirischer und ernsthafter Schriften." Frankfurt und Leipzig [eigentlich Hamburg] 1739. 8. Die darin nicht enthaltene, ihm aber beigelegte Schrift „Ueber die Unnöthigkeit der guten Werke zur Seligkeit rc." herausgeg. von D. Pott, erschien zuerst Leipzig 1803. 8. Sie ist auch mit aufgenommen in die in anderer Beziehung nicht ganz vollständige Ausgabe seiner Schriften, die K. Müchler in 3 Bdn. besorgt hat, Berlin 1806. 8.). 1740 ward er preuß. Legations-Secretär bei dem Grafen Danckelmann, welchen Friedrich der Große wegen der bevorstehenden Kaiserwahl als Gesandten nach Mainz und Frankfurt schickte. In diesem neuen und für ihn keineswegs glücklichen Verhältniß blieb Liscow nicht lange; schon 1741 ward er Privatsecretär des Grafen Brühl in Dresden, bald darauf königlicher Cabinets-Secretär und 1745 Kriegsrath. In dieser Zeit (1742) schrieb er die Vorrede zu von Heineckens Uebersetzung des Longinus, in welcher er sich auf die Seite von Gottscheds Gegnern schlug. Durch zu freie Reden über die von Brühl geleitete Politik des sächsischen Hofes zog er sich gegen Ende des J. 1749 eine Untersuchung zu: er ward verhaftet, erhielt zwar die Freiheit wieder, verlor aber Amt und Besoldung 1750. Er verließ Dresden und begab sich auf das seiner Frau gehörende Gut Berg bei Eilenburg, wo er 1760 starb. Vgl. Chr. L. Liscow. Ein Beitrag zur Litteratur- und Culturgeschichte des 18. Jahrh. Nach Liscows Papieren im k. sächs. Haupt-Staats-Archive und andern Mittheilungen herausgeg. von K. G. Helbig. Dresden und Leipzig 1844. 8. und Ch. L. Liscows Leben, nach den Acten des großherzogl. mecklenb. Geheimen und Haupt-Archivs und andern Originalquellen geschildert von G. C. F. Lisch. Schwerin 1845. 8. — 3) „Der Geschmack an kritischen Schriften ist bei der deutschen Nation noch nicht so wohl befestiget, daß man nicht



erschienen nun schnell hintereinander vier Werke von ihnen: von Breitinger die Abhandlung über die Gleichnisse [4]) und die kritische Dichtkunst, [5]) von Bodmer die Abhandlung von dem Wunderbaren in der Poesie ꝛc. [6]) und die kritischen Betrachtungen über die poetischen Gemählde der Dichter. [7]) Das Hauptwerk war die kritische Dichtkunst; die übrigen bildeten nur gleichsam Zugaben zu derselben, die auf einzelne Theile der Dichtungslehre näher eingiengen und das dort Abgehandelte vervollständigten. [8]) So wie der Schrift von den Gleichnissen,

---

nöthig hätte, sie mit Vorerinnerungen über gewisse Puncte einzuführen, wiewohl man mit der größten Begründniß hoffen kann, daß er in kurzer Zeit insgemeine durchbrechen werde, nachdem der unerschrockene Hr. von Liscov in dem philosophischen Werkchen — Unparteiische Untersuchung der Frage, ob die bekannte Satire Briontes der jüngere eine strafbare Schrift sei (vgl. §. 278, Anm. 4) — das allgemeine Recht der Menschen zu kritisieren so vollkommen bewiesen hat, daß die Deutschen ohne Zweifel zu diesem Geschmacke nunmehr genugsam vorbereitet sind.“ Bodmer a. a. O. Bl. 13. — 4) Kritische Abhandlung von der Natur, den Absichten und dem Gebrauche der Gleichnisse. Mit Beispielen aus den Schriften der bedeutendsten alten und neuen Scribenten erläutert. Zürich 1740. 8. — 5) Kritische Dichtkunst, worinnen die poetische Mahlerei in Absicht auf die Erfindung im Grunde untersuchet und mit Beispielen aus den berühmtesten Alten und Neuern erläutert wird; und Fortsetzung der krit. Dichtkunst, worinnen die poetische Mahlerei in Absicht auf den Ausdruck und die Farben abgehandelt wird. Zürich 1740. 2 Bde. 8. — 6) Kritische Abhandlung von dem Wunderbaren in der Poesie und dessen Verbindung mit dem Wahrscheinlichen, in einer Vertheidigung des Gedichtes Joh. Miltons von dem verlornen Paradiese; der beigefügt ist Joh. Addisons Abhandlung von den Schönheiten in demselben Gedichte. Zürich 1740. 8. — 7) Zürich 1741. 8. — 8) Das Buch von den Gleichnissen wurde bereits am 1. Juni 1739, bis auf fünf Bogen, die noch nicht gedruckt waren, von Breitinger an Gottsched übersandt und seiner „freimüthigen Beurtheilung vorgelegt“ (vgl. den Brief bei Danzel S. 194; die Ankündigung in den Beiträgen zur krit. Histor. ꝛc. St. 21, S. 169 muß schon etwas früher geschrieben sein). Bodmer sah sich nach der Vorrede dazu „als den Pflegevater dieses kritischen Werkes an:“ der Inhalt desselben war Jahre lang „die beständige Materie“ seiner Unterredungen mit Breitinger gewesen.

hatte Bodmer auch der größern Arbeit seines Freundes eine

„Die deutschen Kunstlehrer der Poesie und Beredsamkeit," bemerkt er in dieser Vorrede, „haben sich bis dahin fast allein bemühet, das Materialische in diesen Künsten zu untersuchen, zu vertheidigen und zu verbessern:" sie hätten sich allein vorgenommen, einige flüchtige Kunststreiche zu zeigen, mittelst welcher man seinen Vorstellungen ohne vieles Kopfbrechen einen ungemeinen und wunderbaren Schein des poetischen Wesens mittheilen könnte. Selten aber wäre von ihnen bedacht worden, wie nützlich es sein möchte, wenn man die Schönheit sowohl des Ganzen, als der Theile in einem Werk bemerkte, wiewohl nichts Natürlicheres sei, als daß man in den Dingen und in ihrem Verhältniß mit dem menschlichen Gemüthe sorgfältig untersuche, worinnen sie mit einander zusammenstimmen, und sich dadurch feste Grundregeln formiere, nach welchen man sich in seiner Arbeit richten könne. Deutschland habe zwar schon einige wohlgerathene Werke aufzuweisen, wo die Verfasser durch die geschickte Ausführung zu erkennen gegeben, daß ihnen die Kunst nicht verborgen gewesen, wie das Gemüth müsse angegriffen werden, wenn man es mit Ergetzen einnehmen wolle. Allein es zeige sich hier dem Aehnliches, was bei andern Nationen angemerkt werden könne, daß die vortrefflichsten Werke in der Poesie und der Wohlredenheit vor den Regeln, nach welchen sie geschrieben worden, an den Tag gekommen seien. Dann blieben aber auch die Lehrschriften, welche ausländische Kunstlehrer hierüber geliefert, meistens zu sehr nur bei den Hauptsätzen und allgemeinen Regeln stehen; je tiefer sie in das Besondere hinunterstiegen, mit desto mehr Ungewißheit und Undeutlichkeiten redeten sie. Allerdings gehöre eine große Geschicklichkeit dazu, die allgemeinen Regeln in besondern Umständen und nach besondern Absichten anzuwenden, das Verhältniß der Theile unter einander und aller Stücke gegen das Ganze mit ihrer Symmetrie gegen die Hauptabsicht einzusehen. Kunstlehrer, welche hierin irre giengen, hätten sich daher genöthigt gesehen, gewisse Abweichungen von den allgemeinen Regeln zu erlauben, welche sie glückliche Fehler hießen, die sich der Botmäßigkeit der Kunst nicht unterwerfen ließen. Allein diese erwögen nicht, daß die Regeln nur Erfahrungen seien, welche aus der Beobachtung der Natur der Dinge und des Verhältnisses des menschlichen Gemüthes mit denselben gezogen worden, und daß nichts Regel heißen dürfe, was diesen Grund verfehlt habe. Es sei unmöglich, daß ein schönheitsvolles Werk wider die Regeln verstoße, welche dienen, ein Werk angenehm zu machen; stritten die Schönheiten und die Regeln mit einander, so müßten nothwendig entweder diese oder jene betrüglich sein. Nun sei Brei-

eigene kleine Abhandlung als Vorrede zugegeben, die den darin

---

tinger in seinem Buch über die Gleichnisse auf diesen ganz besondern und kleinen Theil der poetischen Kunst tiefer eingegangen, als es irgend jemand vor ihm gethan habe; und damit fange wenigstens an in Erfüllung zu gehen, was Addison gewünscht habe: daß ein geschickter Kopf entstehen möchte, der die verschiedenen Arten Schönheiten in einem wohlgeschriebenen Werke des Geistes bis auf die kleinsten Stücke untersuchte (vgl. §. 279, Anm. b). Breitinger selbst geht in der Ausführung seines Gegenstandes davon aus, daß die Einbildungskraft ebensowohl als der Verstand einer gewissen Logik bedürfen möchte: was nämlich die Begriffe in der Vernunftlehre sind, das seien die Bilder der sinnlichen Dinge in der Logik der Phantasie; jene seien die Quelle aller Erkenntniß und Wahrheit, diese die ersten Elemente der Poesie und Wohlredenheit; und wie in der Vernunftlehre aus der Verknüpfung der Begriffe die Sätze hervorwachsen, so entstehen in der Logik der Phantasie aus der Verbindung der zusammenstimmenden Bilder die Gleichnisse. Diese sollen nun sorgfältig untersucht und die Natur und der Gebrauch derselben aus ihren ersten Gründen hergeleitet werden. (Auf wessen philosophische Lehrsätze sich hierin Breitinger stützt, hat Danzel S. 223 f. angemerkt.) Die deutschen Dichter, deren Verfahren im Gebrauch der Gleichnisse hier theils im Allgemeinen, theils im Besondern characterisiert wird — und auf die Breitinger und Bodmer auch in den andern Büchern immer wieder zurückkommen — sind namentlich Opitz, A. Gryphius, Lohenstein, Pestel, Amthor, Neukirch, Besser, Pietsch, König, Brockes, Günther, Gottsched und Haller. In dem Abschnitt, der von dem Gebrauch der Gleichnisse in Trauerspielen handelt, erfahren Gryphius und Lohenstein eine strenge, aber gerechte Beurtheilung, und dabei wird der klägliche Zustand des deutschen Drama's überhaupt besprochen. Breitinger schämt sich, wenn er an die deutsche Tragödie gedenkt, worin wir hinter andern Nationen so weit zurückbleiben. Da sieht er sich genöthigt, die große Einbildung, die er von unserer Geschicklichkeit in der Nachahmung der Natur gefaßt hatte, fallen zu lassen und unsern Nachbarn den Vorzug hierin aus gerechtem Herzen einzuräumen (S. 211 ff.). Da es nicht bloß seine Absicht ist, dem hofmannswaldauischen und lohensteinischen Geschmack zu steuern, zumal der übermäßige Pomp der lohensteinischen Schreibart schon größtentheils aus den Schriften der Deutschen verbannt sei, rügt er auch die Unmäßigkeit der dieser ganz entgegengesetzten Schreibart einiger Dichter: sie seien so seicht, dürr und trocken geworden und in eine so niedrige Plattheit verfallen, als ob sie alles Zutrauen zu ihren eigenen Kräften verloren hätten, und ihre Poesie sei nicht besser als eine abgezählte und reimende Prosa (S. 245 f.). Be-

aufgestellten und entwickelten Hauptsätzen nach kaum minder

---

sondere Beachtung aber scheinen mir in dieser Schrift drei Dinge zu verdienen: daß Breitinger es auf das entschiedenste tadelt, wenn ein Dichter von andern Dichtern Gedanken und Bilder entlehnt, und daß er somit auf Originalität, wenn auch zunächst nur in Bildern und Gleichnissen dringt (S. 308 ff.); daß er der **eigentlich beschreibenden** Poesie nur einen sehr untergeordneten Rang anweist und deshalb vieles an dem sonst hochgeschätzten Brockes auszusetzen findet (S. 428 ff.; vgl. §. 208, Anm. 9) und daß er, so viel ich weiß, zuerst unter den deutschen Schriftstellern den **Homer** vor allen übrigen Dichtern, freilich zunächst auch nur wieder wegen seiner Gleichnisse, hervorhebt und vorzugsweise auf ihn in allen Abschnitten des Buches verweist (Auch hat er, wie er S. 293 sagt, gefunden, daß bei unsern Poeten, von Opitz an gerechnet, die angebrachten ausführlichen Gleichnisse und Bilder meistentheils nur Copien der Originalien in dem großen Homer sind, welche nach den verschiedenen Graden der Fähigkeiten dieser Dichter besser oder schlimmer gerathen sind). Noch weiter, und nicht mehr bloß von einem ganz besondern Gesichtspunct aus, geht er in seiner Würdigung und Anpreisung Homers in der kritischen Dichtkunst, wo er, allerdings öfter nur Pope's Worte wiederholend, oder auf Aussprüche des Aristoteles, des Longinus u. A. sich berufend, denselben gegen die Anfechtungen einiger Neuern, vornehmlich Franzosen, vertheidigt und ihn schon in mehr als einer Beziehung unbedingt über Virgil stellt. Vgl. 1, S. 34 ff.; 40 f.; 150 ff.; 453 ff.; 475; 494; 502; 2, S. 29 ff. — Bodmers Abhandlung von dem Wunderbaren ꝛc. wurde von Breitinger selbst in der krit. Dichtk. 1, S. 160 als eine **Zugabe** zu dieser bezeichnet (vgl. auch den Schluß von Bodmers Vorrede zu seiner Abhandl.). Ihr nächster Zweck war, wie dieß schon der Titel andeutet, eine Vertheidigung Miltons gegen die an seinem großen Gedichte gemachten Ausstellungen, besonders gegen Voltaire und einen andern Franzosen, C. Magny, gerichtet, auf deren Ansichten auch Gottsched in seiner krit. Dichtkunst eingegangen war. Bodmer hatte schon 1732 in einem Briefe Gottscheden gemeldet, daß er an dieser Schrift arbeite, und ihm die vornehmsten Grundsätze mitgetheilt, nach welchen er sie einzurichten gedachte (vgl. Danzel S. 188). Bei vielen schwachen und sogar lächerlichen Gründen, die sie zur Rechtfertigung Miltons vorbringt (wie z. B. verschiedene von denen sind, mit welchen Bodmer Miltons Darstellung der Engel in Schutz nimmt), ist sie in der Geschichte unserer ästhetischen Kritik doch nichts weniger als eine unbedeutende Erscheinung. Abgesehen von ihrem Inhalte selbst, der, außerdem, daß er in der Entwickelung und Anwendung der Grundsätze, von denen die Schweizer als

wichtig war als der Kern des breitingerschen Buches selbst.

Theoretiker ausgiengen, die breitingersche Kunstlehre in einem besondern und für sie sehr wichtigen Puncte ergänzt, zugleich auch das Verständniß einer großartigen epischen Dichtung der Neuzeit in Deutschland angebahnt und damit die gangbaren, besonders von den Franzosen aufgebrachten theoretischen Sätze über epische Poesie zuerst mit einer gewissen Gründlichkeit widerlegt hat: enthält schon die Vorrede einige Gedanken, die für jene Zeit merkwürdig genug sind, weil sie zuerst auf gewisse Uebelstände in dem deutschen Geistesleben hindeuteten, die einer freien Auffassung poetischer Werke von höherem Range sehr hinderlich waren. Diese Vorrede zielt nämlich hauptsächlich dahin, zu erklären, woher sich im deutschen Publicum der Mangel an Empfänglichkeit für eine Dichtung schreibe, wie die miltonische sei. Zuvörderst meint Bodmer, möchte derselbe daher rühren, daß die Deutschen, die mit so vortrefflichen Poeten, wie Milton einer sei, wenig bekannt wären, sich in so kurzer Zeit (seitdem Bodmers Uebersetzung erschienen war; vgl. §. 273, Anm. f) von dem ungereimten und wunderlichen, jedoch ihnen geläufigen Ergetzen, das sie von ihren gemeinen Poeten empfangen, nicht hätten entwöhnen können. Denn sie wären noch in dem Zustande, in welchem die Engländer viele Jahre gestanden, eh ihnen geschickte Kunstrichter die Schönheiten in Miltons Gedicht nach und nach wahrzunehmen gegeben und sie damit bekannt gemacht hätten; ungeachtet diese Nation an ihrem Saspar (so wird, seltsam genug, Shakspeare hier genannt, wie in den krit. Betrachtungen über die Gemählde rc. S. 170 u. 593 Sasper) und Andern den Geschmack zu diesem höhern und feinern Ergetzen zu schärfen, eine Gelegenheit gehabt hätte, der unsre Nation beinahe beraubt wäre. Sodann aber sei jene Erscheinung auch aus der Neigung der Deutschen zu philosophischen Wissenschaften und abgezogenen Wahrheiten zu erklären: diese mache sie seit einiger Zeit so vernünftig und so schließend, daß sie zugleich matt und trocken würden; die Lustbarkeiten des Verstandes hätten ihr ganzes Gemüth eingenommen, und diese unterdrückten die Lustbarkeiten der Einbildungskraft. Dem großen Publicum mangle es an einem freien Geiste, der eben so nothwendig sei, wenn man ein schönes Werk empfinden, als wenn man es schreiben solle. Es fehle der Einbildungskraft der Deutschen an Ruhe und Stille. An der Beschaffenheit der Uebersetzung könne es allein nicht liegen, wenn Miltons Gedicht nicht gefalle; legten unsre Kunstrichter und Poeten selbst ja auch vor der Ilias, der Odyssee, der Aeneis, dem befreiten Jerusalem keine gründlichere Hochachtung an den Tag als vor dem verlornen Paradiese u. s. w. — Bodmers kritische Betrachtungen über die poetischen Gemählde der Dichter endlich waren eigentlich



Schon in ihr zeigte sich sehr deutlich, um wie viel tiefer die Schweizer das Fundament ihrer Dichtungslehre gelegt hatten, als Gottsched es für die seinige gethan hatte. Dieser hatte in seinem Dringen auf Befolgung der von den Alten überkommenen oder abstrahierten Regeln beim Dichten die nothwendige Anerkennung und die unbedingte Gültigkeit derselben auf nichts weiter begründet, als auf das Vernünftige an sich, das darin liege. Bodmer läugnete zwar auch nicht, daß die echten und untrüglichen Regeln der poetischen Kunst in den Meisterwerken der Alten gefunden werden könnten, und daß die Neuern sich nothwendig daran halten müßten, wenn die von ihnen geübte Kunst ihrem obersten Gesetze, „eine nachge-

---

nur eine neue Bearbeitung der frühern Schrift von dem Einfluß der Einbildungskraft rc. Zu der kritischen Dichtkunst stehen sie in dem besondern Verhältniß, daß, während diese „sich mehr auf die Erfindung bezieht und die Quellen und Minen des poetischen Schönen entdeckt," die Betrachtungen „mehr auf die kunstreiche Pracht der poetischen Mahlerei in der Ausführung" eingehen und „lehren, wie man dieselbe in den poetischen Gemählden mit Vernunft bewundern solle." Das Buch läßt sich neben der Erörterung des Allgemeinen, in ähnlicher Art wie Breitingers Abhandlung von den Gleichnissen, ausführlich auf die Beurtheilung der poetischen Gemählde der namhaftesten deutschen Dichter ein (in einem ganzen Abschnitt wird auch von dem Character des Don Quixote und des Sancho Pansa gehandelt). Besondere Beachtung verdient u. a. S. 22 f., wo Bodmer, nachdem er von der Würde gesprochen, welche die Dichtkunst und die Dichter im Alterthum umgeben habe, von den deutschen Poeten sagt: sie „haben von der Würde ihrer Kunst keine höhern Gedanken, als daß sie solche in ihren öffentlichen Schriften als eine brotlose Kunst ausgeben und für ein bloßes Nebenwerk halten, in so weit, daß sie behaupten dürfen, der geringste Handwerksmann, der sein Handwerk wohl versteht, leiste dem gemeinen Wesen mehr nützliche Dienste als der beste Poet. Dieß sagt uns genug, was man vor große Streiche von ihnen zu hoffen habe, zumal da sie diese so edle Kunst aus niederträchtigem Eigennutz allein zur Schmeichelei und zu pöbelhaften Zoten mißbrauchen und aus begründeter Furcht vor dem Urtheil der Nachwelt sich zaghafter Weise von dem verderbten Geschmack ihrer Zeiten hinreißen lassen." —

ahmte Natur zu sein," gerecht werden sollte. Allein er begnügte sich nicht damit, sie darum für schlechthin gültig und maaßgebend zu erklären, weil sie schlechthin vernünftig wären, sondern er hatte sich mit seinem Freunde die Frage, auf die Gottsched nie verfallen war, zu beantworten gesucht: wann und wie denn die Regeln zuerst gefunden, und wie es zugegangen sei, daß die Alten so vollkommene Werke der Poesie und der Beredsamkeit hätten hervorbringen können, die allen höchsten und unverbrüchlichen Regeln entsprächen, ohne daß doch diese Regeln schon vor jenen Werken in eigenen Kunstbüchern ausgesprochen gewesen wären. Und da waren sie zu dem Ergebniß gekommen, daß, weil die großen Dichter und Redner des Alterthums erstlich auf das achteten, was eine gewisse beständige Wirkung auf das Gemüth hervorgebracht hatte, und sodann nachdachten, warum die Stücke, welche gefielen und dem Gemüthe wohlthaten, diese Wirkung nothwendig hervorbringen mußten,[9]) sie selbst die ersten gewesen wären, „welche die Kunst in der Natur fanden und uns die Regeln ihrer gefundenen Kunst in dem Werke und der Ausführung lieferten," d. h. also, daß nur die das Schöne schaffende Kunst selbst sich ihre Regeln gegeben habe.[10]) Das Amt und Werk des

---

9) „Sie haben ihre Schriften nicht bloß auf die zweideutigen und unsichern Erfahrungen, sondern auf den unbeweglichen Grund der Erkenntniß des menschlichen Gemüthes und die beständigen und übereinstimmenden Eindrücke der Dinge auf dasselbe nach seiner Natur aufgeführet." Bodmers Vorrede Bl. 4 rw. — 10) Vgl. dazu Danzel S. 208—214. Hier ist schon gesagt, daß der „gewisse Kunstrichter," von dessen Ansicht, — „die Natur sei vor der Kunst gewesen, die besten Schriften seien nicht von den Regeln entstanden, sondern hingegen die Regeln von den Schriften hergeholet worden, und seit der Zeit, daß man Poetiken und Rhetoriken gemacht habe, kein Homer, kein Sophokles, kein Demosthenes mehr gesehen worden" — Bodmer in seiner Vorrede ausgeht, kein anderer ist als der Abbé Du Bos. An seinen Ré-

Kunstlehrers sei daher nur, „die Regeln, auf welche die Erfahrungen zuerst geführt haben, zu prüfen und die Ursachen dessen, was nach der Natur des menschlichen Gemüthes und der Harmonie zwischen demselben und den Vorstellungen (d. h. dem Dargestellten) gefallen muß, damit zu vergleichen." Nach dieser Grundansicht beider Schweizer ist denn auch die kritische Dichtkunst Breitingers angelegt und ausgeführt. Sie entbehrt deshalb auch eigentlich ganz des practischen Theils, der Anweisung zum Dichten, auf die es in Gottscheds Lehrbuch hauptsächlich abgesehen war: sie bewegt sich vielmehr rein im Gebiet der kunstphilosophischen Untersuchung, die mit kritischen Erörterungen über einzelne Dichterstellen oder ganze poetische Werke aus alter und neuer Zeit durchflochten ist. Es handelt sich hier nicht darum, wie man im Deutschen ein Gedicht von der und der Gattung machen könne und machen solle,[11]) sondern um Beantwortung der Frage, „was ist die

---

flexions critiques sur la poésie et sur la peinture (Paris 1719), auf die sich die Züricher sehr häufig beziehen, haben sie sich, wie Danzel gleichfalls bemerkt, zunächst gebildet und dadurch den Weg zu ihren umfangreichen kritischen Werken gefunden. Der „gewisse Verfasser" aber, den Bodmer in einer von Manso (Anmerk. zu S. 35 f.) mitgetheilten, von ihm aber, wie Danzel S. 198 nachweist, irrthümlich auf Gottsched bezogenen Stelle eben dieser Vorrede gemeint hat, wird niemand anders als Pope sein; vgl. dessen Essay on criticisme (gleich im Anfang), den Drollinger nach einem Briefe an Gottsched (vgl. Drollingers Ged. S. 325 ff.) bereits 1739 zu übersetzen angefangen hatte. Diese Uebersetzung wurde dann 1741 in die Züricher Streitschriften und etwas später in Sprengs Ausg. von Drollingers Gedichten aufgenommen. — 11) Daher warnt Gottsched in der Vorrede zur dritten Auflage seiner krit. Dichtkunst diejenigen vor dem Ankauf des breitingerschen Buchs, die darin eine Anweisung zum Dichten vermuthen möchten. „Man wird daraus weder eine Ode noch eine Cantate, weder ein Schäfergedicht noch eine Elegie, weder ein poetisches Schreiben noch eine Satire, weder ein Sinngedicht noch ein Lehrgedicht, weder eine Epopee noch ein Trauerspiel, weder eine Komödie noch eine Oper machen lernen." —

Dichtung überhaupt ihrer Natur nach?"[12]) Breitinger hat

---

12) Weil die große Mehrzahl der Menschen, lehrt Breitinger, nicht geschickt ist, die auf philosophischem Wege gefundenen Wahrheiten zu fassen, so haben die Weltweisen diese nach der Fassungskraft der großen Menge zurichten müssen. Zu den verschiedenen Arten, auf welche dieses geschehen ist und geschieht, gehören auch die Künste, welche sämmtlich „in der geschickten Nachahmung der Natur bestehend, zum Nutzen und Ergetzen der Menschen erfunden sind." Die poetische Mahlerei, nach ihrem vollkommensten Inbegriff verstanden, „insofern sie neben der Ausdrückung die ganze Arbeit der poetischen Nachahmung und Erdichtung mit allen ihren Geheimnissen und Kunstgriffen in sich schließt, dergestalt, daß die ganze Poesie eine beständige und weitläuftige Mahlerei genennet werden kann," geht darauf aus, den Menschen abwesende Dinge als gegenwärtig vorzustellen, daß sie dieselben gleichsam fühlen und empfinden. Das lebhafte und herzbewegende Schildern ist das eigenthümliche Werk der Dichtkunst, und die poetischen Schildereien empfangen ihr rechtes Licht und ihren erforderlichen Nachdruck, wenn die glücklich gewählten Gedanken und Begriffe des Dichters nach ihren wichtigsten, erhabensten und beweglichsten Umständen unter angenehmen Bildern und Figuren vorgestellt und dadurch ganz sichtbar und sinnlich gemacht werden. In dieser poetischen Mahlerkunst war Homer ein vortrefflicher und unvergleichlicher Meister. Ihre Werke dürfen aber ja nicht mit den sogenannten eigentlichen Beschreibungen verwechselt werden: diese sollen den Verstand unterrichten, die poetischen Schildereien dagegen die Phantasie mit Ergetzen rühren. Der Dichter darf also die Dinge nie bloß beschreiben, er muß sie vielmehr bis zur Greifbarkeit sinnlich individualisieren. Die Originale zu seinen Darstellungen liefern ihm außer der wirklichen sichtbaren und unsichtbaren Welt auch noch unzählbar viele mögliche Welten, deren eigentliche Wahrheit in ihrer von allem Widerspruch freien Möglichkeit und in „der alles vermögenden Kraft des Schöpfers der Natur gegründet ist;" ja die Nachahmung der Natur in dem Möglichen ist gerade das eigene und das Hauptwerk der Poesie: „denn das Dichten ist nichts anders, als sich in der Phantasie neue Begriffe und Vorstellungen bilden, deren Originale nicht in der gegenwärtigen Welt der wirklichen Dinge, sondern in irgend einem andern möglichen Weltgebäude zu suchen sind," so daß jedes wohlerfundene Gedicht als eine Historie aus einer andern möglichen Welt anzusehen ist. Alle Vorstellungen der Poesie wie der Mahlerei müssen sich in Ansehung der Materie entweder auf das wirkliche oder auf das mögliche Wahre gründen; jenes kann das historische, dieses das poetische Wahre heißen. Beide dienen

sich allerdings in vielen wesentlichen Stücken der Kunstlehre

---

zwar zu unterrichten, aber das letztere hat noch den besondern Vortheil, daß es zugleich durch das Verwundersame einnimmt und belustigt. (Schon nach Aristoteles seien die beiden Quellen des Ergetzens, das aus den Künsten entspringe, μανθάνειν und θαυμάζειν, die Erweiterung unserer Erkenntniß und die Verwunderung.) — Die Kunst will nun nicht mit der Natur um den Vorzug wetteifern; sie will vielmehr allein durch die Nachahmung und den angenommenen Schein des Wahren die Natur in der Art und Gleichheit ihrer Wirkungen erreichen; und da ihre Absicht ist, durch die nachgeahmten Rührungen zu belustigen, so ist es nothwendig, daß ihre Eindrücke in einem geringern Grade streng und dauerhaft seien, als diejenigen sind, die von der Kraft des Wahren herrühren. Allein auch schon an und für sich bringt die Nachahmung ein besonderes Ergetzen, weil sie den Menschen natürlich und angeboren ist; daher können auch Dinge, die an sich selbst unangenehme und widrige Eindrücke verursachen würden, in der Nachahmung belustigen, folglich auch die strengen Leidenschaften des Schreckens und des Mitleids uns erträglich, ja angenehm sein, wenn sie durch eine geschickte Nachahmung in unserer Brust hervorgebracht werden. — Nicht alles, was eine gleiche Wahrheit hat, macht auch einen gleichen Eindruck im Gemüthe; der Dichter muß daher eine vernünftige Wahl unter den sich ihm darbietenden Urbildern treffen, welche durch die besondern Absichten eines jeden Vorhabens bestimmt wird: von der geschickten Wahl der Bilder empfängt die Poesie ihre größte Stärke und Schönheit. Die Gegenstände, die nur unsre Wißbegierde stillen, ziehen uns nicht so sehr an, als die, welche unser Herz zu rühren vermögen; diese letztern wirken daher in der poetischen Darstellung viel kräftiger und sicherer als die todten Werke der Natur, und am kräftigsten werden wiederum wirken und am meisten ergetzen diejenigen, welche die heftigsten, ungestümsten und widerwärtigsten Gemüthsleidenschaften, als Furcht, Schrecken, Mitleiden, erregen, weil die Kunst der Nachahmung diese Leidenschaften von allem Widerwärtigen reinigt. Dieß ist der Grund davon, daß uns die Tragödie stärker anzieht und bewegt als die Komödie. Natürlich wird aber die Wahl des poetischen Stoffs auch noch näher bestimmt und eingeschränkt durch die verschiedenen Gattungen und Arten der Gedichte. In dem epischen Gedichte, „dem allervollkommensten Hauptwerk der Poesie," fließen alle andern Gattungen und Formen der besondern Gedichte gleichsam zusammen. — Die Poesie soll nicht bloß ergetzen, sie soll auch nützen. Zwar gibt das Ergetzen selbst schon ein Mittel dazu ab, weil es das Wohlsein der Menschen befördert; allein

der lang hergebrachten Meinung, ein poetisches Werk müsse nicht bloß ergetzen, sondern auch nützen, sei es daß es zu unserer Erbauung diene oder unsere sittliche Veredelung befördere, sei es daß es unsere Erkenntniß erweitere; und in einzelnen nicht unwichtigen Sätzen weicht er nicht allzu weit von den seichtesten Lehren Gottscheds ab. Dennoch ist sein Buch eine sehr achtungswerthe Arbeit, aus der überall unendlich mehr philosophischer Geist, ein viel richtigeres Kunsturtheil, ein bedeutend gebildeterer Geschmack und feinerer Sinn für die Auffassung des Schönen, so wie ein viel weiter reichendes Unterscheidungsvermögen für das Wesentliche und für das Nebensächliche in der Kunst überhaupt und in dem besondern Kunstwerk hervorblicken als aus Gottscheds kritischer Dichtkunst. — Durch diese Schriften machten sich die beiden Züricher hauptsächlich in drei Beziehungen um die Förderung der Theorie der Dichtkunst und um die Verbreitung hellerer und richtigerer Begriffe über poetische Dinge verdient. Sie waren die

---

stellt, verborgene Schönheiten zu entdecken: diese leiten ihn in der Anordnung und Ausführung seines Plans. Die andern betreffen die Kunstmechanik des poetischen Mahlers und „entstehen von der Kundschaft in der Sprache und der Mischung der poetischen Farben." Von diesen handelt der zweite Theil des Buchs; die Besprechung jener bildet den Inhalt der letzten Abschnitte des ersten Theils. Einer derselben ist der Beantwortung der Frage gewidmet: ob die Schrift, August im Lager (von König) ein Gedicht sei? (vgl. §. 210). In dem letzten, „von den Characteren, Reden und Gemüthsgedanken, oder Sprüchen" wird an den Dichter die Forderung gestellt, daß er, wenn er Personen darstelle, den verschiedenen Gemüthszustand nicht bloß historisch beschreibe und erzähle, sondern sie wirklich auf den Schauplatz bringe und ihnen solche Reden und Handlungen beilege, wie es der Gemüthscharacter, der ihnen angedichtet wird, und die Umstände, in welche sie der Poet nach seinem Belieben gesetzt hat, erfordern. Darum ist der dramatische Theil der Poesie auch der vornehmste und beweglichste, weil er die vollkommenste Art der Nachahmung ist. —

ersten in Deutschland, die es nicht bloß aussprachen, sondern es auch Andern zu einem deutlichern Bewußtsein brachten, die Poesie sei, wie die Mahlerei, eine eigentliche Kunst und vermöge als solche nur durch die in Thätigkeit gesetzte Phantasie, hervorbringend und hervorgebracht, zu wirken, insofern diese nicht allein die äußern Gegenstände, sondern auch das, was den Geist erfüllt, mit solcher Lebendigkeit und Energie erfasse und in so vollkommener Versinnlichung darstelle, daß beides als wirklich gegenwärtig und anschaubar erscheine. Indem sie ferner erkannten, der nächste und vornehmste Zweck der Kunst sei der, zu ergetzen, dieß könne sie aber nur durch Darstellung des Schönen — forschten sie auch zuerst bei uns den Quellen des Schönen nach und suchten seine Natur aus den Wirkungen zu bestimmen, welche die Empfindung desselben in dem Gemüthe hervorbringe.[13]) Sie waren endlich die ersten, welche die Regeln der Kunst auf ihren wahren Ursprung zurückführten, das eigentliche Verhältniß des künstlerischen Schaffens zu ihnen zur Sprache brachten und damit einen ganz neuen Gesichtspunct für die Anerkennung derjenigen Kunstregeln gewannen, welchen die Alten beim Dichten gefolgt waren.

§. 281.

Die Züricher hatten sich in ihren 1740 herausgegebenen Schriften[a]) zwar noch nicht geradezu feindselig Gottsched gegenübergestellt, Breitinger hatte seinen Namen selbst mehr als

13) Daß es die damalige Richtung der Philosophie, die seit Cartesius und Locke auf die Erforschung der Natur des Geistes ausgieng, mit sich brachte, die Natur des Schönen zunächst von der Seite zu bestimmen, daß mit ihm ein eigenthümlicher Vorgang in uns, eine Empfindung verbunden ist, hat Danzel S. 212 angedeutet.

a) Auch Bodmers krit. Betrachtungen 2c. waren schon 1740 druckfertig gewesen, wie sich aus dem Datum unter der Vorrede (d. 10. Oct. 1740) ergibt. —

einmal mit Lob genannt: allein diese Anerkennung galt nur dem Dichter;[b]) an dem Kunstlehrer und Kunstrichter Gottsched waren offen und versteckt mancherlei Ausstellungen und zum Theil in sehr scharfen und nichts weniger als schonenden Ausdrücken gemacht worden.[c]) Bodmer und Breitinger hatten die Schwäche und das Ungenügende seiner Lehre in mehrern Hauptpuncten schon deutlich erkannt; war es ihnen Ernst um die Verbreitung der ihrigen, so mußten sie ihm mit einer gewissen Entschiedenheit widersprechen und seine Irrthümer auf-

b) Vgl. das Buch von den Gleichnissen S. 47; 52 f.; 82 f.; 347 und die krit. Dichtk. 1, S. 324 f. und 330. In der vorletzten Stelle, die auch Manso und Danzel hervorgehoben haben, wird Gottscheds Name sogar mit Auszeichnung genannt. Allein weder Manso noch Danzel haben angemerkt, daß Breitinger nur da Gottscheden ein unbeschränktes oder beschränktes Lob ertheilt, wo er Stellen aus dessen Gedichten anführt. Den besten Dichtern seiner Zeit hatte ihn schon Bodmer 1738 in dem ältern Texte seines §. 279, Anm. f. namhaft gemachten Gedichtes beigezählt (vgl. Danzel, S. 192); in der jüngern Bearbeitung verwandelte er das Lob in Tadel. — c) Wenn Breitinger in seinem Buche von den Gleichnissen S. 179; 198—202 und 210 f. sich noch immer mit rücksichtsvoller Schonung über Urtheile und Behauptungen in Gottscheds krit. Dichtkunst (2. A. S. 295; 683 f.) ausläßt, so fällt er dagegen in mehrern Stellen seines andern Werkes desto derber gegen ihn aus; vgl. 1, S. 163; 304 f.; 2, S. 211 f.; 284 und 158 f. mit Gottscheds krit. Dichtk. 2. A. S. 190 f.; 226; 232 und den Beitr. zur krit. Histor. ꝛc. St. 17, S. 89—108. In Bodmers Abhandlung von dem Wunderbaren zielt die Bl. 6 der Vorrede gemachte Bemerkung über die geringe Hochachtung, womit deutsche Kunstrichter von der Ilias, der Odyssee, der Aeneide und dem befreiten Jerusalem sprächen, ebenfalls auf Gottscheds krit. Dichtk. S. 190 ff. Wenn Manso S. 41 f. bemerkt, Gottsched sei auch in seinen poetischen Freunden von den Schweizern schon damals vielfach beleidigt worden, so wird dieß im Allgemeinen zugegeben werden können; nur dürfte nach Danzels Mittheilungen und Bemerkungen S. 391 ff. Triller im Anfang des J. 1740 noch nicht zu Gottscheds „guten Freunden" gezählt, und dieser sich deshalb auch nicht durch Breitingers Kritik der trillerschen Fabeln verletzt gefühlt haben. —

decken: dieß erschien um so nothwendiger, je größer das Ansehen war, dessen er als Kunstlehrer in Deutschland genoß. Der Gegensatz zwischen seiner, in einer ganz verstandesmäßigen Auffassung der Dichtkunst begründeten Thätigkeit und den Bestrebungen der Schweizer, denen es vor allem darum zu thun war, zunächst der Einbildungskraft zu ihrem vollen Rechte im Reiche der Poesie zu verhelfen und sodann der Ueberzeugung Bahn zu brechen, daß die Kenntniß und die geschickte Anwendung überlieferter Kunstregeln allein noch nicht den wahren Dichter machen, sondern daß dazu noch ein bei weitem Höheres, die geniale Begabung zum schöpferischen Hervorbringen, erforderlich sei, [d]) hatte sich besonders auch in der Verschiedenheit seines und ihres Urtheils über Miltons verlorenes Paradies herausgestellt. Gottsched, der überhaupt kein rechtes Wohlgefallen an diesem Werke finden konnte, hatte neuerdings einzelne Erfindungen darin stark getadelt. [e]) Den Schweizern dagegen galt

d) Näheres über das gegensätzliche Verhältniß in den Bestrebungen Gottschebs und der beiden Züricher ergibt sich aus dem Inhalt der vorhergehenden §§. Zuerst ist es gründlich ermittelt und damit auch zugleich die Grundursache des Streites, zu welchem es führte, genauer bezeichnet worden von Danzel, S. 204 ff. „Diese beiden ganz incommensurabeln Richtungen," heißt es hier S. 210, „haben einander nie verstanden, und daher der fruchtlose Streit. Als die Schweizer sich mit ihren größern Werken aufthaten, meinte Gottsched, sie wollten in seinem Reviere jagen, verstand das Positive, das sie geltend machten, in practischem Sinne, als sollte damit irgend etwas gepredigt werden und zwar — weil es doch etwas anders hätte sein müssen als die Regel — die Regellosigkeit; und die Schweizer wiederum verstanden Gottsched nun, da er ihnen entgegentrat, in ihrem theoretischen Sinne, glaubten inne zu werden, er wolle, daß die Dichtung in der Regel bestehe — und machten ihn zu dem dummen Kerl, für den er auf ihre Autorität hin bis jetzt gegolten hat." Vgl. auch S. 237 und das Buch über Lessing 1, S. 120 und 192. — e) In den Beiträgen zur krit. Histor. ꝛc. St. 1, S. 85 ff., wo Gottsched über v. Berge's Uebersetzung des miltonschen Gedichts (vgl. §. 196, Anm. 3) berichtet, spricht er zwar noch von

Milton für einen der ersten Dichter aller Zeiten und sein verlorenes Paradies unter allen neuern epischen Poesien unbedingt für die größte und bewundernswürdigste, deren Verständniß den Deutschen zu eröffnen und sie damit ihnen anzupreisen, Bodmer zum Hauptzweck seiner Abhandlung vom Wunderbaren zc. gemacht hatte. Nichts hätte sie daher mehr aufbringen können als der bissige und höhnische Ton, in welchem

---

„dem berühmten Gedicht, welches die Ehre verdient habe, sowohl als das befreiete Jerusalem des Tasso, einer Ilias und Aeneis an die Seite gesetzt zu werden;" meint aber doch schon, indem er die Haltbarkeit der Urtheile Anderer über das Passende oder Unpassende des Gegenstandes dahin gestellt sein läßt, Milton würde besser gethan haben, „wenn er sich lieber den Fall des Satans, darin unstreitig Gott selbst die Oberhand behalten, zum Inhalt seines Gedichtes erwählet hätte," so daß er da hätte schließen müssen, wo er jetzt anfienge. St. 2, S. 292 ff. erfolgt die schon in jenem Bericht angekündigte Anzeige von Bodmers Uebersetzung, die im Ganzen großes Lob erhält, wobei noch immer nichts eigentlich Ungünstiges über das Gedicht selbst gesagt wird. Doch ist am Schluß die Hoffnung ausgesprochen, daß der Uebersetzer in dem verheißenen Tractat über das Gedicht von den schon mit so vieler Gründlichkeit gemachten Censuren der Franzosen keine aus den Augen setzen werde. Eigentlich tadelnd — und das sicherlich nicht ohne allen Grund — läßt sich Gottsched erst in der 2. Ausg. der krit. Dichtkunst über Milton aus. Seine Erfindungen im Wunderbaren seien nicht viel besser ausgesonnen als Tasso's im befreiten Jerusalem; das Wunderbare in dem Streite Satans mit Michael und seinen Engeln sei viel zu abgeschmackt für unsre Zeiten und würde kaum Kindern ohne Lachen erzählt werden können (S. 172). Auch in der Beobachtung der Wahrscheinlichkeit habe sich Milton nicht aller Fehler enthalten können, so große Fähigkeit er auch sonst im Dichten erwiesen. Besonders verdiene die Erfindung des Pandämoniums Tadel. Wenn darin nicht das Lächerliche auf's Höchste getrieben sei, so weiß Gottsched nicht mehr, was wahrscheinliche und was unwahrscheinliche Erfindungen sein sollen. Ob ferner eine so schmutzige und wahrhaft abscheuliche Allegorie, wie die Fabel von der Geburt der Sünde, des Todes zc. Wahrscheinlichkeit genug habe, will er nicht selbst beurtheilen; und nicht besser stehe es um die Wahrscheinlichkeit in dem Paradiese der Narren. „Für Ariost," schließt er, „würden sich solche Thorheiten besser als für Milton geschickt haben" (S. 202 f.). —

Gottsched, nun schon gereizt, unmittelbar nach dem Erscheinen der bodmerischen Abhandlung dieselbe anzeigte und die Vorrede dazu im Besondern durchgieng. f) Sie sahen darin ein un-

f) Es geschah, noch vor Ablauf des J. 1740, im 24. St. der Beitr. zur krit. Histor. rc. S. 652 ff. Man habe uns, schreibt Gottsched, in Deutschland in Ansehung Miltons nicht in unserer alten Gleichgültigkeit lassen wollen. Der Uebersetzer in der Schweiz, der uns denselben, so gut er gekonnt, deutsch geliefert, habe gehofft, ganz Deutschland werde sogleich zur Secte Addisons übergehen und das verlorene Paradies dem Homer und Virgil an die Seite setzen. Allein diese Hoffnung sei fehl geschlagen. Bei den Engländern sei die gegenwärtige Hochachtung für Miltons Gedicht durch die Kunst Addisons und das Vorurtheil für ihre Nation, nicht aber durch die natürliche Wirkung der Dichtung selbst hervorgebracht worden; den Deutschen dagegen werde diese weder durch einen Addison noch durch landsmannschaftliche Vorliebe für den Verfasser empfohlen. Wie weit jedoch einen Menschen die Selbstliebe treiben könne, zeige sich hier recht augenscheinlich. Bodmer nämlich übersetzt ein Werk, das den Deutschen nicht gefällt; es ist schön, denn es gefällt den Engländern und Bodmern; seine Uebersetzung ist auch schön, denn er hat sie selbst gemacht: folglich müssen die Deutschen unverständige Leute sein, und alle ihre Poeten, an denen sie sich ergetzen, haben ihnen nur ungereimte und wunderliche Lust erweckt. Das heiße vortrefflich geschlossen. Eine solche „Lästerung wider unser Vaterland und alle seine Poeten" hat nun Gottsched so ungerecht gedäucht, daß er nicht umhin gekonnt, zu ihrem Schutze die Feder zu ergreifen und diesen eigenmächtigen Kunstrichter zurückzuweisen, der uns zwingen wolle, ein ausländisches Buch zu bewundern, weil er es übersetzt habe. Nicht mindern Anstoß hat er an Bodmers Aeußerung genommen, daß die Deutschen, weil sie zu viel philosophierten, für die „Lustbarkeiten der Einbildungskraft" unempfänglich wären und deshalb auch keinen Geschmack an Milton fänden (vgl. oben S. 1196 gegen das Ende der Anmerk.). Homer, Virgil, Tasso und Fenelon seien darum in der Neigung der Deutschen doch wahrlich noch nicht gesunken; Lohensteins Arminius, Zieglers Banise und andere Werke dieses Gelichters dadurch aber allerdings von ihrem Gipfel gänzlich herabgestürzt worden. Was könne nun das philosophierende Deutschland dafür, daß ihm Milton gleichfalls nicht schmecken wolle? Es sehe ohne Zweifel auch in diesem Engländer „den lohensteinischen und zieglerischen Schwulst, die ungeheure Einbildung, die hochtrabenden Ausdrückungen und die unrichtige Urtheilskraft herrschen." Aus dem Schluß der Anzeige ergibt es sich end-

zweideutiges Zeichen seines offenen Bruchs mit ihnen, betrachteten ihn fortan als ihren geschworenen Feind und zögerten nicht, die von ihm und bald auch von seinem Anhang gegen sie gerichteten Angriffe zu erwiedern. So hatte ein Federkrieg begonnen, der länger als ein Jahrzehent von beiden Seiten mit der größten Erbitterung geführt wurde. g) — Bis zu der Zeit, wo mit dem Erscheinen der ersten Gesänge von Klopstocks Messias der Streit eine neue Wendung nahm, h) hielt sich Gottsched, nach dem ersten Ausfall gegen die Züricher, selbst noch mehr im Hintergrunde der für seine Sache kämpfenden Partei, aus dem er nur gelegentlich hervortrat, i) um entweder seinen

---

lich klar, wie tief Gottsched sich schon durch die Schweizer verletzt fühlte. Breitingers krit. Dichtkunst und Bodmers krit. Betrachtungen ꝛc. zeigte er nur ganz kurz unter den „neuen Sachen" in den Beiträgen St. 24, S. 679 f. und St. 25, S. 169 an, aber auch in einem wegwerfenden und höhnischen Tone. — g) So sehr Gottsched in diesem Streite im Allgemeinen und besonders bei seinen Zeitgenossen den Kürzern gezogen hat, in einem Stücke wenigstens hat er sich bei der Nachwelt in entschiedenen Vortheil gegen die Züricher gesetzt: er war, wie schon Kästner (Schönwiss. Werke 2, S. 167 f.) bemerkt hat, in seinen Aeußerungen nur anmaßend, sich selbst überhebend und heftig: sie aber waren vielmals grob und ließen sich von ihrer Erbitterung bis zu Schimpfwörtern gegen ihn hinreißen (vgl. auch Bruckers Briefe bei Danzel, S. 244 f.). Wie wenig übrigens Gottsched geneigt war, seinen Gegnern auch nur in einem Puncte nachzugeben, wie er vielmehr in seinen Urtheilen über einzelne Dichter ebenso wie in sprachlichen Dingen (vgl. §. 265, Anm. 3) im Laufe der Fehde frühere Zugeständnisse zurücknahm, um damit den Schweizern noch entschiedener zu widersprechen, dabei aber bisweilen so ganz den Kopf verlor, daß er die allerlächerlichsten Behauptungen aufstellte, kann u. a. die Abänderung zeigen, welche eine Stelle auf S. 85 der 2. A. seiner krit. Dichtkunst, worin Tasso und Milton erwähnt sind, in der 3. Ausg. auf S. 86 f. erfahren hat. — h) Den vollständigsten und übersichtlichsten Bericht über den ganzen Verlauf des Streites findet man bei Manso S. 43 ff., bedeutende und interessante Ergänzungen dazu gewährt Danzels Buch über Gottsched, besonders in den Abschnitten S. 185—249 und S. 335—387. — i) Namentlich in seinen Zeitschriften, in der 3. Ausg. seiner krit. Dichtkunst, in den Belustigungen des Verstandes und Witzes und in den Vorreden zu einzelnen fremden

Widersachern einen Streich zu versetzen oder seine Anhänger in der öffentlichen Meinung zu heben. Den ersten Streitgenossen hatte er an Dan. Wilh. Triller [k]) erhalten, der noch vor Ablauf des J. 1740 mit den Schweizern anband. [l]) Sodann waren es vorzüglich einige Mitarbeiter an den von Schwabe redigierten „Belustigungen des Verstandes und Witzes," [m])

Sachen, die er herausgab. Die Belustigungen brachten, gleich vom ersten Stück an, nach und nach die drei Bücher einer von Gottsched in Prosa abgefaßten komischen Epopöe, „der deutsche Dichterkrieg" betitelt, worin es auf eine Verhöhnung Bodmers abgesehen war. Die Schweizer setzten ihr sogleich 1741 eine Satire auf ihn und seinen Anhang entgegen, „Complot der herrschenden Poeten und Kunstrichter." — k) Geb. 1695 zu Erfurt, studierte seit 1713 in Leipzig Medicin, wurde, nachdem er schon in Halle medicinische und philosophische Vorlesungen gehalten, 1720 Landphysicus zu Merseburg, von 1730—1744 Leibarzt eines deutschen Prinzen, mit welchem er zu Anfang der Dreißiger die Schweiz, Frankreich und Holland bereiste, und nach verschiedenen andern Anstellungen 1746 erster Professor der Medicin zu Wittenberg und königl. poln. 2c. Hofrath. Er starb erst 1782. Als Dichter hatte er sich zunächst an Brockes gebildet, aber ihm mit sehr geringem Glück nachgeeifert. Seine ganz werthlosen Poesien sind verzeichnet bei Jördens 5, S. 87 ff. — l) Den Grund dazu gab ihm der scharfe Tadel, welchen eine Probe von ihm verfaßter aesopischer Fabeln (gedr. in dem zweiten, 1737 herausgegeb. Theil seiner „poetischen Betrachtungen über verschiedene aus der Natur- und Seelenlehre hergenommene Materien") in Breitingers krit. Dichtkunst erfahren hatte. Als er nun 1740 die schon drei Jahre zuvor versprochene Sammlung, „Neue aesopische und moralische Fabeln in gebundener Rede." Hamburg. 8., veröffentlichte, begleitete er sie mit einer heftigen Vorrede gegen die Schweizer. Die gröbsten Stellen darin waren zwar von dem Leipziger Censor unterdrückt worden; die Schweizer erhielten sie aber in einer Abschrift und ließen sie mit sehr beißenden Anmerkungen auch noch 1740 drucken. Vgl. Jördens 5, S. 89. und dazu Danzel S. 392 f. — m) Vgl. §. 252, S. 907 f. Daß viele Mitarbeiter an den Belustigungen die Beiträge dazu, welche gegen die Züricher gerichtet waren, gar nicht billigten, bezeugen die ausdrücklichen Erklärungen Kästners a. a. O. 2, S. 167 f. und J. Ad. Schlegels in der 3. Aufl. seines Batteux 2, S. 516, Anm. Daß aber unter den Mitarbeitern Pitschel, Mylius u. A. „nichts weniger als Gottschedianer" gewesen seien, wie Kästner behauptet, wird ihm gewiß

[illegible] zu Halle [illegible] „[illegible] zur [illegible] der [illegible] und des guten [illegible]" [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] „[illegible] [illegible] zur [illegible] der [illegible] [illegible]," [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] zu [illegible] [illegible], [illegible] zu [illegible] [illegible] zu Halle [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible] Die [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible]

fänglich so gut wie allein ihren Feinden gegenüber; [s]) bald jedoch erhielten sie Beistand unter den Schriftstellern im nördlichen Deutschland und den ersten von zwei Männern, die in Gottscheds Nähe lebten, von Liscow [t]) und von Johann Christoph

---

Hälfte von 1744 schrieb Bodmer an Pyra (Briefe der Schweizer rc., herausg. von Körte, S. 5): „Wir haben uns in der Hoffnung zu den Greifswaldern übel betrogen. Die Unparteilichkeit dieser Leute beruht bloß im Munde. Wenn sie auf rechtschaffene Meinungen fallen, so scheint es vielmehr ein glücklicher Zufall als Begründniß zu sein." (Hiernach ist das abzuändern, was ich §. 251 Anm. 7. über die Greifswalder gesagt habe). — s) Ihre erst einzeln gedruckten Streitschriften aus dem Anfang der Vierziger wurden aufgenommen in die von ihnen herausgegebene „Sammlung kritischer, poetischer und andrer geistvoller Schriften zur Verbesserung des Urtheils und des Witzes in den Werken der Wohlredenheit und der Poesie." Zürich 1741—44. 8.; wovon Wieland eine neue und vermehrte Auflage besorgte, Sammlung der zürcherischen Streitschriften zur Verbesserung des deutschen Geschmacks wider die gottschedische Schule von 1741 bis 1744; drei Theile, Zürich 1753. 8. (vgl. Jördens 1, S. 133 ff. und 5, S. 758). Daran schlossen sich der Zeit nach, außer allerlei kleinen Flugblättern (vgl. Manso S. 63, Anm. n), manche Stücke in den „freimüthigen Nachrichten von neuen Büchern und andern zur Gelehrtheit gehörigen Sachen." Zürich 1744—63, zwanzig Bände 4. Wie wenig den Zürichern selbst ihre Landsleute in den deutschen Gesellschaften zu Basel und zu Bern günstig gestimmt waren, wie treu diese vielmehr zu Gottsched hielten, zeigen die von Danzel S. 237 ff. mitgetheilten Briefe. — t) Liscow stand anfänglich mit Gottsched auf gutem Fuß und erkannte seine Autorität an. Dieß erhellt aus einem Briefe, der im Januar 1735 von Hamburg aus geschrieben ist und höchst wahrscheinlich von Liscow dem Satiriker, nicht von seinem Bruder, herrührt; vgl. Danzel S. 234 ff. Aber schon gegen Ende des Jahres 1739 war Gottsched gegen Liscow verstimmt. Ob dazu, außer dem von Danzel S. 236 angeführten Grunde, auch der boshafte Streich mit beigetragen hatte, den man Gottscheden das Jahr vorher in einem Züricher Nachdruck von Liscows gelesenster Schrift „die Vortrefflichkeit und Nothwendigkeit der elenden Scribenten gründlich erwiesen" (1734) gespielt haben soll (Manso S. 41, Anm. f.), lasse ich dahin gestellt. Erst 1742 erwies sich Liscow als Gottscheds Gegner, als er zu der zweiten Ausgabe des Longinus von Heinecken (griechisch und deutsch; die erste war 1737 erschienen und in den Beitr. zur krit. Histor. rc. St. 17, S. 108 ff. getadelt worden) die Vorrede schrieb. Er erklärte darin, wie

Rost. u) Es währte nicht lange, so trat auch Pyra gegen Gottscheds Anhang in die Schranken, v) und der Hamburger Correspondent, der in seinem zweiten, „von gelehrten Sachen" handeln-

---

er ganz der Meinung sei, daß Gottsched und seine Bewunderer die Ehre des deutschen Witzes gar schlecht behaupteten und am klügsten handeln würden, sich in Zeiten zurückzuziehen und zu schweigen (vgl. auch die Stelle aus dieser Vorrede bei Manso S. 92 und bei Gruber in Wielands Leben 2. A. 1, S. 77 f.). Liscow hatte sich zwar unter der Vorrede nicht genannt, allein er galt schon gegen Ende des J. 1742 zu Dresden allgemein für den Verfasser; vgl. den Brief bei Danzel S. 150. — u) Geb. 1717 zu Leipzig. Er studierte daselbst die Rechte und hörte auch bei Gottsched. Von 1742 an hielt er sich während zweier Jahre bald in Berlin bald in Leipzig auf. In Berlin ließ er 1742 (leichtfertige und unzüchtige) „Schäfererzählungen" drucken. 1744 ward er Secretär und Bibliothekar des Grafen Brühl und 1760 Obersteuersecretär in Dresden. Er starb 1765. Als Gottsched mit der Neuber zerfallen war und diese ein satirisches Vorspiel, in welchem sie ihren ehemaligen Gönner dem Gelächter preis gab, auf die Leipziger Bühne gebracht hatte, benutzte Rost diesen Streit und die nächste Folge desselben zum Inhalt einer neuen Satire gegen Gottsched in Alexandrinerversen und ließ sie unter dem Titel „das Vorspiel, ein satirisch-episches Gedicht in fünf Gesängen," jedoch ohne sich zu nennen, drucken, Dresden 1742. 4. Da es auf Gottscheds Betrieb sogleich mit Beschlag belegt wurde, ließen die Schweizer es 1743 in zwei Ausgaben wieder abdrucken (vgl. Jördens 4, S. 404). — v) Pyra, damals noch ein Verehrer Gottscheds (vgl. §. 253, S. 920), hatte ihm für die Beiträge der krit. Histor. ꝛc. die „Probe einer Uebersetzung der Aeneis ꝛc." (in reimlosen jambischen Achtfüßlern mit weiblicher Caesur nach der vierten Hebung) übersandt, die 1737 im 17. St. S. 89 ff., ohne daß der Name des Uebersetzers genannt war, abgedruckt wurde. Zugleich aber rückte Gottsched die Probe einer andern Uebersetzung in gereimten Alexandrinern von einem gewissen Schwarz ein, der damit umgieng, die ganze Aeneis zu übersetzen. In den Bemerkungen, womit Gottsched beide Proben begleitete, zeigte es sich deutlich genug, daß ihm die schwarzische mehr zusagte. Pyra nahm Gottscheds ungerechtes Urtheil nicht gleichgültig hin; indeß war seine „Vertheidigung," welche das 18. St. der Beiträge S. 318 ff. brachte, noch durchweg bescheiden gegen seinen Censor, und auch in dem, was er über Schwarzens Arbeit sagte, erkennt man den Mann von Bildung, wogegen Schwarz in seiner Erwiederung (St. 21, S. 69 ff.) grob und ungezogen gegen Pyra wurde.

den Haupttheil damals einen sehr bedeutenden Einfluß auf das Urtheil der Deutschen in litterarischen Dingen ausübte, folgte. w) Sulzer hatte schon angefangen im nördlichen Deutschland und zunächst in dem halle-laublingenschen Kreise für seine Züricher Lehrer und Freunde zu wirken. x) Zu derselben Zeit entzogen die Begründer der Bremer Beiträge durch ihren Rücktritt von den Belustigungen des Verstandes und Witzes der gottschedischen Schule in Leipzig die besten Kräfte, und wenn sie auch nicht offen mit Gottsched selbst brachen, y) so überzeugten die Schweizer sich doch nach

---

Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Aufnahme dieser Erwiederung in die Beiträge nun auch Pyra's Gesinnungen gegen den Herausgeber derselben, der sich zu sehr als Schwarzens Patron herausgestellt hatte, änderte. Angriffsweise jedoch trat er gegen seine Schule und gegen ihn selbst erst auf, als Mylius in den hallischen Bemühungen (St. 1, S. 101 ff. und St. 3, S. 148 ff.) Hallers Gedicht „über den Ursprung des Uebels" sehr heftig und bissig kritisiert hatte (was Breitingern zu einer „Vertheidigung der schweizerischen Muse Dr. Albr. Hallers." Zürich 1744. 8. veranlaßte). Pyra schrieb jetzt einen „Erweis, daß die g.ttsch.dianische Secte den Geschmack verderbe. Ueber die hällischen Bemühungen rc." Hamburg und Leipzig 1743. 8. Gegen diese Schrift brachten die hallischen Bemühungen ihrerseits wieder verschiedene Artikel, worauf Pyra eine „Fortsetzung des Erweises rc." Berlin 1744. 8. folgen ließ, in welcher Gottsched selbst angegriffen wurde; vgl. Manso S. 57—61 und Danzel, Lessing rc. 1, S. 244. Nach Lange's Vorrede zu der 2. Ausg. der freundschaftl. Lieder sollen die Verfasser der Bemühungen sich gerühmt haben, Pyra wäre von ihnen zu Tode geärgert worden (vgl. damit Manso S. 61). Mit den Schweizern war er schon 1743 in Verbindung (vgl. Danzel, Gottsched rc. S. 236); Lange muß bereits 1740 versucht haben, sich ihnen zu nähern, seine Zuschrift an sie wurde aber, wie Bodmer (in Lange's Briefsamml. 1, S. 113) schreibt, aufgefangen. — w) Dieser Theil wurde eine Zeit lang von einem gewissen Zingg redigiert, der seit 1744 und 45 allmählig auf die Seite der Schweizer trat. Anfänglich war er, wie auch aus dem Schluß von Bodmers Briefe an Pyra (vgl. Anmerk. r) erhellt, in seinen Urtheilen noch ziemlich ungewiß. Vgl. Danzel S. 118 ff. — x) Vgl. §. 250, Anm. 1 und §. 253, S. 923 f. — y) Vgl. §. 252 gegen Ende von Anm. k. Nach der Vorrede zu den Beiträgen S. 4 wußten deren Verfasser nicht, ob ihnen die Zeit und ihr Vermögen erlauben würden, ihren Lesern von allen oder auch nur

und nach immer mehr, daß sie bei ihren Bestrebungen für die deutsche Litteratur diese jungen Männer eher als Verbündete denn als Gegner zu betrachten hätten. [z]) Endlich schlug sich, kurz vor dem Erscheinen der ersten Gesänge des Messias, auch Meier in entschiedener Weise zu ihnen. [aa]) —

---

von den meisten Arten der Ausarbeitungen, welche in die schönen Wissenschaften gehören, einige Versuche vorzulegen. Ihnen läge besonders nur daran, in den Stücken, die sie liefern würden, sich aus dem Mittelmäßigen zu erheben. Mit Rücksicht auf diese Erklärung und auf die andre, wonach von den Beiträgen alle Streitschriften ausgeschlossen bleiben sollten, bemerkt Danzel S. 256 sehr treffend: „Natürlich traten die Bremer Beiträger mit dieser Sinnesweise sogleich in einen Gegensatz zu Gottsched, welcher ein solches, auf dem Gefühl, daß die Poesie sich nicht commandieren lasse, beruhendes ruhiges Abwarten, welche Gattungen von poetischen Werken nun grade entstehen würden, ein solches von dem Bewußtsein einer gewissen Schöpferkraft, die schon das Richtige treffen werde, eingegebenes parteiloses Zusehen bei dem Streite, welches der wahre gute Geschmack sei, gar nicht gelten lassen konnte, sondern dort alle Gattungen hervorgerufen, hier den Streit ein für allemal entschieden zu sehen wünschen mußte." — z) Vgl. Bodmers Briefe vom 12. Apr., 6. Septbr. und 13. Decbr. 1745, vom 19. März 1746 und aus dem Ende desselben oder spätestens aus dem Anfang des folgenden Jahres in Lange's Sammlung 1, S. 115 f.; 124; 2, S. 50; 1, S. 143; 127. In dem letzten Briefe schreibt Bodmer schon an Lange: „Der gute Geschmack steht doch in Leipzig selbst in guten Händen, da der Hr. Gärtner die neuen Beiträge zum Vergnügen besorget. Ich habe Proben der feinsten Moral und Kritik von ihm gesehen. Wir müssen und wollen mit allen Freuden die Leipziger, die Gärtnern gleich sind, gelten lassen. Gellert hat durch sein Exempel bewiesen, daß ein Gottschedianer bekehrt werden kann. Seine neuen Fabeln sind denen in den Belustigungen ganz ungleich. Die leeren Köpfe in Leipzig sind darum nicht mit ihm zufrieden. Aber die Kritik desto besser. Wir müssen jederman, der es gut meint und aufrichtig handelt, Recht widerfahren lassen." Vgl. auch Briefe der Schweizer rc. S. 46 f. — aa) Ein Licentiat der Rechte in Rostock, Th. J. Quistorp, hatte 1745 in einem Gottscheds neuem Büchersaal 1, S. 433 ff. einverleibten Aufsatz auf G. A. Baumgartens Dissertation, „Meditationes philosophicae de nonnullis ad poema pertinentibus" (vgl. §. 253, Anmerk. 4) Bezug genommen und in seinen tadelnden Aeußerungen darüber gezeigt, daß er gar nicht in ihren Sinn eingedrungen

§. 282.

Inzwischen hatte sich, noch bevor der Krieg zwischen Gottsched und den Zürichern zum Ausbruch kam, in unserer Litteratur auch schon anderweitig als im Fache der aesthetischen Kritik und der Dichtungslehre das Erwachen eines neuen und bessern Geistes angekündigt. Die ersten dichterischen Leistungen, in denen sich dieß spüren ließ, folgten den ersten kritischen und theoretischen Versuchen der Züricher auf dem Fuße. Sie giengen in den zwanziger und dreißiger Jahren theils aus der nächsten Nachbarschaft der schweizerischen Kunstrichter, theils aus Hamburg hervor: dort waren es die Gedichte Karl Friedr. Drollingers[1]) und

war und Baumgartens Definition eines Gedichts gar nicht verstanden hatte. Dieß veranlaßte Meiern, eine Vertheidigung dieser Definition seines Lehrers zu schreiben, die 1746 im letzten Stück der Greifswalder krit. Versuche gedruckt wurde. Wenn er schon hiermit in eine andere Stellung als zeither zu Gottsched gerieth (vgl. N. Büchersaal 2, S. 283 ff.), so geschah dieß noch weit mehr, als er mit seiner „Untersuchung einiger Ursachen des verdorbenen Geschmacks der Deutschen in Absicht auf die schönen Wissenschaften." Halle 1746, hervortrat (vgl. Danzel S. 215 f.). Bald nach dem Erscheinen dieser Schrift wird Bodmers Brief an Lange geschrieben sein, aus dem ich eine Stelle in Anmerk. z mitgetheilt habe. Er beweist, daß die Schweizer damals schon Meiern als ihren erklärten Parteigenossen ansahen. Denn S. 129 schreibt Bodmer: „Ich rathe Hrn. M. Meier, daß er die gottschedische Dichtkunst anatomiere, wodurch den Rectoren und Conrectoren, welche dieses elende Buch in den Gymnasien brauchen, nothwendig die Augen aufgehen müssen." Im Septbr. des J. 1747 wußte Bodmer bereits, daß „der wackere Prof. Meier mit seiner gewöhnlichen Penetration" ans Werk gegangen war (Lange's Samml. 1, S. 158); seine „Beurtheilung der gottschedischen Dichtkunst" erschien in sechs Stücken zu Halle 1747—49. 8.

1) Geb. 1688 zu Durlach, studierte von 1703 bis 1710 in Basel, vornehmlich die Rechtswissenschaften, wurde noch in dem letztgenannten Jahre Registrator bei dem geheimen Archiv in seiner Vaterstadt, später auch mit der Anordnung der Bibliothek und der Kunstschätze in dem dortigen markgräflichen Schlosse beauftragt, 1722 zum Hofrath und vier Jahre

und nach immer mehr, daß sie bei ihren Bestrebungen für die deutsche Litteratur diese jungen Männer eher als Verbündete denn als Gegner zu betrachten hätten. [z]) Endlich schlug sich, kurz vor dem Erscheinen der ersten Gesänge des Messias, auch Meier in entschiedener Weise zu ihnen. [aa]) —

---

von den meisten Arten der Ausarbeitungen, welche in die schönen Wissenschaften gehören, einige Versuche vorzulegen. Ihnen läge besonders nur daran, in den Stücken, die sie liefern würden, sich aus dem Mittelmäßigen zu erheben. Mit Rücksicht auf diese Erklärung und auf die andre, wonach von den Beiträgen alle Streitschriften ausgeschlossen bleiben sollten, bemerkt Danzel S. 256 sehr treffend: „Natürlich traten die Bremer Beiträger mit dieser Sinnesweise sogleich in einen Gegensatz zu Gottsched, welcher ein solches, auf dem Gefühl, daß die Poesie sich nicht commandieren lasse, beruhendes ruhiges Abwarten, welche Gattungen von poetischen Werken nun grade entstehen würden, ein solches von dem Bewußtsein einer gewissen Schöpferkraft, die schon das Richtige treffen werde, eingegebenes parteiloses Zusehen bei dem Streite, welches der wahre gute Geschmack sei, gar nicht gelten lassen konnte, sondern dort alle Gattungen hervorgerufen, hier den Streit ein für allemal entschieden zu sehen wünschen mußte." — z) Vgl. Bodmers Briefe vom 12. Apr., 6. Septbr. und 13. Decbr. 1745, vom 19. März 1746 und aus dem Ende desselben oder spätestens aus dem Anfang des folgenden Jahres in Lange's Sammlung 1, S. 115 f.; 124; 2, S. 50; 1, S. 143; 127. In dem letzten Briefe schreibt Bodmer schon an Lange: „Der gute Geschmack steht doch in Leipzig selbst in guten Händen, da der Hr. Gärtner die neuen Beiträge zum Vergnügen besorget. Ich habe Proben der feinsten Moral und Kritik von ihm gesehen. Wir müssen und wollen mit allen Freuden die Leipziger, die Gärtnern gleich sind, gelten lassen. Gellert hat durch sein Exempel bewiesen, daß ein Gottschedianer bekehrt werden kann. Seine neuen Fabeln sind denen in den Belustigungen ganz ungleich. Die leeren Köpfe in Leipzig sind darum nicht mit ihm zufrieden. Aber die Kritik desto besser. Wir müssen jederman, der es gut meint und aufrichtig handelt, Recht widerfahren lassen." Vgl. auch Briefe der Schweizer rc. S. 46 f. — aa) Ein Licentiat der Rechte in Rostock, Th. J. Quistorp, hatte 1745 in einem Gottscheds neuem Büchersaal 1, S. 433 ff. einverleibten Aufsatz auf G. A. Baumgartens Dissertation, „Meditationes philosophicae de nonnullis ad poema pertinentibus" (vgl. §. 253, Anmerk. 4) Bezug genommen und in seinen tadelnden Aeußerungen darüber gezeigt, daß er gar nicht in ihren Sinn eingedrungen

§. 282.

Inzwischen hatte sich, noch bevor der Krieg zwischen Gottsched und den Zürichern zum Ausbruch kam, in unserer Litteratur auch schon anderweitig als im Fache der aesthetischen Kritik und der Dichtungslehre das Erwachen eines neuen und bessern Geistes angekündigt. Die ersten dichterischen Leistungen, in denen sich dieß spüren ließ, folgten den ersten kritischen und theoretischen Versuchen der Züricher auf dem Fuße. Sie giengen in den zwanziger und dreißiger Jahren theils aus der nächsten Nachbarschaft der schweizerischen Kunstrichter, theils aus Hamburg hervor: dort waren es die Gedichte Karl Friedr. Drollingers[1]) und

---

war und Baumgartens Definition eines Gedichts gar nicht verstanden hatte. Dieß veranlaßte Meiern, eine Vertheidigung dieser Definition seines Lehrers zu schreiben, die 1746 im letzten Stück der Greifswalder krit. Versuche gedruckt wurde. Wenn er schon hiermit in eine andere Stellung als zeither zu Gottsched gerieth (vgl. N. Büchersaal 2, S. 283 ff.), so geschah dieß noch weit mehr, als er mit seiner „Untersuchung einiger Ursachen des verdorbenen Geschmacks der Deutschen in Absicht auf die schönen Wissenschaften." Halle 1746, hervortrat (vgl. Danzel S. 215 f.). Bald nach dem Erscheinen dieser Schrift wird Bodmers Brief an Lange geschrieben sein, aus dem ich eine Stelle in Anmerk. z mitgetheilt habe. Er beweist, daß die Schweizer damals schon Meiern als ihren erklärten Parteigenossen ansahen. Denn S. 129 schreibt Bodmer: „Ich rathe Hrn. M. Meier, daß er die gottschedische Dichtkunst anatomiere, wodurch den Rectoren und Conrectoren, welche dieses elende Buch in den Gymnasien brauchen, nothwendig die Augen aufgehen müssen." Im Septbr. des J. 1747 wußte Bodmer bereits, daß „der wackere Prof. Meier mit seiner gewöhnlichen Penetration" ans Werk gegangen war (Lange's Samml. 1, S. 158); seine „Beurtheilung der gottschedischen Dichtkunst" erschien in sechs Stücken zu Halle 1747—49. 8.

1) Geb. 1688 zu Durlach, studierte von 1703 bis 1710 in Basel, vornehmlich die Rechtswissenschaften, wurde noch in dem letztgenannten Jahre Registrator bei dem geheimen Archiv in seiner Vaterstadt, später auch mit der Anordnung der Bibliothek und der Kunstschätze in dem dortigen markgräflichen Schlosse beauftragt, 1722 zum Hofrath und vier Jahre

dorn. [3]) Auch die noch vor oder in das J. 1740 fallenden

---

schiedene Tragödien und Hirtengedichte zu Stande gebracht. An den Alten, vorzüglich an Virgil, und an den Engländern läuterte er seinen Geschmack und bildete er sein Talent. Diesen Mustern gegenüber „mußte er sich nun nothwendig sehr klein finden;" er verbrannte fast alle seine Jugendversuche. Erst nach seinen Reisen und hauptsächlich zu Basel wandte er sich wieder der Poesie zu, nachdem er mehrere Jahre nichts gedichtet hatte: Drollinger und einige andere Freunde hatten ihn zu neuen Versuchen aufgemuntert. Die philosophischen Dichter Englands, deren Größe er bewunderte, verdrängten bald bei ihm das geblähte und gedunsene Wesen Lohensteins. Eine Fülle von Gedanken in wenigen Zeilen zusammenzudrängen, Bilder, lebhafte Figuren, kurze Sprüche, starke Züge und unerwartete Anmerkungen auf einander zu häufen, das war's, was er sich fortan vor allem Andern angelegen sein ließ (vgl. die den Gedichten „Gedanken über Vernunft, Aberglaube und Unglaube" und „die Falschheit menschlicher Tugenden" vorgesetzten Erklärungen. Das Zusammendrängen von Gedanken in Hallers Gedichten hob auch schon Breitinger in der krit. Dichtk. 2, S. 64 f.; 455 rühmend hervor). Die meisten und besten der von Haller gesammelten und herausgegebenen Gedichte sind in den Jahren 1729—1736 geschrieben; das älteste der einer frühern Zeit angehörigen ist von 1725; seit 1737 hat er nur noch einige Gelegenheitsgedichte und Ueberschriften abgefaßt. Die in den ältern Ausgaben noch stark provinciell gefärbte Sprache suchte er späterhin immer mehr dem gemeinen Schrifthochdeutsch anzunähern (vgl. den 125. Litt. Br. S. 157). Die erste Ausgabe erschien, ohne Hallers Namen, als „Versuch schweizerischer Gedichte." Bern 1732. 8., die eilfte, vermehrte und verbesserte Aufl. Bern 1777. 8.; eine zwölfte Originalausg., begleitet mit der Lebensbeschreibung des Verfassers, hat J. R. Wyß, Bern 1828. 8. besorgt. Ueber Hallers Verhalten zu Gottsched in der Zeit des Streits mit den Schweizern vgl. §. 256, Anm. e. — 3) Die erste Sammlung hagedornscher Gedichte, „Versuch einiger Gedichte, oder erlesene Proben poetischer Nebenstunden" (Oden, Lieder, Satiren, ein Lehrgedicht ꝛc.) erschien zu Hamburg 1729; nur wenige daraus wurden in seine spätern Sammlungen aufgenommen. Sodann gab er den „Versuch in poetischen Fabeln und Erzählungen." Hamburg 1738 heraus (wozu 1752 ein zweites Buch kam), und erst 1747 „Oden und Lieder in fünf Büchern." Hamburg. 8. (Diese Ausg. liegt vor mir; ob die „Sammlung neuer Oden und Lieder ꝛc." welche die Litteratoren mit demselben Verlagsort und derselben Jahreszahl anführen, davon verschieden ist, oder ob dieser Titel erst der 2. Ausg. von 1754 gegeben wurde, weiß ich nicht).

dichterischen Versuche von Lange, Pyra [4]) und J. E. Schlegel [5]) dürfen diesen frühesten Regungen unsrer nach Verjüngung strebenden Poesie beigezählt werden. Unter den Prosaisten derselben Jahrzehnte hatte Joh. Lor. Mosheim [6]) sich bereits

---

Dieser Sammlung lyrischer Stücke, von denen mehrere noch in die Jahre 1728 — 29 zurückreichen, sind die „Abhandlungen von den Liedern der alten Griechen" (mit den in deutsche Verse übertragenen Beispielen von griechischen Skolien und andern Liedern) beigegeben, welche J. A. Ebert aus dem Französischen des de la Nauze übersetzt hatte. Seine vom J. 1740 an großentheils schon einzeln gedruckten moralischen Gedichte sammelte Hagedorn erst 1750, „Versuch in moralischen Gedichten." Hamburg. 8. Nach seinem Tode erschienen mehrere Ausgaben seiner „sämmtlichen Werke": die erste in 3 Bänden, Hamburg 1756. 8., die beste, mit des Dichters Lebensbeschreibung und Charakteristik, auch mit Auszügen aus seinem Briefwechsel begleitet, von J. J. Eschenburg, Hamburg 1800, fünf Theile gr. 8 (neue wohlf. Ausg. 1825). Hagedorns Vorbilder (oder auch Originale, die er bloß bearbeitete) waren in der Fabel und Erzählung Lafontaine und der Engländer Prior, in den moralischen Gedichten Boileau, Pope und Horaz, in der Lyrik die leichten und heitern französischen Chansonniers Chapelle, Chaulieu u. a., aber auch Anakreon. Seinen Oden und Liedern wünschte er, daß sie vor allen denen gefielen, welche die Sprache der Leidenschaften der Zufriedenheit, der Freude, der Zärtlichkeit, des gesellschaftlichen Scherzes und der lachenden Satire so zu verstehen und zu empfinden wüßten, daß sie die Freiheiten, die ihnen in den Liedern der Ausländer gewöhnlich wären, in den seinigen sich nicht befremden ließen. — 4) Vgl. §. 253, Anm. 10; §. 271, Anm. 8 u. §. 273, Anm. 5. — 5) Vgl. §. 252, Anm. t. Seine ältesten dramatischen Sachen stammen aus dem J. 1737. — 6) Geb. 1694 zu Lübeck; stammte aus einem alten freiherrl. Geschlechte und ward, obgleich sein Vater katholisch war, in der protestantischen Lehre erzogen. Er studierte in Kiel, wo er 1719 Beisitzer der philosophischen Facultät wurde. 1723 gieng er als ordentlicher Professor der Theologie nach Helmstädt; 1732, als von seinen heiligen Reden schon drei Theile erschienen waren, ernannte ihn die deutsche Gesellschaft in Leipzig an die Stelle des kurz zuvor verstorbenen J. B. Mencke zu ihrem Präsidenten (vgl. Danzel, Gottsched ꝛc. S. 89 ff.). Er wurde Kirchen- und Consistorialrath, Abt zu Marienthal ꝛc., 1747 als Kanzler und Professor der Theologie nach Göttingen berufen und starb daselbst 1755. In der geistlichen Beredsamkeit bildete er sich, wie nachher Jerusalem, besonders an den Eng-

um die Veredelung der geistlichen Beredsamkeit und um eine geschmackvollere Behandlung der biblischen Sittenlehre verdient gemacht und Liscow in seinen kritischen Satiren bewiesen, daß es ihm eben so wenig an einem glücklichen Darstellungstalent, wie an einem geweckten Geiste und an einer tüchtigen Gesinnung fehlte. Während der Vierziger kamen dann in der schönen Litteratur zunächst die **Bremer Beiträge**, 7) mit ihnen zugleich die ersten poetischen Versuche Gleims 8) und seiner Freunde, 9) bald darauf auch die erste vollständige Sammlung von Hagedorns lyrischen Gedichten 10) und neue und reifere Werke von J. E. Schlegel; 11) in den rein prosaischen Gattungen die frühesten Schriften von Sack, 12) Je-

---

ländern, deren Einfluß jetzt auch schon in der deutschen Theologie bemerkbar zu werden begann. Mosheims „heilige Reden über wichtige Wahrheiten der Lehre Christi" erschienen seit 1725 bis 1739 in 6 Bänden, 8. zu Hamburg (die beiden ersten mehrfach aufgelegt; alle zusammen zuerst Hamburg 1747. 8); seine „Sittenlehre der heiligen Schrift" in 5 Theilen, Helmstädt 1735 ff. 4. — 7) Sie brachten vor den ersten Gesängen des Messias u. a. schon „die Verwandlungen", eine komische Epopöe von **Zachariae**, Fabeln und Erzählungen in Reimversen von **Gellert**, **J. A. Schlegel** und **Giseke**, geistliche und weltliche lyrische Stücke von **J. A. Cramer**, den **beiden Schlegel**, **Ebert**, **Zachariae** und **Giseke**, „die geprüfte Treue," ein Schäferspiel von **Gärtner**, und zwei Lustspiele von **Gellert**, „die Betschwester" und „das Loos in der Lotterie," satirische Stücke in Prosa von **Rabener** (aber noch nicht dessen satirische Briefe, die erst 1752 erschienen) und mancherlei didactische Sachen. — 8) „Versuche in scherzhaften Liedern." Berlin 1744. 45. zwei Theile 8; „Der blöde Schäfer" (ein dramatisches Gedicht). Berlin 1745. 8. (vgl. Gleims Leben von Körte S. 480 ff.). — 9) Die Frühlingsode von Uz (vgl. S. 1107) und die Gedichte von Götz, welche der §. 275, gegen Ende von Anmerk. 18 angeführten Uebersetzung der Oden Anakreons angehängt waren. — 10) Vgl. Anmerk. 3. — 11) „Theatralische Werke." Kopenhagen 1747. 8. und „Beiträge zum dänischen Theater." Kopenh. 1748. 8. — 12) „Predigten über verschiedene wichtige Wahrheiten zur Gottseligkeit." 4 Bde. Magdeburg und Berlin 1738 ff. —

rusalem,[13]) Sulzer[14]) und Spalding.[15]) Die bedeutendste und folgenreichste Erscheinung waren die Bremer Beiträge: hier gab sich die neu belebte dichterische Kraft, die sich so lange nur in wenigen Einzelnen, und mehr nach als neben einander, geregt hatte, zuerst in dem gemeinsamen Streben einer nicht unbedeutenden Anzahl talentvoller, für die Hebung der heimischen Litteratur begeisterter junger Männer durch eine raschere und stärkere Pulsierung kund, und hier war auch, was sich für die Erfolge dieser Vereinsthätigkeit höchst ersprießlich erwies, grundsätzlich von Anbeginn an die Production in den innigsten Verband mit der Kritik getreten.[16]) — Aber freilich, alles Beste, was bis zum J. 1748 in gebundener und ungebundener Rede hervorgebracht wurde, bezeugte nur eben erst den Anbruch einer neuen Zeit. Die meisten und zugleich die frischesten Kräfte hatten sich der schönen Litteratur zugewandt, die sie auch noch eine ziemlich lange Zeit nachher weit mehr an sich ziehen sollte, als die wissenschaftliche: denn diese fand noch für eine freiere Bewegung ein zu starkes Hemmniß an der lateinischen Schulgelehrsamkeit. Allein wie die Theorie der Dichtkunst bei uns kaum erst über ihre ganz unselbständigen Anfänge etwas hinausgekommen war, auch dabei noch vielfach vom Auslande angeregt und unterstützt: so blieb auch in der Ausübung noch alles bei Anfängen und Versuchen, die, meist ohne einen höhern menschlichen und

13) „Sammlung einiger Predigten xc." Braunschweig 1745 ff. — 14) „Versuch einiger moralischer Betrachtungen über die Werke der Natur." Berlin 1745. 8. — 15) „Betrachtung über die Bestimmung des Menschen." Greifswald und Stralſ. 1748. 4, oft aufgelegt. Spalding war auch (seit 1745) einer der ersten, die Shaftesbury in unsere Litteratur einführten (vgl. Jördens 4, S. 713 und Schlosser 2, S. 573 ff.; über einen noch ältern Uebersetzer aus d. J. 1738 s. Beiträge zur krit. Histor. xc. St. 21, S. 96 ff.). — 16) Vgl. §. 252, Anm. m. —

durchaus ohne einen eigentlich volksthümlichen Gehalt, viel eher geschickten Schulübungen nach fremden Mustern als selbständigen Erzeugnissen eines gereifteren Geistes glichen. Daß die darstellende Litteratur nach der Beschaffenheit des damaligen deutschen Lebens und nach dem Stande der Bildung derjenigen Classen, bei denen ein Interesse für deutsche Schriften entweder schon vorhanden war, oder doch am leichtesten geweckt werden konnte, sich bei der Wahl ihrer Gegenstände vorzugsweise auf die Gebiete der Religion und der allgemeinen oder besondern Sittenlehre hingewiesen sah, ist bereits an einer andern Stelle bemerkt worden. [17]) Religiöse und moralische Tendenzen waren daher die vorwaltenden in den bessern Gedichten dieser Zeit, nächstdem philosophische, die mit der Ausbreitung der wolffschen Lehre zusammenhiengen, [18]) und mahlerisch beschreibende, wozu schon früher, hauptsächlich durch Brockes, die Losung gegeben war. Fuhr ja doch auch noch die Theorie fort, in jeder Art poetischer Erfindungen auf die Verbindung des Angenehmen mit dem Nützlichen zu dringen. Die Empfindung kam noch selten rein zu Worte: sie schien die Unmittelbarkeit ihres Ausdrucks gleichsam zu umgehen und sich hinter der Reflexion zu verstecken; selbst in dem heitern Liede sollte sich die Sprache einer sokratischen Lebensweisheit vernehmbar machen. Außer geistlichen Liedern und andern lyrischen Stücken religiösen Inhalts, moralischen und philosophischen Lehrgedichten und größern und kleinern Werken der

17) Vgl. S. 1018 f. — 18) Diese Ausbreitung auch unter den nicht gelehrt Gebildeten war zum nicht geringen Theil dem philosophischen Handbuch Gottscheds („Erste Gründe der gesammten Weltweisheit, darinnen alle philos. Wissenschaften in ihrer natürlichen Verknüpfung abgehandelt werden." 1. A. Leipzig 1734. 8.) zu verdanken, mochten viele Gelehrte darin auch nur eine bloße „Frauenzimmerphilosophie" finden. Vgl. Kästner 2, S. 170 f. und dazu Schlosser 1, S. 628 f. —

beschreibenden Poesie bildeten den Hauptertrag der schönen Litteratur während dieser Jahrzehnte vorzüglich nur noch weltliche Oden und Lieder, Fabeln, Satiren, Episteln und Sinngedichte. Die großen und höhern Gattungen, in denen sich die Phantasie erst eigentlich erfinderisch zeigen kann, die eine künstlerisch angelegte und lebensvoll ausgeführte Darstellung von Handlungen und Begebenheiten verlangen, blieben entweder ganz zurück oder gediehen nur kümmerlich; bloß einige mehr untergeordnete Arten darin, wie namentlich in der epischen das sogenannte komische Heldengedicht und die kleine novellen-, schwank- und anekdotenartige Erzählung, fanden sorgsamere Pflege. [19]) Dabei erinnerte alles daran, daß diese Poesien weniger aus einem innern Drange als aus rein äußerlichen, von der Fremde her gekommenen Anregungen entstanden waren, und von den Stücken jeder Gattung bestanden sehr viele, wo nicht

---

19) Es ist sehr bezeichnend für die poetischen Stimmungen und Richtungen dieser Zeit, daß ein Mann wie Bodmer es geradezu mißbilligte, wenn ein Talent, oder was er dafür nahm, Kriegs- und Heldenthaten, die eben ausgeführt waren, zu Gegenständen des Liedes oder der Ode wählte. Lange hatte seinem Freunde in Zürich seine im Septbr. 1745 abgefaßte Ode „die Siege Friedrichs" (Horazische Oden S. 4 ff.) übersandt. Hierauf schrieb ihm Bodmer im Decbr. (Lange's Briefsamml. 2, S. 49 f.): „Ihre Siege Friederichs übertreffen die Poemes sur les batailles de Fontenai et de Fridberg meines Freundes, des Capitains Henzi, der sie doch so homerisch als blutig besungen hat. — Ich sagte ihm, er sollte sich ein Gewissen machen, die Helden und Landbezwinger durch sein Lob in ihrer Mordbegierde zu unterhalten, und lieber seine Macht an den elenden Scribenten ausüben. Eben dieses sage ich Ihnen. Ist die sanftmüthige Muse der Doris (Lange's Frau) nicht mächtig genug, Ihren darniederschlagenden Geist zu besänftigen? Ich habe etliche Nächte hindurch Gesichter von Leichen, Mordgeistern und Gespenstern gesehen, die von Ihrer Ode verursachet worden." Anders dachte Bodmer freilich ungefähr vierzehn Jahre nachher, als er in Friedrich dem Großen „den Gesandten Gottes" erkannt hatte, „in einem Weltalter, wo die weiblichen Zärtlichkeiten in die Stelle der männlichen Tugenden gesetzt würden" (Briefe d. Schweizer ꝛc. S. 312 ff.). —

die meisten, in weiter nichts als in Nachahmungen oder gar in mehr oder minder freien Bearbeitungen ausländischer Sachen. Doch wie die Dichter immer besser und selbständiger das Fremde zu benutzen und geschmackvoller nachzubilden lernten, so waren sie, mit ihren Vorgängern verglichen, auch schon bei weitem umsichtiger und glücklicher in der Wahl ihrer Muster. Für einzelne Gattungen und Arten ihrer Werke blieben es zwar noch immer vorzugsweise oder ausschließlich die Franzosen; im Allgemeinen aber gelangten die Engländer nun schon zu einem sehr bedeutenden Ansehen in Deutschland. Ihr Einfluß auf unsere Litteratur, vorzüglich durch die Schweizer [20]) und die Hamburger [21]) vermittelt, wuchs seit dem Bekanntwerden „des Zuschauers“ von Tage zu Tage und zeigte sich zunächst in dem Geist, der in den vorzüglichern didactischen und beschreibenden Dichtungen der herrschende wurde. Auch zu den Alten traten unsere Dichter nun allmählig in ein unmittelbareres und zugleich freieres, lebendigeres Verhältniß der Auffassung und Benutzung, zumal von der Zeit an, wo Männer wie

---

20) In den Discursen der Mahler (4, St. 15) empfahlen die Züricher den Frauen zum Lesen von englischen oder aus dem Englischen übersetzten Büchern bloß erst die Geschichte des Robinson Crusoë und Locke, de l'éducation des enfans (Gottsched in den vernünft. Tadlerinnen 1, S. 200 außer der Schrift von Locke noch Swifts Märchen von der Tonne und Gullivers Reisen); in den Mahlern der Sitten dagegen (2, S. 281 ff.) enthält das Verzeichniß einer Frauen-Bibliothek außerdem noch folgende englische Sachen: den Zuschauer und den Hofmeister (the Guardian) von Addison und Steele, Richardsons Pamela, den Freidenker, Pope's Lockenraub, Addisons Cato, Thomsons Jahreszeiten, Joseph Andreas' Abenteuer von Fielding, Miltons verlornes Paradies, Characteristica von Shaftesbury, Pope's Versuch vom Menschen, Tillotsons Predigten, Clarke's geistliche Reden und Derhams Naturleitung zu Gott. Vgl. auch einen Brief Sulzers an Lange aus d. J. 1745 in Lange's Samml. 1, S. 272. — 21) Vgl. was §. 208, Anm. 3 über die von Brockes angefertigten Uebersetzungen bemerkt ist. Hagedorn war ebenso in England gewesen wie Haller. —

J. M. Gesner,[22]) J. F. Christ[23]) und J. A. Ernesti[24]) in die classischen Studien mehr Geist und Leben brachten. Horaz und Anakreon fiengen schon jetzt an sehr entschieden auf unsere weltliche Lyrik einzuwirken.[25])

§. 283.

Bis zum J. 1748 hatten die Züricher Gottscheden noch kein bedeutendes Werk eines deutschen Dichters entgegenhalten können, welches auf ihrer Theorie fußte, in ihrem Sinne erfunden und ausgeführt war. In dem Streit mit den Leipzigern hatten sie daher immer noch, wo es sich um den Dichter, wie sie ihn verlangten, handelte, vorzugsweise auf Milton zurückgehen, in ihm ihren Hauptanhalt suchen müssen. Haller, wiewohl er unter den Talenten, die sich in den letzten zwanzig Jahren hervorgethan hatten, ihnen am meisten zusagen mußte und darum auch bald von ihren Gegnern bitter angefeindet ward,[a]) hatte sich nur in mehr untergeordneten Dichtarten Ruhm erworben; ein großes, und zumal ein episches Werk, das dem miltonischen hätte an die Seite gesetzt werden können, war so wenig von ihm wie von irgend einem andern der lebenden und von ihnen geschätzten Dichter hervorgebracht worden.

---

22) Geb. 1691, lehrte in Göttingen seit Gründung der Universität, gest. 1761. — 23) Geb. 1700, seit 1739 ordentl. Prof. der Poesie in Leipzig, gest. 1756. — 24) Geb. 1707, wurde 1742 außerordentl. Professor an der Leipziger Universität, gest. 1781. — 25) Indeß von dem rechten geistigen Verständniß dieser Alten und namentlich von dem des Horaz waren unsere Dichter damals noch entfernt genug: wie hätten sonst Lange's horazische Oden in so ungemessener Weise bewundert und wohl gar über die Oden des römischen Dichters selbst erhoben werden können? (Vgl. Lange's Briefsamml. 1, S. 64; 97; 2, S. 26. Recht merkwürdig ist auch der Brief 2, S. 100 f.; man kann daraus sehen, wie leicht es damals noch angieng, in allen Stücken ein Horaz zu werden).

a) Vgl. S. 1215, Anm. v. —

Dieß änderte sich mit dem Erscheinen der ersten drei Gesänge des Messias. b) Klopstock bekannte sich selbst als Bodmers und Breitingers Schüler; c) Milton war sein Vorbild geworden, sobald er den in jugendlicher Begeisterung gefaßten Gedanken ins Werk zu setzen begann, die Deutschen mit einer wo möglich noch erhabenern und heiligern Dichtung zu beschenken, als die Engländer in dem verlornen Paradiese besaßen. d) Was den eignen Kräften der Schweizer hervorzubringen versagt gewesen war, das wurde ihnen hier von einem bis dahin unbekannten Jünglinge aus den Gegenden geboten, wo Gottscheds Schule ihren Hauptsitz hatte; e) sie begrüßten den An-

b) Vgl. §. 252, Anm. y und §. 258, Anm. b. — c) In einem lateinischen Briefe, den Klopstock im Aug. 1748 von Langensalza aus an Bodmer richtete, heißt es nach der deutschen Uebersetzung, die mit dem Originaltext in der Sammlung von Back und Spindler 6, S. 1 ff. zu lesen ist, S. 5 f.: „Ich war ein junger Mensch, der seinen Homer und Virgil las und sich schon über die kritischen Schriften der Sachsen im Stillen ärgerte, als mir Ihre und Breitingers in die Hände fielen. Ich las, oder vielmehr ich verschlang sie; und wenn mir zur Rechten Homer und Virgil lag, so hatt' ich jene zur Linken, um sie immer nachschlagen zu können. — Und als Milton, den ich vielleicht ohne Ihre Uebersetzung allzuspät zu sehen bekommen hätte (erst 1752 fieng er, nach einem Briefe bei Back und Spindler 6, S. 158, an das Englische zu lernen), mir in die Hände fiel, loderte das Feuer, das Homer in mir entzündet hatte, zur Flamme auf und hob meine Seele, um die Himmel und die Religion zu singen. Wie oft hab' ich das Bild des epischen Dichters, das Sie in Ihrem kritischen Lobgedichte aufstellten, betrachtet und weinend angestaunt, wie Cäsar das Bild Alexanders! — Das sind Ihre Verdienste um mich, freilich nur schwach genug dargestellt." — d) Vgl. die §. 258, im Anfang von Anm. b erwähnte, ebenfalls in der Sammlung von Back und Spindler 4, S. 47 ff. nach der Originalhandschrift gedruckte lateinische Abschiedsrede aus d. J. 1745, besonders von S. 62—66 und von S. 72—74. An der ersten Stelle redet er zuletzt Miltons Schatten an: „percipe, si quid, quod te deceat, diximus, neque nostrae huic irascere audaciae, quae te non sequi solum, sed maiorem etiam materie tua excellentioremque adgredi molitur." Vgl. auch Danzel, Gottsched rc. S. 359 ff. — e) „Welches Prodigium", schreibt Bodmer an Gleim (Briefe d. Schweizer rc. S. 66),

fang des Messias mit der Freude, womit man einen lang gehegten großen Wunsch in Erfüllung gehen sieht. Bodmer hatte schon aus der ersten Probe, die ihm zu Gesicht gekommen war, geschlossen, daß Miltons Geist auf dem jungen Dichter ruhe; f) als er die ersten Gesänge gelesen, ertheilte er ihnen in Briefen und Druckschriften ein enthusiastisches Lob. g) Er wollte durch Anzeigen in italienischen und französischen Blättern auf das Urtheil der Deutschen über die neue Erscheinung wirken; seine Freunde sollten ein Gleiches in einheimischen Blättern thun, h)

„daß in dem Lande der Gottschedś ein Gedicht von Teufels-Gespenstern und miltonischen Herenmärchen geschrieben wird!" — f) Bereits im Juni 1747 kannte Bodmer den zweiten Gesang des Messias: er war ihm von Leipzig aus zugesandt worden; vgl. Lange's Briefsamml. 2, S. 55. Am 12. Septbr. schrieb er dann an Lange (1, S. 157 f.): „Habe ich Ihnen meine Verwunderung über das epische Gedicht eines jungen Leipzigers auf den Messias schon zu erkennen gegeben? Ich habe das eilfte (l. zweite) Buch davon gelesen. Miltons Geist ruht auf dem Verfasser. Es ist ein Character darinnen, der Satans übersteiget; und ein anderer, der mitten in der Versammlung der gefallenen Engel Mitleiden erwecket." Fast dieselben Worte, mit dem in der vorigen Anmerk. mitgetheilten Zusatz, finden sich auch in einem Briefe an Gleim vom nämlichen Tage (Briefe d. Schweizer rc. S. 66). — g) In einem Briefe an Lange, Ostern 1748 (Br. d. Schweizer rc. S. 84): „Wir stehen vorne an dem goldnen Alter. Ich habe in dem Isthmus gelebt, der von dem eisernen Alter zu dem goldnen hinübergeht." Denn schon habe er Klopstock den Messias besingen gehört, und Kleist folge auf Zephyrs duftenden Flügeln dem Lenze durch Garten und Feld. — In einem andern an Gleim, d. 11. Septbr. 1748 (a. a. O. S. 95 ff.): „Was für ein großes Gemüth mußte es sein, die Idee von dem Messias zu empfangen und den göttlichen Personen anständig zu denken und zu empfinden! Ich habe von ihm (Klopstock) eine Ode auf ein Frauenzimmer gesehen, welche Messias selbst ohne Uebelstand hätte schreiben können, wenn er auch verliebt gewesen wäre (!). Klopstocks Poesie hat keine Vorgänger gehabt, es wären denn Milton, die Propheten und Pindar, welche noch niemand zu Vorgängern hat nehmen dürfen." Oeffentlich sprach sich Bodmer über Klopstock und den Messias zuerst in den „neuen kritischen Briefen" (Zürich 1749. 8.) S. 3 ff. aus; vgl. Jördens 3, S. 34 und Manso S. 115, Anm. f. — h) Vgl. den eben

und an Meier insbesondere ergieng die Aufforderung, den Werth des Gedichts in einer kritischen Abhandlung zu erörtern.[i]) Schon vor Jahren hatte sich Bodmer mit dem Entwurf eines epischen Gedichts von dem geretteten Noah getragen und ihn auch bekannt gemacht:[k]) jetzt von Klopstocks Geist angeweht, fühlte er das dichterische Feuer in sich neu erwachen; rüstig schritt er an die hexametrische Ausführung seines Noah, der bald nach dem vierten und fünften Gesange des Messias erschien,[l]) und dem sich binnen wenigen Jahren noch verschiedene kleinere erzählende Gedichte biblischen Inhalts anschlossen,[m])

angeführten Brief an Gleim S. 96 f. — i) Manso S. 116. Meier leistete der Aufforderung Folge und gab eine „Beurtheilung des Heldengedichts, der Messias,“ zu Halle 1749 und 1752 in zwei Stücken, 8. heraus. Als das erste Stück in den hallischen gelehrten Zeitungen von 1749, St. 75 von der gottschedischen Partei stark angegriffen war, ließ Meier auch noch in demselben Jahr eine „Vertheidigung der Beurtheilung ꝛc.“ zu Halle drucken. — k) „Grundriß eines epischen Gedichts von dem geretteten Noah,“ in der §. 281, Anmerk. s angeführten Sammlung kritischer, poetischer und anderer geistvoller Schriften ꝛc.; vgl. Jördens 1, S. 134 unter St. 4 und dazu (Bodmers) kritische Briefe S. 109 ff. — l) Die beiden ersten, bald nachher stark umgearbeiteten Gesänge waren in der Handschr. schon 1749 Sulzern anvertraut worden, der den Druck derselben besorgte: sie erschienen bereits im Anfang des J. 1750 zu Berlin (Br. d. Schweizer ꝛc. S. 108; 118 und 122). Erste vollständige Ausg. „Noah, ein Heldengedicht in 12 Gesängen.“ Zürich 1752. 4; dann „die Noachide.“ Berlin 1765. 8. Dieser Titel blieb auch der dritten, verbesserten (Zürich 1772. 8.) und der vierten, ganz umgearbeiteten (Basel 1781. 8.). Ueber Wielands und Sulzers auf den Noah bezügliche Schriften vgl. Jördens 1, S. 144 f. Wieland änderte späterhin gar sehr sein Urtheil über dieses einst von ihm so hoch gepriesene Werk (vgl. Wieland, geschildert von Gruber 1, S. 66 f.); Sulzer dagegen meinte nicht bloß 1750, der Noah werde mehr gelesen werden als der Messias (Br. d. Schweizer ꝛc. S. 127), sondern blieb auch sein Leben lang bei der Meinung, Bodmers Gedicht sei das erste Meisterwerk der deutschen Poesie. Aber schon 1768 war Nicolai in großer Verlegenheit um eine nur kurze Nachricht von der zweiten Ausgabe für seine allgem. d. Bibliothek, da niemand mehr die Noachide lesen wollte (Herders Lebensbild 1, 2, S. 314). — m) „Jakob und

auch alle in der von Klopstock eingeführten Versart abgefaßt. Die Bewunderung, welche der Anfang des Messias in Deutschland erregte, der Ruhm, zu dem der junge Dichter so schnell gelangt war, reizten bald noch Andere zur Nachfolge in der Abfassung biblischer Epopöen oder Patriarchaden: unter ihnen auch Wieland. n) So hatte die deutsche Dichtung mit einemmale eine Wendung genommen, die Gottscheden nicht minder beunruhigen mußte, wie sie ihm unerwartet kam. Der Erfolg aller seiner Anstrengungen, den Deutschen eine poetische Litteratur nach seinem Sinne zu verschaffen, stand auf dem Spiel: er konnte es sich unmöglich verbergen, daß wenn der ihm verhaßte miltonische Geschmack durch diese ätherischen, seraphischen und mizraimischen Dichter, wie er Klopstock und seine Nachfolger zu bezeichnen pflegte, in der höhern Dichtung bei uns der herrschende würde, seinen Feinden der vollständigste Sieg über ihn gesichert sei. Hier galt es also, mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln seine Sache selbst zu verfechten. o) Indeß verhielt er sich in der ersten Zeit noch scheinbar ganz gleichgültig gegen die neuen Epiker; er mochte fühlen, daß er seinen Widersachern nicht eher gewachsen sei, bis er dem Messias ein ebenbürtiges Werk aus seiner Schule entgegenstellen könnte.

Joseph," „Jakob und Rahel," „Dina und Sichem," „Joseph und Zulika," „die Sündfluth," „Jakobs Wiederkunft von Haran," die alle in den Jahren 1751—54 erschienen und nachher mit andern eigenen oder bearbeiteten Gedichten der erzählenden Gattung und einigen übersetzten Stücken in die „Calliope," Zürich 1767. 2 Bde. 8. aufgenommen wurden. Vgl. Jördens 1, S. 149. — n) „Der geprüfte Abraham." Zürich 1753. 4 (vgl. oben S. 981). „Er wurde in Bodmers Hause, in eben dem Zimmer und an eben dem Tische verfertigt, woran Bodmer wechselsweise bald an seiner Uebersetzung Homers, bald an einer von den kleinen Epopöen, wozu ihm die Familie Abrahams den Stoff gab, arbeitete." Vgl. Jördens 5, S. 398. — o) Vgl. Danzel S. 355—365. —

Dieß meinte er aber seinen Landsleuten übergeben zu haben, als er das ihm von dem Frhrn Christoph Otto von Schönaich p) im Frühling 1751 übersandte Heldengedicht „Hermann, oder das befreite Deutschland," mit einer anpreisenden Vorrede hatte drucken lassen; q) denn von nun an folgten sich in seinem „Neuesten aus der anmuthigen Gelehrsamkeit" Schlag auf Schlag Anzeigen, Abhandlungen und Auszüge aus andern Büchern oder aus Briefen, die alle in unmittelbaren oder mittelbaren Angriffen auf die biblischen Epopöen überhaupt und auf den Messias insbesondere bestanden. r) Er mißbilligte ihren

p) Geb. 1725 zu Amtitz in der Nieder-Lausitz, erhielt nur eine nachlässige Erziehung, trat in kurfürstl. sächsische Kriegsdienste, wurde in der Schlacht bei Kesselsdorf gefangen, 1747 verabschiedet und lebte dann noch Jahre lang im elterlichen Hause, von seinem reichen Vater in der drückendsten Abhängigkeit gehalten (vgl. die Briefe an Gottsched bei Danzel S. 373—381). Später wurde er Majoratsherr der Standesherrschaft Amtitz, Domherr zu Brandenburg rc. und starb erst 1807. Ueber seine Schriften s. Jördens 4, S. 608 ff. — q) Leipzig 1751. 4; neue, verbesserte und vermehrte Auflage, mit einigen historischen Anmerkungen (und einer komischen Epopöe, „der Baron oder das Picknick") bereichert; Leipzig 1753. 4.; worauf noch 1760 und 1805 Auflagen folgten. Die Versart waren gepaarte trochäische Reimzeilen von acht Füßen. Schönaich stand vor und während der Abfassung seines Gedichts mit Gottsched in gar keiner Verbindung, wenn er sich auch in seinem ersten (anonymen) Schreiben an ihn, vom 6. März 1751, mit welchem er ihm zugleich den Hermann fertig übersandte, seinen Schüler und geschworenen Verehrer nannte. Er übergab sein Werk der Beurtheilung Gottscheds, ehe er es veröffentlichen wollte. Als dieser es sehr gut aufgenommen und dem Verfasser viel Schmeichelhaftes darüber geschrieben hatte, überließ Schönaich seinem kritischen Patron die Herausgabe und allen möglichen Nutzen davon; ihm brieflich vorgeschlagene Veränderungen und Verbesserungen nahm er meistens willig an. Vgl. die Briefe bei Danzel S. 369 ff. — r) Erst das October Stück des J. 1751, als Gottsched schon über ein halbes Jahr den Hermann in Händen hatte, brachte S. 767 ff. die Anzeige von Trillers „Wurmsamen" (vgl. §. 273, gegen Ende von Anm. 8). Der Schluß desselben Stücks kündigte bereits den ausführlichen Bericht über den im Druck vollendeten Hermann

Inhalt, s) er rügte daran den Schwung unbildsamer Gedanken und eine mäandrische Ausdrucksweise, t) er wunderte sich, wie die deutschen Gottesgelehrten so still säßen und es nicht wahrnähmen, wie viel solche geistliche „Lügenden" in einer zur Freigeisterei und Religionsspötterei so geneigten Zeit dem wahren

---

an, mit dem auch gleich das November Stück eröffnet wurde (S. 779 —794. „Da Deutschland," lautet es hier, „bisher von so vielen seltsamen Heldengedichten überschwemmt wird, so ist es gleichsam ein Wunder, ja ein rechtes Glück zu nennen, daß ein so starker Dichter, als der Hr. Baron von Schönaich, seinem Vaterlande auch ein ordentliches und kunstrichtiges ans Licht stellen wollen. — Die Musen scheinen ihn der Bellona, der er anfangs gewidmet gewesen, bloß darum entrissen zu haben, daß er ihnen in Deutschland einen so wichtigen Dienst thun und die epische Dichtkunst, die bisher in so fürchterlichen Gestalten erschienen, in einer liebenswürdigern Gestalt bekannt machen sollte. Wenigstens scheinen sie ihn ausdrücklich zu einem deutschen Voltaire bestimmt zu haben." — Wer das Werk des Dichters selbst lese, werde „völlig überführt werden, daß er den epischen Geist von der Natur erhalten und von eben der Muse gereget werde, welche einen Homer und Virgil vormals beseelet hat"). Die Beurtheilung von der „Prolusio de novo genere Poeseos Teutonicae Rhythmis destitutae etc." von dem gothaischen Rector J. H. Stuß im Jahrg. 1752. S. 55 ff. führt dann erst zu den directern Angriffen Gottschebs auf die Verfasser der biblischen Epopöen über, die in zwei Gutachten von ihm, was von den bisherigen christlichen Epopöen der Deutschen überhaupt, und was von der heroischen Versart unserer neuen biblischen Epopöen zu halten sei, in demselben Jahrgange S. 62 ff. und S. 205 ff. erfolgten. Dazu schlage man noch nach Jahrg. 1752. S. 386 ff.; 519 ff.; 776 f.; 1753. S. 28 ff.; 485 ff.; 1754. S. 122 ff.; 638 ff.; 1757. S. 332 ff. — s) „Es sind Gedichte, dazu der Stoff aus der Schrift hergenommen worden, die von allen Christen als eine göttliche Offenbarung, folglich als eine untrügliche Wahrheit angenommen und verehrt wird; dem aber die Dichter aus ihrem eigenen Witze viel seltsame Erdichtungen beifügen, ihre Erzählungen desto wunderbarer und beliebter zu machen. — Was thun unsere geistlichen Epopöendichter anders, als daß sie einen an den Rabbinen verlachten und billig verdammten Kunstgriff, wiewohl auf eine neue Art brauchen; die Bibel mit ihren Träumen ausfüllen und die Wahrheit mit Lügen verbrämen." Vgl. das Neueste x. 1752. S. 63. 68. — t) Das Neueste x. 1751. S. 769. —

Christenthum schaden würden, [u]) und verwarf endlich auch die Form dieser Gedichte, die hexametrisch sein sollte und es doch nicht wäre. [v]) Noch war sein Anhang groß genug, daß hier und da Schriften erschienen, die in Spott und Ernst auf diesen Ton eingehend, die „neumodische" Dichtungsmanier anfeindeten. [w]) Und wer dürfte es jetzt wohl in Abrede stellen, daß Gottsched und seine Parteigänger in so manchen Dingen, die sie dagegen vorbrachten, Recht hatten, und daß, von andern biblischen Epopöen ganz abgesehen, auch Klopstocks Messias seiner Anlage und Ausführung nach die ungemessenen Lobsprüche keineswegs verdiente, die ihm damals und auch noch späterhin, als er vollendet war, von seinen Bewunderern gespendet wurden? Allein Gottsched verkannte durchaus den großen Fortschritt, den unsre Dichtung schon mit der bloßen Conception dieses Werkes gemacht hatte, und den neuen Geist, der seine Zukunft darin ankündigte. Zugleich vergab er sich durch die leidenschaftliche Art, in der er den Kampf führte, und durch die Mittel, zu denen er griff, zuviel gegen seine Feinde; [x]) er machte sich lächerlich

---

u) „Sie verfolgen mit einem löblichen Eifer die zinzendorfischen Schwärmereien, zumal in dem schwindlichten Gesangbuche desselben; und sehen nicht, daß in diesen neuen Epopöen eben der Geist der Schwärmerei, nur auf eine schlauere und nicht so plumpe Art herrschet; aber eben deswegen noch desto schädlicher und ansteckender ist." Das Neueste rc. 1752. S. 71. — v) Vgl. §. 273, Anm. 8. — w) Ein Verzeichniß von Schriften, die für und wider den klopstockischen Messias und was damit zusammenhieng erschienen, gibt Jördens 3, S. 34 ff.; vgl. auch 1, S. 152 f. — x) Dahin gehörte z. B. sein Verhalten der Widerlegung gegenüber, welche die von einem Schottländer Lawder dem Milton angedichteten Beschuldigungen erfahren hatten. Lawder hatte nämlich in einem 1750 zu London erschienenen Buch, „An essay on Miltons use and imitation of the Moderns in his Paradise lost," behauptet, Milton wäre nichts weiter als ein gelehrter Dieb gewesen, der sein Werk aus dem Reichthum anderer Dichter unverschämt zusammengestohlen hätte, und diese Behauptung mit vielen Belegen unterstützt. Gottsched zeigte das Buch triumphierend in seinem Neuesten rc. 1752 an und gab

durch die wiederholte Anpreisung von Schönaichs nüchterner und mattherziger Erfindung, deren poetischer Gehalt unendlich tief unter dem des Messias geblieben war; und als er gar durch die philosophische Facultät in Leipzig seinem Dichter den Lorbeer verleihen ließ, y) wurde er der Gegenstand des Gespöttes aller Verständigen. Zu spät erkannte er, daß er sich mit Schönaich zu tief eingelassen hatte: denn als dieser, übermüthig geworden, mit seinem neologischen Wörterbuch, worin er die Dichter auf der Gegenseite zwar nicht ganz unwitzig und ungerecht kritisiert, aber zu gröblich verhöhnt hatte, z)

weitläuftige Auszüge daraus S. 261 ff.; 341 ff.; 438 ff.; 620 ff.; 831 ff.; 913 ff. Lawder hatte aber bald an John Douglas einen Widerleger gefunden: der Inhalt seines Buchs war als ein boshafter Betrug aufgedeckt worden. Indeß so wenig Gottsched von dieser Widerlegung Notiz genommen hatte, so wenig fiel es ihm ein, die von Fr. Nicolai herrührende, wahrscheinlich aus Douglas' Schrift übersetzte oder darnach bearbeitete „Untersuchung, ob Milton sein verlornes Paradies aus lateinischen Schriftstellern ausgeschrieben habe, nebst einigen Anmerkungen über eine Recension des lawderschen Buches rc." Frankfurt und Leipzig 1753. 8. (vgl. Danzel, Lessing rc. 1, S. 268 f.) zu berücksichtigen und darauf in seinem Neuesten rc. einzugehen. Dieß rügte Nicolai in den Briefen über den jetzigen Zustand d. schön. Wiss. S. 109 mit den stärksten Ausdrücken. Die gedachte Untersuchung könne Gottscheden nicht unbekannt geblieben sein; dennoch fahre er in seinem Neuesten, wo er auf Milton zu reden komme, fort, ihn einen berufenen Plagiarius zu nennen und von ihm mit der äußersten Verachtung zu reden. Diese lächerliche Hartnäckigkeit zeige uns also nicht etwa einen Sünder, der vor Scham die Augen niederschlage, sondern einen Ruchlosen, Halsstarrigen, der über seine entdeckten Kunstgriffe die Zähne knirsche, aber nichts desto weniger die Augen muthwillig vor der Wahrheit zudrücke rc. — y) Die Facultät hatte von ihrem 1741 erlangten Rechte, „poetische Lorbeerkränze an vortreffliche Dichter zu ertheilen," zeither noch niemals Gebrauch gemacht. Schönaichs Krönung, bei der er sich jedoch durch einen Andern vertreten ließ, geschah unter Gottschedts Decanat am 18. Juli 1752. Vgl. das Neueste rc. 1752. S. 627 ff.; 1753. S. 46 ff. und dazu Schönaichs Briefe bei Danzel S. 377 ff. — z) „Die ganze Aesthetik in einer Nuß, oder neologisches Wörterbuch, als ein sicherer Kunstgriff, in vier und zwanzig Stunden ein geistvoller Dichter und

großen Anstoß erregte, bemühte sich Gottsched zwar, den Verdacht abzuwehren, als sei dieses Buch ganz nach seinem Sinne, bei dem er vielleicht selbst die Hand im Spiel gehabt habe; aa) allein seine Erklärungen fanden nirgend rechten Glauben, bb) und seine Stimme galt fortan gar nichts mehr unter den Schriftstellern, die irgend einen Einfluß auf das gebildetere Publicum ausübten. cc) Er war in Verachtung gesunken.

Redner zu werden und sich über alle schale und hirnlose Reimer zu schwingen. Alles aus den Accenten der heiligen Männer und Barden des jetzigen überreichlich begeisterten Jahrhunderts zusammengetragen und den größten Wortschöpfern unter denselben aus dunkler Ferne geheiliget von einigen bemüthigen Verehrern der sehraffischen Dichtkunst." (Breslau) 1754. 8. Schönaich hatte sich nicht genannt. Die Zueignung war zwar bloß an Klopstock und Bodmer gerichtet (vgl. Jördens 4, S. 610 f.), allein in dem Buche selbst war es auch auf andere Dichter abgesehen, besonders auf Haller und außerdem noch auf Wieland, Gleim, Gellert rc. (vgl. Danzel S. 365 ff.). — aa) Vgl. das Neueste rc. 1754. S. 911 ff. und dazu die „Nachricht" auf S. 934. Daß Schönaich von selbst darauf gekommen war, zu einem solchen neologischen Wörterbuch aus den Schriften der Schweizer, und namentlich aus den hallerschen, „die Kernredensarten herauszuziehen," scheint nach dem Briefe vom 24. Mai 1753 bei Danzel (S. 381) nicht zweifelhaft. Wie er es aber nach und nach zusammenschrieb, wurde das Wörterbuch Gottscheden mitgetheilt; doch „durchgeackert" hatte dieser es nicht, bevor es dem Druck übergeben wurde. Vgl. die Briefe bei Danzel S. 381—84. — bb) Vgl. Nicolai's Briefe über d. jetzigen Zustand d. schön. Wiss. rc. S. 103 ff. Allein so groß die Entrüstung auch war, welche die Aesthetik in einer Nuß bei den Schriftstellern erregte, die nicht zu Gottsched hielten, so scheint die Schweizer doch der Beifall beunruhigt zu haben, den sie unter dem größern Publicum gefunden haben muß (vgl. Briefe d. Schweizer rc. S. 229 f.). Daher beabsichtigte Wieland eine Dunciade gegen Gottsched zu schreiben, deren Ankündigung auch wirklich 1755 gedruckt ward. Wenigstens theilweise rührte von ihm auch ein ebenfalls 1755 gedrucktes Büchlein her, „Edward Grandisons Geschichte in Görlitz," welches die damals zwischen der gottschedischen und der klopstock-bodmerischen Partei herrschenden Streitigkeiten in das rechte Licht setzen sollte. S. das Nähere über beide Schriften bei Danzel, Lessing rc. 1, S. 194 ff. Vgl. auch Wielands Leben von Gruber 1, S. 197 f. 218. — cc) Wie und wo sich namentlich Lessing über Gottsched und dann auch

§. 284.

Der reine Gewinn, den die Litteratur aus den seit dem Jahre 1740 zwischen den Leipzigern und den Schweizern gewechselten Streitschriften selbst zog, war an und für sich sehr gering; viel bedeutender für sie sowohl, wie für das Verhältniß des Volks zu ihr, waren die mehr mittelbaren Folgen des Streits, die sich zum Theil schon während dessen Dauer, zum Theil erst später deutlich herausstellten. Für das Verhalten des Volks zur Litteratur zeigten sie sich in einer zunehmenden Theilnahme desselben an litterarischen Dingen. Wochen- und Monatsschriften erwähnten der Parteinamen der Leipziger und der Schweizer zu häufig, verschiedene giengen auch auf die Gegenstände des Streits zu lebhaft ein, als daß sich nicht nach und nach auch aus ihren nicht gelehrt erzogenen Lesern ein Publicum hätte bilden sollen, das diese gelehrten Händel mit Aufmerksamkeit verfolgte und sich fortan überhaupt mehr um das, was auf dem vaterländischen Litteraturgebiet vorgieng, kümmerte. In das deutsche Schriftstellerthum selbst brachte die Fehde mit der immer heftiger werdenden Reibung der Gegensätze, die sich in ihm aufgethan hatten, zuerst eine allgemeinere Bewegung, welche die Geister aus der zeitherigen Erschlaffung aufrüttelte, neue Kräfte weckte, zu neuen Strebungen den Anstoß gab. Schon während der Zeit des Kampfes hatte sich eine Anzahl von Schriftstellern hervorgethan, die auf dem Grunde einer aus dem Zusammenstoß und der Reibung jener Gegensätze gewonnenen allgemeineren Bildung einen gewissen

über Schönaich (der seine ohnmächtige Rache an ihm auf alle Weise auszulassen suchte) erklärte, ist bei Danzel a. a. O. S. 195 ff. nachzulesen. Ueber Lessings und Nicolai's Absicht, gemeinschaftlich ein burleskes Heldengedicht auf Gottsched und seine Schule zu machen, vgl. Lessings sämmtl. Schriften 13, die Anmerk. auf S. 6 f. und dazu Danzel, a. a. O. 1, S. 280 f.

Wesen der schönen Künste hier nicht mehr bloß in eine Nachahmung der Natur schlechthin, sondern in eine Nachahmung der schönen Natur gesetzt ward. [9]) Sie wurden schon in den Funfzigern verschiedentlich theils übersetzt, [10]) theils ausgezogen, [11]) oder auch eigens für die Deutschen bearbeitet. Die gelesenste, mit verschiedenen eigenen, sowohl erläuternden, wie widerlegenden Abhandlungen begleitete Uebersetzung des ältern Buchs von Batteux war die von J. A. Schlegel; [12]) zu noch größerem Ansehn jedoch gelangte Ramlers Bearbei-

---

belles lettres," und endlich faßte er beide Werke in eins zusammen, unter dem Titel „Principes de littérature." Paris 1747—50. 4 Bde. 12. — 9) Der Abschnitt des Buchs „les beaux arts réduits à un même principe," der davon im Besondern handelt, daß „die Dichtkunst sich auf die Nachahmung der schönen Natur einschränke," führt im 3. Kapitel die allgemeinen Regeln der Poesie der Sachen auf; gleich die erste ist (nach Schlegels Uebersetzung 2. A. S. 120): „Mit dem Angenehmen werde das Nützliche verknüpft." Vgl. über Batteux' Lehre überhaupt die Bemerkungen Danzels, Lessing 1, S. 345 f. — 10) Schon 1751 wurde, außer v. J. A. Schlegel, die erste Schrift von Batteux übersetzt von P. E. Bertram, Gotha 8. — 11) Von Gottsched, „Auszug aus des Hrn Batteux — schönen Künsten aus dem einzigen Grundsatze der Nachahmung hergeleitet; zum Gebrauch seiner Vorlesungen mit verschiedenen Zusätzen und Anmerkungen erläutert." Leipzig 1754. 4. Vgl. darüber Nicolai's Briefe über d. jetzigen Zustand der schön. Wiss. rc. S. 8 ff. — 12) „Batteux, Einschränkung der schönen Künste auf einen einzigen Grundsatz. Aus d. Französ. übersetzt und mit einem Anhange einiger eigenen Abhandlungen versehen." Leipzig 1751. 8; zweite (verbesserte und vermehrte) Aufl. 1759; dritte (von neuem verbesserte und vermehrte) 1770. 2 Thle. 8. Die erste Ausg. brachte 7, die zweite 9, die dritte 11 Abhandlungen von Schlegel. Batteux hatte sich von Mich. Huber (geb. 1727 zu Frankenhausen in Niederbaiern, kam früh nach Paris und von da 1766 als Lector der französ. Sprache nach Leipzig, wo er 1804 starb), der sich als geschickter Uebersetzer deutscher Dichtwerke in's Französische seit dem Anfang der Sechziger Ruf verschaffte (vgl. Jördens 2, S. 475 ff.), Auszüge aus Schlegels Anmerkungen und Abhandlungen machen lassen und sie in einer neuen Ausgabe seines Buchs zu widerlegen gesucht. Diesen Widerlegungen trat Schlegel wieder in der 3. Ausg. seiner Uebersetzung entgegen. —

tung des den Inhalt der beiden frühern umfassenden Werks.[13]) Sie wurde für lange Zeit das Hauptlehrbuch über das Wesen und die Behandlungsart der einzelnen poetischen Gattungen, in Bezug worauf man bis dahin fast allein an Gottscheds kritische Dichtkunst verwiesen war, da weder Breitinger noch Meier in seinen Anfangsgründen aller schönen Wissenschaften, noch auch Baumgarten selbst in der Aesthetik darüber nähere Auskunft gegeben hatten.[14]) Die Lehre von den sittlichen und erbaulichen Zwecken der Poesie, so wie das

---

13) „Einleitung in die schönen Wissenschaften. Nach dem Französischen des Hrn. Batteux, mit Zusätzen vermehrt." Leipzig 1758. 4 Bde 8; von den vier folgenden Auflagen, deren jede neue Verbesserungen und Zusätze enthielt, erschien die letzte Leipzig 1803. Ramler änderte in seiner Bearbeitung der Principes de litterature nicht nur manches ab, wenn Batteux von Sachen geredet hatte, „die allein die Sprache seines Landes und die Versification angiengen," sondern nahm auch fast alle Beispiele aus deutschen Dichtern und Prosaisten, die er aber nach seiner Art oft verbessern zu müssen glaubte. Die Grundsätze und Kritiken des Franzosen ließ er, wie in dem Vorbericht zu der ersten Ausgabe versichert wurde, unberührt. — 14) Wenn auch schon früherhin in Deutschland mehrfache Ausstellungen an Batteux' Grundsätzen, namentlich von J. A. Schlegel selbst, von Mendelssohn u. a. gemacht worden waren, so wurde, wofern ich nichts übersehen habe, ein völlig verwerfendes Urtheil darüber doch erst 1772 in der allgem. d. Bibliothek (16, 1, S. 17 ff.) von Herder gefällt, als er die dritte Ausg. von Schlegels Uebersetzung anzeigte. Er bezeichnete Batteux als einen seichten Vernünftler und trocknen Metaphysiker, der uns für seine Trockenheit auch nicht einmal mit Präcision und Bestimmtheit schadlos halte, der nicht nur selten wisse, was er sagen wolle, sondern noch seltener, worüber er rede — und demungeachtet für die Deutschen fast der Hauptphilosoph in dieser Werkstätte sei. Batteux' Buch (System wolle und könne er's kaum nennen), auf eine belle phrase und nicht auf einen Strohhalm mehr gebaut, sei in Deutschland ein sehr verderbliches Buch gewesen. Nur als Cours de belle litterature, als eine Pforte, wenigstens Dichter und Dichtarten im Detail kennen zu lernen, möge die batteuxsche Theorie noch gelten, und deshalb sei auch die ramlersche Bearbeitung der schlegelschen Uebersetzung mit ihren Anmerkungen und Anhängen vorzuziehen. —

mahlerische und das in der Empfindung beruhende Princip derselben vertraten vornehmlich die der Züricher Schule verwandten Schriftsteller, zu denen man als Kunstlehrer auch J. A. Schlegel, vorzüglich aber Klopstock und Sulzer rechnen muß. Schlegel entwickelte seine Grundsätze in den Anhängen zu seiner Uebersetzung des Batteux; [15]) Klopstock in verschiedenen Abhandlungen, die vom J. 1755 an erschienen; [16])

15) In der Abhandlung „Von dem höchsten und allgemeinsten Grundsatze der Poesie," die sich auch schon in der ersten Ausgabe seines Batteux befindet, stimmt er Baumgarten darin bei, daß die Schönheit in der Vollkommenheit der sinnlichen Erkenntniß bestehe. „Es gibt aber (nach der 2. Ausg. S. 364 ff.) ein doppeltes Sinnliches, eins für die äußerliche Empfindung, eins für die innerliche. Jenes hat vornehmlich die Gunst des Schönen, und aus ihm entspringt die Poesie der Mahlerei; dieß hingegen gehört dem Guten eigenthümlich zu und ist ihm zur Beförderung seiner Vortheile unentbehrlich: ihm verdankt die Poesie der Empfindung ihren Ursprung. Die Poesie der Mahlerei und die Poesie der Empfindung sind wesentlich von einander unterschieden: jene ist ein in äußerliches Sinnliches gekleidetes Schönes und redet ins Auge; diese ist ein durch ein innerliches Sinnliches belebtes Gutes und redet ins Herz." Und nun stellt er gegen Batteux' Grundsatz den seinigen auf: „die Poesie wird also der sinnlichste und angenehmste Ausdruck des Schönen, oder des Guten, oder des Schönen und Guten zugleich, durch die Sprache sein." Durch die Zurückführung auf diesen Grundsatz will Schlegel dann auch das Lehrgedicht, welches Batteux schon für ein Mittelding zwischen Poesie und Prosa erkannt hatte, als eine Gattung wahrer und echter Poesie retten. Wie wenig Schlegel mit dieser Definition die baumgartensche vervollständigt oder faßlicher gemacht habe, zeigte Mendelssohn am Schlusse seiner Beurtheilung der 2. Aufl. des schlegelschen Buchs im 82—87. Litterat. Br. — 16) Die erste in der Kopenhagener Ausg. des Messias, die übrigen im nord. Aufseher; beisammen findet man sie bei Back und Spindler Bd. 4. Nach der Abhandlung „Von der heiligen Poesie" (1755) ist „der letzte Endzweck der höhern Poesie und zugleich das wahre Kennzeichen ihres Werthes die moralische Schönheit. Und auch diese allein verdient es, daß sie unsre ganze Seele in Bewegung setze," welches eben die letzten und höchsten Wirkungen der Werke des Genie's seien. Man könne hier auch ohne Offenbarung schon weit gehen; Homer sei, außer seiner Göttergeschichte, die er nicht erfunden

Sulzer hauptsächlich in seiner auf die Grundlage von Breitingers, Baumgartens und Batteux' Lehren aufgebauten „allgemeinen Theorie der schönen Künste ꝛc.," die schon 1757 angekündigt wurde, [17]) aber erst im Anfange der Siebziger herauskam. [18]) Fruchtbringender für die schöne Litteratur als

---

habe, schon sehr moralisch. „Wenn aber die Offenbarung unsre Führerin wird, so steigen wir von einem Hügel auf ein Gebirge." — Youngs Nachtgedanken seien vielleicht das einzige Werk der höhern Poesie, welches verdiente, gar keine Fehler zu haben (Back u. Spindler S. 91). — Wo Klopstock „von dem Range der schönen Künste und der schönen Wissenschaften" handelt (1758), setzt er den Vorzug dieser vor jenen darin, daß sie viel nützlicher seien, die Menschen moralischer zu machen. „Dieß," läßt er die schönen Künste sagen (S. 115), „soll so sehr unsere Hauptabsicht sein, daß wir unsrer Neigung, zu gefallen, nur in sofern folgen dürfen, als sie uns zu diesem letzten Endzwecke führt. Wir erniedrigen uns, und wir sind nicht mehr schön, wenn uns die moralische Schönheit fehlt." — Endlich, was seine Herleitung der Poesie aus der subjectiven Empfindung betrifft, so heißt es in den „Gedanken über die Natur der Poesie" (1759—60): „Das Wesen der Poesie besteht darin, daß sie durch die Hülfe der Sprache eine gewisse Anzahl von Gegenständen, die wir kennen, oder deren Dasein wir vermuthen, von einer Seite zeigt, welche die vornehmsten Kräfte unserer Seele in einem so hohen Grade beschäftigt, daß eine auf die andere wirkt und dadurch die ganze Seele in Bewegung setzt." Dieß sei zwar eine Definition der höhern Poesie; allein auch die angenehme Poesie müsse vieles von diesem Allen thun, wenn sie nicht den Namen einer versificierten Prosa verdienen wolle. Batteux habe nach Aristoteles das Wesen der Poesie mit den scheinbarsten Gründen in der (so!) Nachahmung gesetzt. „Aber wer thut, was Horaz sagt: „„Wenn du willst, daß ich weinen soll, so mußt du selbst betrübt gewesen sein!"" ahmt der bloß nach? Nur alsdann hat er bloß nachgeahmt, wenn ich nicht weinen werde. Er ist an der Stelle desjenigen gewesen, der gelitten hat. Er hat selbst gelitten" (S. 36 f.). — 17) Vgl. die Bibliothek d. schön. Wiss. ꝛc. 1, S. 222 ff. Ueber den Plan, nach welchem er arbeitete, gab er dann im 78. Litt. Br. einige nähere Auskunft. — 18) „Allgemeine Theorie der schönen Künste in einzeln, nach alphabetischer Ordnung der Kunstwörter auf einander folgenden Artikeln abgehandelt." Leipzig 1771. 74. 2 Bde 4; von den verschiedenen verbesserten (Octav-) Auflagen erschien die letzte Leipzig 1792 ff. 4 Bde. Die erste Veran-

mahlerische und das in der Empfindung beruhende Princip derselben vertraten vornehmlich die der Züricher Schule verwandten Schriftsteller, zu denen man als Kunstlehrer auch J. A. Schlegel, vorzüglich aber Klopstock und Sulzer rechnen muß. Schlegel entwickelte seine Grundsätze in den Anhängen zu seiner Uebersetzung des Batteux;[15]) Klopstock in verschiedenen Abhandlungen, die vom J. 1755 an erschienen;[16])

15) In der Abhandlung „Von dem höchsten und allgemeinsten Grundsatze der Poesie," die sich auch schon in der ersten Ausgabe seines Batteux befindet, stimmt er Baumgarten darin bei, daß die Schönheit in der Vollkommenheit der sinnlichen Erkenntniß bestehe. „Es gibt aber (nach der 2. Ausg. S. 364 ff.) ein doppeltes Sinnliches, eins für die äußerliche Empfindung, eins für die innerliche. Jenes hat vornehmlich die Gunst des Schönen, und aus ihm entspringt die Poesie der Mahlerei; dieß hingegen gehört dem Guten eigenthümlich zu und ist ihm zur Beförderung seiner Vortheile unentbehrlich: ihm verdankt die Poesie der Empfindung ihren Ursprung. Die Poesie der Mahlerei und die Poesie der Empfindung sind wesentlich von einander unterschieden: jene ist ein in äußerliches Sinnliches gekleidetes Schönes und redet ins Auge; diese ist ein durch ein innerliches Sinnliches belebtes Gutes und redet ins Herz." Und nun stellt er gegen Batteux' Grundsatz den seinigen auf: „die Poesie wird also der sinnlichste und angenehmste Ausdruck des Schönen, oder des Guten, oder des Schönen und Guten zugleich, durch die Sprache sein." Durch die Zurückführung auf diesen Grundsatz will Schlegel dann auch das Lehrgedicht, welches Batteux schon für ein Mittelding zwischen Poesie und Prosa erkannt hatte, als eine Gattung wahrer und echter Poesie retten. Wie wenig Schlegel mit dieser Definition die baumgartensche vervollständigt oder faßlicher gemacht habe, zeigte Mendelssohn am Schlusse seiner Beurtheilung der 2. Aufl. des schlegelschen Buchs im 82—87. Litterat. Br. — 16) Die erste in der Kopenhagener Ausg. des Messias, die übrigen im nord. Aufseher; beisammen findet man sie bei Back und Spindler Bd. 4. Nach der Abhandlung „Von der heiligen Poesie" (1755) ist „der letzte Endzweck der höhern Poesie und zugleich das wahre Kennzeichen ihres Werthes die moralische Schönheit. Und auch diese allein verdient es, daß sie unsre ganze Seele in Bewegung setze," welches eben die letzten und höchsten Wirkungen der Werke des Genie's seien. Man könne hier auch ohne Offenbarung schon weit gehen; Homer sei, außer seiner Göttergeschichte, die er nicht erfunden

Jahrzehent den bedeutendsten Nachdruck durch Joh. Nic. Meinhards [21]) treffliche Uebersetzung von Home's „Grundsätzen der Kritik," [22]) die auf Erfahrungen und Beobachtungen über

philosophical Enquiry into the Origin of our Ideas of the Sublime and Beautiful." London 1757. 8 kennen lernte. Er zeigte dasselbe aber alsbald ausführlich an (Biblioth. d. schön. Wiss. ꝛc. 3, S. 290 ff.), indem er gleich zu Anfang bemerkte, unsre Nachbarn, und besonders die Engländer, giengen uns mit philosophischen Beobachtungen der Natur vor, wir folgten ihnen mit unsern Vernunftschlüssen auf dem Fuße nach, und wenn es so fortgienge, daß unsre Nachbarn beobachteten und wir erklärten, so könnten wir hoffen, mit der Zeit eine vollständige Theorie der Empfindungen zu bekommen, deren Nutzen in den schönen Wissenschaften gewiß nicht gering sein würde. Wenn er sich hier nicht selbst darauf einließ, den philosophischen Erklärer für die Beobachtungen des Engländers abzugeben, so rührte dieß daher, daß Lessing Burke's Buch übersetzen und mit Anmerkungen begleiten wollte. Er führte seine Absicht aber nicht aus (vgl. Danzel a. a. O. S. 352 f.), und ich weiß nicht, ob es vor Garve's Uebertragung, Riga 1773, schon verdeutscht worden ist. — 21) Hieß eigentlich Gemeinhard, geb. 1727 zu Erlangen, studierte zu Helmstädt Theologie, war seit 1751 zu verschiedenen Malen in Liefland Hauslehrer und hielt sich dazwischen einige Jahre in Göttingen auf, wo er sich besonders mit Sprachen, schöner Litteratur und Philosophie beschäftigte. 1756 trat er mit einem jungen liefländischen Edelmann eine Reise durch Deutschland, Frankreich, Spanien und Italien an. Nach seiner Rückkehr im J. 1759 wurde er in Helmstädt Magister und beschloß, daselbst Vorlesungen über schöne Litteratur zu halten; bald jedoch änderte er seinen Entschluß, zog nach Braunschweig und fieng, von Zachariae dazu aufgemuntert, an zu schriftstellern. Seine Hypochondrie litt ihn aber auch hier nicht lange; er schlug mehrere Stellen aus, die ihm angetragen wurden, und gieng nach Leipzig. 1763 reiste er als Hofmeister eines jungen Grafen wiederum durch Deutschland nach Frankreich und Italien und dießmal auch nach England. Nach einem zweiten Aufenthalt in Braunschweig ließ er sich zuletzt in Erfurt nieder, wo er aber nur noch ungefähr anderthalb Jahre lebte. Er starb in Berlin, das er zu seinem Sommerwohnort gewählt hatte, 1767. — 22) Henry Home (später Lord Kaimes), „Elements of criticism." 3. Ausg. Edinburg 1762. 8. Meinhards Uebersetzung erschien zuerst Leipzig 1763—66. 3 Bde. 8; sodann, mit den Zusätzen und Veränderungen der vierten Ausg. des Originals, durch Garve und Engel besorgt, Leipzig 1772. 2 Bde. 8; zuletzt, mit Bemer-

Aesthetiker auf die deutsche Litteratur erhielt dann im nächsten

---

und Verbindungen der schönen Künste und Wissenschaften," zuerst in der Biblioth. d. schön. Wiss. ꝛc. 1, S. 231 ff., umgearbeitet unter dem Titel „Ueber die Hauptgrundsätze der schönen Künste und Wissenschaften" in den philos. Schriften; — und die „Betrachtungen über das Erhabene und das Naive in den schönen Wissenschaften," ebenfalls zuerst in jener Zeitschrift 2, S. 229 ff. und dann überarbeitet in den philos. Schriften, in deren zweiter Auflage (1771) sie noch viele Veränderungen und Zusätze erhielten. In der ersten dieser beiden Abhandlungen geht er, mit Ablehnung des batteux'schen Grundsatzes, den er unzulänglich findet, von „den bekanntesten und unumstößlichst erwiesenen Grundsätzen der Seelenlehre" aus, wonach „ein jeder Begriff der Vollkommenheit, der Uebereinstimmung und des Unfehlerhaften von unserer Seele dem Mangelhaften, dem Unvollkommenen und Mißhelligen vorgezogen" werde. Sei nun die Erkenntniß dieser Vollkommenheit anschauend (in den philos. Schr. „sinnlich"), so werde sie Schönheit genannt, und das Wesen der schönen Künste und Wissenschaften bestehe in dem sinnlichen Ausdruck der Vollkommenheit (in d. philos. Schr. „in einer künstlichen sinnlich-vollkommenen Vorstellung oder in einer durch die Kunst vorgestellten sinnlichen Vollkommenheit"). Es sei aber nicht genug, daß der Ausdruck sinnlich sei, er müsse auch selbst vollkommen sein, d. h. er müsse uns alle Theile des Gegenstandes getreu abbilden, die wir an ihm selbst vermittelst der Sinne wahrnehmen können. Eine solche Abbildung werde Nachahmung genannt, und daher sei diese eine nothwendige Eigenschaft der schönen Künste und Wissenschaften. Der Künstler müsse sich jedoch über die gemeine Natur erheben, und weil die Nachbildung der Schönheit sein einziger Endzweck sei, so stehe es ihm frei, dieselbe allenthalben in seinen Werken zu concentrieren, damit sie uns stärker rühre. Im Folgenden wird das, was im Allgemeinen festgestellt worden, auf die einzelnen schönen Wissenschaften und Künste besonders angewandt. — Die andere Abhandlung setzt im ursprünglichen Text den Character des Erhabenen in den schönen Künsten und Wissenschaften in den sinnlichen Ausdruck einer Vollkommenheit, die Bewunderung erregt. Das Erhabene stehe in genauer Verbindung mit dem naiven Ausdruck: naiv aber werde der Ausdruck, insofern er ein einfältiges Zeichen zur Andeutung eines Gegenstandes abgebe, der edel, schön oder mit seinen wichtigen Folgen gedacht werde, oder — weil die Erklärung noch weiter ausgedehnt werden müsse — wenn durch ein einfältiges Zeichen eine bezeichnete Sache angedeutet werde, die selbst wichtig sei, oder von wichtigen Folgen sein könne, so heiße das Zeichen naiv. Diese Abhandlung war schon geschrieben, als Mendelssohn Edm. Burke's Werk „A

Jahrzehent den bedeutendsten Nachdruck durch Joh. Nic. Reinhards [21]) treffliche Uebersetzung von Home's „Grundsätzen der Kritik," [22]) die auf Erfahrungen und Beobachtungen über

---

philosophical Enquiry into the Origin of our Ideas of the Sublime and Beautiful." London 1757. 8 kennen lernte. Er zeigte dasselbe aber alsbald ausführlich an (Biblioth. d. schön. Wiss. ꝛc. 3, S. 290 ff.), indem er gleich zu Anfang bemerkte, unsre Nachbarn, und besonders die Engländer, giengen uns mit philosophischen Beobachtungen der Natur vor, wir folgten ihnen mit unsern Vernunftschlüssen auf dem Fuße nach, und wenn es so fortgienge, daß unsre Nachbarn beobachteten und wir erklärten, so könnten wir hoffen, mit der Zeit eine vollständige Theorie der Empfindungen zu bekommen, deren Nutzen in den schönen Wissenschaften gewiß nicht gering sein würde. Wenn er sich hier nicht selbst darauf einließ, den philosophischen Erklärer für die Beobachtungen des Engländers abzugeben, so rührte dieß daher, daß Lessing Burke's Buch übersetzen und mit Anmerkungen begleiten wollte. Er führte seine Absicht aber nicht aus (vgl. Danzel a. a. O. S. 352 f.), und ich weiß nicht, ob es vor Garve's Uebertragung, Riga 1773, schon verdeutscht worden ist. — 21) Hieß eigentlich Gemeinhard, geb. 1727 zu Erlangen, studierte zu Helmstädt Theologie, war seit 1751 zu verschiedenen Malen in Liefland Hauslehrer und hielt sich dazwischen einige Jahre in Göttingen auf, wo er sich besonders mit Sprachen, schöner Litteratur und Philosophie beschäftigte. 1756 trat er mit einem jungen liefländischen Edelmann eine Reise durch Deutschland, Frankreich, Spanien und Italien an. Nach seiner Rückkehr im J. 1759 wurde er in Helmstädt Magister und beschloß, daselbst Vorlesungen über schöne Litteratur zu halten; bald jedoch änderte er seinen Entschluß, zog nach Braunschweig und fieng, von Zachariae dazu aufgemuntert, an zu schriftstellern. Seine Hypochondrie litt ihn aber auch hier nicht lange; er schlug mehrere Stellen aus, die ihm angetragen wurden, und gieng nach Leipzig. 1763 reiste er als Hofmeister eines jungen Grafen wiederum durch Deutschland nach Frankreich und Italien und dießmal auch nach England. Nach einem zweiten Aufenthalt in Braunschweig ließ er sich zuletzt in Erfurt nieder, wo er aber nur noch ungefähr anderthalb Jahre lebte. Er starb in Berlin, das er zu seinem Sommerwohnort gewählt hatte, 1767. — 22) Henry Home (später Lord Kaimes), „Elements of criticism." 3. Ausg. Edinburg 1762. 8. Reinhards Uebersetzung erschien zuerst Leipzig 1763—66. 3 Bde. 8; sodann, mit den Zusätzen und Veränderungen der vierten Ausg. des Originals, durch Garve und Engel besorgt, Leipzig 1772. 2 Bde. 8; zuletzt, mit Bemer-

Mündigwerdens mit einer ungehemmten Kraftentwicklung hinausgerückt zu sein. Allerdings war das, was die Dichtung durch Klopstock gewann, nichts Geringes. Mit glücklichem Takt hatte er dem Gebiet, aus welchem sich bei dem damaligen Zustande des deutschen Lebens für den Dichter noch einzig und allein Gegenstände von einem höhern Werthe[a], und zugleich volksmäßigen[b], Gehalt darboten, den Stoff zu seinem epischen Werke entnommen. Begeistert von dem Gedanken, die Religion durch die Poesie zu verherrlichen und diese wiederum durch eine im großen Kunststil entsprechende Darstellung des Erlösungswerkes aus ihrer zeitherigen Niedrigkeit zur höchsten Würde zu erheben, war es schon dem Jünglinge gelungen, sich eine so zu sagen ganz neue poetische Sprache und in ihr das Werkzeug zu einer in Deutschland nicht minder neuen Kunstform zu schaffen, die dem Alterthum, wie es schien, mit dem glücklichsten Erfolge nachgebildet war. Allein Klopstock besaß in zu geringem Grade die Gabe, die Gegenstände, die er dichterisch darstellen wollte, zu verkörpern und sinnlich zu beleben;[c] auch verkannte er noch zu sehr, daß gerade die

---

a) „Die Poesie hatte sich damals aus der Welt in die Religion geflüchtet, [illegible] kam es kaum zum Vorschein." Goethe, Werke 25, S. [illegible]. — b) Um diesen Ausdruck zu rechtfertigen und ihn [illegible] nicht zu mißdeuten, beziehe ich mich auf das, was §. 220. über die geistliche Lyrik des vorigen Jahrhunderts und über das Kirchenlied insbesondere bemerkt worden ist. — c) In der Stelle von Schillers Abhandlung „über naive und sentimentalische Dichtung," die von Klopstocks Poesie im Allgemeinen und von seiner epischen Darstellungsweise im Besondern eine meisterhafte Charakteristik gibt, heißt es u. a. auch (8, 2, S. 115 f.): „Bestimmt genug möchten vielleicht noch die Figuren in dem Messias sein, aber nicht für die Anschauung; nur die Abstraction hat sie erschaffen, nur die Abstraction kann sie unterscheiden. Sie sind gute Exempel zu Begriffen, aber keine Individuen, keine lebende Gestalten. — Klopstocks Sphäre ist immer das Ideenreich, und ins Unendliche weiß er alles, was er bearbeitet, hinüber-

Gattung der Poesie, für die er sich entschieden hatte, vor allem Andern Handlungen und Ereignisse zu ihrem Inhalte verlangt. In jedem Sinne ein Schüler der Schweizer, sowohl in der dichterischen Poesie, wie in den Grundsätzen seiner Theorie, ließ er immer zuerst und zumeist das Herz sprechen und mahlte mehr die Seelenzustände, die Leidenschaften und Empfindungen seiner Personen, als daß er diese zu lebensvollen Gestalten ausbildete und ihre Charactere vornehmlich aus ihren Handlungen anschaulich machte.[d]) So blieb die erste, bereits

---

zuführen. Man möchte sagen, er ziehe allem, was er behandelt, den Körper aus, um es zu Geist zu machen, so wie andere Dichter alles Geistige mit einem Körper bekleiden." — d) „Leset Homer, und dann leset Klopstock; jener mahlet, indem er spricht; er mahlet lebende Natur und poetische Welt: dieser spricht, um zu mahlen, er schildert, und um neu zu sein, eine ganz andre Welt, die Welt der Seele und der Gedanken, da jener sie hingegen in Körper kleidet und spricht: laß sie selbst reden!" Herder, Fragm. über d. neuere d. Litt. 1. A. 1, S. 55. — Schiller, der in einer Anmerkung zu der eben angezogenen Stelle seiner Abhandlung eine bildende (plastische) und eine musikalische Poesie unterscheidet und das Wesen der letztern darin setzt, daß sie, wie die Tonkunst, bloß einen bestimmten Zustand des Gemüths hervorbringe, ohne dazu eines bestimmten Gegenstandes der Nachahmung nöthig zu haben, nennt Klopstock einen musikalischen Dichter. So eine herrliche Schöpfung die Messiade in musikalisch-poetischer Rücksicht sei, so vieles lasse sie in plastisch-poetischer noch zu wünschen übrig. — Ein Mann wie Merck, der allein schon durch jenes bedeutende Wort über Goethe's „Bestreben und unablenkbare Richtung" (vgl. oben S. 1012 gegen Ende der Anmerk.) bewiesen haben würde, daß er wußte, worin sich die rechte poetische Schöpferkraft zeige, trat darum auch mit dem Bekenntniß gegen Nicolai heraus, daß er nach seiner Vorstellungsart Klopstock nie für einen wahren poetischen Kopf gehalten habe (Briefe aus dem Freundeskreise v. Goethe ꝛc. S. 118). — In neuester Zeit ist das härteste Urtheil über Klopstock wohl von Danzel, Lessing ꝛc. 1, S. 207; 493 f. gefällt worden. Er hätte es in weniger schroffe und den Dichter nicht so herab würdigende Worte fassen können, und es würde der Gerechtigkeit damit nichts vergeben worden sein, wenn Danzel dem Messias eine etwas höhere Bedeutung, wenn auch nicht in der Geschichte der Poesie überhaupt, so doch in der Geschichte unserer

in den Funfzigern vollendete Hälfte des Messias, *) in welcher sich Klopstocks episches Talent noch am frischesten und kräftigsten zeigte, der künstlerischen Ausführung nach nur immer ein sehr unvollkommener Versuch in der Dichtung, in welcher der hochstrebende Jüngling etwas noch Größeres und Erhabneres als das verlorne Paradies hervorbringen zu können gehofft hatte. Abgesehen von dem, was Klopstock für die Ausbildung unserer poetischen Sprache und für die Erweiterung der poetischen Formen gethan hat, bestand das Hauptverdienst, welches er sich um die deutsche Dichtung durch seine Jugendwerke unmittelbar erwarb, darin, daß er dem Ausdruck der Empfindung zu größerer Freiheit und Unmittelbarkeit verhalf. Denn bei ihm kam sie in unserer neuen Kunst-

---

vaterländischen Dichtung beigelegt hätte. — e) Gesang 1—3 zuerst 1748 in den Bremer Beiträgen Bd. 4. St. 4 u. 5; verbessert, und dazu Gesang 4 u. 5, unter dem Titel „Der Messias. Erster Band." Halle 1751. 8; die zehn ersten Gesänge, die schon früher erschienen aufs neue verbessert, Kopenhagen 1755. 2 Bde. 4. (gedruckt auf Kosten des Königs von Dänemark), und Halle 1756, 2 Bde. 8. (der erste eine unveränderte Aufl. des Drucks von 1751, aber in einer neuen, verbesserten Aufl. 1760; der zweite gleich nach der Kopenhagener Ausg.); Gesang 11—15 als dritter Band des Kopenhagener Druckes 1768, des hallischen 1769; endlich Ges. 16—20 als vierter Band der hallischen Ausg. 1773 (in der Kopenhagener blieb es bei drei Bänden). Eine verbesserte Ausg. des Ganzen in der gewöhnlichen und eine in Klopstocks neuer Rechtschreibung erschienen Altona 1770. 2 Bde. kl. 4. und gr. 8. Nochmals verbessert wurde der Messias in die Ausgabe von Klopstocks sämmtlichen Werken aufgenommen, die in Quart, aber nur bis zum 7. Bde. zu Leipzig 1798—1800, und in Octav, um fünf Bände vermehrt, ebendaselbst 1798—1817 herauskam; wiederholt Leipzig 1823—26. 12 Bde. 16; dazu die Ergänzung (Bd. 13—18) „Klopstocks sämmtliche sprachwissenschaftl. und ästhet. Schriften, nebst den übrigen bis jetzt noch ungesammelten Abhandlungen, Gedichten, Briefen rc., herausgeg. von A. L. Back und A. R. C. Spindler. Leipzig 1830. 16. Später erschienene Ausgg. sind verzeichnet in W. Engelmanns Bibl. d. schön. Wiss. 2, S. 156; 367. —

[illegible]

undlage von Brei-
n aufgebauten „all-
die schon 1757 an-
der Siebziger her-
höne Litteratur als

[illegible]

barung unsre Führerin
sebirge." — Youngs
er höhern Poesie, wel-
1. Spindler S. 91). —
ünste und der schönen
rzug dieser vor jenen
en moralischer zu
sagen (S. 115), „soll
unsrer Neigung, zu ge-
uns zu diesem letzten
ir sind nicht mehr schön,
Endlich, was seine Her-
ing betrifft, so heißt es
ie" (1759—60): „Das
e Hülfe der Sprache eine
, oder deren Dasein wir
nehmsten Kräfte unserer
le auf die andere wirkt
." Dieß sei zwar eine
angenehme Poesie
icht den Namen einer
: nach Aristoteles das
in der (so!) Nach-
„„Wenn du willst,
sen sein!"" ahmt
nt, wenn ich nicht
esen, der gelitten
l. die Bibliothek
nach welchem er
skunst. — 18)
alphabetischer
abgehandelt."
ten (Octav-)
erste Veran-

metaphysische und das in der Empfindung beruhende Princip derselben nennen vornehmlich die der Züricher Schule verwandten Schriftsteller, zu denen man als Kunstlehrer auch J. A. Schlegel, vorzüglich aber Klopstock und Sulzer rechnen muß. Schlegel entwickelte seine Grundsätze in den Anhängen zu seiner Uebersetzung des Batteux;[15] Klopstock in verschiedenen Abhandlungen, die vom J. 1755 an erschienen;[16])

---

15) In der Abhandlung „Von dem höchsten und allgemeinsten Grundsatze der Poesie," die sich auch schon in der ersten Ausgabe seines Batteux befindet, räumt er Baumgarten darin bei, daß die Schönheit in der Vollkommenheit der sinnlichen Erkenntniß bestehe. „Es gibt aber (nach der 2. Ausg. S. 364 ff.) ein doppeltes Sinnliches, eins für die äußerliche Empfindung, eins für die innerliche. Jenes hat vornehmlich die Kunst des Malers, und aus ihm entspringt die Poesie der Malerei; dies hingegen gehört dem Dichter eigenthümlich zu und ist ihm zur Beförderung seiner Vortheile vorzüglich: ihm verdankt die Poesie der Empfindung ihren Ursprung. Die Poesie der Malerei und die Poesie der Empfindung sind wesentlich von einander unterschieden: jene ist ein in äußerliches Sinnliches gekleidetes Schönes und redet ins Auge; diese ist ein durch ein innerliches Sinnliches bekleidetes Gutes und redet ins Herz." Und nun stellt er gegen Batteux' Grundsatz den seinigen auf: „Die Poesie wird also der sinnlichste und angenehmste Ausdruck des Schönen, oder des Guten, oder des Schönen und Guten zugleich durch die Sprache sein." Durch die Zurückführung auf diesen Grundsatz will Schlegel denn auch das Lehrgedicht, welches Batteux schon für ein Mittelding zwischen Poesie und Prosa erklärt hatte, als eine Gattung wahrer und echter Poesie retten. Wie wenig Schlegel mit dieser Definition die baumgartensche vervollständigt oder tiefsinniger gemacht habe, zeigt [illegible] am Schlusse seiner Beurtheilung der 2. Aufl. des schlegelschen Buchs im 32—37. Litterat. Br. — 16) Die erste in der Kopenhagener Ausg. des Messias, die übrigen im nord. Aufseher; gesammelt findet man sie bei Back und Spindler Bd. 4. Nach der Abhandlung „Von der heiligen Poesie" (1755) ist „der letzte Endzweck der höhern Poesie und zugleich das wahre Kennzeichen ihres Werthes die moralische Schönheit. Und auch diese allein verdient es, daß sie unsre ganze Seele in Bewegung setze," welches eben die letzten und höchsten Wirkungen der Werke des Genies seien. Man könne hier nach einer Offenbarung sehen weit gehen; ferner sei, außer seiner Göttergeschichte, die er nicht [illegible]

Sulzer hauptsächlich in seiner auf die Grundlage von Breitingers, Baumgartens und Batteux' Lehren aufgebauten „allgemeinen Theorie der schönen Künste zc.," die schon 1757 angekündigt wurde,[17]) aber erst im Anfange der Siebziger herauskam.[18]) Fruchtbringender für die schöne Litteratur als

habe, schon sehr moralisch. „Wenn aber die Offenbarung unsre Führerin wird, so steigen wir von einem Hügel auf ein Gebirge." — Youngs Nachtgedanken seien vielleicht das einzige Werk der höhern Poesie, welches verdiente, gar keine Fehler zu haben (Back u. Spindler S. 91). — Wo Klopstock „von dem Range der schönen Künste und der schönen Wissenschaften" handelt (1758), setzt er den Vorzug dieser vor jenen darin, daß sie viel nützlicher seien, die Menschen moralischer zu machen. „Dieß," läßt er die schönen Künste sagen (S. 115), „soll so sehr unsere Hauptabsicht sein, daß wir unsrer Neigung, zu gefallen, nur in sofern folgen dürfen, als sie uns zu diesem letzten Endzwecke führt. Wir erniedrigen uns, und wir sind nicht mehr schön, wenn uns die moralische Schönheit fehlt." — Endlich, was seine Herleitung der Poesie aus der subjectiven Empfindung betrifft, so heißt es in den „Gedanken über die Natur der Poesie" (1759—60): „Das Wesen der Poesie besteht darin, daß sie durch die Hülfe der Sprache eine gewisse Anzahl von Gegenständen, die wir kennen, oder deren Dasein wir vermuthen, von einer Seite zeigt, welche die vornehmsten Kräfte unserer Seele in einem so hohen Grade beschäftigt, daß eine auf die andere wirkt und dadurch die ganze Seele in Bewegung setzt." Dieß sei zwar eine Definition der höhern Poesie; allein auch die angenehme Poesie müsse vieles von diesem Allen thun, wenn sie nicht den Namen einer versificierten Prosa verdienen wolle. Batteux habe nach Aristoteles das Wesen der Poesie mit den scheinbarsten Gründen in der (so!) Nachahmung gesetzt. „Aber wer thut, was Horaz sagt: „„Wenn du willst, daß ich weinen soll, so mußt du selbst betrübt gewesen sein!"" ahmt der bloß nach? Nur alsdann hat er bloß nachgeahmt, wenn ich nicht weinen werde. Er ist an der Stelle desjenigen gewesen, der gelitten hat. Er hat selbst gelitten" (S. 36 f.). — 17) Vgl. die Bibliothek d. schön. Wiss. zc. 1, S. 222 ff. Ueber den Plan, nach welchem er arbeitete, gab er dann im 78. Litt. Br. einige nähere Auskunft. — 18) „Allgemeine Theorie der schönen Künste in einzeln, nach alphabetischer Ordnung der Kunstwörter auf einander folgenden Artikeln abgehandelt." Leipzig 1771. 74. 2 Bde 4; von den verschiedenen verbesserten (Octav-) Auflagen erschien die letzte Leipzig 1792 ff. 4 Bde. Die erste Veran-

großen Anstoß erregte, bemühte sich Gottsched zwar, den Verdacht abzuwehren, als sei dieses Buch ganz nach seinem Sinne, bei dem er vielleicht selbst die Hand im Spiel gehabt habe; aa) allein seine Erklärungen fanden nirgend rechten Glauben, bb) und seine Stimme galt fortan gar nichts mehr unter den Schriftstellern, die irgend einen Einfluß auf das gebildetere Publicum ausübten. cc) Er war in Verachtung gesunken.

Redner zu werden und sich über alle schale und hirnlose Reimer zu schwingen. Alles aus den Accenten der heiligen Männer und Barden des jetzigen überreichlich begeisterten Jahrhunderts zusammengetragen und den größten Wortschöpfern unter denselben aus dunkler Ferne geheiliget von einigen bemüthigen Verehrern der sehraffischen Dichtkunst." (Breslau) 1754. 8. Schönaich hatte sich nicht genannt. Die Zueignung war zwar bloß an Klopstock und Bodmer gerichtet (vgl. Jördens 4, S. 610 f.), allein in dem Buche selbst war es auch auf andere Dichter abgesehen, besonders auf Haller und außerdem noch auf Wieland, Gleim, Gellert ꝛc. (vgl. Danzel S. 365 ff.). — aa) Vgl. das Neueste ꝛc. 1754. S. 911 ff. und dazu die „Nachricht" auf S. 934. Daß Schönaich von selbst darauf gekommen war, zu einem solchen neologischen Wörterbuch aus den Schriften der Schweizer, und namentlich aus den hallerschen, „die Kernredensarten herauszuziehen," scheint nach dem Briefe vom 24. Mai 1753 bei Danzel (S. 381) nicht zweifelhaft. Wie er es aber nach und nach zusammenschrieb, wurde das Wörterbuch Gottscheden mitgetheilt; doch „durchgeackert" hatte dieser es nicht, bevor es dem Druck übergeben wurde. Vgl. die Briefe bei Danzel S. 381—84. — bb) Vgl. Nicolai's Briefe über d. jetzigen Zustand d. schön. Wiss. ꝛc. S. 103 ff. Allein so groß die Entrüstung auch war, welche die Aesthetik in einer Nuß bei den Schriftstellern erregte, die nicht zu Gottsched hielten, so scheint die Schweizer doch der Beifall beunruhigt zu haben, den sie unter dem größern Publicum gefunden haben muß (vgl. Briefe d. Schweizer ꝛc. S. 229 f.). Daher beabsichtigte Wieland eine Dunciade gegen Gottsched zu schreiben, deren Ankündigung auch wirklich 1755 gedruckt ward. Wenigstens theilweise rührte von ihm auch ein ebenfalls 1755 gedrucktes Büchlein her, „Edward Grandisons Geschichte in Görlitz," welches die damals zwischen der gottschedischen und der klopstockbodmerischen Partei herrschenden Streitigkeiten in das rechte Licht setzen sollte. S. das Nähere über beide Schriften bei Danzel, Lessing ꝛc. 1, S. 194 ff. Vgl. auch Wielands Leben von Gruber 1, S. 197 f. 218. — cc) Wie und wo sich namentlich Lessing über Gottsched und dann auch

§. 284.

Der reine Gewinn, den die Litteratur aus den seit dem Jahre 1740 zwischen den Leipzigern und den Schweizern gewechselten Streitschriften selbst zog, war an und für sich sehr gering; viel bedeutender für sie sowohl, wie für das Verhältniß des Volks zu ihr, waren die mehr mittelbaren Folgen des Streits, die sich zum Theil schon während dessen Dauer, zum Theil erst später deutlich herausstellten. Für das Verhalten des Volks zur Litteratur zeigten sie sich in einer zunehmenden Theilnahme desselben an litterarischen Dingen. Wochen- und Monatsschriften erwähnten der Parteinamen der Leipziger und der Schweizer zu häufig, verschiedene giengen auch auf die Gegenstände des Streits zu lebhaft ein, als daß sich nicht nach und nach auch aus ihren nicht gelehrt erzogenen Lesern ein Publicum hätte bilden sollen, das diese gelehrten Händel mit Aufmerksamkeit verfolgte und sich fortan überhaupt mehr um das, was auf dem vaterländischen Litteraturgebiet vorgieng, kümmerte. In das deutsche Schriftstellerthum selbst brachte die Fehde mit der immer heftiger werdenden Reibung der Gegensätze, die sich in ihm aufgethan hatten, zuerst eine allgemeinere Bewegung, welche die Geister aus der zeitherigen Erschlaffung aufrüttelte, neue Kräfte weckte, zu neuen Strebungen den Anstoß gab. Schon während der Zeit des Kampfes hatte sich eine Anzahl von Schriftstellern hervorgethan, die auf dem Grunde einer aus dem Zusammenstoß und der Reibung jener Gegensätze gewonnenen allgemeineren Bildung einen gewissen

über Schönaich (der seine ohnmächtige Rache an ihm auf alle Weise auszulassen suchte) erklärte, ist bei Danzel a. a. O. S. 195 ff. nachzulesen. Ueber Lessings und Nicolai's Absicht, gemeinschaftlich ein burleskes Heldengedicht auf Gottsched und seine Schule zu machen, vgl. Lessings sämmtl. Schriften 13, die Anmerk. auf S. 6 f. und dazu Danzel, a. a. O. 1, S. 280 f.

unmittelbarer, reiner und wärmer sprach sich in Gleims Grenadierliedern [r]) der Antheil aus, den der Dichter von seinem

---

(schon in der Ausg. von Uzens lyrischen Gedichten aus d. J. 1749) und „An die Deutschen" (zuerst in der Ausg. der lyrischen und anderen Ged. von 1755). Die übrigen Stücke verwandten Inhalts, „An die Freiheit," „Auf den Frieden" u. „Der Patriot," wurden erst 1768 in das fünfte Buch der lyrischen Gedichte mit aufgenommen. — r) Ein gewisser Lieberkühn (dessen Uebersetzung der „Idyllen Theokrits, Moschus u. Bions ꝛc." 1757. Lessing bald nachher in der Bibl. d. schön. Wiss. ꝛc. 2, S. 366 ff.; sämmtl. Schr. 5, S. 81 ff. so scharf kritisierte) hatte „Zwei Kriegslieder an die Unterthanen des Königs von einem preuß. Officier. Mit Melodien ꝛc." drucken lassen, die Nicolai in der Biblioth. 1, S. 404 f. kurz anzeigte. Davon nahm Lessing, der an Kleist schrieb (12, S. 97), Lieberkühn habe sich vom Teufel blenden lassen, diese Schlachtgesänge herauszugeben, Veranlassung, in dem ersten Band der Bibliothek S. 426 ff. „zwei ähnliche, aber weit bessere Gesänge mitzutheilen, die einen gemeinen Soldaten zum Verfasser" hätten. Dieß waren Gleims „Schlachtgesang bei Eröffnung des Feldzuges" und „Siegeslied nach der Schlacht bei Prag" (vgl. Lessings sämmtl. Schr. 5, S. 77 ff. u. Nicolai's Anmerk. zu einem seiner Briefe an Lessing, 13, S. 86, die aber durch Danzel 1, S. 336 f. berichtigt worden ist). Wie Lessing die übrigen Kriegslieder Gleims, die er nachher mit jenen beiden zusammen herausgab, aufnahm, und welche Wirkung sie auf ihn machten, ist zunächst aus seinem Briefe an Gleim vom 6. Febr. 1758 (12, S. 107 f.) zu ersehen. Er versichert, daß er den Grenadier von Tag zu Tag mehr bewundere, daß derselbe alle seine Erwartung zu übertreffen wisse, und daß er das Neueste, was der Grenadier gemacht habe, immer für das Beste halten müsse: ein Bekenntniß, zu dem ihm noch kein einziger Dichter Gelegenheit gegeben habe! Er wurde durch diese Kriegslieder nicht allein veranlaßt, sich eine Zeit lang sehr eifrig mit den ihm zugänglichen Ueberbleibseln unserer mittelalterlichen Poesie zu beschäftigen, sondern ihm gieng, wie besonders aus seiner Vorrede zu der Ausgabe der Kriegslieder (sämmtl. Schr. 5, S. 101 ff.) erhellt, daraus auch ein ganz neuer Begriff von lebendiger Lyrik, ja von lebendiger Poesie überhaupt auf: er erkannte den hohen Werth, welcher einem Gedicht daraus erwachse, daß es individuell wahr und von volksthümlichem Gehalt sei (vgl. Danzel 1, S. 337 f.). Die erste, von Lessing besorgte Ausgabe „Preußische Kriegslieder in den Feldzügen 1756 und 1757 von einem Grenadier. Mit Melodien," erschien zu Berlin (1758). 12; nach einer neuen Aufl. (auch ohne Jahreszahl) eine Ausg. mit neuen Melodien, Berlin 1778. 8. und öfter; dann in Gleims sämmtlichen Werken. Erste

preußischen Standpuncte aus an den Begebenheiten des siebenjährigen Krieges nahm. — Im Uebrigen traten, von Lessings poetischen Werken, die er schon im Ausgang der Vierziger und im Laufe der Funfziger verfaßte, zunächst abgesehn, in den Richtungen der schönen Litteratur, so wie in den Gegenständen, an die sie sich vorzugsweise hielt, und in deren Behandlung nach dem J. 1748 und vor dem Erscheinen der Litteraturbriefe keine sehr wesentlichen Aenderungen ein; nur daß jetzt nach und nach die Form der ungebundenen Rede fast in allen Dichtarten neben den von Alters her üblichen oder neu eingeführten Versformen mehr oder weniger in Gebrauch kam.[s]) — Der Hauptfortschritt, den unsere darstellende

---

Originalausg. aus des Dichters Hdschr. durch W. Körte. Halberstadt 1811—13. 7 Bde. 8.; Supplementband Leipzig 1841. 12. — Wie Lessing, so stellten auch Herder und Goethe die Kriegslieder sehr hoch. Jener schrieb (schon in den Fragmenten ꝛc. 2, S. 345 ff.) Gleim das Verdienst um die Ehre seiner Nation zu, daß er Nationalgesänge gesungen, die keiner unserer Nachbarn hätte, keiner unserer Nachbarn uns entwenden könnte. Hier habe einmal ein deutscher Dichter über sein deutsches Vaterland echt und brav deutsch gesungen, ohne an andere Nationen sein Genie zu verpachten. Nach Goethe (Werke 25, S. 104) behaupten sie deswegen einen so hohen Rang unter den deutschen Gedichten, weil sie mit und in der That entsprungen sind, und noch überdieß, weil an ihnen die glückliche Form, als hätte sie ein Mitstreitender in den höchsten Augenblicken hervorgebracht, uns die vollkommenste Wirksamkeit empfinden läßt. — s) Sogenannte komische Epopöen in Prosa abgefaßt erschienen bereits 1741 (J. F. Lamprechts „Tänzerin" und Gottschedꝛs „deutscher Dichterkrieg"), denen später andere von Zachariae, v. Thümmel ꝛc. folgten. Klopstock beabsichtigte anfänglich auch seinen Messias in Prosa zu schreiben. Geßner schrieb darin wirklich nicht bloß seinen „Daphnis" (1754) und andere idyllische Stücke, sondern auch die biblische Dichtung „der Tod Abels" (1758), die bei ihrem Erscheinen als eine eigentliche Epopöe angesehn wurde. Derselben Form bediente sich auch F. K. von Moser für seinen „Daniel in der Löwengrube" (1763), und J. F. Schmidts „Poetische Gemählde und Empfindungen aus der heiligen Geschichte" (1759) waren theils in Hexametern theils in Prosa geschrieben. — In der höhern Lyrik brachte Klopstock

Kritik brachte hierin eine Aenderung hervor. Er hatte sich beim Beginne seiner schriftstellerischen Laufbahn zunächst im poetischen Hervorbringen versucht und geübt: im leichten und heitern Liede, in der schwankartigen Erzählung und in der Fabel, im reflectierenden Lehrgedicht und im Epigramm stand er bereits vor seinem vier und zwanzigsten Jahre mit den besten Dichtern seiner Zeit auf gleicher Höhe, und im Lustspiel hatte er sie sogar alle überflügelt. [4]) Noch bevor Klopstocks Name durch den Messias in Deutschland bekannt wurde, zu Anfang des J. 1748, war Lessings „junger Gelehrter" schon auf der Leipziger Bühne, der sich damals in Deutschland keine an die Seite setzen ließ, mit Beifall aufgeführt worden. [5]) So hatte er sich, selbst producierend, mit den meisten der damals vorzugsweise gepflegten Dichtarten vertraut gemacht und in den gangbaren poetischen Formen eingewohnt, [6]) sie auch zum Theil

---

der Kritik, wie sie vor dem Erscheinen der Litteraturbriefe in Zeitschriften und anderwärts von den Allermeisten gehandhabt wurde. „Das Schlechte schlecht zu finden" — damals besonders auch vom Standpunct der Partei aus — „war der größte Spaß, ja der Triumph der Kritiker. Wer nur einigen Menschenverstand besaß, oberflächlich mit den Alten, etwas näher mit den Neuern bekannt war, glaubte sich schon mit einem Maaßstabe versehen, den er überall anlegen könne." — 4) Näheres über das Verhältniß des Dichters Lessing in den Jahren 1747—53 zu dem Standpunct, auf welchem sich damals die Gattungen, in denen er sich versuchte, befanden, so wie zu den vorzüglichsten Dichtern, die sich schon früher einen Ruf erworben hatten, ist bei Danzel 1, S. 115—168 nachzulesen. — 5) Vgl. S. 976 die Anmerk. oben. Man wird aus der Nachricht in G. E. Lessings Leben rc. (von seinem Bruder) 1, S. 71, und darnach in Danzels Buch 1, S. 110, von dem Komödienzettel, worauf die Ankündigung des jungen Gelehrten mit Beisetzung des Namens seines Verfassers kommen sollte, doch wohl schließen dürfen, daß der Name nachher wirklich darauf kam, also wenigstens in Leipzig schon im Januar 1748 allen bekannt wurde, die sich für das Theater interessierten. — 6) Daß es gerade das Ausgehen von der ästhetischen Production gewesen ist, was Lessing auf dem kritischen Felde den Sieg über alle seine Zeitgenossen verschafft hat, ist bereits von Danzel S. 102 f.

schon innerlich vervollkommnet,[7]) als er im J. 1751 zu Berlin die Redaction des gelehrten Artikels der vossischen Zeitung übernahm und darin so wie in dem Beiblatt dazu, „dem Neuesten aus dem Reiche des Witzes," die Erstlinge seiner Kritik lieferte.[8]) Gleich hier zeigte es sich, daß wenn sich Lessing bei der Beurtheilung der neuen Erscheinungen auf dem Gebiete der schönen Litteratur auch durchaus von Gottscheds Grundsätzen abkehrte, er doch keineswegs der Lehre der Schweizer unbedingt anhieng, ja daß er sich nicht einmal mehr an jenem mittleren Standpunct der aus dem Parteikampf gewonnenen allgemeinen Bildung genügen ließ, sondern daß er sich bereits über beide Parteien erhoben hatte und zu einem eigenen Standpunct als Kunstrichter gelangt war. Indem er auf theoretische Fragen und Untersuchungen zunächst gar nicht eingieng, vielmehr fürs erste Batteux' Lehre im Ganzen gelten ließ[9]) und selbst noch mehrere Jahre an der althergebrachten Meinung festhielt, die Dichtung müsse sich moralische Zwecke setzen und besonders durch nützliche Wahrheiten unterrichten,[10]) neigte er sich zwar

gehörig hervorgehoben und, soweit es in der allgemeinsten Weise geschehen konnte, begründet worden. — 7) Auch hierüber verweise ich auf den Anmerk. 4 angeführten Abschnitt in Danzels Buch. — 8) Vgl. S. 977 die Anmerk. oben. — 9) S. das Neueste aus dem Reiche des Witzes, Juni 1751 (sämmtl. Schriften 3, S. 222 f.). Lessing meint hier, daß alle, welche ein wirkliches Genie zu den Künsten haben, sich an Batteux' Grundsatz festhalten können; derselbe befreie sie von tausend eiteln Zweifeln und unterwerfe sie bloß einem einzigen unumschränkten Gesetze, welches, sobald es wohl begriffen sei, den Grund, die Bestimmung und die Auslegung aller andern enthalte. Vgl. auch Danzel S. 345 f. — 10) Wie er 1750 in den Beitr. zur Hist. und Aufnahme des Theaters (s. Schr. 3, S. 138) die Absicht des Lustspiels darin gefunden hatte, daß es die Sitten der Zuschauer bilde und bessere, so suchte er auch noch vier Jahre später in der theatralischen Bibliothek (s. Schr. 4, S. 153) „den Grad der Nützlichkeit" des rührenden Schauspiels gegen die Nützlichkeit der alten Komödie zu bestimmen. Wo er in derselben Zeitschrift von den Trauerspielen des

stimmte auch in das maaßlose Lob nicht mit ein, welches von allen, die nicht auf Gottscheds Seite standen oder in denen nicht noch der Geist seiner Schule nachwirkte, den ersten Gesängen des Messias gezollt wurde. Wenn er sie gegen ihre Verlästerer in Schutz nahm und darin auch etwas bei weitem Höheres anerkannte und bewunderte, als was Klopstocks Nachahmer mit ihren Patriarchaden geleistet hatten, [16]) so war sein Auge doch hell genug, auch gleich die Schwächen in dem Messias wahrzunehmen; und er bewährte eine für seine Jahre erstaunliche Schärfe und Sicherheit des Urtheils, als er den Eingang des Gedichts zergliederte und durch den Nachweis der großen Fehler darin den unbefangenen Leser in den Stand setzte, sich schon im Voraus ein Urtheil über den wahrscheinlichen Ausfall des ganzen Werks zu bilden. [17]) Nicht minder

auf; s. Schr. 3, S. 324). Dazu vgl. noch was in demselben Stück (s. Schr. 3, S. 216 f.) über Bodmers „Jacob und Joseph" und über die beiden ersten Gesänge des Gedichts „die Sündfluth" gesagt ist. — 16) Vgl. aus der voss. Zeit. von 1751 s. Schr. 3, S. 150; aus dem Neuesten rc. s. Schr. 3, S. 206 f.; 208—11; 214 ff. — 17) Die Abhandlung „über das Heldengedicht der Messias," schon 1751 geschrieben, eröffnete das Septbr.-Stück des Neuesten rc. und wurde dann im 15—17. Briefe wiederholt (s. Schr. 3, S. 236, Note; 308 ff.); in die Fortsetzung, mit der Probe einer Uebersetzung des Messias in latein. Hexameter von Lessing und seinem Bruder Theophil, welche die von W(ittenberg) im Febr. 1752 datierten Briefe 18 und 19 brachten, waren auch wieder ganze Stellen aus dem Neuesten rc. aufgenommen. Lessing ist darin von der Schönheit des Messias überzeugt und verbittet sich von den Feinden der klopstockischen Muse die allzukitzliche Ehre, unter ihre Zahl gerechnet zu werden. Es gebe aber eine Art Tadel, welche dem Getadelten Ehre mache. Einen elenden Dichter table man gar nicht; mit einem mittelmäßigen verfahre man gelinde; gegen einen großen sei man unerbittlich. Ueber die Oekonomie des Gedichts könne nicht eher geurtheilt werden, als bis es fertig sei. Noch sei der Dichter mitten im Labyrinthe; man müsse erwarten, wie er sich herausfinde, ehe man von der Handlung, von ihrer Einheit, von ihrer Vollständigkeit, von ihrer Dauer, von der Verwickelung und Entwickelung, von den Episoden, von den Sitten, von den Maschinen und von zwanzig andern Sachen

fühlte er aus Klopstocks religiös-empfindsamer Lyrik bereits 1751 die ihr eigenen Schwächen heraus,[18]) während er auf der andern Seite durch die Aufnahme jenes die Anakreontiker verspottenden Schreibens von Kästner in das Neueste aus dem Reiche des Witzes[19]) bezeugte, daß er um dieselbe Zeit auch kein Gefallen mehr an der tändelnden Lyrik fand, die sich anakreontisch nannte. Stand Lessing demnach als Kritiker bereits 1751 über den Parteien und den Zeitrichtungen in der Litteratur, und kündigte er sich gleich durch seine Anzeigen und Beurtheilungen in der vossischen Zeitung und dem Beiblatt dazu als denjenigen an, der vor allen Andern berufen war, die Mängel und Gebrechen aufzudecken, an denen unsere schöne

---

etwas sagen könne. Alles, was sich bis jetzt beurtheilen lasse, seien die Schönheiten der Theile, von welchen man nur hoffe, daß sie ein schönes Ganze ausmachen werden; von den Ausdrücken, von den Beschreibungen, von den Vergleichungen, von den eingestreuten Gesinnungen 2c. Er wolle daher nur eine Kritik über die ersten sechzehn Zeilen geben. — Lessings Abhandlung ist sicherlich zunächst durch Meiers Schrift (vgl. S. 1230, Anm. i) veranlaßt worden; sie ist auch gegen sie zunächst gerichtet. Meier habe ja das Wort geführt, der Verf. der Aesthetik, der geschickteste von Schönheiten, die man nicht empfinde, zu beweisen, daß man sie empfinden solle. — 18) In der Anzeige einer „Ode an Gott von dem Hrn. Klopstock," aus der voss. Zeit. in den s. Schr. 3, S. 191 f. Der Dichter, der in dieser Ode den Verlust oder die Entfernung einer Geliebten bedaure, scheine sein Mädchen wie ein Saraph den andern zu lieben, und nur eine solche Liebe habe edel genug sein können, daß man mit Gott von ihr spreche. Durch die ganze Ode herrsche eine gewisse erhabene Zärtlichkeit, die, weil sie zu erhaben sei, vielleicht die meisten Leser kalt lassen möchte. Man wolle übrigens einige leere Gedankenspiele, verschiedene Tautologien und gemeine Gedanken, die sehr prächtig eingekleidet seien, darin bemerken 2c. — Wie wenig ihm Klopstocks im Jahre 1753 erschienenen „drei Gebete eines Freigeistes, eines Christen und eines guten Königs" (bei Back und Spindler 5, S. 109 ff.) gefielen, gab er deutlich genug gleich nach ihrer Veröffentlichung zu erkennen; vgl. s. Schr. 3, S. 388 f. — 19) Vgl. S. 1258 Anmerk. n. —

Litteratur noch litt: so lieferte er schon wenige Jahre darauf ein Meisterstück negativer und polemischer Kritik in dem **Vade mecum** für S. G. Lange.[20]) Aber er hatte noch einen bei weitem höhern Beruf zu erfüllen: er sollte die Kritik bei uns aus einer das Schlechte zerstörenden in eine das Gute erzeugende Kraft, aus einer negativen in eine positive verwandeln, um durch sie unsere Litteratur geistig zu befruchten und zu beleben.[21]) Diese Aufgabe zu lösen, war ihm zwar erst für seine reiferen Jahre vorbehalten; doch ließ sich seine Begabung dazu auch schon deutlich genug aus seinen vor dem J. 1755 erschienenen Schriften erkennen, namentlich aus den

---

20) Lange hatte „des Q. Horatius Flaccus Oden, fünf Bücher, und von der Dichtkunst ein Buch poetisch übersetzt" zugleich mit dem latein. Text herausgegeben, Halle 1752. 8. Ueber diese verunglückte und durch die allergröbsten Fehler entstellte Uebersetzung sprach sich Lessing zuerst im 24. Briefe aus (s. Schr. 3, S. 354 ff.). Als derselbe im hamburgischen Correspondenten 1753 abgedruckt war, anwortete Lange in einem „Schreiben an den Verf. des gel. Artikels in dem hamb. Corresp. ꝛc." (Halle 1753; vgl. s. Schr. 3, S. 403 f.) auf Lessings Kritik: er suchte die ihm vorgerückten Fehler zum allergrößten Theil zu entschuldigen, machte dabei aber neue und griff zugleich, in Folge eines durch die Ungeschicklichkeit eines Dritten veranlaßten Mißverständnisses, Lessings sittlichen Character an. Hierdurch gereizt, schrieb dieser sein **Vade mecum** (Berlin 1754. 12; s. Schr. 3, S. 405 ff.). Die übrigen Actenstücke dieses Handels hat K. G. Lessing im 4. Th. der vermischten Schriften seines Bruders (Berlin 1785) S. 122—160; 247—308 wieder abdrucken lassen; vgl. auch den Vorbericht zu diesem Theil und Danzel S. 78; 246—256. — Wer es noch bezweifeln möchte, daß es zu jener Zeit höchst nöthig war, den deutschen Schriftstellern, die Horaz immer im Munde führten, das Verständniß über den Werth der langeschen Uebersetzung in der Weise zu eröffnen, wie es Lessing im 24. Briefe gethan hatte, der möge daran erinnert werden, daß selbst Hagedorn 1752 an Lange schrieb (Lange's Samml. gel. u. freundschaftl. Briefe 1, S. 208 f.): „Nichts hätte mich so vorzüglich vergnügen können als der Horaz, wovon Sie uns einen so richtigen Text und eine so zuverlässige und nette Uebersetzung geliefert haben." Vgl. auch den Brief Wiedeburgs das. 1, S. 258 f. — 21) Vgl. Danzel S. 254 ff. —

„Rettungen," in denen er auf dem Gebiete der Personengeschichte nicht bloß grundlose Behauptungen widerlegte und lang bestandene Vorurtheile wegräumte, sondern auch bis zu positiven Ergebnissen die Wahrheit zu ermitteln verstand.[22] — Lessing war der erste gewesen, der von seinem freien Standpuncte aus mit Gottsched und Bodmer zugleich anband; seinem Einflusse wird es hauptsächlich zuzuschreiben sein, daß um dieselbe Zeit auch sein Freund Chr. Fel. Weiße[23] in

22) Ueber die „Rettungen" — des Simon Lemnius (in den Briefen 1753; s. Schr. 3, S. 272 ff.), des Horaz, des Hier. Cardanus, des Inepti Religiosi und seines ungenannten Verfassers, des Cochlaeus (alle vier im 3. Th. der Schriften 1754; s. Schr. 4, S. 5 ff.) — vgl. Danzel S. 226—236; 241 f; 247. — 23) Geb. 1726 zu Annaberg, besuchte das Gymnasium zu Altenburg, wohin der Vater bald nach des Sohnes Geburt versetzt worden war, und bezog 1745 die Universität Leipzig, wo er, um sich zu einem Schulamt vorzubereiten, hauptsächlich Philologie und nebenher Theologie studieren wollte. Daher hörte er besonders bei Ernesti und Christ. Durch Joh. Heinr. Schlegel, einen jüngern Bruder von Joh. Elias und Joh. Adolf, den er auf der Universität kennen lernte, kam er in Verbindung mit Lessing, die bald so enge wurde, daß sie keinen Tag ohne einander hinbrachten. Das höchste Vergnügen für beide war der Besuch des Theaters der Neuber; sie unterzogen sich lieber den größten Entbehrungen, als daß sie das Schauspiel versäumten. Durch gemeinschaftliches Uebersetzen verschiedener franzöf. Stücke gelang es ihnen endlich, sich ein Freibillet zu verschaffen. Wie Lessing gieng Weiße aber auch schon jetzt an die Abfassung eigner Stücke. Das erste, das er schon von der Schule mitbrachte, jetzt aber verbesserte, war „die Matrone von Ephesus." In diese Zeit reicht auch schon der Beginn der kleinen anakreontischen und andern lyrischen Gedichte zurück, welche er später als „Scherzhafte Lieder" herausgab. 1750 wurde er in Leipzig Hofmeister eines jungen Grafen: da er mit demselben nachher juristische, statistische und publicistische Vorlesungen besuchen mußte, gab er die Theologie ganz auf und beschäftigte sich nur hauptsächlich mit Philologie und schöner Litteratur. Seine Neigung zu dramatischen Arbeiten verringerte sich auch nicht; er wurde dazu noch besonders durch Eckhof aufgemuntert, mit dem er 1749 bekannt geworden war, und mit dem er einen Briefwechsel unterhielt. 1750 kam er auch in nähere Verbindung mit Rabener und durch diesen wieder mit Gellert. In demselben Jahre be-

einem Lustspiel, „die Poeten nach der Mode,“[24]) die Schwächen

gannen die Vorstellungen der Kochschen Schauspielertruppe in Leipzig, für die Weiße mancherlei schrieb oder nach fremden Originalen bearbeitete. Sein erstes, nach dem Englischen bearbeitetes Singspiel, das in Leipzig mit großem Beifall aufgeführt wurde, gab Veranlassung zu einer litterarischen Fehde, in der Gottsched auch noch den letzten Rest seines directen Einflusses auf das deutsche Theater verlor (Näheres darüber im fünften Abschnitt beim Drama). Als Kleist sich längere Zeit in Leipzig aufhalten mußte (vgl. S. 925 f. die Anmerk.), gehörte Weiße, der ihm durch Lessing zugeführt war, zu seinem nächsten Umgange. Als Nicolai bei Ankündigung der Bibliothek d. schön. Wiss. ɪc. in der vorläufigen Nachricht dazu 1756 einen Preis auf die Abfassung des besten deutschen Trauerspiels setzte, ward dieß der erste Anlaß für Weiße, sich auch in dieser dramatischen Gattung, an die er sich so lange noch nicht gewagt hatte, zu versuchen und in der Stille seinen „Eduard III.“ zu dichten. Auf Nicolai's Zureden entschloß er sich vom 5. Bde. an im J. 1759 die Herausgabe der Bibliothek der schönen Wissenschaften ɪc. zu übernehmen (vgl. S. 935, Anm. t). Im Herbst desselben Jahres reiste er mit seinem Grafen nach Paris, wo ihm das französische und italienische Theater, die er fleißig besuchte, die beste Gelegenheit boten, den Stand der deutschen Schauspielkunst an der Vortrefflichkeit der fremden abzumessen. Nach der Heimkehr im Frühling 1760 trennte sich Weiße von dem Grafen und wurde nun zunächst Gesellschafter eines Grafen Schulenburg. Er verlebte bei ihm den Sommer dieses und des folgenden Jahres auf dem Schlosse Burgscheidungen in Thüringen, den Winter in Gotha. Zu Ende des J. 1761 erhielt er die Stelle eines Kreissteuereinnehmers in Leipzig. Die damit verbundenen Geschäfte ließen ihm noch Zeit genug übrig, seiner bisherigen dichterischen und wissenschaftlichen Neigung nachzugehen und besonders für das Theater zu arbeiten. Nachdem er 1765 Vater geworden, begann er auch für Kinder zu schreiben: zuerst kleine moralische Lieder (1766; 69) und ein ABC- und Lesebuch (1772), dann den Kinderfreund, der seit dem Octbr. 1775 bis 1784 in 24 Theilen 8., anfänglich als Wochenblatt, nachher als Quartalschrift erschien, und als Fortsetzung dazu den Briefwechsel der Familie des Kinderfreundes, Leipzig 1784—92. 12 Theile 8. Im J. 1790 erbte Weiße das Rittergut Stötteritz bei Leipzig, das er fortan zu seinem Sommeraufenthalte wählte. Er starb 1804. Vgl. Chr. Fel. Weißens Selbstbiographie ɪc. Leipzig 1806. 8. — 24) Dieß Stück war die erste größere Arbeit, die Weiße 1751 für Kochs Bühne verfaßte; den ersten Druck besorgte Eckhof, Hamburg 1756 (vgl. Weiße's Selbstbiogr. S. 25; 40); nachher nahm es Weiße in den ersten Theil

der beiden streitenden Parteien dem Gelächter preis gab. Es währte nicht lange, so ließen sich auch noch anderwärts als in Gottscheds Anhang Stimmen vernehmen, welche die von Bodmer anempfohlene und mit ungestümem Eifer verfolgte Richtung in der Poesie mißbilligten. Zunächst geschah dieß in einem erzählenden Gedichte und in einem Briefe von Uz,[25])

seines „Beitrags zum deutschen Theater" (1759) und noch später in den ersten Band der „neu bearbeiteten" Lustspiele (1783) auf. — 25) In „dem Sieg des Liebesgottes" (Stralsund, Greifswald und Leipzig 1753. 8.) führte Uz gegen Ende des 3. Buchs einen Dichter vom neuesten Geschmack ein. Zuerst liest er ein Lied vor: „Bis an den kalten Mond entfliegt in seiner Ode Der Unsinn, dickumwölkt und scheckig nach der Mode." Darauf spricht er von einem epischen Gedicht, das er entworfen habe: noch fehle ihm zwar die Handlung, und der Held sei auch noch nicht gewählt; doch eines Cherubs Bild zu künftigen Gesichten und acht Beschreibungen seien völlig ausgemahlt; mit allem, was ihm fehle, werde ihn Milton versorgen, nur einen Sturm wolle er von Virgil borgen; welcher Held bei ihm aber die krause See durchstreiche, wisse er noch nicht, vielleicht werde es ein Patriarch sein ꝛc. — In dem an Hofr. Christ gerichteten, theils in Prosa, theils in Versen abgefaßten Briefe (es ist der vierte in den poet. Werken) vom Jahre 1754 schildert er einen Traum, durch den er in den Tempel des Geschmacks versetzt worden. Unter den vielen Deutschen, die er dort gefunden, waren die Einen, auf gebahntem und anmuthigem Wege dorthin gelangt, durch eins der beiden Tempelthore eingedrungen, „räucherten insgemein den ehrwürdigsten Dichtern Griechenlands, Roms und Frankreichs und besangen ihr Lob wenigstens in einem verständlichen Deutsch und unter dem Getöne des Reims." Andere dagegen, die einen sehr rauhen, unlustigen Pfad gewählt hatten, „verschwendeten allen ihren Weihrauch bei einer dem Homer gegenüber stehenden brittischen Statue (Miltons) von schwarzem Marmor; sie sangen ihm zu Ehren uranische Lobgesänge voll Olymp und zu gleicher Zeit voll mizraimischer Finsterniß ꝛc." Im Folgenden wird es sehr bedenklich gefunden, die Engländer anders als behutsam nachzuahmen. „Kann ein verblendet Volk die Thorheit höher treiben? Der nicht wie Britten denkt, will als ein Britte schreiben: Der Deutsche will ein Britte sein Und kauft ein englisch Kleid auf einem Trödel ein. Der Aufwand ist gering; ein schwülstiges Geschwätze, Das der Vernunft vergißt, wie aller Sprachgesetze, Manch Schulwort, manch verwegner Schwung Und schwärmende Begeisterung Macht schon ein ziem-

der es dadurch mit Bodmer und seinen Getreuen so völlig verdarb, daß er sich von ihrer Seite die heftigsten Ausfälle,[26]) besonders auch von Wieland,[27]) zuzog. Die entscheidendste Wendung in der Auffassung und Würdigung des von Zürich aus so sehr begünstigten und in so vielen ungenießbaren biblischen Epopöen sich breit machenden klopstock-miltonischen Geschmacks führten aber 1755 Fr. Nicolai's „Briefe über den jetzigen Zustand der schönen Wissenschaften in Deutschland"[28]) herbei, welche den Grundideen wie der Darstellungsweise nach ganz auf Recensionen und andern bereits gedruckten Aufsätzen und Briefen Lessings fußten.[29]) Gottsched mit seinem Anhang war, als diese Briefe geschrieben wurden, schon hinlänglich gedemüthigt, und wenn man von den noch immer in aller Stärke fortdauernden Nachwirkungen seines Einflusses auf das deutsche Drama und Bühnenwesen absieht, auch auf allen Puncten schon gänzlich aus dem Felde geschlagen: daher sprach sich Nicolai über das, was von dieser Partei damals noch ausgieng, mehr nur nebenbei und durchweg im Tone der Verachtung aus.[30]) Dagegen beleuchtete er von allen Seiten die

---

lich Kleid nach Londons neustem Schnitte: Dem Kleide fehlt nur Eins, — der Britte rc." — 26) In den Züricher freimüthigen Nachrichten, Jahrg. 1755. S. 311; Jahrg. 1757. S. 54—86. — 27) Vgl. S. 981 f. die Anmerk. Wielands Auftreten gegen Uz rügte schon, bevor sich Lessing darüber in den Litt. Br. aussprach, sehr nachdrücklich die Biblioth. d. schön. Wiss. 1, S. 415 ff. Vgl. auch den Brief von Uz an Gleim (den sechsten in den poet. Werken) aus d. J. 1757 und das in die Sammlung seiner Werke aufgenommene „Schreiben über eine Beurtheilung des Siegs des Liebesgottes" (1760), wozu ein Angriff, den J. J. Dusch in seinen „vermischten kritischen und satirischen Schriften rc." (Altona 1758. 8) S. 3—45 gegen Uz gerichtet hatte, den nächsten Anlaß gab. — 28) Vgl. S. 934 f. — 29) Vgl. Danzel, Lessing 1, S. 271 ff. — 30) So in Br. 2; 3; 10; 11; 13. Einiges von dem Inhalt dieser Briefe ist bereits oben hin und wieder angedeutet worden, vgl. S. 1235. Anm. x; 1236, Anm. bb; S. 1242, Anm. 11. —

neue Poesie der schweizerischen Schule; aber wie Lessing den Dichter des Messias immer von seinen Nachahmern unterscheidend,[31]) unterwarf er seiner Kritik besonders nur Bodmers und Wielands Patriarchaden und sonstige Erfindungen. Er deckte nicht bloß deren große Schwächen und Fehler auf, sondern machte auch zugleich bemerklich, wie das Festhalten dieser frömmelnden und empfindsamen Richtung der deutschen Poesie nimmermehr zum Heile gereichen könnte.[32]) Wenn

---

31) Vgl. Br. 7, S. 82; Br. 15, S. 169; Br. 18, S. 199. — 32) Br. 5. Wer behaupte, Bodmers Epopöen, die jetzt kein Mensch lesen möge, würden über hundert Jahre noch gelesen werden, der spreche einen Fluch wider den guten Geschmack der künftigen Deutschen aus. In allen Gedichten, die aus Zürich kämen, auch in den lyrischen, herrsche dieselbe seltsame störrige, aufgedunsene, unbestimmte und pedantische Art zu schreiben, auf die sich die Verfasser so viel einbildeten. Werde denn der Geschmack der Deutschen nie gesetzt und natürlich werden? solle denn immer Parteisucht und Cabale anstatt der Regeln einer gesunden Kritik entscheiden, was gut und schlecht in unsrer Litteratur sei? Man habe die klägliche Epoche zum zweitenmal (nach 1748) erlebt, da die kritischen Dienstboten sich fragten: von Leipzig oder von Zürich? und dann sich einander grimmig in die Haare fielen. Weil aus Gottscheds Schule elende gereimte Heldengedichte hervorgegangen, müsse seinen Gegnern alles, was in reimlosen Hexametern eben so schlecht gedacht werde, schön sein; ja man möchte gern so weit gehen, zu behaupten, die deutsche Sprache habe nur im Hexameter ihren völligen und männlichsten Ausdruck. Die Kritik sei durch ein geblendetes Staunen verdrängt worden, das einen prismatischen Schimmer mit einem leuchtenden Sonnenstrahl verwechsle. Die Richtigkeit der Gedanken, die Genauigkeit des Ausdrucks, vornehmlich die Schönheit des Ganzen und die bedachtsame Bestimmung auch der geringsten Theile zu diesem einzigen Zweck, nebst dem poetischen Geiste, der dem Dichter nie das gehörige Feuer mangeln läßt, und der reifen Beurtheilungskraft, die jedem Gegenstande mehr Schönheiten nicht zugibt, als ihm nöthig sind, um sich in dem gehörigen Lichte zu zeigen: dieß sei es, was den großen Dichter mache, und dieß sei es, was in den Blättern von der gemeldeten Art, die des Namens der Gedichte unwürdig seien, gänzlich vermißt werde. — Im 6. Br. sollen diese Gedichte vertheidigt werden, obgleich der Schreiber gleich von vorn herein zugibt, Bodmer, der in seiner Jugend mit der Hitze

sondern eigentlich so gut wie gebrochen, damit aber auch der ganze Gegensatz zwischen den Schweizern und den Leipzigern für die fernere Entwickelung unseres litterarischen Lebens beseitigt war:[33]) so ist dieß zunächst der Wirkung von Nicolai's

---

ten Bodmers bei weitem vorgezogen zu werden; aber er gefalle nicht. (Ich habe den Inhalt dieser Briefe darum etwas ausführlich angegeben, weil Nicolai's Schrift schon ziemlich selten geworden ist). — Wie diese Briefe Bodmer in Harnisch brachten, läßt sich leicht denken. Er ließ seitdem seinen Zorn gegen „die Secte der Nicolaiten," wie er die Berliner Kritiker nannte, besonders in den Züricher freimüthigen Nachrichten aus. Als die Bibliothek der schönen Wiss. und die Litteraturbriefe der Schweizer auch nicht aufs freundlichste gedachten, wuchs sein Ingrimm gegen die Berliner und vornehmlich gegen Nicolai. Sulzer berichtete ihm (Briefe der Schweizer S. 268) im J. 1759 — nicht 1746, wie über dem Briefe steht —: Was Sie die Secte der Nicolaiten nennen, ist in der That keine andre Partei als Lessing, Kleist und Andre mehr; denn Nicolai ist nur zufällig dabei." So wenig genau also war Sulzer in Berlin selbst von dem zwischen Lessing und Nicolai bestehenden Verhältniß bei Gründung der Litteraturbriefe unterrichtet. — 33) Am Schluß des letzten Briefes hob Nicolai es noch besonders hervor, daß die Art, wie beide Parteien noch immer gegeneinander stritten, zu nichts Gutem in der Litteratur führen könnte. Diese seltsame Art, wie jede Partei über die Werke ihrer Gesinnungsgenossen oder ihrer Gegner urtheile, werde, so lange sie noch Mode bleibe, ein wichtiges Hinderniß des Fortgangs der schönen Wissenschaften sein. „Und sollte denn eine von diesen herrschenden Parteien den Weg des guten Geschmacks so genau betreten, daß ein Mensch von Geschmack verbunden wäre, sich zu einer derselben zu schlagen? Mich dünkt, die Fehler beider Parteien sind allzu sichtbar. Die Herren Gottschedianer sind schon zum Sprichwort worden und machen es täglich ärger; die Herren Schweizer haben bei ihren übrigen Verdiensten von jeher ihren Kopf für sich gehabt: viel Eigensinn und Heftigkeit, allzuviel Liebe zum Besondern und allzuwenig Aufmerksamkeit auf die Schönheiten der Sprache, der sie wirklich durch eine zwanzigjährige Uebung noch nicht mächtig geworden sind. Seit einiger Zeit fangen sie an sich fast ganz auf die Seite des Besondern und vielleicht des Abenteuerlichen zu ziehen: hätten sie vor funfzehn Jahren so gelehrt, wie sie jetzt dichten, so würden Hagedorn und Gellert nicht auf ihre Seite getreten sein ꝛc." — Bodmer meinte aber noch immer, ihm gebühre es, den Gang der deutschen Litteratur zu lenken.

Briefen zuzuschreiben, die vor der Gründung der Bibliothek der schönen Wissenschaften ꝛc. und der Herausgabe der Litteraturbriefe jedenfalls als die bedeutendste Erscheinung im Fache der ästhetischen Kritik anzusehen sind und auch darin von dem richtigen Tact des Verfassers Zeugniß ablegten, daß sie vor allem Andern „die schärfste Kritik“ für die schöne Litteratur in Deutschland forderten, wenn dem ersten und dringendsten Bedürfniß zu ihrer Hebung abgeholfen werden sollte.[34])

Je weiter sich diese seit 1755 von den Wegen entfernte, auf welchen er sie halten wollte, und je weniger ihre Führer noch auf seine Stimme hörten, desto mehr wuchs seine Unzufriedenheit mit allem Neuen, in desto entschiednere Opposition trat er gegen alles, was nicht nach seinem Sinne war, und mit um so mehr Schriftstellern zerfiel er. Lessings prosaische Fabeln mit den dazu gehörigen Abhandlungen wollte Bodmer durch seine „Lessingischen unäsopischen Fabeln ꝛc.“ Zürich 1760 8. lächerlich machen (vgl. dagegen den 127. Litt. Br. von Lessing und Danzel S. 418—424. Gervinus hat 4, S. 133 f. eine Stelle in Bodmers Vorrede ganz mißverstanden und daher auch eine falsche Anwendung davon gemacht); den Philotas verhöhnte er in einer jener unäsopischen Fabeln („der kindische Held,“ S. 41 f.) und stellte ihm ein Trauerspiel, „Polytimet,“ Zürich 1760, entgegen (vgl. Danzel S. 437—39), wie er auch noch später die Emilia Galotti durch einen „Odoardo Galotti ꝛc.“ Augsburg 1776 8. parodierte. Wodurch sich Ch. F. Weiße Bodmers Zorn zuzog, erzählt er in der Selbstbiogr. S. 106 ff. Als Bodmer eine prosaische Satire gegen die Tändelpoeten schrieb, „Von den Grazien des Kleinen (im Namen und zum Besten der Anakreontchen),“ 1769. 8., wurden nicht bloß Gleim und J. G. Jacobi darin verspottet, sondern auch Lessing, Wieland, Gellert, Weiße, Nicolai und Ebert im Vorbeigehn angestochen. Vgl. hierzu auch Prutz, d. Göttinger Dichterb. S. 133, Anm. 2. — Ganz anders als Bodmer, dessen Eitelkeit es nun einmal nicht zugab, daß er andern Händen die Leitung der litterarischen Bewegung überlassen mochte, benahm sich Breitinger: er zog sich klüglich zurück, als die Zeit seiner Wirksamkeit vorüber war (vgl. bei Manso S. 176 die Anmerk. h). — 34) Hierüber handelt er besonders im 17. Br. Er sagt S. 186 f.: „Der Zustand der schönen Wissenschaften bei uns mag nun sein, wie er wolle, so ist es gewiß, daß die genauste Kritik uns unentbehrlich ist, wenn man von deutschen Genies Werke erwarten soll, die der Achtung der Nachwelt würdig sind; noch weit unentbehrlicher aber ist sie

sondern eigentlich so gut wie gebrochen, damit aber auch der ganze Gegensatz zwischen den Schweizern und den Leipzigern für die fernere Entwickelung unseres litterarischen Lebens beseitigt war:[33]) so ist dieß zunächst der Wirkung von Nicolai's

---

ten Bodmers bei weitem vorgezogen zu werden; aber er gefalle nicht. (Ich habe den Inhalt dieser Briefe darum etwas ausführlich angegeben, weil Nicolai's Schrift schon ziemlich selten geworden ist). — Wie diese Briefe Bodmer in Harnisch brachten, läßt sich leicht denken. Er ließ seitdem seinen Zorn gegen „die Secte der Nicolaiten," wie er die Berliner Kritiker nannte, besonders in den Züricher freimüthigen Nachrichten aus. Als die Bibliothek der schönen Wiss. und die Litteraturbriefe der Schweizer auch nicht aufs freundlichste gedachten, wuchs sein Ingrimm gegen die Berliner und vornehmlich gegen Nicolai. Sulzer berichtete ihm (Briefe der Schweizer S. 268) im J. 1759 — nicht 1746, wie über dem Briefe steht —: Was Sie die Secte der Nicolaiten nennen, ist in der That keine andre Partei als Lessing, Kleist und Andre mehr; denn Nicolai ist nur zufällig dabei." So wenig genau also war Sulzer in Berlin selbst von dem zwischen Lessing und Nicolai bestehenden Verhältniß bei Gründung der Litteraturbriefe unterrichtet. — 33) Am Schluß des letzten Briefes hob Nicolai es noch besonders hervor, daß die Art, wie beide Parteien noch immer gegeneinander stritten, zu nichts Gutem in der Litteratur führen könnte. Diese seltsame Art, wie jede Partei über die Werke ihrer Gesinnungsgenossen oder ihrer Gegner urtheile, werde, so lange sie noch Mode bleibe, ein wichtiges Hinderniß des Fortgangs der schönen Wissenschaften sein. „Und sollte denn eine von diesen herrschenden Parteien den Weg des guten Geschmacks so genau betreten, daß ein Mensch von Geschmack verbunden wäre, sich zu einer derselben zu schlag'en? Mich dünkt, die Fehler beider Parteien sind allzu sichtbar. Die Herren Gottschedianer sind schon zum Sprichwort worden und machen es täglich ärger; die Herren Schweizer haben bei ihren übrigen Verdiensten von jeher ihren Kopf für sich gehabt: viel Eigensinn und Heftigkeit, allzuviel Liebe zum Besondern und allzuwenig Aufmerksamkeit auf die Schönheiten der Sprache, der sie wirklich durch eine zwanzigjährige Uebung noch nicht mächtig geworden sind. Seit einiger Zeit fangen sie an sich fast ganz auf die Seite des Besondern und vielleicht des Abenteuerlichen zu ziehen: hätten sie vor funfzehn Jahren so gelehrt, wie sie jetzt dichten, so würden Hagedorn und Gellert nicht auf ihre Seite getreten sein ꝛc." — Bodmer meinte aber noch immer, ihm gebühre es, den Gang der deutschen Litteratur zu lenken.

Briefen zuzuschreiben, die vor der Gründung der Bibliothek der schönen Wissenschaften ꝛc. und der Herausgabe der Litteraturbriefe jedenfalls als die bedeutendste Erscheinung im Fache der ästhetischen Kritik anzusehen sind und auch darin von dem richtigen Tact des Verfassers Zeugniß ablegten, daß sie vor allem Andern „die schärfste Kritik" für die schöne Litteratur in Deutschland forderten, wenn dem ersten und dringendsten Bedürfniß zu ihrer Hebung abgeholfen werden sollte.[34])

Je weiter sich diese seit 1755 von den Wegen entfernte, auf welchen er sie halten wollte, und je weniger ihre Führer noch auf seine Stimme hörten, desto mehr wuchs seine Unzufriedenheit mit allem Neuen, in desto entschiednere Opposition trat er gegen alles, was nicht nach seinem Sinne war, und mit um so mehr Schriftstellern zerfiel er. Lessings prosaische Fabeln mit den dazu gehörigen Abhandlungen wollte Bodmer durch seine „Lessingischen unäsopischen Fabeln ꝛc." Zürich 1760 8. lächerlich machen (vgl. dagegen den 127. Litt. Br. von Lessing und Danzel S. 418—424. Gervinus hat 4, S. 133 f. eine Stelle in Bodmers Vorrede ganz mißverstanden und daher auch eine falsche Anwendung davon gemacht); den Philotas verhöhnte er in einer jener unäsopischen Fabeln („der kindische Held," S. 41 f.) und stellte ihm ein Trauerspiel, „Polytimet," Zürich 1760, entgegen (vgl. Danzel S. 437—39), wie er auch noch später die Emilia Galotti durch einen „Odoardo Galotti ꝛc." Augsburg 1776 8. parodierte. Wodurch sich Ch. F. Weiße Bodmers Zorn zuzog, erzählt er in der Selbstbiogr. S. 106 ff. Als Bodmer eine prosaische Satire gegen die Tändelpoeten schrieb, „Von den Grazien des Kleinen (im Namen und zum Besten der Anakreontchen)," 1769. 8., wurden nicht bloß Gleim und J. G. Jacobi darin verspottet, sondern auch Lessing, Wieland, Gellert, Weiße, Nicolai und Ebert im Vorbeigehn angestochen. Vgl. hierzu auch Prutz, d. Göttinger Dichterb. S. 133, Anm. 2. — Ganz anders als Bodmer, dessen Eitelkeit es nun einmal nicht zugab, daß er andern Händen die Leitung der litterarischen Bewegung überlassen mochte, benahm sich Breitinger: er zog sich klüglich zurück, als die Zeit seiner Wirksamkeit vorüber war (vgl. bei Manso S. 176 die Anmerk. h). — 34) Hierüber handelt er besonders im 17. Br. Er sagt S. 186 f.: „Der Zustand der schönen Wissenschaften bei uns mag nun sein, wie er wolle, so ist es gewiß, daß die genauste Kritik uns unentbehrlich ist, wenn man von deutschen Genies Werke erwarten soll, die der Achtung der Nachwelt würdig sind; noch weit unentbehrlicher aber ist sie

uns, wenn wir noch nicht wahre Schönheiten von Flittergolde zu unterscheiden wissen, wenn es wahr ist, daß unsre Genies Ordnung und reife Ueberlegung für überflüssig halten, und daß es unsern arbeitsamen Schriftstellern an Genie fehlt; kurz, wenn der wenige gute Geschmack, dessen wir uns rühmen können, auf dem Wege ist, verdorben zu werden. Warum zanken Sie also mit mir darüber, daß ich für meine Person dem allgemeinen unbestimmten Geschmack nicht Beifall geben kann? Sollten Sie nicht vielmehr über die große Schläfrigkeit derer, die sich deutsche Kunstrichter nennen, unwillig sein, die mit ihren Lobsprüchen, mit ihren Anpreisungen, mit großen Dichtern und unsterblichen Geistern so freigebig sind, daß man öfters zweifeln muß, ob ihre allzu große Gelindigkeit mehr aus Parteilichkeit oder aus Unwissenheit herrühre?" Ueber die Verkehrtheit und Elendigkeit der deutschen Kritik handelt dann auch noch zum guten Theile der folgende Brief. — Von den übrigen sind noch vorzüglich bemerkenswerth Br. 4; 9; 11. Der vierte, der über das Journal étranger berichtet, verspottet zugleich die Selbstüberhebung der Franzosen im Urtheilen über die Bildung, den Geschmack und die Litteratur anderer Völker und thut mit dem 16. Br. kräftigen Einspruch gegen ihre dünkelhafte Behauptung, daß sie die einzige lebende Nation seien, die zu schreiben verstehe und berufen sei, die Richterin unserer Gelehrsamkeit, unserer Gewohnheiten und unsers Geschmacks abzugeben. Im neunten und später in einem andern Zusammenhange auch im 18. Br. kommt Nicolai auf das pedantische und linkische Wesen, das den meisten unserer Schriftsteller anhange, so wie auf die Mittel, wie dasselbe zu beseitigen sei, zu sprechen. Im eilften endlich bespricht er den Zustand der deutschen Bühne. Die Ursachen, warum dieselbe noch so weit zurück sei, werden angedeutet und Vorschläge gethan, wie den vorhandenen Uebelständen abzuhelfen sei. Zu jenen rechnet Nicolai vornehmlich auch den Mangel einer Hauptstadt und die geringe Anzahl von Städten, in denen „eine beständig offene Schaubühne" gefunden werde; sodann die unzureichende Welt- und Menschenkenntniß der deutschen Dichter, der es besonders zuzuschreiben sei, daß Deutschland so wenig gute komische Schriftsteller habe. Und dabei berührt er einen Punct, der zeither so wenig berücksichtigt worden war, und der bald durch Lessing so bedeutend herausgehoben werden sollte. Indem er nämlich von der Nothwendigkeit und Wichtigkeit der Charactere im Lustspiel spricht und bemerkt, daß Shakspeare, „ein Mann ohne Kenntniß der Regeln, ohne Gelehrsamkeit, ohne Ordnung" gerade „der Mannigfaltigkeit und Stärke seiner Charactere" den größten Theil seines Ruhmes zu danken habe, tadelt er scharf und bitter an der gottschedischen Schule, daß sie das englische und das italienische Schauspiel so gering schätze, und fügt dann

§. 288.

Als Klopstock sich schon im Jünglingsalter Beruf und Kraft genug zutraute, eine große Dichtung zu entwerfen und mit der Ausführung den Anfang zu machen, glaubte er der vaterländischen Litteratur damit den größten Dienst zu leisten, daß er sein Talent gerade der epischen Gattung zuwandte. Es war dieß die natürliche Folge des Einflusses, welchen die Schweizer und durch sie wieder Milton auf den Gang seiner Jugendbildung hatten. Allein so ersprießlich es auch zu der Zeit, wo er auftrat, für die Neubelebung unserer Poesie sein mochte, daß er sich gleich von vorn herein an die epische Behandlung eines so hohen Gegenstandes wagte, und so gewaltig die ersten Gesänge des Messias eine Zeit lang auf Dichter und Publicum in Deutschland wirkten: so vermochte sich doch, weder unmittelbar noch mittelbar, aus diesem Werke etwas in derselben oder in einer andern Gattung zu entwickeln, das nur eben so bedeutend, geschweige denn bedeutender gewesen wäre. Denn im Grunde beruhte doch der Gedanke, mit einem epischen Werke eine höhere und lebensvollere Dichtung

---

hinzu: „Wem das engländische Theater bekannter ist, der weiß, daß es in seiner Art so viel Vorzügliches hat als das französische. Die Größe und Mannigfaltigkeit der Charactere ist eins der Vornehmsten, worin die Deutschen von den Engländern lernen könnten. Es ist wahr, ihre Wildheit, ihre Unregelmäßigkeit, ihr übel geordneter Dialog ist nicht nachzuahmen; aber die Regeln sind dasjenige, was ein Deutscher am ersten weiß, und mit einer mäßigen Kenntniß derselben sind diese Fehler bis auf den letzten sehr leicht zu vermeiden. — Der Stoff der engländischen Komödie ist viel mannigfaltiger (als der der französischen). Ich sehe in derselben allezeit die Menschen unter den verschiedensten Gestalten und sehr öfters mit den feinsten Auswickelungen ihrer Neigungen. In den meisten französischen Komödien weiß ich schon voraus, was ich sehen werde: einen verliebten Herrn, einen lustigen Diener und ein Kammermädchen, das witziger ist als ihre Gebieterin."

Franzosen entlehnten Formen des Lustspiels versucht[d]) und

---

und setzte sie auf einmal in die Nothwendigkeit, nicht bloß etwas Gutes, sondern etwas Besseres zu machen. Dieser Sprung war ohne Zweifel zu arg; die Herren Kunstrichter konnten ihn wohl befehlen, aber die, die ihn wagen sollten, blieben aus." — Bei dieser schon so früh gewonnenen Einsicht mußte sich Lessing als Dramatiker neue Wege suchen, neue Gegenstände, neue Formen: denn wie Gottsched und seine Schule es im Drama trieben, das begriff er zu klar, konnte dieses niemals in dem deutschen Leben selbst seine Triebkräfte finden und darum auch nie zu einiger Eigenthümlichkeit und Selbständigkeit gelangen, ja wenn es fortfuhr, bloß dem französischen nachzugehen, nicht einmal dasselbe einholen. Es ist daher sehr bemerkenswerth, daß, als er die theatralische Bibliothek gründete, er gleich zwei erst vor Kurzem entstandene Arten von Schauspielen ins Auge faßte: er lieferte im ersten Stück (1754) die Abhandlungen von dem weinerlichen oder rührenden Lustspiel, und wenn er für den Augenblick auch nicht sofort auf die Besprechung des bürgerlichen Trauerspiels einging, versprach er wenigstens an einem andern Orte davon zu handeln. (Er that dieß nicht, lieferte dafür aber schon im folgenden Jahre selbst ein bürgerliches Trauerspiel, während er es bei seinen Erörterungen über das weinerliche Lustspiel bewenden ließ und darin niemals etwas producierte). Er zeigte bereits hier in wenigen Strichen sein nachher so glänzend und für unsere Litteratur so erfolgreich bewährtes Talent, das Wesen jeder Kunstgattung dadurch genau zu bestimmen und zu begrenzen, daß er scharf sonderte und schied, was bis dahin immer zu sehr mit einander vermischt oder wenigstens nicht gehörig in seinen Unterschieden erkannt war. So stellte er das Possenspiel und das weinerliche Lustspiel als die beiden äußersten, sich wechselseitig ausschließenden Arten einer Gattung hin, deren Mitte und Kern die wahre Komödie bilde. Wie damals aber noch seine Ansicht von dem Zweck des Schauspiels eine befangene war (vgl. §. 287, Anm. 10), so hielt er es auch noch mit der Lehre von der Unverletzlichkeit der drei Einheiten (vgl. s. Schr. 4, S. 283; 284 f. mit 3, S. 343). Erst in der „Miß Sara Sampson" wagte er Veränderungen der Scene. (Der Tadel, den J. J. Dusch in seiner bekannten Beurtheilung des Stücks [Verm. krit. und satir. Schr. ꝛc. S. 46 ff.], nicht über die Veränderungen selbst, aber über die vermeintlichen Absurditäten in denselben aussprach, muß uns lächerlich erscheinen; er kann aber zum Zeugniß dienen, welch ein Gewicht damals noch auf die unwesentlichsten Aeußerlichkeiten eines dramatischen Werks gelegt wurde). — d) Außer „dem jungen Gelehrten" und zwei nicht in die ältern Ausgaben seiner Schriften,

auch bereits an einem Trauerspiel im französischen Kunststil gedichtet hatte,[e]) blieb er diesem zwar, was die Form betraf, in dem Fragment eines andern [f]) noch treu, entfernte sich jedoch in dem gewählten Stoff so weit von den Herkömmlichkeiten der französischen Bühne, daß er damit schon von der sogenannten heroischen Tragödie zu dem bürgerlichen Trauerspiel hinüberlenkte, [g]) welches er mit seiner „Miß Sara Sampson"

---

sondern erst in Lachmanns Ausg. aufgenommenen Stücken, „Damon, oder die wahre Freundschaft" (1747; gedr. im 7. St. der Ermunterungen zum Vergnügen des Gemüthes; vgl. oben S. 975 gegen das Ende), und „die alte Jungfer" (1748; einzeln gedr. Berlin 1749), schrieb er „den Misogyn" (1748, später etwas erweitert), „die Juden," „den Freigeist" (beide 1749) und „den Schatz" (nach dem Trinummus des Plautus, 1750). Außerdem machte er noch die Entwürfe zu verschiedenen Lustspielen, die er theilweise auch auszuführen anfieng (sie stehen unter dem „theatralischen Nachlaß" in den s. Schr. 2, S. 432 ff. und in dem Anhang zu Danzels Lessing S. 507 ff.). Ueber die Stellung, welche Lessing in diesen Stücken zur französischen Komödie und zu Plautus einnimmt, und über den Fortschritt, den die deutsche Lustspieldichtung mit ihnen machte, vgl. Danzel S. 128—162. — e) Vgl. das Bruchstück „Giangir, oder der verschmähte Thron" (1748; in den s. Schr. 2, S. 420 ff. und dazu Danzel S. 163 f.). — f) „Samuel Henzi," soll schon 1749 begonnen sein, wurde aber erst 1753 im 22. und 23. Briefe gedruckt (s. Schr. 3, S. 330 ff.). — g) Indem er am a. O. S. 343 angibt, welches Auskunftsmittel er gefunden, die Einheiten des Orts und der Zeit in seinem Stück zu erhalten, sucht er die Ausstellungen zu beseitigen, die ihm deshalb gemacht werden könnten, daß er einen so gar neuen Stoff gewählt und doch nicht einmal die ganze Begebenheit unter fremde, wenn auch völlig erdichtete Namen eingekleidet habe. Unbemerkt läßt er, daß die althergebrachte Regel der Tragödie, nur Personen von hohem Stande vorzuführen, von ihm übertreten worden sei. Daß schon 1755 diesem Stück der Name eines bürgerlichen Trauerspiels beigelegt wurde, weist Danzel S. 165 f. nach. Dagegen wurde im 4. Bde. der Biblioth. d. schön. Wiss. S. 587 wider die zu Rostock 1758 erschienenen vermischten kritischen Briefe, die ebenfalls Lessings Henzi zu den bürgerlichen Trauerspielen gerechnet hatten, der Einwand erhoben, in demselben herrsche nicht ein bürgerliches oder häusliches Interesse, sondern es komme auf öffentliche Angelegenheiten der Republik an, und darum sei es unrichtig, dasselbe ein bürgerliches zu

1755 als Familientragödie in der deutschen Litteratur einbürgerte.[h]) Die Anregung dazu hatte er auf doppeltem Wege von England aus empfangen: die allgemeine Grundform der neuen Gattung war mit „dem Kaufmann von London"[i]) nach Deutschland herübergekommen, auf den tragischen Stoff führte ihn zunächst Richardsons Clarissa.[k]) Es war ein überaus glücklicher Gedanke von Lessing, mit dem Eingehen auf die Grund-

nennen. — Ist Danzels scharfsinnige Beweisführung, daß Lessing, als er an sein Trauerspiel gieng, schon Shakspeare's Julius Caesar gekannt habe, und daß der Einfluß dieses Werkes sich in dem Fragment deutlich erkennen lasse, richtig — und ich wüßte nicht, was sich dagegen Erhebliches vorbringen ließe —: so treten die Worte Lessings (s. Schr. 3, S. 343): „Gewisse große Geister würden diese kleine Regeln (rücksichtlich der im Henzi beobachteten Einheiten) ihrer Aufmerksamkeit nicht würdig geschätzt haben; wir aber, wir andern Anfänger in der Dichtkunst, müssen uns denselben nun schon unterwerfen," nicht nur erst in das gehörige Licht, sondern es folgt aus ihnen auch, daß er schon damals das Genie an die unverbrüchliche Beobachtung jener Regeln keineswegs gebunden wissen wollte. — h) Zuerst gedr. im 6. Th. der Schriften. — i) „The London-merchant, or the history of George Barnwell," von G. Lillo, nach dem Inhalt eines alten Bänkelsängerliedes abgefaßt, kam zuerst 1731 auf die englische Bühne (Lessings s. Schr. 4, S. 336). Wie die Biblioth. d. schön. Wiss. 1, S. 161 f. meldet, wurde das Stück (bis zum J. 1757 wenigstens) in Deutschland nicht nach einer unmittelbaren Uebertragung aus dem englischen Original, sondern nach einer Uebersetzung der sehr freien französischen von Clément, die gegen Ende der Vierziger herausgekommen war, aufgeführt (doch war schon 1755 zu Hamburg eine deutsche Uebersetzung aus dem Englischen erschienen; vgl. Gottscheds nöth. Vorrath rc. 2, S. 286). Die Benennung „bürgerliches Trauerspiel" führte es nicht im Originaltext, sie rührte vielmehr von dem Franzosen her (Vgl. dazu Danzel S. 297; 301; 303). — k) Wie hoch Richardson, dessen „Sittenlehre für die Jugend in den auserlesensten aesopischen Fabeln" Lessing 1757 übersetzte, von ihm damals geschätzt wurde, erhellt aus der Vorrede zu dieser Uebersetzung. Er nennt ihn (s. Schr. 5, S. 76 f.) den unsterblichen Verfasser der Pamela, der Clarissa, des Grandisons, und fragt, wer es besser wissen könne, was zur Bildung der Herzen, zur Einflößung der Menschenliebe, zur Beförderung jeder Tugend das Zuträglichste sei, als er? oder wer, wie viel die Wahrheit über menschliche Gemüther vermöge, wenn sie sich die bezaubernden Reize einer gefälligen Erdichtung zu borgen herablasse? —

motive jenes englischen Stückes und dieses Romans[l]) das deutsche Trauerspiel aus den Höhen der Fürsten- und Heldenwelt in das Familienleben der mittlern Lebenskreise herabzuleiten und ein diesen Kreisen eigenthümliches Tragisches zum Gegenstand des ersten bürgerlichen Trauerspiels in Deutschland zu machen, wenn die Tragödie dem damals für die vaterländische Litteratur noch allein empfänglichen gebildeten Mittelstande näher treten und zum Herzen sprechen sollte. Das bürgerliche Familientrauerspiel konnte leicht in dem Boden unserer heimischen Bildung und unsrer öffentlichen und gesellschaftlichen Zustände, wie sie um die Mitte des vorigen Jahrhunderts beschaffen waren, Wurzel schlagen und bei gehöriger Pflege sich auch noch am ersten zu einem volksthümlichen Gewächs entwickeln. [m]) Zu derselben Zeit aber, wo die Miß Sara Sampson eben erschienen war, machte Lessing auch schon den Anfang zu einem andern Versuch, ein nationales Trauerspiel in Deutschland zu begründen. Durch die dramatische Behandlung einer echt deutschen Sage, die dem Volke nicht bloß durch mündliche Ueberlieferung und durch Bücher in lebendiger Erinnerung geblieben war, sondern die auch schon seit langer Zeit einen Hauptgegenstand der Vorstellungen auf den Bühnen der Wandertruppen und der Marionettenspieler bildete, [n]) sollte ein veredelndes Kunstreis auf den wilden Stamm des alten Volksschauspiels geimpft werden.

---

l) In wiefern dieß geschehen ist, und wie auch schon gleich nach dem Erscheinen der Miß Sara Sampson ihre Verwandtschaft mit der Clarissa bemerkt wurde, hat Danzel S. 309—312 nachgewiesen. Vgl. auch Goethe, Werke 26, S. 195. — m) Das Gründlichste und Umfassendste, was, so viel mir bekannt, über die Entstehung des bürgerlichen Trauerspiels, so wie über die Art und die Bedeutung seines Einführung in unsere Litteratur geschrieben worden, ist bei Danzel in dem Abschnitt von S. 282—314 zu finden. — n) Vgl. §. 229, Anm. r. —

Dieß war die Sage von Dr. Faust: wenigstens schon gegen Ende des J. 1755 hatte Lessing sie in einem Trauerspiel zu bearbeiten angefangen,[o]) wenn er auch erst 1759 in den Litteraturbriefen[p]) mit einem Fragment seines Stückes, das ihn nachher viele Jahre hindurch beschäftigte,[q]) aber in seiner weitern Ausführung für uns verloren gegangen ist,[r]) hervortrat. Ueberhaupt erschien vor dem zuletzt genannten Jahre keine neue dramatische Arbeit von ihm; gleichwohl war das Drama einer der Gegenstände, die für ihn während der zweiten Hälfte der Funfziger das meiste Interesse behielten, und mit denen er sich daher auch mit am angelegentlichsten beschäftigte, practisch und theoretisch. Goldoni's Komödien regten ihn zu neuen, unvollendet gebliebenen Lustspielen an;[s]) der Preis, den Nico-

o) Mendelssohn fragte bei Lessing am 19. Novbr. 1755 an (s. Schr. 13, S. 8 f.), wie weit er mit seinem bürgerlichen Trauerspiele wäre, dem er wohl schwerlich den Namen Faust lassen würde, weil sonst zu befürchten stünde, daß bei der Aufführung „eine einzige Exclamation, o Faustus! Faustus! das ganze Parterre lachen machen könnte." Danzel vermuthet S. 450 f. nicht ohne guten Grund, Lessing habe schon 1753 die erste Anregung zu seinem Faust durch die Aufführung des gleichnamigen Volksschauspiels auf der Bühne von Schuch in Berlin erhalten. — p) Im siebzehnten, der auch noch in anderer Beziehung sehr wichtig für die Geschichte unsers Drama's ist, worüber anderwärts mehr. — q) Vgl. Lessings Brief an Gleim vom 8. Juli 1758 und den an seinen Bruder Karl vom 21. Septbr. 1767 (s. Schr. 12, S. 119; 185). — r) Vgl. über das, was von Lessings Plan, von seinen beiden verschiedenen Bearbeitungen der Sage und von den Schicksalen der Handschrift des Stücks bekannt ist, die s. Schr. 2, S. 489 ff. (wo auch das Fragment aus den Litt. Br. wieder abgedruckt ist) und Danzel S. 450—57. — s) Brief an M. Mendelssohn vom 8. Dec. 1755 (12, S. 31 ff.): „Eine von meinen Hauptbeschäftigungen ist in Leipzig noch bis jetzt diese gewesen, daß ich die Lustspiele des Goldoni gelesen habe. — Eine von diesen Komödien, l'Erede fortunata, habe ich mir zugeeignet, indem ich ein Stück nach meiner Art daraus verfertigt. — Aber nicht allein dieses Stück, sondern auch noch fünf andere sind größtentheils schon auf dem Papier, größtentheils aber noch im Kopfe und

lai auf das beste deutsche Trauerspiel ausgesetzt hatte,[t]) reizte ihn zu einem neuen Versuch in der bürgerlichen Tragödie, der fürs erste zwar nur Entwurf blieb, in spätern Jahren aber wieder aufgenommen, umgestaltet und zu einem seiner Meisterwerke ausgearbeitet wurde; [u]) die Abhandlung vom Trauer-

---

bestimmt, mit jenem einen Band auszumachen, mit welchem ich das ernsthafte Deutschland auf Ostern beschenken will." — Was uns von der Bearbeitung der erede fortunata übrig ist, findet sich gedruckt in den s. Schr. 2, S. 473—489. Vgl. dazu Danzel S. 320—26. — Aus jenem Briefe Lessings an Mendelssohn und der Note, die Nicolai dazu geliefert hat, erhellt, daß Goldoni's Komödien 1755 in Deutschland noch so gut wie gar nicht bekannt waren. Daher gab Nicolai in der Bibliothek d. schön. Wiss. rc. vom 2. Bande an Auszüge aus denselben. Zum Voraus bemerkte er (2, S. 134 f.), diese Stücke würden den Deutschen sehr seltsam vorkommen, weil sie nicht gehörig die Einheit der Zeit und des Orts beobachteten, und weil darin Charactere und Sitten dargestellt würden, die uns übertrieben und unnatürlich und für das Lustspiel übel passend erscheinen könnten. Allein es möchte doch gut sein, [illegible] Deutschen damit bekannt zu machen, wenn auch zunächst nichts dar[illegible] entschieden werden sollte, ob diese Stücke auf unserm Theater ein[illegible] Wirkung machen könnten. — t) In der anfänglich besonders [illegible]gekommenen „vorläufigen Nachricht" an der Spitze des 1. Th. der Bibliothek d. schön. Wiss. setzten die Herausgeber (d. h. Nicolai allein, der nachher auch allein der Bezahler war, vgl. Lessings s. Schr. 12, S. 43 die Note) auf das J. 1756 „funfzig Thaler zum Preise für das beste Trauerspiel über eine beliebige Geschichte" aus (Bibl. d. schön. Wiss. 1, S. 15 f.). Ueber den Erfolg im folgenden Abschnitt. — u) Schon im Octbr. 1757 deutete er in einem Briefe an Mendels[illegible] auf dieses neue Trauerspiel hin (s. Schr. 12, S. 100); in einem andern an Nicolai aus dem Anfange des folgenden Jahres (12, S. 104 f.) berichtete er Näheres darüber, indem er, wie dort, so auch hier, noch von sich als von einem Dritten spricht: das jetzige Sujet seines jungen Tragicus sei eine bürgerliche Virginia, der er den Titel Emilia Galotti gegeben. „Er hat nämlich die Geschichte der römischen Virginia von allem dem abgesondert, was sie für den ganzen Staat interessant machte; er hat geglaubt, daß das Schicksal einer Tochter, die von ihrem Vater umgebracht wird, dem ihre Tugend werther ist als ihr Leben, für sich tragisch genug und fähig genug sei, die ganze Seele zu erschüttern, wenn auch gleich kein Umsturz der ganzen Staatsverfassung darauf

spiele endlich, mit der Nicolai die Bibliothek der schönen Wissenschaften 2c. eröffnete, v) gab Veranlassung zu einer Reihe von Briefen, in denen Lessing, Nicolai und Mendelssohn, zunächst von Grundsätzen der von den Engländern herstammenden Empfindungstheorie ausgehend, w) die Bestimmung und die Natur der dramatischen Poesie und des Trauerspiels insbesondere philosophischer, als es zeither geschehen war, zu ermitteln und festzustellen suchten. Dieser Briefwechsel war besonders folgereich: zunächst gewann Lessing in den mit seinen Freunden gepflogenen Verhandlungen für sich selbst eine Rechtfertigung und theoretische Begründung des von ihm eingeführten bürger-

---

folgte. Seine Anlage ist nur von drei Acten, und er braucht ohne Bedenken alle Freiheiten der englischen Bühne." Nicolai sah diesen Plan in drei Acten noch 1775; die Rolle der Orsina war darin nicht vorhanden, wenigstens nicht auf die Art, wie sie in dem gedruckten Stücke erscheint. — Nach einem Briefe an seinen Bruder Karl aus dem J. 1772 (12, S. 345) hat Lessing während seines Aufenthalts in Hamburg angefangen sein altes Sujet auszuarbeiten. Aber zu dem später wirklich ausgeführten Trauerspiel konnte er weder das alte Sujet noch die Hamburger Ausarbeitung brauchen, weil jenes nur in 3 Acte abgetheilt und diese so angelegt war, daß sie nur gespielt, aber nie gedruckt werden sollte. — v) Sie war theils in Absicht auf den angekündigten Preis für das beste Trauerspiel geschrieben, um die Meinungen des Preisstellers von dem vornehmsten Endzweck des Trauerspiels und zugleich die Art, womit die eingesandten Stücke beurtheilt werden sollten, bekannt zu machen; theils um die Theorie des Trauerspiels von einer andern Seite zu zeigen und verschiedene Theile davon, auf welche die deutschen Trauerspieldichter bis dahin nicht genug Acht gegeben, aufs neue einzuschärfen. Einen Auszug aus dieser Abhandlung findet man in einem Briefe Nicolai's an Lessing, s. Schr. 13, S. 25 ff. Vgl. darüber und über den durch diese Abhandlung veranlaßten Briefwechsel — er reicht vom 31. Aug. 1756 bis zum 14. Mai 1757 —, so wie über die Ergebnisse für die Theorie des Drama's und des Trauerspiels insbesondere, zu denen Lessing mit seinen Freunden durch diese Verhandlungen gelangte, Danzel S. 354—364. — w) Vgl. S. 1247 f. und Danzel S. 351—54.

lichen Trauerspiels; sodann aber bereitete er hier auch schon in mehrfacher Beziehung das vor, was nachher in der Dramaturgie zu reinern und vollkommnern Ergebnissen herausgebildet, den allerbedeutendsten Einfluß auf die dramatische Dichtung der Deutschen überhaupt, ja auf unsere gesammte schöne Litteratur ausüben sollte.

§. 289.

Während Lessing sich als Dichter nach neuen Wegen umsah, an neuen Gegenständen und in neuen Formen versuchte, ließ er die sich mit der Litteratur des Tages befassende Kritik, in der er sich eine Zeit lang mit so vielem Erfolge geübt hatte, fürs erste fast ganz ruhen. Jetzt aber, wo er mit und in seinem, zunächst den Engländern sich anschließenden dichterischen Hervorbringen und durch ein näheres Eingehen auf theoretische Untersuchungen einen neuen und höhern Standpunct künstlerischer Erfahrung und Einsicht gewonnen hatte, mußte es [illegible] locken, die neueste Litteratur seiner Landsleute zu mustern, [illegible] nach dem Maaßstabe seines gereiftern aesthetischen Urtheils ihren Werth oder Unwerth zu bestimmen. Was wäre auch mehr an der Zeit gewesen? Noch wurde jene Art durchgreifender und gründlicher Kritik in Deutschland vermißt, die Nicolai mit Recht als das nächste und dringendste Bedürfniß unserer schönen Litteratur um die Mitte der Funfziger bezeichnet hatte. Die „Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freien Künste" [1]) hatte ihm noch lange nicht abgeholfen. Dazu war

---

1) Vgl. S. 935. Die Wichtigkeit der Kritik für die Erreichung des allgemeinen Zweckes der Bibliothek, „Beförderung der schönen Wissenschaften und des guten Geschmacks unter den Deutschen," unterließ Nicolai auch in der „vorläufigen Nachricht" nicht, gehörig zu benachdrucken. „Die Kritik," sagte er S. 3, „ist es ganz allein, die unsern Geschmack läutern und ihm die Feinheit und Sicherheit geben kann,

schon der Kreis der Gegenstände, die in ihr besprochen wurden, oder über die sie berichtete, in einer Beziehung zu weit und in einer andern zu enge. Denn da sie außer selbständigen Abhandlungen kunsttheoretischen Inhalts auch weitläuftige Berichte und Auszüge von merkwürdigen Büchern des Auslandes nebst allerlei Nachrichten brachte, welche litterarische Erscheinungen und die Zustände des Theaters und der verschiedenen Künste bei den Franzosen, Engländern und Italienern betrafen, so blieb für die genauere Beurtheilung der neuen heimischen Litteraturerzeugnisse ein verhältnißmäßig nur geringer Raum übrig; die eigentlich kritischen Artikel kamen zu vereinzelt und waren zu sehr von den übrigen überwuchert, als daß sie eine stätige, mit voller Kraft auf einen Hauptzweck gerichtete Wirkung hätten hervorbringen können.[2]) Allein hiervon auch abgesehen, hatte die Kritik der Bibliothek bei allem Unterschiede von derjenigen, die zeitungs-in den Blättern der beiden litterarischen Parteien geübt worden war,[3]) doch noch zu viel Verwandtes damit. Noch

---

durch die er sogleich die Schönheiten und Fehler eines Werks einsieht; und ein feiner Geschmack ist nichts anders als eine Fertigkeit, die Kritik jederzeit auf die beste Art anzuwenden. — Wir werden nie befürchten dürfen, falsch zu urtheilen, wenn wir die Urtheile unsers Geschmackes jederzeit durch die Gründe der Kritik bestätigen können." — 2) Unter den 75 größern Artikeln der vier ersten Bände enthält nur etwa der vierte Theil Beurtheilungen von deutschen, der schönen Litteratur zuzurechnenden Sachen (von J. A. Cramer, Withof, Dusch, Klopstock, Lichtwer, Löwen, Gleim, Kleist, Weiße, Geßner, Wieland und einigen mir nicht bekannten Verfassern von geringer oder gar keiner Bedeutung: von Dusch allein handeln fünf, von Klopstock und Lichtwer je zwei Artikel). — 3) Den theoretischen Tendenzen und practischen Bestrebungen der Leipziger und Schweizer gegenüber nahm die Bibliothek dieselbe Stellung ein, wie Nicolai's im J. 1755 erschienenen Briefe, nur daß für sie der Gegensatz zwischen beiden Parteien kaum noch eine Bedeutung mehr in dem Litteraturleben der Zeit hatte. —

immer fußte sie zu sehr auf gewissen, in eignen Abhandlungen aufgestellten theoretischen Sätzen, noch immer legte sie zu großes Gewicht auf „die gründliche Kenntniß und die genaueste Bestimmung und Berichtigung der Regeln" für die dichterische Production;[4]) und wenn Nicolai und Mendelssohn auch unparteiisch und verständig Lob und Tadel austheilten, so zeigten sie doch weder im Einzelnen die Schärfe des Urtheils, welche bis in den innersten Kern der Gegenstände zu dringen vermochte, noch bewährten sie den tiefen und sichern Einblick in das gesammte deutsche Litteraturwesen der Zeit, den sie hätten haben müssen, wenn von ihnen nicht allein die wesentlichsten Mängel des letztern, sondern auch die wirksamsten Mittel zu deren Abhülfe sollten bezeichnet werden.[5]) Nun aber erschienen die Litteraturbriefe, die bis zum Ende des sechsten Bandes so gut wie ganz Lessings Werk waren,[6]) und in ihnen die Art von Kritik, woran es in Deutschland so lange gefehlt hatte. Anstatt den Werth neuer litterarischen Productionen nach den Sätzen und Regeln der schon im Voraus fertigen Kunstlehre dieser oder jener Schule abzumessen, hatte Lessing hier den Weg eingeschlagen, daß er das Urtheil über ein Werk der schönen Litteratur vorzüglich von der Beantwortung dreier Fragen abhangen ließ: ob der Gehalt des-

---

4) „Wir werden uns angelegen sein lassen, über alle Theile der schönen Wissenschaften kritische Abhandlungen zu liefern. Wir sind überzeugt, daß man ohne eine gründliche Kenntniß und die genaueste Bestimmung und Berichtigung der Regeln nie etwas Vorzügliches in den schönen Wissenschaften leisten kann." Vorläuf. Nachricht S. 10. — 5) Vgl. hierzu Danzel S. 388—91. — 6) Daß die Briefe von Anfang an eine ausschließlich der Besprechung der neuesten deutschen Litteraturerscheinungen gewidmete Zeitschrift waren, ist bereits S. 936 bemerkt worden. Eben da ist auch Anm. v das Wesentlichste über ihre Entstehung mitgetheilt. —

selben an und für sich ein wirklich poetischer sei, ob er in der ihm zu Theil gewordenen Behandlung der deutschen Natur zusagen könne, mit der uns eigenthümlichen Anschauungs-, Gefühls- und Denkweise übereinstimme, und ob endlich das Werk nach Gehalt und Form ein schönes, in seinem Organismus von ihm inwohnenden Gesetzen durchgängig bestimmtes Ganzes darstelle? [7]) Sicherte er so der Kritik in den Litteraturbriefen den

---

7) Vgl. hierzu Danzel S. 388—92: die Hauptstelle in diesem Abschnitt, die mir das Grundwesen der lessingschen Kritik in den Litteraturbriefen ganz vortrefflich zu characterisieren scheint, und die das aufs vollständigste ergänzen wird, was meine Texteswortc nur sehr mangelhaft ausdrücken dürften, lautet (S. 391 f.): „Die Schweizer hatten erkannt, daß die Regel nur erst nach der Production komme, nur aus den Werken selbst abstrahiert zu werden vermöge, so daß also die Kunst selbst sich die Regeln gebe. Aber dieß hatte man ganz allgemein nur auf die altberühmten Werke der Dichtkunst angewendet — in ihnen sollten ein für allemal die Regeln gegeben sein, die denn also den neuern Productionen ebenso äußerlich dictiert waren, wie bei der Ansicht Gottscheds, der sie aus der „„Vernunft"" ableitete, aller Poesie gegenüber. Wie durfte man so verfahren? Wenn die neuern Productionen wirklich Poesie waren, so mußten sie sich ihr Gesetz ebensowohl selbst geben, wie die alten; waren sie aber nicht wahre Poesie, so half ihnen auch das äußerliche Gesetz nichts. Jene Art von Kritik, welche sich auf eine im Voraus fertig gemachte Theorie stützte, hatte also gar keinen Sinn, und es mußte über kurz oder lang einmal einem hellen Kopfe einleuchten, daß wenn überhaupt Kritik, d. h. Einwirkung auf die Production mittelst des Gedankens, Statt finden solle, diese in nichts anderm bestehen könne, als daß man, zwar nicht ohne mannigfaltige Rückblicke auf die Vergangenheit, wie sie zu dem eigensten Leben unserer späten Jahrhunderte gehören, aber ohne die Erzeugnisse derselben als Maaßstab aufzustellen, lediglich die gegenwärtige Production, wie sie nur immer beschaffen sein möge, über sich selbst zu verständigen und ihr behülflich zu sein suche, sich nach ihrem eigenen inwohnenden Gesetz in höchster Reinheit auszubilden, oder daß die Kritik gar kein besonderes gelehrtes Geschäft sei, zu welchem man sich mit allerlei äußerlichem Apparat anzuthun habe, sondern gar nichts anders als der Proceß der Production selbst, insofern derselbe bei dem Menschen, als einem mit Bewußtsein begabten Wesen, wenigstens zum Theil vor dem Bewußtsein vorgehen und

Character lebensfrischer Unmittelbarkeit, so gewann er auch für sich einen Standort, von dem aus sein Wort von allen Gebildeten und nach Bildung Strebenden im Volke verstanden werden konnte.*) Er nahm den Faden seiner Kritik in den

durch Elemente desselben vermittelt werden müsse. Diese Art von Kritik — hat Lessing in den Litteraturbriefen zuerst ausgeübt 2c." — Nach welchen Grundsätzen der wahre Kritiker bei der Beurtheilung eines einzelnen Werks der schönen Litteratur verfahren müsse, wenn er wohlthätig auf die Production wirken wolle, hat Lessing selbst im 16. Litt. Br. angegeben. Indem er nämlich die Bibliothek der schönen Wiss. gegen diejenigen in Schutz nimmt, die ihr Parteilichkeit und Tadelsucht vorgeworfen hatten, fragt er: „Konnten sich die mittelmäßigen Schriftsteller, welche sie kritisiert hatte, anders verantworten?" und fährt dann fort: „Diese Herren, welche so gern jedes Gericht der Kritik für eine grausame Inquisition ausschreien, machen sehr seltsame Forderungen. Sie behaupten, der Kunstrichter müsse nur die Schönheiten eines Werkes aufsuchen und die Fehler desselben eher bemänteln als bloß stellen. In zwei Fällen bin ich selbst ihrer Meinung. Einmal, wenn der Kunstrichter Werke von einer ausgemachten Güte vor sich hat; die besten Werke der Alten, zum Exempel. Zweitens, wenn der Kunstrichter nicht sowohl gute Schriftsteller, als nur bloß gute Leser bilden will. Aber in keinem von diesen Fällen befinden sich die Verff. der Bibliothek. Die Güte eines Werks beruht nicht auf einzelnen Schönheiten; die einzelnen Schönheiten müssen ein schönes Ganze ausmachen, oder der Kenner kann sie nicht anders als mit einem zürnenden Mißvergnügen lesen. Nur wenn das Ganze untadelhaft befunden wird, muß der Kunstrichter von einer nachtheiligen Zergliederung abstrahieren und das Werk so, wie der Philosoph die Welt betrachten. Allein wenn das Ganze keine angenehme Wirkung macht, wenn ich offenbar sehe, der Künstler hat angefangen zu arbeiten, ohne zu wissen, was er machen will, alsdann muß man so gutherzig nicht sein und einer schönen Hand wegen ein häßliches Gesicht, oder eines reizenden Fußes wegen einen Buckel übersehen. Und daß dieses, wie billig, unsere Verff. nur sehr selten gethan haben, darin bestehet ihre ganze Strenge. Denn einigemal haben sie es doch gethan, und mir sind sie noch lange nicht strenge genug." — 8) Auch sprechen die Einleitungsworte zu den Briefen es unverhohlen genug aus, daß diese wirklich für ein größeres Publicum von Anfang an geschrieben wurden, als für das eigentlich gelehrte, welches die frühern Kritiker, sobald sie sich über den Rang gemeiner Wochenblattschreiber erhoben, doch immer vorzugsweise, wenn

ersten vier Briefen da wieder auf, wo er ihn zuletzt hatte fallen lassen,[9]) bei den Uebersetzungen aus der neuesten Zeit, die hier um so eher in Betracht kommen mußten, je weniger fruchtbar unsere Litteratur damals an eigenen Erzeugnissen von einiger Bedeutung war, und je handwerksmäßiger das Einführen vieler ausländischen Werke von ungeschickten und leichtfertigen Schriftstellern betrieben wurde.[10]) Die folgenden Briefe, die mehrfach an Beurtheilungen anknüpften, welche die Bibliothek der schönen Wissenschaften gebracht hatte,[11]) beschäftigten sich zwar auch noch hin und wieder mit Uebersetzungen;[12]) der großen Mehrzahl nach aber hatten sie es mit der Besprechung eben erschienener deutscher Originalwerke zu thun. Lessing fand an dieser neuesten Litteratur im Ganzen viel mehr zu tadeln oder geradehin zu verwerfen, als zu loben.[13]) Er war weit davon entfernt, die lächerliche Ein-

---

auch unabsichtlich, bei ihren Urtheilssprüchen im Auge behalten hatten. — 9) Nach der ersten größern kritischen Arbeit aus seiner ersten Periode, dem Vade mecum für S. G. Lange, hatte Lessing außer den kurzen Artikeln für die vossische Zeitung aus den Jahren 1754 und 55 und einigen kleinen Beiträgen zur Bibl. d. schön. Wiss. für diese nur ein einziges umfangreicheres Stück geliefert, jene im J. 1758 geschriebene Recension von Lieberkühns Uebersetzung des Theokrit rc., deren S. 1260, Anm. r gedacht ist. — 10) Vgl. S. 1025, Anm. 4. An der Tagesordnung waren damals vorzüglich Uebersetzungen englischer Sachen: unter den erst vor Kurzem erschienenen wählte sich Lessing einige aus, um an ihnen zu zeigen, wie unwissend diese Uebersetzer oft wären, und wie weit „die Unverschämtheit dieser gelehrten Tagelöhner" gienge. — 11) Vgl. Br. 16. 17. 18. 19. 30. 41. 63 und Danzel S. 382—87. — 12) Br. 31. 39 und 77. Der erste lobt den Versuch einer Uebertragung pindarischer Oden in deutsche Prosa; der zweite zeigt eine hexametrische Uebersetzung „auserlesener Meisterstücke" einiger englischer Dichter an und hat besonders an den Versen vielerlei auszusetzen; der dritte beweist, daß eine sehr fehlerhafte, anonym herausgekommene Verdeutschung der Georgica Virgils von Dusch herrühren müsse, und kritisiert dieselbe im allerschärfsten Ton. — 13) Eigentlich gelobt wurden nur

bildung seiner Zeitgenossen zu theilen, daß Deutschland, wo nicht in allen, doch in den meisten Gattungen Dichter besäße, die den größten des Alterthums und des neuern Auslandes nahe kämen oder ihnen gar an die Seite gesetzt werden dürften.[14]) Für ihn war unsere neuere Litteratur erst eine werdende, die noch weit hin hätte, bis sie sich wahrer Meisterstücke, zumal in den großen Gattungen, würde rühmen können.[15]) Das Talent, wo es sich zeigte, verkannte er nicht; er munterte es auf und suchte es über sich selbst zu verständigen. Aber wo es auf Abwege gerathen war, trat er ihm zurechtweisend und, that es Noth, mit strafendem Ernst entgegen. Ohne alle Schonung fielen die Streiche seiner Kritik nur da, wo geistige Beschränktheit oder Ungeschick und Unwissenheit mit Dünkel und Anmaßung im Bunde Anspruch auf litterarische Bedeutung machten. Dieß Alles trat besonders in seinen Beurtheilungen der neuesten Schriften von Dusch,[16])

Gleims Gedicht „an die Kriegsmuse" (Br. 15), Klopstocks Abhandlung „von der Nachahmung des griech. Silbenmaaßes im Deutschen" (Br. 18) und im Ganzen auch die Veränderungen und Verbesserungen, die der Dichter in den fünf ersten Gesängen des Messias, wie sie in der Kopenhagener Ausgabe zu lesen waren, gemacht hatte (denn oft habe demselben bei diesen Veränderungen, man wisse nicht welcher Geist der Orthodoxie, anstatt der Kritik vorgeleuchtet. Br. 19); sodann zwar nicht alle, aber doch mehrere Stücke in v. Gerstenbergs „Tändeleien" (Br. 32) und Kleists erzählendes Gedicht „Cissides und Paches" (Br. 40). — 14) Vgl. Goethe's Werke 25, S. 93. Im Anfang des 7. Litt. Br. gab Lessing deutlich genug zu verstehen, wie lächerlich ihn die Behauptung bedünken mußte, Klopstock könnte uns den Homer, Cramer den Pindar, Uz den Horaz, Gleim den Anakreon, Geßner den Theokrit, Wieland (in seinem ersten philosophischen Lehrgedicht) den Lucrez ersetzen, im Fall daß diese Alten durch eine große wunderbare Weltveränderung für uns verloren giengen. — 15) Wie wenig er noch im J. 1769 unserer Litteratur eine männliche Reife und innere Gediegenheit zusprach, ist aus der oben S. 1031, Anm. a mitgetheilten Stelle aus der Dramaturgie zu ersehen. — 16) Joh. Jac. Dusch, geb. 1725 zu Celle,

studierte in Göttingen Theologie, beschäftigte sich dabei aber noch mehr mit schöner Litteratur, besonders mit englischer. Nachdem er mehrere Jahre in verschiedenen Familien Hauslehrer gewesen war, lebte er seit 1756 in Altona, wo er zunächst ohne Anstellung war und sich mit Schriftstellerei abgab. Nachher wurde er Professor an dem dortigen akademischen Gymnasium und 1766 Director desselben. 1780 erhielt er von dem Könige von Dänemark den Titel Justizrath. Er starb 1787. Dusch war schon 1749 als Dichter mit einem Schäferspiel aufgetreten und hatte dann bis zum Erscheinen der Litteraturbriefe von schriftstellerischen Arbeiten herausgegeben: „das Toppée," ein komisches Heldengedicht, Göttingen 1751; „die Wissenschaften," ein Lehrgedicht, Göttingen 1752; „vermischte Werke in verschiedenen Arten der Dichtkunst," Jena 1754 (worin das Toppée und die Wissenschaften neu bearbeitet waren); „drei Gedichte von dem Verf. der vermischten Werke rc." Altona und Leipzig 1756; „den Schooßhund," ein komisches Heldengedicht, Altona 1756; „den Tempel der Liebe," ein episch sein sollendes Gedicht der didactisch-beschreibenden Art, Leipzig 1757; „Schilderungen aus dem Reiche der Natur und der Sittenlehre durch alle Monate des Jahres," in poetischer Prosa, Hamburg und Leipzig 1757 ff. (von seinen auf fünf Theile berechneten sämmtlichen poetischen Werken erschienen nur der erste und der dritte Theil, Altona 1765. 67. 8.); sodann noch „vermischte kritische und satirische Schriften, nebst einigen Oden rc." (worin aber nicht alles von ihm selbst sein sollte), Altona 1758, und verschiedene Uebersetzungen. Vgl. über diese und die spätern Schriften von Dusch Jördens 1, S. 407 ff. und 6, S. 28 ff. — Dusch, der sich in seiner Schriftstellerei besonders an die Engländer anschloß und schon zu den Dichtern der neuern Zeit gehörte, die weder mit der Leipziger noch mit der Züricher Schule zusammenhiengen, war gar nicht ohne Talent; aber es fehlte ihm noch zu sehr an einer tüchtigen Bildung, an einem geläuterten Geschmack und an der zur gründlichen Anlage und kunstmäßigen Ausführung eines poetischen Werks erforderlichen Ausdauer; er schrieb zu viel und zu vielerlei, war zu sehr Nachahmer und griff oft nach Gegenständen, bis zu welchen die Tragweite seines Talents nicht reichte. Schon die Bibl. d. schön. Wissenschaften, die sich mit ihm mehr, als mit irgend einem andern deutschen Schriftsteller zu schaffen machte (vgl. Anm. 2), hatte seine Schwächen hervorgehoben (1, S. 168 ff; 355 ff; 3, S. 96 ff; 362 ff.) und ihm das Gebiet bezeichnet, auf welchem er sich als Dichter den meisten Erfolg versprechen könnte (1, S. 172 und 3, S. 377 f.). Lessing, von Dusch in den vermischten kritischen und satirischen Schriften mehrfach angegriffen, nahm ihn gleich in den ersten Litt. Briefen unter den Uebersetzern scharf mit; dieß war jedoch nur das Vorspiel zu dem Strafgericht, das über ihn wegen seiner „Schilderun-

Wieland,[17]) J. A. Cramer[18]) und Basedow[19]) hervor.

---

gen aus dem Reiche der Natur und der Sittenlehre ꝛc." und wegen seiner Uebersetzung der Georgica im 41. und 77. Litt. Br. verhängt wurde. Lessing züchtigte hier in Dusch eine ganze Classe deutscher Schriftsteller, diejenigen nämlich, die sich das Schreiben zu leicht machten, die planlos in den Tag hineinschrieben, die von ihrer eigenen Erfindungsgabe im Stiche gelassen, im Großen wie im Kleinen nachahmten und von überall her Gedanken und Bilder zusammenborgten. So heißt es denn im 41. Br. u. a.: in den Schilderungen sei so viel Zusammenhang als im Kalender. Dieser Schriftsteller habe keine Bedenklichkeit, sich selbst auszuschreiben, da er ja auch andere mit der allerunglaublichsten Freiheit ausschreibe. Seine Schilderungen seien nichts als ein beständiges Cento aus Pope, Thomson, Hervey, Young, Kleist, Haller und zwanzig Andern. Er bekenne, und das sei sehr schlau, mit der scheinbarsten Offenherzigkeit, nicht selten ganz entfernte Nachahmungen, um die allerplumpsten Entwendungen damit zu maskieren. Dabei sei seine Schwatzhaftigkeit außerordentlich und die Tautologie seine liebste Figur, durch die er oft in Ungereimtheiten verfalle. Eben dieß geschehe, wenn er Bilder und Umstände ohne Wahl häufe. Das Lateinische, das er nachahmen wolle, habe er häufig gar nicht verstanden. Die Bibliothek der schönen Wiss. hätte ihm gerathen, seine Gemählde öfters mit Fictionen zu unterbrechen; dieß habe er hier gethan, aber wie! Und dazu prahle er mit einer Gelehrsamkeit, in der er offenbar ein Fremdling sei. Gleichwohl hätte er ein guter Schriftsteller werden können, wenn er sich in die ihm zukommende, ihm schon von den Verff. der Bibliothek deutlich genug angewiesene Sphäre hätte einschließen wollen. Er habe nicht Witz und Erfindungskraft genug, ein Dichter zu sein, und ein Philosoph zu sein, nicht genug Scharfsinn und Gründlichkeit. Er habe aber von beiden etwas und ungefähr so viel, als dazu gehöre, ein erträgliches moralisches Lehrgedicht zu machen. Im 77. Br. folgt gleich auf die Eingangsworte die Stelle: „Hr. Dusch hat geschrieben, schreibt und wird schreiben, so lange er noch aus Hamburg Kiele bekommen kann: Schooßhunde und Gedichte; Liebestempel und Verläumbungen; bald nordische und bald allgemeine Magazine; bald satirische, bald hämische Schriften; bald verliebte, bald freimüthige, bald moralische Briefe; bald Schilderungen, bald Uebersetzungen; und Uebersetzungen bald aus dem Englischen, bald aus dem Lateinischen. — Monstrum nulla virtute redemptum! O der Polygraph! Bei ihm ist alle Kritik umsonst." Das Letzte traf jedoch nicht ein: Dusch verstand wirklich aus der Kritik Nutzen zu ziehen. Vgl hierzu Danzel S. 383—85. — 17) An welcher unter Wielands in den funfziger Jahren herausgegebenen Schriften Les-

fing ganz besonders Anstoß nahm, ist oben S. 982 in der Anmerkung angedeutet worden. Er hatte es zuerst klar erkannt, was bei einer Poesie herauskommen konnte, die den höchsten Gehalt hauptsächlich in überspannten religiösen Empfindungen und in ästhetisch-frömmelnden Gedankenspielen suchte (vgl. S. 1255 f.). Wieland war unter den Dichtern der diese religiös-empfindsame Poesie pflegenden Schule derjenige, dem Lessing, Klopstock etwa ausgenommen, das bedeutendste Talent zusprach: er war ihm „ohne Widerrede einer der schönsten Geister," die Deutschland damals besaß. Er hatte eben die Sammlung seiner „prosaischen Schriften" (Zürich 1758. 3 Bde. 8.) herausgegeben, die manchen neuen Aufsatz enthielt. Sie verdienten, wie Lessing schrieb, alle gelesen zu werden; denn wenn man einen Wieland nicht lesen wollte, weil man dieses und jenes an ihm auszusetzen fände, welchen von unsern Schriftstellern würde man denn wohl lesen wollen? Grund genug also, daß eine Kritik, die unsere Litteratur von ihren Verirrungen abzubringen und die Schriftsteller in richtigere Wege einzuweisen beabsichtigte, gegen diesen jungen Mann eine um so eindringlichere Sprache führte, je mehr er für die Zukunft versprach, und je bestimmbarer er nach seinem ganzen bisherigen Bildungsgange sein mußte. Gegen ihn sind daher auch gleich diejenigen Litteraturbriefe gerichtet (7—14), in denen Lessing von den Uebersetzern zu den Originalschriftstellern übergegangen ist (der fünfte Brief ist eigentlich nur eine Fortsetzung der vorhergehenden, indem hier noch nachträglich von den eignen elenden Producten eines Mannes gesprochen wird, der vorher schon unter den elenden Uebersetzern seine Abfertigung gefunden hat). Nachdem Wielands Ausfall auf Uzens sittlichen Character als ein Verfahren bezeichnet ist, das von nichts weniger als von einer echt christlichen Gesinnung zeuge, worin sich vielmehr viel pietistischer Stolz, viel Haß und ein verabscheuungswürdiger Verfolgungsgeist verrathe, werden die „Empfindungen des Christen" näher characterisiert. „Sie können aufs höchste Empfindungen eines Christen sein; eines Christen nämlich, der zugleich ein witziger Kopf ist, und zwar ein witziger Kopf, der seine Religion ungemein zu ehren glaubt, wenn er ihre Geheimnisse zu Gegenständen des schönen Denkens macht. Gelingt es ihm nun hiermit, so wird er sich in seine verschönerten Geheimnisse verlieben, ein süßer Enthusiasmus wird sich seiner bemeistern, und der erhitzte Kopf wird in allem Ernste anfangen zu glauben, daß dieser Enthusiasmus das wahre Gefühl der Religion sei. — Sind das Empfindungen (wie sie Wieland in hochtrabende Worte gefaßt hat)? Sind Ausschweifungen der Einbildungskraft Empfindungen? Wo diese so geschäftig ist, da ist ganz gewiß das Herz leer und kalt." Und nun mit einer ironischen Wendung gegen die tiefsinnigen Geister, welche uns die

ganze Religion platterdings wegphilosophieren, weil sie ihr philosophisches System darin verweben wollen: jetzt sei die Zeit gekommen, wo uns auch schöne Geister eben diese Religion wegwitzeln, damit ihre geistlichen Schriften auch zugleich amusieren können. — Ist hier dem empfindelnden Schönthun mit der Religion das Urtheil gesprochen und damit auch, wenigstens mittelbar, schon angedeutet, daß Religion und Poesie nicht mit einander zu vermischen seien, und daß eine Poesie eben so wenig die wahre sein könne, die aus solchen religiösen Stimmungen ihren höchsten geistigen Gehalt empfangen solle, wie die Religion die echte sei, die nach Verschönerung durch die Poesie verlange: so zeigt Lessing in dem, was er über einen wielandschen Erziehungsplan sagt, wie wenig die Vorstellungen, die Wieland von der Erziehung der alten Griechen geben wolle, dem entsprechen, was die Erziehung und Bildung der Griechen wirklich war. Weiterhin wirft er ihm dann noch besonders vor, er verlerne in der Schweiz seine Sprache. Nicht bloß das Genie derselben und den ihr eigenthümlichen Schwung; er müsse sogar eine beträchtliche Anzahl von Worten vergessen haben: denn alle Augenblicke lasse er seinen Leser über ein französisches Wort stolpern, der sich kaum besinnen könne, ob er einen jetzigen Schriftsteller oder einen aus dem galanten Zeitalter Chr. Weise's lese. — Mit den beiden letzten Rügen war Wieland auf zwei Schwächen aufmerksam gemacht, die ihm dessenungeachtet immer eigen geblieben sind; ja sein Anpreisen und Verherrlichen eines Griechenthums, wie es nie in der Wirklichkeit bestanden hat, und sein oft so widerwärtiges Liebäugeln mit demselben in Poesie und Prosa nahm später noch viel mehr zu als ab; und wie sehr er es immer liebte, fremde Ausdrücke und Redensarten in sein Deutsch zu mischen, zeigen besonders seine Briefe, da er sich in denselben weniger Zwang anzuthun brauchte, als wo er für den Druck schrieb. Dagegen entschlug er sich, wie schon S. 982 f. berichtet ist, sehr bald seiner aesthetisch-religiösen Schwärmerei und seiner krankhaften Empfindsamkeit überhaupt. Vgl. zu dieser Anmerk. Danzel S. 405—10. — 18) Cramer war einer der ältesten und vertrautesten Freunde Klopstocks. Sein „nordischer Aufseher," zu dem der letztere auch eine nicht geringe Anzahl von Beiträgen lieferte, war mit dem J. 1758 — nicht 1759, wie S. 973 in der Anmerk. aus Versehen steht — begonnen: eine Zeitschrift im Geist und von der Einkleidungsart der alten Wochenschriften. Der erste Band lag Lessingen vor, als er den 48—51. Litt. Br. schrieb. Besondere Berücksichtigung sollte in diesem Aufseher der Erziehung der Jugend und der Leitung derjenigen zu Theil werden, welche sich mit Lesung guter Schriften und mit den Wissenschaften abgaben, ohne eigentlich ein Geschäft aus ihrer Erlernung zu machen. Allein die christliche Erzie-

hung, auf die es hierbei hauptsächlich abgesehen war, mußte, wie Lessing darthat, mancherlei Bedenken bei jedem erregen, der sein Kind zu einem rechtgläubigen Christen heranbilden wollte; und was zum Besten der unstudierten Liebhaber guter Schriften in dem ersten Bande gethan war, war nicht der Rede werth, oder mußte, wie namentlich das übertriebene Lob, das Young ertheilt wurde (vgl. S. 1256, Anm. k), die Leser irre führen. Vornehmlich kam es Lessingen darauf an, die Trugschlüsse in des Aufsehers (d. h. Cramers) Beweis aufzudecken, daß man ohne Religion kein rechtschaffener Mann sein könnte, und auf die Beleuchtung der theologischen Stücke überhaupt, die, wie er im Besondern an dem von Klopstock verfaßten Aufsatz, „von der besten Art über Gott zu denken," nachwies, von „ganz besonderm Schlage" waren. Bei der Besprechung dieser Puncte gab er Ergänzungen zu dem, was er über Wielands poetischen Religionsenthusiasmus bemerkt hatte. Ein guter Christ, sagte er, fange jetzt an ganz etwas anders zu sein, als er noch vor dreißig, fünfzig Jahren gewesen. Die Orthodoxie sei ein Gespötte worden; man begnüge sich mit einer lieblichen Quintessenz, die man aus dem Christenthum gezogen habe, und weiche allem Verdacht der Freidenkerei aus, wenn man von der Religion überhaupt nur fein enthusiastisch zu schwatzen wisse. So habe denn auch der Aufseher ein ganzes Stück dazu verwandt, sich diese Mine neumodischer Rechtgläubigkeit zu geben. Einer nähern Betrachtung erweise sich aber alles, was zu Gunsten dieser Art von Christenthum gesagt werde, als hohles und sophistisches, mit Anmaßung vorgetragenes Geschwätz von unendlicher Breite. Und was die drei Arten über Gott zu denken betreffe, so sei der Verf. des davon handelnden Aufsatzes durch die Verwechselung der Begriffe Denken und Empfinden zu den wunderlichsten Irrthümern verleitet worden. — Der letzte dieser Briefe kritisierte die in den Aufseher eingerückten Oden von Cramer und Klopstock, so wie die Abhandlung des letztern „über die Mittel, durch die man den poetischen Stil über den prosaischen erheben könne und müsse" (vgl. S. 1057, Anm. 18). In Cramer wurde „der vortrefflichste Versificateur" anerkannt; sein poetisches Genie aber, wenn ihm überhaupt noch ein solches zugestanden werden könnte, wäre sehr einförmig, sein Feuer, so zu sagen, ein kaltes Feuer, das mit einer Menge Zeichen der Ausrufung und Frage bloß in die Augen leuchtete. Was Lessing von dem poetischen Werth der beiden von Klopstock herrührenden Oden hielt, ist S. 1255, Anm. g nachzulesen. Ueber dessen Abhandlung sprach er sich mit großer Anerkennung aus, unterließ jedoch nicht, die Dichter, denen er sie zum Studium empfahl, und besonders die dramatischen, darauf aufmerksam zu machen, daß „diese oder jene allgemeine Regel des Verfassers" unter

Sie bilden den eigentlichen Kern des vorzugsweise kritisch negierenden und polemischen Theils von Lessings Litteraturbriefen. Zwar auch im Ganzen polemisch, aber zugleich von einem bestimmten positiven Inhalt — und dadurch einer der allerwichtigsten — ist derjenige, welcher von Gottscheds Verdiensten um das deutsche Theater handelt, oder vielmehr dieselben vollständig in Abrede stellt.[20]) Denn in ihm wird nicht bloß

---

gewissen Umständen „eine Ausnahme leiden könne und müsse." Vgl. zu dieser und der folgenden Anmerk. Danzel S. 393—405. — 19) Joh. Bernh. Basedow (eigentlich Joh. Berend Bassedau; vgl. Rambachs Anthol. — christl. Gesänge 5, S. VIII), geb. 1724 zu Hamburg, besuchte das dortige Johanneum, studierte in Leipzig, wurde dann zunächst Hauslehrer im Holsteinischen und 1753 Professor der Moral und der schönen Wissenschaften an der Ritterakademie zu Soroe, von wo er 1761 an das Gymnasium zu Altona kam. Der Gedanke, der Reformator des Erziehungswesens zu werden, wurde in ihm besonders durch Rousseau's Emile geweckt; er suchte ihn mit dem ganzen Feuer und Ungestüm seines Characters ins Werk zu setzen. 1771 berief ihn der Fürst von Dessau in seine Residenz. Hier gründete er eine Musterschule in seinem Sinne, das sogenannte Philanthropin, welches 1774 eröffnet wurde. Allein schon vier Jahre darauf überließ er die Leitung dieser Anstalt andern Händen und lebte fortan ohne bestimmte Geschäfte. Zuletzt ließ er sich in Magdeburg nieder, wo er 1790 starb. Von seinen Schriften kommt hier nur die „Vergleichung der Lehren und Schreibart des nord. Aufsehers, und besonders des Hrn. Hofpred. Cramers, mit den merkwürdigen Beschuldigungen gegen dieselben in den Briefen, die neueste Litteratur betreffend, aufrichtig angestellt" (Soroe 1760. 8), in Betracht, weil sie Lessingen zur Abfassung des 102—112. Litt. Br. veranlaßte. Er wies darin die von Basedow gegen ihn erhobenen Beschuldigungen zurück und rechtfertigte seine Behauptungen über den nord. Aufseher. Diese Briefe gehören zu dem Ausgezeichnetsten, was Lessing in der polemischen Kritik geleistet hat. — 20) Es ist der siebzehnte. In dem voraufgehenden hatte er schon Bezug genommen auf den ersten Theil von Gottscheds „nöthigem Vorrath zur Geschichte der deutschen dramatischen Dichtkunst," der 1757 erschienen und in der Bibliothek d. schön. Wiss. 3, S. 85 ff. von Nicolai angezeigt worden war. Wie anderwärts, so war ihm die Bibliothek auch in dieser lobenden Anzeige „zu nachsehend" gewesen, indem sie namentlich die vielen „Unterlassungssünden" nicht aufgedeckt hatte, die sich Gottsched in seinem Buche hatte zu Schulden

die Richtung, welche das deutsche Drama seit der Zeit verfolgte, wo Gottsched sich zu seinem Reformator aufgeworfen hatte, entschieden gemißbilligt,[21]) sondern es wird auch der

kommen lassen. Lessing stand der Zeit, wo Gottscheds Wirksamkeit, zumal auf das Theater, ihren Höhepunct erreicht hatte, noch zu nahe und als dramatischer Dichter sowohl wie als Dramaturg schon in zu schroffem und feindseligem Gegensatz gegen jenen, als daß er mit aller Unbefangenheit dessen Verdienste um unsere Litteratur hätte überblicken und würdigen können. Er ließ daher weder in diesem noch in dem folgenden Briefe Gottscheden volle Gerechtigkeit widerfahren: er war unbillig und hart gegen ihn. Denn die Reformen im deutschen Schauspielwesen, die derselbe vor 30 Jahren unternommen und allmählig durchgesetzt hatte, waren diesem vor allen andern nöthig gewesen, wenn seine ärgsten Uebelstände gehoben werden sollten, und bei dem damaligen Stande der deutschen Bildung und Litteratur auch wohl nur auf dem Wege zu ermöglichen, für den sich Gottsched entschieden hatte (vgl. S. 1282). „Lessing hat," wie Danzel S. 129 f. mit Recht bemerkt, „hier für die Aufgabe Gottscheds erklärt, was nur etwa seine Aufgabe und die Aufgabe der Folgezeit gewesen sein mag, welche auf demjenigen, was Gottsched wirklich gethan hat, fußen konnte." — 21) Nicolai hatte in der Anzeige von Gottscheds „nöthigem Vorrath ꝛc." geäußert: „Niemand wird läugnen, daß die deutsche Schaubühne einen großen Theil ihrer ersten Verbesserung dem Hrn. Prof. Gottsched zu danken habe." Lessing dagegen erklärte: „Ich bin dieser Niemand; ich läugne es gradezu. Es wäre zu wünschen, daß sich Hr. Gottsched niemals mit dem Theater vermengt hätte. Seine vermeinten Verbesserungen betreffen entweder entbehrliche Kleinigkeiten, oder sind wahre Verschlimmerungen. Als die Neuberin blühte und so mancher den Beruf fühlte, sich um sie und die Bühne verdient zu machen, sah es freilich mit unserer dramatischen Poesie sehr elend aus. Man kannte keine Regeln; man bekümmerte sich um keine Muster. Unsere Staats- und Helden-Actionen waren voller Unsinn, Bombast, Schmutz und Pöbelwitz. Unsere Lustspiele bestanden in Verkleidungen und Zaubereien; und Prügel waren die witzigsten Einfälle derselben. Dieses Verderbniß einzusehen, brauchte man eben nicht der feinste und größte Geist zu sein. Auch war Hr. Gottsched nicht der erste, der es einsah; er war nur der erste, der sich Kräfte genug zutraute, ihm abzuhelfen. Und wie gieng er damit zu Werke? — Er wollte nicht sowohl unser altes Theater verbessern, als der Schöpfer eines ganz neuen sein. Und was für eines neuen? Eines französierenden; ohne zu untersuchen, ob dieses französierend

Weg angegeben, den es hätte einschlagen müssen, wenn es, namentlich in der tragischen Gattung, auf eine dem deutschen Volkscharacter entsprechende Weise verbessert und ausgebildet werden sollte. Und hierbei ist — was ganz besonders beachtet zu werden verdient — an unsre neuere Litteratur zuerst die Forderung gestellt, daß sie darnach trachten müsse, eine eigenthümlich deutsche, eine Nationallitteratur zu werden. Dazu aber, meinte Lessing, würde sie es, wenigstens in der dramatischen Gattung und insbesondere im Trauerspiel, weit eher und mit ungleich glücklichern Erfolgen gebracht haben, wenn sie, anstatt sich den Kunstgesetzen der Franzosen zu unterwerfen und von ihnen die Muster der Nachahmung zu entlehnen, in das nächste Verhältniß zu der ältern englischen Bühne getreten wäre und sich den Einflüssen des in Shakspeare's Werken waltenden Geistes geöffnet hätte.[22])

Theater der deutschen Denkungsart angemessen sei oder nicht." — 22) Gottsched „hätte," fährt Lessing in seinem Briefe fort, „aus unsern alten dramatischen Stücken, welche er vertrieb, hinlänglich abmerken können, daß wir mehr in den Geschmack der Engländer als der Franzosen einschlagen; daß wir in unsern Trauerspielen mehr sehen und denken wollen, als uns das furchtsame französische Trauerspiel zu sehen und zu denken gibt; daß das Große, das Schreckliche, das Melancholische besser auf uns wirkt als das Artige, das Zärtliche, das Verliebte; daß uns die zu große Einfalt mehr ermüde als die zu große Verwickelung ꝛc. Er hätte also auf dieser Spur bleiben sollen, und sie würde ihn geraden Weges auf das englische Theater geführet haben. — Daß er den addisonschen Cato für das beste englische Trauerspiel hält, zeiget deutlich, daß er hier nur mit den Augen der Franzosen gesehen und (als er nach dem addisonschen seinen Cato verfaßte) keinen Shakspeare, keinen Johnson, keinen Beaumont und Fletcher ꝛc. gekannt hat, die er hernach aus Stolz auch nicht hat wollen kennen lernen. Wenn man die Meisterstücke des Shakspeare, mit einigen bescheidenen Veränderungen, unsern Deutschen übersetzt hätte, ich weiß gewiß, es würde von bessern Folgen gewesen sein, als daß man sie mit dem Corneille und Racine so bekannt gemacht hat.

Erstlich würde das Volk an jenem weit mehr Geschmack gefunden haben, als es an diesen nicht finden kann; und zweitens würde jener ganz andere Köpfe unter uns erweckt haben, als man von diesen zu rühmen weiß. Denn ein Genie kann nur von einem Genie entzündet werden; und am leichtesten von so einem, das alles bloß der Natur zu danken zu haben scheint und durch die mühsamen Vollkommenheiten der Kunst nicht abschrecket. Auch nach den Mustern der Alten die Sache zu entscheiden, ist Shakspeare ein weit größerer tragischer Dichter als Corneille; obgleich dieser die Alten sehr wohl, und jener fast gar nicht gekannt hat. Corneille kömmt ihnen in der mechanischen Einrichtung und Shakspeare in dem Wesentlichen näher. Der Engländer erreicht den Zweck der Tragödie fast immer, so sonderbare und ihm eigene Wege er auch wählet; und der Franzose erreicht ihn fast niemals, ob er gleich die gebahnten Wege der Alten betritt ꝛc." (Solche Ansichten waren in Deutschland noch von niemand ausgesprochen worden, wenn Nicolai auch schon fünf Jahre früher die dramatischen Dichter auf die Engländer aufmerksam gemacht hatte [vgl. S. 1280 unten]; die Neugestaltung der deutschen Litteratur, sofern dieselbe unter englischen Einflüssen vor sich gieng, war damit zu dem Puncte hingelenkt, von wo aus diese Einflüsse mit der belebendsten Kraft auf den deutschen Geist wirken konnten, zu dem großen nationalen Drama der Engländer, der Hauptstärke ihrer Litteratur. Vgl. hierzu Danzel S. 443—50 und 282—88). Endlich führt Lessing zum Beweise, daß unsere alten Stücke sehr viel Englisches gehabt haben, das bekannteste, den Doctor Faust, an; darin seien eine Menge Scenen, die nur ein shakspearsches Genie zu denken vermögend gewesen. „Und wie verliebt war Deutschland, und ist es zum Theil noch, in seinen Doctor Faust!" Worauf er aus einem, angeblich von einem Freunde aufbewahrten alten Entwurf dieses Trauerspiels einen Auftritt mittheilt, d. h. jenes S. 1288 erwähnte Bruchstück aus seinem eigenen Faust. — Wem daran liegt, in einzelnen Aeußerungen Lessings zu verfolgen, wie er anfänglich die großen französischen Tragik r, vorzüglich P. Corneille, bewunderte, allmählig aber — als er immer deutlicher erkannte, der tragische Dichter sei das, was er ist, nicht durch die genaue Kenntniß der Regeln und deren strenge Beobachtung in seinen Werken, sondern „durch die Kenntniß des menschlichen Herzens und durch die magische Kunst, jede Leidenschaft vor unsern Augen entstehen, wachsen und ausbrechen zu lassen" — von dieser Bewunderung so weit zurückkam, daß er den Corneille schon hier, im 17. Litt. Briefe, tief unter Shakspeare stellte: den verweise ich auf eine Stelle der theatralischen Bibliothek in den sämmtlichen Schr. 4, S. 292, auf die im J. 1756 geschriebene Vorrede zu einer Uebersetzung von

§. 290.

Lessing überließ, als er gegen Ende des J. 1760 von Berlin nach Breslau gieng, seinen beiden Freunden die Fortsetzung der Litteraturbriefe.[a]) Er hatte diejenige Kritik, die

J. Thomsons Trauerspielen (welche von einer gelehrten Gesellschaft zu Stralsund besorgt worden), in den s. Schr. 5, S. 69 ff. und auf den Brief an Mendelssohn vom 18. Dec. 1756 (12, S. 64). — Außer dem 17. Litt. Br. sind noch drei andere von Lessing, wenn auch nicht eben so wichtig, doch immer noch sehr beachtenswerth wegen verschiedener darin niedergelegter Bemerkungen über einige wesentliche Erfordernisse in dramatischen Werken und über die Gründe, warum das deutsche Schauspiel noch so wenig in seiner Entwickelung vorgeschritten wäre. Diese Briefe sind der 63ste, der 64ste und der 81ste: die beiden ersten zeigen Wielands Trauerspiel „Johanna Gray" an und beweisen, daß das Beste darin aus einem englischen Stück genommen sei; der dritte handelt von Weisse's Beitrag zum deutschen Theater. Hier nimmt Lessing schon Bezug auf das Theater des Diderot (in demselben Jahre, 1760, erschien auch seine Uebersetzung), dessen Muster und Lehren, wie er selbst bekannt hat (s. Schr. 6, S. 369), so großen Antheil an der Bildung seines Geschmacks hatten, daß derselbe ohne sie eine ganz andere Richtung würde bekommen haben.

a) Bis zum Ende des sechsten Theils lieferte Mendelssohn (vom 20. Br. an) fast nur Briefe, die sich auf die neuesten Erscheinungen in den Gebieten der streng philosophischen Wissenschaften, der Dichtungs- und Kunstlehre und der Sprachphilosophie, so wie auf die Anfänge einer in Deutschland sich bildenden politischen Litteratur bezogen. Nicolai schrieb in der ersten Zeit, da er sich von Anfang an auch zu nichts mehr verbindlich gemacht hatte (vgl. S. 936, Anm. v), nur selten einen Brief. Wie er gleich in dem ersten (Br. 6) eine Hauptursache des schlechten Zustandes der neuesten deutschen Litteratur darin erkannte, daß die meisten jungen Schriftsteller nichts weiter als elende Nachahmer wären, die entweder von kläglichen Bedürfnissen zum Schreiben getrieben würden, oder sich durch den süßen Rath guter Freunde dazu verlocken und alles, was aus ihrer Feder geflossen, gleich drucken ließen: so kam er auch in der Folge, zumal als er nach Lessings Verstummen sich mit Mendelssohn eine Zeit lang allein in die Kritik der schönen Litteratur theilen und daher fleißiger Beiträge liefern mußte, auf nichts häufiger zurück, als auf den aus der allgemein herrschenden Nachahmungssucht und der gedankenlosen Schreibewuth herrührenden Mangel an aller Originalität und Gründlichkeit in der Erfindung und Ausführung der neuesten Pro-

sich unmittelbar mit den neuesten Erzeugnissen unserer schönen Litteratur beschäftigte, mit fester Hand in die rechte Bahn eingelenkt und Fingerzeige genug gegeben, daß nun Andere hier

ductionen (vgl. besonders Br. 58; 121; 183 f.). Und allerdings war es nöthig, der Nachahmung, wie sie betrieben wurde, auf alle Weise zu steuern, da sie von gewissen Seiten noch immer, insoweit wenigstens, als sie die Alten betraf, anempfohlen, ja gewissermaßen für eine Nothwendigkeit erklärt wurde (vgl. Br. 60, wo ein von Sulzer für die neuern Schriftsteller geltend gemachter Grundsatz sehr energisch von Mendelssohn bestritten wird, und Herder in den Fragm. zur d. Litt. 1. A. 2, S. 299 f.; 3, S. 135, wo dasselbe, nur in anderer Weise, gegen Aeußerungen geschieht, die sich selbst in zwei Litt. Br. der letzten Theile — es sind der 306te und der 307te und von Grillo verfaßt — eingeschlichen hatten). — Als sich Lessing von den Litt. Briefen so gut wie ganz zurückzog, schwand freilich der höhere, urfrische und Leben weckende Geist aus ihnen; indessen wahrten seine Freunde und nachher auch Abbt und Resewitz ihnen noch immer die Freimüthigkeit und auch die unparteiische Strenge des Urtheils, wodurch gleich von Anfang an ein für die fernere Entwickelung unserer Litteratur sehr wohlthätiger Schreck unter die deutschen Schriftsteller gebracht worden war. Jede in irgend einer Art bedeutende Erscheinung auf dem Litteraturgebiet fand in ihnen bereitwillige Anerkennung; sie führten Männer wie Fr. K. von Moser (Br. 88; 178—180; 279; 299), Hamann (Br. 113; 254), Abbt (Br. 181), J. Moeser (Br. 204—206; 327), Kant (Br. 280 f.; 323 f.) auf eine ihrer würdige Weise bei dem lesenden Publicum ein, ohne die Schwächen, die sie an dem einen und dem andern fanden, zu verschweigen (von Winckelmann hatte schon die Bibl. d. schön Wiss. 1, S. 332 ff. die erste Schrift angezeigt); und wo sie sonst Grund zum Lobe hatten, hielten sie damit nicht zurück. Allein im Ganzen theilten sie es äußerst sparsam aus, und zumal wo es sich um poetische Erfindungen handelte, bedingten und beschränkten sie es in den allermeisten Fällen mehr oder weniger. Ungleich häufiger fanden sie Anlaß zum Tadel und nicht selten zu sehr strengem Tadel. Jedem Urtheilsfähigen, der Unbefangenheit genug besaß, sich nicht von vorgefaßten Meinungen bestimmen zu lassen, mußte sich aus dem Inhalt der Litteraturbriefe die Ueberzeugung aufdrängen, daß unsere schöne Litteratur im Ganzen zu Anfang der Sechziger noch weit hinter den Litteraturen der Franzosen und Engländer zurückstand, daß sie noch nichts weniger als mündig war, und daß auch erst wenige Anzeichen ein in ihr sich regendes Verlangen nach wirklicher Selbständigkeit vermuthen ließen. —

als Führer eintreten konnten. Ihm war es schon klar geworden, daß es noch einer andern Art von Kritik bedurfte, wenn das deutsche Litteraturwesen und die deutsche Dichtung insbesondere nicht allein von einzelnen, zum Theil durch bloße Zeitstimmungen herbeigeführten Verirrungen abgebracht, sondern von Grund aus reformiert und mit gesunder Lebenskraft erfüllt werden sollte; und er hatte diese Kritik auch schon eingeleitet, als er seine Litteraturbriefe schrieb: allein erst jetzt erreichte er in seiner geistigen Entwickelung die Höhe, daß er sie mit der Kunstfertigkeit des vollendeten Meisters auszuüben vermochte. — Bereits im siebzehnten Jahrhundert, besonders aber seit dem Anfange des achtzehnten hatten sich die deutschen Kunstlehrer und Dichter, im Anschluß an ihre Vorgänger und nächsten Vorbilder unter den neuern Ausländern, dem Glauben an die unbedingte und alleinige Mustergültigkeit der alten classischen Poesie in dem Grade hingegeben, daß sie für die neuere Zeit keine andere wollten für voll gelten lassen, als eine solche, die gleichsam aus dem Schooße der classisch gelehrten Bildung geboren wäre, d. h. eine so viel wie nur irgend möglich antikisierende Poesie. Dem war Lessing practisch schon mit seiner Miß Sara und als Kritiker mit noch größerer Entschiedenheit in den Litteraturbriefen entgegengetreten, insofern er Shakspeare, der sich ganz unabhängig von den Alten seinen eigenen Weg gesucht habe, dem größten dramatischen Dichter der Griechen an die Seite stellte [b]) und gerade von seiner Einwirkung auf den deutschen Geist das Meiste für ein nationales Schauspiel erwartete. Die deutschen Dichter hatten es indeß auch darin ihren nächsten Vorbildern in der Fremde nachgethan, daß sie, indem sie

b) „Nach dem Oedipus des Sophokles muß in der Welt kein Stück mehr Gewalt über unsre Leidenschaften haben, als Othello, als König Lear, als Hamlet rc." Litt. Br. 17. —

eine neue schöne Litteratur im Character und im Stil der altclassischen hervorzubringen unternahmen, sich zu wenig darum kümmerten, ob die Verfasser der theoretischen Werke über die Dichtkunst überhaupt oder über einzelne Theile derselben, an die sie sich bei ihren Erfindungen vorzugsweise oder ausschließlich hielten, denn auch wirklich das eigentliche Wesen der antiken Poesie erkannt und bestimmt, den wahren Character ihrer verschiedenen Gattungen ermittelt und festgestellt, die nachahmungswürdigsten Muster unter den alten Dichtern herausgefunden und die ihnen eigenthümlichen Vorzüge in das rechte Licht gesetzt hätten. Dieß war das eigentliche Grundübel in dem dichterischen Treiben der Zeit, an dem alle seit Gottsched in der Kunstlehre gemachten Fortschritte nur wenig geändert hatten, das nun aber durch Lessings Kritik an seiner Wurzel angegriffen werden sollte. — Zuvörderst sonderte er viel genauer, als es zeither geschehen war, das Gebiet des dichterischen Hervorbringens von andern Gebieten geistiger Thätigkeit, in welche sich die Dichtkunst bei der Wahl und Behandlung ihrer Gegenstände so lange noch häufig verirrt hatte, und zog auch in jenem scharfe und reine Grenzlinien zwischen einzelnen Gattungen, indem er eine jede auf ihre eigentliche Wesenheit zurückführte und darnach den sie von den übrigen unterscheidenden Grundcharacter bestimmte. Sodann faßte er die poetischen Werke des Alterthums nicht mehr bloß als *fertige* Muster für die Neuzeit auf, sondern er vergegenwärtigte sie sich, so zu sagen, in ihrem *Entstehen*, dadurch daß er sich aller, ihren innern Organismus und ihre äußere Gestaltung bedingenden Grund- und Nebenmotive bewußt zu werden und sie so durch einen Gedankenact gewissermaßen zu reproducieren suchte. Und da er den Dichter nur in so weit an die Regeln gebunden wissen wollte, als diese in der menschlichen Natur überhaupt und in

dem Wesen und der Bestimmung der Poesie, so wie der besondern Gattung, in der etwas hervorgebracht werden sollte, begründet wären: so prüfte er nach diesem Grundsatz auch den Werth und die Gültigkeit sowohl der von den alten Kunstlehrern der Neuzeit überlieferten theoretischen Sätze, als auch derjenigen Regeln, welche erst die Neuern selbst aus den classischen Dichtungen abstrahiert hatten. — Schon 1755 hatte Lessing die Grenzscheide zwischen Poesie und Philosophie scharf bezeichnet und damit auch die Art von Lehrgedichten, die nichts weiter als Einkleidungen philosophischer Begriffsreihen oder ganzer philosophischer Systeme in die gebundene Rede waren, aus dem Gebiet der Dichtung gewiesen. c) Als er dann in den Litteraturbriefen besonders auch den empfindsamen Religions-

c) Dieß geschah in dem „Vorläufige Untersuchung" überschriebenen Abschnitt der Schrift „Pope ein Metaphysiker" (vgl. S. 933 f. und 1241 zu Ende von Anm. 7), Danzig [Berlin] 1755. 8. Sie war durch eine Preisaufgabe der Berliner Akademie — Untersuchung des in dem Satze „Alles ist gut" enthaltenen popischen Systems — veranlaßt worden. Die vorläufige Untersuchung betrifft nämlich die Frage: ob ein Dichter, als ein Dichter, ein System haben könne? oder — da ein Gedicht eine vollkommene sinnliche Rede sei, für das System überhaupt aber hier in dem besondern Falle, der das Eingehen auf jene Frage veranlaßt habe, ein metaphysisches System gesetzt werden müsse — ob ein System metaphysischer Wahrheiten und eine sinnliche Rede sich nicht geradezu widersprechen und, wenn sie vereinigt werden sollen, einander nicht aufreiben müssen? Der Widerspruch springe in die Augen, sobald näher bestimmt werde, was einerseits der Metaphysiker, andrerseits der Dichter vor allen Dingen zu thun habe, wenn jeder seine Absichten in der rechten Art erreichen wolle. Wer sich dawider auf die Erfahrung berufe und etwa den Lucrez, dessen Poesie das System des Epikur enthalte, oder Andere seines Gleichen anführen wolle, dem dürfe ganz zuversichtlich geantwortet werden: Lucrez und seines Gleichen seien Versmacher, aber keine Dichter. Nicht, daß man ein System in ein Silbenmaaß oder auch in Reime bringen könne, werde geläugnet, sondern daß dieß in ein Silbenmaaß oder in Reime gebrachte System ein Gedicht sein werde. —

eine neue schöne Litteratur im Character und im Stil der altclassischen hervorzubringen unternahmen, sich zu wenig darum kümmerten, ob die Verfasser der theoretischen Werke über die Dichtkunst überhaupt oder über einzelne Theile derselben, an die sie sich bei ihren Erfindungen vorzugsweise oder ausschließlich hielten, denn auch wirklich das eigentliche Wesen der antiken Poesie erkannt und bestimmt, den wahren Character ihrer verschiedenen Gattungen ermittelt und festgestellt, die nachahmungswürdigsten Muster unter den alten Dichtern herausgefunden und die ihnen eigenthümlichen Vorzüge in das rechte Licht gesetzt hätten. Dieß war das eigentliche Grundübel in dem dichterischen Treiben der Zeit, an dem alle seit Gottsched in der Kunstlehre gemachten Fortschritte nur wenig geändert hatten, das nun aber durch Lessings Kritik an seiner Wurzel angegriffen werden sollte. — Zuvörderst sonderte er viel genauer, als es zeither geschehen war, das Gebiet des dichterischen Hervorbringens von andern Gebieten geistiger Thätigkeit, in welche sich die Dichtkunst bei der Wahl und Behandlung ihrer Gegenstände so lange noch häufig verirrt hatte, und zog auch in jenem scharfe und reine Grenzlinien zwischen einzelnen Gattungen, indem er eine jede auf ihre eigentliche Wesenheit zurückführte und darnach den sie von den übrigen unterscheidenden Grundcharacter bestimmte. Sodann faßte er die poetischen Werke des Alterthums nicht mehr bloß als *fertige* Muster für die Neuzeit auf, sondern er vergegenwärtigte sie sich, so zu sagen, in ihrem *Entstehen*, dadurch daß er sich aller, ihren innern Organismus und ihre äußere Gestaltung bedingenden Grund- und Nebenmotive bewußt zu werden und sie so durch einen Gedankenact gewissermaßen zu reproducieren suchte. Und da er den Dichter nur in so weit an die Regeln gebunden wissen wollte, als diese in der menschlichen Natur überhaupt und in

dem Wesen und der Bestimmung der Poesie, so wie der besondern Gattung, in der etwas hervorgebracht werden sollte, begründet wären: so prüfte er nach diesem Grundsatz auch den Werth und die Gültigkeit sowohl der von den alten Kunstlehrern der Neuzeit überlieferten theoretischen Sätze, als auch derjenigen Regeln, welche erst die Neuern selbst aus den classischen Dichtungen abstrahiert hatten. — Schon 1755 hatte Lessing die Grenzscheide zwischen Poesie und Philosophie scharf bezeichnet und damit auch die Art von Lehrgedichten, die nichts weiter als Einkleidungen philosophischer Begriffsreihen oder ganzer philosophischer Systeme in die gebundene Rede waren, aus dem Gebiet der Dichtung gewiesen. c) Als er dann in den Litteraturbriefen besonders auch den empfindsamen Religions-

---

c) Dieß geschah in dem „Vorläufige Untersuchung" überschriebenen Abschnitt der Schrift „Pope ein Metaphysiker" (vgl. S. 933 f. und 1241 zu Ende von Anm. 7), Danzig [Berlin] 1755. 8. Sie war durch eine Preisaufgabe der Berliner Akademie — Untersuchung des in dem Satze „Alles ist gut" enthaltenen popischen Systems — veranlaßt worden. Die vorläufige Untersuchung betrifft nämlich die Frage: ob ein Dichter, als ein Dichter, ein System haben könne? oder — da ein Gedicht eine vollkommene sinnliche Rede sei, für das System überhaupt aber hier in dem besondern Falle, der das Eingehen auf jene Frage veranlaßt habe, ein *metaphysisches* System gesetzt werden müsse — ob ein System metaphysischer Wahrheiten und eine sinnliche Rede sich nicht geradezu widersprechen und, wenn sie vereinigt werden sollen, einander nicht aufreiben müssen? Der Widerspruch springe in die Augen, sobald näher bestimmt werde, was einerseits der Metaphysiker, andrerseits der Dichter vor allen Dingen zu thun habe, wenn jeder seine Absichten in der rechten Art erreichen wolle. Wer sich dawider auf die Erfahrung berufe und etwa den Lucrez, dessen Poesie das System des Epikur enthalte, oder Andere seines Gleichen anführen wolle, dem dürfe ganz zuversichtlich geantwortet werden: Lucrez und seines Gleichen seien Versmacher, aber keine Dichter. Nicht, daß man ein System in ein Silbenmaaß oder auch in Reime bringen könne, werde geläugnet, sondern daß dieß in ein Silbenmaaß oder in Reime gebrachte System ein Gedicht sein werde. —

enthusiasmus in der Poesie mißbilligte, hatte er vor einer der Religion wie der Poesie gleich schädlichen Verwechselung und Vermischung des Wesens der einen mit dem Wesen der andern gewarnt. d) Um dieselbe Zeit waren mit seinen prosaischen Fabeln die Abhandlungen erschienen, e) in denen er gesucht hatte, den ursprünglichen Character, den Endzweck und die ihnen beiden entsprechendste Darstellungsform dieser Dichtart aus den ältesten und einfachsten, uns von den Griechen aufbehaltenen Fabeln zu bestimmen, um damit zugleich das Verfahren, das er als Fabeldichter eingeschlagen hatte, zu rechtfertigen. f) Hier stellte er mit der Definition, daß die eigent-

---

d) Vgl. §. 289, Anm. 17. — e) „Fabeln. Drei Bücher. Nebst Abhandlungen mit dieser Dichtungsart verwandten Inhalts." Berlin 1759. 8. Schon unter Lessings Jugendgedichten (Schriften 1753 ff. 1, S. 133 ff.) befindet sich eine Reihe von Fabeln, theils in Versen, theils entweder ganz in Prosa oder in Prosa und Versen. Die ganz versificirten sind, wie die darunter gemischten Erzählungen, in der damals gangbaren Manier abgefaßt, für die La Fontaine das Muster abgegeben hatte. Nur von den übrigen sind mehrere mit einigen Aenderungen in die drei Bücher Fabeln aufgenommen. — Lessings Interesse für die Fabelpoesie scheint zuerst Christ in Leipzig geweckt zu haben. Daß er sich im J. 1757 aufs neue und nachhaltiger mit ihr zu beschäftigen anfieng, dazu war wohl der nächste Anlaß die von ihm veranstaltete Uebersetzung von Richardsons Fabeln. Vgl. S. 1286, Anm. k und Danzel S. 76—79; 414—17. — f) Lessing suchte die Fabel von der Behandlungsweise der neuern Dichter, namentlich La Fontaine's, auf ihre einfachste und knappste Form und auf die Bestimmung zurückzuführen, die er für die ursprüngliche und allein wahre hielt. Er sah als ihre wesentlichsten Eigenschaften die Kürze und die äußerste Präcision an, „die kein Mittel zwischen dem Nothwendigen und dem Unnützen kennt." Darum galten ihm für die eigentlichen Musterfabeln „die allerschönsten in den verschiedenen griechischen Sammlungen, welchen man den Namen des Aesopus vorgesetzt hat." Auch La Fontaine habe gewußt, daß die Kürze die Seele der Fabel sei, und zugestanden, daß es ihr vornehmster Schmuck sei, ganz und gar keinen Schmuck zu haben. Allein je mehr er den Phaedrus gerade wegen seiner zierlichen Präcision und außerordentlichen Kürze bewundert, desto weniger habe er sich selbst zugetraut, diese Ei-

liche oder aesopische Fabel die Erzählung einer erdichteten Handlung sei, durch welche wir von einem allgemeinen moralischen Satz vermittelst der anschauenden Erkenntniß lebendig überzeugt werden sollen, zuerst den wahren Begriff der Handlung für die dichterische Erfindung auf.[g]) Und indem er sie

---

genschaften zu erreichen, da ihn zum Theil schon seine Sprache daran gehindert hätte; und bloß deswegen, weil er den Phaedrus darin nicht nachahmen können, habe er geglaubt, qu'il fallait en récompense égayer l'ouvrage plus qu'il n'a fait. Und weil nun La Fontaine das Bekenntniß abgelegt, daß alle Lustigkeit, durch die er seine Fabeln aufgestutzt habe, nichts weiter als eine etwaige Schadloshaltung für wesentlichere Schönheiten sein sollte, die er ihnen zu ertheilen unvermögend gewesen sei, hat Lessing gegen ihn selbst nichts, desto mehr aber wider seine Nachahmer und blinden Verehrer, die diese Schadloshaltung unendlich höher gehalten als das, wofür sie geleistet war. Denn da es La Fontaine gelungen, die Fabel zu einem anmuthigen poetischen Spielwerk zu machen, womit er bezauberte, so hätten seine vielen Nachahmer den Namen eines Dichters nicht wohlfeiler erhalten zu können geglaubt, als durch solche in lustigen Versen ausgedehnte und gewässerte Fabeln, worin sich von dem wahren Wesen und dem ursprünglichen Endzweck der Fabelpoesie wenig oder gar nichts mehr erkennen lasse (s. Schr. 5, S. 409 ff.). — Daß Lessing in seinen Abhandlungen nicht immer von den richtigsten Voraussetzungen ausgieng und darum auch als Fabeldichter in Irrthümer verfiel (vgl. J. Grimm, Reinh. Fuchs S. XVIII.), kann zugegeben werden, ohne daß darum die Abhandlungen etwas von der hohen Bedeutung verlieren, die sie für die Geschichte der aesthetischen Kritik überhaupt haben. Vgl. Danzel S. 417—433. — g) Die Fabel, heißt es in der ersten Abhandlung (s. Schr. 5, S. 370 ff.) erfordere nothwendig das, was wir durch das Wort Handlung ausdrücken. Eine Handlung sei nämlich eine Folge von Veränderungen, die zusammen ein Ganzes ausmachen; diese Einheit des Ganzen beruhe auf der Uebereinstimmung aller Theile zu einem Endzwecke; der Endzweck der Fabel, das, wofür sie erfunden werde, sei der moralische Lehrsatz, und dieser müsse die erzählte Handlung uns in einem einzigen Begriff anschauend erkennen lassen. Es gebe zwar Kunstrichter, welche einen engern, und zwar so materiellen Begriff mit dem Worte Handlung verbinden, daß sie nirgends Handlung sehen, als wo die Körper so thätig sind, daß sie eine gewisse Veränderung des Raumes erfordern. Es habe ihnen nie beifallen wollen, daß auch jeder innere Kampf von

terschied zwischen den Anschauungsformen, in welchen, und den Mitteln, mit welchen die eine und die andere ihre Gegenstände allein darzustellen vermöge und darstellen müsse, in einem seiner kritischen Meisterwerke, dem Laokoon,[1]) der gründlichsten und

1) „Laokoon, oder über die Grenzen der Mahlerei und Poesie. Mit beiläufigen Erläuterungen verschiedener Puncte der alten Kunstgeschichte. Erster Theil." Berlin 1766. 8. (Zwei Theile sollten noch folgen; was dazu von Lessing vorgearbeitet war, wurde aus seinen hinterlassenen Papieren als Anhang zur zweiten Ausg. des ersten Theils [1788] und im 10. Th. der ältern Ausg. von Lessings sämmtlichen Schriften gedruckt, verbessert und mit Hinzufügung noch anderer Stücke aus seinen Papieren in Lachmanns Ausg. 11, S. 125 ff.). — Unter dem Namen der Mahlerei begriff Lessing, wie er gleich in der Vorrede erinnerte (s. Schr. 6, S. 375), die bildenden Künste überhaupt, und er wollte nicht dafür stehen, daß er nicht unter dem Namen der Poesie auch auf die übrigen Künste, deren Nachahmung fortschreitend sei, einige Rücksicht genommen hätte. Als er die hier verbundenen „Aufsätze," die „zufälliger Weise entstanden und mehr nach der Folge seiner Lectüre, als durch die methodische Entwickelung allgemeiner Grundsätze angewachsen" waren, zu schreiben anfieng, war schon Winckelmanns erste Schrift, „Von der Nachahmung der griechischen Werke in der Mahlerei und Bildhauerkunst," aber noch nicht dessen „Geschichte der Kunst des Alterthums" erschienen (in dem 19. Abschnitt des Laokoon, der 1763 geschrieben ist, sieht er ihrem Erscheinen entgegen, 6, S. 489; erst als er an den 26. Abschn. gieng, hatte sie die Presse verlassen, 6, S. 525). An eine Stelle jener winckelmannschen Schrift — wo mit besonderer Anwendung auf den Ausdruck des Leidens in dem Gesichte und dem ganzen Körper des Laokoon, wie er in der berühmten Gruppe dargestellt ist, „das allgemeine vorzügliche Kennzeichen der griechischen Meisterstücke in der Mahlerei und Bildhauerkunst in eine edle Einfalt und stille Größe, so wohl in der Stellung als im Ausdruck," gesetzt wird — hat Lessing das angeknüpft, was den Inhalt seines ersten Aufsatzes bildet; und weil seine Erörterungen des Unterschiedes zwischen der Mahlerei, oder vielmehr der bildenden Kunst überhaupt, und der Poesie zunächst davon ausgehen, die Verschiedenheit der Darstellungsweise des leidenden Laokoon in dem Bildwerk und der Darstellungsweise eben desselben in dem epischen Gedichte Virgils zu beleuchten und jede aus den Grundgesetzen und höchsten Absichten der bildenden und der poetischen Kunst zu rechtfertigen, so hat Lessing davon den Anlaß zu dem ersten Titel seines Buchs genommen. —



scharfsinnigsten Erörterung unterwarf.[m]) Zugleich eröffnete er

---

m) Die neuern Kunstrichter hatten in der aus dem Alterthume herstammenden blendenden Antithese, daß die Mahlerei eine stumme Poesie und die Poesie eine redende Mahlerei sei, nur das Wahre, das sie enthält, ins Auge gefaßt, dagegen das Unbestimmte und Falsche, das sie mit sich führt, ganz übersehen. Daher hatten sie aus jener Uebereinstimmung der Mahlerei und der Poesie die crudesten Dinge von der Welt geschlossen; und die irrige Theorie hatte wieder in der Poesie die Schilderungssucht und in der Mahlerei die Allegoristerei erzeugt. Dieß durchschaute Lessing zuerst mit klarem Blick (s. Schr. 6, S. 373 f.). Weil die Mahlerei zu ihren Nachahmungen (oder wie wir jetzt lieber sagen würden, zu ihren Darstellungen) ganz andere Mittel oder Zeichen gebrauche als die Poesie, jene nämlich Figuren und Farben in dem Raume, diese aber articulierte Töne in der Zeit, so schloß und bewies er, daß nur Körper mit ihren sichtbaren Eigenschaften die eigentlichen Gegenstände der Mahlerei, und Handlungen der eigentliche Gegenstand der Poesie sein können. Allerdings könne die Mahlerei auch Handlungen nachahmen, aber nur andeutungsweise durch Körper, und ebenso schildere die Poesie auch Körper, aber gleichfalls nur andeutungsweise durch Handlungen (6, S. 463 f.). Die Mahlerei, und nur sie allein, vermöge körperliche Schönheit nachzuahmen; denn diese entspringe aus der übereinstimmenden Wirkung mannigfaltiger Theile, die sich auf einmal übersehen lassen, sie erfordere also, daß diese Theile neben einander liegen müssen, und Dinge, deren Theile neben einander liegen, seien eben der eigentliche Gegenstand der Mahlerei (6, S. 489 f.). Die Poesie dagegen, wenn sie körperliche Schönheit schildern wolle, müsse uns diese in ihren Wirkungen erkennen lassen, oder sie müsse sie in Reiz verwandeln, d. h. die Schönheit in der Bewegung schildern, welche dem Mahler, weil er sie nur errathen lassen könne, weniger bequem sei (6, S. 493 f.). Der Poesie sei auch erlaubt, was in der Mahlerei mindestens Bedenken erregen müsse, das Häßliche, wenn auch nicht für sich, doch als ein Ingrediens zu nutzen, um gewisse vermischte Empfindungen, das Lächerliche und das Schreckliche, hervorzubringen und zu verstärken (6, S. 508—515). Lessing sah in der Poesie die weitere Kunst, der Schönheiten zu Gebote stünden, welche die Mahlerei nicht zu erreichen vermöchte, und die öfter Ursachen haben könnte, die unmahlerischen Schönheiten den mahlerischen vorzuziehen (6, S. 430); deshalb erklärte er sich gleich von vorn herein (6, S. 374) aufs entschiedenste gegen diejenigen Kunstlehrer, welche bald die Poesie in die engen Schranken der Mahlerei zwingen wollten, bald die Mahlerei die ganze weite Sphäre der Poesie füllen ließen. —

hier den deutschen Gelehrten und Dichtern erst eigentlich den Einblick in das Innere der antiken, namentlich der griechischen Poesie und das Verständniß ihrer wesentlichen Eigenschaften, oder führte sie vielmehr, indem er die Verfahrungsweise der größten griechischen Meister im Epos und in der Tragödie aus der Beschaffenheit ihrer Werke entwickelte und diese Verfahrungsweise als eine eben so naturgetreue wie echt kunstmäßige nachwies, gleichsam in die Werkstätte des Geistes jener Meister selbst ein. n) — Inzwischen war seine dichterische Thä-



n) Lessing war der erste in Deutschland, und man darf wohl behaupten unter allen Neuern, dem das Verständniß des Geistes des homerischen Epos und noch mehr der griechischen Tragödie aufgieng, und der die Kunstformen des einen und der andern in ihrem so zu sagen natürlichen Hervorgehen aus diesem Geiste erfaßte. (Wie eifrig er sich um 1760 mit dem größten unter den griechischen Tragikern beschäftigte, erhellt besonders aus seinem „Leben des Sophokles," das ein umfangreiches Werk über diesen Dichter eröffnen sollte; die sieben Bogen, welche 1760 in Berlin gedruckt waren, gab Eschenburg ebendaselbst 1790 heraus). So vermochte er, theils hier im Laokoon, theils in der Dramaturgie, zuerst zu zeigen, worin eigentlich das Unübertreffliche und Mustergültige der homerischen Dichtungen und der Meisterwerke der griechischen Tragiker zu suchen sei. Ueber den Philoktet des Sophokles handelt er sehr ausführlich im 4. Abschnitt des Laokoon; Homer beschäftigt ihn vielfältig in diesem Buch, und er kommt immer wieder, wo er für sein Hauptthema, die Aufzeigung des Unterschiedes zwischen der Poesie und den bildenden Künsten, einen neuen Gesichtspunct gewinnt, auf Homer zurück. Virgil wird wegen seiner Schilderung des leidenden Laokoon gegen Winckelmann in Schutz genommen, aber nachher, wo der von ihm bloß beschriebene Schild des Aeneas mit dem vor unsern Augen werdenden Schilde des Achilles verglichen wird (im 18. Abschn.), muß er als der mehr rhetorische Dichter gegen den rein und echt epischen Homer sehr zurücktreten. Wie Lessing hier durch ein Beispiel aus dem Alterthum seinen Grundsatz erläutert, daß der Dichter über die Grenzen seiner Kunst hinausschweife und dem Mahler ins Handwerk greife, wenn er bei ausführlichen Schilderungen körperlicher Gegenstände diese bloß in ihrem räumlichen und wohl gar ruhigen Nebeneinandersein der Einbildungskraft vergegenwärtigen wolle, statt das Coexistierende derselben in ein wirkliches Successives zu verwandeln

tigkeit vor der kritischen keineswegs ganz zurückgetreten. Wie frü-

---

und dadurch aus der langweiligen Mahlerei von Körpern ein lebendiges Gemählde einer Handlung zu machen: so hebt er zu demselben Zweck auch aus den Werken zweier Dichter der Neuzeit, aus Ariosts rasendem Roland und aus Hallers Alpen, zwei viel bewunderte, aber darum nicht minder unpoetische Schilderungen heraus (Abschn. 17. 20 und 21). Schon damit spricht er der Schilderungssucht, der sich die deutschen Dichter damals noch so sehr überließen, das Urtheil. Er bemerkt aber auch noch außerdem (6, S. 475 f.): „Der männliche Pope sah auf die mahlerischen Versuche seiner poetischen Kindheit mit großer Geringschätzung zurück. Er verlangte ausdrücklich, daß wer den Namen eines Dichters nicht unwürdig führen wolle, der Schilderungssucht so früh als möglich entsagen müsse, und erklärte ein bloßes mahlerisches Gedicht für ein Gastgebot auf lauter Brühen. Von dem Hrn. v. Kleist kann ich versichern, daß er sich auf seinen Frühling am wenigsten einbildete. Hätte er länger gelebt, so würde er ihm eine ganz andere Gestalt gegeben haben. Er dachte darauf, einen Plan hinein zu legen, und sann auf Mittel, wie er die Menge von Bildern, die er aus dem unendlichen Raume der verjüngten Schöpfung auf Gerathewohl, bald hier bald da, gerissen zu haben schien, in einer natürlichen Ordnung vor seinen Augen entstehen und auf einander folgen lassen wolle. Er würde zugleich das gethan haben, was Marmontel, ohne Zweifel auf Veranlassung seiner Eklogen, mehrern deutschen Dichtern gerathen hat; er würde aus einer mit Empfindungen sparsam durchwebten Reihe von Bildern eine mit Bildern nur sparsam durchflochtene Folge von Empfindungen gemacht haben." — Erst in dem Laokoon und in der Dramaturgie wurde ein fester Grund zu einer wahrhaften, den Dichter und den bildenden Künstler nicht mehr irre leitenden Aesthetik gelegt. Welche Wirkung der erstere besonders auf Goethe ausgeübt hat, können wir in seinem Leben lesen (Werke 25, S. 162). Als Lessings Buch erschien, studierte Goethe in Leipzig. Der poetische Trieb hatte sich schon längst in ihm geregt, nur war er sich noch nicht klar, woran er sein Talent mit dem rechten Erfolge üben könnte; sein gleichfalls früh geweckter Sinn für die bildende Kunst fieng an sich zu schärfen und zu bilden, aber noch fehlte es ihm an einer Fülle von Anschauungen: er wußte noch eigentlich gar nicht, was den Dichter zum Dichter, den Künstler zum Künstler mache, worin sich beide unterscheiden. Nun riß ihn der Laokoon aus der Region seiner tastenden Versuche in der Poesie und eines kümmerlichen Anschauens in der Kunst „in die freien Gefilde des Gedankens hin." Das so lange mißverstandene ut pictura poësis war auf einmal beseitigt, der Unterschied der bildenden und Redekünste klar. Wie vor einem Blitz

84*

her, so zog ihn noch immer unter allen poetischen Gattungen die dramatische am meisten an. In demselben Jahre, in welchem er die Litteraturbriefe anfieng und seine Fabeln mit den dazu gehörigen Abhandlungen herausgab, erschien sein zweites Trauerspiel, „Philotas;“ o) und als er den Laokoon schrieb, dichtete er auch die „Minna von Barnhelm,“ sein Meisterstück im Lustspiel. p) Wurde Lessing zu der Conception

---

erleuchteten sich ihm alle Folgen des herrlichen Gedankens, der bildende Künstler arbeite für den äußern Sinn, der nur durch das Schöne befriedigt werde, der redende für die Einbildungskraft, die sich wohl mit dem Häßlichen noch abfinden möge; alle bisherige anleitende und urtheilende Kritik ward, wie ein abgetragener Rock, weggeworfen, er hielt sich von allem Uebel erlöst.“ — o) Gedruckt, ohne daß sich der Verf. auf dem Titel genannt hatte, Berlin 1759. 8. Gleim, der damals noch nicht wußte, daß Lessing der Verfasser war, und diesen eher in Mendelssohn oder Nicolai vermuthete, brachte die Prosa des Stücks in reimlose jambische Fünffüßler und erlaubte sich dabei auch noch sonst verschiedene Aenderungen (Lessing ließ diese Arbeit drucken: „Philotas, ein Trauerspiel, von dem Verf. der preuß. Kriegslieder versificiert.“ Berlin 1760. 8; vgl. Körte, Gleims Leben S. 112 ff. und Danzel S. 440—42). Ueber den Character des lessingschen Trauerspiels und seine Bedeutung in dem Gange von Lessings Geistesentwickelung vgl. Danzel S. 433—437. Man wird demselben, wenn auch vielleicht nicht in allen, doch in den meisten Puncten beistimmen dürfen, namentlich darin, daß der Philotas aus demselben „Geist der Simplification, des männlichen Zurückgehens auf das Wesentliche hervorgegangen ist,“ der Lessing trieb, sein Fabelbuch zu schreiben, indem er ebenso im Drama, wie in der Fabel, auf die einfache Wesenheit der Gattung zurückgehen und eine Tragödie geben wollte, welche schlechterdings nur das Allerwesentlichste vorführte, die reine Handlung in der knappsten Durchführung. Die Bibliothek der schönen Wiss. (5, S. 311 ff.) begrüßte den Philotas als das erste „völlige Original“ in unserer dramatischen Litteratur und als „ein so schönes Original, daß sie dem Vaterlande in allem Ernste dazu Glück wünschen konnte.“ — p) „Verfertigt“ war das Stück bereits 1763, es brauchte nur noch die letzte Hand daran gelegt zu werden (s. Schr. 12, S. 166); gedruckt wurde es aber erst im 2. Th. der „Lustspiele.“ Berlin 1767. 8. Nachdem die Hindernisse beseitigt waren, die seiner Aufführung nicht nur in Berlin, sondern auch in Hamburg in den Weg gelegt worden (vgl. K. Lessing im Leben sei-

dieses Werkes auch zunächst durch die Zeitverhältnisse und durch die Anschauungen angeregt, die ihm in Preußen und besonders unter seinen kriegerischen Umgebungen in Schlesien zu Theil geworden, und waren die Charactere, die Sitten und die Situationen in seiner in rein deutschem Geiste erfundenen und mit vollster Naturwahrheit ausgeführten Dichtung auch unmittelbar aus dem frischesten Leben der Gegenwart gegriffen:[q]) so war er doch auf die Gattung, die er damit in die deutsche Litteratur einführte, und in der er von keinem seiner Nachfolger erreicht worden ist, erst in Folge des Einflusses gekommen, den Diderot durch Beispiel und durch Lehre auf die Richtung seiner Geistesentwickelung und Geschmacksbildung ausgeübt hatte. [r]) — Auf den Laokoon und die Minna von

---

nes Bruders 1, S. 239 f. u. s. Schr. 12, S. 184 f.), brachte es Döbbelin in der erstern Stadt noch im Frühjahr 1768 auf die Bühne. Es wurde mit einem in Berlin noch nie erhörten Beifall in 22 Tagen neunzehn mal hintereinander gespielt und hätte noch öfter gespielt werden können, wäre Döbbelin länger in Berlin geblieben (vgl. s. Schr. 13, S. 139 ff.; Plümicke, Entwurf einer Theatergesch. von Berlin rc. S. 262 und Ramlers Brief vom 2. Aug. 1771 in Knebels litt. Nachlaß 2, S. 33). — q) Vgl. S. 850, Anm. f. S. 978 die Anmerk. und S. 1173 gegen d. Ende. In der Miß Sara Sampson waren Charactere und Sitten noch englisch, im Philotas griechisch; in der Minna war alles deutsch, bis auf eine Figur, und auch die war den damaligen heimischen Verhältnissen entnommen. In der Minna hatte Lessing jene Forderung, die er in den Litteraturbriefen an die deutschen Dramatiker stellte, zuerst selbst erfüllt: er hatte ein Werk geliefert, das im vollsten und reinsten Sinne ein zugleich originales und nationales genannt werden konnte, und das sich durch seinen edlen Gehalt und durch die meisterhafte Behandlung der Form unendlich hoch über alle frühern Versuche erhob, deutsche Geschichten oder deutsche Lebensverhältnisse zu dramatisieren. Vgl. hierzu Danzel S. 459 f.; 468—72; 498; Schlosser 2, S. 656 f. und Gervinus 4, S. 382 f. — r) Diderot hatte schon frühzeitig Lessings besondere Aufmerksamkeit erregt durch eine im J. 1751 herausgegebene Schrift, „Lettre sur les Sourds et Muets, à l'usage de ceux qui entendent et qui parlent;" er zeigte sie gleich nach ihrem

Barnhelm ließ Lessing unmittelbar sein größtes und für die

Erscheinen ausführlich und mit dem unverkennbarsten Wohlgefallen an in dem Neuesten aus dem Reiche des Witzes (s. Schr. 3, S. 223—31). Ob Diderots berüchtigter Roman, „les Bijoux indiscrets," der ohne seinen Namen herauskam und schon eine, nachher in der Dramaturgie (s. Schr. 7, S. 376 ff.) übersetzt mitgetheilte Invective gegen das alte tragische System der Franzosen enthielt, Lessingen vor der Zeit, da er die Dramaturgie schrieb, näher bekannt gewesen, läßt sich nicht bestimmen. Dagegen hatte derselbe bereits 1760 von dem „Théâtre de Diderot" (es enthielt „le Fils naturel" mit den dazu gehörigen „Entretiens," gedr. 1757, und „le Père de famille" nebst einem „Traité sur la poésie dramatique," gedr. 1758) eine Uebersetzung herausgegeben; und die Stücke dieses Theaters nebst den dazu gehörigen Beilagen waren es nun, welche höchst bedeutend auf die Richtung von Lessings Geschmack einwirkten. Diderot hatte seine beiden Schauspiele als Beispiele einer neuen Gattung ausgearbeitet; die Beilagen enthielten seine Gedanken sowohl über diese neue Gattung, als über andere wichtige Puncte der dramatischen Poesie und aller ihr untergeordneten Künste. Die Gattung war die des ernsthaften Lustspiels. Er nahm nämlich zwischen der komischen und der tragischen eine mittlere, die ernsthafte, an, die, je nachdem sie sich entweder jener oder dieser mehr annäherte, wieder in zwei besondere Arten zerfiel, das ernsthafte Lustspiel (Comédie dans le genre sérieux) und das häusliche Trauerspiel (Tragédie domestique). Dieses fand er bereits von den Engländern als bürgerliche Tragödie in die neuere Litteratur eingeführt; jenes führte er erst mit seinen Stücken in sie ein, wenn es auch schon durch das weinerliche Lustspiel (Comédie larmoyante) vorbereitet war; und ihm folgte in Deutschland Lessing mit der Minna von Barnhelm, die jedoch einen bei weitem höhern Rang in dieser Gattung einnimmt als Diderots Stücke. Diderot hoffte, daß durch Verfolgung des von ihm angegebenen Weges die französische Tragödie zu dem am ersten hingeführt werden könnte, was ihr ganz vorzüglich abgienge, und was er bereits in jenem Roman als ihren wesentlichsten Mangel bezeichnet hatte, zur Naturwahrheit in der Darstellung der Charactere, der Sitten und der Handlungen. — Als Lessing die Uebersetzung von Diderots Theater herausgab, war er geneigt zu glauben, daß sich nach dem Aristoteles kein philosophischerer Geist mit dem Theater abgegeben habe als dieser Franzose; und er war überzeugt, daß wenn die Deutschen von der verächtlichen Nachahmung gewisser französischer Muster genesen und auch einst zu den gesitteten Völkern gehören wollten, deren jedes seine Bühne hatte, ihre Dichter auf diesen Mann hören müßten, der die Bühne sei-

fernere Entwickelung unserer schönen Litteratur wichtigstes Werk im Fache der aesthetischen Kritik folgen, die „hamburgische Dramaturgie."[s]) Wohin er zuletzt als Dichter selbst gelangt,

---

ner Nation bei weitem nicht auf der Stufe der Vollkommenheit sähe, auf welcher sie unter uns die schalen Köpfe, und Gottsched an ihrer Spitze, erblickten; der gestünde, daß die französischen Dichter und Schauspieler noch weit von der Natur und Wahrheit entfernt seien, daß beider Talente guten Theils auf kleine Anständigkeiten, auf handwerksmäßigen Zwang, auf kalte Etikette rc. hinausliefen; und dem nichts angelegener wäre, als das Genie in seine alten Rechte wieder einzusetzen, aus welchen es die mißverstandene Kunst verdrängt hätte (Vorrede zur ersten Ausg. d. Uebersetzung, s. Schr. 6, S. 368 f.). In der 20 Jahre später geschriebenen Vorrede zur 2. Ausg. seiner Uebersetzung (s. Schr. 6, S. 369 ff.) bekennt Lessing, daß wenn sein Geschmack ohne Diderots Muster und Lehren auch vielleicht eine eignere Richtung, doch schwerlich eine würde bekommen haben, mit der am Ende sein Verstand zufriedener gewesen wäre. Diderot scheine überhaupt auf das deutsche Theater weit mehr Einfluß gehabt zu haben als auf das französische. Dieses habe schon seinen eigenthümlichen, der Nation lieb gewordenen Character gehabt, der schwer zu ändern gewesen. Bei uns dagegen seien nur Stücke zu verdrängen gewesen, die lauter fremde Sitten vorstellten, in welchen wir weder die allgemeine menschliche Natur, noch unsern besondern Volkscharacter erkannt hätten. Wir hätten uns längst nach etwas Besserm gesehnt, ohne zu wissen, wo dieß herkommen sollte, als Diderots Hausvater erschienen wäre, dessen wohlthätige Einwirkung auf das deutsche Theaterwesen sich gleich fühlbar gemacht habe. Vgl. über Diderot den Dramatiker und Dramaturgen, über das Verhältniß seiner Stücke zum weinerlichen Lustspiel und zu der bürgerlichen Tragödie der Engländer, so wie über seine Einwirkung auf Lessing besonders Danzel S. 472—81. — s) Als Zeitschrift angekündigt, Hamburg d. 22. April 1767, und in 104 Stücken ausgegeben seit dem 1. Mai desselben Jahres; dann zusammengefaßt in 2 Theile Hamburg (o. J.) 8. Mehrere Freunde der Schauspielkunst, unter denen der Kaufmann Seyler — später Vorsteher einer der bessern deutschen Schauspielergesellschaften — die Sache mit besonderm Eifer betrieb, vereinigten sich 1766 dazu, vom nächsten Jahr an das so lange von Principalen verwaltete Hamburger Theater für ihre Rechnung zu übernehmen und ihm eine Einrichtung zu geben, daß damit ein deutsches Nationaltheater ins Leben träte. Die Regie übertrugen sie dem bekannten Schriftsteller J. F. Löwen, der zugleich Uebungslehrer für die

war, zu der vollen Freiheit und Selbständigkeit im Hervor-

Schauspieler und Schauspielerinnen werden und ihnen Vorlesungen über das Theoretische ihrer Kunst halten sollte, so daß die Anstalt auch den Character einer theatralischen Akademie gewönne. An Lessing erging der Ruf, als Dichter für die neue Bühne zu wirken. Darauf konnte und wollte er sich nicht einlassen; dagegen machte er sich anheischig, in einem eigenen Blatt, welches in der Regel die Woche zweimal erscheinen sollte, „ein kritisches Register von allen aufzuführenden Stücken zu halten und jeden Schritt zu begleiten, den die Kunst, sowohl des Dichters als des Schauspielers, in Hamburg thun würde." So entstand die Dramaturgie. Die Leistungen der Spielenden zu beurtheilen, wurde Lessing bald müde: seine Bemerkungen wurden, besonders von den Frauen, nicht verstanden und erregten Mißvergnügen. Ueber das, was von Seiten der Dichter für die neue Bühne unmittelbar geschah, hatte er auch wenig oder gar nichts zu berichten; seine Beurtheilungen betrafen daher eigentlich nur Stücke, die schon von früher her bekannt waren, und insoweit er es bloß mit den wirklich aufgeführten zu thun hatte, so bestanden diese auch kaum zum dritten Theil aus sogenannten deutschen Originalen; alle übrigen waren aus dem Französischen übersetzt oder darnach bearbeitet. — So günstig übrigens die Verhältnisse zu sein schienen, unter denen die neue Bühne im April 1767 eröffnet wurde, die ganze Unternehmung gerieth doch bald in's Stocken, theils durch die Schuld derer, von denen sie ausgegangen war, theils wegen der geringen Theilnahme, die das Publicum dafür bewies, und dann auch in Folge gewisser Kabalen. Schon im October 1767 mußte dieses Nationaltheater, von dem man sich so viel versprochen hatte, zu allerlei, seinem ursprünglichen Zwecke widersprechenden Auskunftsmitteln die Zuflucht nehmen, wenn es fortbestehen wollte. Pantomimen, Tänze, Intermezzen und geschmacklose Possen zogen dann noch eine Zeit lang die Menge in das Schauspielhaus. Löwen war schon Mitte 1768 zurückgetreten; Lessing schloß zwar erst zu Anfang 1769 die Dramaturgie, die Vorstellungen jedoch, über die er berichtet hatte, reichten nicht über das Ende des Julius 1767 hinaus. Im März 1769 hatte das Nationaltheater seine Endschaft erreicht, und Lessing schrieb bitter, aber wahr: „Ueber den gutherzigen Einfall, den Deutschen ein Nationaltheater zu verschaffen, da wir Deutsche noch keine Nation sind! Ich rede nicht von der politischen Verfassung, sondern bloß von dem sittlichen Character. Fast sollte man sagen, dieser sei, keinen eigenen haben zu wollen." Vgl. s. Schr. 7, S. 1—4; 447 ff; dazu J. F. Schütze's hamburg. Theatergeschichte S. 333 ff. und F. L. W. Meyers Buch, „Fr. L. Schroeder 2c." Hamburg 1819. 2 Thle. 8. 1, S. 180 ff.; 2, 2, S. 31 ff. —

bringen eines eben so naturwahr wie kunstmäßig ausgeführten dramatischen Werks, dahin sollten an seiner Hand nun auch Andere geleitet werden. Im siebzehnten Litteraturbriefe waren zwar schon zum großen Theil die Grundideen der Dramaturgie ausgesprochen; allein dort hatte Lessing nur mehr durch einzelne Winke angedeutet, was er erst hier durch die ausführliche Entwickelung jener Grundideen und durch die allseitige Beleuchtung schon früher hervorgehobener Puncte aufs schlagendste darthat: daß die deutschen Dramatiker, besonders in der tragischen Gattung, von den Führern, denen sie so lange vertraut hatten, irre geleitet worden wären. Denn er sah den Grund der Unvollkommenheit unserer Bühne weniger darin, daß sie eine erst werdende, als darin, daß sie eine verderbte wäre,[t]) und er war überzeugt, daß wir nie zu einem eigenen Drama gelangen und namentlich nie eine wahre Tragödie erhalten würden, wenn die Dichter fortführen, ihre Muster, wie zeither, bei den Franzosen zu suchen, und bei dem Glauben an die Untrüglichkeit ihrer Lehrsätze über die dramatische Kunst beharrten.[u]) Diese Lehrsätze sollten zwar, wie die

t) S. Schr. 7, S. 3. — u) Nachdem er in der Beurtheilung von Weiße's Richard III. darauf aufmerksam gemacht hat, wie erpicht das griechische und römische Volk auf die Schauspiele gewesen, besonders jenes auf das tragische, wie gleichgültig und kalt dagegen unser Volk für das Theater sei, und den Grund dieser Verschiedenheit nur in der großen Verschiedenheit der Eindrücke gefunden hat, welche die Griechen von ihrer Bühne empfangen hätten, und welche wir von der unsrigen empfiengen, fährt er (7, S. 359) fort: „Ich sage, wir, unser Volk, unsre Bühne; ich meine aber nicht bloß uns Deutsche. Wir Deutsche bekennen es treuherzig genug, daß wir noch kein Theater haben. Was viele von unsern Kunstrichtern, die in dieses Bekenntniß mit einstimmen und große Verehrer des französischen Theaters sind, dabei denken: das kann ich so eigentlich nicht wissen. Aber ich weiß wohl, was ich dabei denke. Ich denke nämlich dabei: daß nicht allein wir Deutsche, sondern daß auch die, welche sich seit hundert Jahren ein Thea-

Franzosen behaupteten, — und wie sich selbst, so auch die Deutschen überredet hatten — in allen wesentlichen Stücken mit denen übereinstimmen, die Aristoteles in seiner Poetik aufgestellt hätte, und ihre tragische Bühne ganz nach den von ihm gegebenen Regeln gebildet sein. v) Lessing aber hatte jene Poetik und die dramatische Dichtkunst überhaupt zu gründlich studiert, sich durch eigne Ausübung der letztern auch zu viel Erfahrung erworben, als daß er mit der Ueberzeugung, die Tragödie könne sich von der Richtschnur des Aristoteles keinen Schritt entfernen, ohne sich eben so weit von ihrer Vollkommenheit zu entfernen, w) nicht auch hätte die Ueberzeugung gewinnen sollen, daß Aristoteles von den französischen Kunstlehrern und Dichtern niemals recht verstanden worden sei. Er bewies, daß gerade die Franzosen mehr als eine andere Nation die Regeln des alten Drama's verkannt, daß sie gar nicht das Wesentliche in den Forderungen des griechischen Philosophen an den tra-

---

ter zu haben rühmen, ja das beste Theater von ganz Europa zu haben prahlen, — daß auch die Franzosen noch kein Theater haben. Kein tragisches gewiß nicht!" — v) „Besonders hat man uns Deutsche bereden wollen, daß die französische Bühne nur durch diese Regeln die Stufe der Vollkommenheit erreicht habe, auf welcher sie die Bühnen aller neuern Völker so weit unter sich erblicke. Wir haben das auch lange so fest geglaubt, daß bei unsern Dichtern, den Franzosen nachahmen, eben so viel gewesen ist, als nach den Regeln der Alten arbeiten" (7, S. 453). — w) Vgl. f. Schr. 7, S. 452 f. Was ihn versicherte, bemerkt er hier auch, daß er sich durch sein Studium der dramatischen Dichtkunst nicht in den Irrthum hineinstudiert habe, und daß er das Wesen derselben nicht verkenne, sei dieses, daß er es vollkommen so erkenne, wie es Aristoteles aus den unzähligen Meisterstücken der griechischen Bühne abstrahiert hätte. Er habe von dem Entstehen, von der Grundlage der Dichtkunst dieses Philosophen seine eigenen Gedanken, die er hier ohne Weitläuftigkeit nicht äußern könnte. Indeß stehe er nicht an, zu bekennen, daß er sie für ein eben so unfehlbares Werk halte, als die Elemente des Euklides nur immer seien, besonders in dem, was sie über die Tragödie enthalte. —

gischen Dichter von dem Unwesentlichen unterschieden und das Wesentliche durch allerlei Einschränkungen und Deutungen entkräftet hätten, und daß nur eine maaßlose Eitelkeit ihre Dichter könnte zu der Meinung verführt haben, mit der mechanischen und oft höchst zwangvollen Beobachtung gewisser, von Aristoteles mehr aus den zufälligen als den nothwendigen Eigenschaften der griechischen Tragödien abgeleiteten Regeln hätten sie nicht nur allen seinen Forderungen genügt, sondern an Kunstgeschick auch noch die großen griechischen Meister übertroffen. Die Gelegenheit zu dieser Beweisführung boten ihm zunächst die Beurtheilungen einiger der berühmtesten Tragödien von P. Corneille und Voltaire. x) Ihrer Zergliederung y) nebst der anderweitigen Polemik gegen die Franzosen,

x) Von dem ersten die „Rodogune," von dem andern die „Semiramis," die „Zayre" und die „Merope." — y) Nur einiges besonders Bemerkenswerthe daraus (7, 47 ff.). Voltaire wäre durch seine eigenen Trauerspiele in der Meinung bestärkt worden, daß die tragischen Dichter seiner Nation die alten Griechen in vielen Stücken weit überträfen. Freilich könnte man ihm einwenden, daß alle die Vorzüge, deren sich die Franzosen rühmten, auf das Wesentliche des Trauerspiels eben keinen großen Einfluß hätten, daß es Schönheiten wären, welche die einfältige Größe der Alten verachtet habe. Doch was würde das helfen? Voltaire „spricht, und man glaubt." Derselbe sei kühn genug gewesen, gegen alles Herkommen der französischen Bühne in der Semiramis ein Gespenst auftreten zu lassen; aber dieses Gespenst, das der Dichter mit ganz eigenen Gründen zu rechtfertigen gesucht, was sei es anders als eine poetische Maschine, die nur des Knotens wegen da sei und uns für sich selbst auch nicht im geringsten interessiere. Shakspeare, der habe es verstanden, wie Gespenster in ein Drama eingeführt werden können, und Shakspeare fast einzig und allein. Sein Gespenst im Hamlet sei eine wirklich handelnde Person; an seinem Schicksal nehmen wir Antheil, es erwecke Schauder, aber auch Mitleib. — (S. 66 ff.) Die Liebe selbst, sage ein Kunstrichter, habe Voltairen die Zayre dictiert: richtiger hätte er gesagt: die Galanterie. Voltaire verstehe so zu sagen den Kanzleistil der Liebe vortrefflich; aber der beste Kanzelist wisse von den Geheimnissen der Regierung nicht immer das Meiste. Lessing kennt nur eine

Tragödie, an der die Liebe selbst arbeiten helfen, und das ist Romeo und Julie. Und stelle man den eifersüchtigen Orosman (in der Zayre) dem eifersüchtigen Othello gegenüber, so spiele jener gegen diesen eine sehr kalte Figur. Es sei von einem Engländer mit Bezug auf die Zayre und den Othello gesagt worden, Voltaire habe sich des Brandes bemächtigt, der den tragischen Scheiterhaufen des Shakspeare in Gluth gesetzt; eher könnte man sagen: eines Brandes aus diesem flammenden Scheiterhaufen, und noch dazu eines, der mehr dampfe als leuchte und wärme. Ein holländischer Kunstrichter hatte schon verschiedene Unschicklichkeiten bemerkt, deren sich Voltaire rücksichtlich des Orts in der Zayre schuldig gemacht, und das Fehlerhafte in dem nicht genugsam motivierten Auftreten und Abtreten der Personen. Lessing führt (S. 74) noch einiges der Art an und zeigt damit schon hier, ohne es geradezu zu sagen, wie wenig Voltaire sich auch in der Behandlung solcher Aeußerlichkeiten, worin die Franzosen doch so großes Geschick haben und es den Alten weit zuvorthun sollten (vgl. S. 47 f.), als Meister seiner Kunst bewähre. Noch mehr deckt er Voltaire's Schwäche in diesem Punct in der Beurtheilung der Merope auf (S. 162 ff.), wo er überhaupt am tiefsten und bis ins Einzelnste hinein auf die Composition einer französischen Tragödie eingeht. Er weist zunächst nach, daß der eitle Dichter nicht nur tief unter Euripides stehe, über den er mit seinen tragischen Mitmeistern in Frankreich weit hinaus gekommen zu sein meine; sondern daß er sich auch sehr mit Unrecht den Vorrang vor dem Italiener Maffei anmaße, aus dessen Merope die seinige eigentlich ganz und gar entstanden sei, obgleich er durch Lügen und allerlei andere verächtliche Mittel gesucht habe, den Maffei mit seinem Werke in Schatten zu stellen. Dann aber zeigt Lessing, wie es im Allgemeinen mit der großen Regelmäßigkeit in der Tragödie, deren sich die Franzosen rühmten, mit ihrer Beobachtung der drei Einheiten, mit der Scenenverbindung, mit der Motivierung des Auf- und Abtretens der Personen, mit der Ueberraschung der Zuschauer rc. wirklich bestellt sei, und wie bequem es sich im Besondern gerade Voltaire mit allen diesen Dingen gemacht habe. Es sei aber ein Anderes, sich mit den Regeln abfinden, ein Anderes, sie wirklich beobachten: jenes thäten die Franzosen, dieses schienen nur die Alten verstanden zu haben. Die Einheit der Handlung wäre das erste dramatische Gesetz der Alten gewesen, die Einheit der Zeit und die Einheit des Orts gleichsam nur Folgen aus jener, die sie schwerlich strenger beobachtet haben würden, als es jene erfordert hätte, wenn nicht die Verbindung des Chors dazu gekommen wäre. — (S. 130 ff.) In der Rodogune, demjenigen Trauerspiel des großen Corneille, auf welches derselbe sich am meisten einbildete, so daß er es weit über seinen

besonders gegen Voltaire, [z]) und der Erläuterung der aristote-

Cinna und seinen Cid setzte, habe der Dichter seinen aus der Geschichte entlehnten Stoff mehr als ein witziger Kopf, denn als ein Genie bearbeitet: alles laufe hier auf eine überkünstliche Verwickelung hinaus, wie sie der Witz liebe; das Genie gebe der Einfalt den Vorzug. Der Character der Kleopatra sei ein abscheuliches, wider alle Natur streitendes Ungeheuer, ihre Reden oft die unsinnigsten Bravaden des Lasters; und dergleichen mißgebildete Charactere, dergleichen schaudernde Tiraden finde man bei keinem Dichter häufiger als bei Corneille. Alles athme bei ihm Heroismus, auch das, was keines Heroismus fähig sein sollte und wirklich auch nicht fähig sei, das Laster. Den Ungeheuern, den Gigantischen hätte man ihn nennen sollen, aber nicht den Großen: denn nichts sei groß, was nicht wahr sei. — z) Lessing war keinesweges gegen die französischen Dramatiker überhaupt eingenommen. Ganz abgesehen von Diderot, von dem er auch in der Dramaturgie (wo er ihn gegen die Tragiker der sogenannten classischen Schule anführt) mit der größten Anerkennung spricht, wenn er ihn auch weder als dramatischen Dichter unbedingt lobt, noch mit seiner Theorie in allen Puncten übereinstimmt (vgl. S. 63 f.; 216—18; 264; 375—425): so würde schon allein sein Urtheil über die Veränderungen, welche Favart bei der Dramatisierung einer moralischen Erzählung von Marmontel mit der Fabel derselben vorgenommen hatte (vgl. S. 146—160), beweisen, wie bereitwillig er war, sein volles Lob einem Franzosen zu spenden, wenn es ihm sein kritisches Gewissen erlaubte. Aber von der classischen Tragödie der Franzosen wollte er nun ein für allemal nichts wissen, und so richtete er den polemischen Theil der Dramaturgie ganz vorzüglich gegen Corneille und Voltaire. Das Ansehn des erstern suchte er in Deutschland nicht bloß darum zu erschüttern, weil dieser Dichter für den größten Tragiker seiner Nation galt, sondern auch weil derselbe als Ausleger des Aristoteles der Hauptlehrmeister der tragischen Kunst der Franzosen geworden war. „Racine hatte nur durch seine Muster verführt; Corneille aber durch seine Muster und Lehren zugleich" (vgl. S. 339; 362 ff.). Weshalb sich Lessing besonders mit Voltaire so viel zu schaffen machte, begreift sich leicht. Voltaire nahm unter allen französischen Schriftstellern des 18. Jahrh. die hervorragendste und einflußreichste Stellung ein; er galt auch in Deutschland, zumal bei den Vornehmen und höher Gebildeten, als das größte Genie des Jahrhunderts, als ein wahres Orakel für alle, die auf feinen Geschmack Anspruch machten; er war dabei dünkelhaft und eitel genug, in allen Fächern des Schriftstellerthums glänzen zu wollen, und seine Zeitgenossen glaubten, daß er wirklich in allen alles könne. Daher sind Lessings Streiche nicht bloß gegen den

Zergliederung der corneilleschen und voltaireschen Tragödien, so hatte Lessing dann auch an die Beurtheilungen oder die

---

nen Schönheiten ist ein Stempel gedruckt, welcher gleich der ganzen Welt zuruft: ich bin Shakspeare's! Und wehe der fremden Schönheit, die das Herz hat, sich neben ihr (so) zu stellen! Shakspeare will studiert, nicht geplündert sein. Haben wir Genie, so muß uns Shakspeare das sein, was dem Landschaftsmahler die Camera obscura ist: er sehe fleißig hinein, um zu lernen, wie sich die Natur in allen Fällen auf Eine Fläche projectiert; aber er borge nichts daraus. (Weiße hätte auch aus dem englischen Richard III. nicht eine einzige Scene, sogar nicht eine einzige Tirade so brauchen können, wie sie dort ist). Alle, auch die kleinsten Theile beim Shakspeare sind nach den großen Maaßen des historischen Schauspiels zugeschnitten, und dieses verhält sich zu der Tragödie französischen Geschmacks (in welchem Weiße's Trauerspiel gedichtet war), ungefähr wie ein weitläuftiges Frescogemählde gegen ein Miniaturbildchen für einen Ring. Aus einzelnen Gedanken bei ihm würden ganze Scenen, und aus einzelnen Scenen ganze Aufzüge werden müssen. Denn wenn man den Aermel aus dem Kleide eines Riesen für einen Zwerg recht nutzen will, so muß man ihm nicht wieder einen Aermel, sondern einen ganzen Rock daraus machen." — Lessing konnte in den Stellen über Hamlet, Romeo und Julie und Othello (doch nicht in der über Richard III.) seine Leser schon auf Wielands Uebersetzung (der Mehrzahl) von „Shakspeare's theatralischen Werken" verweisen, die zu Zürich 1762—66 in 8 Octavbänden erschienen war. (Es sind darin 22 Stücke. Nur das erste, „Ein St. Johannis Nachts-Traum," gibt die im Original versificierten Scenen, bis auf wenige Zeilen, auch wieder in Versen, läßt aber die Schlußscene ganz weg; für alle übrigen ist, einzelne Sprüche, Lieder ꝛc. ausgenommen, durchgehends die Prosarede gebraucht, dabei vieles überhüpft und außerdem oft, besonders in den letzten Bänden, von einzelnen Scenen, und in „Was ihr wollt" selbst von einem ganzen Acte bloß der Inhalt angegeben. Die Anmerkungen sind von einer kaum denkbaren Abgeschmacktheit. Die zweite, umgearbeitete und vervollständigte Ausgabe dieser Uebersetzung besorgte, von Ebert dabei unterstützt, Eschenburg, Zürich 1775—82. 13 Thle. 8; ganz umgearbeitete Ausg. Zürich 1798—1806. 12 Bde. 8. Vgl. Jördens 5, S. 404; 6, S. 772 ff.). Lessing vertrat (S. 68 f.) das Verdienstliche von Wielands Arbeit, ohne das Mangelhafte derselben abzuläugnen, gegen diejenigen Kunstrichter, die viel Böses davon gesagt hatten (wie namentlich und ganz vorzüglich Gerstenberg in den Schleswiger Briefen über die Merkwürdigkeiten der Litteratur; vgl. S. 973, Anm. a.). —

Inhaltsangaben anderer dramatischer Werke eine Menge der feinsten, geistvollsten und fruchtbarsten Bemerkungen sowohl über das Wesen und die Bestimmung der Dichtkunst überhaupt, als über verschiedene Puncte in der Theorie des Drama's angeknüpft.[cc]) — Erst durch die Dramaturgie wurde die Macht

cc) In der sehr ausführlichen Inhaltsangabe eines spanischen Stücks aus der Schule Lope's und Calderons, dem die Geschichte des Essex zu Grunde liegt, und in den daran geknüpften Bemerkungen (S. 267 ff.) ist das ältere, echt spanische Theater, das damals in Deutschland so gut wie gar nicht bekannt war, im Gegensatz zu den frostigen Stücken der jüngeren, französisch-spanischen Schule näher characterisiert; und da Lessing hierbei besonders auch der Vermischung des Komischen und Tragischen in dem ältern spanischen Drama gedenken muß, so führt er erst eine hierauf bezügliche Stelle aus Lope's Lehrgedicht über die Kunst neue Komödien zu machen und sodann eine andere aus Wielands Agathon an, worin diese Vermischung im spanischen Drama und bei Shakspeare aus dem Kunstprincip der Naturnachahmung hergeleitet und gerechtfertigt wird. Dieß veranlaßt ihn, sich über die Gültigkeit dieses Princips auszusprechen und die Grenzen anzudeuten, in die es einzuschließen sei, wenn seine Anwendung die Kunst nicht dahin führen solle, daß sie aufhöre Kunst zu sein. „Es ist wahr und auch nicht wahr," sagt er (S. 316 f.), „daß die komische Tragödie gothischer Erfindung die Natur getreu nachahmet; sie ahmet sie nur in einer Hälfte getreu nach und vernachlässigt die andere Hälfte gänzlich: sie ahmet die Natur der Erscheinungen nach, ohne im geringsten auf die Natur unserer Empfindungen und Seelenkräfte dabei zu achten. In der Natur ist alles mit allem verbunden, alles durchkreuzt sich, alles wechselt mit allem, alles verändert sich eines in das andere. Aber nach dieser unendlichen Mannigfaltigkeit ist sie nur ein Schauspiel für einen unendlichen Geist. Um endliche Geister an dem Genusse desselben Antheil nehmen zu lassen, mußten diese das Vermögen erhalten, ihr Schranken zu geben, die sie nicht hat, das Vermögen abzusondern und ihre Aufmerksamkeit nach Gutdünken lenken zu können. — Die Bestimmung der Kunst ist, uns in dem Reiche des Schönen dieser Absonderung zu überheben, uns die Fixierung unserer Aufmerksamkeit zu erleichtern. Alles, was wir in der Natur von einem Gegenstande oder einer Verbindung verschiedener Gegenstände, es sei der Zeit oder dem Raume nach, in unsern Gedanken absondern oder absondern zu können wünschen, sondert sie wirklich ab

und gewährt uns diesen Gegenstand oder die Verbindung dieser Gegenstände so lauter und bündig, als es nur immer die Empfindung, die sie erregen sollen verstattet. — Nur wenn eben dieselbe Begebenheit in ihrem Fortgange alle Schattierungen des Interesse annimmt, und eine nicht bloß auf die andere folgt, sondern so nothwendig aus der andern entspringt; wenn der Ernst das Lachen, die Traurigkeit die Freude oder umgekehrt, so unmittelbar erzeugt, daß uns die Abstraction des einen oder des andern unmöglich fällt: nur alsdann verlangen wir sie auch in der Kunst nicht, und die Kunst weiß aus dieser Unmöglichkeit selbst Vortheil zu ziehen." Hier bricht er mit den Worten ab: „man sieht schon, wo ich hinaus will." Ich denke, er hatte wieder Shakspeare im Sinne. — Von nah verwandtem Inhalt ist das, was er bei der Besprechung von Weiße's Richard III. (S. 354 f.) über die Art bemerkt, in welcher der dramatische Dichter geschichtliche Stoffe behandeln müsse. Derselbe dürfe sich, wenn sein Werk in uns Grausen und Jammer anstatt Furcht und Mitleid erwecke, nicht damit entschuldigen, daß er nur dargestellt habe, was wirklich geschehen sei. Das wirklich Geschehene werde seinen guten Grund in dem ewigen, unendlichen Zusammenhange aller Dinge haben; in diesem sei Weisheit und Güte, was uns in den wenigen Gliedern, die der Dichter herausnehme, blindes Geschick und Grausamkeit scheine. „Aus diesen wenigen Gliedern sollte er ein Ganzes machen, das völlig sich rundet, wo eines aus dem andern sich völlig erkläret, wo keine Schwierigkeit aufstößt, derenwegen wir die Befriedigung nicht in seinem Plane finden, sondern sie außer ihm, in dem allgemeinen Plane der Dinge suchen müssen; das Ganze dieses sterblichen Schöpfers sollte ein Schattenriß von dem Ganzen des ewigen Schöpfers sein; sollte uns an den Gedanken gewöhnen, wie sich in ihm alles zum Besten auflöse, werde es auch in jenem geschehen: und er vergißt dabei seine edelste Bestimmung so sehr, daß er die unbegreiflichen Wege der Vorsicht mit in seinen kleinen Zirkel flicht und geflissentlich unsern Schauder darüber erregt?" — Aus den mehr auf das Besondere der dramatischen Kunst gehenden Bemerkungen und Erörterungen will ich nur folgende andeutungsweise hervorheben: (S. 7 ff.) Daß die Dichter im Trauerspiel mit heldenmüthigen Gesinnungen nicht zu verschwenderisch sein dürfen, und daß es bedenklich sei, christliche Märtyrer zu Helden des Trauerspiels zu wählen. — (S. 54) Daß der dramatische Dichter seine Fabel nicht so einzurichten brauche, daß sie zur Erläuterung oder Bestätigung irgend einer großen moralischen Wahrheit dienen könne; noch so (S. 439), daß das Stück nothwendig mit der Bestrafung oder Besserung des Bösen endigen müsse; und (S. 85; 129; 153 ff.; 347 ff.) worin eigentlich die moralischen und unterrichtenden Absichten des Trauer-



des französischen Einflusses auf unsere schöne Litteratur gebrochen; sie blieb für Deutschland das werthvollste „Vermächtniß" der lessingschen Kritik „und ein Leitstern unserer ganzen folgenden Poesie."[dd])

§. 291.

Indem Lessing so allmählig in der Poetik aufräumte, den Grund zu einem nationalen Drama legte und den deutschen

---

spiels und des Lustspiels zu suchen seien. — (S. 148 f.) Daß der Unterschied in der Erfindung einer guten Fabel für die moralische Erzählung und für das Drama derselbe sei, wie der in dieser Beziehung für die Handlung der aesopischen Fabel und des dramatischen Gedichts aufgestellte, mit besonderer Hinweisung auf das Unterrichtende in dem geschickten Verfahren Favarts bei seiner (schon Anmerk. z berührten) Dramatisierung einer moralischen Erzählung. — (S. 97—99; 233 ff; 426 ff.) Ueber den Vorzug, welchen dem heimischen Leben oder der vaterländischen Geschichte entnommene Gegenstände und die Darstellung einheimischer Sitten im Lustspiel und im Trauerspiel vor fremden Stoffen und vor der Schilderung fremder Sitten haben; weshalb die deutschen Lustspieldichter bei Verfolgung dieser Absichten auf mancherlei Abwege gerathen oder von dem rechten Ziele noch weit entfernt geblieben seien; und worin vorzüglich der Grund zu suchen sei, daß dieselben noch überhaupt so wenig Gutes geliefert hätten (vgl. oben S. 1031, Anm. a und S. 1037, Anm. k). — (S. 357 f.) Es sei nicht genug, daß das Werk eines Dichters Wirkungen auf uns habe: es müsse auch die haben, die ihm vermöge seiner Gattung zukommen, und müsse diese vornehmlich haben, besonders wenn die Gattung von der Wichtigkeit, Schwierigkeit und Kostbarkeit sei (wie die dramatische), daß alle Mühe und aller Aufwand vergebens wäre, wenn sie weiter nichts als solche Wirkungen hervorbringen sollte, die durch eine leichtere und weniger Anstalten erfordernde Gattung eben so wohl zu erhalten wären. Aber (S. 219 f.) das dürfe man auch nicht verlangen, daß das Genie die Gattungen so genau im Hervorbringen sondere, wie es die Theorie thun müsse, vorausgesetzt, daß das Genie höhere Absichten damit erreiche, wenn es mehrere Gattungen in einem und demselben Werk zusammenfließen lasse. — (S. 264 f. mit Berufung auf Diderot) Daß es sehr mißlich für den neuern Dichter sei, sich durchgängig den Ausdruck der alten Tragödie zum Muster zu nehmen, und (S. 87) für den deutschen Uebersetzer versificierter Originale, sich auch der gebundenen Rede zu bedienen. — dd) Gervinus 4, S. 399.

Dichtern zeigte, wie sie aus bloßen Nachahmern unvollkommener Vorbilder selbständig erfindende Nacheiferer der größten Dichter des Alterthums und der Neuzeit werden könnten: hatte Joh. Joach. Winckelmann mit seinen seit dem J. 1755 herausgegebenen kunstgeschichtlichen und kunsttheoretischen Schriften, und namentlich mit seinem Hauptwerk, der „Geschichte der Kunst des Alterthums" (1764), eine Wissenschaft ins Leben gerufen, welche der aesthetischen Bildung der Deutschen und der fernerweiten Entwickelung ihrer Litteratur in mehr als einer Beziehung höchst förderlich werden sollte.[1])

1) Winckelmann, geb. 1717 zu Stendal in der Altmark, war der Sohn eines armen Schuhmachers. Er besuchte zuerst die Schule seiner Vaterstadt, deren Rector sich seiner sehr liebreich annahm. 1735 gieng er nach Berlin auf das kölnische Gymnasium, von wo er aber schon nach einem Jahr wieder heimkehrte. Erst zu Ostern 1738 begab er sich nach Halle, um Theologie zu studieren; allein es fehlte ihm an der rechten Neigung dazu; desto mehr zog ihn fortwährend das Studium der alten Litteratur und der schönen Wissenschaften an. 1740 wollte er es wagen, nach Paris und Rom zu wandern, obgleich ihm alle Mittel zu einer solchen Reise abgiengen: er hoffte sie jedoch, wenn er erst in katholische Länder gekommen wäre, in den Klöstern zu finden. Er kam nicht weit; der eben ausgebrochene Krieg machte die Straßen unsicher, und der Weg mußte wieder nach Halle zurückgenommen werden. Die nächsten Jahre war er, eine kurze Zwischenzeit abgerechnet, wo er in Jena Medicin und höhere Mathematik studieren wollte, in verschiedenen Familien Hauslehrer, bis er 1743 das Conrectorat an der Schule zu Seehausen in der Altmark erhielt. In so drückenden Verhältnissen er hier bei seinem äußerst kläglichen Einkommen lebte, verlor er doch nicht den Muth: er fuhr fort, mit dem ausdauerndsten Eifer die griechischen Classiker und Geschichte zu studieren und dabei die vorzüglichsten Dichter und Prosaisten der Franzosen, Italiener und Engländer zu lesen. 1748 gab er sein Amt auf und wurde, freilich auch nur mit der geringen Besoldung von achtzig Thalern, Bibliothekssecretär bei dem Grafen von Bünau zu Nöthenitz bei Dresden. Die herrlichen Kunstschätze dieser Stadt, die er öfter zu sehen Gelegenheit hatte, weckten die in ihm schlummernde Liebe zur Kunst; er fieng an sich aufs ernstlichste mit dem theoretischen und geschichtlichen Studium derselben zu beschäftigen. Förderlich dabei war

ihm der Verkehr mit den Dresdner Kunstfreunden Chr. Ludw. von Hagedorn und Lippert, noch mehr seine Verbindung mit dem Mahler Oeser. Allein er erkannte bald, daß, in das Heiligthum der Kunst so tief einzudringen, wie ihn verlangte, ihm nur in Italien möglich sein würde. Er gieng daher, weil ihm jeder andere Weg, dahin zu gelangen, abgeschnitten schien, auf den Vorschlag des päbstlichen Nuntius zu Dresden, dem er bekannt geworden war, ein, die katholische Religion anzunehmen und mit einer Unterstützung und Empfehlungen nach Rom zu gehen, um dort sein Glück zu versuchen. Nachdem er 1754 sein neues Glaubensbekenntniß abgelegt hatte, verließ Winckelmann die Dienste des Grafen von Bünau und begab sich zunächst nach Dresden, um sich, so lange er noch in Deutschland bleiben müßte, ganz dem Studium der Kunst zu widmen. Da wegen eines Jahrgehalts, das er in Rom beziehen sollte, so bald noch nichts festgestellt wurde, verzögerte sich seine Abreise nach Italien; er hatte daher in Dresden noch Zeit genug, die „Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in der Mahlerei und Bildhauerkunst" zu schreiben (zuerst in nur wenigen Exemplaren gedruckt 1755; neuer Abdruck Dresden und Leipzig 1756. 4, mit zwei Zugaben, einem jene Schrift angreifenden, aber von Winckelmann selbst verfaßten „Sendschreiben über die Gedanken rc." und der „Erläuterung der Gedanken — und Beantwortung des Sendschreibens rc."). Im Herbst 1755 konnte er endlich nach Rom abreisen, wo es ihm bald gelang, sich Gönner und Freunde zu erwerben: zu jenen gehörten besonders einige Cardinäle, zu diesen namentlich der Mahler Raph. Mengs. Im J. 1758 besuchte er zum erstenmal Neapel, so wie verschiedene andere Orte in Italien, um sich mit den dortigen Kunstwerken und Alterthümern genauer bekannt zu machen, und gieng dann im Herbst nach Florenz, wo er die von dem Baron Stosch hinterlassene Sammlung geschnittener Steine ordnete. Nach seiner Rückkehr trat er in die Dienste des Cardinals Albani als Bibliothekar und Aufseher über dessen Alterthümer. Unterdessen hatte er verschiedene kleine Aufsätze artistischen Inhalts in die Bibliothek der schönen Wissenschaften geliefert, die aus den Vorarbeiten zu seinen größern Werken, namentlich zu der „Geschichte der Kunst", hervorgegangen waren. Zunächst erschienen dann die „Anmerkungen über die Baukunst der Alten" (Leipzig 1761, 4), ein „Sendschreiben von den herkulanischen Entdeckungen" (Dresden 1762. 4), die „Abhandlung von der Fähigkeit der Empfindung des Schönen in der Kunst und dem Unterricht in derselben" (Dresden 1763. 4). Als er diese letzte Schrift herausgab, war er bereits zum Oberaufseher aller Alterthümer in und um Rom ernannt (Antiquario della Camera Apostolica) und ihm, mit einem Zuschuß zu seiner Besoldung, die Anwartschaft auf eine Scriptorstelle an der vati-

Winckelmann hatte das griechische Alterthum als ein lebendiges Ganzes aufgefaßt und es in der lebensvollen Darstellung des geschichtlichen Ganges seiner Kunstbildung der Neuzeit wieder bis zur Anschaulichkeit vergegenwärtigt. So eröffnete er den Deutschen in einem Gebiet, welches zeither für wenig mehr als für eine ergiebige Fundgrube todter antiquarischer Gelehrsamkeit angesehen war, eine Welt der Schönheit, führte sie in dieselbe ein, deutete ihnen die unübertrefflichen Gebilde des griechischen Kunstgenius, weckte damit erst den feinern

---

canischen Bibliothek ertheilt worden. Im nächsten Jahre erschien die „Geschichte der Kunst des Alterthums," Dresden 1764. 2 Thle. 4. Anmerkungen dazu, welche die Mängel der ersten Ausgabe ersetzen sollten, folgten 1767. Von seinen übrigen, theils in deutscher, theils in italienischer oder französischer Sprache abgefaßten Werken waren die bedeutendsten die „Monumenti antichi inediti etc." (Rom 1767. 68. 2 Bde. Fol.) und der „Versuch einer Allegorie, besonders für die Kunst" (Dresden 1766. 4. — Winckelmanns Werke [die deutsch geschriebenen und der übersetzte Trattato preliminare vor den Monumenti antichi inediti] herausgeg. von C. L. Fernow und, vom 3. Bde. an, von Heinr. Meyer und Joh. Schulze, Dresden 1808—1820. 8 Bde. 8. Als Nachtrag dazu in 3 Bänden Winckelmanns Briefe, herausgeg. von Fr. Förster, Berlin 1824. 25. 8; über die ältern Ausgaben von Sammlungen winckelmannscher Briefe vgl. Jördens 5, S. 543 f.). Winckelmann war, nachdem er in päbstliche Dienste getreten und eine im J. 1765 mit ihm von Berlin aus angeknüpfte Unterhandlung wegen Uebernahme der Stelle eines Aufsehers der königl. Bibliothek und des königl. Münz- und Antikenkabinets sich zerschlagen hatte, in seinem Vorsatz bestärkt worden, für immer in Rom zu bleiben. Er hatte sich schon so sehr an Italien gewöhnt, daß, als er 1768 eine Reise nach Deutschland machte, die ihn bis nach Berlin führen sollte, er schon in Tirol von der heftigsten Sehnsucht nach jenem Lande befallen wurde und gleich umkehren wollte. Indeß setzte er seine Reise noch über München bis nach Wien fort; hier aber konnte er dem Verlangen zur Rückkehr nicht länger widerstehen: er nahm seinen Weg über Triest, wo er von einem Italiener, der sich auf der Reise zu ihm gesellt hatte, am 8. Juni 1768 in einem Gasthofe ermordet wurde. — Die schönste Characteristik Winckelmanns liefert Goethe's Schrift, „Winckelmann und sein Jahrhundert." Tübingen 1805. 8. —

Sinn für die Erfassung des wahrhaft Schönen in den Werken der bildenden Kunst des Alterthums und vermittelte dadurch auch seinerseits, wie es Lessing von seinem Standpuncte aus that, das gründlichere und lebendigere Verständniß der altclassischen Dichtungswerke; wovon sich die Früchte zunächst in einer geistvollern Behandlung der philologischen Studien und sodann auch in der dichterischen Production zeigten. Winckelmanns Geschichte der Kunst war aber auch in sofern eine der allerbedeutendsten Erscheinungen in der Litteratur des achtzehnten Jahrhunderts, daß mit ihr nicht bloß die wahre Geschichtschreibung erst bei uns anhob, und daß wir darin gleich ein Meisterwerk historischer Kunst erhielten, sondern daß sie auch mit die erste lebendige Anregung dazu gab, daß man in Deutschland fortan die Litteratur der alten und neuen Völker nach ihrem durch Orts-, Zeit- und Culturverhältnisse bedingten Entstehen, ihrem nationalen Character und ganzen geschichtlichen Zusammenhange aufzufassen begann,[2]) womit einerseits für die aesthetische Kritik wieder ein völlig neuer Standpunct und ein ungleich weiterer Gesichtskreis gewonnen, und andererseits die eigentliche Litteraturgeschichtschreibung bei uns vorbereitet wurde.[3])

---

2) Dieß zeigte sich gleich in Herders ersten Schriften. — 3) In demselben Jahre, in welchem J. Moeser sein Verlangen nach einer Geschichte unserer Sprache, die aus ähnlichen Forschungen hervorgegangen und in ähnlichem Geiste geschrieben wäre, wie Winckelmanns Geschichte der Kunst, gegen Nicolai aussprach (vgl. S. 1065), d. h. schon drei Jahre nach dem Erscheinen von Winckelmanns großem Werk, äußerte Herder in den Fragmenten über d. neuere deutsche Litt. (2, S. 273 ff.) ein gleiches Verlangen nach einem Buch, das „uns den Tempel der griechischen Weisheit und Dichtkunst so eröffne, als Winckelmann den Künstlern das Geheimniß der Griechen von ferne gezeigt," nach einer Geschichte der griechischen Dichtkunst und Weisheit, die den Ursprung, das Wachsthum, die Veränderungen und den Fall derselben nebst dem

§. 292.

Zu einer solchen Auffassungsweise drängte um diese Zeit noch vieles Andere, je länger je mehr, hin. Seit dem Ausgange der funfziger Jahre war den Deutschen nach und nach — zugleich mit einigen im Auslande entstandenen geistvollen Erläuterungsschriften über längst bekannte Dichtungswerke des morgenländischen und des griechischen Alterthums — eine Reihe ihnen bis dahin entweder noch völlig, oder doch zum allergrößten Theil unbekannt gebliebener poetischer Erzeugnisse aus verschiedenen Zeiten und Ländern theils unmittelbar zugeführt theils näher gerückt worden, wodurch ganz neue Ideen über die ersten Quellen, das ursprüngliche Wesen, die früheste und unmittelbarste Bestimmung der Poesie geweckt, die Begriffe von

---

verschiedenen Stil der Gegenden, Zeiten und Dichter lehren und dieses aus den übrig gebliebenen Werken des Alterthums durch Proben und Zeugnisse beweisen müsse (vgl. Winckelmanns Vorrede zur Gesch. d. Kunst, Werke 3, S. II.). Sie dürfe keine bloße Erzählung der Zeitfolge und der Veränderungen in derselben sein, ihr Verfasser habe vielmehr die Dichtkunst der Griechen nach ihrem Wesen zu untersuchen, ihren Unterschied von den übrigen Völkern und die Gründe ihres Vorzugs in Griechenland: in wiefern nämlich der Himmel, unter dem die Griechen gelebt, ihre Verfassung, ihre Freiheit, ihre Leidenschaften, Regierungs-, Denk- und Lebensart, die Achtung ihrer Dichter und Weisen, die Anwendung, das verschiedene Alter, ihre Religion und ihre Musik, ihre Kunst, ihre Sprache, Spiele, Tänze rc. sie zu der hohen Stufe erhoben haben, auf der wir sie bewundern. — Ein Werk von dieser Art würde die Griechen unter uns bekannter machen, die noch so wenig gekannt wären; es würde den Quell des guten Geschmacks öffnen, uns von elenden Nachahmern der Griechen befreien und uns zur Nachahmung unserer selbst aufmuntern, d. h. uns mit zu einer Original- und Nationallitteratur verhelfen (Vgl. hierzu Gervinus 4, S. 435). — Auch deutete Herder schon damals (a. a. O. 1, S. 5 f.) an, wie ein kritisches Journal, „das sich den Plan vorzeichnete zu einem ganzen und vollendeten Gemählde über die (neueste deutsche) Litteratur," sich nothwendig auf eine Geschichte der deutschen Litteratur als auf seine Grundlage stützen müßte.

Originalität und Nationalität im dichterischen Hervorbringen zu größerer Bestimmtheit und Anschaulichkeit erhoben, die Unterscheidung zwischen Natur- oder Volksdichtung und Kunstpoesie zuerst in Anregung gebracht und die Aufmerksamkeit auf den eigenthümlichen Werth der erstern hingelenkt wurden. Das Meiste der Art kam von England herüber. Die akademischen Vorlesungen über die heilige Dichtkunst der Hebräer von Rob. Lowth, [a]) der zuerst den aesthetischen Character der poetischen Theile des alten Testaments in nähere Betrachtung zog und ihn aus der Beschaffenheit der Religion und Sprache des hebräischen Volks, aus seiner Geschichte und Landesart, seiner Verfassung, seinen Sitten rc. entwickelte und erläuterte, waren schon seit dem J. 1757 in Auszügen und Ausgaben bei uns bekannt und verbreitet worden. [b]) Shakspeare's dramatische Werke, von denen früher nur wenige vereinzelt ins Deutsche übersetzt worden waren, [c]) lernte man

a) De sacra poesi Hebraeorum, praelectiones academicae Oxonii habitae, a Rob. Lowth etc. Oxford 1753. 4. — b) Eine ausführliche Anzeige von Mendelssohn brachte gleich der erste Band der Bibl. d. schön. Wiss. S. 122—155; 269—297; und bald darauf erschien auch in Göttingen eine eigene Ausgabe, „Roberti Lowth Praelectiones de Poesi sacra Hebraeorum etc. Notas et Epimetra adiecit Joh. Dav. Michaelis." 1758. 61. 2 Bde. 8 (die mehrmals aufgelegt wurde); vgl. Bibl. d. schön. Wiss. 8, S. 260 ff. — c) Daß Einzelnes von Shakspeare in verstümmelter Gestalt bereits im 17. Jahrh. auf die deutschen Wanderbühnen kam und sein Name auch schon 1682 Morhofen bekannt war, ist oben S. 777, Anm. 13, S. 788, Anm. m und S. 530, Anm. p angedeutet worden, wozu noch nachzulesen ist E. Devrients Geschichte der deutschen Schauspielkunst 1, S. 408—434. Ad. Stahrs Aufsatz, „Shakspeare in Deutschland" (im litterarhistor. Taschenbuch von Prutz, Jahrg. 1843, S. 1—88), gibt die Geschichte von dem allmähligen Bekanntwerden des englischen Dichters in Deutschland bis zum Erscheinen von Wielands Uebersetzung nur in den allgemeinsten Umrissen; bloß auf Lessings Verdienste um seine Einführung geht er, meist an Gervinus sich anschließend, etwas näher ein. Ich will daher hier wenigstens das vor

Jahre darauf trat Mich. Denis[l]) mit seiner metrischen Uebersetzung der „Gedichte Ossians" hervor.[m]) 1765 waren die von Thom. Percy gesammelten „Ueberbleibsel von der alten englischen Poesie rc." in London erschienen,[n]) und schon im

Die ersten Gegenstände, die den Menschen in diesem ersten rohen Zustande eingeben konnten, ihre Gedanken in Zusammensetzungen von einiger Länge zu äußern, waren solche, die natürlicher Weise den Ton der Poesie annahmen: Lobgesänge auf die Götter, ihre Vorfahren und Erzählungen ihrer eigenen Kriegsthaten oder Klagen über ihr Unglück. — Was wir bisher gewohnt gewesen, bloß als den Character der orientalischen Poesie anzusehen, weil einige der frühesten Gedichte davon auf uns gekommen, ist wahrscheinlicher Weise eben so gut der occidentalische und mehr eines Zeitalters als eines Landes. Die Werke des Ossian sind ein merkwürdiger Beweis davon." — Es wird dann auf die Scalders und die Vyses (Dichter und Gesänge) der Gothen (d. h. Scandinavier) verwiesen, auf das Buch des Olaus Wormius de litteratura Runica und den Leichengesang von Ragner Lodbrog; Blair vergleicht schon Ossian mit Homer u. s. w. — l) Geb. 1729 zu Schärding, einer damals bairischen, jetzt österreichischen Stadt. Er erhielt seine Schulbildung auf dem Jesuiter Gymnasium in Passau und wurde 1747 zu Wien Jesuit. 1759 wurde ihm eine Lehrerstelle am kaiserlichen Theresianum übertragen und nach der Aufhebung seines Ordens im J. 1773 auch die Aufsicht über die mit dem Theresianum verbundene garellische Bibliothek anvertraut. Als 1784 jene Anstalt eingieng, wurde er zweiter und sieben Jahre darauf erster Custos der kaiserlichen Hofbibliothek mit dem Titel eines wirklichen k. k. Hofraths. Er starb 1800. — m) „Die Gedichte Ossians, eines alten celtischen Dichters, aus dem Englischen übersetzt." Wien 1768. 69. 3 Bde. 8. und 4. Die Uebersetzung ist in Hexametern abgefaßt, bis auf einzelne, namentlich lyrische Stellen und einige Stücke durchweg, wofür andere Versarten gewählt sind, reimlose und gereimte. Vor dem ersten und zweiten Bande stehen Abhandlungen über Ossian von Macpherson, vor dem dritten die von H. Blair in deutschen Uebertragungen (vgl. Herders Beurtheilung in der allgem. d. Bibl. 10, 1, S. 63 ff.). Die zweite Ausg. „Ossians und Sineds (d. h. Denis') Lieder," erschien in 5 Bänden zu Wien 1784. 85. 4. (die ersten 3 Bände enthalten die Gedichte Ossians, die beiden letzten Denis' eigene Poesien). Jüngere Uebersetzungen aller oder einzelner Gedichte, denen Ossians Name vorgesetzt ist, sind verzeichnet in W. Engelmanns Bibl. d. schön. Wiss. 1, S. 293 f. — n) Reliques

nächsten Jahre stattete die neue Bibliothek der schönen Wissenschaften über dieselben einen ausführlichen Bericht ab. o) Endlich fiel von England aus auch ein ganz neues Licht auf die homerischen Dichtungen, als Rob. Wood's „Versuch über das Originalgenie des Homer,“ der 1769 erschienen war, p) bei uns zunächst durch die Göttinger Anzeigen und dann auch

---

of ancient english poetry: consisting of old heroic ballads, songs and other pieces of our earlier poets etc.“ London 1765. 3 Bde. 8. Die Sammlung enthält indeß keineswegs die Texte der alten Balladen und Gesänge ganz so, wie sie Percy zugekommen waren: er hatte sich vielmehr darin viele Aenderungen erlaubt und häufig dem alterthümlichen Character durch Modernisierung Eintrag gethan. — o) Eine kürzere Anzeige stand schon im ersten Bande der n. Bibl. d. schön. Wiss. S. 176 f., deren Schluß den Wunsch aussprach, daß ein deutscher Kunstrichter nach dem Beispiel des Engländers einen gleichen Fleiß auf die alten deutschen Gesänge verwenden möchte: an Materien könnte es ihm gewiß nicht fehlen, und wie viel würde die Geschichte der deutschen Dichtkunst dabei gewinnen! Dem weitläuftigern Bericht, Bd. 2, S. 54—89, sind auch Proben eingeschaltet. Auch andere deutsche Zeitschriften berichteten über diese, gleich das größte Interesse erregende Sammlung; so die Briefe über Merkwürdigkeiten der Litteratur, Br. 8. Die Schönheit der alten Balladen der Engländer hatte schon 1747 Fr. v. Hagedorn im Vorbericht zu seinen Oden und Liedern S. XVI. f. gerühmt: einige derselben seien unvergleichlich und unter ihnen diejenige, von welcher im 70. und 74. Stück des Zuschauers die Rede sei, eine der schönsten. (Es ist dieß die berühmte, von Addison jedoch nur in einem jüngern Text gekannte Ballade von der Chevy - Chase, in Percy's Sammlung die erste, woraus die im englischen Zuschauer mitgetheilten Stellen auch in der unter Gottscheds Aufsicht besorgten Uebersetzung [vgl. S. 905, Anm. a.] in deutschen Versen wiedergegeben sind). — p) „Essay on the original genius and writings of Homer.“ London 4. Wood hatte, mit dem Homer in der Hand, die Küste von Troja bereist und lieferte einen Theil der dort gemachten Anmerkungen über den Dichter in dieser Schrift. Sie gab, wie Prutz (d. Götting. Dichterb. S. 191) mit Recht bemerkt, den eigentlichen frühesten Anstoß zu der ganzen homerischen Frage und hatte überhaupt auf unsere Ansichten von Poesie und poetischem Genie entschiedenen Einfluß. Der Verfasser hatte alle seine Gedanken und Bemerkungen unter folgende Abschnitte zu bringen gesucht: Homers Vaterland; seine Reisen, einbegriffen seine Schiffahrt und Erdkunde; seine Religion und Mythologie; die Sitten der homerischen

durch eine Uebersetzung allgemeiner bekannt wurde.[q]) — Eine andere poetische und zugleich eine ganz neue mythologische Welt öffnete sich den Deutschen um die Mitte der Sechziger in der Uebersetzung des ersten Theils der jüngern Edda und verschiedener altnordischer Gesänge; [r]) während ihnen um dieselbe

---

Heldenzeit; sein Verdienst als Geschichtschreiber; seine Zeitrechnung; seine Sprache und Gelehrsamkeit. Das allgemeinste Ergebniß, das Wood auf dem von ihm zum tiefern Verständniß der homerischen Dichtungen eingeschlagenen Wege gewonnen hatte, war: „Homer ist original, weil er nichts ist als die Natur und kein Muster noch nicht vor sich hatte, und diese Natur hatte er als ein Jonier und als ein Reisender beobachtet, und dieß Alles in einem Zeitalter, wo das politische, bürgerliche und häusliche Leben, Sprache und Gelehrsamkeit auf einer Stufe stand, von welcher die nächsten Zeitalter sogleich weiter fortschritten.“ — q) Wood ließ seine Schrift 1769 nur als Manuscript für Freunde drucken; ein Exemplar kam als Geschenk an Michaelis in Göttingen, der lange damit gegen Andere zurückhielt, Heyne ausgenommen, von dem der Bericht darüber im 32. Stück der Göttinger gel. Anzeigen von 1770 herrührt. Endlich aber kam das Buch doch in andere Hände und wurde als „Robert Wood's Versuch über das Originalgenie des Homer, aus dem Englischen,“ zu Frankfurt a. M. 1773. 8. gedruckt. Diese Uebersetzung zeigte Goethe gleich in den Frankf. gel. Anz. an (Werke 33, S. 21 ff.). Vgl. auch Werke 26, S. 145 f. — r) Gottfr. Schütze (früher Prof. und Consistorialrath in Altona, dann Prof. in Hamburg) hatte bereits um die Mitte des vorigen Jahrh. ein Interesse für die nordische Poesie und Mythologie in Deutschland zu wecken gesucht, 1750 auch schon ein großes Stück aus der Volu-spâ in isländischem Grundtext mit lateinischer Uebersetzung drucken lassen (vgl. v. d. Hagen, Lieder der ältern oder sämundischen Edda, Berlin 1812. 8. S. XCI f.) und dann 1758 zu Altona eine „Beurtheilung der verschiedenen Denkungsarten bei den alten griechischen und römischen, und bei den alten nordischen und deutschen Dichtern“ herausgegeben (vgl. Gottscheds Neuestes a. d. anmuth. Gelehrsamk. 9, S. 145 ff.). Indeß scheinen Schützens Schriften im Allgemeinen wenig Beachtung gefunden zu haben; wenigstens zeigen sich vor 1766 keine merklichen Spuren von irgend einer Einwirkung der nordischen Poesie auf die deutsche oder von Versuchen, die nordische Mythologie statt der griechischen oder römischen zu dichterischen Zwecken zu benutzen. Unterdeß war aber der erste Theil der sogenannten jüngern Edda nach Resenius' Ausgabe 1756 von Mallet ins

Zeit durch Meinhard die alten italienischen Dichter näher gerückt wurden,[s]) und für die, besonders von den Schweizern

Französische übersetzt worden, als ein Theil seiner „Introduction à l'histoire de Danemark etc.“, und als seine Geschichte von Dänemark mit dieser Einleitung 1765. 66. (Greifswald und Rostock, 2 Bde. 4.) deutsch erschien, brachte sie auch den nach dem Französischen des Mallet übersetzten ersten Theil der jüngern Edda, die „Idee des zweiten Theils derselben,“ die „Idee von der ehemaligen (d. h. ältern oder sämundischen) Edda“ und „Oden und andere alte Gedichte“ (in Prosa übersetzt). So war der Haupttheil der jüngern Edda, „dieser kostbare Ueberrest des vorigen Weltalters, — wie sich G. Schütze in seiner zu dem verdeutschten Mallet gelieferten Vorrede ausdrückt — der so lange „mehrentheils ein verborgener Schatz gewesen,“ den deutschen Schriftstellern zu bequemem Gebrauch geöffnet; und der erste, der hineingriff, war Gerstenberg. Der Gebrauch, den er in dem „Gedichte eines Skalden“ (1766) von der nordischen Mythologie machte, war neu und ihm eigen (vgl. den Auszug aus einem Briefe Gerstenbergs bei Jördens 6, S. 174 ff.). Die Briefe über Merkwürdigkeiten der Litteratur (Br. 8. 11. 19. 25) giengen ebenfalls auf die Besprechung altnordischer Poesie und Mythologie ein; unmittelbar darauf schloß sich Klopstock in seinen Dichtungen Gerstenbergs Versuch an (vgl. d. Brief Klopstocks an Gleim vom 19. Dec. 1767 bei Back und Spindler 6, S. 234), und die antike Mythologie mußte fortan bei ihm und bei den Dichtern seiner engern Schule der nordischen das Feld räumen. — s) „Versuche über den Character und die Werke der besten italienischen Dichter.“ 1. u. 2. Bd. Braunschweig 1763. 64. 8. (einen dritten Band lieferte Ch. J. Jagemann, Braunschw. 1774). Um die italienischen Dichter hatte man sich in Deutschland seit dem Anfang des 18. Jahrh. wenig mehr bekümmert, und die ältern, die Ariosto vorangegangen, waren hier auch im 17. Jahrh. sehr wenig bekannt geworden. Den Dante führte Bodmer zwar mehrfach rühmend an (vgl. die Abhandl. vom Wunderbaren ꝛc. S. 35; Betrachtungen über die poet. Gemählde S. 30 f; 43 f; 81 f; 586 ff. und den 29sten der neuen krit. Briefe); Ariosto und Tasso sind öfter in Gottscheds und der Schweizer Schriften genannt, und des letztern befreites Jerusalem wurde auch von J. F. Koppe übersetzt (Leipzig 1744): allein näher mit den großen italienischen Dichtern bekannt zu werden fiengen die Deutschen erst an, als Meinhards Buch herausgekommen war, und nun begann auch bald ihr Einfluß auf unsere schöne Litteratur sichtbar zu werden. Meinhard hatte sich über die Vorzüge und den Ursprung der italienischen Poesie verbreitet, er hatte Dante, Petrarca, Pulci, Ariosto und andere Dichter aus dem 15. und 16. Jahrh. characterisiert und Proben aus

aus der Vergessenheit gezogenen Ueberbleibsel unserer eigenen mittelalterlichen Poesie sich schon hier und da ein lebhafteres Interesse zu regen begann.[t])

---

ihren Werken, mit prosaischen Uebersetzungen begleitet, gegeben. Lessing, der schon lange seine Hand von den Litteraturbriefen ganz abgezogen zu haben schien, aber unmittelbar vor dem Schluß derselben noch einen (den 332sten) einsandte, berichtete darin höchst günstig über Meinhards Werk. In demselben war der Vorzug, den die italienische Dichtkunst insbesondere unterschiede, in die Lebhaftigkeit der Einbildungskraft und den Reichthum an Bildern gesetzt, die mit der Stärke und mit der Wahrheit ausgemahlt wären, daß sie sich in die Gegenstände selbst zu verwandeln schienen. Lessing bemerkte dazu, dieses sei gleich die Seite, von welcher unsere Dichtkunst nur sehr zweideutig schimmere. Denn wenn wir auch mahlerische Dichter die Menge hätten, so besorge er doch, daß sie sich zu den mahlerischen Dichtern der Italiener nicht viel anders verhalten möchten, als die niederländische Schule zu der römischen. Wir hätten uns zu sehr in die Gemählde der leblosen Natur verliebt; uns gelängen Scenen von Schäfern und Hirten; unsere komischen Epopöen hätten manche gute Bambocciade: aber wo fänden sich unsere poetischen Raphaele, unsere Mahler der Seele? Der Verf. habe sich indeß von dem Vortrefflichen der italienischen Dichter nicht blenden lassen; er sehe ihre Schwächen und Fehler, wie ihre Schönheiten. Auch von jenen hebt Lessing die auffallendsten, welche Meinhard angemerkt hatte, wie zur Warnung für die deutschen Dichter heraus. — Bald folgten nun auch verschiedene Uebersetzungen italienischer Dichter: schon vor 1770 wurde Dante's göttliche Komödie, freilich auf eine wenig befriedigende Weise, von L. Bachenschwanz in Prosa übertragen, Leipzig 1767—69. 3 Bde. 8; und von den berühmten Schriftstellern der neuesten Zeit wurde Goldoni verdeutscht durch J. H. Saal, Leipzig 1767 ff. 8. Besonders lebhaft für die Hinlenkung der deutschen Dichter zu den Italienern interessirten sich dann zunächst um 1771 die Verfasser der Briefe über den Werth einiger deutschen Dichter (Mauvillon und Unzer, vornehmlich der erstere). Nach diesen Briefen war England gar nicht die Schule des guten Geschmacks, sondern Italien, wie in den Künsten, so auch in den schönen Wissenschaften. Es sei gewiß, daß die deutsche Dichtkunst niemals zu einer höhern Stufe gelangen werde, wenn man fortfahre, außer den Alten die Italiener so sehr zu vernachlässigen und seine Begriffe von der vollkommenen Poesie von den Engländern zu abstrahieren, u. s. w. Vor allen Andern ward Ariosto angepriesen. Vgl. 1, S. 290 ff. — t) Vgl. S. 1066—1068.

§. 293.

Niemand verfolgte die sich seit dem Ende der Funfziger mit jedem Jahre steigernde Regsamkeit des geistigen Lebens in Deutschland mit einem aufmerksamern Auge und suchte sich mit allen bedeutendern Erscheinungen in den verschiedenen Zweigen der schönen und der wissenschaftlichen Litteratur, die entweder in der Heimath selbst hervortraten, oder von außen eingeführt wurden, schneller vertraut zu machen als **Hamann**. 1) Und doch stand niemand mit seinen Grundanschauungen von einem gesunden und urkräftigen geistigen Leben und Wirken in einem so tief innerlichen Gegensatze zu den Hauptrichtungen der großen reformatorischen Bewegung, die bei uns in der Litteratur begonnen hatte, als gerade dieser Mann. Er vermißte in den Strebungen der Zeit ein Grundprincip von absoluter Gültigkeit, von dem sie wie von einem gemeinsamen, alle noch so verschiedenartige Geistesthätigkeit einigenden Mittelpuncte aus-

1) Vgl. S. 966—968. Seine zwischen 1756 und 1784 entstandenen und von ihm einzeln in Druck gegebenen Schriften verdankten meistens ganz besondern Veranlassungen ihren Ursprung. Sie sind zahlreich, aber alle von nur geringem Umfang, die meisten nicht über zwei und keine über fünf Bogen stark. Gesammelt und mit Stücken aus seinem handschriftlichen Nachlaß, den kleinen, von ihm in periodische Blätter gelieferten Aufsätzen und seinen Briefen (bis auf die an Fr. H. Jacobi, welche in der 3. Abtheil. des 4. Bandes der von Fr. Roth veranstalteten Ausg. von Jacobi's Werken gedruckt sind) als „Hamanns Schriften" herausgeg. von Fr. Roth, Berlin 1821—25, sieben Theile in 8., wozu noch ein achter Theil in zwei Abtheilungen (a. Nachträge, Erläuterungen und Berichtigungen; b. Register), besorgt von G. A. Wiener, Berlin 1842. 43. gekommen ist. — Kurz vor dem Erscheinen des ersten Theils dieser Ausgabe hatte Fr. Cramer unter dem Titel „Sibyllinische Blätter des Magus in Norden" Fragmente und Sprüche aus Hamanns Schriften nebst mehrern Beilagen (Hamanns Leben, einem Verzeichniß seiner Schriften und Zeugnissen über ihn von Herder und Goethe) herausgegeben, Leipzig 1819. 8. —

giengen, und ein Schaffen und Wirken aus dem ungetheilten, alle Seelenkräfte zusammenhaltenden Ganzen der Menschennatur. Ein solches Princip und die Möglichkeit eines solchen Schaffens und Wirkens sah er für uns Neuere nur in der wiederhergestellten Einträchtigkeit zwischen dem natürlichen Leben und dem Leben und Streben des Geistes, zwischen Sinnlichkeit und Vernunft, dem Empfinden und dem Denken, zwischen Glauben und Wissen, und dahin konnte uns nach seiner Ueberzeugung nichts anders als einzig und allein der feste Glaube an die Offenbarung Gottes führen, wie sie in der Natur, in der Geschichte und in seinem Worte erfolgt sei. [2]) Daher erschien ihm die Poesie, die ihren

---

2) Daß die Naturkunde und Geschichte, wenn beide ihren Inhalt als Offenbarung Gottes auffaßten, die zwei Pfeiler wären, auf welchen die wahre Religion beruhte, und daß gegentheils der Unglaube und der Aberglaube sich auf eine seichte Physik und seichte Historie gründeten, war ihm schon 1758 zur lebendigen Ueberzeugung geworden; vgl. die biblischen Betrachtungen eines Christen, Schriften 1, S. 54 ff. Hamann ist, wie Gelzer (die neuere d. Nat. Litteratur rc. 2. A. 1, S. 205) mit vollem Rechte bemerkt, als christlicher Denker der Neuzeit in die erste Reihe jener bedeutenden Geister zu stellen, „die sowohl durch den Umfang ihres Wissens, wie durch den Tiefsinn ihres Geistes am ehesten berufen waren, die alte Zeit in die neue hineinzuführen, den poetischen und philosophischen Geist der Nation mit den Urgedanken des Christenthums zu durchdringen." — (S. 220 f.) „Zu Hamanns tiefsinnigsten geistigen Wahrnehmungen auf dem religiösen Gebiete gehört seine Anschauung der Offenbarung als der lebendigen Einheit von Schrift, Natur und Geschichte; hier vorzugsweise bewährt sich die großartig reformatorische Anlage seines Geistes, sowohl im Gegensatze gegen den damals durchdringenden Skepticismus, der Natur und Geschichte in einem der biblischen Offenbarung feindseligen Sinne ausbeutete, als auch in der kühnen und entschiedenen Durchbrechung der beengenden Schranken des orthodoxen Schulsystems in seiner damaligen Fassung." — Hamann trat daher auch in seinen Ueberzeugungen und Schriften in einen sehr entschiedenen Gegensatz sowohl gegen die eklektische und deistische Philosophie der Berliner Schule und gegen die von hier aus besonders verfolgten Tendenzen einer einseitigen Aufklärung und Verstandescultur, wie nachher gegen Kants kritische Philosophie; und wie

Urquell unmittelbar in einer solchen durch den Glauben an die göttliche Offenbarung geweihten Einheit des Natur- und Geisteslebens gehabt habe, die heilige Poesie der Hebräer, als die reinste, lebendigste und innerlich kräftigste; daher zog ihn aber auch überhaupt mehr als alle Kunstdichtung die Naturpoesie der Völker an, die ihm für die Muttersprache des menschlichen Geistes galt, und darum drang er so sehr darauf, daß die gemachte und gelehrte Dichtung der Neuzeit zur Natur, Einfalt und Unmittelbarkeit der Jugendpoesie der Völker zurücklenke, sich an ihr erfrische, aus ihr lebendige Triebkraft zu naturgemäßer und origineller Entwickelung ziehe.[3]) Durch

---

wenig er mit dem in den Litteraturbriefen oder gar in der allgem. deutschen Bibliothek herrschenden Geiste einverstanden war — so daß er selbst über Lessing oft ungerecht urtheilte und sein unberechenbares Verdienst um die deutsche Bildung verkannte —, erhellt aus vielen Stellen seiner Briefe und mannigfachen Anspielungen in seinen Schriften. Vgl. z. B. Schriften 1, S. 415 f.; 3, S. 19 f.; 70; 388. Die Berührung, in welche er durch ein sich auf Mendelssohns Beurtheilung von Rousseau's neuer Heloise beziehendes Schriftchen, „Abaelardi Virbii chimärische Einfälle über den zehnten Theil der Briefe die neueste Litteratur betreffend" (Schriften 2, S. 185—200), mit den Herausgebern der Litteraturbriefe gekommen war, hatte nicht Annäherung zur Folge, sondern Entfernung. Vgl. Litt. Br. 254, den Vorbericht zum 2. Th. von Hamanns Schriften S. VI f. und Th. 8, S. 107 ff. — 3) Viele Urtheile Hamanns über die Zeitrichtungen in unserer Litteratur und über deutsche Schriftsteller und Schriften sind seinen Briefen eingefügt; seine Grundansichten und, darf man sagen, sein aesthetisches Glaubensbekenntniß hat er vornehmlich ausgesprochen in der „Aesthetica in nuce. Eine Rhapsodie in kabbalistischer Prosa" (gedruckt in der von Hamann selbst veranstalteten Sammlung einiger seiner Schriften, die er „Kreuzzüge des Philologen" betitelte und 1762 herausgab; in den Schriften 2, S. 255—308). Hier finden sich die Sätze oder „Winke": „Poesie ist die Muttersprache des menschlichen Geschlechts (vgl. Herder, Preisschrift über d. Ursprung der Sprache [zur Philos. und Gesch.] 2, S. 64, und älteste Urkunde des Menschengeschlechts [zur Religion und Theol.] 7, S. 31); wie der Gartenbau älter als der Acker, Mahlerei als Schrift, Gesang als Declamation, Gleichnisse als Schlüsse, Tausch als Handel. — Sinne und

seine eigenen, an und für sich schon schwer verständlichen und

---

Leidenschaften reden und verstehen nichts als Bilder. In Bildern besteht der ganze Schatz menschlicher Erkenntniß und Glückseligkeit. Der erste Ausbruch der Schöpfung und der erste Eindruck ihres Geschichtschreibers, die erste Erscheinung und der erste Genuß der Natur vereinigen sich in dem Worte: Es werde Licht! Hiemit fängt sich die Empfindung an der Gegenwart der Dinge an (vgl. Herder vom Geist der ebräischen Poesie [zur Theol. und Rel.] 2, S. 88 f.). — Wir haben an der Natur nichts als Turbatverse und disiecti membra poetae zu unserm Gebrauch übrig. Diese zu sammeln ist des Gelehrten, sie auszulegen des Philosophen, sie nachzuahmen — oder noch kühner! — sie in Geschick zu bringen des Poeten bescheiden Theil. — Wenn unsere Theologie nicht so viel werth ist als die Mythologie, so ist es uns schlechterdings unmöglich, die Poesie der Heiden zu erreichen — geschweige zu übertreffen. — Mythologie hin! Mythologie her! Poesie ist eine Nachahmung der schönen Natur, und Nieuwentyts, Newtons und Büffons Offenbarungen werden doch wohl eine abgeschmackte Fabellehre vertreten können? Freilich sollten sie es thun und würden es auch thun, wenn sie nur könnten. Warum geschieht es denn nicht? Weil es unmöglich ist, sagen eure Poeten (vgl. Herder vom Geist der ebräischen Poesie 1, S. 101—103). Die Natur wirkt durch Sinne und Leidenschaften. Wer ihre Werkzeuge verstümmelt, wie mag der empfinden? Sind auch gelähmte Sennadern zur Bewegung aufgelegt? Eure mordlügnerische Philosophie hat die Natur aus dem Wege geräumt, und warum fordert ihr, daß wir selbige nachahmen sollen? Damit ihr das Vergangne erneuern könnt, an den Schülern der Natur auch Mörder zu werden. — Die Analogie des Menschen zum Schöpfer ertheilt allen Creaturen ihr Gehalt und ihr Gepräge, von dem Treue und Glauben in der ganzen Natur abhängt. Je lebhafter diese Idee, das Ebenbild des unsichtbaren Gottes, in unserm Gemüth ist, desto fähiger sind wir, seine Leutseligkeit in den Geschöpfen zu sehen und zu schmecken, zu beschauen und mit Händen zu greifen. Jeder Eindruck der Natur in dem Menschen ist nicht nur ein Andenken, sondern ein Unterpfand der Grundwahrheit: Wer der Herr ist. Jede Gegenwirkung des Menschen in die Creatur ist Brief und Siegel von unserm Antheil an der göttlichen Natur, und daß wir seines Geschlechts sind. O eine Muse, wie das Feuer eines Goldschmieds und wie die Seife der Wäscher! Sie wird es wagen, den natürlichen Gebrauch der Sinne von dem unnatürlichen Gebrauch der Abstractionen zu läutern, wodurch unsere Begriffe von den Dingen eben so sehr verstümmelt werden, als der Name des Schöpfers unterdrückt und gelästert wird. — Seht! die große

durch fortwährende Anspielungen und Beziehungen auf die

---

und kleine Masore der Weltweisheit hat den Text der Natur, gleich einer Sündfluth überschwemmt. Mußten nicht alle ihre Schönheiten und Reichthümer zu Wasser werden? — Wenn die Leidenschaften Glieder der Unehre sind, hören sie deswegen auf, Waffen der Mannheit zu sein? — Leidenschaft allein gibt Abstractionen sowohl als Hypothesen Hände, Füße, Flügel; Bildern und Zeichen Geist, Leben und Zunge. Wo sind schnellere Schlüsse? Wo wird der rollende Donner der Beredsamkeit erzeugt und sein Geselle, der einsilbige Blitz? — Die Vollkommenheit der Entwürfe, die Stärke ihrer Ausführung; die Empfängniß und Geburt neuer Ideen und neuer Ausdrücke; die Arbeit und Ruhe des Weisen, sein Trost und sein Ekel daran, liegen im fruchtbaren Schooße der Leidenschaften vor unsern Sinnen vergraben. — Gerade als wenn unser Lernen ein bloßes Erinnern wäre, weist man uns immer auf die Denkmale der Alten, den Geist durch das Gedächtniß zu bilden. Warum bleibt man bei den durchlöcherten Brunnen der Griechen stehen und verläßt die lebendigsten Quellen des Alterthums? (So hatte er sich schon 1761 in einem Briefe [3, S. 81 f.] mit Bezug auf Lessings Fabelbuch und Diderots Theater geäußert: was beide geschrieben, könne demjenigen sehr zu Statten kommen, der die Quellen der Poesie und der Erdichtung weiter entdecken wolle, als diese beiden Schriftsteller ihnen hätten nachspüren können, weil sie das Irrlicht einer falschen Philosophie zum Wegweiser gehabt. Um das Urkundliche der Natur zu treffen, seien Römer und Griechen durchlöcherte Brunnen rc. In dem „Kleeblatt hellenistischer Briefe" aus d. J. 1760 hatte er [Schriften 2, S. 221] dagegen das Verhalten der Alten zur Natur mit dem der Scholiasten zu ihrem Autor verglichen: wer die Alten, ohne die Natur zu kennen, studiere, lese Noten ohne Text.) Wir wissen vielleicht selbst nicht recht, was wir in den Griechen und Römern bis zur Abgötterei bewundern. — Gleich einem Manne, der sein leiblich Angesicht im Spiegel beschaut, nachdem er sich aber beschaut hat, von Stund an davon geht und vergißt, wie er gestaltet war: eben so gehen wir mit den Alten um. — Wodurch sollen wir aber die ausgestorbene Sprache der Natur von den Todten wieder auferwecken? Durch Wallfahrten nach dem glücklichen Arabien, durch Kreuzzüge nach den Morgenländern und durch die Wiederherstellung ihrer Magie." — — In seinen Briefen will ich nur auf zwei Stellen aufmerksam machen, worin er der damals noch herrschenden Ansicht entgegen den Ursprung der Dichtkunst schon in den μῦθος setzt und als die älteste Gattung das Epos anerkennt. Beide Briefe, aus den Jahren 1765 und 1767, sind an Herder gerichtet (Schriften 3, S. 333; 378). —

von ihm gelesenen zahllosen Bücher der allerverschiedensten Art [4]) noch dunklern Schriften selbst [5]) wirkte er zunächst nur wenig

---

4) Am meisten und liebsten bezieht er sich auf Bibelstellen und Bibelworte: „Was Homer den alten Sophisten war," schrieb Hamann 1785 (Fr. H. Jacobi's Werke 4, 3, S. 13), „sind für mich die heiligen Bücher gewesen, aus deren Quelle ich bis zum Mißbrauche vielleicht mich überrauscht εὐκαίρως ἀκαίρως." — 5) Ohne Vergleich verständlicher als seine in Druck gegebenen Schriften sind seine Briefe, und dennoch bemerkte er selbst in einem derselben (1, S. 466): „Meine Briefe sind vielleicht schwer, weil ich elliptisch wie ein Grieche und allegorisch wie ein Morgenländer schreibe." Anderwärts (Fr. H. Jacobi's Werke 4, 3, S. 133) nennt er seinen Stil einen „verfluchten Wurststil." — Vortrefflich hat Goethe Hamanns eigenthümliche Schriftstellernatur characterisiert (Werke 26, S. 105 ff.). Indem er zunächst Hamanns erster Schrift, der sokratischen Denkwürdigkeiten gedenkt, sagt er: „Man ahnete hier einen tiefdenkenden, gründlichen Mann, der, mit der offenbaren Welt und Litteratur genau bekannt, doch auch noch etwas Geheimes, Unerforschliches gelten ließ und sich darüber auf eine ganz eigene Weise aussprach." Und weiter hin, nachdem jenes schon oben (S. 988, Anm.) eingerückte Princip, auf welches sich sämmtliche Aeußerungen Hamanns zurückführen lassen, hingestellt ist: „Eine herrliche Maxime! aber schwer zu befolgen. Von Leben und Kunst mag sie freilich gelten; bei jeder Ueberlieferung durchs Wort hingegen, die nicht gerade poetisch ist, findet sich eine große Schwierigkeit: denn das Wort muß sich ablösen, es muß sich vereinzeln, um etwas zu sagen, zu bedeuten. Der Mensch, indem er spricht, muß für den Augenblick einseitig werden, es gibt keine Lehre ohne Sonderung. Da nun aber Hamann ein für allemal dieser Trennung widerstrebte und, wie er in einer Einheit empfand, imaginierte, dachte, so auch sprechen wollte und das Gleiche von Andern verlangte; so trat er mit seinem eignen Stil und mit allem, was die Andern hervorbringen konnten, in Widerstreit. Um das Unmögliche zu leisten, greift er daher nach allen Elementen; die tiefsten geheimsten Anschauungen, wo sich Natur und Geist im Verborgenen begegnen, erleuchtende Verstandesblitze, die aus einem solchen Zusammentreffen hervorstrahlen, bedeutende Bilder, die in diesen Regionen schweben, andringende Sprüche der heiligen und Profanscribenten, und was sich sonst noch humoristisch hinzufügen mag, alles dieses bildet die wunderbare Gesammtheit seines Stils, seiner Mittheilungen. Kann man sich nun in der Tiefe nicht zu ihm gesellen, auf den Höhen nicht mit ihm wandeln, der Gestalten, die ihm vorschweben, sich nicht bemächtigen, aus einer unendlich ausgebreiteten Litteratur nicht gerade den Sinn einer

auf den allgemeinen Gang der deutschen Bildung und Litteratur ein; desto mehr aber mittelbar durch seinen Schüler Herder,[5]) der Hamanns Ideen erst zu der Klarheit herausarbeitete und mit dem Feuer vortrug, daß sie für unsere Dichtung und für unsere Wissenschaft recht fruchtbar werden konnten.

§. 294.

Herder wurde für uns der eigentliche Begründer jener Art von aesthetischer Kritik, welche, wie sie vorhin bezeichnet ward, poetische Werke und ganze Litteraturzustände der Vergangenheit in ihrem durch Orts-, Zeit- und Culturverhältnisse bedingten Entstehen, ihrem nationalen Character und geschichtlichen Zusammenhange aufzufassen und zu würdigen suchte. In diesem Verhalte zu der Zeit, in welcher er auftrat, war er mit seinem freien, ferntragenden Blick in die Poesie der verschiedensten Völker und Zeiten, mit seinem feinen Gefühlsvermögen und ahnenden Tastsinne für alles Naturgemäße, echt Volksthümliche und rein Menschliche in der Dichtung und mit der ihm in hohem Grade eigenen Fähigkeit, sich in den Geist jeder Nationalität und ihrer Poesie hineinzuleben, sich desselben zu bemächtigen, ihn Andern zu deuten und in lebendiger Wiedererzeugung zu vergegenwärtigen, derjenige, der zuerst alles, was uns bis um die Mitte der Sechziger von neuen Erfahrungen und Ideen im Gebiete der Aesthetik von außen her zugeführt oder von Männern wie Lessing, Winckelmann und Ha-

---

nur angedeuteten Stelle herausfinden, so wird es um uns nur trüber und dunkler, je mehr wir ihn studieren, und diese Finsterniß wird mit den Jahren immer zunehmen, weil seine Anspielungen auf bestimmte, im Leben und in der Litteratur augenblicklich herrschende Eigenheiten vorzüglich gerichtet waren." Vgl. auch Herder, Fragm. über d. n. d. Litt. 1. A. 1, S. 158 ff. und Lessings sämmtl. Schriften 12, S. 541. — 5) Vgl. S. 988, Anmerk.

mann ermittelt und angeregt war, und was wir an erweiterten poetischen Anschauungen gewonnen hatten, als eine fruchtbare Saat in den durch Lessings Kritik von dem alten Unkraut gesäuberten Boden unserer nach Freiheit und Verjüngung strebenden schönen Litteratur streute. Wie in allen seinen nachherigen wissenschaftlichen Werken, so zeigte er sich gleich in seinen ersten aesthetischen Versuchen weniger als gedankenscharfen Dialectiker, denn als phantasie- und empfindungsvollen Redner: seine Sätze waren nicht sowohl folgerichtig entwickelt und streng bewiesen, sondern mehr als innere Anschauungen und Ahnungen in Winken und Aussprüchen hingeworfen und kühn verknüpft. Er gieng weniger auf Sonderung des lange mißbräuchlich Vermischten als auf Vergleichung und Zusammenfassung des ursprünglich Verwandten, auf die Auffindung allgemeiner Gesichtspuncte für das Besondere aus, und hob doch dabei wiederum die natur- und lebenswarme, nach Zeit- und Landesart, nach geschichtlichen Verhältnissen, nach Religion, Sitte, Sprache rc. modificierte Besonderheit des Dargestellten als ein erstes und wichtigstes Kennzeichen aller aus echtem Quell entsprungenen Poesie hervor, indem er von allem dichterisch Hervorgebrachten immer zuerst Naturunmittelbarkeit, Originalität und nationales Gepräge verlangte.[a]) So war Herder mehr als irgend einer

---

a) Bereits in Königsberg hatte er eine Abhandlung „über die Ode" begonnen, zu der er bald nach seiner Ankunft in Riga Anmerkungen von Hamann erwartete (vgl. den Brief aus dem Jan. 1765 in Herders Lebensbild 1, 2, S. 5). Aus den uns erhaltenen Bruchstücken dieser Abhandlung (gedr. im Lebensbild 1, 3, erste Hälfte, S. 61—98; vgl. daselbst S. XV.) kann man sehen, daß schon damals mehrere von Herders leitenden Grundideen im Felde der aesthetischen Kritik lebendig vor seiner Seele standen, namentlich die auf lyrische Dichtung bezüglichen. Er zeigt, wie verschieden sich der Character der Ode (d. h. des lyrischen Gedichts überhaupt) in Folge der verschiedenen Nationalitäten gestalte, und macht auf den beständigen Widerspruch aufmerksam, die Schönheit

seiner großen Zeitgenossen dazu berufen, durch seine Kritik von der durch Lessing geläuterten Theorie der poetischen Kunst zu einer lebensvollen, genialen Ausübung derselben überzuführen und die jungen Geister, durch welche Deutschland eine freiere und schwungvollere Dichtung als zeither erhalten sollte, bedeutend anzuregen. Sein aesthetisches Urtheil hatte er besonders durch das Studium der Werke Lessings und Winckelmanns gebildet, und in dem vertrauten Umgange mit Hamann war er, wie bereits oben angemerkt wurde,[b]) früh in dessen Ideenwelt und in alle Art fremder Litteratur eingeführt worden. Die

---

einer Ode in die Individualität der Umstände zu setzen, und doch den Horaz nachahmen zu wollen. Er will es der Zeit vorhalten, wie wenig dabei herauskommen könne, wenn unsre Odendichter die Israeliten, Griechen und Römer in der Wahl der Stoffe nachahmen. „Wie wenige unserer Gegenstände," bemerkt er, „sind noch bearbeitet; immer als ob wir Griechen und Römer wären! Laßt uns unsere Menschen nach unserer Gestalt mahlen, ohne poetische Farben aus einem fremden Himmelsstrich zu holen. Shakspeare's Schriften und die nordische Edda, der Barden (d. h. Ossians) und Skalden Gesänge müssen unsere Poesie bestimmen: vielleicht würden wir alsdann auch Originalstücke von Oden haben, ohne daß sie durch eine antike Stellung sich einen Werth geben können. — Uebernähme man's, die ältesten wahrhaft lyrischen Stücke in dem subjectiven Gesichtspuncte zu zergliedern, daß die ersten lyrischen Gedichte Ausdruck des subjectiven Gefühls waren, daß die erste Ode, das nächste Kind der Natur, gewiß der Empfindung am treusten geblieben: so würde sich auch der kalte Zwang der Neuern entdecken, die sich in einen fremden Affect der Alten setzen und mitten unter heißen Ausrufungen (in) allgemeine Lehren, Exempel und kalte Uebergänge verlieren. Dieß ist überhaupt die gewisse Kluft, in die uns unser Weg zu den Empfindungen, den wir über die Metaphysik nehmen, stürzet: wir zirkeln uns kalte Plane nach Regeln ab, um künstlich trunken in ihnen zu Kindern zu werden. Auf die Naturdichter folgten Kunstpoeten, und wissenschaftliche Reimer beschließen die Zahl." — Wenn hier auch schon der erst von Herder zur Geltung gebrachte Gegensatz von Natur- und Kunstpoesie aufgestellt ist, so sieht man zugleich aus dem Zusammenhange, was der junge Kritiker im Ganzen von einer Poesie hielt, wie sie damals bei uns noch von den Meisten betrieben wurde; er sah darin nur wissenschaftliche Reimerei. — b) Vgl. S. 988, Anmerk. —

scheiden (2. A. 1, S. 129 ff.). — Aber wie solle das Genie in Deutschland erweckt werden? Diese Frage legt sich Herder gleich in der Einleitung zur zweiten Sammlung vor. Durch bloßes Tadeln und Schulmeistern, wie es die zeitherigen Kunstrichter und zum Theil selbst noch die Verff. der Litteraturbriefe betrieben, gewiß nicht; damit werde überhaupt der Litteratur zu einem höhern Aufschwunge wenig gedient sein. Also etwa „als Weltweiser das Genie und Originalgeist und Erfindung zergliedern, seine Ingredienzien auflösen und bis auf den feinsten Grund zu bringen suchen?" Manches der Art sei schon geschehen, allein zur Erweckung des Genies trage dieß Zergliedern nichts bei. Oder Andern durch Beispiel vorangehen, indem man geniale Werke schaffe? Vortrefflich, aber schwer auszuführen. So bleibe nur noch ein Mittelweg übrig: die Betrachtung der Werke Anderer, um durch sie aufgemuntert zu werden. Diesem Mittelweg folgend, zeigt nun Herder, was für unsere schöne Litteratur erlangt sei durch Nachahmung der Orientalen, der Griechen, der Römer. — Ein Theil unserer besten Gedichte ist halb morgenländisch: kann diese Nachahmung fremder Muster aber unsere Dichtkunst zu dem führen, was sie werden soll? Die Natur und die Vaterlandsgeschichte der Morgenländer, ihr Nationalgeist, ihre Nationalvorurtheile sind nicht die unsrigen. Singen wir denn für Juden? Man möge doch bedenken, daß der Geschmack der Völker und unter einem Volke der Geschmack der Zeiten sehr genau seinen Fortgang mit Denkart und Sitten habe; daß also, um sich dem Geschmack seines Volks zu bequemen, man dessen Wahn und die Sagen der Vorfahren studieren und diese und fremde Meinungen nach der herrschenden Höhe des sinnlichen Verstandes seiner Zeit passen müsse. Wir sollten uns nach alten Nationalliedern erkundigen, die Mythologie der alten Skalder und Barden sowohl als unserer eignen Landsleute durchreisen, um tiefer in die poetische Denkart der Vorfahren zu dringen und poetische Fabeln zu neuer Anwendung zu erhalten. Und habe sich nicht auch der Geist der Religion verändert; sei nicht überhaupt unsere ganze poetische Sphäre eine ganz andere als die der Israeliten, und komme hier nicht auch der ganz verschiedene Geist der Sprachen in Betracht? Darum keine Nachahmungen! Wir würden um so eher davon zurückkommen, je mehr wir die morgenländischen Gedichte als Gedichte zu studieren und zu erklären suchten, je festern Boden die orientalische Philologie in Deutschland gewönne. „Poetische Uebersetzungen der morgenländischen Gedichte, da diese aus dem Lande, der Geschichte, den Meinungen, der Religion, dem Zustande, den Sitten und der Sprache ihrer Nation erklärt und in das Genie unserer Zeit, Denkart und Sprache verpflanzt würden," so etwas würde mehr Einfluß auf unsere Litteratur haben können als zehn (nachgeahmte) Originalwerke. Sollten solche Uebersetzungen auch nicht neue und wirklich neue

Genie's erwecken, so würden sie doch wenigstens den Nach- und Nebenbuhlern ausländischer Götzen eine Wand von Dornen vorziehen, sie ergreifen, zurückreißen und sagen: Siehe hier deine Natur und Geschichte, deine Götzen und Welt, deine Denkart und Sprache; nach diesen bilde dich, um der Nachahmer dein selbst zu werden. Raube den Fremden nicht das Erfundene, sondern die Kunst zu erfinden, zu erdichten und einzukleiden! — Nicht viel anders als zu ihren morgenländischen stehen unsere Dichter zu ihren griechischen Vorbildern. Ehe wir die Griechen nachahmen, sollten wir sie kennen. Aber wie viel fehlt daran noch! Durch Ausgaben allein ist's nicht gethan. Wer zeigt uns vor allem, fragt Herder, wie die Griechen von Deutschen zu studieren sind, d. h. nicht bloß den Wortverstand zu erforschen, sondern auch mit dem Auge der Philosophie in den Geist zu blicken, mit dem Auge der Aesthetik die feinen Schönheiten zu zergliedern, mit dem Auge der Geschichte Zeit gegen Zeit, Land gegen Land und Genie gegen Genie zu halten? (Als Herder dieß schrieb, kannte er wahrscheinlich auch noch nicht Lessings Laokoon; vgl. Fragm. 1. A. 1, S. 157, Anm. 2.) Schon die Litt. Br. (Th. 17, S. 11) hätten aufgefordert, alle Gelegenheit zu ergreifen, bei unserer Nation die fast verloschene Liebe zur griech. Sprache, deren Schriftsteller die reinsten Quellen des Geschmacks seien, in etwas wieder anzufachen, und dabei auf den rühmlichen Vorgang der Engländer hingewiesen. Wie? wenn uns jemand das Geheimniß der schönen Wissenschaften so aus den Griechen aufschlösse, als Baumgarten es aus den Lateinern zu eröffnen anfieng (vgl. S. 1240, Anm. 5), und Home es aus den Engländern gethan? Wenn sich gute Uebersetzer fänden, wenn jemand namentlich Homer übersetzte: ein ewiges Werk für die deutsche Litteratur, ein sehr nützliches Werk für Genie's, ein schätzbares Werk für die Muse des Alterthums und unsere Sprache. Aber diese Uebersetzung müsse uns Homer zeigen, wie er ist, und was er für uns sein kann; beileibe nicht verschönert (vgl. dazu krit. Wälder 1. A. 1, S. 184 ff.). Eben so wenig wie mit Homer seien wir mit den griechischen Tragikern bekannt: Steinbrüchels Uebersetzungen (mehrerer Stücke des Sophokles und des Euripides in seinem „tragischen Theater der Griechen", Zürich 1763. 8; vgl. Litt. Br. 302 ff.), so verdienstlich sie seien, geben uns nicht das Genie der Griechen, ihres Theaters und den Character des Autors zu kosten und zu schmecken. Und wie stehe es nun mit unsern Dichtern, in denen man die Griechen wieder zu finden meine? Vielleicht sei, wie man so gern annehme, Bodmer oder Klopstock unser Homer, Gleim unser Anakreon, Geßner unser Theokrit, der Grenadier unser Tyrtäus, Gerstenberg ein Alciphron, die Karsch unsere Sappho, der Dithyrambensänger (Willamov) unser Pindar! — Herder zeigt, wie wenig im Ganzen diese deutschen Dichter den griechischen gleich zu stellen,

Führer. Hamanns Ideen und die Anregungen, die Herder von ihm empfangen, blicken zwar auch schon überall durch,

---

aber widerspricht er ihm oft. Indem er zu dem eigentlichen Kern des lessingschen Werkes gelangt, zu der Feststellung der Grenzen zwischen bildender Kunst und Poesie, worin ihm Lessing auch nicht ein völliges Genüge gethan hat, stellt er an die Spitze seiner Erörterung des Unterschiedes zwischen beiden, im Rückblick auf eine aristotelische Eintheilung, die Sätze (S. 113 ff.): Jedes Werk der bildenden Kunst sei ein Werk und keine Energie; es sei in allen seinen Theilen auf einmal da; sein Wesen bestehe nicht in der Veränderung, in der Folge auf einander, sondern im Coexistieren neben einander. Diejenigen schönen Künste und Wissenschaften dagegen, die durch die Zeit und Abwechselung der Augenblicke wirken, die Energie zum Wesen haben, müssen keinen einzelnen Augenblick ein Höchstes liefern, nie auch unsere Seele in dieß augenblickliche Höchste verschlingen wollen. Diesen Unterschied zwischen Werk und Energie hätte Lessing seinem ganzen Buche zum Grunde legen sollen, da alle seine Theilunterschiede, die er angegeben, doch endlich auf diesen Hauptunterschied hinausliefen. Sobann weiter gehend (S. 197 ff.): Wenn Lessing sage: Mahlerei brauche zu ihren Nachahmungen Figuren und Farben in dem Raume, die Poesie aber articulierte Töne in der Zeit, so übersehe er, daß der Poesie die articulierten Töne nicht das sind, was Farben und Figuren der Mahlerei. Das Verhältniß der Zeichen zu dem Bezeichneten sei nämlich dort und hier verschieden: die Zeichen der Mahlerei seien natürlich, die Zeichen der Poesie willkürlich; die eine Kunst wirke ganz im Raum, neben einander, durch Zeichen, die die Sache natürlich zeigen, die Poesie aber nicht so durch die Succession, wie jene durch den Raum. Auf der Folge ihrer articulierten Töne beruhe das nicht in der Poesie, was in der Mahlerei auf dem Nebeneinandersein der Theile beruhe. Wenn jene freilich durch auf einander folgende Töne, d. i. Worte wirke, so sei doch das Aufeinanderfolgen der Töne, die Succession der Worte nicht der Mittelpunct ihrer Wirkung. Von der Mahlerei und der Musik, wenn sie einander entgegengesetzt werden, lasse sich allerdings sagen: die eine wirkt ganz durch den Raum, so wie die andere durch die Zeitfolge. (Schon Gervinus hat 4, S. 460 f. angemerkt, daß Herder hier Lessing ganz etwas Anderes sagen lasse, als was er wirklich gesagt hat: Lessing spricht gar nicht von einer Wirkung der Mahlerei durch den Raum und der Poesie durch die Zeit, sondern er läßt jene im Raume, diese in der Zeit wirken. Im Ganzen wird also Lessing gegen Herders Sätze Recht behalten; mit gehöriger Vorsicht benutzt, können sie aber manches

mal in der ersten, die Sprache betreffenden Sammlung der

---

nzelne ergänzen, was Lessing nicht ausdrücklich gesagt, sondern seinen ern als Folgerungen aus dem wirklich Gesagten zu ziehen überlassen t). Demnach werde man das Wesen der Poesie besser auf einen soln Hauptbegriff bringen können, wenn man das Mittel, wodurch sie rke, Kraft nenne, die den Worten beiwohne und durch das Ohr end unmittelbar auf die Seele wirke. Diese Kraft sei das Wesen Poesie, nicht aber das Coexistente oder die Succession. Sie wirke zuich im Raume und in der Zeit: im Raume dadurch, daß sie ihre ganze de sinnlich mache, und daß die Poesie wirklich eine Art von Mahi, sinnliche Vorstellung sei; in der Zeit, da sie Rede sei. Und dieß ere nicht bloß, sofern die Rede natürlicher Ausdruck sei, sondern züglich, indem sie durch die Schnelligkeit, durch das Gehen und Komn ihrer Vorstellungen, auf die Seele wirke und in der Abwechselung ls, theils in dem Ganzen, das sie durch die Zeitfolge erbaue, enerh wirke. Jenes habe sie auch mit einer andern Gattung der Rede ein, dieses aber, daß sie einer Abwechselung und gleichsam Melodie Vorstellungen und Eines Ganzen fähig sei, dessen Theile sich nach nach äußern, dessen Vollkommenheit also energisiert — dieß mache zu einer Musik der Seele, und diese zweite Succession habe Lessing berührt. Allein genommen, sei keins von beiden ihr Wesen; nur es zusammen genommen, könne man sagen: das Wesen der Poesie die Kraft, die aus dem Raume (Gegenstände, die sie sinnlich ht) in der Zeit (durch eine Folge vieler Theile zu Einem poetin Ganzen) wirkt; kurz also sinnlich vollkommene Rede (die mgartensche Definition). — Herder ist sodann besonders bemüht, ng darin zu widerlegen, daß der vornehmste und eigentliche Gegend der Poesie Handlungen seien: denn gegen nichts sträubte er sich r, als gegen die Folgerungen, die Lessing aus diesem seinen Satze gen hatte, und die daraus noch gezogen werden konnten. Er hält an die kurze Definition des Wortes Handlung, die im Laokoon steht, scheint ganz vergessen zu haben, daß Lessing voraussetzen durfte, em Leser werde die ausführlichere Definition bekannt sein, die er in en Abhandlungen über die Fabel gegeben hatte (vgl. oben S. 1313, nerk. g). Daher findet Herder in jener kurzen Definition — „Getände, die auf einander oder deren Theile auf einander folgen, heißen haupt Handlungen" — nur „die halbe Idee zu einer Handlung": nüsse ein Successives durch Kraft sein, um Handlung zu werden, seien Handlungen der Gegenstand der Dichtkunst, so werde dieser enstand nie aus dem trocknen Begriff der Succession bestimmt werkönnen. Was Lessing von Homers Darstellungsweise sage, möge



Fragmente; entschiedener jedoch ist dieß erst der Fall in einigen

---

Homers epischem Ideal ein Genüge thun. Vielleicht aber, daß ein Ossian, ein Milton, ein Klopstock schon ein anderes Ideal hätten, wo sie nicht mit jedem Zuge fortschreiten, wo sich ihre Muse einen andern Gang wählte. Vielleicht also daß dieß Fortschreitende bloß Homers epische Manier, nicht einmal die Manier seiner Dichtart überhaupt sei. Warum solle der epische Ton Homers der ganzen Dichtkunst Ton und Grundsatz und Gesetz sogar ohne Einschließung geben? Herder zitiert „vor dem Blutbade, den die Sätze: Handlungen sind die eigentlichen Gegenstände der Poesie; Poesie schildert Körper, aber nur andeutungsweise durch Handlungen, jede Sache nur mit einem Zuge ꝛc. unter alten und neuen Poeten anrichten müssen." Kaum bleibe der einzige Homer alsdann Dichter. Von Tyrtäus bis Gleim, und von Gleim wieder nach Anakreon zurück, von Ossian zu Milton, und von Klopstock zu Virgil werde aufgeräumt — erschreckliche Lücke! Der dogmatischen, der mahlenden, der Idyllendichter nicht zu gedenken. — Man wird leicht aus diesem Auszuge aus einigen Abschnitten des ersten Wäldchens abnehmen können, daß dasselbe wenigstens seinem rein theoretischen Theile nach bei weitem nicht so anregend und fördernd auf die Entwickelung der deutschen Dichtkunst einwirken konnte, als die Fragmente, indem darin die von Lessing geläuterte Kunsttheorie viel mehr einen Rück- als einen Fortschritt gemacht hatte. Herder mußte durch seine Sätze, in denen er die mahlende und die dogmatische Poesie in Schutz nahm, oder auch jene Arten von Epik, wie sie in Ossian, in Milton, in Klopstock vorlagen, neben der homerischen geltend machte, die Dichter, die ihm Vertrauen schenkten, vielfach in die Irre führen. Dagegen ist das Verdienst, das sich Herder schon in diesem Wäldchen um das gründlichere Verständniß und die geistvollere und geschichtlichere Auffassung der homerischen Dichtungen und des griechischen Alterthums überhaupt erworben hat, auch dem Laokoon gegenüber, noch immer ein sehr bedeutendes. Dasselbe gilt von dem Inhalt der beiden folgenden Wäldchen (über einige klotzische Schriften; vgl. S. 989, Anmerk.). Für die Geschichte unserer aesthetischen Kritik ist von den darin enthaltenen Stücken das erste des zweiten Wäldchens das wichtigste: „Ueber Hrn. Klotz homerische Briefe" (Epistolae Homericae, 1764). Herder steht hier ganz auf jenem Standpuncte der geschichtlichen Auffassung poetischer Werke: er will bei der Beurtheilung der homerischen Dichtungen vor allem Andern zuerst das Zeitalter und die Natur berücksichtigt wissen, worin sie entstanden sind. Klotz hatte in seiner seichten Weise mancherlei Ausstellungen an Homer gemacht; gleichwohl nannte er ihn summam vim et mensuram ingenii humani. Herder, der das Unbegründete von Klotzens Tadel darthut, be-

der nächstfolgenden Werke, bei denen eine solche Anlehnung nicht Statt gefunden hat, [i]) namentlich in den „Blättern von deutscher Art und Kunst," in der Schrift „Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit" und in der

---

streitet auch sein phrasenhaftes Lob. Er will sich (S. 17 ff.) nicht anmaßen, die Linie zu ziehen, wie hoch Homer reiche, und wie hoch der menschliche Geist reichen könne. So lange es ihm versagt sei, die Metamorphosen des menschlichen Geistes auch in einer solchen Metamorphose seines Geistes durchmachen und durchleben zu können; so lange er nicht mit dem Ebräer ein Ebräer, mit dem Araber ein Araber, mit dem Skalden ein Skalde, mit dem Barden ein Barde wesentlich und durch eine Umwandlung seiner selbst geworden sei, um Moses und Hiob und Ossian in ihrer Zeit und Natur zu fühlen: so lange zittere er vor dem Urtheile, „Homer ist die höchste Masse gesammelter Kräfte des poetischen Geistes, das höchste Maaß der dichterischen Natur." Er betrachte Homer bloß als den glücklichsten poetischen Kopf seines Jahrhunderts, seiner Nation, dem keiner von allen, die ihn nachahmen wollten, gleich kommen konnte; aber die Anlagen zu seinem glücklichen Genie sucht Herder nicht außer seiner Natur und dem Zeitalter, das ihn bildete. „Je mehr ich dieses kennen lerne," fährt er fort, „desto mehr lerne ich mir Homer erklären, und desto mehr schwindet der Gedanke, ihn als einen Dichter aller Zeiten und Völker nach dem Bürgerrechte meiner Zeit und Nation zu beurtheilen. Nur gar zu sehr habe ichs gelernt, wie weit wir in einem Zeitraume zweier Jahrtausende von der poetischen Natur abgekommen, eine gleichsam bürgerliche Seele erhalten, wie wenig, nach den Eindrücken unserer Erziehung, griechische Natur in uns wirke! wie weit Juden und Christen uns umgebildet haben, um nicht aus eingepflanzten Begriffen der Mythologie auch über Homers Götter zu denken! wie weit Morgenländer, Römer, Franzosen, Britten, Italiener und Deutsche — unser Gehirn von der griechischen Denkart weggebildet haben mögen, wenn wir über die Würde der menschlichen Natur, über Heldengröße, über die Ernsthaftigkeit der Epopöe, über Zucht und Anstand denken! Wie gelehrt muß also ein Auge sein, um Homer ganz in der Tracht seines Zeitalters sehen; wie gelehrt ein Ohr, ihn in der Sprache seiner Nation so ganz hören; und wie biegsam eine Seele, um ihn in seiner griechischen Natur durchaus fühlen zu können!" — i) Am wenigsten erkannte Hamann seine Grundansichten in Herders geistreicher Preisschrift „über den Ursprung der Sprache" (1770) wieder: er sprach sich öffentlich und brieflich sehr entschieden gegen den Inhalt aus. Vgl. Schriften 4, S. 6 ff.; 5, S. 77. —

„ältesten Urkunde des Menschengeschlechts." Von rein aesthetisch-kritischem Inhalt ist unter diesen, noch im Anfang der Siebziger herausgegebenen Schriften Herders nur sein Antheil an den Blättern von deutscher Art und Kunst. Sie erschienen mit Goethe's Götz von Berlichingen in demselben Jahre, 1773, k) und Herders Stücke darin l) gehören, wie dieses Drama, das

---

k) „Von deutscher Art und Kunst. Einige fliegende Blätter." Hamburg 1773. 8. Der „Auszug aus einem Briefwechsel über Ossian und die Lieder alter Völker" ist in den sämmtl. Werken vor den „Stimmen der Völker in Liedern" wieder abgedruckt (z. sch. Litt. u. Kunst Th. 7), doch nicht ganz wörtlich; der Aufsatz über „Shakspeare" im 20. Th. derselben Abth. S. 271 ff. Nach einem Briefe Herders an Hamann aus der Mitte d. J. 1773 (Hamanns Schriften 5, S. 38) rührten diese Stücke schon aus einer frühern Zeit her, sie waren „alt, auf der Reise geschrieben", und Herder hielt sie „kaum der Rede werth." — l) 1. Ueber Ossian rc. Auf Ossian hatte Herder bereits vor 1773 in seinen Büchern und Recensionen öfter hingewiesen, sich auch schon hier und da über ihn als eine der interessantesten und wichtigsten Erscheinungen im poetischen Gebiet ausgesprochen und gewünscht, daß er „der Lieblingsdichter junger epischer Genie's würde" (vgl. besonders krit. Wäld. 1, S. 38 ff. und die Recensionen in der allgem. d. Bibl. 10, 1, S. 63 ff.; 17, 2, S. 437—456). In den Briefen erkennt Herder zuvörderst das Verdienstliche der von Denis gelieferten Uebersetzung des Ossian an, knüpft daran aber gleich die Bemerkung, daß „trotz alles Fleißes und Geschmacks und Schwunges und Stärke der deutschen Uebersetzung unser Ossian gewiß nicht der wahre Ossian mehr sei." Schon der klopstockische Hexameter passe nicht für Ossian; dieser sei kein Epopöist, seine Gedichte seien Lieder, Lieder des Volks, Lieder eines ungebildeten sinnlichen Volkes, die sich so lange im Munde der väterlichen Tradition haben fortsingen können. Wodurch erhalte der Uebersetzer eines alten Volksliedes den Abdruck der innern Empfindung, als durch den Abdruck des Aeußern, des Sinnlichen, in Form, Klang, Ton, Melodie, alles des Dunkeln, Unnennbaren, was uns mit dem Gesange stromweise in die Seele fließe? Wolle man dieß zwar von der Uebersetzung von Reimgedichten, Romanzen, Sonetten u. dgl. schon künstlichen oder gar gekünstelten Stanzen gelten lassen, aber nicht von alten ungekünstelten Liedern wilder, ungesitteter Völker: so sei hier unter einem wilden Volke doch nichts anders zu verstehen als ein lebendiges, freiwirkendes Volk. Und da müssen, je lebendiger, je freiwirkender ein Volk sei, welches Lieder habe, auch diese

in das beginnende vierte Zehent des neunzehnten &c. 1378
am Schlusse des zweiten der Nation gewissermaßen angekündigt

Lieder um so lebendiger, freier, sinnlicher, lyrisch handelnder sein. „Je entfernter von künstlicher, wissenschaftlicher Denkart, Sprache und Lebensart ein Volk ist, desto weniger müssen auch seine Lieder fürs Papier gemacht und todte Lettern-Verse sein; vom Lyrischen, vom Lebendigen und gleichsam Tanzmäßigen des Gesanges, von lebendiger Gegenwart der Bilder, vom Zusammenhange und gleichsam Nothdrange des Inhalts, der Empfindungen, von Symmetrie der Worte, der Silben, bei manchen sogar der Buchstaben, vom Gange der Melodie und von hundert andern Sachen, die zur lebendigen Welt, zum Spruch- und Nationalliede gehören und mit diesem verschwinden — davon, und davon allein hängt das Wesen, der Zweck, die ganze wunderthätige Kraft ab, den (so) diese Lieder haben, die Entzückung, die Triebfeder, der ewige Erb- und Lustgesang des Volks zu sein. Das sind die Pfeile dieses wilden Apollo, womit er Herzen durchbohrt, und woran er Seelen und Gedächtniß heftet. Je länger ein Lied dauern soll, desto stärker, desto sinnlicher müssen diese Seelenerwecker sein, daß sie der Macht der Zeit und den Veränderungen der Jahrhunderte trotzen." Herder hebt dann hervor, wie dieser innige Zusammenhang von Form und Inhalt auch in den Gesängen eines „ohne Zweifel noch wildern, rauhern Volks, als die weich idealisierten Schotten" in Ossians Liedern erscheinen, überall in die Augen springe, und was noch mehr sei, wie die Gedichte Ossians bei allen Gelegenheiten des Bardengesangs den Gesängen der fünf Nationen in Nordamerika fast in allem ähnlich seien, die nach den Berichten der Reisenden durch den von lebender Bewegung, Melodie, Zeichensprache und Pantomime gehobenen Ton und Rhythmus so mächtig auf die Ohren der Fremdlinge wirken. Wir vernehmen auch, warum Herder ein solches Gefühl theils für Lieder der Wilden, theils für Ossian insonderheit hatte. Er hatte Ossian und die Skalden in Situationen gelesen, wo sie die meisten, immer in bürgerlichen Geschäften und Sitten und Vergnügen zerstreuten Leser als bloß amüsante, abgebrochene Lectüre kaum lesen können: auf jener Seereise von Riga nach Frankreich (vgl. S. 989 f. die Anmerk.), in solchen sinnlichen Situationen, die auf ihn, den sinnlichen Menschen, so viel Wirkung hätten. Er habe aber auch außerdem selbst Gelegenheit gehabt, lebendige Reste dieses alten, wilden Gesanges, Rhythmus, Tanzes unter lebenden Völkern zu sehen, denen unsere Sitten noch nicht völlig hätten Sprache und Lieder und Gebräuche nehmen können, um ihnen dafür etwas sehr Verstümmeltes oder nichts zu geben. Er gedenkt der beiden lettischen Liedchen, die Lessing in den Litteraturbriefen angezogen (worauf ich noch anderwärts zurückkommen werde), und gibt selbst ein Paar peruanische, ein lappländisches und ein schottisches Lied in einer nach Wort,

ward, zu den epochemachenden Werken in unserer Litteratur:

Klang und Rhythmus so viel wie möglich treuen Uebertragung. Nachdem er hierauf sein Befremden darüber kund gegeben, wie man sich mit den griechischen, römischen oder auch modern skaldischen Silbenmaaßen, welche Denis für die lyrischen Stücke seines Ossian gewählt, einverstanden erklären und sie schön finden könne, kommt er auf das Dramatische in den alten Liedern zu sprechen. Dieß habe er sich immer mit unter den Characterstücken der Alten gedacht, die wir Neuern so wenig erreichen, als ein todtes momentarisches Gemählde eine fortgehende, handelnde, lebendige Scene erreiche. Jenes seien unsere Oden, dieß die lyrischen Stücke der Alten, insonderheit wilder Völker: alle Reden und Gedichte derselben seien Handlung (als Beispiele eine Kriegs= und Friedensrede der Eskimos erwähnt und poetische Stücke der Edda in Uebersetzungen eingerückt). Nie sei es ihm eingefallen, seine skaldischen Gedichte in allem für Muster neuerer Gedichte ausgeben zu wollen. Allein sie mögen sein, wie sie wollen: was er mit ihnen beweisen wolle, beweisen sie. Der Geist, der sie erfülle, die rohe, einfältige, aber große, zaubermäßige, feierliche Art, die Tiefe des Eindrucks, den jedes so stark gesagte Wort mache, und der freie Wurf, mit dem der Eindruck gemacht werde — nur das habe er bei den alten Völkern, nicht als Seltenheit, als Muster, sondern als Natur anführen wollen. Es sei bekannt, wie scharf und fest bezeichnend die sinnliche Sprache der Wilden sei. Wo werde bei unsern gelehrten oder halbgelehrten Pedanten solche Sprache gefunden? Wer bei uns Spuren von dieser Festigkeit finden wolle, der möge sie nicht bei ihnen suchen: — unverdorbene Kinder, Frauenzimmer, Leute von gutem Naturverstande, mehr durch Thätigkeit als Speculation gebildet, die seien, wenn das, was er angeführt, Beredsamkeit sei, alsdann die einzigen und besten Redner unserer Zeit. „In der alten Zeit aber waren es Dichter, Skalden, Gelehrte, die eben diese Sicherheit und Festigkeit des Ausdrucks am meisten mit Würde, mit Wohlklang, mit Schönheit zu paaren wußten. Homers Rhapsodien und Ossians Lieder waren gleichsam impromptus, weil man damals noch von nichts als von impromptus der Rede wußte; dem letztern sind die Minstrels, wiewohl so schwach und entfernt, gefolgt, indessen doch gefolgt, bis endlich die Kunst kam und die Natur auslöschte. In fremden Sprachen quälte man sich von Jugend auf, Quantitäten von Silben kennen zu lernen, die uns nicht mehr Ohr und Natur zu fühlen gibt; nach Regeln zu arbeiten, deren wenigste ein Genie als Naturregeln anerkennt; über Gegenstände zu dichten, über die sich nichts denken, noch weniger sinnen, noch weniger imaginieren läßt; Leidenschaften zu erkünsteln, die wir nicht haben, Seelenkräfte nachzuahmen, die wir nicht besitzen — und endlich wurde

denn wie mit dem Götz die deutsche Dichtung, so trat mit

---

alles Falschheit, Schwäche und Künstelei. Selbst jeder beste Kopf ward verwirret und verlor Festigkeit des Auges und der Hand, Sicherheit des Gedankens und Ausdrucks: mithin die wahre Lebhaftigkeit und Wahrheit und Andringlichkeit. Alles gieng verloren. Die Dichtkunst, die die stürmendste, sicherste Tochter der menschlichen Seele sein sollte, ward die ungewisseste, lahmste, wankendste; die Gedichte sein oft corrigierte Knaben- und Schulexercitien." — Um in dem, was er vorher vom ersten Wurfe eines Gedichts gemeint, nicht so mißverstanden zu werden, daß es der Eilfertigkeit und Schmiererei der damaligen jungen Dichterlinge auch nur im mindesten zu Statten kommen könnte, gibt Herder nun zunächst an, wie ein neuerer Dichter, dem es Ernst mit seiner Kunst sei, je nach der Verschiedenheit seiner Gegenstände, der Dichtungsart und der dazu vorzugsweise erforderlichen Seelenkräfte zu verfahren habe. Sodann zu den Eigenheiten des Volksliedes zurückkehrend, bemerkt er, daß nichts in der Welt mehr Sprünge und kühne Würfe habe als gerade Lieder des Volks, und daß eben die Lieder des Volks deren am meisten haben, die selbst in seinem Mittel gedacht, ersonnen, entsprungen und geboren seien, und die es daher mit so viel Aufwallung und Feuer singe und zu singen nicht ablassen könne. Wie die Beispiele, die er gibt, so seien alle alten Lieder seine Zeugen. Aus Lapp- und Esthland, lettische und polnische und schottische und deutsche und die er nur kenne, je älter, je volksmäßiger, je lebendiger, desto kühner, desto werfender. Auch Deutschland habe noch genug solcher Lieder, sie brauchten nur gesammelt zu werden (wozu Herder, der das Beispiel der Franzosen und besonders der Engländer seinen Landsleuten vorhält und selbst einige deutsche Proben mittheilt, dringend auffordert, ohne jedoch auf einen großen Eifer bei seinen gelehrten Zeitgenossen zu rechnen). Woher nun aber dergleichen Sprünge und Wendungen bei anscheinend einfältigen Völkern? „Weil das in der That die Art der Einbildung ist, und sie auf keinem engern Wege je fortgehen kann. Alle Gesänge solcher wilden Völker weben um daseiende Gegenstände, Handlungen, Begebenheiten, um eine lebendige Welt! Wie reich und vielfach sind da nun Umstände, gegenwärtige Züge, Theilvorfälle! Und alle hat das Auge gesehen! Die Seele stellet sie sich vor! Das setzt Sprünge und Würfe! Es ist kein anderer Zusammenhang unter den Theilen des Gesanges als unter den Bäumen und Gebüschen im Walde, unter den Felsen und Grotten der Einöde, als unter den Scenen der Begebenheit selbst." — Es sei gewöhnlich, Sprünge und Würfe solcher Stücke der Volksdichtung für Tollheiten der morgenländischen Hitze, für Enthusiasmus des Prophetengeistes, oder für schöne Kunstsprünge der Ode aus-

den Briefen „über Ossian und die Lieder alter Völker" und

zugeben, und man habe aus diesen eine so herrliche Webertheorie vom Plan und den Sprüngen der Ode recht regelmäßig ausgesponnen. Man möge aber nur einen kalten Grönländer (in dem in die Stimmen der Völker aufgenommenen Todtenliede), ohne Hitze und Prophetengeist und Odentheorie, aus dem vollen Bilde seiner Phantasie reden hören. „Er befolgt die feinsten Gesetze vom Schweben der Elegie; und von wem hat er sie gelernt? Sollte es mit den Gesetzen der Ode, des Liedes nicht eben so sein? und wenn sie in der Natur der Einbildung liegen, wen sind sie nöthig zu lehren? wem unmöglich zu fassen, der nur dieselbe Einbildung hat? Alle Gesänge des A. T., Lieder, Elegien, Orakelstücke der Propheten sind voll davon, und die sollten doch kaum poetische Uebungen sein." Selbst einen allgemeinen Satz, eine abgezogene Wahrheit könne ein lebendiges Volk im Liede, im Gesange nicht anders als auch so lebendig und kühn behandeln. — Alle unsere alten Kirchenlieder seien voll von Würfen und Inversionen; keine aber fast mehr und mächtiger als die von Luther. — Zuletzt gedenkt Herder noch des Mißbrauchs, der in Deutschland mit der Romanze, „dieser ursprünglich so edeln und feierlichen Dichtart" getrieben werde, indem man sie zu nichts als zu niedrigkomischen und abenteuerlichen Erzählungen anwende; wozu noch komme, daß die wenigen fremden, die übersetzt worden, schlecht übersetzt seien. Der ganze Nutzen, den für das Zeitalter diese Dichtart haben könnte, werde also verfehlt, nämlich unsere lyrischen Gesänge, Oden, Lieder und wie man sie sonst nenne, etwas zu **vereinfältigen**, an einfachere Gegenstände und edlere Behandlung derselben zu gewöhnen, kurz uns von so manchem drückenden Schmuck zu befreien, der uns jetzt fast Gesetz geworden. In welche gekünstelte horazische Manier seien wir Deutschen doch hier und da gefallen! Ossian, die Lieder der Wilden, der Skalden, Romanzen, Provinzialgedichte (d. h. deutsche Volkslieder) könnten uns auf bessern Weg bringen, wenn wir aber auch hier nur mehr als Form, als Einkleidung, als Sprache lernen wollten. Zum Unglück aber fiengen wir hiervon an und blieben hierbei stehen, und da würde wieder nichts. — 2. **Ueber Shakspeare.** Herder möchte gern, daß es in dem kleinen Kreise, wo seine Blätter gelesen würden, niemand mehr in den Sinn käme, über, für und wider Shakspeare zu schreiben, ihn weder zu entschuldigen noch zu verläumden, aber zu erklären, zu fühlen, wie er ist, zu nützen und — wo möglich uns Deutschen herzustellen — und daß er dazu durch diese Blätter etwas beitrüge. Er faßt auch hier wieder seinen Gegenstand zunächst unter dem geschichtlichen Gesichtspuncte auf und kann dabei schon in vielem auf lessingschen Sätzen fußen. Man hat sich gewöhnt, an das

dem Aufsatz über „Shakspeare" die aesthetische Kritik am ent-

---

nordische Drama immer den Maaßstab der griechischen Kunstregel zu legen; man hat aber in dem aus dem Alterthum ererbten Regelnvorrath nicht den Kern von der Schale zu sondern verstanden. In Griechenland entstand das Drama, wie es im Norden nicht entstehen konnte; dort war's, was es hier nicht ist, nicht sein kann. Sophokles' Drama und Shakspeare's Drama sind also zwei Dinge, die in gewissem Betracht kqum den Namen gemein haben. Aus dem Ursprung des griech. Drama's (der in den Hauptmomenten angedeutet ist) erklären sich gewisse Dinge, die man sonst, als todte Regeln angestaunt, erschrecklich hat verkennen müssen. Jene Simplicität der griech. Fabel, jene Nüchternheit griechischer Sitten, jenes fort ausgehaltene Kothurnmäßige des Ausdrucks, Musik, Bühne, Einheit des Orts und der Zeit — das Alles lag ohne Kunst und Zauberei so natürlich und wesentlich im Ursprunge der griech. Tragödie, daß diese ohne Veredlung zu alle jenem nicht möglich war. Alles das war Schlaube (Schale), in der die Frucht wuchs. Was die Regeln der griechischen Tragiker also für uns Künstliches zu haben scheinen, war keine Kunst; es war Natur. Einheit der Handlung, Einheit des Orts, Einheit der Zeit — alles lag damals in der Natur, daß der Dichter mit all seiner Kunst ohne sie nichts konnte. Auch nahm die Kunst der griech. Dichter ganz den entgegengesetzten Weg von dem, den man den neuern aus ihnen zuschreit: sie simplificierten nicht, sondern sie vervielfältigten, Aeschylus den Chor, Sophokles den Aeschylus. Die erstaunliche Kunst des letztern bestand nicht darin, aus Vielem ein Eins zu machen, sondern aus Einem ein schönes Vieles: er gab der Handlung Größe. Und daß Aristoteles diese Kunst seines Genie's in ihm zu schätzen wußte und eben in allem fast das Umgekehrte war, was die neuern Zeiten aus ihm zu drehen beliebt haben, müßte jedem einleuchten, der ihn ohne Wahn und im Standpuncte seiner Zeit gelesen. Alles zeigt, daß der große Mann auch im großen Sinne seiner Zeit philosophierte und nichts weniger als an den verengernden kindischen Läppereien Schuld ist, die man aus ihm später zum Papiergerüste der Bühne machen wollen. — Wie alles in der Welt, so mußte sich auch die Natur ändern, die eigentlich das griech. Drama schuf. Weltverfassung, Sitten, Stand der Republiken, Tradition der Heldenzeit, Glaube, selbst Musik, Ausdruck, Maaß der Illusion wandelte: und natürlich schwand auch Stoff zu Fabeln, Gelegenheit zu der Bearbeitung, Anlaß zu dem Zwecke. Man konnte zwar das Uralte oder gar von andern Nationen ein Fremdes herbeiholen und nach der gegebenen Manier bekleiden: das that alles aber nicht die Wirkung; es wurde Puppe, Nachbild, Affe, Statue ohne Leben. Alles was Puppe des griechischen Theaters ist, kann ohne Zweifel kaum

§. 295.

Es fehlte viel daran, daß mit der Entwickelung der aesthetischen Kritik während der Jahre 1759—1772 die dichterische Production im Allgemeinen auch nur einigermaßen gleichen Schritt hielt. Hatte jene mit männlicher Kühnheit die Fesseln einer aus der Fremde herstammenden Kunstlehre gesprengt, in denen sie sich früher nur schwerfällig und schwankend bewegte, sich frei und selbständig gemacht und eine Höhe erstiegen, auf die sie bei keinem andern Volke der Neuzeit gelangt war; so ließen sich an dieser verhältnißmäßig erst wenige Kennzeichen gereifter Kraft und nationaler Selbständigkeit wahrnehmen.

---

dem Anschein nach so unähnlich ist, um im Innern ganz wie er zu sein. Da alle Täuschung durch dieß Urkundliche, Wahre, Schöpferische erreicht wird, und ohne sie nicht bloß nicht erreicht würde, sondern kein Element mehr von Shakspeare's Drama und dramatischem Geist bliebe: so sieht man, die ganze Welt ist zu diesem großen Geiste allein Körper; alle Auftritte der Natur von diesem Körper Glieder, wie alle Charactere und Denkarten zu diesem Geiste Züge — und das Ganze mag jener Riesengott des Spinoza „„Pan! Universum!““ heißen.“ — Zuletzt bespricht Herder noch das Widersinnige und Pedantische der französischen Dramaturgie in Bezug auf die Beobachtung der Einheit des Orts und der Zeit, berührt die Nothwendigkeit einer Untersuchung: wie? auf welche Kunst und Schöpferweise Shakspeare eine elende Romanze, Novelle und Fabelhistorie zu solch einem lebendigen Ganzen habe dichten können? was für Gesetze unsrer historischen, philosophischen, dramatischen Kunst in jedem seiner Schritte und Kunstgriffe liegen?“ kann darauf aber nicht näher eingehen und gibt dafür nur „einen Wink in die gewöhnlichen Classificationen in seinen Stücken.“ Er erklärt sich gegen die von Gerstenberg in seinen oben (S. 1346, Anm. i) erwähnten Briefen vorgeschlagene Classification: kein Stück sei doch griechische Tragedy, Comedy, Pastoral etc. und sollte es auch nicht sein; jedes sei History im weitesten Verstande, nur verschieden modificiert, also „Historie, Helden- und Staatsaction zur Illusion mittlerer Zeiten! oder (wenige Plays und Divertissements ausgenommen) ein völliges Größe habendes Ereigniß einer Weltbegebenheit, eines menschlichen Schicksals.

Noch immer verriethen die Dichter allzu sehr Abhängigkeit vom Auslande und Mangel an Eigenthümlichkeit im Erfinden und Ausführen ihrer Werke; noch immer vertrauten sie zu sehr den alten irreleitenden Führern in der Theorie und vergriffen sich daher bald in den Gegenständen, bald in den Formen und Einkleidungsarten, die sie wählten. Der Hang zu einem unmännlichen Spielen und Schönthun mit oft ganz unwahren und erkünstelten Empfindungen und jene weichliche Sentimentalität, die bereits in der Poesie des voraufgehenden Jahrzehents so stark hervortraten,[a]) hatten, wenn auch hier und da anders modificiert, eher zu- als abgenommen. Und bei dem Allen verkannten auch noch die allermeisten Dichter das wahre Wesen und die eigentliche Bestimmung ihrer Kunst in dem Grade und berücksichtigten die Grenzen, die Lessing zwischen ihr und andern Gebieten des Geistes abgesteckt hatte, so wenig, daß selbst die begabtesten und darum auch einflußreichsten fortfuhren, die Poesie ihr fremden Zwecken dienstbar zu machen. — Besonders fühlbar machte sich noch fortwährend in unserer schönen Litteratur der Mangel an Originalität und an Unmittelbarkeit der Darstellung. So kräftig sich über die Nachahmungssucht der deutschen Dichter schon die Litteraturbriefe wiederholentlich geäußert hatten, und so überzeugend nach ihnen Herder darthat, wie wenig das bloße Nachahmen, wie es zeither betrieben war, unserer schönen Litteratur zu wirklichem Vortheil gereicht habe: die Klagen und der Spott über dieß unselbständige Anschließen an fremde Vorbilder, dem auch noch durch die vielen gleichzeitigen Uebersetzungen ausländischer Werke Vorschub geleistet ward, hörten bei Schriftstellern der verschiedensten Richtung bis in den Beginn der Siebziger nicht auf, und die Nachahmungssucht ward

a) Vgl. S. 1255 ff. —

wiederholt als eins der schädlichsten Hauptübel in den litterarischen Strebungen der Zeit bezeichnet. [b]) Zumeist oder auch allein bezogen sich jene Klagen und jener Spott zwar nur auf die jungen Dichterlinge, die in Deutschland überall aufschossen und, ohne allen Beruf zur Poesie, den Markt der Litteratur mit ihren marklosen Erzeugnissen überschwemmten. Aber wenn es damals auch erst von wenigen empfunden und von noch wenigern klar eingesehen wurde: auch die talentvollsten und am meisten bewunderten Dichter jener Zeit gelangten noch keineswegs zu der vollen Freiheit des Producierens, sondern blieben immer in einer gewissen Abhängigkeit von der Fremde. In den größern Gattungen war es eigentlich nur Lessing, der sich, zuerst in der Minna von Barnhelm und dann in der Emilia Galotti, die unmittelbar vor Goethe's Götz erschien, [c]) schon so weit als wahrhaft deutschen Dichter zeigte, daß er, wenn auch an Anregungen aus

b) Vgl. z. B. Resewitz in d. allgem. deutsch. Biblioth. 1, 2, S. 228; J. B. Michaelis in seiner Satire „die Schriftsteller nach der Mode“ und in dem Vorbericht zu den Satiren (1766); Herders Ode an den Genius von Deutschland (1770) in d. Werk. z. sch. Litt. und Kunst 3, S. 161 ff.; die Briefe über den Werth einiger deutschen Dichter rc. (1770) 1, S. 56 f. und J. G. Jacobi in dem Gedicht „die Dichter; eine Oper, gespielt in der Unterwelt“ (1772), sämmtl. Werke 2, S. 52 ff. — c) „Emilia Galotti. Trauerspiel in fünf Aufzügen.“ Berlin 1772. 8. Vgl. S. 1289 f., Anm. u. Wenn die Fabel dieses Stücks auch ursprünglich eine fremde war, so hatte sie Lessing doch mit solcher Meisterschaft umgewandelt und seiner Zeit und seinem Volke nahe gerückt, daß sein Stück ganz aus den Verhältnissen der damaligen Gegenwart erwachsen zu sein schien und, einige Localzüge abgerechnet, eben so treu das Leben der kleinen deutschen, wie der italienischen Höfe abspiegelte. Wie man bei seinem Bekanntwerden in einigen Hauptfiguren allgemein bekannte Persönlichkeiten in Braunschweig wiederzufinden meinte, und wie eine mächtige Hofpartei die Dichtung benutzen wollte, um Lessing zu schaden, ist in Fr. L. Schroeders Leben von F. L. W. Meyer 1, S. 231 ff. angedeutet. —

der Fremde, doch in keiner Beziehung mehr an eigentliche Nachahmung ausländischer Poesie erinnerte. Allerdings regte sich das Streben nach Selbständigkeit und Originalität auch in andern Dichtern, und in keinem früher und mehr als in Klopstock. d) Allein nicht bloß wenn sie ihre Gegenstände auswärts oder aus entlegenen Zeitaltern suchten, was häufig geschah, verstanden sie es nicht, sie in einem solchen Geiste zu behandeln, daß in der Bearbeitung nichts weiter fremd blieb als das rein Stoffliche: selbst wenn sie sie aus der vaterländischen Geschichte oder aus dem Leben und den Zuständen der Gegenwart, aus dem Kreise ihrer besondern äußern und innern Erfahrungen und aus den Tiefen der Gemüthswelt schöpften, gaben sie ihnen häufig, wo nicht immer, eine äußere Form, die für nichts weniger als für ursprünglich deutsch gelten konnte, und entschieden sich bei der Einkleidung eben so oft für ein Gewand, das, mit dem Anspruch auf geschichtliche Wahrheit, mehr oder weniger willkürlich zugeschnitten war, oder zum mindesten von dem, was es vorstellen sollte, stark abwich. Man möchte sagen, daß diesen Dichtern noch die Kraft oder der Muth abgieng, derartige Gegenstände in ihrer

d) Vgl. die Oden „Fragen" (1752) und „der Nachahmer" (1764). Klopstock erschrak vor der Allgemeinheit des Satzes von Winckelmann (in den Gedanken über die Nachahmung der griech. Werke 2c.), daß der einzige Weg für uns, unnachahmlich zu werden, die Nachahmung der Alten sei, und wollte diese Behauptung nur von der Darstellung derjenigen „Arten der Schönheiten" gelten lassen, „die sie (die Alten) erschöpft haben" (vgl. d. nord. Aufseher St. 150, S. 259; bei Back und Spindler 4, S. 127 f.). Wenn er hierbei auch zunächst nur die Werke der bildenden Künste im Auge hatte, so dachte er doch gewiß eben so in Betreff poetischer Werke. Wir sollten, äußert er sich anderwärts (in einem Epigramm, das in den Götting. Musenalmanach von 1773 aufgenommen ward; bei Back und Spindler 4, S. 185 f.) die Griechen nur darin nachahmen, daß wir von ihnen erfinden lernten. Am meisten eiferte er gegen die Nachahmer in seiner Gelehrtenrepublik. —

unverfälschten Natur, in ihrer nationalen und geschichtlichen Unmittelbarkeit poetisch zu erfassen und darzustellen, und daß sie überhaupt dem Wirklichen noch nicht anders eine poetische Gestalt zu geben vermochten, als wenn sie es in irgend einer Art verkünstelten oder ihm den Character zeitlicher und örtlicher Wahrheit bald nur theilweise, bald völlig abstreiften. Hatte Klopstock gleich von Anfang an für seine Poesien die gemein üblichen metrischen Formen verschmäht und an ihrer Statt sich eigne gebildet, die er dem Geist unserer Sprache zusagender glaubte und für gelenker hielt, dem freien Schwung des dichterischen Gedankens sich anzuschmiegen; so blieb er schon darin immer Nachahmer, der noch dazu an die Stelle eines nur Halbfremden und längst Gewohnten ein völlig Fremdes setzte. Indem er nun das mythologische Bildwerk seiner ältern lyrischen Stücke dahin abänderte, daß er die griechischen und römischen Gottheiten mit nordischen vertauschte,[e]) sodann die mythologischen Vorstellungen des classischen Alterthums durch die des scandinavischen Nordens überhaupt aus unserer Poesie zu verdrängen suchte[f]) und endlich in ihr auch dem ossianischen

e) Dieß geschah namentlich in der lyrischen Dichtung, der er späterhin die Ueberschrift „Wingolf" gab, die aber in ihrer ersten Gestalt aus dem J. 1747, wie sie in der Sammlung vermischter Schriften von den Verff. der neuen Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes erschien, „Ode an meine Freunde" betitelt war. Vgl. Klopstocks Brief bei Back und Spindler 6, S. 234; die Mittheilungen von Gerstenbergs im Freimüthigen bei Jördens 6, S. 174 ff. und die Varianten unter dem Text dieses Gedichts bei K. Goedeke, elf Bücher d. Dicht. 1, S. 657 ff. — f) Vgl. S. 1351, Anm. r. Die Frage, ob die Verwendung der antiken Mythologie zur sinnlichen Belebung und Ausschmückung der Poesie der neuern Zeit, wo nicht nothwendig, so doch erlaubt, oder ob sie schlechthin unstatthaft oder mindestens sehr zu beschränken sei, war schon im 17. Jahrh. in Anregung gekommen (vgl. S. 533). Sie wurde im 18. Jahrh. und besonders in den Sechzigern wiederholt aufgenommen und viel darüber hin und her gestritten. Welche kläglichen und lächer-

lichen Gründe damals noch für den Gebrauch mythologischer Bilder und Anspielungen vorgebracht wurden, kann man u. a. aus der Anzeige von Klotzens Epist. Homer. in der allgem. deutsch. Bibl. 1, 1, S. 198 ff. ersehen, die von Grillo herrührt. Klotz hatte sich gegen den Gebrauch der Mythologie in der neuern Poesie erklärt und dafür die Einführung allegorischer Figuren (Personificationen von Tugenden und Lastern ꝛc.) in Vorschlag gebracht: Grillo stimmte ihm nur in so weit bei, daß Bilder aus der antiken Mythologie ganz unschicklich in Gedichten von christlich-religiösem Inhalt seien. Aber warum, fragt Grillo, sollen sie aus jedem andern Gedicht, warum namentlich aus dem homerischen Heldengedicht, der pindarischen und horazischen Ode verbannt werden? Wenn die heidnischen Götter Undinge seien, so seien die von Klotz vorgeschlagenen Personificationen nichts Besseres. So weit läßt sich noch alles hören; nun aber werden unter andern Gründen Klotzen folgende entgegengestellt: „Wenn der Poet mit Verstand die Mythologie angebracht, so überzeugt er uns dadurch, daß er mehr als bloße Verse machen kann; er gibt uns einen überzeugenden Beweis, daß er ein Gelehrter ist, der sich in den Werken des Alterthums umgesehen hat oder noch umsehen kann, welches unsere Poeten als was ziemlich Ueberflüssiges anzusehen anfangen. Wenn man überdem bedenkt, daß die alte Mythologie eitel Fiction ist, letztere aber hauptsächlich ein Gedicht ziert, so kann sie aus eben dem Grunde nicht wegbleiben. Wenn übrigens die Mythologie aus der pindarischen oder horazischen Ode verwiesen werden sollte, so sehe ich gar nicht, wie sie den Namen einer pindarischen oder horazischen Ode sollte verdienen können ꝛc." — Am gründlichsten gieng Herder auf die Frage ein in den Fragmenten über d. n. d. Litt. 1. A. 3, S. 123 ff. Bald darauf kam auch Mendelssohn, als er Ramlers Oden (in der Ausg. v. 1767) in der allgem. d. Bibl. 7, 1, S. 3 ff. anzeigte, auf diesen Gegenstand zu sprechen. Seine Meinung darüber und die Bemerkungen, die er daran knüpft, sind so characteristisch für die Zeit und erklären so manche Erscheinungen des damaligen Litteraturlebens, daß ich es nicht unterlassen kann, hier das Wesentlichste daraus mitzutheilen. Mendelssohn nimmt das Recht des Lyrikers, von einer Mythologie Gebrauch zu machen, in Schutz, ja er sucht zu beweisen, daß derselbe ohne eine solche gar nicht alles für die Anschauung gehörig beleben könne. Er habe daher entweder nach der griechischen Mythologie zu greifen, oder nach der nordischen (wie Gerstenberg und Klopstock schon gethan hätten), oder endlich sich auf das System der christlichen Religion und der alten Hebräer einzuschränken. Jeder Weg habe seine Bequemlichkeiten, aber auch nicht mindere Unbequemlichkeiten. „Freilich," heißt es dann S. 9., „kann es mit aller Fabellehre in unsern Tagen den völligen Ernst nicht haben, den der lyrische Dichter oft wünschet. — Allein was ist es überhaupt

Bardenwesen Thür und Thor öffnete: f) verrieth er nicht bloß, ein wie rein äußerliches Zierwerk in seiner Poesie alle mytho-

mit dem Enthusiasmus in unsern vernünftelnden Zeiten? *Ein bloßes Spiel, Nachahmung, keine Natur mehr.* Die Zeiten sind vorbei, da die Statuen angebetet wurden, da noch die Tempel Wohnungen der Götter waren und die Gedichte zum Unterricht und zur Erbauung einer großen Versammlung vorgesungen wurden. Unsere Tempel sind Häuser, worin sich Menschen zum Gottesdienste versammeln, unsere Bildsäulen stehen zum Ergetzen da, oder eine einförmige Aussicht zu unterbrechen. Wir unterrichten uns in Compendien, erbauen uns in Predigten *und lesen Gedichte zur anständigen Zeitverkürzung, zur edlen Erholung von mühsamen Geschäften und Studien. Unsere Begeisterung ist ein verabredetes Spiel zwischen Dichter und Leser,* die sich einander gar gut verstehen, die sich einander gern zu Gefallen vieles nachsehen." — g) Für Klopstock war „Ossian deutscher Abkunft, weil er ein Kaledonier war" (vgl. den Brief an Gleim aus d. J. 1769 bei Back und Spindler 6, S. 240). Hieraus erklärt sich zum nicht geringen Theil das hohe Ansehen, zu welchem Ossian bei ihm gelangte. — Das bardische und skaldische Unwesen, das gegen Ende der Sechziger in unserer Poesie anhob, und nicht bloß in Dichtungen wucherte, die, wie die klopstockischen, ihren Stoffen nach mit der germanischen Urzeit zusammenhiengen, sondern auch zur Einkleidung ganz moderner und der Tagesgeschichte entnommener Gegenstände dienen mußte, bekämpfte, so viel ich weiß, zuerst Herder mit Ernst und Nachdruck. Je tiefern Eindruck auf ihn die ossianischen und die alten skaldischen Gedichte gemacht hatten, desto widerwärtiger war ihm die Unnatur, das Gemachte und Spielende in den Werken der modernen Barden. Er zeigte 1772 in der allgem. d. Bibl. (17, 2, S. 437 ff.) mit dem 2. u. 3. Bande von Denis' Ossian einige Bardengedichte an, die von *Denis* selbst herrührten („Bardenfeier am Tage Theresiens" und „die Säule des Pflügers," beide Wien 1770. 8.), und andere von *Kretschmann* („der Gesang Rhingulphs des Barden, als Varus geschlagen war," Leipzig 1769. 8; „der Barde bei Kleists Grabe," 1770; die Klage Rhingulphs des Barden," 1771; „die Jägerin, ein Gedicht," 1772), nebst einem weniger bekannt gewordenen von einem gewissen *Fiedler*. Er habe, beginnt er, das Bardengeschrei der deutschen Nation etwas verhallen lassen, um die Uebersetzung des Dichters, der so viel Neuern das Bardenkleid angezogen, zusammt diesen Neuern, die es von ihm empfangen, in einen Gesichtspunct nehmen zu können. Dann auf das erste Stück von Denis kommend, bemerkt er, wie sonderbar sich diese Einkleidung für eine Dichtung an einem Wiener Gallatage mache. „Die Haupt-

logischen Gestalten und Beziehungen waren, sondern auch, wie wenig er die rechten Mittel kannte, der vaterländischen Dichtung einen wirklich volksthümlichen Character zu verschaffen. Denn

---

sache," fährt er fort, „die wir von den Barden lernen sollten (er meint, von den ossianischen Gedichten), ist innerer Geist des Liedes, innere Bearbeitung. Mit eben der Einfalt, Wahrheit, Würde und Stärke zu singen; die nackten Bilder unsers Vaterlandes und unserer Geschichte so treu und reich und vielsagend zu machen; die Empfindung so wahr und kurz zu mahlen als sie: das wäre Bardengesang! Das süße Geschwätz zu verlernen, was wir, ich weiß nicht woher? nur nicht von der nordischen Natur her haben, und Thal, Bild, Geist sprechen zu lassen: das wäre Bardengesang! nichts mehr! Natürlich folgt daraus, daß diese innere Nachahmung des Bardengeistes uns eben von der äußern Nachahmung der Bardenform abbiegen müsse; denn was ist uns, Wahrheit und Einfalt gesucht, fremder als diese? — Eben der Barde, der seine Welt so eigen und groß besang, sollte uns lehren, die unsrige eben so eigen und wahr zu besingen — nicht zu rauben! nicht einem fremden Jahrhundert zu fröhnen." Zu den Gedichten von Kretschmann sei, wenn nicht alles triege, die Anregung von Gerstenbergs „Gedicht eines Skalden" gekommen, nicht von dem Barden Ossian. Das Neue, das Bardenmäßige, das Urdeutsche sei hier übrigens nichts als schöne Tiraden, lichte Stellen, eine Begeisterung für Tugend, Keuschheit, Vaterland in ziemlich angenehmer Declamation, leichte Versart und mechanischer Enthusiasmus in der Versart — das sei aber auch alles. Die Poesie des Verf. gleiche einer schönen Unkrautblume und wo Rhingulph der Barde gut singe, singe er immer modern. Um zuletzt noch seine Meinung überhaupt von den neuern Barden zu sagen, so kenne er (Herder) nur drei vorzügliche: Gleim, den alten Kriegssänger, wo er wirklich den edeln, starken, einfältigen Ton der Ballade habe, ohne ihn haben zu wollen; Gerstenberg den Skalden, der nebst der Fiction einen ganzen Zauberköcher nordischer Harmonien ausschütte, und dann Klopstock, der, die nordische Einbildung mit dem wärmsten Herzen und großer Kraft der deutschen Sprache vereint, dieser Dichtart am meisten Welt zu geben, den deutschen Hain dem griechischen Parnassus entgegenzusetzen, Orpheus und Ossian, wo möglich, zu uns hinüber zu ziehen gewagt habe. Vgl. auch Herders „alte Fabeln mit neuer Anwendung," Werke z. sch. Litt. und Kunst 3, S. 239. Wieland versetzte dem neuen Bardenwesen in dem verklagten Amor (A. von 1824 Th. 12, S. 214) einen Streich, wie Gruber (eben da S. 368) anmerkt, mit zur Selbstvertheidigung gegen Gerstenbergs Angriffe. —

die von ihm bevorzugte Götterlehre, die überdieß seiner Zeit noch um vieles fremder und unverständlicher sein mußte als die antike, konnte gar nicht einmal — und am wenigsten mit den von ihm gebrauchten Namen — im engern Sinne eine deutsche heißen; und ein Bardenthum, wie er es sich vorstellte und ausbildete, hatte es in der von ihm verherrlichten Vorzeit unsers Volks niemals gegeben. Je größeres Gewicht aber Klopstock auf diese Dinge legte, die doch alle nur mehr das Aeußerliche der Poesie betrafen, und je mehr er davon für ihr Inneres erwartete, desto unfreier mußte er schon darum als Dichter bleiben. [h]) In noch viel geringerem Grade als Klopstocks können Wielands Poesien für freie, unmittelbare und originale Schöpfungen des deutschen Geistes gelten. Auch ganz abgesehen davon, daß die darin dargestellten Begebenheiten, selbst wenn der Dichter seine Gegenstände nicht geradezu den Alten oder neuern Ausländern verdankt, [i]) sondern sie mehrentheils aus eigenen innern Erlebnissen geschöpft oder auch rein erfunden hat, fast durchweg in entfernte, bald geschichtliche bald fabelhafte Zeiten verlegt, und daß immer zu ihren Schauplätzen alle andern Länder der Welt eher als Deutschland gewählt sind: so läßt sich doch kaum ein Werk von

---

h) Vgl. Danzel, Lessing rc. 1, S. 493 ff. — i) Wie für die Werke, welche in der Zeit seines allmähligen Ueberganges von den schwärmerisch-religiösen und empfindsam-idealistischen Productionen seiner Jünglingsjahre zu der ganz weltlichen und realistischen Poesie seines Mannesalters entstanden sind, die Trauerspiele „Lady Johanna Gray" und „Clementina von Porretta", die fünf Gesänge des Heldengedichts „Cyrus", und der dialogisierte Roman „Araspes und Panthea" (worüber vgl. die Anmerk. auf S. 982 f.); sondern auch noch für die „komischen Erzählungen" (aus dem Gebiet der griechischen Mythologie) und den „Combabus", wozu er die Stoffe hauptsächlich aus Lucians Göttergesprächen, aus dessen Nachrichten von der syrischen Göttin und aus Ovids Metamorphosen entlehnt hat. —

Wieland anführen, das nicht entweder schlechthin und ganz eigentlich Nachahmung bestimmter Vorbilder wäre, k) oder zum mindesten die entschiedensten Einwirkungen ausländischer Schriftsteller alter und neuer Zeit auf seine Anlage, seinen Geist und seinen Ton, auf seinen specifischen Gedankengehalt und auf die ganze Art seiner innern und äußern Behandlung verriethe. l)

---

k) Die kleine schlüpfrige und unsaubre Erzählung „Nadine" (1762), welche die Reihe der Dichtungen aus Wielands zweiter Periode eröffnet und durch Gegenstand und Ton gleich im allerschärfsten Gegensatze zu allem steht, was er bis dahin geschrieben, hat auf dem Titel den Beisatz „eine Erzählung in Priors Manier." Am meisten aber gibt sich als bloße Nachahmung eines bestimmten Vorbildes der in Spanien spielende Roman „Don Silvio von Rosalva" zu erkennen: hier erinnert alles an den Don Quixote, aber wie in jeder Rücksicht schwächlich, matt und kleinlich erscheint diese Nachahmung gegenüber dem Meisterwerk des Cervantes! — l) Klopstock hatte es, wie schon Gervinus u. A. angemerkt haben, in der Stelle seiner Gelehrtenrepublik, die „Wundergeschichte" überschrieben ist, gewiß zunächst und ganz besonders auf Wieland abgesehen (s. Werke 12, S. 152): „Es waren einmal Leute, die viel ausländische Schriften lasen und selbst Bücher schrieben. Sie giengen auf den Krücken der Ausländer, ritten bald auf ihren Rossen, bald auf ihren Rossinanten, pflügten mit ihren Kälbern, tanzten ihren Seiltanz. Viele ihrer gutherzigen und unbelesenen Landsleute hielten sie für rechte Wundermänner. Doch etlichen entgiengs nicht, wie es mit ihren Schriften eigentlich zusammenhienge; aber überall kamen sie ihnen gleichwohl nicht auf die Spur. Und wie konnten sie auch? Es war ja unmöglich, in jeden Kälberstall der Ausländer zu gehen." — Als A. W. Schlegel 1799 in das Athenaeum (2, S. 340; sämmtl. Werke 8, S. 49) die „Citatio edictalis" eingerückt hatte, in der ausgesprochen war, Wieland habe seine Poesie zum großen Theil bei aller Welt zusammengeborgt, wurde diese satirische Rüge für sehr impertinent gehalten und war allerdings ziemlich boshaft in ihrer Fassung; aber aus der Luft gegriffen war sie keineswegs, weder ihrem Grundgedanken noch den besondern Beziehungen nach, die sie enthielt. Sie führte von ausländischen Schriftstellern als Hauptgläubiger Wielands Lucian, Fielding, Sterne, Bayle, Voltaire, Crebillon, Hamilton auf, ließ viele andere Autoren, die gleiche Ansprüche an ihn machen dürften, ungenannt und deutete endlich noch namentlich auf Horaz, Ariosto, Cervantes und Shakspeare hin, die auch wohl noch manches von seiner Poesie als ihr Eigenthum zurück-

Dabei entsprechen die Charactere und Sitten, die er geschildert hat, und das für seine verschiedenen Dichtungen gebrauchte Costüme so wenig den Ländern und Zeiten, in denen die Begebenheiten spielen, daß, mag er uns nach Griechenland oder

---

fordern könnten. Was insbesondere Wielands Werke aus den Sechzigern und dem Anfange der Siebziger betrifft, so läßt sich theils aus den Vorreden dazu, theils aus der Lebensbeschreibung des Dichters von Gruber fast für jedes einzelne nachweisen, welchen oder welche ausländischen Dichter oder Prosaisten er bei der Abfassung vorzüglich im Auge hatte. Hier mögen einige dahin zielende Andeutungen genügen. Die Manier und der Ton der „komischen Erzählungen" sind vornehmlich auf Lucian, La Fontaine, zum Theil auch schon auf Ariosto zurückzuführen. Wieland selbst erklärte sich als Verfasser dieser Erzählungen schon 1764 gegen Geßner für „einen ehrlichen Nebenbuhler von Boccaz, La Fontaine, Ariosto und Prior" (vgl. Wielands Leben von Gruber 2, S. 372 f.). Von der „Nadine" und dem „Don Silvio von Rosalva" ist bereits die Rede gewesen. Die Anlage und die allgemeine Form der nach Griechehland verlegten „Geschichte des Agathon" erinnern sehr bestimmt an die griechischen Romane, und wie Gruber (a. a. O. 2, S. 337) bemerkt, haben bei seiner Abfassung dem Dichter des Bischofs Helioborus Aethiopica (die gleichzeitig mit dem 2. Th. des Agathon unter dem Titel „Theagenes und Chariclea, eine aethiop. Geschichte — aus dem Griechischen" [von J. R. Meinhard], Leipzig 1767. 8. übersetzt erschienen) nebst Aristaenets Liebesbriefen öfters vor den Augen geschwebt. Zu dem Bilde des Helden, in welchem Wieland „sich selbst, nicht bloß dem Character, sondern auch den Hauptsituationen und dem ganzen Streben nach geschildert hat," könnte, wie der Verfasser sich ausdrückt, der geschichtliche Agathon zwar einige Hauptzüge hergegeben haben; „das eigentliche Modell" dazu aber hatte Wieland in dem Jon des Euripides gefunden (vgl. die dem Roman vorgedruckte Abhandlung „über das Historische im Agathon" S. 9 ff.). „Idris und Zenide" worin die Begebenheiten (wie in dem neuen Amadis) der Zeit der irrenden Ritter, Feen und Zauberer angehören, sollte als heroisch-komisches Gedicht nach der Vorrede und nach einem Briefe an Geßner aus d. J. 1766 (Gruber a. a. O. S. 375) in der Fabel eine Art von Gegenstück zu den Quatre Facardins oder zu dem Bélier von Hamilton sein, die Quintessenz aller Abenteuer der Amadise und Feenmärchen; und nach einem andern Briefe an Zimmermann aus dem J. 1767 (Gruber, a. a. O. S. 379) ein Versuch, ob man in unserer Sprache nicht auch Ariosto sein könne, wenn man wolle, nämlich Ariosto in Absicht der Laune, des Stils, der

nach dem Orient, nach Spanien oder nach Aegypten [m]) führen, uns in die antike Götterwelt oder in das Zeitalter der irrenden Ritter, Feen und Zauberer, oder in die hellen Jahrhunderte der alten Geschichte versetzen wollen, und mag er als nächste Vorbilder Schriftsteller des Alterthums oder der Neuzeit, gleichviel welcher Nation, vor Augen gehabt haben, seine Darstellungen niemals das treue Gepräge einer bestimmten Nationalität, sondern immer mehr oder weniger die Züge und die Farbe der allgemein modernen Bildung der höhern Stände, wie sie sich vornehmlich in der französischen Litteratur des achtzehnten Jahrh. abspiegelt, an sich tragen. — Die sentimentale Stimmung erhielt bei Dichtern und Publicum durch verschiedene Einflüsse von außen her neue Nahrung und nahm damit immer merklicher die Richtung

---

Lebhaftigkeit und Versification (vgl. S. 1121, Anm. o, 1). Ein besonderes Vorbild für „Musarion", die uns wieder nach dem alten Griechenland führt, oder entschiedene Einflüsse von einem oder mehreren namhaften Dichtern, die Wieland bei der Erfindung und Ausführung dieses Werks erfahren, sind mir nicht bekannt. Aber bei „den Grazien", die uns ebenfalls auf griechischen Boden versetzen sollen, schwebten ihm vorzugsweise französische Muster vor und, wie für die Form, so auch für den Ton des Ganzen, namentlich Chapelle und Chaulieu (Gruber a. a. O. S. 434). Für „den neuen Amadis" ist wiederum Ariosto im Allgemeinen Vorbild gewesen; die erste Anregung dazu soll der Dichter durch ein kleines humoristisches Spottgedicht, the new Bathguide, erhalten haben, das ich nicht weiter kenne; und „als er den seltsamen Einfall", ein Gedicht von dem Inhalt des neuen Amadis abzufassen, „schon über ein Jahr lang schlafen gelegt hatte", wurde derselbe „wieder aufgeweckt und völlig ausgebrütet" durch Sterne's Tristram Shandy und die Fairy Queen von Spenser (Gruber a. a. O. S. 388 f; 427 f.). Der politische Roman endlich, welcher „der goldne Spiegel" betitelt ist, und dessen Schauplätze in dem Orient der Märchenpoesie liegen, schließt sich nicht allein durch die Einleitung, sondern auch durch die Einkleidung der Geschichte an Tausend und eine Nacht und noch näher an die satirisch-politischen Romane des jüngern Crebillon an (Gruber a. a. O. S. 608 f. und derselbe in der Ausg. von Wielands Werken 16, S. 274 f.; 281 f.). — m) In der „Reise des Priesters Abulfauaris ins innere Africa" (1770), sämmtl. Werke 31, S. 109 ff. —

an, in welcher sie nachher während der Siebziger ihren Höhepunct erreichte. [n]) Jene schwermüthige und von der Welt abgekehrte Empfindsamkeit nämlich von vorzugsweise religiösem Character, die sich besonders an Youngs Nachtgedanken genährt hatte, [o]) wich allmählig einem sentimentalen Schwärmen in mehr weltlichen Gefühlen und Gedanken. Außer den ossianischen Gesängen [p]) trugen dazu am allermeisten die Werke des Engländers Lor. Sterne bei — hauptsächlich der Roman „Yoriks empfindsame Reise ꝛc." —, die seit dem Anfange der Sechziger nach Deutschland herüberkamen und gegen Ende dieses Jahrzehnts auch schon in Uebersetzungen allgemeiner bekannt wurden; [q]) dann auch, obgleich im mindern Grade, Rousseau's

n) Vgl. S. 862. — o) Vgl. S. 1256 f. — p) Den Eindruck, den Ossian um 1770 besonders auf die deutsche Jugend machte, und die Stimmung, die daraus hervorgieng oder dadurch gesteigert ward, kann man am besten aus Goethe's Werther kennen lernen (vgl. besonders Werke 16, S. 125 ff., 165 ff.; dazu 26, S. 215—219 und Gervinus 4, S. 224 ff.). — q) Ueber Sterne und seine Einwirkungen auf Deutschland vgl. Schlosser 3, 591 ff. „Das Leben und die Meinungen des Tristram Shandy" gab Sterne seit 1759 heraus. Bereits 1768 war davon eine deutsche Uebersetzung vorhanden, wie ich aus einer Andeutung in der allgem. d. Bibl. 8, 2, S. 132 ersehen habe; ich weiß jedoch weder, von wem sie herrührte, noch in welchem Jahr sie erschienen war. Nachher wurde das Werk von J. J. Ch. Bode übertragen, Hamburg 1774 (2. A. 1776), 9 Thle. 8. „Yoriks empfindsame Reise durch Frankreich und Italien" (A sentimental Journey trough France and Italy) kam 1767 heraus; eine Uebersetzung (von Bode) in 2 Bden Hamburg und Bremen 1768. 8., wozu im folgenden Jahre noch ein dritter und vierter Band kamen, die aber nicht Sterne, sondern einem Andern ihren Ursprung verdankten (vgl. allgem. d. Bibl. Anh. zum 1—12 Bde, S. 899 ff. und Jördens 1, S. 114 f. Ueber eine andere Uebersetzung vom J. 1769 vgl. den angeführten Anhang zur allgem. deutsch. Bibl. S. 898 f. und Jördens 5, S. 753). Bald erschienen so viele „empfindsame Reisen" in deutscher Sprache, daß Musaeus in der allg. d. Bibl. 19, 2, S. 579 sich zu der Bemerkung veranlaßt sah, die empfindsamen Reisen schienen sich so zu mehren, daß sie eine neue Epoche in dem Modegeschmack anzuheben drohten. Schon J. G. Jacobi's „Winterreise," Düsseldorf 1769. 8. (verbessert in den sammtl. Werken A. von 1819. 1, S. 126 ff.)

Roman „die neue Heloise." r) War in den sentimentalen Poesien dieser Zeit kaum weniger Gemachtes, Unkräftiges und Krankhaftes als in denen, welche ihnen vorangegangen waren, so lief das, was in denselben Jahren auf der Gegenseite producirt ward, die Gedichte der Freude, des Scherzes, des geselligen Vergnügens und des heitern Lebensgenusses, auch noch fortwährend zu häufig auf ein bloßes Spielen mit der Poesie, auf ein süßliches Geziere und fades Getändel mit unwahren Empfindungen und Gedanken unter allerlei Formen und auf ein witzelndes Geschwätz hinaus, oder gefiel sich besonders in einem nur in der Einkleidung verschiedenen Verspotten und Bestreiten nicht bloß jeder Art von „Schwärmerei und Aberglauben," sondern auch aller idealistischen Ansichten und erhöhten Gesinnungen. Dagegen wurde mehr wie je die wahre practische Lebensphilosophie der Alten, die echte sokratische Weisheit angepriesen; was jedoch dafür ausgegeben ward, war im Grunde

---

und „Sommerreise," Halle 1770. 8 (die er, als der Erhaltung unwürdig, von jener Ausg. der s. Werke ausschloß) gehörten zu den Nachahmungen des Yorik. Wie weit das „Schwindeln vom süßen Sterne" schon 1769 gieng, und welchen Character die deutsche Empfindsamkeit unter dessen Einfluß annahm, kann man u. a. auch aus der Geschichte von den Lorenzo-Dosen abnehmen, worüber ich auf J. G. Jacobi's s. Werke 1, S. 103 ff. verweise. Um dieselbe Zeit gieng Leuchsenring (geb. 1746 zu Langenkandel im Elsaß; vgl. über ihn außer den in den Briefen an Merck 1835. S. 33, Note angeführten Büchern noch Varnhagens vermischte Schriften 2. A. 1, S. 494 ff.), dessen Goethe in Dichtung und Wahrheit (Werke 26, S. 180 f.) gedenkt, und der ihm das Urbild zu seinem „Pater Brey" in dem nach dieser Figur benannten Fastnachtsspiel lieferte (vgl. Briefe an Merk 1838. S. 286), sogar damit um, einen geheimen Orden der Empfindsamkeit zu stiften; vgl. Fr. H. Jacobi's auserlesenen Briefwechsel 1, S. 401. — r) Julie ou la nouvelle Héloïse erschien 1759. „Man riß sich dieses Werk," wie Mendelssohn im 166. Litt. Br. schreibt, „in Deutschland aus den Händen;" bereits 1761 kam davon zu Leipzig eine deutsche, aber sehr schlechte Uebersetzung heraus, der bald andere folgten. Ueber die Einflüsse dieses Romans auf die deutsche Bildung und Litteratur vgl. Schlosser 2, S. 509 ff.

nichts weiter als die sehr realistische und leichtfertige Weisheitslehre der Franzosen des achtzehnten Jahrhunderts. Der vornehmste Verkündiger dieser Philosophie, die in ihrem dichterischen Kleide die Philosophie der Grazien hieß, und der Hauptvertreter der allem Idealismus und aller Schwärmerei abgewandten Richtung in der Poesie war Wieland,[s]) während Klopstock noch immer das verehrte Vorbild und der Führer der idealistischen und sentimentalen Dichter blieb, denen es ein Ernst mit der Poesie war. Wielanden standen durch innere Verwandtschaft im Allgemeinen am nächsten die jungen Dichter, welche sich gegen Ende der Sechziger allmählig um Gleim in Halberstadt versammelten. Doch blieb diesem Kreise, in wel-

s) Am besten lernt man seine Philosophie der Grazien aus „Musarion" und aus „den Grazien" kennen. In der Zuschrift an Chr. F. Weiße aus dem J. 1769, die der zweiten Ausg. der „Musarion oder der Philosophie der Grazien" vorgedruckt war, bekennt sich Wieland ausdrücklich in allen Stücken zu der Philosophie der Heldin in dem Gedicht; sie sei diejenige, nach der er lebe; Musarions Denkart, ihre Grundsätze, ihr Geschmack, ihre Laune seien die seinigen. Die neue Bibl. d. schön Wiss. (9, S. 139) gab aber auch schon 1769 in einer Beurtheilung der Musarion, die Gruber (in Wielands s. Werken 15, S. 304 und S. 325 ff.) allen andern Kritiken aus jener Zeit voranstellt, deutlich genug zu verstehen, was von dieser Philosophie zu halten wäre. Wieland, bemerkt sie, habe sich seit einiger Zeit in allen seinen Werken zur Absicht gemacht, uns unsere eigene Tugend verdächtig zu machen, uns der angenehmen Ueberredung zu berauben, daß wir Neigungen fähig wären, die weder aus Instinct noch Eigennutz herstammten; mit einem Worte, uns zu zeigen, daß wir immer aus Vernunft und Tugend zu handeln uns einbilden und immer aus Leidenschaft und körperlichem Triebe wirklich handeln. (Wieland gönnte übrigens die Musarion seinen Zeitgenossen nicht; die Deutschen, schrieb er 1768 an Riedel, schienen noch nicht zu fühlen, was attisches Salz, sokratische Ironie und echte Grazie sei (!!); vgl. s. Werke 15, S. 309. Wenn Goethe, als er Musarion kennen lernte, „das Antike lebendig und neu wieder zu sehen glaubte" [Werke 25, S. 90], so dürfen wir bei dieser Aeußerung nicht vergessen, wie wenig damals erst der Sinn für eine unbefangene und gründliche Auffassung des griechischen Alterthums gebildet war, und daß Goethe so urtheilte, bevor er den Einfluß

chem am meisten mit der Poesie bloß gespielt wurde, auch der Ton der sterneschen Sentimentalität nicht fremb, [t]) ja das Empfindsamkeitswesen artete grade hier, in seiner Verbindung mit der Grazienphilosophie, zu dem äußersten Grade einer unmännlichen Gefühlscoquetterie aus. [u]) — Daß endlich unsere Dichtung in diesem Zeitabschnitt selbst unter Klopstocks und Wielands Händen noch immer an Zwecke gebunden blieb, die mit ihrem Wesen und ihrer Bestimmung eigentlich nichts zu schaffen

---

Herders erfahren hatte). — Musarion gehört zu Wielands besten Gedichten, und unter denen, die er bis zum J. 1773 verfaßt hat, ist es wohl das vorzüglichste. Dagegen treten „die Grazien" an poetischem Werthe außerordentlich hinter viele andere zurück: sie gehören zu dem Allermanieriertesten und Geziert-Läppischsten, was Wieland producirt hat. Aber eben darum sind sie vorzüglich geeignet, dem Leser eine Vorstellung davon zu verschaffen, wie weit diese Philosophie und Poesie der Grazien von aller Natur, Einfalt und Wahrheit in Empfindungen und Gesinnungen abführen konnte. — t) Vgl. das von J. G. Jacobi Angeführte in Anm. q. Auch fiengen in Gleims Kreise seit 1764 an Petrarca (wohl in Folge von Meinhards S. 1351, Anm. s. angeführtem Buche) und die Minnesänger an zu wirken und die Lyrik aus dem anakreontischen Ton in einen sentimentalern überzuführen. 1769 nämlich erschienen zu Berlin Gleims „Petrarchische Gedichte" (über die Lessing in der Nachschrift zum 332. Litt. Br. und Körte in Gleims Leben S. 122 f. zu vergleichen sind) und 1773 dessen „Gedichte nach den Minnesingern." Als J. G. Jacobi die Uebersetzung zweier Stücke Petrarca's in Klotzens d. Bibl. d. schön. Wiss. hatte abdrucken lassen, wurden sie wahrscheinlich die allernächste Veranlassung zu Kl. Schmidts „Phantasien nach Petrarca's Manier" (Halberst. und Lemgo 1772 8.) und zu seinen gleichfalls petrarchisierenden „Elegien an Minna" (daselbst 1773. 8.). Vgl. Kl. Schmidts Leben vor der Ausg. seiner auserlesenen Werke S. 22 f. — u) Vgl. S. 944 f. Anm. 10. Zu der dort angeführten Stelle aus einem Briefe Herders halte man eine andre, einige Jahre früher geschriebene in den krit. Wäldern 1, S. 48 f., die sich ebenfalls auf die Halberstädter bezieht. J. G. Jacobi, der es in dem Spielen mit Liebesgöttern und Grazien vielleicht am weitesten gebracht hat, suchte diese Tändelei selbst noch in seinen spätern Jahren einigermaßen zu rechtfertigen, bekannte jedoch, daß er in diesem Tone zu lange gedichtet habe; vgl. die Vorrede zu seinen sämmtl. Werken, S. XI ff.

haben, [v]) und daß auch den epischen und dramatischen Werken dieser Männer noch vieles abgieng, um in Lessings Sinne für reine und vollkommene Darstellungen von Handlungen gelten zu können, wird schon nach einer bloß oberflächlichen Bekanntschaft mit denselben jeder zugeben müssen, der den Laokoon studiert und wirklich verstanden hat. [w])

---

v) Außer religiösen und moralischen Zwecken, die Klopstock gleich von Anfang an bei seinen Dichtungen hauptsächlich im Auge hatte (vgl. Anm. 16 auf S. 1244 f.), verfolgte er noch besonders den, Liebe zum deutschen Vaterlande zu wecken, zuerst als Lyriker, dann auch als Dramatiker. So löblich und preiswürdig diese Zwecke an und für sich waren, in seiner Poesie traten sie zu deutlich heraus: sie war und blieb damit eine Tendenzpoesie. Noch viel mehr war dieß, bei allem sonstigen Gegensatze gegen die klopstockische, im Allgemeinen die Poesie Wielands. Er verband mit allen seinen erzählenden Werken — und zur erzählenden Gattung gehörten alle bedeutendern, die er in diesem Zeitabschnitt schrieb, — mochte er sie in Versen oder in Prosa abfassen, immer mehr, oder minder deutlich ausgesprochene didactische Absichten. Er wollte, wie schon oben angedeutet wurde, durch die Einkleidung seiner Philosophie in ein nur verschieden zugeschnittenes und gefaltetes, aber im Grunde immer aus demselben Zeuge gefertigtes Gewand, vor allen Dingen dem, was ihm für Natur und die rechte Lebensweisheit galt, zum Siege über alle Art von Aberglauben, Schwärmerei und Idealismus verhelfen. Bald wählte er dazu den Ton des handgreiflichen Spottes und der Persiflage oder den eines feinern Scherzes und einer versteckteren Ironie und Satire, bald entwickelte er ganze Systeme der Sittenlehre und zeigte ihren Widerstreit oder ihre Uebereinstimmung mit der Natur und der Erfahrung, wie dieß namentlich in seinem philosophischen Roman „Agathon" geschah. Im „goldnen Spiegel" stellte er sich dann auch, vornehmlich wohl in Folge der Einwirkung rousseau'scher Ideen auf ihn, die Aufgabe, die rechte politische Weisheit zu lehren und darzuthun, wodurch das Glück der Völker und Staaten begründet werden könne, und was alles Elend über sie herbeiführe. — w) Klopstock hatte sich dem Einflusse von Lessings Laokoon nicht verschlossen; in der Gelehrtenrepublik stellte er an die Spitze des Abschnitts „Zur Poetik" (s. Werke 12, S. 309 ff.) den Hauptsatz: „Ein Gedicht ohne Handlung und Leidenschaft ist Lied ohne Seele," den er im Folgenden weiter ausgeführt hat (vgl. auch Gervinus 5, S. 28 f. die Note). Aber dieser gewonnenen Einsicht in die Theorie der poetischen Kunst entsprach keineswegs seine Praxis. Kein

§. 296.

Indessen so sehr auch noch während der Jahre 1759—1772 die dichterische Production im Allgemeinen hinter den Leistungen der aesthetischen Kritik zurückblieb, so fehlte es doch keineswegs an bedeutsamen Zeichen, daß sich der poetische Geist bei uns immer lebendiger regte und fast mit jedem Jahre zu größerer Kraftfülle entwickelte, sei es daß er sich in neue Bahnen warf, sei es daß er in den schon früher eingeschlagenen Richtungen weitere Aussichten nahm und sich höhere Ziele setzte. Zunächst und hauptsächlich kommt hierbei natürlich die Wirksamkeit derjenigen Männer in Betracht, die als die Hauptvertreter unserer Dichtung während dieses Zeitabschnitts anzusehen sind. Lessing, um nochmals daran zu erinnern, übertraf mit seiner Minna und seiner Emilia Galotti unendlich weit alles, was von andern Dichtern und von ihm selbst früher für die Bühne geschrieben war, und legte mit diesen Stücken den ersten festen Grund zu einem wirklichen Nationaldrama. Klopstock freilich hatte seine beste Zeit schon hinter sich: als Epiker war er offenbar mehr rück- als vorwärts gegangen, in seinen lyrischen Sachen begannen die Innigkeit und Wärme

Theil des Messias ist leerer an Handlung als gerade der letzte, und wie fern ab von dem wahren dramatischen Leben, von der unaufhaltsam fortschreitenden Darstellung der in Handlung gesetzten Leidenschaften stehen auch diejenigen Schauspiele, die Klopstock auf „den Tod Adams“ folgen ließ! — Ungleich reicher an Handlung und an innerer Belebtheit sind Wielands Werke, vorzüglich die versificierten. Allein auch er hat seiner Neigung zu gelehrten Anspielungen, zu allerlei Excursen, zum Raisonnement und Geplauder mit seinen Lesern, zur poetischen Mahlerei rc. zu oft den Zügel schießen lassen und zu wenig Acht darauf gehabt, ob ihn nicht „Lessing beim Ohre zupfe“ (vgl. Idris und Zenide Ges. 4, Str. 13), als daß er in irgend einem seiner erzählenden Gedichte, auch abgesehen von den didactischen Zwecken derselben, den reinen und echten Erzählungston vom Anfang bis zum Ende hätte durchführen können. —

der Empfindung und die Unmittelbarkeit des Ausdrucks unter dem Streben nach Künstelei in Sprache und Versarten zu leiden, und seine Versuche im Drama fielen ganz unglücklich aus. Allein das Beste, das er in jüngern Jahren geschaffen, wirkte fort: es hatte in Andern gezündet und weckte fortwährend in der deutschen Jugend das dichterische Feuer; die ernste Lyrik blühte vornehmlich in seiner Schule, und lieferte diese auch gerade keine Meisterstücke, so gewann unsere lyrische Poesie durch sie doch gegen die vorhergegangene Zeit im Ganzen an Ideenfülle, an Schwung und an Formreichthum. Auch hatte v. Gerstenberg, der unstreitig unter allen Dichtern, die sich an Klopstock anschlossen, [1]) das schönste Talent besaß, [2]) in seinem „Ugolino" — der ersten deutschen Tragödie, die unter dem unmittelbaren Einfluß Shakspeare's entstand — ein Werk hervorgebracht, das, soviel daran noch auszusetzen blieb, [3])

1) Als Gerstenberg seine „Tändeleien" dichtete, durch die er sich zuerst einen Namen machte, folgte er noch der von Gleim und seinen anakreontisierenden Freunden angegebenen poetischen Richtung; Gleim regte ihn auch zur Abfassung seiner „Kriegslieder eines dänischen Grenadiers" an; mit Klopstock kam er erst etwas später in Verbindung. Vgl. S. 1345, Anm. h. — 2) Seine „Ariadne auf Naxos" ist, wenn nicht überhaupt die beste Cantate, die wir besitzen, doch gewiß eine der schönsten und zierlichsten, und sein „Gedicht eines Skalden" unter allem, was die Skalden- und Bardenpoesie bei uns hervorgebracht hat, unstreitig das vorzüglichste Stück. — 3) Klopstock, der Gerstenberg zur Abfassung dieser Tragödie aufgemuntert hatte, fand dieselbe „trefflich und nicht zu schrecklich" (Brief an Gleim bei Back und Spindler 6, S. 233). Lessing dagegen ließ zwar (in einem Briefe an Gerstenberg, s. Schriften 12, S. 190 ff.) dem Talente des Verfassers volle Gerechtigkeit widerfahren und hielt den Ugolino für „ein Werk von sehr großen, außerordentlichen Schönheiten;" allein er gab zugleich deutlich genug zu verstehen, daß der Dichter einen Gegenstand dieser Art in die dramatische Form, gegen die er sich geradezu sträube, gar nicht hätte zwingen sollen, und er verhehlte es ihm nicht, daß er bei keiner Tragödie das Gefühl gehabt habe, das der Ugolino in ihm erweckt hätte. „Mein Mitleid," schrieb er, „ist mir zur Last geworden; oder vielmehr, mein

wenigstens bewies, daß unsere tragische Poesie schon mehrere Jahre vor dem Erscheinen der Emilia Galotti Ernst machte, sich von dem Zwange der französischen Dramaturgie zu befreien und in ein näheres Verhältniß zu der ältern englischen Bühne zu treten. Wieland, dessen poetische Richtung seit dem Beginn der Sechziger im Allgemeinen schon oben bezeichnet wurde, hätte durch das gemein Realistische, ja Unsittliche, das darin lag, unter andern Umständen vielleicht nur schädlich, wie auf Gesinnung und Leben, so auf den Geschmack seiner Zeit und auf den Geist der dichterischen Production eingewirkt, und das um so eher, je überlegener an Talent er den allermeisten gleichzeitigen Dichtern war, je besser er sich insbesondere darauf verstand, durch Witz, Laune und Weltton seine Erfindungen zu würzen, zu heben und auch das Anstößigste darin noch mit einem gewissen Anstande vorzutragen, und je zahlreichere Leser er sich durch dieses Alles in den höhern Ständen und in den gebildetern Mittelclassen gewann. War jedoch damals im Leben der religiöse und sittliche Ernst, der noch immer in den Deutschen wohnte, ein starker Widerhalt gegen das Umsichgreifen einer frivol-realistischen Sinnesweise, so fand auch in der Litteratur der Geist, der in Wielands Schriften herrschte, in dem Geist der klopstockischen Schule, in Lessings sowohl künstlerischer wie kritischer Thätigkeit und in Herders Schriften so mächtige Gegengewichte, daß sein Einfluß auf die Poesie für die Gegen-

---

Mitleid hörte auf, Mitleid zu sein, und ward zu einer gänzlich schmerzhaften Empfindung." Was Dante seinen Lesern zugemuthet, dürfe der dramatische Dichter nicht dem Zuschauer zumuthen: der Unterschied der Gattungen mache hier alles. Vgl. dazu die Anzeige in der allgem. d. Bibl. 11, 1, S. 8 ff. von Herder, der dem Dichter, den er übrigens sehr hoch stellte, vieles in seinem Werke als Fehler vorrückte und ihm insbesondere vorwarf, das Abscheuliche und Empörende abscheulich und empörend dargestellt zu haben. —

wart und für die Folge in verschiedenen Beziehungen weit mehr nützte als schadete. Wieland war es vor allen andern deutschen Dichtern des vorigen Jahrhunderts, der der Sinnlichkeit in poetischen Darstellungen wieder zu ihren Rechten verhalf, mochte er ihr in seinen eigenen Werken auch oft zu große und zu bedenkliche einräumen. [4]) Er rief, weil er überhaupt im Dichten sich an die Wirklichkeit hielt und entweder nur Menschen und Begebenheiten aus dieser Welt darstellte, oder, wo er bloße Geschöpfe der Einbildungskraft einführte, diese ganz vermenschlichte, die Poesie aus den überirdischen Räumen, zu welchen sich die seraphischen Dichter verstiegen hatten, zur Erde

4) Am wenigsten kann es an Wieland gebilligt oder nur entschuldigt werden, daß er sich vornehmlich darin gefiel, durch schlüpfrige, das Nackte meist nur andeutende Bilder die Phantasie seiner Leser so anzuregen, daß ihr die weitere Ausmahlung der verfänglichen Gegenstände und Scenen bis zum Grobsinnlichen nicht schwer fallen konnte. Von derartigen Schilderungen sind nur wenige seiner erzählenden Dichtungen ganz frei, am häufigsten finden sie sich aber gerade in denen, die in den Sechzigern und zu Anfang der Siebziger abgefaßt sind, von der „Nadine" an bis zum „neuen Amadis" und „Combabus." An den „komischen Erzählungen", die mit der „Geschichte vom Prinzen Biribinker" im Don Silvio, dem „Idris" und „dem neuen Amadis" darin am weitesten gehen, rügte gleich bei ihrem Erscheinen die neue Bibl. d. schön. Wiss. (1, S. 300) noch eine andere schlimme Eigenschaft. Sie schienen, hieß es hier, darum noch viel unmoralischer als die rostischen Erzählungen (vgl. S. 1214, Anm u), weil diese nur schlüpfrig wären und nichts enthielten, was nicht wenigstens in statu naturali ohne Verbrechen geschehen könnte; wogegen in den wielandschen mit Ehen und Pflichten Spott getrieben würde. Wieland wollte ihre Vertheidigung zwar nicht selbst führen, meinte jedoch, daß dieß nicht unmöglich wäre, und wünschte daher, ein Anderer möchte das Wort für ihn nehmen. Derselbe müßte dann zeigen, daß die komischen Erzählungen als wahre und satirische Gemählde der herrschenden Sitten der großen Welt — oder gewisser Charactere, welche competente Objecte für die komische und satirische Muse seien, in Situationen, wodurch die Charactere am besten entwickelt würden —, zu betrachten und aus diesem Gesichtspuncte wirklich moralisch wären (!!). Vgl. den Brief an Geßner in Wielands Leben von Gruber 2, S. 409. —

zurück. Er trug nächst Lessing am meisten dazu bei, daß die deutsche Dichtung in ein näheres Verhältniß zum Leben trat. Er verscheuchte, so wenig er auch seine didactischen Zwecke jemals aus dem Auge verlor, mehr als irgend ein Anderer aus ihr den empfindsam-ascetischen und den trocken-moralisierenden Ton durch den Geist der Munterkeit und der Lebenslust und verstand es zuerst, für sie ein lebendigeres Interesse bei den vornehmen Ständen zu erwecken. [5]) Er belebte und bildete endlich in nicht geringem Grade durch seine sprachliche und metrische Gewandtheit den Sinn seiner dichtenden Zeitgenossen und Nachfolger für Zierlichkeit und Anmuth der Darstellung, sicherte durch seine Vorliebe für den Reim, den er mit einer Leichtigkeit behandelte, wie kein anderer moderner deutscher Dichter vor ihm, dessen Fortdauer und Weiterbildung in unserer Poesie [6]) und führte die erzählende Dichtung zuerst zu Stoffen und Formen hin, die dem Geist der neuern Zeit und dem Character unserer Sprache wenigstens angemessener waren als diejenigen, für welche Klopstock sich entschieden hatte. — Als ein nicht unerheblicher Fortschritt unserer schönen Litteratur darf ferner die nach verschiedenen Seiten hin zunehmende Ausbildung der großen poetischen Gattungen betrachtet werden. Zwar wurde noch um 1770 darüber geklagt, daß die meisten unter den jungen Dichtern sich nur durch Kleinigkeiten bekannt zu machen suchten, und daß nur selten einer gefunden würde, der sich an ein großes Werk wagte. [7]) Indessen war es schon viel werth, daß man sich dieser Schwäche in dem poetischen Treiben der Zeit immer deutlicher bewußt wurde; und dann fehlte es auch nicht an Anzeichen, daß man, wie die schon zuvor sorgfältiger gepflegten großen Dichtarten

5) Vgl. S. 1031—1036. — 6) Vgl. S. 1134 f. — 7) Vgl. die Briefe „über den Werth einiger deutschen Dichter" rc. 2, S. 224 ff. —

entweder selbständiger ausgebildet und innerlich vervollkommnet oder in andere, der bildenden Phantasie einen freiern Spielraum gewährende Richtungen gelenkt wurden, nun auch eine von den namhaftern Dichtern so lange fast ganz vernachlässigte Darstellungsform von weiterm Umfange emporzubringen und ihr eine höhere Geltung in der Litteratur zu verschaffen suchte. Denn neben dem Drama und dem epischen Gedicht trat der Roman immer mehr in die Reihe der einer höhern Entwickelung zustrebenden poetischen Gattungen. Auf dem Wege eigner Erfindung geschah dafür am meisten durch Wieland, dessen Agathon der Zeit nach an der Spitze unserer bedeutendern und werthvollern Romane aus dem vorigen Jahrhundert steht; viel trugen dazu aber auch schon jetzt und noch mehr für die Folgezeit die Romane bei, die von England eingeführt wurden. [8]) — Daß endlich unsere Dichtung auch anderweitig als im geistlichen Liede Anstalt machte, aus ihrem rein gelehrten Character herauszutreten und einen mehr volksmäßigen Ton anzustimmen, kündigte sich wenigstens jetzt schon an, und am ersten und bestimmtesten darin, daß sich hier und da in den

8) Außer den Romanen von Richardson und Sterne fanden die von Fielding, Smollet und Goldsmith zum Theil schon früher, besonders aber seit dem Ende der Sechziger in Uebersetzungen allgemeinen Eingang in die deutsche Lesewelt. Fieldings „Abenteuer Jos. Andrews" waren wahrscheinlich schon 1746 in einer deutschen Uebersetzung vorhanden (vgl. S. 1126, Anm. 20); von seiner „Amalia" erschien eine 1750 ff. zu Hannover, die 1763 schon zum drittenmal aufgelegt wurde. Smollets „Peregrine Pickel", den man auch schon um die Mitte der Funfziger deutsch hatte, wurde 1769 aufs neue übersetzt (vgl. d. allgem. d. Bibl. 11, 1, S. 336 f.); sein „Roderich Random" kam deutsch 1755 zu Hamburg heraus, und die „Reisen Humphry Klinkers" von demselben Verf. übertrug J. J. Ch. Bode 1772. Von Goldsmiths Dorfprediger von Wakefield wurde die erste Uebersetzung 1767 zu Leipzig gedruckt, eine zweite 1772, der vier Jahre später die von J. J. Ch. Bode folgte. Vgl. hierzu auch Gervinus 5, S. 173, Note 42. —

Dichtern — wie namentlich in Gleim — das Verlangen regte, nicht mehr bloß für die höhern und gebildetern Stände, sondern auch für das eigentliche Volk, und insbesondere für den Landmann, weltliche Lieder zu dichten. [9]) —

§. 297.

Die Bewegung, welche in unsere schöne Litteratur vom J. 1721 an gekommen war, zeigte sich auch allmählig immer deutlicher und allgemeiner auf dem Gebiete derjenigen theoretischen und practischen Wissenschaften, die in keinem so unmittelbaren Bezuge zu der poetischen Production stehen, wie die Dichtungslehre und die aesthetische Kritik. Von ihnen können hier aber bloß, und zwar auch nur nach ihrem allgemeinsten Verhalt in der Zeit, die in Betracht kommen, die tiefer in das gesammte deutsche Geistesleben während dieser Periode eingegriffen und darum in entschiednerer Weise auf den Bildungsgang unserer eigentlichen Nationallitteratur eingewirkt, oder auch selbst Erzeugnisse geliefert haben, die wenigstens zum Theil dieser letztern noch zugerechnet werden dürfen: die Philosophie und die Theologie, die Geschichte und die politischen Wissenschaften, die Erziehungslehre und die Philologie. [a]) Auch in diesen

9) Von Gleim erschienen 1772 zu Halberstadt „Lieder für das Volk" (d. h. das Landvolk). Obgleich sie wenig oder gar keine Poesie, sondern nur schlichte, hausbackene Gedanken, die in Reime gebracht sind, enthalten, machten sie Lessingen doch „eine wahre und große Freude," weil der Dichter, wie er an ihn schrieb, anstatt das Volk bloß und allein für den schwachdenkendsten Theil des Geschlechts zu nehmen und sich zu ihm herabzulassen, sich vielmehr unter dasselbe gemischt habe, nicht, um es durch gewinnstlose Betrachtungen von seiner Arbeit abzuziehen, sondern es zu seiner Arbeit zu ermuntern und seine Arbeit zur Quelle ihm angemessener Begriffe und zugleich zur Quelle seines Vergnügens zu machen (vgl. Lessings Brief an Gleim in d. s. Schriften 12, S. 351 ff. und dazu Gervinus 4, S. 250).

a) Vgl. zu diesem §. überhaupt J. Hillebrand, die deutsche Natio-

verschiedenen Fächern ist bis in den Beginn der Siebziger noch überall der Einfluß sehr sichtbar, den das Ausland, besonders England und Frankreich, auf die deutsche Bildung ausübte. Zuvörderst trug der Vorgang der Franzosen und Engländer sehr viel dazu bei, daß die deutschen Gelehrten sich nun schon weit seltner als in frühern Zeiten der lateinischen Sprache in rein wissenschaftlichen Werken bedienten, und daß es, wenn sie über wissenschaftliche Gegenstände deutsch schrieben, unter ihnen immer gewöhnlicher ward, die gehörige Sorgfalt auf eine gebildete und gewählte Sprache zu verwenden, sich einer geschmackvollen und zugleich populären Vortragsweise zu befleißigen. Sodann aber giengen auch die ersten und unmittelbarsten Anregungen zu den innern Reformen oder Aenderungen, welche die genannten Wissenschaften jede für sich erfuhren, hauptsächlich von jenen beiden Ländern aus.[b]) — 1. In der Philosophie blieb bis um die Mitte des achtzehnten Jahrh. das aus Leibnitzens speculativer Lehre hervorgegangene rein verständige System Chr. Wolffs das vorherrschende. Wolffs Hauptverdienst bestand außer dem, das er sich durch seine deutsch geschriebenen Werke um die Ausbildung unserer Sprache zum wissenschaftlichen Gebrauch erwarb, noch besonders darin, daß er der theologischen Orthodoxie und dem in sich erstarrenden Pietismus gegenüber die Freiheit des Denkens förderte und für dasselbe, durch Anwendung der mathematisch demonstrativen Lehrart auf philosophische Materien, eine zwar nüch-

---

nallitteratur seit dem Anfange des 18. Jahrh., besonders seit Lessing, bis auf die Gegenwart. 1. A. Hamburg und Gotha 1845 f. 3 Thle. 8. 1, S. 74—95 und S. 247 ff. — b) Hierüber kann ich nur im Allgemeinen verweisen auf die sehr lehrreichen und vortrefflich ausgeführten Abschnitte in Schlossers Gesch. d. 18. Jahrh. Bd. 1, Abschn. 2, Kap. 1 und 2; Bd. 2, Abschn. 2, Kap. 1 und 2; Bd. 4, Abschn. 2, Kap. 2 und 3. —

terne, aber streng methodische Form schuf. Sein System wurde die eigentliche Schulphilosophie, die, auf Universitäten gelehrt und von da aus sich in weitern Kreisen verbreitend, das höhere geistige Leben bei uns in allen seinen Richtungen durchdrang und namentlich die Formen der gesammten wissenschaftlichen Litteratur vielfach bestimmte. Zwar machten sich schon ziemlich früh einzelne einflußreiche Universitätslehrer unabhängig von Wolffs Lehre, [c]) oder traten gar als ausgesprochene Widersacher gegen dieselbe auf; [d]) indessen wurde ihre Geltung dadurch im Allgemeinen wenig beeinträchtigt. Auch als die Deutschen, besonders seit den vierziger Jahren, mit Locke's Erfahrungsphilosophie und mit andern aus ihr unmittelbar oder mittelbar herstammenden Systemen der Engländer und der Franzosen allmählig bekannter wurden, [e]) behauptete sie auf den Universitäten noch immer ihr Ansehen. Allein anderwärts, vornehmlich unter den Männern, welche wie Spalding, Sulzer, Mendelssohn, Garve u. A. eine höhere und freiere Geistesbildung erstrebten und sich, an der Neugestaltung der vaterländischen Litte-

c) Wie namentlich Joach. Georg Daries, geb. 1714 zu Güstrow, lehrte schon in den Dreißigern zu Jena (von 1744 an als Professor) und seit 1763 zu Frankfurt a. d. O., wo er 1791 starb. — d) Am entschiedensten Chr. Aug. Crusius, geb. 1715 zu Leune bei Merseburg, seit 1744 außerordentlicher Prof. der Philosophie in Leipzig, später ordentl. Prof. der Theologie daselbst und gest. 1775. — e) Schon Thomasius studierte Locke's Schriften und schrieb in dessen Sinn (Schlosser 1, S. 609); Locke's Buch über die Erziehung der Kinder wurde in den Zwanzigern selbst den Frauen zum Lesen empfohlen (vgl. S. 1226, Anm. 20); sein „vortreffliches Buch von dem menschlichen Verstande“ benutzte Bodmer (in einer französ. Uebersetzung) für seine „Betrachtungen über die poet. Gemählde“ (S. 32 f; vgl. auch S. 368; 437 und Breitinger in der krit. Dichtk. 2, S. 292 f; 308). Eine gedrängte Uebersicht über die Geschichte der englischen und französischen Philosophie von Locke bis auf die Zeit, wo sie einen bedeutenden Einfluß auf die deutsche Bildung und Litteratur zu äußern anfieng, hat in lichtvoller Darstellung Gruber in Wielands Leben 2, S. 548—568 gegeben. —

ratur lebhaft betheiligend, die Philosophie aus der Schule ins Leben einzuführen suchten, wich nach und nach der wolffische Formalismus einer mehr eklektischen Philosophie, die ihrer Haupttendenz nach auf eine Ergänzung und Vervollständigung des wolffischen Systems durch das locke'sche ausgieng, die Metaphysik mehr zurückschob und sich dafür, gestützt auf Beobachtung und Erfahrung, lieber mit anthropologischen und psychologischen Forschungen, mit der allgemeinen Sittenlehre, mit der Theorie der Kunst, mit der Naturlehre, mit Erörterung und Betrachtung geschichtlicher Verhältnisse und mit Untersuchungen über Gegenstände beschäftigte, die in das religiöse Gebiet einschlugen oder mit dem öffentlichen Leben und den Zuständen der Gesellschaft zusammenhiengen.[f]) Hieraus erwuchs der deutschen Bildung und Litteratur allerdings vieles Gute, zugleich aber gieng aus der Popularisierung der eklektischen Philosophie auch jene Art von philosophischem Rationalismus hervor, der, jeder tiefern wissenschaftlichen Begründung sich überhebend und in allem Denken allein dem sogenannten gesunden Menschenverstande vertrauend, über alles im Leben, in der Dichtung, in der Kunst und in der Wissenschaft keck und dünkelhaft absprach. Diese seichte Popularphilosophie hatte bereits um das J. 1770 einen großen Spielraum gewonnen, ihr Hauptorgan in der allgemeinen deutschen Bibliothek gefunden und tief in alle Richtungen der Litteratur eingegriffen, während zu derselben Zeit auch Wielands Grazienphilosophie schon viele Anhänger zählte, und Rousseau mit seinem auf Weltverbesserung abzweckenden Naturevangelium an allen Zweigen unserer dem Practischen zugewandten, sich mit dem Leben unmittelbar berührenden Wissenschaft rüttelte. Als einen der

---

f) Vgl. Goethe, Werke 25, S. 93 ff. und Gervinus 5, S. 407. —

gründlichsten und scharfsinnigsten Denker zeigte sich in diesem Zeitabschnitt Joh. Heinr. Lambert: g) in seinen philosophischen Schriften h) ist gleichsam die Brücke geschlagen von der durch Locke's System modificierten und vervollständigten wolffischen Lehre zu Kants kritischer Philosophie. Kant selbst lehrte zwar schon seit 1755 an der Königsberger Universität und hatte auch bereits vieles seit dem Ende der Vierziger bis in die Siebziger herein geschrieben; i) seine Wirksamkeit auf die Zeitgenossen erstreckte sich jedoch vor dem Erscheinen seines ersten Hauptwerks im Anfang der Achtziger nicht weit über den Kreis seiner Zuhörer und nächsten Freunde und ward im eigentlichen Deutschland noch wenig verspürt. — 2. In der protestantischen Theologie, die auf den meisten höhern Bildungsanstalten nach dem Be-

---

g) Geb. 1728 zu Mühlhausen im Sundgau, sollte nach dem Willen seines Vaters, der ein armer Schneider war, dessen Handwerk lernen, verschaffte sich aber durch Selbststudium, besonders mathematischer Bücher, und durch die Unterstützung Anderer eine solche Bildung, daß er 1748 Hofmeister in einem adligen Hause werden konnte. Er setzte nun seine Studien mit dem größten Eifer und besten Erfolge fort, begleitete 1756 seine Zöglinge nach Göttingen und später auf Reisen durch Holland und Frankreich, wurde Mitglied verschiedener gelehrten Gesellschaften und kam nach manchem Wechsel seines Aufenthalts 1764 nach Berlin, wo er zuerst zum Mitgliede der Akademie und nachher zum Oberbaurath ernannt wurde. Er starb 1777. — h) „Kosmologische Briefe," Augsburg 1761, und vorzüglich „Neues Organon, oder Gedanken über die Erforschung und Bezeichnung des Wahren und dessen Unterscheidung vom Irrthum und Schein." Leipzig 1764. 2 Bde. 8. — i) Zuerst „Gedanken von der wahren Schätzung der lebendigen Kräfte und Beurtheilung der Beweise, deren sich der Hr. v. Leibnitz und andere Mechaniker in dieser Streitsache bedient haben ꝛc." Königsberg 1746 (eigentlich 1749). 8. und „Allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels ꝛc." Königsberg 1755. 8. Unter den spätern gehören zu den bemerkenswerthesten der „Erweis der falschen Spitzfindigkeit der vier syllogistischen Figuren" (1762); „Der einzig mögliche Beweisgrund zu einer Demonstration des Daseins Gottes" (1763; vgl. Litt. Br. 280 f.) und „Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen" (1766). —

kenntniß der lutherischen Kirche gelehrt wurde, theilten sich zu Anfang dieses Zeitraums die Vertreter der aus dem siebzehnten Jahrh. überkommenen scholastischen Rechtgläubigkeit, die den Buchstaben des angeblich reinen Lutherthums aufrecht zu halten suchten, und die Nachfolger Speners und Francke's, oder die Anhänger der pietistischen Schule, in die Herrschaft. Die Regung eines freiern und hellern Geistes in ihr und das Hervortreten einer lebendigern Wissenschaftlichkeit in der Behandlung theologischer Dinge kündigte sich zuerst in der Lehrweise und in den Schriften Mosheims an. [k]) Es dauerte auch nicht lange, so wurde ein engeres Band zwischen ihr und der Philosophie geknüpft. Zunächst geschah dieß durch Wolffs Schüler, vorzüglich durch Siegm. Jac. Baumgarten, [l]) der vorsichtig und geschickt die demonstrative Methode seines Lehrers auf die Dogmatik anzuwenden verstand; und später versuchte auch Crusius in seiner von Wolffs Lehre abgewandten wissenschaftlichen Richtung eine Vermittelung zwischen der Philosophie und der lutherisch-kirchlichen Rechtgläubigkeit herbeizuführen. Seit den Vierzigern, wo die Schriften der englischen Deisten in Deutschland bekannter zu werden anfiengen und die französischen Freidenker in Berlin einen Mittelpunct ihrer Wirksamkeit fanden, [m]) drang der Geist der eklektisch-rationalistischen Philosophie immer tiefer in die theologischen Wissenschaften ein; er vorzüglich förderte die Bewegung, die auf diesem Gebiet allmählig immer rascher und weiter um sich griff. Fürs erste äußerten sich seine Wirkungen besonders in der veränderten Behandlung der christlichen Sittenlehre; in der Folge, als die

---

k) Vgl. S. 1221 f. Anm. 6. — l) Ein älterer Bruder von Alex. Gottl. Baumgarten, geb. 1706 zu Wolmirstädt, lehrte seit 1732 in Halle, wo er zwei Jahre später ordentl. Prof. der Theologie wurde und 1757 starb. — m) Vgl. Gervinus 4, S. 83 f. —

biblische Kritik eine kräftige Stütze an der erstarkenden classischen und orientalischen Philologie erhielt und die Grundsätze, nach denen die Philologen bei der Erklärung der alten Classiker verfuhren, von J. A. Ernesti, J. D. Michaelis und Joh. Sal. Semler [n]) auf die Exegese der neu- und alttestamentlichen Schriften über tragen wurden, kamen sie auch an den neu aufgestellten Systemen der Dogmatik immer deutlicher zum Vorschein. Wenn bereits in den Vierzigern der von der Kirche angenommene Ursprung der heil. Schrift und die unbedingte Gültigkeit ihres Inhalts in Deutschland nicht ganz unangefochten blieb, [o]) so war dieß mehr eine vereinzelte und vorübergehende Erscheinung als ein Zeichen einer weit verbreiteten Denkweise. Die freisinnigern Theologen, die um die Mitte des achtzehnten Jahrh. und auch noch während der Sechziger in Ansehen standen und einen ins Allgemeine gehenden Einfluß besaßen, [p]) traten noch keineswegs so angriffsweise gegen den Offenbarungsglauben und die Grundlehren des Christenthums auf, wie dieß von den englischen Deisten und den französischen Freigeistern geschehen war und noch geschah: sie bemühten sich nur, mit aller Ehrfurcht vor der Bibel, den Glauben und die christliche Sittenlehre, soviel wie möglich, mit dem vernünftigen Denken

---

n) Der bedeutendste unter S. J. Baumgartens Schülern, dessen Einfluß auf die Gestaltung der deutschen Theologie unberechenbar ist, geb. 1725 zu Saalfeld, 1751 nach Altorf als Prof. der Geschichte und Poesie und 1752 nach Halle als Prof. der Theologie berufen. Hier lehrte er vom Frühjahr 1753 und starb 1791. — o) Angriffe dieser Art geschahen von J. Chr. Edelmann, geb. 1698 zu Weißenfels. Er war eine Zeit lang Hauslehrer, schloß sich an die Herrenhuter, trennte sich aber wieder von ihnen und griff sie aufs heftigste an. Nach einem unstäten Leben fand er endlich in Berlin Duldung und Ruhe und starb 1767. Mit der Polemik der englischen Deisten stand die seinige in keinem innern Zusammenhange. — p) Seit der Mitte der Sechziger gab die allgem. d. Bibliothek auch für die Wirksamkeit der rationalistischen Theologen den einigenden Mittelpunct ab. —

der Pietismus in neuer Stärke hervortrat. Seitdem entbrannte auch erst die Befehdung der theologischen Neuerer durch die alt-orthodoxe Partei zu einem Kampfe auf Leben und Tod; angehoben war sie schon lange zuvor und vornehmlich durch denselben Joh. Melch. Goeze, [u]) der auch in den Siebzigern der Hauptvorkämpfer seiner Partei war. Allein noch eine andere und von einem viel lebendigern christlichen Bewußtsein gehobene Opposition hatte sich bereits in den Sechzigern gegen die Aufklärer und Neuerer in der Theologie zu bilden angefangen: sie gieng hauptsächlich von Hamann und Joh. Casp. Lavater [v]) aus, verstärkte sich allmählig durch den Zuwachs

---

d. Jüngern." 1789 gehörte dazu), zogen ihm 1789 einjährige Festungshaft in Magdeburg zu. Er starb auf seinem Weinberge bei Halle 1792. Bahrdt hat, während er gefangen saß, sein Leben beschrieben: „K. Fr. Bahrdts Geschichte seines Lebens, seiner Meinungen und Schicksale rc." Berlin 1790 f. 4 Thle. 8., ein für die Sittengeschichte jener Zeit, so wie für die damaligen Universitätszustände, das theologische und pädagogische Treiben rc. gleich merkwürdiges Buch. Der letzte Band enthält auch in einem Anhange das Verzeichniß von Bahrdts sämmtl. Schriften bis in den Anfang des J. 1790. Vgl. dazu Schlichtegrolls Nekrolog auf d. J. 1792, 1, S. 119—255. — u) Geb. 1717, seit 1755 Pastor in Hamburg, gest. 1786. Goeze schrieb schon 1748, als er noch Prediger in Aschersleben war, gegen Spaldings „Betrachtung über die Bestimmung des Menschen" (vgl. S. 1223, Anm. 15 und Jördens 4, S. 713). — v) Geb. 1741 zu Zürich, fühlte schon als siebenjähriger Knabe den Drang, sich in allen seinen kleinen Angelegenheiten im Gebet an Gott zu wenden, und war „stolz auf diesen Gebrauch und dieses Bedürfniß Gottes." Ohne irgend hervorstechende Anlagen zu zeigen und, wie es schien, ohne alle Gabe zum Reden, Erzählen und Raisonnieren, worin er es späterhin so weit brachte, gieng er als ein blöder, furchtsamer Knabe, der sich am liebsten mit seiner innern Welt beschäftigte und sich am behaglichsten in seinen Phantasien und Empfindungen fühlte, durch die Schulen seiner Vaterstadt. Einen großen Eindruck machte indeß alles, was er von Wieland hörte, als dieser nach Zürich gekommen war, und um dieselbe Zeit erwachte in ihm auch eine starke Neigung zur Lectüre. Er las allerlei, naschte aber nur an den Büchern, weil es ihm an Beharrlichkeit fehlte und er das Nachdenken scheute. Von 1758

neuer geistiger Kräfte und wirkte dann in der Folgezeit höchst bedeutend mit bei der Umgestaltung der theologischen Wissen-

---

an besuchte er das akademische Gymnasium in Zürich und ward Bodmers und Breitingers Schüler: er studierte nun sehr fleißig Philosophie und Theologie, verfaßte auch bereits viele religiöse Poesien, namentlich Lieder. Nachdem er 1762 in den geistlichen Stand aufgenommen worden, trat er mit seinem Freunde Heinr. Fueßli gegen einen der Züricher Landvögte, der die schreiendsten Ungerechtigkeiten verübte, mit einer öffentlichen Anklage auf. Hierdurch machte sich Lavater züerst einen Namen. Unmittelbar darauf reiste er mit Fueßli und einem andern Freunde zu ihrer weitern Ausbildung nach Deutschland, wohin ihn besonders Spalding zog (vgl. S. 929, Anm. h): Sulzer, der die jungen Männer von Winterthur bis Berlin begleitete, verschaffte ihnen überall die Bekanntschaften, die ihnen interessant sein konnten. Während ihres Aufenthalts bei Spalding begann Lavater seine ersten für die Oeffentlichkeit bestimmten schriftstellerischen Arbeiten, die in Beurtheilungen theologischer Schriften und in andern moralisch-religiösen Aufsätzen bestanden. Wie auf der Hinreise nach Pommern, besuchte Lavater auf seinem Heimwege viele Schriftsteller und Gelehrte: er lernte so die allermeisten damals in litterarischem Ruf stehenden Männer Deutschlands kennen. In Zürich, wo sich 1767 und 68 „seine eigentliche Meinung von der Schriftlehre in Ansehung der Kraft des Glaubens, des Gebets und der Gaben des heil. Geistes formte" (vgl. Jördens 3, S. 167—172), setzte er, anfänglich noch ohne Amt, neben Predigen seine schriftstellerischen Arbeiten fort: seit 1767 erschienen zunächst, außer seinen „Schweizerliedern" (von denen an anderer Stelle mehr) und verschiedenen andern Schriften, die „Aussichten in die Ewigkeit, in Briefen an Hrn. J. G. Zimmermann." Zürich 1768 ff. 4 Thle. 8 (mehrmals aufgelegt); die Uebersetzung von Bonnets Palingénésie philosophique rc. (Zürich 1769 f.) mit Anmerkungen von Lavater und einer Vorrede, welche die Aufforderung an M. Mendelssohn enthielt, entweder Bonnets Beweise für das Christenthum zu widerlegen, oder selbst Christ zu werden, was der Anfang zu seinen Streitigkeiten mit den Berlinern war (vgl. S. 933, Anm. o; dazu die allgem. d. Bibl. 13, 2, S. 388 ff. und Jördens 3, S. 346 f.); und das „geheime Tagebuch von einem Beobachter seiner selbst." Leipzig 1771. 73. 2 Thle. 8 (vgl. Jördens 3, S. 197, N. 11). Im J. 1769 war er Diaconus an der Waisenhauskirche in Zürich geworden; um dieselbe Zeit knüpfte sich sein Freundschaftsverhältniß mit J. K. Pfenninger an, der in den religiösen Bewegungen der folgenden Jahrzehnte Lavaters Hauptstreitgenosse wurde. Als Basedow mit seinen pädagogischen Reformplanen hervortrat, wurde Lavater einer der eifrigsten Für-

schaften. — 3. Die Ausbildung der historischen Wissenschaften war zu Ende der Funfziger so wenig vorgeschritten, daß Les-

---

sprecher und Beförderer derselben. Schon früher geneigt, sich den geistigen und sittlichen Character eines Menschen aus dessen Gesichtsbildung zu deuten, befestigte er in sich immer mehr die Ueberzeugung, die Physiognomik müsse sich wissenschaftlich begründen und in ein System bringen lassen. Die kleine Schrift „J. C. Lavater von der Physiognomik," Leipzig 1772. 8 (mit einem Vorbericht von J. G. Zimmermann, der auch den ersten Abdruck im hannöv. Magazin von 1772 besorgt und einige Anmerkungen hinzugefügt hatte) brachte die ersten Sätze, die er aus seinen Beobachtungen und Erfahrungen gezogen hatte. Im J. 1774 wurde er auf seiner Reise durch Deutschland zuerst mit Goethe persönlich bekannt; eine Folge des vertrauten Verhältnisses, das sich zwischen beiden für eine Zeit lang bildete, war Goethe's thätige Mitwirkung bei der Ausarbeitung von Lavaters großem Werke „Physiognomische Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntniß und Menschenliebe," welches in Leipzig und Winterthur 1775—78. 4 Bde. gr. 4. erschien. In diesen Jahren spielten die berüchtigten Wundermänner und Geisterbeschwörer Pater Gaßner und Schröpfer ihre Rollen und erregten auch bei dem wundersüchtigen Lavater das lebhafteste Interesse, wie einige Zeit nachher Mesmer mit seinem Magnetismus. 1778 vertauschte er das Pfarramt an der Waisenhauskirche, in das er drei Jahre zuvor eingerückt war, mit dem Diaconat an der S. Peterskirche zu Zürich, an der er 1786 zum ersten Prediger und Pfarrer ernannt wurde. Von den Gegnern und Feinden, die ihm seine religiöse Richtung, seine Schriften und seine Handlungsweise nach und nach zugezogen hatten, richteten besonders Nicolai und dessen Freunde in den Achtzigern viele und heftige Angriffe gegen ihn. Die Zeit seiner bedeutendsten Wirksamkeit und seines Einflusses auf die Entwickelung des deutschen Geisteslebens war damals eigentlich schon vorüber, so viel er auch noch immer schrieb. An die französische Revolution knüpfte er anfänglich große Hoffnungen, die er aber bald genug getäuscht sah. Als die politische Bewegung auch die Schweiz ergriff, suchte er soviel wie möglich zum Frieden hinzuwirken, scheute aber keine Gefahr, wenn es galt, durch Rede oder Schrift das zu vertreten, was er für das Rechte hielt. Bei der Besitznahme Zürichs durch die Franzosen erhielt er eine Schußwunde, die zu Anfang des J. 1801 seinen Tod herbeiführte. Vgl. J. C. Lavaters Lebensbeschreibung von seinem Tochtermann G. Geßner. Winterthur 1802 f. 3 Thle. 8. und dazu Gervinus 5, S. 276 ff. Von den Schriften, die außer den schon hier aufgeführten von Lavater erschienen sind, werden die bemerkenswerthesten an andern Stellen erwähnt werden. —

fing sich in den Litteraturbriefen zu der Bemerkung veranlaßt fand, um das Feld der Geschichte sehe es in dem ganzen Umfange der deutschen Litteratur noch am schlechtesten aus. w) In keinen unmittelbaren Zusammenhang mit dem Leben gebracht, waren sie während der ersten Hälfte des vorigen Jahrh. nichts weiter als ein Zweig der deutschen Schulgelehrsamkeit, wie sie damals vornehmlich auf den Universitäten betrieben wurde. Die Forschung bestand nur in fleißigem Zusammentragen von Stoff, an dessen kritische Sichtung wenig gedacht wurde; die Geschichtschreibung, geistlos und unbelebt, bewegte sich in pedantisch-schwerfälliger Form; in Werken über vaterländische Geschichten, die vorzugsweise von Juristen abgefaßt wurden, erinnerte alles daran, daß wie bei der Quellenforschung, so auch bei der Verarbeitung des Stoffs, staatsrechtliche Gesichtspuncte und Zwecke vor allen andern geleitet hatten. Was Mascou und von Bünau bereits in den Zwanzigern auf diesem Felde zu leisten angefangen, war noch immer unübertroffen. x) Als die seit 1736 in England erschienenen

w) In der Beurtheilung von G. Ch. Gebauers portugiesischer Geschichte ꝛc. (Leipzig 1759. 4), Litt. Br. 52 f. — x) Angebaut, bemerkte Lessing a. a. O., wäre dieses Feld zwar genug; aber wie? Wir hätten wenige oder gar keine vortrefflichen Geschichtschreiber aufzuweisen, und wohl aus keinem andern Grunde, als weil unsere schönen Geister selten Gelehrte und unsere Gelehrten selten schöne Geister wären. Jenen mangelte es an Stoff und diesen an der Geschicklichkeit, ihrem Stoff eine Gestalt zu geben. Auch er zog Mascou und v. Bünau allen ihren Nachfolgern bis zum J. 1759 vor; er meinte sogar, es sei eine Kleinigkeit, was ihnen zu vollkommenen Geschichtschreibern fehlen würde, wenn sie sich nicht in zu dunkle Zeiten gewagt hätten, weil der wahre Geschichtschreiber sich doch eigentlich nur dann zeigen könnte, wenn er die Geschichte seiner Zeiten und seines Landes beschriebe. — Noch viel später fand Lichtenberg (Verm. Schriften 1, S. 249 ff.), daß es unsern Geschichtschreibern zu sehr an Gelegenheit fehlte, alle Seelenkräfte auszubilden, daß sie nicht Unabhängigkeit des Characters, nicht Freimüthigkeit, nicht Welt- und Menschenkenntniß genug besäßen, und daß sie

Theile der großen „allgemeinen Welthistorie," y) deren Werth auch weit weniger auf kritischer und kunstmäßiger Behandlung als auf großer Fülle des Stoffs beruhte, zehn Jahre später den Deutschen zugänglicher gemacht werden sollten, begnügte man sich zunächst damit, eine ganze Reihe von Bänden bloß zu übersetzen und mit Anmerkungen zu versehen. z) Dadurch konnte wohl die Geschichtskenntniß, aber nicht die Geschichtschreibung bei uns gefördert werden, die auch nicht viel dabei gewann, als um 1770 mehrere deutsche Gelehrte an eine freiere Bearbeitung der noch übrigen Bände jenes großen Werks giengen. α) Indessen machten sich auch in diesem Gebiete die wohlthätigen Folgen des Einflusses der englischen und französischen Litteratur auf die deutsche allmählig bemerklich. Die locke'sche Philosophie und ihre Abzweigungen hatten in England und Frankreich unter anderm auch dazu geführt, geschichtliche Verhältnisse und Bildungen in einer lebendigern, geistvol-

---

endlich auch zu wenig Sorgfalt auf eine gebildete Schreibart verwendeten, um etwas Vorzügliches leisten zu können. Der eigentliche Professor, oder wie man sich vielmehr ausdrücken könnte, der Stubensitzer wäre am wenigsten fähig, ein großer Geschichtschreiber zu werden. — Daß ein Haupthinderniß für eine naturgemäße Entwickelung und Blüthe der Geschichtschreibung nicht bloß damals, sondern auch noch späterhin in der Beschaffenheit unserer staatlichen und bürgerlichen Zustände und namentlich in dem Mangel an aller Oeffentlichkeit im Staatsleben lag, fieng man nicht eher an einzusehen, als bis theils durch wissenschaftliche Anregungen, theils durch nähere Bekanntschaft mit der englischen Staatsverfassung in Deutschland ein höherer Sinn für die Auffassung und Beurtheilung politischer Verhältnisse geweckt worden war. — y) An universal History from the earliest account of time to the present, von mehrern Verff. London 1736 ff. — z) „Allgemeine Welthistorie, die in England durch eine Gesellschaft von Gelehrten ausgeführt worden rc. herausgg. von S. J. Baumgarten, Halle 1746—59. 18 Thle. 4; fortgesetzt (bis zum 30. Thl) unter der Aufsicht J. S. Semlers, 1759—66. — α) Der 31. und die folgenden Theile erschienen in Bearbeitungen von Schloezer, Meusel u. A. 1771—1810. —

lern Weise als zeither aufzufassen und darzustellen: etwas Aehnliches stellte sich in Deutschland ein, als die eklektische Popularphilosophie in Aufnahme kam und unsere Gelehrten zugleich mit dem Geist der Werke Bolingbroke's, Montesquieu's, Voltaire's und anderer Engländer und Franzosen, die entweder über das Studium der Geschichte geschrieben hatten, oder selbst als Historiker aufgetreten waren, sich vertrauter machten. β) Im Lauf der Sechziger fehlte es schon nicht mehr an einzelnen Erscheinungen, die bewiesen, daß sich auch in der deutschen Geschichtschreibung ein neues Leben regte. Einer der ersten, welche das Weitschweifige und Ermüdende der bisher üblich gewesenen Vortragsart empfanden und dafür eine gedrängtere und geweckte einzuführen suchten, war Th. Abbt. γ) Eine kritischere Verfahrungsweise im Benutzen der Quellen, woraus sich mit der Zeit auch eine wissenschaftlichere Form für die Behandlung des Sachlichen und eine geschmackvollere Darstel-

β) Auf die Art, wie von Montesquieu und Voltaire geschichtliche Gegenstände behandelt und insbesondere Charactere von Nationen und Personen dargestellt worden, hatte schon Bodmer zu Anfang der Vierziger aufmerksam gemacht und ihr großes Lob ertheilt (vgl. die Betrachtungen über d. poet. Gemählde ꝛc. S. 410; 445 f; 452 f.). Im J. 1759 äußerte sich Mendelssohn in d. Bibl. d. schön. Wiss. 4, S. 551 f. dahin: nur alsdann, wenn derjenige Theil der Weltweisheit, der sich mit der Betrachtung der Gesetze, der Sitten, Gebräuche und Regierungsformen der Völker beschäftige, mehr cultiviert sein würde (durch dessen Bearbeitung ein Montesquieu, Shaftesbury und Bolingbroke sich unsterblich gemacht hätten), könnten wir hoffen, lehrreiche Geschichtschreiber zu bekommen, die sich angelegen sein ließen, die Geschichte nicht bloß authentisch, sondern mit Geschmack und Einsicht vorzutragen. — γ) Er hatte 1762 angefangen „Gebauers Geschichte von Portugal nach seiner Art auszuarbeiten," oder, wie er sich anderthalb Jahre später ausdrückte, nach derselben „für sich eine in einem menschlichen Stil zu schreiben" (vgl. Abbts verm. Werke 3, S. 131; 176). Was davon fertig geworden ist, erschien nach seinem Tode als „Fragment der portugiesischen Geschichte" im 2. Th. der verm. Werke 1770. —

lungsart herausbildeten, wurde besonders von mehrern Göttinger Professoren angebahnt, namentlich von Joh. Steph. Pütter δ) und Joh. Chr. Gatterer, ε) an die sich dann zunächst Aug. Ludw. Schloezer ζ) als einer der vornehmsten und verdienstvollsten Begründer einer freiern Behandlung der historischen Studien und einer gehobneren, lebensvolleren Geschichtschreibung in Deutschland anschloß. Vor ihm zeichneten sich

δ) Geb. 1725 zu Iserlohn, habilitierte sich in Marburg, lehrte seit 1747 als außerordentlicher, seit 1753 als ordentlicher Professor in Göttingen und starb 1807. Er gehört zu den verdienstvollsten und berühmtesten Lehrern des deutschen Staatsrechts. Vor 1773 gab er von seinen histor. Schriften heraus: „Grundriß der Staatsveränderungen des deutschen Reichs" (1753, oft aufgelegt), und „Vollständiges Handbuch der deutschen Reichshistorie (1762 und 1772). — ε) Geb. 1727 zu Lichtenau bei Nürnberg, seit 1759 ord. Professor der Geschichte in Göttingen, gest. 1799. Er that mehr für die historischen Hülfswissenschaften und besonders für eine sinn- und geschmackvollere Behandlung der Geographie, als für die eigentliche Geschichte; doch leitete er schon eine verständigere und zweckmäßigere Verfahrungsweise bei der Anordnung des Stoffs der Weltgeschichte ein: „Handbuch der Universalhistorie" (1761. 62); „Abriß der Universalhistorie nach ihrem gesammten Umfange rc." (1765). — ζ) Geb. 1735 zu Jagstädt im Hohenloheschen, studierte seit 1751 in Wittenberg und Göttingen Theologie und zugleich mit großem Eifer morgenländische Sprachen, weil er eine Reise in den Orient zu machen beabsichtigte, wurde zuerst Hauslehrer in Schweden und gieng dann nach einem zweiten Aufenthalt in Göttingen, während dessen er sich seiner Reise wegen auf die Medicin legte, nach S. Petersburg in das Haus des Historiographen Müller, dessen Gehülfe er wurde. 1762 erhielt er eine Stelle an der S. Petersburger Akademie und 1769 eine Professur der Philosophie, Politik und Geschichte in Göttingen; 1804 wurde ihm der russische Adel verliehen. Er starb 1809. Seine Hauptwirksamkeit auf den Feldern der Geschichte, der Staatswissenschaften und der Statistik, so wie als Kämpfer für Licht und Freiheit im öffentlichen und bürgerlichen Leben, begann erst nach 1773; doch erschien die „Vorstellung seiner Universalgeschichte" bereits 1772. 73, nachdem er seit 1758 einen „Versuch einer Handlungsgeschichte" (in schwedischer Sprache) und verschiedene in die Geschichte der Schweden, der Russen und anderer nordischen Völker einschlagende Werke herausgegeben hatte. —

während der sechziger Jahre unter den Verfassern entweder rein geschichtlicher oder über geschichtliche Entwickelungen bloß raisonnierender Werke am meisten aus Justus Moeser, 7) Js.

7) Geb. 1720 zu Osnabrück, zeigte schon auf der Schule unter andern glücklichen Anlagen eine bedeutende Redefertigkeit und wurde durch seine Mutter frühzeitig mit der französ. Sprache und Litteratur bekannt. 1740 bezog er, um die Rechte zu studieren, die Universität Jena, von wo er zwei Jahre später nach Göttingen gieng. Schon damals wußte er, „daß man auf Universitäten, wenn man da nur höre, eigentlich nicht studiere, sondern daß man alsdann eigentlich zu studieren anfangen sollte, wenn man die Hörsäle verließe, und daß das menschliche Leben mit seiner großen Mannigfaltigkeit ein höchst studierenswürdiges, aber nur für den hellen und beobachtenden Kopf offnes Buch wäre." Nach der Rückkehr in seine Vaterstadt, wo er sich als Sachwalter niederließ, 1747 die Stelle eines Advocatus Patriae und bald darauf noch andere Aemter erhielt, wurde einer seiner vertrautesten Freunde der Domherr von Bar (vgl. S. 981, Anm.), der nebst seiner hochbegabten Tochter viel zu Moesers weiterer Bildung beitrug. In dieser Zeit versuchte er sich auch schon als Schriftsteller in Poesie und Prosa; indeß sind diese Versuche noch ganz im Geist der gottschedisch-französischen Schule geschrieben. Eine andere Richtung erhielten seine Geistesbildung und sein Geschmack zunächst durch das Studium der besten englischen und italienischen Schriftsteller, auf die ihn ein anderer Freund hinleitete; sodann aber auch durch seine Beschäftigung mit Diplomatik und Geschichte. Während des siebenjährigen Krieges erwarb er sich in seiner amtlichen Stellung durch Einsicht, Uneigennützigkeit und weises Benehmen gegen diejenigen, welche die Macht in Händen hatten, um das Bisthum Osnabrück die größten Verdienste. Als er von den Ständen in Landesangelegenheiten 1763 nach London gesandt wurde, benutzte er seinen achtmonatlichen Aufenthalt in England dazu, sich mit dessen Verfassung, Politik, Gewerbfleiß, Handel, Litteratur, Theater rc. bekannt zu machen und vorzüglich seine Menschenkenntniß zu erweitern. Unterdeß war dem zweiten, erst einige Monate alten Sohne Georgs III. das erledigte Bisthum Osnabrück verliehen worden. Moeser hatte sich das Vertrauen des Königs in so hohem Grade erworben, daß dieser ihm eine Stellung anwies, in welcher er während der zwanzig Jahre bis zur Mündigkeit des jungen Prinz-Bischofs, wenn auch nicht dem Titel und Range nach, doch in der That der erste Rathgeber des Regenten war und unmittelbaren Einfluß in die wichtigsten Regierungsangelegenheiten hatte. Er wirkte in diesem Verhältniß so segensreich für das Wohl des kleinen

in irgend einem Zweige der Geschichtschreibung schon damals so Großes und Unvergängliches, wie Winckelmann in seiner Geschichte der alten Kunst, mit der er überdieß eine ganz neue historische Gattung geradehin erst schuf. *) — 4. Wie mit den historischen, so ungefähr verhielt es sich bis in die Funfziger herein mit den politischen Wissenschaften in Deutschland: sie bildeten einen Theil der Universitätsgelehrsamkeit und standen in keinem nähern Bezuge zum Leben, als insofern sie den Juristen bei der Entscheidung staatsrechtlicher Fragen Dienste

---

— Von Schroeckhs Hauptwerk, der „christlichen Kirchengeschichte," erschienen eilf Theile zuerst Frankf. und Leipz. 1768—86. 8 (in einer zweiten verbesserten Aufl. Leipzig 1772—94); Th. 12—35 Leipz. 1788—1803; die „christliche Kirchengeschichte seit der Reformation," Leipz. 1804—9. 8 Thle. 8. Vorher hatte er schon angefangen herauszugeben „Abbildungen und Lebensbeschreibungen berühmter Gelehrten," Leipz. 1764 ff. 3 Bde. 8 (umgearbeitet als „Lebensbeschreibungen berühmter Gelehrten," Leipz. 1790), und „Allgemeine Biographie," Berlin 1767—91, 8 Thle. 8 (wovon der erste Theil zwei-, die drei folgenden einmal neu aufgelegt wurden). — *) Es ist gewiß recht bezeichnend für den Gang der ganzen neuern Geistesbildung in Deutschland, was Gervinus 5, S. 366 angemerkt hat, daß nämlich unsere Geschichtschreibung in ihren ersten bessern Leistungen sich gern an die Theologie anschloß, wobei er auf Schroeckhs Kirchengeschichte und auf die später fallenden kirchengeschichtlichen Werke von Planck und Spittler hinweist. Kaum minder bezeichnend dürfte aber auch das sein, daß wir weit eher ein ausgezeichnetes Werk über Kunstgeschichte als ein gleich umfassendes und dabei gleich vortreffliches Werk über Völker- und Staatengeschichte erhielten, und daß wiederum die Kunstentwickelung bei den Völkern der alten Welt schon zu einer Zeit der Gegenstand der sinnigsten Auffassung und genialsten Darstellung geworden war, wo alles, was uns die heimische Vorzeit an herrlichen Bau- und Bildwerken vererbt hat, noch von einem durchaus barbarischen Geschmack hervorgebracht und keiner aesthetischen Betrachtung werth zu sein schien. In dieser letztern Beziehung wenigstens begann auch erst mit Goethe's Auftreten eine neue Zeit: denn so sehr er später hin und wieder den Werth der alten vaterländischen Kunst verkannt und auf sie geschmäht hat, so war er es doch, der einer unbefangenern und verständigern Würdigung derselben durch die kleine Schrift „von deutscher Baukunst" (vgl. S. 1000, Anm.) Bahn brach. —

zu leisten vermochten. So lange dieß dauerte, konnte bei uns noch nicht eine publicistische Litteratur entstehen, die, wenn auch fürs erste nur in den gebildetern Classen des Volks, den Sinn für politische Angelegenheiten geweckt, ein allgemeineres Interesse an der Staatsverwaltung, der Gesetzgebung, den öffentlichen Einrichtungen hervorgerufen, zur Prüfung der vorhandenen socialen Zustände aufgefordert hätte. Allerdings hatten bereits seit den dreißiger Jahren Joh. Jac. Moser λ) und Joh. Jac. Schmauß μ) den Grund zu einer freisinnigern Be-

λ) Geb. 1701 zu Stuttgart, studierte in Tübingen und wurde daselbst schon 1720 außerordentlicher Professor der Rechte. In Wien, wohin er mehrmals gieng, hatte er Gelegenheit, sich in publicistischen Arbeiten zu üben. Von 1726—36 war er wirklicher Regierungsrath in würtembergischen Diensten, dazwischen aber auch ordentlicher Professor der Rechte in Tübingen und eine Zeit lang ganz ohne Amt. Die drei nächstfolgenden Jahre lehrte er, zum preuß. Geheimenrath ernannt, als Director der Universität und Ordinarius der Juristenfacultät zu Frankfurt a. d. O. Als er diese Stellung aufgegeben hatte, lebte er als Privatmann großentheils zu Ebersdorf im Reußischen und nach einer kurzen Zwischenzeit, wo er in hessen-homburgischen Diensten stand, zu Hanau (seit 1749). Hier legte er eine Staats- und Kanzleiakademie für junge Männer von Stande an, die sich zu politischen Geschäften ausbilden wollten. Allein schon 1751 gab er, wiewohl ungern, dieses Unternehmen auf, da er zum Landschaftsconsulenten in sein Vaterland berufen wurde. Als hier nachher zwischen dem Herzog und den Landständen Zerwürfnisse eintraten, gerieth Moser in den Verdacht, die von der Landschaft gegen den Herzog gerichteten Schriften abgefaßt zu haben: er wurde verhaftet und 1759 auf die Festung Hohentwiel in sehr strengen Gewahrsam gebracht. Erst nach fünf Jahren erhielt er in Folge eines Reichshofrathschlusses seine Freiheit wieder. Seitdem privatisierte er in Stuttgart, wo er 1785 starb. — Moser hat sehr viel und in sehr verschiedenartigen Fächern geschrieben; sein bedeutendstes Werk, (altes) „deutsches Staatsrecht" erschien zu Nürnberg und anderwärts 1737—53 (es sind 52 Theile in 26 Bänden; dazu kam [neues] d. Staatsrecht in einzelnen Werken 1766 ff.). — μ) Geb. 1690 zu Landau, habilitierte sich in Halle, trat 1721 in durlachsche Dienste und wurde 1734 als Professor nach Göttingen berufen, wohin er auch zehn Jahre später zurückkehrte, nachdem er ein Jahr lang in Halle gelehrt hatte. Er starb

handlung der Staatswissenschaften, insbesondere des Staatsrechts gelegt, der letztere als Lehrer an der Göttinger Hochschule, welche nachher eine Hauptpflegestätte für die gelehrte Publicistik wurde. Allein beide Männer gehörten ihrer wissenschaftlichen Methode und Darstellungsart nach noch zu sehr der alten Zeit an; ihre Schriften konnten über den Kreis der eigentlichen Fachgelehrten hinaus nicht bedeutend genug wirken und daher auch nicht zu einer allgemeinern Belebung des politischen Sinnes viel beitragen. Ungleich mehr geschah dafür schon durch einige populär-philosophische Schriften, die seit der Mitte der Funfziger von den beiden Schweizern If. Iselin ν) und Joh. Georg Zimmermann, ξ)

1757. Er gab unter andern Büchern heraus eine „Einleitung zu der Staatswissenschaft," Leipzig 1741. 47. 2 Thle. — ν) „Philosophische und patriotische Träume eines Menschenfreundes" (die erste Ausg. soll schon 1755 oder bald darauf erschienen sein; vgl. Bibl. d. schön. Wiss. 5, S. 41); 2. A. Zürich 1758, öfter aufgelegt; „Ueber die Gesetzgebung," Basel 1758. 8 (nachher als „Versuch über d. Gesetzgebung," 1760); „Philosophische und patriotische Versuche," Zürich 1760. 8. u. s. w. vgl. Jördens 2, S. 564 ff. — ξ) Geb. 1728 zu Brugg, studierte seit 1747 vier Jahre in Göttingen, vornehmlich unter Hallers Anleitung, Medicin, dabei aber auch mit vielem Eifer Mathematik, Physik, Statistik und andere Wissenschaften. Schon von Hause aus mit der französischen Sprache vertraut, machte er sich in Göttingen auch mit der Sprache und Litteratur der Engländer bekannt. Nach seiner Promotion reiste er über Holland nach Paris und wurde einige Zeit darauf Stadtphysicus in Brugg. Er lebte hier, obgleich als Arzt vielfach beschäftigt, sehr zurückgezogen, studierte viel und schrieb außer verschiedenen Abhandlungen und Aufsätzen, die in Zeitschriften erschienen, auch schon in der zweiten Hälfte der Funfziger die „Betrachtungen über die Einsamkeit" und das Werk „von dem Nationalstolze," womit er sich als Schriftsteller zuerst bei dem größern Publicum einen Namen machte. Da ihm sein Wirkungskreis immer weniger genügte, sehnte er sich von Brugg fort; zwar boten sich ihm mehrere Gelegenheiten, seine Lage zu ändern, allein bald hinderten ihn hypochondrische Launen daran, sie zu benutzen, bald traten Umstände ein, die seine Hoffnungen vereitelten. Endlich erhielt er die Stelle eines königl. großbrittan. Leibarztes in Hannover. Er fühlte sich aber auch in dieser Stellung nicht glücklich: daran waren

so wie von Th. Abbt o) ausgiengen und die weitere Verbreitung der von englischen und französischen Publicisten aus Locke's Schule entwickelten Ideen bei uns vermittelten. π) Ganz

---

theils seine Hypochondrie und ein äußerst schmerzhaftes Körperleiden schuld, theils mancherlei häusliche Trübsale und verdrießliche Erfahrungen, die er machte. Erst später, als er sich zum zweitenmal verheirathet hatte, wurde er heiterer gestimmt. Die Einladung der Kaiserin Katharina II. nach Petersburg lehnte er ab; die Monarchin unterhielt aber seitdem einen Briefwechsel mit ihm und beschenkte ihn mit dem Wladimirorden. Während der letzten Krankheit Friedrichs des Großen war Zimmermann in Potsdam, vom Könige selbst dahin berufen. Gegen Ende seines Lebens wurde er noch in viele ärgerliche Streitigkeiten verwickelt, wozu ein Paar Schriften über Friedrich d. Gr. den ersten Anlaß gegeben hatten. Sie wirkten höchst unglücklich auf seine Gemüthsstimmung: in seiner Melancholie sah er sich überall von Gefahren und Schrecknissen umgeben; dazu kamen noch schwere Körperleiden, in deren Folge er 1795 starb. — Hier war Zimmermann wegen seiner Schrift „von dem Nationalstolze" zu nennen, welche in Zürich 1758. 8 erschien (die 6. Aufl. 1789). — o) „Vom Tode fürs Vaterland," Berlin 1761 (vgl. S. 849, Anm. d); dann aufgenommen in den 2. Th. der „vermischten Werke," Berlin 1768—81. 6 Thle. 8 (die drei ersten von Fr. Nicolai, die übrigen von J. E. Biester herausgegeben; jene auch ein= oder mehrmal aufgelegt). — π) Die meisten der in den drei voraufgehenden Anmerkungen erwähnten Schriften wurden gleich nach ihrem Erscheinen von Mendelssohn in der Bibl. d. schön. Wiss. und in den Litt. Briefen angezeigt. Man erkennt aus seinen Berichten darüber, wie großes Interesse er daran nahm, und wie sehr er sich freute, daß sich nun auch in Deutschland eine publicistische Litteratur, wie sie Engländer und Franzosen schon lange besaßen, zu bilden anfieng. Als Zimmermanns Schrift „von dem Nationalstolze" herausgekommen war, schrieb er (Bibl. d. schön. Wiss. 4, S. 552 f.): „Die philosophischen Betrachtungen der Gesetze, der Sitten, Gebräuche und Regierungsformen der Völker machen einen Theil der Weltweisheit aus, in welchem die Politik, die Moral und die schönen Wissenschaften zusammen kommen, die Genie's der verschiedenen Nationen zu beurtheilen und ganze Reiche mit ihren Beherrschern vor den Richterstuhl der Vernunft zu fordern. (Die Alten haben uns vortreffliche Schriften von dieser Art hinterlassen: in ihre Fußstapfen sind die Engländer und Franzosen getreten.) Die Deutschen — haben nicht eine einzige Schrift von dieser Gattung aufzuweisen, wenn man nicht die Schriften eines Friedrichs mit zu den deutschen Geburten rechnen will. Ihre Weltweisen

besonders anregend aber wirkten in dieser Beziehung Friedr. Karl von Moser e) und J. Moeser, beide von wahrer Vaterlands-

schränken sich in dem engen Bezirk der Ideen ein, die sie zwischen den Mauern der Universität, ohne einen Blick auf die große Welt zu thun, erschöpfen können, und ihre Publicisten sind weder Philosophen noch schöne Geister. Die einzigen freigebornen Schweizer fangen seit einiger Zeit an uns Proben von dieser Art zu liefern, die zwar ihre Originale nicht erreichen, aber dennoch gegründete Hoffnungen von sich blicken lassen. — Wir rechnen gegenwärtige Abhandlung zu der Art von Schriften, die wir im Deutschen bisher noch vermisset haben rc." Vgl. dazu Litt. Br. 67; 138 (einige schweizerische Schriftsteller — Iselin und Zimmermann — seien die ersten unter den Deutschen gewesen, welche die Menschen in der großen politischen Gesellschaft mit wahren philosophischen Augen zu betrachten angefangen); 143; 181. — e) J. J. Mosers ältester Sohn, geb. 1723 zu Stuttgart, studierte in Jena, wurde 1747 in Hessen-Homburg Kanzleisecretär und zwei Jahre darauf Hofrath, gab aber den Dienst in diesem Ländchen auf und gieng mit seinem Vater nach Hanau, wo er mit an der neu errichteten Staats- und Kanzleiakademie lehrte (vgl. Anm. λ). Nach dem Eingehen dieser Anstalt im J. 1751 trat er in hessen-kasselsche Dienste; er wurde Gesandter bei dem oberrheinischen Kreise, so wie bei mehrern kleinen deutschen Höfen, und zum hessischen Geheimenrath ernannt. 1763 erneuerte der Kaiser für ihn und seine Brüder den alten Adel seiner Familie; vier Jahre darauf wurde er Reichshofrath und nicht lange nachher, indem ihn der Kaiser zugleich in den Freiherrnstand erhob, Administrator der kaiserlichen Grafschaft Falkenstein. 1772 berief ihn der Landgraf von Hessen-Darmstadt in seine Dienste: er wurde dessen erster Staatsminister, Präsident sämmtlicher Landescollegien und Kanzler. Als er 1780 in Ungnade fiel, und bei seiner Entlassung eine Untersuchung gegen ihn eingeleitet wurde (vgl. Mercks Aufsatz nebst K. Wagners Vorwort dazu in den von diesem herausgg. Briefen aus dem Freundeskreise von Goethe rc. S. 200 ff.), suchte er sein Recht und die Wiederherstellung seiner hart angegriffenen Ehre bei dem Reichshofrath in Wien nach. Während des Processes, den er zu diesem Ende mit dem Landgrafen führte, hielt er sich theils in Wien, theils auf seinem Gute Zwingenberg an der Bergstraße und in Manheim auf. Erst nach dem 1790 erfolgten Regierungswechsel in Hessen-Darmstadt wurde die zur Untersuchung seiner frühern Amtsführung in Gießen niedergesetzte Commission aufgelöst und ihm nicht bloß sein bis dahin eingezogenes Vermögen, mit Nachzahlung der Zinsen, herausgegeben, sondern auch eine ansehnliche Pension auf Lebenszeit verliehen. Er begab sich nun nach Ludwigsburg,

liebe und edlem Eifer für die Förderung des Gemeinwohls beseelt. Moser kämpfte in seinen zahlreichen Schriften, σ) an deren Form freilich noch vielerlei auszustellen blieb, mit kühnem Freimuth für Recht, Freiheit und Anerkennung der Menschenwürde, rügte viele Uebelstände in den staatlichen und bürgerlichen Verhältnissen der Zeit und scheute sich weder, den Fürsten selbst die Wahrheit zu sagen, noch die Schliche und Ränke ihrer gewissenlosen Diener aufzudecken. Moeser suchte vorzüglich dadurch, daß er vermittelst kleiner, in einer vortrefflichen Sprache und dem edelsten Volkston geschriebener Aufsätze über die verschiedenartigsten Angelegenheiten und Verhältnisse, von denen das leibliche, sittliche und geistige Wohl des einzelnen Staatsbürgers, wie der Gesellschaft im Großen und Kleinen mehr oder minder abhängt, klare Begriffe verbreitete, zunächst in dem Kreise seiner Berufsthätigkeit den verschiedenen Classen seiner Mitbürger nützlich zu werden, bereitete aber diesen Aufsätzen, da er sie nachher als „patriotische Phantasien" zusammen herausgeben ließ, τ) einen viel weiter und tiefer reichenden

---

wo er 1798 starb. Vgl. über seinen schriftstellerischen Character besonders Goethe, Werke 24, S. 121 f; Schlosser 2, S. 589 ff. und Gervinus 4, S. 188 ff. — σ) Seine „Staatsgrammatik" erschien schon 1749. Unter den darauf folgenden Schriften von allgemeinerem Interesse gehören zu den bemerkenswerthesten: „Der Herr und der Diener, geschildert mit patriotischer Freiheit," Frankf. a. M. 1759. 8 (vgl. Litt. Br. 88 und Hamanns Urtheil in der Nachschrift zum 180 Litt. Br.); „Beherzigungen," Frankf. a. M. 1761. 8; „Gesammelte moralische und politische Schriften," Frankf. a. M. 1763. 64. 8; „Vom deutschen Nationalgeiste," Frankf. a. M. 1765. 8; „Reliquien," Frankf. a. M. 1766. 8. Von den spätern Werken ist das wichtigste das „patriotische Archiv für Deutschland," Frankf. u. Leipzig 1784—92. 12 Bde. 8 (wozu noch 2 Bde als „neues patriotisches Archiv," 1792—94, kamen). — τ) Vgl. Anm. η. Moeser selbst hat sie in einem Schreiben an Nicolai (Verm. Schriften 2, S. 148) characterisiert als „kurze Aufsätze, welche insgesammt die politische Moral und Polizei betreffen und mehrentheils ihren eigenen komischen Ton haben." —

besonders anregend aber wirkten in dieser Beziehung Friedr. Karl von Moser e) und J. Moeser, beide von wahrer Vaterlands-

---

schränken sich in dem engen Bezirk der Ideen ein, die sie zwischen den Mauern der Universität, ohne einen Blick auf die große Welt zu thun, erschöpfen können, und ihre Publicisten sind weder Philosophen noch schöne Geister. Die einzigen freigebornen Schweizer fangen seit einiger Zeit an uns Proben von dieser Art zu liefern, die zwar ihre Originale nicht erreichen, aber dennoch gegründete Hoffnungen von sich blicken lassen. — Wir rechnen gegenwärtige Abhandlung zu der Art von Schriften, die wir im Deutschen bisher noch vermisset haben ꝛc." Vgl. dazu Litt. Br. 67; 138 (einige schweizerische Schriftsteller — Iselin und Zimmermann — seien die ersten unter den Deutschen gewesen, welche die Menschen in der großen politischen Gesellschaft mit wahren philosophischen Augen zu betrachten angefangen); 143; 181. — e) J. J. Mosers ältester Sohn, geb. 1723 zu Stuttgart, studierte in Jena, wurde 1747 in Hessen-Homburg Kanzleisecretär und zwei Jahre darauf Hofrath, gab aber den Dienst in diesem Ländchen auf und gieng mit seinem Vater nach Hanau, wo er mit an der neu errichteten Staats- und Kanzleiakademie lehrte (vgl. Anm. λ). Nach dem Eingehen dieser Anstalt im J. 1751 trat er in hessen-kasselsche Dienste; er wurde Gesandter bei dem oberrheinischen Kreise, so wie bei mehrern kleinen deutschen Höfen, und zum hessischen Geheimenrath ernannt. 1763 erneuerte der Kaiser für ihn und seine Brüder den alten Adel seiner Familie; vier Jahre darauf wurde er Reichshofrath und nicht lange nachher, indem ihn der Kaiser zugleich in den Freiherrnstand erhob, Administrator der kaiserlichen Grafschaft Falkenstein. 1772 berief ihn der Landgraf von Hessen-Darmstadt in seine Dienste: er wurde dessen erster Staatsminister, Präsident sämmtlicher Landescollegien und Kanzler. Als er 1780 in Ungnade fiel, und bei seiner Entlassung eine Untersuchung gegen ihn eingeleitet wurde (vgl. Mercks Aufsatz nebst K. Wagners Vorwort dazu in den von diesem herausgg. Briefen aus dem Freundeskreise von Goethe ꝛc. S. 200 ff.), suchte er sein Recht und die Wiederherstellung seiner hart angegriffenen Ehre bei dem Reichshofrath in Wien nach. Während des Processes, den er zu diesem Ende mit dem Landgrafen führte, hielt er sich theils in Wien, theils auf seinem Gute Zwingenberg an der Bergstraße und in Manheim auf. Erst nach dem 1790 erfolgten Regierungswechsel in Hessen-Darmstadt wurde die zur Untersuchung seiner frühern Amtsführung in Gießen niedergesetzte Commission aufgelöst und ihm nicht bloß sein bis dahin eingezogenes Vermögen, mit Nachzahlung der Zinsen, herausgegeben, sondern auch eine ansehnliche Pension auf Lebenszeit verliehen. Er begab sich nun nach Ludwigsburg,

liebe und edlem Eifer für die Förderung des Gemeinwohls beseelt. Moser kämpfte in seinen zahlreichen Schriften, σ) an deren Form freilich noch vielerlei auszustellen blieb, mit kühnem Freimuth für Recht, Freiheit und Anerkennung der Menschenwürde, rügte viele Uebelstände in den staatlichen und bürgerlichen Verhältnissen der Zeit und scheute sich weder, den Fürsten selbst die Wahrheit zu sagen, noch die Schliche und Ränke ihrer gewissenlosen Diener aufzudecken. Moeser suchte vorzüglich dadurch, daß er vermittelst kleiner, in einer vortrefflichen Sprache und dem edelsten Volkston geschriebener Aufsätze über die verschiedenartigsten Angelegenheiten und Verhältnisse, von denen das leibliche, sittliche und geistige Wohl des einzelnen Staatsbürgers, wie der Gesellschaft im Großen und Kleinen mehr oder minder abhängt, klare Begriffe verbreitete, zunächst in dem Kreise seiner Berufsthätigkeit den verschiedenen Classen seiner Mitbürger nützlich zu werden, bereitete aber diesen Aufsätzen, da er sie nachher als „patriotische Phantasien" zusammen herausgeben ließ, τ) einen viel weiter und tiefer reichenden

wo er 1798 starb. Vgl. über seinen schriftstellerischen Character besonders Goethe, Werke 24, S. 121 f; Schlosser 2, S. 589 ff. und Gervinus 4, S. 188 ff. — σ) Seine „Staatsgrammatik" erschien schon 1749. Unter den darauf folgenden Schriften von allgemeinerem Interesse gehören zu den bemerkenswerthesten: „Der Herr und der Diener, geschildert mit patriotischer Freiheit," Frankf. a. M. 1759. 8 (vgl. Litt. Br. 88 und Hamanns Urtheil in der Nachschrift zum 180 Litt. Br.); „Beherzigungen," Frankf. a. M. 1761. 8; „Gesammelte moralische und politische Schriften," Frankf. a. M. 1763. 64. 8; „Vom deutschen Nationalgeiste," Frankf. a. M. 1765. 8; „Reliquien," Frankf. a. M. 1766. 8. Von den spätern Werken ist das wichtigste das „patriotische Archiv für Deutschland," Frankf. u. Leipzig 1784—92. 12 Bde. 8 (wozu noch 2 Bde als „neues patriotisches Archiv," 1792—94, kamen). — τ) Vgl. Anm. η. Moeser selbst hat sie in einem Schreiben an Nicolai (Verm. Schriften 2, S. 148) characterisiert als „kurze Aufsätze, welche insgesammt die politische Moral und Polizei betreffen und mehrentheils ihren eigenen komischen Ton haben." —

Einfluß. — 5. Auf die Verbesserung des Erziehungs- und Unterrichtswesens hatten zwar schon im siebzehnten Jahrh. einzelne Männer mit Ernst und Nachdruck hingearbeitet, *v*) im Ganzen jedoch befand sich dasselbe zu Anfang dieses Zeitraums noch immer in einem äußerst mangelhaften Zustande. Die gelehrten Schulen schienen keinen andern Zweck zu haben, als gute Lateiner zu bilden, das Griechische und die Mathematik wurden wenig und schlecht betrieben, die Muttersprache meist ganz unberücksichtigt gelassen, Realien, die etwa in Betracht kamen, mehr nur beiher gelernt: der Unterricht überhaupt hatte wenig oder gar keinen Bezug zur lebendigen Gegenwart, das Allermeiste, was erlernt wurde, lief auf bloßes Gedächtnißwerk hinaus. Und nicht besser als mit den Einrichtungen für die geistige stand es mit denen für die sittliche Bildung der Jugend; an ihre körperliche Ausbildung durch zweckmäßige Leibesübungen aber wurde damals kaum erst von einzelnen Pädagogen gedacht. An Volksschulen fehlte es noch an vielen Orten, selbst in den protestantischen Ländern; wo sie bestanden, war durch sie höchstens für eine nothdürftige Unterweisung in den Grundwahrheiten des Christenthums gesorgt, und nur selten waren die Lehrer so gestellt, daß ihr Unterricht auch den Kindern der ganz Armen zu Gute kommen konnte. Doch allmählig ward auch das Erziehungs- und Unterrichtswesen von der Bewegung ergriffen, in welche das deutsche Geistesleben nach allen Richtungen hin immer mehr gerieth, und bereits gegen Ende der Sechziger war alles zu der großen Umwälzung vorbereitet,

---

v) Mehr noch, als die S. 485 f. genannten, Wolfg. Ratich (geb. 1571, gest. 1635) und Joh. Amos Comenius (geb. 1592, gest. 1671); vgl. über beide K. von Raumer, Geschichte der Pädagogik vom Wiederaufblühen classischer Studien bis auf unsere Zeit (2. Aufl. Stuttgart 1846 ff. 3 Bde. 8.) 2, S. 12 ff. Dieses Werk ist vorzugsweise auch für das Folgende zu vergleichen. —

die gleich im nächstfolgenden Jahrzehent auf diesem Felde eintrat. Die ersten bedeutenden Schritte zu einer zweckmäßigern, humanern, für Seele und Leib zugleich Sorge tragenden Jugendbildung und zu einer lebendigern und fruchtbarern Behandlung des Unterrichts in den Gymnasien, in den Volksschulen und sodann auch in eigens gegründeten Realschulen thaten A. H. Francke φ) und mehrere seiner Schüler, namentlich Joh. Jul. Hecker. χ) Locke's Buch über die Erziehung, ψ) für das man sich auch schon seit den Zwanzigern in Deutschland hier und da lebhaft zu interessieren anfieng, ω) empfahl — zunächst zwar nur für junge Leute von Stande — eine Erziehungs- und Unterrichtsmethode, die im entschiedensten Gegensatz zu der altherkömmlichen stand und sich in manchen wesentlichen Stücken mit derjenigen berührte, nach welcher man in den franckischen Stiftungen und den damit verwandten Anstalten verfuhr. Unter den deutschen Philologen erkannte der zu seiner Zeit größte, J. M. Gesner, auch schon frühzeitig die großen Mängel des Sprachunterrichts auf den Gymnasien und das Einseitige und Ungenügende der gesammten Gymnasialbildung: er drang in lateinischen und deutschen Schriften aa) nicht allein auf eine Re-

φ) Vgl. S. 489. — χ) Der Gründer vieler Armenschulen, der Realschule und des Pädagogiums in Berlin, geb. 1707 zu Werden an der Ruhr, seit 1739 Prediger in Berlin, 1750 zum Ober-Consistorialrath ernannt, gest. 1768. Vgl. F. Ranke's Programm „J. J. Hecker, der Gründer der königl. Realschule zu Berlin." Berlin 1847. 4. — ψ) „Some Thoughts concerning Education." 1693. — ω) Vgl. S. 1226, Anm. 20. Eine französische Uebersetzung von Locke's Buch war schon 1695 in Amsterdam erschienen, die vermehrt 1708 in Paris neu aufgelegt ward; eine deutsche („Locke's Unterricht von Erziehung der Kinder, nebst Fenelons Tractat von Erziehung der Töchter") kam 1729 zu Hannover heraus. — aa) „Institutiones rei scholasticae." Jena 1715; „Opuscula minora etc." Breslau 1743 ff.; „Primae lineae Isagoges in eruditionem universalem." (Zuerst) Göttingen 1757; „Kleine deutsche

form der bei dem Unterricht in den alten Sprachen so lange befolgten Methode, sondern auch auf größere Berücksichtigung sowohl der Muttersprache wie der Realien in den gelehrten Schulen. Nun gab 1762 J. J. Rousseau, nachdem er die Grundlinien seiner Erziehungstheorie zum Theil schon in der neuen Heloise gezogen hatte,[bb]) den „Emil" heraus, worin sie vollständig entwickelt war.[cc]) Dieses eben so geistreiche wie verführerische Werk führte mehr als alle zeither über Pädagogik erschienene Schriften und alle in ihr practisch versuchte Reformen dahin, daß das ganze Erziehungs- und Unterrichtswesen in Deutschland umgestaltet wurde. Von Rousseau besonders stark angeregt und auf seine Theorie eingehend, suchte vornehmlich J. B. Basedow[dd]) seit 1768 durch Schrif-

---

Schriften." Göttingen 1756. — Wie gegen die Mitte des 18. Jahrh. auch einzelnen Vorstehern gelehrter Schulen das Bedürfniß einer Reform des lateinischen Jugendunterrichts immer fühlbarer wurde, kann man u. a. aus einer Mittheilung bei Schlosser 1, S. 629 ersehen. — bb) Im 26. Briefe des 3. Th. Vieles darin stimmt wörtlich mit dem Emil. — cc) Rousseau hatte seine Theorie in die Form des Romans gekleidet. Sie gieng von denselben Grundsätzen aus, die er zuerst in seiner Preisschrift — „Discours qui a remporté le prix à l'Académie de Dijon en l'année 1750, sur cette question proposée par la même Académie: Si le rétablissement des sciences et des arts a contribué à épurer les moeurs" — entwickelt hatte, daß nämlich die Verderbniß der Sitten und der aus ihr fließende Verfall des Staats allezeit mit dem Aufnehmen der Künste und Wissenschaften sei verbunden gewesen, und daß die Gegenstände und die Wirkungen der Künste und Wissenschaften nothwendig diese Folgen haben nach sich ziehen müssen. Wie sein Erziehungsprincip schon der Satz im 5. Briefe des 4. Theils der Heloise „Tout consiste à ne pas gâter l'homme de la Nature, en l'appropriant à la société" ausgesprochen hatte, so begann der Emil mit den Worten „Tout est bien sortant des mains de l'auteur des choses, tout dégénère entre les mains des hommes." Er schlug also ein Erziehungswesen vor, das der Natur des Menschen gemäß sein sollte; auf besondere Verhältnisse nach Ländern und Ständen sollte dabei keine Rücksicht genommen werden: es handelte sich nur von der Erziehung eines Menschen an sich. — dd) Vgl.

ten[ee]) einer neuen Erziehungslehre bei uns allgemeinen Eingang zu verschaffen und durch ihre Anwendung in dem 1774 zu Dessau eröffneten Philanthropin das Erfolgreiche einer solchen, wie es ihm schien, allein naturgemäßen und wahrhaft menschlichen Jugendbildung zu bewähren. Wenn vieles von dem,

S. 1303, Anm. 19. Ueber seinen Character, seine pädagogischen Tendenzen, die von ihm empfohlene und ins Werk gesetzte Unterrichtsmethode und die Mittel und Wege, welche er zur Ausführung seiner Plane wählte, verweise ich besonders auf Goethe, Werke 26, S. 273 ff; Schlosser 2, S. 643 ff; 4, S. 121 ff; Gervinus 5, S. 337 ff; und K. v. Raumer a. a. O. 2, S. 260 ff. — ee) Basedow hatte früh angefangen über ihm nothwendig scheinende Aenderungen und Verbesserungen in der Pädagogik zu schreiben. Bereits 1752 ließ er zu Kiel eine Dissertation „De inusitata et optima honestioris iuventutis erudiendae methodo" drucken; auch in seinem ersten Hauptwerke, der „practischen Philosophie für alle Stände" (Leipzig 1758, 2 Thle. 8.), so wie in andern Schriften, die er vor 1768 herausgab, handelte er mit von der Erziehung. Im Ganzen jedoch waren seine Bücher vorzugsweise theologischen und philosophischen Inhalts und in einem, mit der Zeit immer entschiedener hervortretenden rationalistischen Sinne abgefaßt, so daß er von den Altgläubigen der Heterodoxie beschuldigt und von den Eiferern unter ihnen verfolgt wurde. Von seinen pädagogischen Schriften, die unter dem Einfluß von Rousseau's Emil entstanden, und durch die er vorzüglich als Reformator im Erziehungsfach zu wirken suchte, sind die merkwürdigsten die „Vorstellung an Menschenfreunde und vermögende Männer über Schulen, Studien und deren Einfluß in die öffentliche Wohlfahrt, mit einem Plane eines Elementarbuchs der menschlichen Erkenntniß." Bremen 1768. 8; das „Methodenbuch für Väter und Mütter der Familien und Völker." Leipzig 1770 f. 8. und das „Elementarwerk, ein Vorrath der besten Kenntnisse zum Lernen, Lehren, Wiederholen und Nachdenken." Dessau u. Leipzig 1774. 4 Bde. 8., nebst den dazu gehörigen, einen neuen Orbis pictus liefernden Kupfertafeln. — Um dieselbe Zeit, wo Basedow mit seinen Reformplanen hervortrat, hatten Rousseau's Ideen auch schon in andern Männern gezündet und sie zu ähnlichen Bestrebungen angeregt. Wie namentlich Herder eine der basedowschen Bildungsmethode nah verwandte Umgestaltung des ganzen Erziehungs- und Unterrichtswesens verlangte und sich mit dem Gedanken trug, darauf mit aller Kraft hinzuarbeiten, bezeugt vorzüglich sein Reisetagebuch aus dem J. 1769 (vgl. S. 989, Anmerk.). —

in irgend einem Zweige der Geschichtschreibung schon damals so Großes und Unvergängliches, wie Winckelmann in seiner Geschichte der alten Kunst, mit der er überdieß eine ganz neue historische Gattung geradehin erst schuf. *) — 4. Wie mit den historischen, so ungefähr verhielt es sich bis in die Funfziger herein mit den politischen Wissenschaften in Deutschland: sie bildeten einen Theil der Universitätsgelehrsamkeit und standen in keinem nähern Bezuge zum Leben, als insofern sie den Juristen bei der Entscheidung staatsrechtlicher Fragen Dienste

---

— Von Schroeckhs Hauptwerk, der „christlichen Kirchengeschichte," erschienen eilf Theile zuerst Frankf. und Leipz. 1768—86. 8 (in einer zweiten verbesserten Aufl. Leipzig 1772—94); Th. 12—35 Leipz. 1788—1803; die „christliche Kirchengeschichte seit der Reformation," Leipz. 1804—9. 8 Thle. 8. Vorher hatte er schon angefangen herauszugeben „Abbildungen und Lebensbeschreibungen berühmter Gelehrten," Leipz. 1764 ff. 3 Bde. 8 (umgearbeitet als „Lebensbeschreibungen berühmter Gelehrten," Leipz. 1790), und „Allgemeine Biographie," Berlin 1767—91, 8 Thle. 8 (wovon der erste Theil zwei-, die drei folgenden einmal neu aufgelegt wurden). — *) Es ist gewiß recht bezeichnend für den Gang der ganzen neuern Geistesbildung in Deutschland, was Gervinus 5, S. 366 angemerkt hat, daß nämlich unsere Geschichtschreibung in ihren ersten bessern Leistungen sich gern an die Theologie anschloß, wobei er auf Schroeckhs Kirchengeschichte und auf die später fallenden kirchengeschichtlichen Werke von Planck und Spittler hinweist. Kaum minder bezeichnend dürfte aber auch das sein, daß wir weit eher ein ausgezeichnetes Werk über Kunstgeschichte als ein gleich umfassendes und dabei gleich vortreffliches Werk über Völker- und Staatengeschichte erhielten, und daß wiederum die Kunstentwickelung bei den Völkern der alten Welt schon zu einer Zeit der Gegenstand der sinnigsten Auffassung und genialsten Darstellung geworden war, wo alles, was uns die heimische Vorzeit an herrlichen Bau- und Bildwerken vererbt hat, noch von einem durchaus barbarischen Geschmack hervorgebracht und keiner aesthetischen Betrachtung werth zu sein schien. In dieser letztern Beziehung wenigstens begann auch erst mit Goethe's Auftreten eine neue Zeit: denn so sehr er später hin und wieder den Werth der alten vaterländischen Kunst verkannt und auf sie geschmäht hat, so war er es doch, der einer unbefangenern und verständigern Würdigung derselben durch die kleine Schrift „von deutscher Baukunst" (vgl. S. 1000, Anm.) Bahn brach. —

zu leisten vermochten. So lange dieß dauerte, konnte bei uns noch nicht eine publicistische Litteratur entstehen, die, wenn auch fürs erste nur in den gebildetern Classen des Volks, den Sinn für politische Angelegenheiten geweckt, ein allgemeineres Interesse an der Staatsverwaltung, der Gesetzgebung, den öffentlichen Einrichtungen hervorgerufen, zur Prüfung der vorhandenen socialen Zustände aufgefordert hätte. Allerdings hatten bereits seit den dreißiger Jahren Joh. Jac. Moser λ) und Joh. Jac. Schmauß μ) den Grund zu einer freisinnigern Be-

λ) Geb. 1701 zu Stuttgart, studierte in Tübingen und wurde daselbst schon 1720 außerordentlicher Professor der Rechte. In Wien, wohin er mehrmals gieng, hatte er Gelegenheit, sich in publicistischen Arbeiten zu üben. Von 1726—36 war er wirklicher Regierungsrath in würtembergischen Diensten, dazwischen aber auch ordentlicher Professor der Rechte in Tübingen und eine Zeit lang ganz ohne Amt. Die drei nächstfolgenden Jahre lehrte er, zum preuß. Geheimenrath ernannt, als Director der Universität und Ordinarius der Juristenfacultät zu Frankfurt a. d. O. Als er diese Stellung aufgegeben hatte, lebte er als Privatmann großentheils zu Ebersdorf im Reußischen und nach einer kurzen Zwischenzeit, wo er in hessen-homburgischen Diensten stand, zu Hanau (seit 1749). Hier legte er eine Staats- und Kanzleiakademie für junge Männer von Stande an, die sich zu politischen Geschäften ausbilden wollten. Allein schon 1751 gab er, wiewohl ungern, dieses Unternehmen auf, da er zum Landschaftsconsulenten in sein Vaterland berufen wurde. Als hier nachher zwischen dem Herzog und den Landständen Zerwürfnisse eintraten, gerieth Moser in den Verdacht, die von der Landschaft gegen den Herzog gerichteten Schriften abgefaßt zu haben: er wurde verhaftet und 1759 auf die Festung Hohentwiel in sehr strengen Gewahrsam gebracht. Erst nach fünf Jahren erhielt er in Folge eines Reichshofrathschlusses seine Freiheit wieder. Seitdem privatisierte er in Stuttgart, wo er 1785 starb. — Moser hat sehr viel und in sehr verschiedenartigen Fächern geschrieben; sein bedeutendstes Werk, (altes) „deutsches Staatsrecht" erschien zu Nürnberg und anderwärts 1737—53 (es sind 52 Theile in 26 Bänden; dazu kam [neues] d. Staatsrecht in einzelnen Werken 1766 ff.). — μ) Geb. 1690 zu Landau, habilitierte sich in Halle, trat 1721 in durlachsche Dienste und wurde 1734 als Professor nach Göttingen berufen, wohin er auch zehn Jahre später zurückkehrte, nachdem er ein Jahr lang in Halle gelehrt hatte. Er starb

handlung der Staatswissenschaften, insbesondere des Staatsrechts gelegt, der letztere als Lehrer an der Göttinger Hochschule, welche nachher eine Hauptpflegestätte für die gelehrte Publicistik wurde. Allein beide Männer gehörten ihrer wissenschaftlichen Methode und Darstellungsart nach noch zu sehr der alten Zeit an; ihre Schriften konnten über den Kreis der eigentlichen Fachgelehrten hinaus nicht bedeutend genug wirken und daher auch nicht zu einer allgemeinern Belebung des politischen Sinnes viel beitragen. Ungleich mehr geschah dafür schon durch einige populär-philosophische Schriften, die seit der Mitte der Funfziger von den beiden Schweizern If. Iselin v) und Joh. Georg Zimmermann, ξ)

1757. Er gab unter andern Büchern heraus eine „Einleitung zu der Staatswissenschaft," Leipzig 1741. 47. 2 Thle. — v) „Philosophische und patriotische Träume eines Menschenfreundes" (die erste Ausg. muß schon 1755 oder bald darauf erschienen sein; vgl. Bibl. d. schön. Wiss. 5, S. 41); 2. A. Zürich 1758, öfter aufgelegt; „Ueber die Gesetzgebung," Basel 1758. 8 (nachher als „Versuch über d. Gesetzgebung," 1760); „Philosophische und patriotische Versuche," Zürich 1760. 8. u. s. w. vgl. Jördens 2, S. 564 ff. — ξ) Geb. 1728 zu Brugg, studierte seit 1747 vier Jahre in Göttingen, vornehmlich unter Hallers Anleitung, Medicin, dabei aber auch mit vielem Eifer Mathematik, Physik, Statistik und andere Wissenschaften. Schon von Hause aus mit der französischen Sprache vertraut, machte er sich in Göttingen auch mit der Sprache und Litteratur der Engländer bekannt. Nach seiner Promotion reiste er über Holland nach Paris und wurde einige Zeit darauf Stadtphysicus in Brugg. Er lebte hier, obgleich als Arzt vielfach beschäftigt, sehr zurückgezogen, studierte viel und schrieb außer verschiedenen Abhandlungen und Aufsätzen, die in Zeitschriften erschienen, auch schon in der zweiten Hälfte der Funfziger die „Betrachtungen über die Einsamkeit" und das Werk „von dem Nationalstolze," womit er sich als Schriftsteller zuerst bei dem größern Publicum einen Namen machte. Da ihm sein Wirkungskreis immer weniger genügte, sehnte er sich von Brugg fort; zwar boten sich ihm mehrere Gelegenheiten, seine Lage zu ändern, allein bald hinderten ihn hypochondrische Launen daran, sie zu benutzen, bald traten Umstände ein, die seine Hoffnungen vereitelten. Endlich erhielt er die Stelle eines königl. großbrittan. Leibarztes in Hannover. Er fühlte sich aber auch in dieser Stellung nicht glücklich: daran waren

so wie von Th. Abbt o) ausgiengen und die weitere Verbreitung der von englischen und französischen Publicisten aus Locke's Schule entwickelten Ideen bei uns vermittelten. π) Ganz

---

theils seine Hypochondrie und ein äußerst schmerzhaftes Körperleiden schuld, theils mancherlei häusliche Trübsale und verdrießliche Erfahrungen, die er machte. Erst später, als er sich zum zweitenmal verheirathet hatte, wurde er heiterer gestimmt. Die Einladung der Kaiserin Katharina II. nach Petersburg lehnte er ab; die Monarchin unterhielt aber seitdem einen Briefwechsel mit ihm und beschenkte ihn mit dem Wladimirorden. Während der letzten Krankheit Friedrichs des Großen war Zimmermann in Potsdam, vom Könige selbst dahin berufen. Gegen Ende seines Lebens wurde er noch in viele ärgerliche Streitigkeiten verwickelt, wozu ein Paar Schriften über Friedrich d. Gr. den ersten Anlaß gegeben hatten. Sie wirkten höchst unglücklich auf seine Gemüthsstimmung: in seiner Melancholie sah er sich überall von Gefahren und Schrecknissen umgeben; dazu kamen noch schwere Körperleiden, in deren Folge er 1795 starb. — Hier war Zimmermann wegen seiner Schrift „von dem Nationalstolze" zu nennen, welche in Zürich 1758. 8 erschien (die 6. Aufl. 1789). — o) „Vom Tode fürs Vaterland," Berlin 1761 (vgl. S. 849, Anm. d); dann aufgenommen in den 2. Th. der „vermischten Werke," Berlin 1768—81. 6 Thle. 8 (die drei ersten von Fr. Nicolai, die übrigen von J. E. Biester herausgegeben; jene auch ein- oder mehrmal aufgelegt). — π) Die meisten der in den drei voraufgehenden Anmerkungen erwähnten Schriften wurden gleich nach ihrem Erscheinen von Mendelssohn in der Bibl. d. schön. Wiss. und in den Litt. Briefen angezeigt. Man erkennt aus seinen Berichten darüber, wie großes Interesse er daran nahm, und wie sehr er sich freute, daß sich nun auch in Deutschland eine publicistische Litteratur, wie sie Engländer und Franzosen schon lange besaßen, zu bilden anfieng. Als Zimmermanns Schrift „von dem Nationalstolze" herausgekommen war, schrieb er (Bibl. d. schön. Wiss. 4, S. 552 f.): „Die philosophischen Betrachtungen der Gesetze, der Sitten, Gebräuche und Regierungsformen der Völker machen einen Theil der Weltweisheit aus, in welchem die Politik, die Moral und die schönen Wissenschaften zusammen kommen, die Genie's der verschiedenen Nationen zu beurtheilen und ganze Reiche mit ihren Beherrschern vor den Richterstuhl der Vernunft zu fordern. (Die Alten haben uns vortreffliche Schriften von dieser Art hinterlassen: in ihre Fußstapfen sind die Engländer und Franzosen getreten.) Die Deutschen — haben nicht eine einzige Schrift von dieser Gattung aufzuweisen, wenn man nicht die Schriften eines Friedrichs mit zu den deutschen Geburten rechnen will. Ihre Weltweisen

besonders anregend aber wirkten in dieser Beziehung Friedr. Karl von Moser *e*) und J. Moeser, beide von wahrer Vaterlands-

schränken sich in dem engen Bezirk der Ideen ein, die sie zwischen den Mauern der Universität, ohne einen Blick auf die große Welt zu thun, erschöpfen können, und ihre Publicisten sind weder Philosophen noch schöne Geister. Die einzigen freigebornen Schweizer fangen seit einiger Zeit an uns Proben von dieser Art zu liefern, die zwar ihre Originale nicht erreichen, aber dennoch gegründete Hoffnungen von sich blicken lassen. — Wir rechnen gegenwärtige Abhandlung zu der Art von Schriften, die wir im Deutschen bisher noch vermisset haben rc." Vgl. dazu Litt. Br. 67; 138 (einige schweizerische Schriftsteller — Iselin und Zimmermann — seien die ersten unter den Deutschen gewesen, welche die Menschen in der großen politischen Gesellschaft mit wahren philosophischen Augen zu betrachten angefangen); 143; 181. — *e*) J. J. Mosers ältester Sohn, geb. 1723 zu Stuttgart, studierte in Jena, wurde 1747 in Hessen-Homburg Kanzleisecretär und zwei Jahre darauf Hofrath, gab aber den Dienst in diesem Ländchen auf und gieng mit seinem Vater nach Hanau, wo er mit an der neu errichteten Staats- und Kanzleiakademie lehrte (vgl. Anm. *λ*). Nach dem Eingehen dieser Anstalt im J. 1751 trat er in hessen-kasselsche Dienste; er wurde Gesandter bei dem oberrheinischen Kreise, so wie bei mehrern kleinen deutschen Höfen, und zum hessischen Geheimenrath ernannt. 1763 erneuerte der Kaiser für ihn und seine Brüder den alten Adel seiner Familie; vier Jahre darauf wurde er Reichshofrath und nicht lange nachher, indem ihn der Kaiser zugleich in den Freiherrnstand erhob, Administrator der kaiserlichen Grafschaft Falkenstein. 1772 berief ihn der Landgraf von Hessen-Darmstadt in seine Dienste: er wurde dessen erster Staatsminister, Präsident sämmtlicher Landescollegien und Kanzler. Als er 1780 in Ungnade fiel, und bei seiner Entlassung eine Untersuchung gegen ihn eingeleitet wurde (vgl. Mercks Aufsatz nebst K. Wagners Vorwort dazu in den von diesem herausgg. Briefen aus dem Freundeskreise von Goethe rc. S. 200 ff.), suchte er sein Recht und die Wiederherstellung seiner hart angegriffenen Ehre bei dem Reichshofrath in Wien nach. Während des Processes, den er zu diesem Ende mit dem Landgrafen führte, hielt er sich theils in Wien, theils auf seinem Gute Zwingenberg an der Bergstraße und in Manheim auf. Erst nach dem 1790 erfolgten Regierungswechsel in Hessen-Darmstadt wurde die zur Untersuchung seiner frühern Amtsführung in Gießen niedergesetzte Commission aufgelöst und ihm nicht bloß sein bis dahin eingezogenes Vermögen, mit Nachzahlung der Zinsen, herausgegeben, sondern auch eine ansehnliche Pension auf Lebenszeit verliehen. Er begab sich nun nach Ludwigsburg,

liebe und edlem Eifer für die Förderung des Gemeinwohls beseelt. Moser kämpfte in seinen zahlreichen Schriften, σ) an deren Form freilich noch vielerlei auszustellen blieb, mit kühnem Freimuth für Recht, Freiheit und Anerkennung der Menschenwürde, rügte viele Uebelstände in den staatlichen und bürgerlichen Verhältnissen der Zeit und scheute sich weder, den Fürsten selbst die Wahrheit zu sagen, noch die Schliche und Ränke ihrer gewissenlosen Diener aufzudecken. Moeser suchte vorzüglich dadurch, daß er vermittelst kleiner, in einer vortrefflichen Sprache und dem edelsten Volkston geschriebener Aufsätze über die verschiedenartigsten Angelegenheiten und Verhältnisse, von denen das leibliche, sittliche und geistige Wohl des einzelnen Staatsbürgers, wie der Gesellschaft im Großen und Kleinen mehr oder minder abhängt, klare Begriffe verbreitete, zunächst in dem Kreise seiner Berufsthätigkeit den verschiedenen Classen seiner Mitbürger nützlich zu werden, bereitete aber diesen Aufsätzen, da er sie nachher als „patriotische Phantasien" zusammen herausgeben ließ, τ) einen viel weiter und tiefer reichenden

wo er 1798 starb. Vgl. über seinen schriftstellerischen Character besonders Goethe, Werke 24, S. 121 f; Schlosser 2, S. 589 ff. und Gervinus 4, S. 188 ff. — σ) Seine „Staatsgrammatik" erschien schon 1749. Unter den darauf folgenden Schriften von allgemeinerem Interesse gehören zu den bemerkenswerthesten: „Der Herr und der Diener, geschildert mit patriotischer Freiheit," Frankf. a. M. 1759. 8 (vgl. Litt. Br. 88 und Hamanns Urtheil in der Nachschrift zum 180 Litt. Br.); „Beherzigungen," Frankf. a. M. 1761. 8; „Gesammelte moralische und politische Schriften," Frankf. a. M. 1763. 64. 8; „Vom deutschen Nationalgeiste," Frankf. a. M. 1765. 8; „Reliquien," Frankf. a. M. 1766. 8. Von den spätern Werken ist das wichtigste das „patriotische Archiv für Deutschland," Frankf. u. Leipzig 1784—92. 12 Bde. 8 (wozu noch 2 Bde als „neues patriotisches Archiv," 1792—94, kamen). — τ) Vgl. Anm. η. Moeser selbst hat sie in einem Schreiben an Nicolai (Verm. Schriften 2, S. 148) characterisiert als „kurze Aufsätze, welche insgesammt die politische Moral und Polizei betreffen und mehrentheils ihren eigenen komischen Ton haben." —

1. Von 1773 bis 178[illegible].

§. 298.

Nichts war der zur Mündigkeit und männlichen Kraftfülle fortschreitenden Entwickelung unserer schönen Litteratur vor dem J. 1773 förderlicher gewesen, als der innige Verband der Production mit der Kritik in Lessings schriftstellerischem Wirken. Er war sich deutlich bewußt, wie vieles er der letztern in seinem eigenen Hervorbringen zu danken habe, und hatte daraus die feste Ueberzeugung gewonnen, daß die wahre Kritik nimmermehr das Genie ersticken, daß sie aber wohl dazu dienen könne, dasselbe nicht allein vor Verirrungen sicher zu stellen, sondern selbst bis zu einem gewissen Grade zu ersetzen.[1]) Als

---

gegen Klotz gerichtet; vgl. S. 971, Anm. a, wo zu den zuletzt angeführten Büchertiteln, die über das Treiben Klotzens und seines Anhangs nähere Auskunft geben, noch Nicolai's Vorrede zum 2. St. des 8. Bandes der allg. d. Bibl., so wie dessen Recension in derselben Zeitschrift Bd. 10, St. 2, S. 103—129 hinzuzufügen sind), und die „zerstreuten Anmerkungen über das Epigramm und einige der vornehmsten Epigrammatisten," zuerst gedr. mit Lessings „Sinngedichten" im ersten Theil seiner vermischten Schriften, Berlin 1771. 8.

1) In der berühmten Stelle zu Ende der Dramaturgie (s. Schr. 7, S. 449 f.), worin er ein Urtheil über seine dramatischen Leistungen mit einer Selbsterkenntniß ausspricht, die schon allein das Siegel der Wahrheit auf alles drücken würde, was er in dem Buch über dramatische Dichtung und dramatische Dichter gesagt hat, lehnt er die Ehre, für einen Dichter gehalten zu werden, weil er einige dramatische Versuche gewagt habe, von sich ab. „Die ältesten meiner Versuche," äußert er sich, „sind in den Jahren hingeschrieben, in welchen man Lust und Leichtigkeit so gern für Genie hält. Was in den neuern Erträgliches ist, davon bin ich mir sehr bewußt, daß ich es einzig und allein der Kritik zu verdanken habe. Ich fühle die lebendige Quelle nicht in mir, die durch eigene Kraft sich empor arbeitet, durch eigene Kraft in so reichen, so frischen, so reinen Strahlen aufschießt: ich muß alles durch Druckwerk und Röhren aus mir herauf pressen. Ich würde so arm, so kalt, so kurzsichtig sein, wenn ich nicht einigermaßen gelernt hätte, fremde Schätze bescheiden zu borgen, an fremdem Feuer mich zu wärmen und durch die Gläser der Kunst mein Auge zu stärken. Ich bin

er daher für die deutschen Dichter, die auf sein Wort hören wollten, den Zwang der alten, größtentheils auf Mißverstand oder auf ganz falschen Voraussetzungen beruhenden Kunstregeln beseitigt hatte, und nun gegen die Siebziger hin, unter den verschiedenartigsten Anregungen im Vaterlande selbst und von außen her, das Bedürfniß nach einer originalen, naturgemäßen und volksthümlichen Dichtung bei uns immer fühlbarer, das Verlangen darnach auch schon lauter wurde: schien es ihm um so nothwendiger, vor einem Geschlecht von deutschen Schriftstellern zu warnen, die anfiengen alle Kritik verdächtig zu machen, alle Regeln verwarfen und alles von dem Genie allein erwarteten. Er benutzte dazu den Schluß seiner Dramaturgie,[2]) mit der und den wenige Jahre später heraus-

---

daher immer beschämt oder verdrüßlich geworden, wenn ich zum Nachtheil der Kritik etwas las oder hörte. Sie soll das Genie ersticken: und ich schmeichelte mir, etwas von ihr zu erhalten, was dem Genie sehr nahe kömmt. Ich bin ein Lahmer, den eine Schmähschrift auf die Krücke unmöglich erbauen kann." — 2) Nachdem er bemerkt hat, das lange in Deutschland bestandene Vorurtheil — die Franzosen im Drama nachahmen, sei eben so viel gewesen, als nach den Regeln der Alten arbeiten — habe nicht ewig gegen unser Gefühl bestehen können, das glücklicherweise durch einige englische Stücke aus seinem Schlummer erweckt worden sei, fährt er fort (7, S. 454): „Wir machten endlich die Erfahrung, daß die Tragödie noch einer ganz andern Wirkung fähig sei, als ihr Corneille und Racine zu ertheilen vermocht. Aber geblendet von diesem plötzlichen Strahle der Wahrheit, prallten wir gegen den Rand eines andern Abgrundes zurück. Den englischen Stücken fehlten zu augenscheinlich gewisse Regeln, mit welchen uns die französischen so bekannt gemacht hatten. Was schloß man daraus? Dieses: daß sich auch ohne diese Regeln der Zweck der Tragödie erreichen lasse; ja daß diese Regeln wohl gar Schuld sein könnten, wenn man ihn weniger erreiche. Und das hätte noch hingehen mögen! — Aber mit diesen Regeln fieng man an alle Regeln zu vermengen und es überhaupt für Pedanterei zu erklären, dem Genie vorzuschreiben, was es thun, und was es nicht thun müsse. Kurz, wir waren auf dem Puncte, uns alle Erfahrungen der vergangenen Zeit muthwillig zu verscherzen, und von den

gegebenen „zerstreuten Anmerkungen über das Epigramm und einige der vornehmsten Epigrammatisten“ 3) er selbst als Schriftsteller von der aesthetischen Kritik Abschied nahm. Als Dichter wie als Kritiker hatte er sich mit dem Drama immer am meisten und liebsten beschäftigt, und als er die Dramaturgie schrieb, war es ihm auch vollkommen klar geworden, daß mit der Ausbildung der dramatischen Gattung für die deutsche Litteratur erst „die höchste, ja die einzige Poesie“ gewonnen werden konnte. 4) Der Ausgang des hamburgischen Nationaltheaters, an dessen Eröffnung sich so große Hoffnungen für die deutsche Schauspielkunst und Bildung knüpften, hatte ihm nun dieses Zu-

---

Dichtern lieber zu verlangen, daß jeder die Kunst aufs neue für sich erfinden solle. Ich wäre eitel genug, mir einiges Verdienst um unser Theater beizumessen, wenn ich glauben dürfte, das einzige Mittel getroffen zu haben, diese Gährung des Geschmacks zu hemmen.“ — Daß Lessing hier besonders die in den Schleswiger Briefen über Merkwürdigkeiten der Litteratur aufgestellten Ansichten von der Entbehrlichkeit der Regeln für das Genie im Auge hatte, ist bereits S. 1346 in der Anmerkung angedeutet worden. Auch zielte er gewiß mit auf Gerstenbergs Ugolino (vgl. S. 1398, Anm. 3). — 3) Vgl. S. 1436, Anm. mm. — 4) Nach dem Bericht des Ritter Klefe soll Lessing noch während seines Aufenthalts in Breslau behauptet haben, von Dichtern verdiene nur der epische den Namen in der eigentlichen Bedeutung, und der dramatische komme mit ihm in keine Vergleichung (vgl. Lessings Leben von K. G. Lessing S. 248). Dagegen schreibt Lessing in einem Briefe an Nicolai v. 26. Mai 1769 (12, S. 225 f.), nachdem von der hohen Malerei die Rede gewesen ist: die Poesie müsse schlechterdings ihre willkürlichen Zeichen zu natürlichen zu erheben suchen, und nur dadurch unterscheide sie sich von der Prosa und werde Poesie. Alle die Gattungen, die sich dazu nur solcher Mittel bedienen können, welche die willkürlichen Zeichen den natürlichen näher bringen, aber sie nicht zu natürlichen machen, seien als die niedern zu betrachten, und die höchste Gattung der Poesie sei die, welche die willkürlichen Zeichen gänzlich zu natürlichen Zeichen mache. Das sei aber die dramatische. Auch Aristoteles habe schon gesagt, daß sie die höchste, ja die einzige Poesie sei, und er gebe der Epopee nur in sofern die zweite Stelle, als sie größtentheils dramatisch sei oder sein könne. —

teresse an der dramatischen Poesie, wie an dem Theater, und damit, wie es scheint, auch sein früheres lebendiges Interesse an der vaterländischen schönen Litteratur überhaupt verleidet.[5]) Wenigstens stand er fortan davon ab, mit gewohnter Kraft und Ausdauer in ihre Fortbildung selbst einzugreifen. Zu Zeiten freilich erwachte in ihm wieder die alte Neigung für die deutsche Schaubühne, aber nur vorübergehend;[6]) und nach der Emilia Galotti dichtete er nur noch seinen Nathan,[7]) zu dessen Ausarbeitung ihn überdieß zunächst seine theologischen Streitigkeiten bestimmten,[8]) und von dem er auch gar nicht glaubte, daß er je auf das Theater kommen würde.[9]) Seine Hauptthätigkeit verwandte er auf ganz andre Arbeiten als auf Dichtungen und in das Gebiet der schönen Litteratur einschlagende Kritiken. Schon während er noch an der Drama-

---

5) Vgl. die S. 1324 zu Ende der Anmerk. angeführte Stelle und dazu Lessings Briefe aus den Jahren 1768—77 an Ramler, Nicolai, seinen Bruder Karl und Bode 12, S. 213; 230; 319; 383 f.; 410 f.; 421; 428; 482; 488, nebst Nicolai's Anmerk. zu seinem Briefe an Lessing vom 19. Aug. 1769 (13, S. 184 ff.). — 6) Vgl. zu verschiedenen der eben angeführten Briefstellen noch 12, S. 275; 289; 331. — 7) „Nathan der Weise. Ein dramatisches Gedicht in fünf Aufzügen." Berlin 1779. 8. — 8) Am 11. Aug. 1778 schrieb Lessing an seinen Bruder Karl (12, S. 509 f.): „Ich habe vor vielen Jahren einmal ein Schauspiel entworfen, dessen Inhalt eine Art von Analogie mit meinen gegenwärtigen Streitigkeiten hat, die ich mir damals wohl nicht träumen ließ. Wenn Du und Moses (Mendelssohn) es für gut finden, so will ich das Ding auf Subscription drucken lassen. — Wenn Ihr den Inhalt wissen wollt, so schlagt das Decamerone des Boccaccio auf. — Ich glaube eine sehr interessante Episode dazu erfunden zu haben, daß sich alles sehr gut soll lesen lassen, und ich gewiß den Theologen einen ärgern Possen damit spielen will, als noch mit zehn Fragmenten." Vgl. 12, S. 514. Lessing beabsichtigte auch ein Nachspiel zum Nathan zu machen, welches der Derwisch heißen sollte (12, S. 526). — 9) „Es kann wohl sein, daß mein Nathan im Ganzen wenig Wirkung thun würde, wenn er auf das Theater käme, welches wohl nie geschehen wird." 12, S. 528. —

turgie schrieb, verfaßte er die antiquarischen Briefe,[10]) und in den Siebzigern beschäftigten ihn neben Forschungen in verschiedenen Fächern der Gelehrsamkeit vornehmlich theologische Gegenstände und seine sich an die Herausgabe der Wolfenbüttler Fragmente anschließenden polemischen Schriften. So zog der Mann, der seither so unendlich viel für die Neubelebung, Kräftigung und Veredlung unserer schönen Litteratur gewirkt hatte, und der vor allen seinen Zeitgenossen dazu berufen und befähigt war, sie auf ihrem fernern Bildungsgange durch seine Kritik vor neuen Verirrungen zu wahren, gerade zu der Zeit die Hand von ihr ab, als sich auf einmal, besonders für das Drama, eine bis dahin noch nicht dagewesene Fülle productiver Kräfte in einem jungen Dichtergeschlecht hervorthat, das seines Raths, seiner Warnung und seiner Zurechtweisung so sehr bedurfte. Denn bei ihrem stürmischen Auflehnen gegen die alten Theorien und gegen jeden Regelzwang und bei ihrer begeisterten Hingabe an Vorbilder, die sie ihrer eigensten Natur und ihrem eigentlichen Werthe nach noch nicht zu würdigen und deshalb auch nicht in der rechten Art zu benutzen verstanden, waren diese jungen Dichter ohne einen solchen ihre Schritte gleich von vorn herein mit Aufmerksamkeit verfolgenden kritischen Rathgeber und Warner um so mehr in Gefahr, bei Ausübung ihrer Talente auf Irrwege zu gerathen und ihre besten Kräfte in verfehlten Versuchen zu vergeuden, je seltener sie Unbefangenheit, Besonnenheit und Bildung genug besaßen, aus Lessings schon vorhandenen Schriften sich selbst Raths zu erholen.[11]) Und woher sonst hätten ihnen kritische und kunstphilosophische

10) Vgl. den Brief an Nicolai vom 25. Octbr. 1768 (12, S. 204). — 11) Wie Lessing über die Bestrebungen und Leistungen der jungen Männer des Sturmes und Dranges urtheilte, können wir nur aus einigen Äußerungen abnehmen, die in seinen eigenen Briefen vorkommen, oder worüber Andere berichtet haben. Darnach war er namentlich mit

Führer kommen sollen, die ein Vertrauen verdienten, wie es sich Lessing bei dem einsichtigern Theil der Nation erworben hatte? Die vor dem J. 1773 erschienenen Systeme der Dichtungslehre waren veraltet; einen neuen und höhern Aufschwung nahm die Kunstphilosophie erst in Kants Kritik der Urtheils-

ihren „theatralischen Freibeutereien" sehr unzufrieden, so wie damit, daß sie so geringen Respect vor Aristoteles hatten, und hätte er sich noch, wie sonst, lebhaft für das Theater interessiert, so würde er Gefahr gelaufen haben, „über das theatralische Unwesen ärgerlich zu werden und mit Goethe, trotz seinem Genie, worauf er so sehr poche, anzubinden." Vgl. den Brief an seinen Bruder Karl vom 11. Novbr. 1774 (12, S. 421; dazu S. 423 und Boie's Schreiben an Merck in den Briefen an Merck, 1835. S. 63). Ob er mit Goethe's Götz von Berlichingen ganz zufrieden gewesen ist, weiß ich nicht: aus dem Briefe an seinen Bruder vom 20. April 1774 (12, S. 416) ergibt sich nur das mit Bestimmtheit, daß er es lächerlich fand, von dem Stück so französisch zu urtheilen, wie es Ramler gethan hatte. Ausführlicher hat er über den Werther gesprochen in einem Briefe an Eschenburg (12, S. 420). Er sagt diesem „tausend Dank für das Vergnügen, welches er ihm durch Mittheilung des goethe'schen Romans gemacht habe," meint aber, daß „wenn ein so warmes Product nicht mehr Unheil als Gutes stiften sollte, es noch eine kleine kalte Schlußrede haben müßte." — „Solche kleingroße, verächtlich schätzbare Originale (wie den Character des Werther) hervorzubringen," heißt es gegen den Schluß des Briefes, „war nur der christlichen Erziehung vorbehalten, die ein körperliches Bedürfniß so schön in eine geistige Vollkommenheit zu verwandeln weiß. Also, lieber Goethe, noch ein Kapitelchen zum Schlusse; und je cynischer, je besser!" Goethe's Gedicht „Prometheus," das er durch Fr. H. Jacobi kennen lernte, gefiel ihm nicht bloß seines Inhalts wegen sehr, sondern er lobte es auch als Gedicht und bewunderte den echten lebendigen Geist des Alterthums nach Form und Inhalt darin. Vgl. Fr. H. Jacobi's Werke 4, 1, S. 51 ff.; 4, 2, S. 215. — Kurze Urtheile über Lenz (mit Bezug auf die ihm fälschlich beigelegte „Kindermörderin," deren Verfasser H. L. Wagner war), über Klinger und über die Originalgenies überhaupt finden sich 12, S. 481 (vgl. 13, S. 580); 12, S. 426; 455 (vgl. 13, S. 555; 559). Dazu vgl. die Mittheilungen über Lessing in Fr. Nicolai's Anhang zu Fr. Schillers Musenalmanach für d. J. 1797. S. 158 ff., von denen wenigstens durch das, was Boas (Schiller und Goethe im Xenienkampf 2, S. 154) dagegen vorgebracht hat, noch keineswegs erwiesen ist, daß sie jedenfalls aus Verdrehung einer

kraft und in den darauf fußenden Abhandlungen Schillers': was in der Zwischenzeit über die Theorie der Dichtkunst in wissenschaftlichem Vortrage geschrieben wurde, wie die im Anfang der Achtziger zugleich herausgegebenen Bücher von Joh. Jac. Engel,[12]) Joh. Aug. Eberhard[13]) und Joh. Joach.

---

lessingischen Aeußerung hervorgegangen, wo nicht ganz erfunden seien. — 12) Geb. 1741 zu Parchim im Mecklenburgischen, studierte zu Rostock, Bützow und Leipzig, die ersten Jahre bloß Theologie, nachher auch Philosophie, Mathematik und Physik und zuletzt, außer der Philosophie, besonders die griechische und neuere Sprachen. Nach Vollendung seiner akademischen Studien blieb er noch längere Zeit in Leipzig, wo er von Privatunterricht, öffentlichen Vorlesungen und schriftstellerischen Arbeiten (namentlich auch für die neue Bibl. der schönen Wissenschaften ꝛc.) lebte. Er stand hier in nahem freundschaftlichem und litterarischem Verkehr mit Ch. F. Weiße und Garve. Das Theater bot ihm Gelegenheit, sich eine genauere Kenntniß von der Schauspielkunst zu erwerben. Unter mehrern Anträgen zu festen Anstellungen nahm er 1776 den einer Professur am joachimsthalschen Gymnasium in Berlin an, wo er nachher auch zum Mitgliede der Akademie der Wissenschaften ernannt wurde. Als Lehrer mehrerer Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses wurde er Friedrich Wilhelm II. näher bekannt, der ihm 1787 die Oberdirection des Berliner Nationaltheaters übertrug, für die er als Verfasser der „Ideen zu einer Mimik" (Berlin 1785. 86. 2 Bde. 8.) vorzüglich geeignet zu sein schien. Im J. 1794 gab er dieselbe an Ramler ab, der ihm seit 1790 als Mitdirector zugesellt war (vgl. S. 927 f. die Anmerk., wo statt 1793—96 zu lesen ist 1794—96) und zog sich in sein Geburtsland nach Schwerin zurück. Allein auf den Wunsch Friedrich Wilhelms III., dessen Lehrer er gewesen war, kam er 1798 wieder nach Berlin und lebte hier als Akademiker mit einem ansehnlichen, ihm vom Könige verliehenen Jahrgehalt. Er starb auf einer Besuchsreise in seine Heimath zu Parchim 1802. — Von seinen „Anfangsgründen einer Theorie der Dichtungsarten, aus den neuesten Mustern entwickelt," erschien der erste Theil zu Berlin und Stettin 1783. 8.; ein zweiter blieb aus. Jener wurde 1804 von Nicolai aufs neue herausgegeben und sodann als 11. Bd. von „J. J. Engels Schriften." Berlin 1801—1806. 12 Bde. 8. — 13) Geb. 1739 zu Halberstadt, studierte in Halle Theologie, wurde 1759 Hauslehrer in seiner Vaterstadt und, ohne aus diesem Verhältniß zu treten, vier Jahre später daselbst bei einer Schule als Conrector und bei einer Kirche als zweiter Prediger angestellt. Bald darauf gab er aber diese beiden Aemter auf, indem er dem nach Berlin

Eschenburg,[14]) erhob sich in den Grundsätzen auch noch nicht über die baumgartensche Aesthetik und die kunsttheoretischen Werke der Engländer, oder es war schon von Lessing gesagt, und dieß konnte, wie es in seinen Schriften stand, die jungen Dichter, die darauf achten wollten, besser leiten und eher vor Irrthümern schützen, als alle vorhandenen Systeme der Aesthetik. Die Zeitschriften aber, die sich mit der Kritik der schönen Litteratur des Tages abgaben, verwalteten ihr Richteramt seit 1773 bis dahin, wo die Jenaer allgemeine Litteraturzeitung recht in Aufnahme kam, im Ganzen genommen mit so wenig durchgebildetem und in den Kern der Dinge eindringendem Kunstverstande, oder auch mit so viel Vorurtheil und Parteirück-

versetzten Vater seiner Zöglinge dahin folgte. Die Verbindung, in die er nun mit Nicolai und Mendelssohn kam, ward bald zu enger Freundschaft. 1768 erhielt er eine Predigerstelle am berlinischen Arbeitshause. Seine ganz im rationalistischen Geiste der Aufklärungspartei abgefaßte „neue Apologie des Sokrates, oder Untersuchung der Lehre von der Seligkeit der Heiden" (Berlin 1772. 8, später in zwei Bänden), die großes Aufsehen, besonders in der theologischen Welt, erregte und ihm viele Widersacher erweckte, schien ihm in Berlin jede Aussicht auf eine Beförderung im Predigtamte abzuschneiden; nur auf den ausdrücklichen Befehl Friedrichs des Großen erhielt er die Predigerstelle in Charlottenburg. 1778 wurde ihm die durch G. F. Meiers Tod erledigte Professur der Philosophie an der Universität zu Halle übertragen. Acht Jahre später ernannte ihn die Berliner Akademie der Wissenschaften zu ihrem auswärtigen Mitgliede, und 1805 erhielt er den Titel als Geheimerath. Er starb 1809. Vgl. Fr. Nicolai's Gedächtnißschrift auf J. A. Eberhard. Berlin u. Stettin 1810. 8. — Die „Theorie der schönen Künste und Wissenschaften, zum Gebrauch seiner Vorlesungen," gab Eberhard zu Halle 1783. 8. heraus (nachher noch in zwei verbesserten Auflagen). — 14) Vgl. S. 1069, Anm. 16. Hierher gehört sein „Entwurf einer Theorie und Litteratur der schönen Wissenschaften zur Grundlegung bei Vorlesungen." Berlin u. Stettin 1783. 8. Die dritte und vierte Aufl. (1805 u. 1817) unter d. Titel „Entwurf einer Theorie und Litteratur der schönen Redekünste ꝛc." Eschenburgs „Beispielsammlung zur Theorie u. Litteratur d. schönen Wiss." in 8 Bdn. 8. erschien zu Berlin und Stettin 1788—95. —

sichten, daß die productiven Köpfe, die sich fühlten und von keiner Regel und Zurechtweisung wissen wollten, durch die der Flug des Genie's irgend gehemmt oder erschwert werden könnte, diese seichte, befangene und dabei ganz veraltete Art von Kritik bald völlig verachten mußten und sich um den Tadel oder die Warnungen ihrer Recensenten entweder gar nicht mehr kümmerten, oder ihnen Spott und Hohn entgegensetzten. Noch kurz vor 1773 hatte es geschienen, als habe die aesthetische Kritik wieder ein ähnliches Organ, wie die Litteraturbriefe gewesen waren, in den Frankfurter gelehrten Anzeigen erhalten: allein als die Herausgabe derselben bald in andere Hände übergieng,[15]) hörte ihre Bedeutung für die Fortbildung der schönen Litteratur sogleich auf. Von den übrigen periodischen Schriften, die entweder ausschließlich oder wenigstens theilweise der Beurtheilung neu erschienener Werke der schönen und

15) Vgl. S. 1011, Anm. 3, wo aber der gegen das Ende hin angedeutete Widerspruch zwischen Goethe's Angabe über die Aenderung in der Redaction und einer Stelle in Boie's Brief an Merck sich dadurch erledigt, daß die Jahreszahl an der Spitze dieses Briefes, die nicht mich allein irre geführt hat, ein (nicht angegebener) Druckfehler ist. Indeß da dafür offenbar 1773 gelesen werden muß, wie sich aus verschiedenen Beziehungen in dem Schreiben ergibt, und da auch Voß schon im Febr. 1773 an seinen Freund Brückner (Briefe von J. H. Voß 1, S. 127) schreibt, die Frankfurter gel. Zeitung, die mit dem Wandsbecker Boten bisher die einzige vernünftige gewesen, sei jetzt in schlechte Hände gefallen: so scheint dem wieder nach der entgegengesetzten Seite hin Goethe's Aeußerung zu widersprechen: und dieser Widerspruch wird dadurch noch auffallender, daß wenigstens Goethe selbst für den Jahrgang 1773 eine ganze Anzahl Recensionen geliefert hat, also damals noch mit der Zeitung in Verbindung stehen mußte, wo seine Freunde die Herausgabe nicht mehr besorgten (vgl. zu den Werken 33, S. 3 ff. nach A. Nicolovius, Ueber Goethe. Litterarische und artistische Nachrichten. Leipzig 1828. 8. S. 17 f.). Weil ich die Jahrgänge 1772 und 73 von jenen Blättern nicht zur Hand habe, vermag ich hierüber nicht ins Klare zu kommen und muß mich begnügen, darauf aufmerksam zu machen. —

der wissenschaftlichen Litteratur gewidmet waren, behaupteten sich die neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freien Künste, die allgemeine deutsche Bibliothek und der deutsche Merkur zwar lange in ihrem Ansehen bei dem großen Publicum. Wenn sie aber schon das Urtheil ihrer Leser über den Werth oder den Unwerth der neuesten Dichtungswerke im Ganzen viel mehr mißleiteten als zurechtwiesen, so konnten die Dichter selbst, die sich an den Theorien und Absichten der alten Schulen nicht mehr genügen ließen und ganz neue Ziele im Auge hatten, aus der ersten jener drei Zeitschriften so gut wie gar nichts mehr für ihre Kunst lernen und, nachdem sich Herder von der allgemeinen deutschen Bibliothek ganz zurückgezogen hatte,[16]) aus den beiden andern nur so lange einen reinen und höhern Gewinn ziehen, als Merck dazu Beiträge lieferte. Da diese jedoch theils zu selten einliefen, theils zu kurz gefaßt werden mußten, und Merck überdieß zu bald aufhörte, über Gegenstände aus dem Fache der schönen Litteratur für jene Blätter zu schreiben,[17]) so wirkte auch er auf

16) Die Recensionen, welche Herder für die allgem. deutsche Bibliothek geschrieben hat, sind theils abgedruckt, theils bloß verzeichnet in seinen Werken zur schönen Litt. u. Kunst 20, S. 305—322; 411 f. Im August 1774 aber brach er den Briefwechsel mit Nicolai ab und entsagte damit auch aller Theilnahme an der Bibliothek (vgl. a. a. O. S. 412 die Note und dazu Briefe aus d. Freundeskreise von Goethe ꝛc. herausgg. von K. Wagner, S. 105 u. 140 f.) — 17) In dem von Parthey herausgegebenen Verzeichniß der Mitarbeiter an der allg. d. Bibl. steht Merck als Recensent für das Fach der „schönen Wissenschaften" in den Rubriken der Jahre 1773—87. Er hat aber vom J. 1774 an nur sehr wenig Beiträge geliefert; wenigstens habe ich keine andern von einiger Bedeutung gefunden, als die Anzeigen von Goethe's Werther und den durch diesen hervorgerufenen Schriften in Bd 26, 1, S. 102 ff. und im Anhang zu Bd 25—36, S. 3044 ff; doch ist an erster Stelle von Merck nur die Anzeige von Goethe's Roman und den nicolaischen Freuden Werther's, das Uebrige hat Nicolai selbst angehängt (vgl. Briefe an Merck. 1835. S. 65 ff.; 76). Die allgem. deutsche Bibliothek kam,

schriftstellerischem Wege durch seine Kritik ins Allgemeine hin

je länger je mehr, in Widerstreit mit allen neuen Richtungen, die sich seit dem Beginn der Siebziger in unserm Geistesleben und in unserer Litteratur hervorthaten. Wie Nicolai ihre Herausgabe leitete (vgl. S. 939), blieb der in ihr herrschende Geist viel zu sehr bestimmt durch seine persönliche Stellung zu den Schriftstellern, deren Werke beurtheilt wurden, und durch sein besonderes Verhalten zu den litterarischen Bestrebungen der Zeit. Nun aber zerfiel er bereits in den Siebzigern und Achtzigern, theils durch eigene Schuld, theils in Folge gegen ihn gerichteter Angriffe, mit vielen Schriftstellern, die entweder in den neuen Richtungen vorangiengen oder mindestens zu den bedeutendern dieser Zeit gehörten. So hatte er sich schon 1773, vor dem Bruche mit Herder, mit Hamann (vgl. den Vorbericht zum 4. Bde von dessen Schriften) und mit den Brüdern Jacobi (vgl. F. H. Jacobi's auserles. Briefw. 1, S. 116—140) völlig verfeindet; zwei Jahre darauf brachte er durch die „Freuden des jungen Werthers" Goethen gegen sich auf, reizte Jung-Stilling zu einem Angriff (vgl. dessen sämmtl. Werke, A. von 1841 f. 1, S. 433 f.) und gerieth mit Wieland in eine, bald nachher mit großer Erbitterung geführte Fehde (vgl. einerseits den d. Merkur von 1775, 1, S. 284, die beiden letzten Quartale von 1778, und von 1779, 1, S. 154 ff; und andrerseits den Anhang zum 25—36. Bde der allg. d. Bibl. S. 628 ff; 678 ff. und Bd. 37, 1, S. 295 ff., sowie Goeckingk in Fr. Nicolai's Leben ꝛc. S. 53 f.); im J. 1777 band er mit Bürger an (wovon an anderer Stelle); 1779 und in den beiden folgenden Jahren erfuhr er heftige Angriffe von J. H. Voß (vgl. d. Musenm 1779, 2, S. 158 ff.; 1780, 1, S. 264 ff.; 2, S. 446 ff.; 1781, 1, S. 198 ff.; 347 ff.; 2, S. 87 ff.; ihre später erfolgte Versöhnung besiegelte Nicolai durch die edelmüthigste Handlung; vgl. Briefe v. J. H. Voß 3, 2, S. 131); und 1787 gieng seine schon lange vorhandene und von Jahr zu Jahr zunehmende Abneigung gegen Lavater zu offener Feindseligkeit über (vgl. die Vorrede und den Anhang zum 8. Bde von Nicolai's Beschreibung einer Reise durch Deutschland ꝛc. und dazu Gervinus 5, S. 298—304). Wie hätten unter solchen Umständen die Recensenten an der allg. d. Bibl. die volle Unbefangenheit des Urtheils bewahren können, wenn sie über Werke berichteten, die von diesen Gegnern Nicolai's und ihnen befreundeten oder sinnesverwandten Schriftstellern herrührten? Und wären diese Recensenten im Fache der schönen Litteratur nur noch andere Leute gewesen! Aber die meisten zeigen sich als die elendesten Schwätzer, die, ohne allen Beruf zur aesthetischen Kritik, in den abgedroschensten Redensarten Lob und Tadel austheilen: Biester, Eschenburg, Knigge, Musaeus, Schatz und Nicolai selbst sind noch immer die besten,

weit weniger, als er bei seiner hohen Befähigung dazu hätte

---

und wie unbedeutend, ja geistlos sind doch auch oft genug ihre Beurtheilungen, von Parteilichkeit gar nicht einmal zu reden! Dabei stehen die Recensionen über Werke der schönen Litteratur seit 1774 fast durchgehends unter den „kurzen Nachrichten:“ sie gehören zu jener Classe von „Recensiönchen,“ die, wie der jüngere Lessing in einem Briefe an seinen Bruder (Lessings sämmtl. Schriften 13, S. 510 f.) bemerkt, Nicolai aus England nach Deutschland verpflanzt hatte. — Zum Mitarbeiter am deutschen Merkur war Merck von Fr. H. Jacobi schon gewonnen worden, als letzterer sich mit Wieland zur Herausgabe dieser Zeitschrift vereinigt hatte; auch hatte Merck bereits zu Anfang des J. 1773 Verschiedenes an Jacobi eingesandt, der aber nur einige Stücke davon Wielanden zum Abdruck zustellte und die übrigen als dazu nicht recht geeignet zurückbehielt (vgl. Fr. H. Jacobi's auserles. Briefw. 1, S. 101 und 109 f.; Briefe aus dem Freundeskreise von Goethe rc. S. 56, wo aber die Jahreszahl an der Spitze in 1773 verändert werden muß; und dazu Briefe an Merck. 1835. S. XXXVI. ganz oben und S. 259 unten). Recensionen oder andre kritische Sachen scheinen nicht darunter gewesen zu sein. Ob er nach jener Sendung für die beiden nächsten Jahrgänge des Merkurs noch etwas geliefert habe, ist mir nicht bekannt. Erst 1776 trat er in ein näheres und länger dauerndes Verhältniß zu demselben. Fr. H. Jacobi nämlich, der sich damals noch immer als Mitherausgeber ansah, und der schon lange mit der im Merkur geübten Kritik unzufrieden gewesen war (vgl. dessen auserles. Briefw. 1. S. 127), hatte im Novbr. 1775 an Wieland geschrieben (a. a. O. 1, S. 230 ff.): er möge doch mit Goethe, der kurz zuvor in Weimar eingetroffen war, überlegen, welchergestalt der Merkur gemeinnütziger gemacht werden könnte. „Nichts würde ihm mehr aufhelfen, als wenn wir mehr Urtheile über Bücher und andre Dinge hineinbringen könnten; denn den Leuten liegt an nichts so viel, als zu wissen, was sie über alles Vorkommende denken und sagen sollen. — Goethe selbst und Herder wären eigentlich die Leute, welche der Herr zu uns senden müßte rc.“ Hierauf scheint Wieland mit Goethe die Sache besprochen und dieser Merck in Vorschlag gebracht zu haben, an den sich Wieland sofort gewandt haben muß. Denn Wielands Brief vom 5. Jan. 1776 mit einer Nachschrift von Goethe (Briefe an Merck. 1835. S. 81 ff.) ist schon eine Erwiederung auf ein verloren gegangenes Schreiben von Merck, worin dieser seine Bereitwilligkeit erklärt hatte, das kritische Amt im Merkur zu verwalten, das ihm Wieland nun ohne alle Beschränkung übertrug. Gleich im J. 1776 begann auch Merck Recensionen zu liefern. Sie betrafen in ihrem Fortgange außer Werken der schönen Litteratur auch noch Vieles aus andern Fächern der Wissenschaft und der Kunst (vgl. Briefe an Merck. 1835. S. XXXVIII f. und

thun können [18]) und in seinem persönlichen Verkehr mit Goethe auf diesen insbesondere auch in der That gewirkt hat. [19]) —

Ad. Stahr, J. H. Mercks ausgew. Schriften ꝛc. S. 88). Wenn Wieland es schon im Mai 1778 für räthlich hielt, von den Recensionen über schöne Litteratur fürs erste ganz abzustehen (Briefe an und von Merck. 1838. S. 136 ff.), so mußte er doch bald seinen Sinn ändern (vgl. daselbst S. 143); und so lieferte Merck in diesem Jahre auch noch hin und wieder einen kleinen dahin einschlagenden Beitrag: später jedoch, bis zum J. 1781, außer Beurtheilungen wissenschaftlicher oder artistischer Werke und einer Bilanz der wissenschaftlichen Litteratur der Jahre 1778 und 79 (d. Merkur 1779, 1, S. 193 ff.; 1780, 2, S. 18 ff; vgl. Briefe an Merk. 1835. S. 225), nur noch einige selbständige, auf die Besprechung allgemeiner Gebrechen in unserer schönen Litteratur eingehende Aufsätze. Leider war Merck durch die ganze Einrichtung des Merkurs genöthigt, auch nur mehr Recensiönchen als Recensionen zu schreiben; und was noch viel übler war, er mußte in seinen Beurtheilungen auf Wielands ausdrückliches Bitten zu oft allerlei Rücksichten nehmen und sich in seinem Ton nach den Verhältnissen richten, in welchen dieser zu den Schriftstellern selbst oder zu einzelnen Landsmannschaften und Coterien stand (vgl. Briefe an Merck. 1835. S. 82; 87; 92; 100; 105; 197; 200; — 1838. S. 67; 70; 92, Note *); 139; 154). — 18) Mercks Kritiken zeichnen sich vor allen andern, die aus jener Zeit stammen, durch die Gediegenheit der Gedanken und die prägnante, runde, alles Begriffsmäßige vollkommen veranschaulichende Ausdrucksweise so sehr aus, daß sie, auch wenn sein Name nicht genannt ist, leicht herausgefunden werden können (vgl. was Herder und Wieland von ihm als Recensenten gesagt haben, in den Briefen an Merck. 1835. S. 37, und 1838. S. 56; dazu Gervinus 4, S. 549 f. und Ad. Stahr a. a. O. S. 82 ff.). Ich verweise hierbei besonders auf seine Anzeige des Werther (allg. d. Bibl. 26, 1, S. 103 ff.), auf die Beurtheilungen des vossischen Musenalmanachs für 1776, der „Beiträge zur Geschichte deutschen Reichs und deutscher Sitten" von Blankenburg, des vierten Theils der „Lebensgeschichte Tobias Knauts" von Wezel, der „Situation aus Fausts Leben" von Mahler Müller, des „Siegwart" von Miller (im d. Merkur 1776, 1, S. 85 ff; 270; 272 f; 3, S. 81; 1777, 2, S. 255 ff.); so wie auf die beiden Aufsätze „Ueber den Mangel des epischen Geistes in unserm lieben Vaterlande" und „Ueber den engherzigen Geist der Deutschen im letzten Jahrzehent" (d. Merkur 1778, 1, S. 48 ff; 1779, 2, S. 25 ff; beide auch bei Ad. Stahr a. a. O. S. 280 ff). — 19) Welchen überaus wohlthätigen Einfluß Merck durch seine Kritik auf Goethe in der ersten Hälfte der Siebziger ausübte, hat uns der Dichter in

So war das Verhältniß der Theorie und der Kritik zur Production im Allgemeinen während der nächsten zwanzig Jahre nach 1773 ein durchaus verschiedenes von dem, welches in den vorgehenden funfzig Jahren Statt gefunden hatte. Sich selbst überlassen, weil die kritischen Führer, denen sie hätte vertrauen können, sich ihr entweder ganz entzogen, oder ihr nur hin und wieder Winke ertheilten, und diejenigen zurückweisend, die sich ihr, ohne Beruf dazu, aufdrängen wollten, schritt unsere Dichtung nun zwar mit kühnem Selbstvertrauen ihren neuen Zielen zu, gerieth dabei aber auf nicht geahnte Abwege, die sie wieder auf längere Zeit weit davon abbrachten.

§. 299.

Der Eintritt einer neuen Epoche in dem Bildungsgange unserer schönen Litteratur kündigte sich zu Anfang der Siebziger schon deutlich genug in den Urtheilen an, die von verschiedenen Seiten her über die in den letzten vierzig Jahren zu Ansehen und zu Ruhm gekommenen Dichter laut wurden, und nicht minder in dem Verhalten der neu auftretenden Dichter zu den noch lebenden ältern. Lessings Kritik und Herders Musterung der deutschen Litteraturzustände in seinen Fragmenten hatten bereits in weitern Kreisen gewirkt und den Glauben an die Vortrefflichkeit des zeither in der Dichtung Geleisteten

seinem Leben selbst erzählt. Noch im J. 1779, als Merck in Weimar war und der Aufführung der Iphigenie in Ettersburg beigewohnt hatte, bemerkte Goethe in seinem Tagebuch: „Gute Wirkung von Mercks Gegenwart. Sie hat mir nichts verschoben, nur wenige dürre Schalen abgestreift und im alten Guten mich befestigt, durch Erinnerung des Vergangenen und seine Vorstellungsart mir meine Handlungen in einem wunderbaren Spiegel gezeigt. Da er der einzige Mensch ist, der ganz erkennt, was ich thue und wie ich's thue, und es doch wieder anders sieht, wie ich, von anderem Standpunct, so gibt das schöne Gewißheit" (Riemer, Mittheilungen über Goethe ꝛc. 2, S. 87).

sehr erschüttert; der Unterschied zwischen ursprünglicher, echter Poesie und einer bloß nach den gangbaren Theorien gemachten konnte nicht länger durchaus verkannt, der Werth der Originalität im Producieren vor jeder, auch der geschicktesten Nachahmung nicht mehr abgeläugnet werden, und die so lange vorzugsweise geübten Gattungen mit den Mustern dafür hatten in demselben Maaße an Bedeutung verlieren müssen, in welchem sich bei uns der Bereich ganz neuer poetischer Anschauungen nach den verschiedensten Seiten hin erweitert hatte. Noch waren die Blätter von deutscher Art und Kunst und der Götz von Berlichingen nicht erschienen und auch die Frankfurter gelehrten Anzeigen nicht einmal ins Leben getreten, als Jac. Mauvillon [a]) und Ludw. Aug. Unzer [b]) das erste Stück ihres Briefwechsels „über den Werth einiger deutscher Dichter ꝛc." herausgaben.[c]) Hierin war es besonders auf eine Prüfung des dichterischen Verdienstes

a) Geb. 1743 zu Leipzig, besuchte von seinem 13. Jahre an das Carolinum in Braunschweig, an welchem sein Vater als Lehrer der französischen Sprache angestellt worden war. Erst zum Theologen, sodann zum Rechtsgelehrten bestimmt, jedoch ohne Neigung zu einer dieser Berufsarten, trat er noch sehr jung als Ingenieur in hannöverische Dienste, verließ diese jedoch nach Beendigung des siebenjährigen Kriegs und fieng nun doch noch an in Leipzig die Rechte zu studieren. Allein nicht lange, so wurde ihm dieß Studium so sehr verleidet, daß er es plötzlich aufgab. 1766 wurde er Collaborator in Ilfeld, wo er Unzer kennen lernte und lieb gewann. Später kam er als Weg- und Brücken-Ingenieur nach Cassel, wo er zugleich die Kriegsbaukunst am Carolinum lehrte und nachher als Hauptmann beim Cadetten-Corps angestellt wurde. 1785 folgte er einem Ruf nach Braunschweig als Major bei dem Ingenieur-Corps und als Lehrer am dortigen Carolinum. Er starb 1794. Vgl. über ihn Schlichtegrolls Nekrolog auf d. J. 1794, 1, S. 163 ff. und C. G. W. Schiller, Braunschweigs schöne Litteratur ꝛc. S. 132 ff. — b) Geb. 1748 zu Wernigerode, gest. als Candidat der Theologie 1775 zu Ilsenburg bei Wernigerode (vgl. Jördens 5, S. 128 f.). — c) „Ueber den Werth einiger deutschen Dichter und über andere Gegenstände den Geschmack und die schöne Litteratur betreffend. Ein Briefwechsel." 2 Stücke, Frankf. und Leipzig 1771. 72. 8. Die Verfasser hatten sich nicht genannt.

Gellerts und auf eine Kritik seiner gesammten schriftstellerischen Wirksamkeit abgesehen. Es sollte gezeigt werden, wie wenig Gellert, der so lange fast überall in Deutschland für einen der größten Dichter der Nation angesehen war, und dessen Werke die weiteste Verbreitung in ihr gefunden hatten, seinen Ruhm verdiene, d) während Rabener, der ihm an Genie und an

d) Es sei zwar wahr, heißt es in diesen Briefen, daß Lessing, Wieland, Ramler niemals, soviel man wisse, eine besondere Hochachtung für den seligen Gellert als Dichter zu äußern für gut befunden hätten; desto mehr sei derselbe aber von dem großen Publicum bewundert worden. Denn außer einigen wenigen guten Köpfen und echten Kennern der schönen Wissenschaften habe unser Publicum bis jetzt gar keinen Geschmack, und das furchtbare Wort „Geschmack der Nation" sei ein sinnloses Wort. Dem Verf. des 2. Briefes (Mauvillon, der überhaupt der eigentliche Kritiker in diesem Briefwechsel ist) scheint Gellert „durchgehends ein sehr mittelmäßiger Schriftsteller und ein Dichter ohne einen Funken von Genie" zu sein. In den folgenden Briefen wird Gellert nun als Briefsteller, als Romanschreiber, als Lustspieldichter, als Kritiker, als Verfasser von Schäferspielen, von Fabeln, ernsthaften und komischen Erzählungen, als Dichter geistlicher Lieder und als Didactiker im Besondern kritisiert. Gellert heiße bei seinen blinden Verehrern „der wahre Dichter der Natur, einfältig und edel, wie sie!" „Eine große Ehre für Homer und für Ossian, daß sie, die größten Copisten der Natur, einen solchen Farbenstreicher neben sich gestellt sehen müssen!" Nur als Verf. geistlicher Lieder wird er gelobt, aber dieses Lob wird wieder sehr verkümmert durch den Zusatz: er habe seine Lieder ohne Genie machen können zu dem Zwecke, dem sie dienen sollten; im Grunde seien sie doch nur in Silbenmaaß geschlossene Prosa, ohne einen Funken von dem Feuer, welches einen J. Bapt. Rousseau oder Klopstock begeistert habe. Bei der Characterisierung von Gellerts Fabel- und Erzählungspoesie wird gezeigt, wie tief er hierin unter La Fontaine stehe, und doch sei dieser als Erzähler noch lange nicht das, wofür ihn die Franzosen ausgeben möchten: das müsse gleich in die Augen springen, wenn man ihn mit Ariosto zusammenstelle (vgl. oben S. 1352 gegen Ende d. Anm. s). Die letzten Briefe des ersten Stücks beleuchten endlich die Verdienste, die sich Gellert als moralischer Schriftsteller und als Beförderer des guten Geschmacks erworben haben soll. Auch in dieser Beziehung werde er über Gebühr gepriesen. Seine moralischen Vorlesungen seien, wie seine geistlichen Lieder, zwar gut für Leute ohne wissenschaftliche Bildung

Witz weit überlegen gewesen und in dem Nutzen, den er als moralischer Dichter gestiftet, wenigstens nicht nachstehe, schon beinahe vergessen sei. e) Ueber andre poetische Berühmtheiten aus den letzten Jahrzehnten, wie über Wieland, f) Kästner g)

— -

die daraus manches Gute lernen könnten; allein für die denkende Welt, für das wissenschaftliche Publicum seien sie ein Buch, das beweise, Gellert sei ein eben so seichter Kopf für die Wissenschaften gewesen, wie er für einen ganz genielosen Dichter, selbst im geistlichen Liede, gehalten werden müsse. Und noch weit seichter, weit unnützer und unfähiger, eine gesunde Tugend beizubringen, sei das Moralische in seinen übrigen Schriften: überall finde man nur das Lob des guten Herzens, d. i. der Temperaments-, Erziehungs- und Vorurtheilstugend, deren Schwäche doch sattsam bekannt sei. Die in Deutschland so weit verbreitete weiche Empfindsamkeit und süßliche Freundschaftelei, wobei alle Männlichkeit verloren gehe, und eine tapfere Gesinnung, wenn das Vaterland Vertheidiger brauche, nicht aufkommen könne, habe niemand mehr herbeigeführt und genährt als Gellert. Er habe zuerst die Nation dahin geführt, Geschmack an Richardsons Romanen zu finden. Wenn er bewirkt habe, daß die Neigung zum Lesen belletristischer Werke überhaupt in Deutschland viel allgemeiner geworden sei, so habe er dadurch doch keineswegs zur Bildung des guten Geschmacks beigetragen: vielmehr müsse behauptet werden, daß die Nation im Ganzen noch ohne Geschmack sei, und daß diejenigen, denen ein richtiger Geschmack beigelegt werden könne, ihn nicht Gellerten verdanken; wogegen es vornehmlich von seinem Einfluß auf die deutsche Jugend herrühre, daß so viele der neuesten Dichter so überaus seicht und elend seien, und daß namentlich auch der winselnde Ton der Nachtgedanken von Young in unsere Poesie so leicht Eingang gefunden habe (vgl. oben S. 1257 gegen Ende d. Anm. k) — e) Vgl. Br. 13, S. 295 ff. — f) Br. 4, S. 96: „Herr Wieland schreibt viel; es ist unmöglich, daß alles gleich gut sei. Mir scheinen „die Grazien" mit vieler Nachlässigkeit gedichtet zu sein, sowohl im Plane als in der Einkleidung. Von den Ursachen und Wirkungen der Polygraphie, die unsere Dichter anficht, sobald sie berühmt werden, ließe sich viel sagen. Ich fürchte, Hr. W. wird sich nicht genug für diesen Stein des Anstoßes hüten und viel Mittelmäßiges unterlaufen lassen. Indessen ist W. immer ein Genie und ein großer Kopf." — g) Br. 8, S. 163 ff; Br. 9, S. 211 ff; Br. 10, S. 229 ff. Unter seinen Gedichten taugen nur die Epigramme etwas. Wenn aber nicht einmal der durchgehends gute Epigrammatist unter die Zahl der wahren Dichter zu reihen ist, wie kann derjenige in diesem Fache selbst seiner Nation

und die Lehrdichter überhaupt, äußerten sich die Verfasser der Briefe fürs erste nur mehr beiläufig; doch konnte es schon darnach nicht mehr zweifelhaft sein, daß sie außer Wielands Musarion keines der vorhandenen Werke der didactischen Gattung als ein eigentliches Gedicht anerkennen wollten. [h]) Mehr mit dem Gesammtertrag unserer schönen Litteratur während der letzten vierzig Jahre hatte es das zweite Stück zu thun. Was früher zum Lobe Rabeners gesagt worden, wurde nun beschränkt und gegen ihn Liscow erhoben. [i]) Hallern ward die höhere Dichterbegabung so gut wie ganz abgesprochen; [k]) die meisten aus Gottscheds Schule hervorgegangenen Verfasser der Bremer Beiträge mit den ihnen geistesverwandten Dichtern wurden

---

besondere Ehre machen, der nach Epigrammen jagt und also freilich unter vielen ein gutes findet? — h) Br. 9, S. 195 ff. „Wir haben einen Ueberfluß an dogmatischen Dichtern; — Haller, Dusch, Wieland, Uz, Cronegk, Lichtwer u. A. haben sich in diesem Felde hervorgezeichnet. Obgleich alle mit sehr verschiedenem Vortheil, so sind sie dennoch, sogar Lichtwer, in meinen Augen über Gellert. — Nach dem gewöhnlichen Begriffe davon kann ich aber die Lehrgedichte unmöglich unter die Gedichte rechnen, und Boileau ist mir nichts mehr, als ein witziger Versmacher. — Wir Deutschen haben nur einen Lehrdichter nach meinem Begriff, und der ist Wieland. Nicht in seinen bekannten Lehrgedichten, welche er schrieb, als ihn noch der Geschmack für die englischen Dichter beherrschte; nein, in seinem vollkommensten Gedichte, das ihn zum Stolze seines Vaterlandes und zum Mitgenossen der Unsterblichkeit macht — in seiner Musarion." — i) Br. 15, S. 11—27. — k) Br. 19, S. 97 ff. Alle eifrigen Anhänger Gellerts rechneten außer ihm Hallern unter die größten Dichter in Deutschland. Allerdings wäre derselbe der erste gewesen, der von jenem wässrichten Modeton abwich, der zu seinen Zeiten herrschte, aber unmöglich könnte er deswegen ein Dichter genannt, geschweige unter die Zahl unserer großen Dichter gesetzt werden. Sein ganzes Verdienst bestünde darin, philosophische Sentenzen in Reime gezwungen zu haben, der einzige Werth seiner Gedichte darin, daß sie verschiedene glückliche und starke Gedanken enthielten. Auch seine Alpen dürften für kein wahres Gedicht gelten; nur als Lyriker hätte er zweimal poetische Kraft gezeigt (in der „Doris" und in der „Trauerode beim Absterben seiner geliebten Mariane"). —

tief herabgesetzt;[l]) J. G. Jacobi, Gotter, Kretschmann, Michaelis u. a. mit Spott über ihre marklosen, witzelnden kleinen Poesien abgefertigt;[m]) die heitern erotischen Dichter überhaupt, obgleich sie, wie mit bitterer Ironie auseinandergesetzt ward, unter den bestehenden Regierungsformen und bei dem derzeitigen Zustande der Gesellschaft von einem gewissen Nutzen wären, für lächerlich erklärt, sofern sie sich selbst eine so große Wichtigkeit beilegten und sich für Lehrer der Jugend ausgäben.[n]) Der Dichter

l) Br. 16, S. 39, wo des Nutzens gedacht wird, den die rechte satirische Freiheit in der Litteratur mit sich führen würde, heißt es: „Nehmen Sie nur die Kritik in Deutschland! Welch eine veränderte Gestalt würde sie gewinnen! Wie würde das Verdienst eines Denis hervorgezogen, und die Schlegels, Gisekens, Gärtners und Cronegks in ihre verdiente Dunkelheit herabgeschleudert werden!" — m) Br. 18, S. 78 f. „Sobald ein neues Gedichtchen von Jacobi (den ich übrigens höher schätze als manche, die seine Absichten und Gaben verkennen) oder eine pièce fugitive von Engeln, Ebeling, Koch, Gottern, Kretschmann, Michaelis und Sangerhausen erscheint: o so sollten Sie sehen, wie begierig man (in witzigen Gesellschaften) die frischen Bissen verschlingt! Dann schreit man: Wie himmlisch! wie göttlich! welche attische Urbanität! welch ein lydischer weicher Gesang! Wie schalkhaft! wie fließend! — und wie die Modeexclamationen alle heißen. Ja, wo bleiben da die Stammhalter der deutschen Poesie? Vater Hagedorn ist gegen einen neuen Witzling unausstehlich trocken, und Kleist hat den Ton der guten Gesellschaft verfehlt rc." — n) Hiervon handeln Br. 23 und 24. Die gegen die heitern Dichter, welche von Wein und Liebe singen und das Vergnügen anpreisen, erhobenen Beschuldigungen werden widerlegt. Zu der Tugend freilich, wird dann weiter bemerkt, die auf festen Ueberzeugungen beruht, zu der Tugend der großen und starken Seelen, tragen diese Dichter so wenig bei, daß sie vielmehr fähig wären, dieselbe zu schwächen oder wohl gar auszurotten. Diejenige Tugend aber, die in der Empfänglichkeit des Herzens für Rührungen besteht, die sympathetische Tugend, die das Vergnügen und die Bequemlichkeit Anderer zum Zweck hat, diese befördern die erotischen Dichter. Wenn sie wirklich einen Einfluß auf die Denkungsart ihrer Leser ausüben, so bilden sie Epikuräer, fühlbare Seelen, die den lieben Gott einen frommen Mann sein lassen, keinem Menschen Leids thun, im Gegentheil ihrem Nächsten helfen, so viel als sichs ohne ihre Unbequemlichkeit thun läßt, und sich übrigens die Zeit in der Welt so gut vertreiben, als sie können. Heut

sollte nur nach dem Genie geschätzt und das Genie hauptsächlich in der Kraft zu schaffen gesucht werden. o) Hiernach könnten bloß Klopstock, Ramler, Geßner, Wieland und Gleim — wiewohl die beiden letzten auch nicht ohne Einschränkung — unter unsern Dichtern die „wahrhaft großen" heißen; ihnen zunächst, aber schon um eine Stufe tiefer, sollten Uz, Gerstenberg, die Karsch,

---

zu Tage stiften aber diejenigen, welche das sympathetische Gefühl rege zu machen wissen, diejenigen, die die Weichherzigkeit einflößen, größern Nutzen als die, welche feste und unerschütterliche Charactere bilden. Denn große Thaten, wozu eine gewisse Stärke des Geistes gehört, lassen sich bei den bestehenden Regierungsformen und dem Zustande der Gesellschaft nur gar selten mehr thun; kleine Wohlthaten dagegen können noch immer geübt werden. Freilich würde eine Gesellschaft, die aus lauter starken Seelen bestünde, weit besser sein, als die unsrige ist, für welche die erotischen Dichter Nutzen stiften. — Uebrigens aber, heißt es dann noch weiter, scheine es etwas sonderbar zu sein, daß unsere scherzenden Dichter, anstatt die Nation zur Freude zu locken, sie mit Gewalt dazu zwingen wollen, da sie sehr anathematisch einen jeden verdammen, der mit ihnen nicht lachen wolle oder könne, und dabei die Vertheidigung ihrer Göttin oft sehr schlecht führen (hier wird besonders Bezug auf Grundsätze und Lehren genommen, die in Wielands Diogenes vorgetragen waren). — o) Br. 19, S. 89 ff. „Es versteht sich, daß mir des Dichters schöpferischer Geist lauter Dinge vorstellen muß, die mich interessieren. Kann er aus einem dem Scheine nach unbequemen Dinge etwas machen, das mich interessiert: Heil ihm! Ich bewundre ihn desto mehr. Aber auch das ist schon hinreichend, ihn in meinen Augen zum großen Dichter zu machen, wenn er nur weiß Gegenstände zu wählen, welche wichtig sind, und das Wichtige, das darin liegt, es bestehe im Großen oder Reizenden, herauszuholen, um mir's zu zeigen. Dieß ist die Haupteigenschaft aller Dichter und der Maaßstab, nach dem ich sie abmesse. — Den Lehrdichter, wenn er nicht alle seine Sätze durch Gemählde, und zwar dichterisch bearbeitete Gemählde, durch den ganzen Schmuck der Einbildungskraft weiß sinnlich zu machen, streiche ich gänzlich aus der Zahl der Dichter weg. — Wer nur die interessierendste Erfindungskraft besitzt, das ist der Dichter, den ich in die erste Classe setze. Er dichte mir von Hirten oder von Göttern, von Schlachten oder von Liebesgeschichten, er drücke die Begebenheiten und Empfindungen Anderer oder seine eignen aus; kurz, wenn er mich nur interessiert, so ist er mein Dichter, und ich liebe ihn." —

Denis, vielleicht auch noch Bodmer, Kleist und Lichtwer stehen, und höchstens erst in eine dritte Classe Männer wie Hagedorn, Zachariae, Willamov, Kretschmann, Dusch, Cramer, Thümmel, J. G. Jacobi, Michaelis, Blum kommen. Lessing endlich, „ohne Zweifel der größte und vollkommenste Prosator in Deutschland, so wie unser erster Kunstrichter," und Weiße hätten zwar gezeigt, zu welchem Grade der Vollkommenheit man es mit Fleiß, Studium und Uebung zu bringen vermöchte, ohne eben ein großes Genie zu haben; aber als Dichter könnten sie beide nicht einmal einen Anspruch auf eine Stelle der zweiten Classe machen. p) — Diese Briefe erregten großes Aufsehen; mochte sich aber auch bald von verschiedenen Seiten der alten Schule her heftiger Widerspruch dagegen erheben, q) so sprachen sie, wenn auch keineswegs durchweg, so doch in vielem Einzelnen und besonders in Betreff Gellerts Grundsätze aus, die damals schon ziemlich allgemein von den „sogenannten Freigeistern in Sachen des Genie's" gehegt wurden. r) Die

p) Vgl. St. 2, S. 246 ff. — q) Vgl. Jördens 2, S. 84. — r) Goethe's Beurtheilung des ersten Stücks der Briefe in den Frankf. gel. Anz. (Werke 33, S. 10 ff.) beginnt mit den Worten: „Es ist eine undankbare Arbeit, wenn man Ketzer retten soll, wie es die Verff. in Ansehung der allgemeinen Orthodoxie des Geschmacks sind, gegen den sie sich auflehnen. An Gellert, die Tugend und die Religion glauben, ist bei unserm Publico beinahe Eins. Die sogenannten Freigeister in Sachen des Genie's, worunter leider alle unsre jetzt lebenden großen Dichter und Kunstrichter gehören, hegen eben die Grundsätze dieser Briefsteller; nur sind sie so klug, um der lieben Ruhe willen eine esoterische Lehre daraus zu bilden." Goethe fand es zu hart geurtheilt, Gellert einen mittelmäßigen Dichter ohne einen Funken von Genie zu nennen, und war besonders mit dem heftigen, barschen und wegwerfenden Ton der Briefe unzufrieden. Allein er mochte doch auch nicht mehr zu Gunsten des Dichters Gellert sagen, als daß er „ein angenehmer Fabulist und Erzähler" sei, der „einen wahren Einfluß auf die erste Bildung der Nation" gehabt, und der durch „oft gute Kirchenlieder wenigstens wieder einen Schritt zu einer unentbehrlichen Verbesserung des Kirchenrituals" gethan habe. Ein Dichter auf der Scala, wo

Zeit verlangte nach einer andern Poesie, als die zeitherige im Allgemeinen gewesen war. Von allem, was in dieser durch Geist und Form an eine den sogenannten französischen Classikern und den englischen Didactikern verwandte Schule erinnerte, kehrte sich das neue Dichtergeschlecht am entschiedensten ab. Damit griff auch bei ihm binnen Kurzem die Mißachtung gegen die Vertreter der alten Richtungen immer weiter um sich. Wenn man in dem Göttinger Kreise mit Berufung auf Klopstocks Urtheil der Poesie Gellerts und Weiße's nur mehr stillschweigend entgegentrat und bloß in brieflicher Mittheilung sie und ihresgleichen als Dichter, auf welche die Nation stolz sein könnte, fernerhin nicht wollte gelten lassen, s) und wenn

Ossian, Klopstock, Shakspeare und Milton stehen, sei er freilich nicht gewesen; „nichts mehr als ein Bel Esprit, ein brauchbarer Kopf, der von der Dichtkunst, die aus vollem Herzen und wahrer Empfindung ströme, welche die einzige sei, keinen Begriff gehabt habe." — s) Im Febr. 1773 schrieb Voß an seinen Freund Brückner (Briefe v. J. H. Voß 1, S. 127) mit nächstem Bezug auf die Sprache in J. A. Cramers Gedichten: „Hierin hat der liebe Gellert auch noch viel verdorben, dessen französisches Deutsch so lange für schön gehalten ward. Und deshalb ist es nur recht gut, daß Unzer und Mauvillon in ihren Briefen ihn ein wenig angegriffen, ob mir gleich die Art mißfällt." Vgl. dazu die Briefstellen 1, S. 138 und 184 f. In der zweiten wird Gellert als Dichter geistlicher Lieder nicht viel höher als B. Schmolck gestellt. „Seine Lehrgedichte — willst Du die Gedichte nennen? Selbst unter den Lehrgedichten stehen sie auf der niedrigsten Stufe. Seine Fabeln — wer hat Aesop und Phaedrus einem Homer, Pindar, Virgil nur von ferne an die Seite gesetzt? — Seine Komödien, seine Briefe, seine Prosa! — Ach laß mich; ich will ja gerne dem Volk seine Götzen lassen, nur verlange nicht, daß ich selbst niederfallen soll. Gellert war ein guter, frommer Mann; ein guter Schriftsteller für Zeiten, wo Gottsched alles war; und durchaus kein Dichter xc. — Mein Urtheil ist das Urtheil des Bundes und Klopstocks." An einer andern Stelle (1, S. 159 f.) schreibt Voß, von unsern Dichtern sei Klopstocken keiner widriger als Weiße. Er sage, daß Weiße keinen Funken von Genius hätte und nur ein neuer Hofmannswaldau wäre. Wielands Genie schätze er, sei aber desto unzufriedener, daß er immer nachahme. Ueber J. G. Jacobi lache er. — Selbst Gleim war

der zu Anfang der Siebziger, in Goethe's Kreise nicht minder wie unter den Göttingern, sich in dem vollsten Dichteransehen behauptete, und auf den alle diese jungen Genialitäten mit Verehrung blickten, war Klopstock;[y]) das dichterische Ver-

---

die sich im J. 1774 sowohl in Briefen (vgl. Werke 60, S. 222; 224 und Briefw. zwischen Goethe und Fr. H. Jacobi S. 31), wie in der Farce „Götter, Helden und Wieland" (vgl. S. 1002, Anmerk. und dazu Werke 26, S. 327 ff.) aussprach. Ueber das ganze Verhalten Goethe's zu Wieland vom Ausgang der Sechziger bis zu ihrer zuerst durch Andere vermittelten Annäherung, die gleich mit Goethe's Eintritt in Weimar zu herzlicher Freundschaft wurde, gibt die ausführlichste und beste Auskunft H. Düntzer in den „Freundesbildern aus Goethe's Leben. Studien zum Leben des Dichters." Leipzig 1853. 8. S. 290—307. — Von andern Dichtern, die mit Goethe in der ersten Hälfte der Siebziger befreundet waren und Angriffe gegen Wieland richteten, sind besonders H. L. Wagner und Lenz zu nennen. Wagner höhnte ihn in der zu seiner Zeit so berüchtigt gewordenen dramatischen Satire „Prometheus, Deukalion und seine Recensenten" (1775), von der noch anderwärts die Rede sein wird. Lenz schrieb ein Pasquill auf ihn, „die Wolken" betitelt, und sobann, obgleich er selbst den Druck desselben hintertrieb, eine „Vertheidigung des Hrn. W(ieland) gegen die Wolken," die 1776 erschien, mir aber nicht weiter als aus Nicolai's Bericht darüber in dem Anhang zum 25—36. Bde d. allg. d. Bibl. S. 774 f. bekannt ist. Auch in der von Lenz in dramatischer Form abgefaßten Skizze „Pandaemonium Germanicum," welche ebenfalls noch im J. 1775 oder im Anfang des nächstfolgenden geschrieben sein muß (aus seinem schriftl. Nachlasse herausgeg. von G. F. Dumpf, Nürnberg 1819. 8, dann wieder gedr. im 3. Bde der „gesammelten Schriften von J. M. R. Lenz. Herausgg. von L. Tieck," S. 207 ff.) wird Wieland durchgängig lächerlich gemacht. (Außer ihm kommen darin von deutschen Schriftstellern mehr oder minder schlecht davon Hagedorn, Gellert, Rabener, Weiße, J. G. Jacobi, Michaelis und der Kunstrichter und Vielschreiber Chr. Heinr. Schmid [über den ich zunächst auf Jördens 4, S. 551 und auf Goethe's Werke 26, S. 160 ff. verweise]; besser Gleim und Uz; verherrlicht werden, nebst Goethe und Lenz selbst, nur Klopstock, Lessing und Herder). Vgl. auch „das leidende Weib" (von Klinger) in den gesammelten Schriften von Lenz 1, S. 163 ff. — y) Ueber die bis zur Vergötterung sich versteigende Verehrung Klopstocks in dem Göttinger Kreise vgl. S. 958 f., Anm. w; über das Verhalten Goethe's und seiner Freunde zu ihm um dieselbe Zeit vgl. Goethe's Werke 26, S. 112. Wie der Würtem-

dienst Lessings, so viel Anerkennung er auch als Dramatiker fand, vermochten jene jungen Feuerköpfe noch nicht seiner eigensten Natur und ganzen Größe nach zu würdigen; in Gleim, der beiden in der Achtung der Jüngern am nächsten stand, ehrten und liebten sie eigentlich weniger den Dichter als den Menschen und den hülfebereiten Förderer jedes der Unterstützung bedürftigen Talents; Ramler wurde vornehmlich nur als Metriker und als feinfühlender Kritiker geschätzt, Kleist hauptsächlich nur als Frühlingssänger von den empfindsamen Naturschwärmern des Göttinger Kreises hoch gehalten. Indeß auch für Klopstock nahte schon die Zeit, wo sich die Zahl seiner Bewunderer vermindern und er von der Höhe herabsteigen sollte, die er so lange in der öffentlichen Meinung als der größte Dichter Deutschlands eingenommen hatte. z)

§. 300.

Indem unsere jungen Dichter in diesem Verhalten zu ihren Vorgängern alles fallen ließen, was in der zeitherigen Art des poetischen Producierens veraltet und abgelebt war, und damit den meisten der so lange vorzugsweise behandelten Gegen-

---

berger Kraftmann Chr. F. Dan. Schubart für den Messias begeistert war und seine Begeisterung durch Vorlesen und öffentliche Declamation des Gedichts auch auf Andere zu übertragen suchte, kann man aus d. d. Museum von 1776, 2, S. 855 ff. ersehen (zu diesem Bericht über die Wirkungen des Messias auf Leser und Hörer aus allen Ständen halte man aber als Gegenstück einen andern in der neuen Bibl. d. schön. Wiss. 23, 1, S. 68 ff.). — z) Darauf deuteten bereits in den ersten siebziger Jahren manche Stellen in Briefen von Hamann, Herder und Merck (vgl. Herders Lebensbild 3, 1, S. 138; Hamanns Schriften 5, S. 68 f; 75 und Briefe aus dem Freundeskreise von Goethe ꝛc. S. 118), und vorzüglich das in den Briefen an Merck abgedruckte, schon S. 859 oben in der Anmerkung angezogene Schreiben von Heinrich Fueßli an Lavater (vgl. auch Knebels litter. Nachlaß 2, S. 112 ff; 139 f. und Prutz, d. Götting. Dichterb. S. 131 f; 321—326; so wie zu dem Inhalt des ganzen §. eben da S. 288—296).

der zu Anfang der Siebziger, in Goethe's Kreise nicht minder wie unter den Göttingern, sich in dem vollsten Dichteransehen behauptete, und auf den alle diese jungen Genialitäten mit Verehrung blickten, war Klopstock; y) das dichterische Ver-

die sich im J. 1774 sowohl in Briefen (vgl. Werke 60, S. 222; 224 und Briefw. zwischen Goethe und Fr. H. Jacobi S. 31), wie in der Farce „Götter, Helden und Wieland" (vgl. S. 1002, Anmerk. und dazu Werke 26, S. 327 ff.) aussprach. Ueber das ganze Verhalten Goethe's zu Wieland vom Ausgang der Sechziger bis zu ihrer zuerst durch Andere vermittelten Annäherung, die gleich mit Goethe's Eintritt in Weimar zu herzlicher Freundschaft wurde, gibt die ausführlichste und beste Auskunft H. Düntzer in den „Freundesbildern aus Goethe's Leben. Studien zum Leben des Dichters." Leipzig 1853. 8. S. 290—307. — Von andern Dichtern, die mit Goethe in der ersten Hälfte der Siebziger befreundet waren und Angriffe gegen Wieland richteten, sind besonders H. L. Wagner und Lenz zu nennen. Wagner höhnte ihn in der zu seiner Zeit so berüchtigt gewordenen dramatischen Satire „Prometheus, Deukalion und seine Recensenten" (1775), von der noch anderwärts die Rede sein wird. Lenz schrieb ein Pasquill auf ihn, „die Wolken" betitelt, und sodann, obgleich er selbst den Druck desselben hintertrieb, eine „Vertheidigung des Hrn. W (ieland) gegen die Wolken," die 1776 erschien, mir aber nicht weiter als aus Nicolai's Bericht darüber in dem Anhang zum 25—36. Bde d. allg. d. Bibl. S. 774 f. bekannt ist. Auch in der von Lenz in dramatischer Form abgefaßten Skizze „Pandaemonium Germanicum," welche ebenfalls noch im J. 1775 oder im Anfang des nächstfolgenden geschrieben sein muß (aus seinem schriftl. Nachlasse herausgeg. von G. F. Dumpf, Nürnberg 1819. 8, dann wieder gedr. im 3. Bde der „gesammelten Schriften von J. M. R. Lenz. Herausgg. von L. Tieck," S. 207 ff.) wird Wieland durchgängig lächerlich gemacht. (Außer ihm kommen darin von deutschen Schriftstellern mehr oder minder schlecht davon Hagedorn, Gellert, Rabener, Weiße, J. G. Jacobi, Michaelis und der Kunstrichter und Vielschreiber Chr. Heinr. Schmid [über den ich zunächst auf Jördens 4, S. 551 und auf Goethe's Werke 26, S. 160 ff. verweise]; besser Gleim und Uz; verherrlicht werden, nebst Goethe und Lenz selbst, nur Klopstock, Lessing und Herder). Vgl. auch „das leidende Weib" (von Klinger) in den gesammelten Schriften von Lenz 1, S. 163 ff. — y) Ueber die bis zur Vergötterung sich versteigende Verehrung Klopstocks in dem Göttinger Kreise vgl. S. 958 f., Anm. w; über das Verhalten Goethe's und seiner Freunde zu ihm um dieselbe Zeit vgl. Goethe's Werke 26, S. 112. Wie der Würtem-

dienst Lessings, so viel Anerkennung er auch als Dramatiker fand, vermochten jene jungen Feuerköpfe noch nicht seiner eigensten Natur und ganzen Größe nach zu würdigen; in Gleim, der beiden in der Achtung der Jüngern am nächsten stand, ehrten und liebten sie eigentlich weniger den Dichter als den Menschen und den hülfebereiten Förderer jedes der Unterstützung bedürftigen Talents; Ramler wurde vornehmlich nur als Metriker und als feinfühlender Kritiker geschätzt, Kleist hauptsächlich nur als Frühlingssänger von den empfindsamen Naturschwärmern des Göttinger Kreises hoch gehalten. Indeß auch für Klopstock nahte schon die Zeit, wo sich die Zahl seiner Bewunderer vermindern und er von der Höhe herabsteigen sollte, die er so lange in der öffentlichen Meinung als der größte Dichter Deutschlands eingenommen hatte. z)

§. 300.

Indem unsere jungen Dichter in diesem Verhalten zu ihren Vorgängern alles fallen ließen, was in der zeitherigen Art des poetischen Producierens veraltet und abgelebt war, und damit den meisten der so lange vorzugsweise behandelten Gegen-

berger Kraftmann Chr. F. Dan. Schubart für den Messias begeistert war und seine Begeisterung durch Vorlesen und öffentliche Declamation des Gedichts auch auf Andere zu übertragen suchte, kann man aus d. d. Museum von 1776, 2, S. 855 ff. ersehen (zu diesem Bericht über die Wirkungen des Messias auf Leser und Hörer aus allen Ständen halte man aber als Gegenstück einen andern in der neuen Bibl. d. schön. Wiss. 23, 1, S. 68 ff.). — z) Darauf deuteten bereits in den ersten siebziger Jahren manche Stellen in Briefen von Hamann, Herder und Merck (vgl. Herders Lebensbild 3, 1, S. 138; Hamanns Schriften 5, S. 68 f; 75 und Briefe aus dem Freundeskreise von Goethe rc. S. 118), und vorzüglich das in den Briefen an Merck abgedruckte, schon S. 859 oben in der Anmerkung angezogene Schreiben von Heinrich Fueßli an Lavater (vgl. auch Knebels litter. Nachlaß 2, S. 112 ff; 139 f. und Prutz, d. Götting. Dichterb. S. 131 f; 321—326; so wie zu dem Inhalt des ganzen §. eben da S. 288—296).

stände und den für ihre Darstellungsformen benutzten Mustern den Rücken kehrten, verwarfen sie auch aufs entschiedenste alle Theorien und Kunstregeln der alten Schule und setzten an deren Stelle eine ganz neue Dichtungslehre. Die von Klopstock und Lessing, von Young und Diderot, von Hamann, Gerstenberg und Herder in den Boden des deutschen Geisteslebens gestreuete reiche Saat anregender und aufhellender Gedanken über das, was eigentlich Poesie sei, wo ihr Ursprung gesucht werden müsse, worin ihre wahre Bestimmung beruhe, wo sie die ihrer würdigsten Gegenstände finden könne, was den Dichter erst zum Dichter mache, und wodurch allein er die höchsten Wirkungen hervorzubringen vermöge, — war allmählig aufgegangen. In ihrem Wachsthum gekräftigt durch jene Fülle neuer Anschauungen und Erfahrungen, die in den Gebieten fremder und alter heimischer Poesie seit dem Beginn der Sechziger gewonnen waren, fieng sie nun an in den von dem jungen Geschlecht aufgestellten und beim dichterischen Hervorbringen angewandten aesthetischen Theorien Frucht zu tragen. Diese Theorien waren zunächst von einem ganz revolutionären Character. Denn wie die poetisch gestimmte Jugend, die während und unmittelbar nach dem siebenjährigen Kriege herangewachsen war, hier für Rousseau's Naturevangelium begeistert, dort von Klopstocks patriotischen Ideen ergriffen und für sein Urdeutschthum schwärmend, und überall von einem bis zum stürmischen Freiheitsdrange gesteigerten Unabhängigkeitssinne getrieben, im Leben gern alle Schranken durchbrochen, alle Begrenzungen übersprungen hätte, welche durch staatliche und kirchliche Einrichtungen, durch Gesetz, Sitte, Herkommen und Formen der bürgerlichen Gesellschaft gezogen waren; und wie sie in ihrem Thun sich lieber von dem subjectiven Gefühl und von einem leidenschaftlich erregten Herzen, als von der Vernunft und dem

angenommenen Sittengesetz wollte leiten lassen:[1]) so strebte sie auch in der Dichtung vor allem Andern dahin, jeden Regelzwang abzuwerfen, alles bloß Conventionelle zu beseitigen, die Natur in alle ihre Rechte einzusetzen und dem Subject seine Vollfreiheit bei allem Erfinden und Ausführen zu sichern. Nicht der Verstand und der Witz sollten fernerhin im Gebiet der Poesie die Herrschaft haben, sondern allein die Phantasie und die Empfindung.[2]) Nicht ein gemachtes Gefühl, sondern die Natur müsse den Dichter, wie den Vogel in der Luft, zum Singen treiben;[3]) weder an dem bloßen Nachahmen fremder Muster, noch auch an freiern Nachbildungen sollte er sich genügen lassen, sondern wirkliche Originalwerke schaffen; nicht nach

1) Besonders bezeichnend für diese Stimmung der damaligen Jugend sind zwei Stellen in Briefen von Fr. H. Jacobi an Goethe aus d. J. 1774. In der einen, die geschrieben ist unter den ersten mächtigen Eindrücken, die Jacobi von Werthers Leiden empfangen hatte, heißt es (Briefw. zwischen Goethe und Jacobi S. 43): „Dein Herz, Dein Herz ist mir alles. Dein Herz ist's, was Dich erleuchtet, kräftiget, gründet. Ich weiß, daß es so ist; denn auch ich höre die Stimme, die Stimme des Eingebornen Sohns Gottes, des Mittlers zwischen dem Vater und uns." Die andere, nur um wenige Wochen jünger und aus einem Briefe, mit welchem Jacobi die Handschrift des Prometheus Goethen zurücksandte, lautet (a. a. O. S. 44): „Ich weiß, an wen ich glaube. Der einzigen Stimme meines Herzens horch' ich. Diese zu vernehmen, zu unterscheiden, zu verstehen, ist mir Weisheit; ihr muthig zu folgen, Tugend. So bin ich frei; und wie viel köstlicher als die Behaglichkeiten der Ruhe, der Sicherheit, der Heiligkeit ist nicht die Wonne dieser Freiheit!" — Dazu halte man den Inhalt des Werther, als den vollständigsten Ausdruck des Aufhorchens jener Jugend auf die Stimme des Herzens und ihres Vertrauens auf seine Leitung bei allem Thun, Bilden und Dichten; sodann auch die Darstellung des Characters von Allwill in Jacobi's gleichnamigem Roman, in dem die zweite jener angeführten Stellen, wie manche andere aus seinen Briefen an Goethe und Wieland, so gut wie wörtlich eingefügt ist (vgl. Düntzer, Freundesbilder aus Goethe's Leben S. 136 ff.). — 2) Vgl. Anmerk. 25; auch zu andern der nächstfolgenden Sätze, die ich hier ohne Belege lasse, werden sich manche in den Anmerkungen zu der zweiten Hälfte des §. finden lassen. — 3) Vgl. Goethe's Werke 33, S. 36. —

Vorzeit Shakespeare am meisten gleicht und als höchstes Vor- [illegible], wenn ich so sagen darf! was nicht gelernt, aber nicht gewollt, nicht begehrt werden kann — aber was man hat im Augenblick des Wollens und Wünschens — ohne zu wissen wie. — was gegeben wird — nicht von Menschen, sondern von Gott, oder vom Satan! — — Von was Art immer ein Genie sein mag, aller Genien Wesen und Natur ist — [illegible] — [illegible], Unvergleichbarkeit, Unbeschreiblichkeit — [illegible]! Sein Weg ist immer Weg des Blitzes, oder des Sturmwindes, oder des Adlers. — Man kennt seinen schnellen Schwung nach! hört sein Brausen! sieht seine Herrlichkeit — aber woher oder wohin? weiß man nicht. Und seine Fußstapfen findet man nicht." — [illegible] werden die „Genien" u. a. auch bezeichnet als „Lichter der Welt, Salz der Erde, Substantive in der Grammatik der Menschheit, Ebenbilder der Gottheit — an Ursprung, Schönheit und unsichtbaren Schöpferkräften; Menschengötter, Schöpfer, Zerstörer, Offenbarer der Geheimnisse Gottes und der Menschen, Dollmetscher der Natur, Aussprecher unaussprechlicher Dinge, Propheten, Priester, Könige der Welt rc." Und von dem Urgenie heißt es: sein Denken sei Anschauen, sein Empfinden That, seine That unwiderstreiblich und unaustilgbar. — Ein solches „ganzes, wahres Genie" war für Lavater unter den Dichtern vor allen übrigen Goethe. „Wer ist Dichter? (fragt er im 3. Versuch, S. 105 ff.) — Ein Geist, der fühlt, daß er schaffen kann, und der schafft — und dessen Schöpfung nicht nur ihm selbst innig, als sein Werk gefällt, sondern von dessen Schöpfungen alle Zungen bekennen müssen — „„Wahrheit! Wahrheit! Natur! Natur! wir sehen, was wir nie sahen, und hören, was wir nie hörten — und doch was wir sehen und hören, ist Fleisch von unserm Fleisch und Gebein von unserm Gebeine!"" — Wo sind Dichter? Dichter, die ihrer eignen Seele Schöpfungen, oder vielmehr das, was sie mit Liebe sahen und hörten — und nur das, und das rein und ganz — herausblicken, herausleuchten, stimmen, darstellen? Schöpfungen, in denen sich die Seele, wie die Gottheit in ihren Werken erspiegelt! Schöpfungen, die der ewige Schöpfer durchregt und durchhaucht — in denen man, wie im lebenden und liebenden Antlitz, voll gegossen die lebende und liebende Seele erblickt, lieb gewinnt, anschmachtet — verschlingt! Schöpfungen, unangetastet vom Hauche, Ton, Schimmer — irgend einer Mode, Convention, künstlichen Manier? [Selbst der unnachahmliche Homer, ein Dichter, wie unter tausenden nicht einer, sei nicht frei von Ton und Manier; und von unsern berühmtesten, Bodmer, Geßner, Ramler, Wieland, Lenz, Klopstock, Stolberg — keiner frei davon; doch habe Wieland wenig (!!), Lenz vielleicht am wenigsten (!!)]. Wo also wahre, echte, ganze Dichtung — wo ist sie? wo ist sie möglich? — Und doch, Jahrhundert und Deutsch-

bild hervorgehoben wurde, [8]) als derjenige, dem die Gabe des Genie's im vollsten Maaße zu Theil geworden sei, der von ihr auch, ohne irgend welche überlieferten Kunstregeln zu befolgen, nur im treuesten Anschluß an die Natur, den großartigsten und bewundernswürdigsten Gebrauch gemacht habe, und der in allen seinen Schöpfungen sich durchaus original zeige. In seinen Schauspielen und sodann in den Gesängen Homers, Ossians [9]) und der Skalden, so wie in den alten Liedern des

---

land! hast du einen Mann — der die unbemerktesten Sichtbarkeiten, die innigsten Unsichtbarkeiten allgemein verstehbar hinstellen konnte — und kann — ohne Ton und Manier. — Du kennst den Namen — und den Mann" (vgl. auch Versuch 3, S. 223 f.). — Ueber die Begriffe, die man damals mit dem Worte Genie verband, und über das, was man alles von ihm erwartete, ist dann noch besonders zu vergleichen Goethe 26, S. 262; 341 f. und 48, S. 148 f. — 8) Mit welcher Begeisterung die jungen Dichter des goetheschen Kreises, nach ihrer Abwendung von allem veralteten Wesen in der französischen Litteratur, sich an Shakspeare hingaben, und wie sie in seinen Werken lebten und webten, erhellt aus Goethe's Schilderung von seinem und seiner Freunde belletristischem Treiben in Straßburg, Werke 26, S. 50—78, wo besonders S. 71 f; 74—78 nachzulesen sind (vgl. auch Anmerk. 23). Ueber das Verhalten Bürgers und seiner Freunde in Göttingen zu Shakspeare ꝛc. vgl. Bürgers Leben von Althof in der Ausg. der bürgerschen Werke von Reinhard 4, S. 23. — 9) So viel auch bereits im Vergleich mit früherhin von Lessing und Herder für eine richtige Auffassung des homerischen Geistes und für ein besseres Verständniß des griechischen Epos geschehen war, so dauerte es doch noch ziemlich lange, bis sich die Begriffe von der eigentlichen Natur und Beschaffenheit eines echten Volksepos so weit aufhellten, daß man homerische und ossianische Dichtung nach ihrem beiderseitigen Werthe richtig abschätzen lernte. Das Urtheil mußte hier noch um so leichter in jener Zeit irren, jemehr die Gemüther sich durch die Empfindsamkeit in ihren poetischen Neigungen bestimmen ließen. Wir dürfen uns daher nicht allzu sehr wundern, wenn Ossian damals noch meistens über Homer gesetzt wurde. Was Goethe seinen Werther schreiben läßt (16, S. 125): „Ossian hat in meinem Herzen den Homer verdrängt," war zu Anfang der Siebziger nicht bloß aus der Seele eines Claudius geschrieben (vgl. dessen Werke, Ausg. von 1819. 1, S. 75). Aeußerte sich doch selbst der Jüngling, der nachher als Mann so viel für die Einbürgerung Homers in Deutschland ge-

Morgenlandes, den in Percy's Sammlung enthaltenen Stücken, auch in unserer mittelalterlichen Lyrik und in Hans Sachsens Gedichten [10]; sah man vorzugsweise die Art Poesie verwirklicht, die für die allein urmäßige, echte, naturwahre gehalten wurde, und der, so weit es sich immer thun lasse, die in Aussicht genommene neue deutsche angenähert werden sollte. Mit diesen Werken des Genie's, mit diesen Natur- und Volkspoesien — wofür damals auch noch die Lieder unserer Minnesänger galten — suchte man sich daher auch besonders vertraut zu machen, [11])

---

than hat, J. H. Voß, noch im J. 1775 (Briefe 1, S. 191 f.) dahin: „Was braucht's schöner Natur (nach der Theorie von Batteux)! Der Schotte Ossian ist ein größerer Dichter, als der Jonier Homer." — 10) Auf jene giengen insbesondere die Göttinger Dichter zurück und versuchten sich in „Minneliedern" (vgl. Prutz d. Götting. Dichterb. S. 214 f. und zu den von ihm in den Noten angeführten Stellen noch die Briefe von Voß 1, S. 138 f. und J. M. Millers Gedichte, S. 471 f.); mit diesen beschäftigten sich dagegen viel Goethe und seine Freunde (vgl. S. 1002, Anm. und S. 1118, Anm. 1). — 11) Zugleich weckte und befeuerte dieß Streben den Wetteifer im Aufsuchen und Bekanntmachen heimischer Volkslieder, so wie im Uebertragen und Bearbeiten fremder. Bereits 1747 hatte Hagedorn in der Vorrede zu seinen Oden und Liedern von dem Geist und den Schönheiten einiger lappländischen Lieder, einiger alten Gesänge nordischer und amerikanischer Völker, den Tanz- und Liebesliedern der Polen, den kriegerischen „Dumy" der Kosacken, aber mehr nur nach Hörensagen, mit Anerkennung gesprochen, der alten Romanzen und Villanellen der Spanier gedacht und vornehmlich einige alte Balladen der Engländer rühmend hervorgehoben (vgl. oben S. 1349, Anm. o). Zwölf Jahre darauf gab Lessing im 33. Litt. Briefe einige bedeutende Winke über seine Ansicht vom Volksgesang. Aus dem lappländischen Liede, bemerkte er, welches Kleist bei einem seiner Gedichte vor Augen gehabt habe, könnte man lernen, daß unter jedem Himmelsstrich Dichter geboren würden, und daß lebhafte Empfindungen kein Vorrecht gesitteter Völker wären. Erst vor kurzem hätten ihn einige littauische „Dainos" oder Liederchen, wie sie die gemeinen Mädchen daselbst sängen, und die er in Ruhigs littauischem Wörterbuche gefunden, durch ihren naiven Witz, ihre reizende Einfalt unendlich vergnügt (Zwei der artigsten theilte er nach Ruhigs Uebersetzung mit). Aber erst als die volksmäßigen Dichtungen

theils um daran die eigne poetische Kraft zu erfrischen und zu steigern, theils um daraus zu lernen, wie es angefangen werden müßte, wenn Aehnliches und von ähnlicher Wirkung hervorgebracht werden sollte. — Wir wissen schon, daß es Herder war, der die im aesthetischen Gebiete während der sechziger Jahre aufgekommenen Ideen am lebendigsten erfaßt und am kühnsten ausgebildet hatte, und daß er selbst in diesen Ideenkreis Goethen und dessen Freunde bei seinem Aufenthalt in Staßburg zuerst einführte. [12]) Bald darauf wurden die

---

des Auslandes, von denen §. 292 die Rede gewesen ist, als namentlich Ossian, eine Anzahl altnordischer Gesänge und Percy's Sammlung in Deutschland bekannter wurden, Gerstenberg in den Briefen über Merkwürdigkeiten der Litteratur, Herder in den Fragmenten, in Recensionen und in den Blättern von deutscher Art und Kunst sich darüber hatten vernehmen lassen: fieng man an sich auch um deutsche Volkslieder zu kümmern, sie aufzusuchen, zu sammeln und herauszugeben (vgl. S. 364 ff. Anmerk. c). Wie rege das Interesse dafür und für die Uebertragung oder Bearbeitung fremder Volkslieder gerade in dem Kreise von Herder und Goethe, so wie in dem Göttinger war, beweisen außer Andern besonders die uns von Mitgliedern jener Kreise aufbehaltenen Briefe aus dem J. 1770 und den nächstfolgenden. Vgl. die Briefe von Herder in den Briefen an Merck 1835. S. 12 ff; in Herders Lebensbild 3, 1, S. 280 ff; 313 ff; 317 ff; und in den Briefen an und von Merck 1838. S. 31; 36 (dazu Goethe's Werke 25, S. 306 und Schöll, Briefe und Aufsätze von Goethe aus den Jahren 1766 bis 1786. S. 120—130); — von Merck in den Briefen aus d. Freundeskreise von Goethe ꝛc. S. 57; — von Boie in den Briefen an Merck 1835. S. 46; 56; — von Voß 1, S. 130 f; 143. (Ueber das Interesse, welches Moeser an der Aufsuchung, Herausgabe und Bearbeitung deutscher Volkslieder nahm, vgl. dessen verm. Schriften 2, S. 231 f; 233. — Zu S. 365, Anm. ist nachzutragen, daß 1777 auch die „Balladen und Lieder altenglischer und altschottischer Dichtart. Herausgegeben von A. F. Ursinus" in Berlin erschienen: Originaltexte und Uebersetzungen von verschiedenen Händen, nebst zwei von Eschenburg aus dem Englischen übertragenen Abhandlungen und Anmerkungen). — 12) Vgl. §. 294 und S. 998 f. die Anmerk. Wie Herder insbesondere auch auf Jung wirkte, berichtet dieser in seiner Lebensgeschichte (J. H. Jungs, genannt Stilling, sämmtliche Werke 1, S. 350). —

Frankfurter gelehrten Anzeigen gegründet; die darin geübte Kritik, sofern sie Werke aus dem Fache der schönen Litteratur betraf, fußte schon ganz auf Herders Ideen, [13]) die namentlich durch Goethe's Recensionen überall durchblicken. [14]) Vollendet aber wurde das Fundament, auf dem sich die Theorien der jungen Dichter erhoben, erst mit den beiden herderschen Stücken in den „Blättern von deutscher Art und Kunst" und mit „Klopstocks deutscher Gelehrtenrepublik." [15]) Wenn in einzelnen Abschnitten dieses merkwürdigen Buchs, das, bei seinem im Ganzen höchst grillenhaften Inhalt und seiner nicht minder wunderlichen Einkleidung, [16]) zwar den großen Er-

---

13) Daher schrieb auch schon gegen Ende des J. 1772 Chr. F. Weiße an Uz (Morgenblatt von 1840, Decbr. N. 293), unfehlbar sei Herder nebst einem gewissen „Gebe" Hauptverfasser dieser Anzeigen. — Goethe selbst bemerkt 31, S. 4 f.: „Die Recensionen in den Frankf. gel. Anz. von 1772 und 73 geben einen vollständigen Begriff von dem damaligen Zustand unserer Gesellschaft und Persönlichkeit. Ein unbedingtes Bestreben, alle Begrenzungen zu durchbrechen, ist bemerkbar." — 14) Sie sind, mit Rücksicht auf die Bedeutung, die sie als Vorarbeiten zu dem später Geleisteten haben, von Brandis in der Vorrede zu Mendelssohns Schriften (1, S. 63) nicht unpassend mit den lessingschen in der vossischen Zeitung verglichen worden. Außer den Stellen aus den goetheschen Recensionen, auf die ich bereits in den vorhergehenden Anmerkungen Bezug genommen habe, sind darin vorzugsweise beachtenswerth, theils als besondere Belege für das oben im Texte Gesagte, theils als Ausdruck des goetheschen Geistes und Strebens überhaupt und als Verkündigung der Poesie, die durch ihn bald ins Leben gerufen werden sollte: 33, S. 21; 36 f; 40 ff. (vorzüglich wichtig); 45 f; 49; 72. — 15) „Die deutsche Gelehrtenrepublik. Ihre Einrichtung. Ihre Gesetze. Geschichte des letzten Landtags" rc. Erster Theil. Hamburg 1774. 8. Warum er mit der Herausgabe des zweiten, nie erschienenen Theils zögerte, erklärte er fünf Jahre später in den „Fragmenten über Sprache und Dichtkunst," in die er eine Stelle daraus einrückte (bei Back und Spindler 2, S. 294). — 16) „Wie Klopstock über Poesie und Litteratur dachte, war in Form einer alten deutschen Druidenrepublik dargestellt, seine Maximen über das Echte und Falsche in laconischen Kernsprüchen angedeutet, wobei jedoch manches Lehrreiche der seltsamen Form auf-

wartungen des lesenden Publicums im Allgemeinen wenig oder gar nicht entsprach,[17]) für das sich aber Goethe und seine Freunde, wenigstens anfänglich, nicht minder enthusiasmiert zeigten,[18]) als die Göttinger Dichter, nur mehr allgemeine Grundsätze der neuen Dichtungslehre niedergelegt waren:[19]) so baute

geopfert wurde." Goethe 26, S. 115. Die Anregung zu diesem Werke, vermuthet Danzel (Lessing rc. 1, S. 394, Note), möge Klopstock durch „die neuen kritischen Briefe" (von Bodmer und Breitinger, Zürich 1749. 8) S. 151 erhalten haben. — 17) Vgl. Goethe 60, S. 227; 26, S. 114 ff; Prutz a. a. O. S. 322 ff. und zu den hier S. 325, Note 1 angeführten Beurtheilungen noch die Briefe von Chr. F. Weiße im Morgenblatt von 1840, Dec. S. 1174 f.; von Garve in dessen „Briefen an Chr. F. Weiße und einige andere Freunde" (Breslau 1803. 2 Thle 8.) 1, S. 75 ff; von Wieland in F. H. Jacobi's auserl. Briefw. 1, S. 169. Auch Herder konnte keinen Gefallen an der Gelehrtenrepublik finden; denn sie ist doch wohl unter dem „neuen Werk" gemeint, über das er in einem Briefe an Hamann (in dessen Schriften 5, S. 75) sein Urtheil abgibt. — 18) Nach einem Briefe Goethe's an Schoenborn vom 10. Juni 1774 (Werke 60, S. 225 f.) hat ihm „Klopstocks herrliches Werk neues Leben in die Adern gegossen." Es wird „die einzige Poetik aller Zeiten und Völker" genannt, „die einzigen Regeln, die möglich sind." Ein Jüngling, den das Unglück unter die Recensentenschaar geführt, und der vor diesem Werke nicht seine Feder wegwerfe, alle Kritik und Kritelei verschwöre, sich nicht geradezu wie ein Quietist zur Contemplation seiner selbst niedersetze, aus dem werde nichts. Denn hier flössen die heiligen Quellen bildender Empfindung lauter aus vom Throne der Natur. — Man muß, um diese Stelle ganz zu verstehen, wissen, daß Klopstock sich in der Gelehrtenrepublik der Kritik sehr wenig geneigt zeigte. — 19) In dem Rathe „für junge Dichter" (12, S. 122 f.) empfiehlt Klopstock vor allen Dingen dreierlei: Untersuchung des Menschen, Vorübungen und Sprachkenntniß. „Aus dem goldenen Abece der Dichter" (S. 145 f.) hat er folgende Vorschriften aufgenommen: „Laß du dich kein Regulbuch irren, wie dick es auch sei, und was die Vorred auch davon bemelde, daß ohne solchen Wegweiser keiner, der da dichtet, könne auch nur Einen sichern Schritt thun. Frag du den Geist, der in dir ist, und die Dinge, die du um dich siehst und hörest, und die Beschaffenheit deß, wovon du vorhast zu dichten; und was die dir antworten, dem folge. Und wenn du's nun hast zu Ende bracht und kalt worden bist von dem gewaltigen Feuer, womit du dein Werk hast arbeitet; so untersuch alle deine Tritt und Schritt noch einmal; und

der Neubildung unserer rein lyrischen und episch-lyrischen Poesie, auf deren Pflege sich wieder dieser Kreis mit besonderer Vorliebe legte.[21]) Nach der einen Seite hin sprach sich der Geist

ders Fragmente bereits 1771 empfangen hatte, kann man aus den „Gedanken über die Beschaffenheit einer deutschen Uebersetzung des Homer" rc. ersehen, in Bürgers Werken 3, S. 28 ff.). Nun aber erschienen die Blätter von deutscher Art und Kunst: Voß empfahl sie gleich dringend seinem Freunde Brückner: er werde manches güldene Sprüchlein darin finden (Brief 1, S. 145). Bürger, der von dem Erscheinen der „herrlichen fliegenden Blätter" im Mai 1773, als die Lenore bereits entworfen war, und auch deren erste Ausführung schon ziemlich weit vorgerückt sein mußte, zuerst durch Boie etwas erfuhr, schrieb an diesen, als er sie gelesen, bei Rücksendung der „Nachtfeier der Venus": es habe ihm mit dem Umschmelzen dieses Gedichts nicht recht gelingen wollen; der Ton desselben sei ihm schon so fremd geworden, töne ihm schon so weit hinten in der Ferne und so dunkel, daß er kaum noch darüber urtheilen und entscheiden könne. „Der, den Herder auferweckt hat, der schon lange auch in meiner Seele auftönte, hat nun dieselbe ganz erfüllt, und ich muß entweder durchaus nichts von mir selbst wissen, oder ich bin in meinem Elemente. O Boie, Boie, welche Wonne! als ich fand, daß ein Mann wie Herder eben das von der Lyrik des Volkes, und mithin der Natur, deutlicher und bestimmter lehrte, was ich dunkel davon schon längst gedacht und empfunden hatte. Ich denke, Lenore soll Herders Lehre einigermaßen entsprechen." Vgl. in dem (zunächst von Voß im Morgenblatt, Octbr. 1809. N. 241 ff. herausgegebenen, dann) der von A. W. Bohtz besorgten Ausg. von Bürgers sämmtl. Werken, in einem Bande, Göttingen 1835, einverleibten Briefwechsel Bürgers mit Boie über die Lenore S. 464—66. — Faßt man die wechselseitige belebende Einwirkung beider Dichtergruppen, der rhein-mainländischen und der göttingischen, überhaupt vergleichend ins Auge, so war die von der erstern ausgehende bei weitem die größere und stärkere. Man lese nur, was Bürger über den Eindruck schreibt, den Goethe's Götz auf ihn machte, in dem Briefwechsel mit Boie, a. a. O. S. 466 („dieser Götz v. B. hat mich wieder zu drei neuen Strophen zur Lenore begeistert"); so wie die Stellen in den Briefen von Voß über den Götz, den Clavigo, den Werther und über den (zuerst ebenfalls für ein goethesches Werk gehaltenen) Hofmeister und den neuen Menoza von Lenz, 1, S. 145; 169 (den „Hofmeister kenne ich, eine Komödie, eben so empörerisch gegen das Regulbuch als Götz v. B. und eben so nackte Natur. Klopstock ist sehr damit zufrieden"); S. 176; 186; 252. — 21) Demnächst gieng von hier, aber zu derselben Zeit

der neuen Schule auf dem Felde der Theorie nach dem J. 1773 am vollständigsten und deutlichsten in Lenzens [22]) Anmer-

auch von den Rheingegenden durch den Mahler Müller, die Neugestaltung der Idylle aus. Auf die großen Gattungen ließen sie sich zunächst fast gar nicht ein. Denn im Drama versuchte sich in den Siebzigern nur Leisewitz einmal, der aber erst spät und auch nur mehr vorübergehend dem Bunde beitrat (vgl. S. 960, Anm. aa'); Sprickmann gehörte ihm eigentlich nie an und näherte sich erst nach seiner Auflösung einzelnen Mitgliedern desselben (Prutz a. a. O. S. 336, Note). Mit Planen zu Epopöen trugen sich zwar im J. 1773 K. F. Cramer und J. Fr. Hahn (Briefe von Voß 1, S. 152 f.); es kam aber nichts davon zu Stande. Nur J. M. Miller warf sich, doch auch erst nach seinem Weggange von Göttingen, mit Entschiedenheit auf den Roman. — 22) Jac. Mich. Reinhold Lenz, geb. 1750 zu Seßwigen in Liefland, kam im neunten Jahre nach Dorpat, wohin sein Vater als Prediger berufen war, und zeigte früh Neigung zur Dichtkunst. 1768 bezog er die Universität Königsberg, wo er bereits im folgenden Jahre ein hexametrisches Gedicht in sechs Büchern, „die Landplagen", drucken ließ. (Ein Drama, „der verwundete Bräutigam", das er zwei oder drei Jahre früher geschrieben haben soll, blieb ungedruckt und ist erst 1845 zu Berlin von K. L. Blum aus der Originalhandschr. herausgegeben worden.) Im J. 1771 begleitete er als Hofmeister zwei junge kurländische Edelleute über Berlin (vgl. Düntzer, Frauenbilder aus Goethe's Jugendzeit. Studien zum Leben des Dichters. Stuttg. u. Tübingen 1852. 8. S. 35 f. die Note) nach Straßburg. Er gieng hier meistens mit Officieren der Garnison um, kam aber auch mit Goethe und dessen Freunden in Verbindung (vgl. Goethe 26, S. 76; 60, S. 219 f; 26, S. 247 ff. [die letzte Stelle enthält eine vortreffliche Characteristik Lenzens], und Jungs Lebensgeschichte 1, S. 367). Goethe's Genie weckte eigentlich erst sein Talent, das sich nun schnell entwickelte, aber erst nach dem Erscheinen des Götz und des Werther sich in größeren, namentlich dramatischen Productionen, fruchtbar zeigte. 1772 zog er in Gesellschaft eines jungen deutschen Edelmanns zuerst nach Fort-Louis, von wo aus er ein leidenschaftliches Verhältniß mit Friederike Brion in Sesenheim (vgl. S. 999, Anm.) anzuknüpfen suchte, gieng dann nach Landau und von da wieder nach Straßburg zurück, wo er bis in den März 1776 blieb. Kurz vor seiner Abreise nach Weimar, wo er zu Anfang Aprils eintraf, muß das in die Briefe an und von Merck 1838. S. 51 ff. mit falscher Jahreszahl eingerückte Schreiben abgefaßt sein, das von einem durch äußere Umstände und Gemüthsverfassung damals schon sehr herabgestimmten Bewußtsein seines Dichterberufs zeugt. „Meine Gemälde", schrieb er an Merck, „sind alle noch ohne

kungen über's Theater [23]) und in J. G. Schlossers Schreiben

Stil, sehr wild und nachlässig auf einander gekleckt, haben bisher nur durch das Auge meiner Freunde gewonnen. Mir fehlt zum Dichter Muße und warme Luft und Glückseligkeit des Herzens, das bei mir tief auf den kalten Nesseln meines Schicksals halb im Schlamm versunken liegt und sich nur mit Verzweiflung emporarbeiten kann" (vgl. auch eine Aeußerung F. H. Jacobi's über ihn aus dem Ende des J. 1775 in dessen auserl. Briefw. 1, S. 232). In Weimar blieb er von Anfang des Aprils bis in den Spätherbst des J. 1776, wo er von Goethe und auch von Wieland, der ihm seine frühern Angriffe nicht nachtrug, und dessen enthusiastischer Verehrer er jetzt geworden war, viel Freundliches erfuhr und, ungeachtet seiner Sonderbarkeiten und „dummen Affenstreiche", wie ein verzogenes Kind in aller Weise geschont und getragen wurde, bis er sich in seinem Verhalten so weit vergaß, daß er Weimar verlassen mußte (vgl. F. H. Jacobi's auserl. Briefw. 1, S. 242; Briefe an und von Merck 1838. S. 66; 68; Br. an Merck 1835. S. 94—98 [über den Eindruck, den er in Weimar hinterlassen hatte, auch S. 100 und in der andern Samml. S. 97], und Riemer, Mittheilungen über Goethe 2, S. 36). Im J. 1777 befand er sich wieder in den Rheingegenden, besuchte die Schweiz und hielt sich abwechselnd zu Zürich und anderwärts auf. Schon damals scheint er einen Anfall von Wahnsinn gehabt zu haben, der sich im Hause des Pfarrers Oberlin zu Waldbach im Elsaß seit Anfang 1778 mehrmals wiederholte. Er wurde nun zunächst nach Straßburg und von da nach Emmendingen zu J. G. Schlosser gebracht, in dessen Hause sein Wahnsinn zum vollen Ausbruch kam. Nachdem sich sein Zustand wieder gebessert hatte, that ihn Schlosser zu einem Schuhmacher, dessen Handwerk er lernen sollte. 1779 holte ihn sein älterer Bruder in die Heimath. (Was in den Briefen an und von Merck 1838. S. 171; 187 f. und in der Sammlung von 1835. S. 190 damit gemeint ist, daß er Professor geworden sei, weiß ich nicht; Düntzer's Muthmaßung, Frauenbilder ꝛc. S. 98, will mir nicht genügen.) Nachdem die allgem. d. Bibl. mehrmals seinen Tod angezeigt und diese Anzeige immer widerrufen hatte, brachte sie Bd. 44, 1, S. 302 von Riga aus die Nachricht, Lenz lebe in St. Petersburg (vgl. dazu die Briefe an Merck 1835. S. 286). Von Petersburg gieng er nach Moskau, wo er in tiefem innern und äußern Elende 1792 starb. Vgl. Tiecks Einleit. zu den gesammelten Schriften von J. M. R. Lenz 1, S. CXIII ff; Stoeber, „der Dichter Lenz und Friederike von Sesenheim. Aus Briefen und gleichzeitigen Quellen ꝛc." Basel 1842. 8. und ganz besonders Düntzer a. a. O. S. 60—101; 589 ff. — 23) „Anmerkungen über's Theater, nebst angehängtem übersetzten Stück Shakspeare's" (Love's Labour's lost). Leipzig 1774. 8 (bei Tieck 2, S. 199 ff.). Diese An-

merkungen wurden anfänglich Goethen beigelegt (d. Merkur 1774, 4, S. 181 f; vgl. 1775, 1, S. 94 f.). Nach dem kurzen Vorwort sollten sie schon zwei Jahre vor dem Erscheinen der Blätter von deutscher Art und Kunst und des Götz v. B. in einer Gesellschaft guter Freunde vorgelesen worden sein: was vielleicht bezweifelt werden darf (vgl. Goethe 26, S. 253; dazu aber auch Düntzer a. a. O. S. 70 f. die Note). Nach sehr tumultuarisch hingeworfenen Andeutungen über die Geschichte des Drama's alter und neuer Zeit, worin die tragische Manier der Franzosen verspottet, von den englischen Dramatikern aus der Zeit der Königin Elisabeth bemerkt wird, daß „sie sich nicht entblödet hätten, die Natur mutterfadennackt auszuziehen und dem keuschen und züchtigen Publicum darzustellen, wie sie Gott geschaffen hat," und das deutsche Theater „ein wunderbares Gemenge alles dessen" heißt, was anderwärts, bei Griechen, Römern, Engländern, Franzosen, Italienern, auf die Bühne gekommen und von uns durch kritische Augengläser angesehen worden sei: wird die Frage nach den Quellen der Poesie überhaupt aufgeworfen. Diese sollen sein der in uns als freihandelnden Wesen sich regende Trieb, Gottes Schöpfung im Kleinen nachzuschaffen oder mindestens nachzuäffen, und das immerwährende Bestreben in uns, alle unsere gesammelten Begriffe wieder aus einander zu wickeln und sie anschaulich und gegenwärtig zu machen. Tritt hierzu nun noch „die Folie, was Horaz vivida vis ingenii, wir Begeisterung, Schöpfungskraft, Dichtungsvermögen nennen": so können Gedichte hervorgebracht werden. Der Knoten, die nota diacritica des poetischen Genie's ist, den Gegenstand zurückzuspiegeln. Der wahre Dichter verbindet nicht in seiner Einbildungskraft, wie es ihm gefällt, was man die schöne Natur zu nennen beliebt, was aber bloß die verfehlte Natur ist. Er nimmt Standpunct — und dann muß er so verbinden: man kann sein Gemählde mit der Sache verwechseln. — Dieß vorausgeschickt, was ist nun in Betreff der Nachahmung oder Nachschaffung im Schauspiel deren Hauptgegenstand? der Mensch? oder das Schicksal des Menschen? „Hier liegt der Knoten, aus dem zwei so verschiedene Gewebe ihren Ursprung genommen haben, als die Schauspiele der Franzosen (sollen wir der Griechen sagen?) und der ältern Engländer, oder vielmehr überhaupt aller ältern nordischen Nationen sind, die nicht griechisch gesattelt waren." — Indem Lenz nun insbesondere zunächst auf die Theorie des Trauerspiels eingehen will, sucht er die Gültigkeit einiger Hauptsätze in der aristotelischen Poetik für die Neuern zu beseitigen. Nach Aristoteles sei für den dramatischen Künstler das Wichtigste unter allem die Zusammensetzung der Begebenheiten, die Fabel des Stücks als eine Handlung: dieß sei der letzte Endzweck, das Principium des Drama's; die Personen eines Stücks sollen nicht handeln,

Gemüthsverfassung als den Grund unterlege, d. h. sein ganzes Schauspiel werde im besten Falle nicht ein Gemählde der Natur, sondern seiner eignen Seele. So seien Voltaire's Helden fast lauter tolerante Freigeister, Corneille's lauter Seneca's: die ganze Welt nehme den Ton ihrer Wünsche an; selbst Rousseau in seiner Heloise, dem besten Buch, das jemals mit franzöſ. Lettern gedruckt worden, sei davon nicht ausgenommen. — Um die manierierte französische Kunstart im Gegensatz zu echter, naturgemäßer dramatischer Darstellung an besondern Beispielen zu erläutern, wird der Tod Caesars von Voltaire mit Shakspeare's Julius Caesar verglichen und sodann insbesondere ein schon früher berührter Punct in ein helleres Licht gesetzt: „warum nämlich Aristoteles gerade im Trauerspiel, wo auf die handelnden Personen alles ankomme, den Charactern so wenig gebe." Der Grund liege in dem ἦθος der Schauspiele. „Bei den Alten waren die Schauspiele alle sehr religiös, da ihr Ursprung Gottesdienst war. Da nun fatum bei ihnen alles war, so glaubten sie eine Ruchlosigkeit zu begehen, wenn sie Begebenheiten aus den Characteren berechneten. Die Hauptempfindung, welche erregt werden sollte, war nicht Hochachtung für die Helden, sondern blinde und knechtische Furcht vor den Göttern. Von jeher aber und zu allen Zeiten sind die Empfindungen, Gemüthsbewegungen und Leidenschaften der Menschen auf ihre Religionsbegriffe gepfropft." — Damit wir nun, unsern Religionsbegriffen und unserer ganzen Art zu denken und zu handeln gemäß, die Grenzen unsers Trauerspiels richtiger abstecken, als bisher geschehen, so müssen wir von einem andern Punct ausgehen als Aristoteles: wir müssen, um den unsrigen zu nehmen, den Volksgeschmack der Vorzeit und unsers Vaterlandes zu Rathe ziehen, der noch heut zu Tage Volksgeschmack bleibt und bleiben wird. — Darnach aber sei in unserer Zeit die Hauptempfindung in der Komödie, d. h. das, was das Interesse vor allem Andern errege und festhalte, immer die Begebenheit; in der Tragödie hingegen die Person, die Schöpfer ihrer Begebenheiten sei, die Person mit all ihren Nebenpersonen, Interessen, Leidenschaften, Handlungen, wie sich dieß hinlänglich aus unsern ältesten Schauspieldichtern, namentlich aus Hans Sachs ergebe. So sei's mit den historischen Stücken Shakspeare's, die Characterstücke heißen könnten, wenn das Wort nicht so gemißbraucht wäre. Der edle Todte, dem der Poet seinen Geist eingehaucht, stehe hier wieder auf; in verklärter Schöne gehe er aus den Geschichtbüchern hervor und lebe mit uns zum andernmale. — Sei also der Hauptgedanke einer Tragödie eine Person und der Character des Helden allein „der Schlüssel zu seinen Schicksalen", so sei der Hauptgedanke einer Komödie, und namentlich einer shakspeareschen, eine Sache; die Personen seien hier nur für die Handlung da. — Vgl. dazu den zwei Jahre später her-

des „Prinzen Tandi an den Verfasser des neuen Menoza" [24])

---

ausgegebenen, in einer weniger affectierten Manier geschriebenen kleinen Aufsatz „über die Veränderung des Theaters im Shakspeare" (bei Tieck 2, S. 335 ff.), wo in wenigen, aber sehr verständigen Worten der Unfug gerügt wird, den junge Dichter damals mit dem häufigen Scenenwechsel in ihren Stücken trieben, indem sie sich dabei immer auf Shakspeare beriefen und ihre Leser glauben machen wollten, die Schönheiten dieses Dichters bestünden bloß in seiner Unregelmäßigkeit. Allein wie vielen Grund hat uns Lenz selbst, auch noch in seinen zu derselben Zeit erschienenen „Soldaten" gegeben, ihn mit unter jene jungen Dichter zu rechnen! — 24) Bald nachdem „der neue Menoza, oder Geschichte des cumbanischen Prinzen Tandi. Eine Komödie" (von Lenz, Leipzig 1774. 8.) erschienen war (über die Veranlassung zu dem ersten Titel vgl. Jördens 6, S. 483), ließ Schlosser, den Lenz unter der Maske des Prinzen Tandi verstanden haben soll (A. Nicolovius, J. G. Schlosser's Leben rc. S. 39), dieses Sendschreiben drucken (Leipzig 1775; aufgenommen in J. G. Schlossers kleine Schriften 2, S. 261 ff.). Es beginnt mit einem Zuspruch an Lenz, sich durch die Beurtheilungen, die sein Stück erfahren habe, nicht irre machen zu lassen, sich nicht an die Journalkritik zu kehren, oder gar zu seiner Vertheidigung das Wort in einem Journal zu ergreifen. Unter den lächerlichen Urtheilen des Tages seien die am lächerlichsten, welche die Kunst, das Gefühl, den Uebergang in's Herz beträfen. Es gebe tausend Thore, durch welche die Natur in unser Herz eindringe; den Schulweisen sei nur eins bekannt, und recht bekannt auch nur wenigen. Darauf erzählt Prinz Tandi, mit welcher Gewalt ihn Sophokles, Homer, Ossian ergriffen, wie sehr sie ihn hingerissen hätten, bevor er noch den Aristoteles gelesen; wie ihm aber geworden, da er an diesen mit seiner den Wirkungen jener Dichter so offenen, von ihnen so erwärmten Seele gekommen wäre; da er „den kalten Unmenschen die Linien drechseln gesehen, womit er die Wege bezeichnen wollte, worauf die Unsterblichen zu seiner (Tandi's) Seele gegangen wären." Zehn Jahre hatte er das Buch hinter sich geworfen und inzwischen gehört, wie die Leute von den Dichtern sprachen, womit er so lange, wie mit den Geistern des Himmels, gelebt hatte: von ihrer Kunst zu mahlen, von der Einheit der Handlung bei Sophokles, von dem Gewebe einer so verwickelten, bis auf die Einmischung der Götter auch so wahrscheinlichen Geschichte bei Homer, von der strengen Beobachtung des Costümes bei Ossian, von der Macht der Illusion, von dem Wesen und dem Grunde des Schönen, von den Regeln, die sich daraus ziehen ließen rc. Erst in einer Krankheit nahm er den Aristoteles wieder vor, so wie die französischen und deutschen Kunstlehrer von Du Bos

aus; nach der andern in Bürgers „Herzensausguß über Volkspoesie" [25]) und in Herders Abhandlung „von Aehnlichkeit der

---

bis auf Meier. Unfähig zu fühlen, hatte er Muße und Kälte genug, ihnen nachzudenken. Er billigte nun alle ihre Regeln und bekam Ehrfurcht vor den Dichtern, die sich daran hielten. Wieder gesund, suchte er diese sorgfältig auf und fieng bei den Franzosen an: Corneille rührte ihn kaum zweimal, Racine nicht einmal, Voltaire glitzerte ihm nur vor den Augen ꝛc. Er gieng zu den Deutschen über, zu Cronegk, Brawe, Schlegel: er sah wieder überall Maaß und Zirkel und erstaunte, daß er, überzeugt von der Wahrheit der Regeln, doch ungerührt bliebe. Da fielen ihm Shakspeare's Macbeth und Coriolan in die Hände: was er hier fand, war, mit den Regeln zusammengehalten, Zauberkraft und durch Zauberstab hervorgebracht. Nun sah er, was er in der Krankheit nicht gesehen, „daß die Regelmacher alle nur an der Hülle gehangen und den Geist nicht gekannt hätten, der sie belebte; sah mehr, sah, daß der Geist, wo er ist, sich Hülle nehmen kann und nie von dem verkannt wird, dem er hörbar ist ꝛc." Es gebe tausend Formen, und es sei nur ein Geist, der sie belebe; eine Regel, und die sei: fühle, was du fühlen machen willst. Und die Regel lehre keine Aesthetik. Die sei der Stempel des Dichtergenie's; den habe Lenz, mit dem möge er sich begnügen. (Was Götzinger, die deutsche Sprache und ihre Litteratur 2, S. 602 ff. sagt, Schlosser habe sich in diesem Sendschreiben „sehr gering schätzend über Lessing als Kritiker und als dramatischen Schriftsteller ausgesprochen", ist zur einen Hälfte nicht wahr und beruht zur andern auf dem gänzlichen Mißverstehn einer Aeußerung Schlossers über Emilia Galotti.) — Ueber die Theorie des Drama's, die in den Siebzigern die allein richtige sein sollte, vgl. auch den ersten Abschnitt „Aus Daniel Wunderlichs Buch" (s. die folgende Anmerk.). — 25) Der zweite und größere Abschnitt des dem d. Museum 1776, 1, S. 440 ff. einverleibten Artikels „Aus Daniel Wunderlichs Buch" (in Bürgers sämmtl. Werken, herausgg. von Bohtz, S. 318 ff.). Die Dichtkunst, heißt es hier, sollte nicht bloß für die obersten Classen da sein; der wahren Dichter Beruf ist, gleich verständlich und unterhaltend für das Menschengeschlecht im Ganzen zu dichten. Warum ist dieß bei uns nicht so? Der Quisquiliengelahrtheit unserer Nation haben wir's größtentheils zu verdanken, daß bei uns die Poesie des allgemeinen Eingangs in Ohren und Herzen sich nicht rühmen kann, den sie bei andern Nationen fand. Weil wir so hoch und tief gelahrt sind, daß wir schier aller Völker Sprachen reden können, ihre Handlungen, Sitten, Gebräuche, alle ihre Weisheit und Thorheit auswendig wissen, überall bei ihnen heimisch, mit allem bei ihnen bekannt und bewandert sind; so sind wir auch in

unserm Dichten und Trachten, Reden und Thun so fremd und so ausländisch, daß der Ungelehrte unserer Landsleute selten klug aus uns werden kann. Das Schlimmste ist, daß das, was wir der Art lernen, meistens todtes Kapital bleibt. Aber möchte dieß gelehrte Treiben bei uns seinen alten Gang anderswo immerhin gehen; nur nicht „in der Poeterei.“ Die deutsche Muse sollte billig nicht auf gelehrte Reisen gehen, sondern ihren Naturkatechismus zu Hause auswendig lernen. Wo steht in diesem aber geschrieben, daß sie fremde Phantasien und Empfindungen einholen und ihre eigenen in fremde Mummerie hüllen soll? wo, daß sie keine deutsche Menschensprache, sondern gleichsam eine Göttersprache stammeln soll? Was ist denn diese Göttersprache, die so viele junge Dichter lallen wollen? Oft nichts anders als allerlei thierischer Laut und, statt eines in allmähligem Fall, in distinctem, vernehmbarem Wohlgetön hinströmenden Gesanges, ein verwirrendes unerquickliches Geräusch und Gepolter. Man will ferner keine menschlichen, sondern himmlische Scenen mahlen; nicht wie seines Gleichen, sondern wie Völker anderer Zeiten und Zonen, oft gar wie der liebe Gott und die heiligen Engel empfinden. Und gleichwohl soll es nach der deutschen Dichter Meinung nur an dem kalten und trägen Publicum liegen, daß ihre Gedichte nicht durch das ganze Volk gäng und gäbe sind! — Wie aber diesem Unheil abhelfen? — Kein kräftigeres Mittel gibt's, als das so oft beschrieene und citierte, aber selten gelesene Buch der Natur. „Man lerne das Volk im Ganzen kennen, man erkundige seine Phantasie und Fühlbarkeit, um jene mit gehörigen Bildern zu füllen und für diese das rechte Caliber zu treffen! Alsdann den Zauberstab des natürlichen Epos gezückt! Das Alles in Gewimmel und Aufruhr gesetzt! Vor den Augen der Phantasie vorbeigejagt! Und die güldenen Pfeile abgeschossen!“ Wer's dahin bringt, dessen Gesang wird eben so sehr den verfeinerten Weisen, als den Bewohner des Waldes, die Dame am Putztisch, wie die Tochter der Natur hinter dem Spinnrocken und auf der Bleiche entzücken. „Dieß sei das rechte non plus ultra aller Poesie!“ — Der Einwand der Vers- und Theorienmacher, daß doch nicht alle Gegenstände, sonderlich „die Belustigungen des Verstandes und Witzes“ so allgemein verständlich und behaglich sich behandeln ließen, daß das Lehrgedicht, das Epigramm und Aehnliches sich gegen dergleichen Anforderungen auflehnen würden — verdient keine Beachtung: die Theorie der Natur wird durch solcher Leute Theorie nicht geirrt. Die Natur weist der Poesie das Gebiet der Phantasie und Empfindung, dagegen das Reich des Verstandes und Witzes der Versmacherkunst an. Jede soll sich vornehmlich auf ihrem angewiesenen Grund und Boden herumtummeln; dann mögen beide als verträgliche Nachbarinnen neben einander hausen und sich selbst hier und da freundnachbarlich an die Hand

gehen: im Grunde blieben sie doch von einander gesondert. Mit den Angelegenheiten der Versmacherkunst hat der Verf. hier nichts zu schaffen; ihm liegt das Wohl und Wehe der Poesie am Herzen: ihre Producte wünscht er insgesammt volksmäßig zu machen. Zunächst aber hat er die lyrische und die episch-lyrische Gattung im Auge. — Der Zauberstab des Epos, der den Apparat der Phantasie und Empfindung beleben und in Aufruhr setzen soll, ist nur in wenigen Händen. Viele haben vergeblich darnach gesucht, weil sie es nicht am rechten Orte thaten. Er ist aber am ersten und leichtesten zu finden in unsern alten Volksliedern, wo ihm erst seit Kurzem einige echte Söhne der Natur auf die Spur gerathen sind. Diese alten Volkslieder bieten dem reifenden Dichter ein sehr wichtiges Studium der natürlich poetischen, besonders der lyrischen und episch-lyrischen Kunst dar. Sie sind meist, sowohl in Phantasie als Empfindung, wahre Ausflüsse einheimischer Natur. Wie sie auch in der Ueberlieferung gelitten haben mögen: wer das Gold von den Schlacken zu scheiden weiß, wird wahrlich keinen verächtlichen Schatz erbeuten. In jener Absicht hat der Verf. öfter in der Abenddämmerung dem Zauberschalle der Balladen und Gassenhauer, unter den Linden des Dorfs, auf der Bleiche und in den Spinnstuben gelauscht. Gar herrlich und durchaus ganz allein läßt sich hieraus der Vortrag der Ballade und Romanze oder der lyrischen und episch-lyrischen Dichtart erlernen. Denn alles Lyrische und Episch-Lyrische sollte Ballade oder Volkslied sein. Freilich will die sogenannte höhere Lyrik unter dieser Gattung nicht stehen; allein es gibt Werke in derselben, die bei alle dem sehr volksmäßig sind, und die höhere Lyrik, die nicht für das Volk ist, mag hinlaufen, wohin sie will. — Durch Popularität kann die Poesie das wieder werden, wozu sie Gott geschaffen und in die Seele der Auserwählten gelegt hat: lebendiger Odem, der über aller Menschen Herzen und Sinnen hinweht; Odem Gottes, der vom Schlaf und Tod aufweckt, die Blinden sehend, die Tauben hörend, die Lahmen gehend und die Aussätzigen rein macht. — Von der Muse der Romanze und Ballade ganz allein mag unser Volk noch einmal die allgemeine Lieblingsepopöe aller Stände hoffen! Diese Muse, so sehr sie von manchen herabgesetzt wird, hat das ganze unermeßliche Gebiet der Phantasie und Empfindung unter sich; hat den rasenden Roland, die Feenkönigin, Fingal und Temora, ja die Ilias und Odyssee gesungen. Denn all diese Gedichte waren den Völkern, welchen sie gesungen wurden, nichts als Balladen, Romanzen und Volkslieder. Uns Deutschen sind sie freilich nicht mehr volksmäßig, eben weil wir Deutsche sind. — Wollen unsere Dichter mehr gelesen werden, so müssen sie erst von den Gipfeln ihrer wolkigen Hochgelahrtheit herabsteigen, erst uns ein großes Nationalgedicht von jener Art geben, das an das Herz des Volks schlage. — Daß Volkspoesie bisher

mittlern englischen und deutschen Dichtkunst, nebst Verschiedenem, was daraus folget".[26])

---

vernachlässigt, daß Ballade und Romanze schier verächtlich und poetisches Spielwerk worden, daran sind hauptsächlich mit „die nackigen Poetenknaben" Schuld, die sich einbilden, sie könnten auch wohl Balladen und Romanzen machen, und diese Dichtart gleichsam für das poetische Abc. halten. In solchen Stücken regt sich kein Leben, kein Odem; da ist kein glücklicher Wurf, kein kühner Sprung, so wenig der Bilder als der Empfindungen; nirgend etwas Aufrührendes, so wenig für den Kopf als für's Herz. Möchten aber jene Poetenknaben nur bedenken, daß Volkspoesie eben deswegen, weil sie das non plus ultra der Kunst ist, die allerschwerste sei. — Der Aufsatz schließt mit dem Wunsche, daß doch endlich ein deutscher Percy aufstehen, die Ueberbleibsel unserer alten Volkslieder sammeln und dabei die Geheimnisse dieser magischen Kunst mehr, als bisher geschehen, aufdecken möchte. „So eine Sammlung von einem Kunstverständigen, mit Anmerkungen versehen! Was wollt' ich nicht dafür geben! Zur Nachahmung im Ganzen und gemeinen Lectüre wäre sie freilich nicht; aber für die Kunst, für die einsichtsvolle Kunst würde sie eine reiche Fundgrube sein." — Vgl. dazu die Vorreden zur ersten und zur zweiten Ausg. von Bürgers Gedichten (Göttingen 1778 und 1789. 8.; beide bei Bohtz S. 323 ff.). In der ersten erklärt er: er glaube festiglich an die Wahrheit des Artikels, welcher die Achse sei, um die sich seine ganze Poetik drehe: daß alle darstellende Bildnerei volksmäßig sein könne und solle: das sei das Siegel ihrer Vollkommenheit, und die einzige wahre Poesie sei die eigentliche Volkspoesie, die er über alles andere poetische Machwerk erhebe. — In der andern bekennt er, daß er sich in jener rücksichtlich dessen, was er von Volkspoesie behauptet, ein wenig abenteuerlich ausgedrückt habe; er wolle sich hier also deutlicher erklären. Unter dem Geist der Popularität in Gedichten verstehe er den Geist der Anschaulichkeit und des Lebens für unser ganzes gebildetes Volk, — Volk! nicht Pöbel! In diesem Sinne gefaßt, sei Popularität eines poetischen Werks das Siegel der Vollkommenheit. Wer diesen Satz sowohl in der Theorie, als in der Ausübung verläugne, der mißleite das ganze Geschäft der Poesie und arbeite ihrem wahren Endzweck entgegen. — 26) Zuerst im d. Museum 1777, 2, S. 421 ff. (in den Werken zur schön. Litt. und Kunst 7, S. 47 ff.). Da England im Mittelalter recht ein Kern nordischer Poesie und Sprache geworden, und der ungeheure Schatz angelsächsischer Sprache in England mit unser ist, wie würde uns Deutschen das Studium dieser Sprache, Poesie und Litteratur nützlich sein! An äußern Aufmunterungen und Gelegenheiten dazu fehlt es aber bei uns: wir stehen den Engländern darin

§. 301.

Die beiden Jahre, in denen die Blätter von deutscher Art und Kunst und die deutsche Gelehrtenrepublik erschienen,

---

weit nach. Wie viel haben wir noch am Stamm unserer eigenen Sprache zu thun, ehe wir unsere Nebenschößlinge pflegen und darauf das Unsere suchen! Wir haben noch nichts weniger, als eine Geschichte der deutschen Poesie und Sprache. An Vorarbeiten dazu, zumal im juristisch-diplomatisch-historischen Fache, hats nicht gefehlt; sie sind aber alle noch erst zu nutzen und zu beleben. Noch ist namentlich nachzuweisen, ob und wie die romantische Denkart der mittlern Zeiten überhaupt sich in unserer alten Poesie irgendwie original oder volksthümlich modificiert zeigt. Dabei würden auch die gemeinen Volkssagen, Märchen und Mythologie in Betracht zu ziehen sein: „sie sind gewissermaßen Resultat des Volksglaubens, seiner sinnlichen Anschauung, Kräfte und Triebe, wo man träumt, weil man nicht weiß, glaubt, weil man nicht sieht, und mit der ganzen, unzertheilten und-ungebildeten Seele wirket; also ein großer Gegenstand für den Geschichtschreiber der Menschheit, den Poeten und Poetiker und Philosophen. — Wie weiter wären wir, wenn wir die Volksmeinungen und Sagen auch so gebraucht hätten, wie die Britten, und unsere Poesie so ganz darauf gebaut wäre, als dort Chaucer, Spenser, Shakspeare auf Glauben des Volks baueten, daher schufen und daher nahmen! — Mit welcher Begierde haben die Engländer ihre alten Gesänge und Melodien gesammelt, gedruckt und wiedergedruckt, genutzt und gelesen! Aus Saamenkörnern der Art ist der Britten beste lyrische, dramatische, mythische, epische Dichtkunst erwachsen; und wir — wir überfüllten, satten, classischen Deutschen — wir? — Man lasse in Deutschland nur Lieder drucken, wie sie Ramsay (Tea-Table miscellany; vgl. Bouterwek 8, S. 213 f.), Percy u. A. zum Theil haben drucken lassen, und höre, was unsere geschmackvollen, classischen Kunstrichter sagen!" — Wie wenig geneigt die Deutschen seien, sich nicht die Mühe verdrießen zu lassen, die es allerdings koste, den poetischen Schatz unseres Alterthums zu heben und daraus den rechten Nutzen zu ziehen, zeigt Herder an einem Beispiele: an der geringen Wirkung, welche die von den Schweizern herausgegebenen Lieder aus dem sogenannten „manessischen Codex" gemacht haben. Denn diese Gedichte seien nur etwa durch den einzigen Gleim in Nachbildung, wenig andere durch Uebersetzung recht unter die Nation gekommen; der Schatz selbst liege da, wenig gekannt, fast ungenutzt, fast ungelesen. — „Aus ältern Zeiten haben wir also durchaus keine lebende Dichterei, auf der unsere neuere Dichtkunst, wie Sproß auf dem Stamm der Nation, gewachsen wäre. —

brachten auch gleich im Gebiet der dichterischen Production drei Haupt- und Meisterwerke, die, ganz von dem Geist der dort vorgetragenen Theorien eingegeben, durch die Wirkung, die sie machten, deren Richtigkeit auf das vollkommenste zu bestätigen schienen und darum auch den lange vorbereiteten Umschwung in dem Bildungsgange unserer schönen Litteratur wie mit einem Schlage entschieden: Goethe's Götz von Berlichingen, a) seine Leiden des jungen Wer-

---

Bei uns wächst alles a priori, unsere Dichtkunst und classische Bildung ist vom Himmel geregnet. — Und doch bleibts immer und ewig, daß der Theil von Litteratur, der sich aufs Volk bezieht, volksmäßig sein muß, oder er ist classische Luftblase; doch bleibts immer und ewig, daß, wenn wir kein Volk haben, wir kein Publicum, keine Nation, keine Sprache und Dichtkunst haben, die unser sei, die in uns lebe und wirke. — Unsere classische Litteratur ist Paradiesvogel, so bunt, so artig, ganz Flug, ganz Höhe und — ohne Fuß auf die deutsche Erde." — In dem letzten Theil seines Aufsatzes legt Herder es den Deutschen nochmals dringend ans Herz, sich um die Lieder und Gesänge ihrer Vorfahren mehr als zeither zu kümmern, sie aufzusuchen, sie sich anzueignen, um daraus zu lernen, was unsere Nation sei, und was sie nicht sei, wie sie dachte und fühlte, oder wie sie denke und fühle. Damit und mit den darauf folgenden Andeutungen über den reichen Gewinn, der sich für die Kenntniß fremder Völker aus deren Gesängen ziehen lasse, war zum Voraus der Gesichtspunct bezeichnet, unter welchem Herder seine schon lange vorbereitete, aber erst im Laufe der beiden nächsten Jahre herausgegebene Sammlung von „Volksliedern" (Leipzig 1778. 79. 2 Bde 8; später in den Werken wurde der Titel geändert in „Stimmen der Völker in Liedern. Gesammelt, geordnet, zum Theil übersetzt durch J. G. v. Herder"), zu denen auch die unter dem Titel „Lieder der Liebe, die ältesten und schönsten aus dem Morgenlande 2c." zu Leipzig 1778. 8. herausgegebene Bearbeitung des „hohen Liedes" gerechnet werden darf, aufgefaßt und benutzt wissen wollte.

a) „Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand. Ein Schauspiel." 1773. 8 (die folgenden Auflagen, so wie die Drucke aller goetheschen Werke sind am vollständigsten aufgeführt in [Hirzels] „Verzeichniß einer Goethe-Bibliothek." Leipzig 1848. 8.); vgl. S. 1001, Anm., wo aber die aus „Wahrheit und Dichtung" entnommene Angabe der Zeit, in

thers b) und Bürgers Lenore. c) An vielen Orten tauchten sogleich oder binnen Kurzem junge Talente auf, die, von einer regen Productionslust getrieben, sich im Drama und im Roman, in rein lyrischen und in episch-lyrischen Stücken, in Idyllen und in anderen poetischen Mittelarten versuchten. Sich, in der ersten Zeit wenigstens, schon in ihrem Streben innerlich verwandt fühlend, weil alle sich zu Herders und zu Klopstocks Theorien bekannten, alle sich in der Verehrung des letztern vereinigten, so wie in der Bewunderung von Goethe's Dichtergröße und in dem Drange, es ihm nachzuthun in dem genialen Auflehnen gegen allen Zwang, alle Unnatur und alles ausländische Wesen in der Poesie: hatten viele auch noch unter einander mehr oder minder nahe persönliche Beziehungen, und außerdem fanden die meisten wenigstens für ihre kleinen Poesien einen äußern Einigungspunct in dem Göttinger Musenalmanach. So konnte schon gegen Ende des J. 1774 von einer neuen weitverzweigten

---

welcher Götz v. Berlichingen zuerst niedergeschrieben wurde, unrichtig ist. Dieß geschah nämlich nach den Briefen an Salzmann im Morgenbl. von 1838. N. 28 schon zu Ende des J. 1771 und zu Anfang des folgenden, also vor des Dichters Abgang von Frankfurt nach Wetzlar (vgl. dazu Düntzer, Frauenbilder rc. S. 173, wo aber im Text 1770 und in der Note 1771 zu ändern sind in 1771 und 1772). — b) „Die Leiden des jungen Werthers." Leipzig 1774. 8; vgl. S. 1002, Anm. — c) Sie erschien zuerst im Götting. Musenalmanach für 1774. Gedichtet wurde die Ballade im Sommer 1773 und zu Anfang des Septbr. druckfertig an Boie abgesandt. Ueber ihr allmähliges Entstehen und die anregenden Einflüsse, die Bürger bei der Abfassung und Umformung einzelner Theile von Herders Aufsätzen in den Blättern v. d. Art und Kunst, so wie von Goethe's Götz empfieng, vgl. den §. 300, Anm. 20 angeführten Briefwechsel Bürgers mit Boie; über die schnelle Verbreitung der Ballade und den Enthusiasmus, mit dem sie von Gebildeten und Ungebildeten aufgenommen wurde, Bürgers Leben von Althof (in Reinhards Ausg. 4, S. 37 ff., bei Bohtz S. 436); dazu auch Goethe 48, S. 44 f. —

Dichterschule die Rede sein.[d]) Zu ihr gehörten gleich Anfangs oder konnten noch vor Ablauf der Siebziger gerechnet werden mit Herder, Goethe, Merck[e]) und J. G. Schlos-

d) Sie wird in der „Fortsetzung der kritischen Nachrichten vom Zustande des deutschen Parnasses," welche im d. Merkur von 1774, 4, S. 164 ff. steht und von jenem S. 1460, Anm. x erwähnten Chr. H. Schmid (geb. 1746 zu Eisleben, studierte in Leipzig, wurde 1769 zu einer unbesoldeten Professur in der juristischen Facultät nach Erfurt berufen, wo er mit Wieland, Riedel und Meusel in Verbindung kam, gieng zwei Jahre später als Professor der Beredsamkeit und Dichtkunst nach Gießen, erhielt den Titel eines Regierungsraths und die Oberaufsicht über die Universitätsbibliothek und starb 1800) herrührt, mit unter der litterarischen „Partei" begriffen, die, „eine der neuesten und zahlreichsten" in Deutschland, „mit einer (zu) feurigen Phantasie eine große Neigung zum Philosophieren und eine zügellose Neuerungssucht verbinde." Ihr Ursprung sei auf Hamann zurückzuführen: er und Herder seien auch ihre Häupter; sie sei stolz darauf, jetzt Klopstock unter die Ihrigen zählen zu können; ihr gehöre auch Goethe an, „unter allen Göttern und Götterkindern, welche in Herders Himmel über die Stämme deutscher Nation herrschen," am begierigsten gelesen und von dem meisten Einfluß auf den Modegeschmack der Zeit. Anbetung Shakspeare's, Ungebundenheit, Verachtung des Zwanges, den Wohlstand, Gewohnheit, Regel auflegen, üppige Phantasie, seien sympathetische Bande genug, um ihn mit Herder und seinen Freunden zu verknüpfen ꝛc. — e) Merck hatte freilich weit mehr innern Beruf zur Kritik als zum dichterischen Schaffen; allein „er fühlte," wie uns Goethe 26, S. 96 f. berichtet, „einen gewissen dilettantischen Productionstrieb, dem er um so mehr nachhieng, als er sich in Prosa und Versen glücklich ausdrückte und unter den schönen Geistern jener Zeit eine Rolle zu spielen wohl wagen durfte." Goethe besaß noch in seinem Alter poetische Episteln von ihm, die nach seinem Zeugniß von ungemeiner Kühnheit, Derbheit und swiftischer Galle waren und sich durch originelle Ansichten von Personen und Sachen höchlich auszeichneten. Er glaubte sie aber wegen der verletzenden Kraft, womit sie geschrieben waren, nicht publicieren zu dürfen, und wußte auch nicht einmal, ob er sie lieber vertilgen, oder als auffallende Documente des geheimen Zwiespalts in unserer Litteratur der Nachwelt aufbewahren sollte. (Vgl. dazu Eckermanns Gespräche mit Goethe 2, S. 60; wahrscheinlich gehörte nach den Briefen an und von Merck 1838. S. 58 zu jenen Episteln auch die daselbst S. 59 ff. gedruckte „Matinée eines Recensenten"; vgl. Riemer, Mittheilungen über Goethe 2, S. 22 f. und Lenzens ges. Schr. S. 261 f.) Die unschuldige Darstellungslust, welche

ser, [f]) aus dem Kreise ihrer nähern Bekannten und Freunde, Lenz, Heinrich Leopold Wagner, [g]) Fr. Maximil. Klin-

---

aus der Freude an dem Vorbild und dem Nachgebildeten entspringt, vermißte Merck in sich, und er sprach es oft gegen Goethe aus, daß er ihn um diese Gabe beneide. Wenn er indeß auch früherhin in allen seinen Arbeiten verneinend und zerstörend zu Werke gehen mochte, wie Goethe behauptet, so zeigte er doch nachher durch seine Characterbilder und Schilderungen von Zuständen in Erzählungs- oder Briefform, besonders durch seine vortrefflichen „Geschichten des Herrn Oheim" und „Herrn Oheims des Jüngern" (mit den übrigen hierher fallenden Schriften zuerst im d. Merkur von 1778—89 gedruckt und daraus in J. H. Mercks ausgew. Schriften rc. herausgg. von Stahr, S. 121—272 aufgenommen), daß ihm ein positives Darstellungstalent in der schönen Prosa keineswegs abgieng. Von seinen in Versen abgefaßten Sachen sind, so viel mir bekannt, nur gedruckt, außer jener Matinée und der S. 1014, Anm. 4 angeführten „Auswahl aus seinen Fabeln und Erzählungen" (sie reichen wenigstens bis in d. J. 1769 zurück; vgl. Briefe aus d. Freundeskr. von Goethe rc. S. 17 und dazu Br. an und von Merck 1838. S. 21), mehrere lyrische und andere kleine Gedichte aus dem J. 1771 und den nächstfolgenden (im Götting. Mus.-Alm.; im Morgenblatt rc.; vgl. Briefe an Merck 1835. S. 47; 114; Briefe aus d. Freundeskr. v. Goethe rc. S. 27, Note 2; Briefe an und von Merck 1838. S. 14 f.), die „Rhapsodie von Joh. Heinr. Reimhart dem Jüngern" 1773. 8. und „Paetus und Arria, eine Künstlerromanze." Freistadt am Bodensee 1775. 8 (zur Werther-Litteratur gehörig). Ob auch die Elegie „Lotte bei Werthers Grabe" (d. Merkur 1775, 2, S. 193 f. und mit „Paetus und Arria" zusammen gedr. Leipzig und Wahlheim 1775. 8, dann auch beide Stücke mit jener „Rhapsodie" und mit kleinen, meist in dramatischer Form abgefaßten Sachen von Goethe, Wagner und Lenz im „Rheinischen Most," 1. Heft 1775. 8, worüber zu vergleichen Nicolai's Anzeige im Anh. zum 25—36. Bde d. allg. d. Bibl. S. 754) von Merck ist, wie K. Wagner (Briefe an Merck 1835. S. XXXIV) annimmt und auch oben S. 1014 aus dem Schluß von Anmerk. 4 verstanden werden muß, ist nicht ausgemacht (vgl. Düntzer, Studien zu Goethe's Werken S. 194). — f) Aber eigentlich bloß als Gesinnungsgenosse überhaupt und als Theoretiker; denn für den Druck gedichtet hat er nur, soviel ich weiß, einige Kleinigkeiten. — g) Geb. 1747 zu Straßburg, gehörte dort und nachher in Frankfurt, wo er wenigstens schon zu Anfang des J. 1775 sein mußte und später unter die Zahl der Advocaten aufgenommen wurde (Düntzer, Frauenbilder rc. S. 224), zu den Kreisen, die sich um Goethe an beiden Orten bildeten, und starb schon 1779. Außer der Farce „Prometheus, Deu-

ger, h) Fr. Heinr. Jacobi, i) Joh. Heinr. Jung k) und (auch

---

kalion und seine Recensenten," für deren Verfasser ihn wenigstens Goethe früher und später erklärt hat (vgl. Anm. a gegen das Ende), ist von seinen Dichtungen am meisten bekannt geworden das Trauerspiel „die Kindermörderin" (so lautete der Titel in der ersten Gestalt, Leipzig 1776. 8), wozu er den Stoff Goethe's Mittheilungen über seine Absicht mit Faust und besonders über die Katästrophe von Gretchen entnahm (vgl. Goethe 26, S. 253 f. und über die Umarbeitungen, die das Stück zuerst, um es bühnengerecht zu machen, von K. Lessing, dann von dem Verf. selbst erfuhr, Lessings s. Schriften 13, S. 580; 12, S. 481 und die allg. d. Bibl. 40, 2, S. 484 f.). Ueber andere von ihm verfaßte und in Gubens chronol. Tabellen zur Gesch. d. d. Spr. und Nat. Litt. 3, S. 73 verzeichnete Sachen (dramatische, Erzählungen in Versen und einen unvollendet gebliebenen Roman) vgl. allg. d. Bibl. 27, 2, S. 499 f; 32, 2, S. 475; 30, 1, S. 252; 255 und Gervinus 4, S. 580 (wo aber vergessen zu sein scheint, daß Fausts Famulus schon in dem alten Volksroman und darnach auch im Puppenspiel Wagner heißt). — h) Geb. zu Frankfurt a. M. 1752 (nicht 1753; vgl. Düntzer, Frauenbilder zc. S. 289, Note 2). Er verlor früh den Vater, der die Seinigen in sehr dürftigen Umständen zurückließ. Aber durch rastlose Thätigkeit vermochte die wackere und verständige Mutter sich und ihren drei Kindern ohne fremde Unterstützung den Unterhalt zu verschaffen. Als der Knabe zehn bis zwölf Jahre alt war, lernte ihn ein Gymnasiallehrer in Frankfurt kennen, dem sein vortheilhaftes Aeußere aufgefallen war; durch seine Vermittelung wurde er in der Folge als Freischüler in das Gymnasium aufgenommen. Bei seinen vortrefflichen Anlagen und einem musterhaften Fleiße machte er schnelle und bedeutende Fortschritte in den Schulwissenschaften, besonders in den Sprachstudien: neben den alten Classikern beschäftigten ihn schon damals sehr die besten englischen und französischen Autoren, unter denen Shakspeare und Rousseau seine Lieblinge waren und — vornehmlich der letztere durch seinen Emil (vgl. Klingers sämmtl. Werke 8, S. 83 ff.) — den meisten Einfluß auf seine spätere schriftstellerische Thätigkeit hatten. Bald war er im Stande, durch das, was er sich durch Privatunterricht und anderweitig erwarb, seine Mutter zu unterstützen. So hatte er schon von früher Jugend an „alles, was" zu der Zeit, da ihn Goethe kennen lernte, „an ihm war, sich selbst verschafft und geschaffen." Wenn dadurch in ihm der Grund zu einer stolzen Unabhängigkeit und männlichen Festigkeit des Characters gelegt wurde, so schlich sich damit doch auch, weil er mit äußern Verhältnissen so viel zu kämpfen hatte und sich „durchstürmen, durchdrängen mußte, ein bitterer Zug in sein Wesen ein, den er in der Folge zum Theil hegte und nährte, mehr

aber bekämpfte und besiegte" (vgl. dazu Klingers sämmtl. Werke 12, S. 143 f.). Um die Rechte zu studieren, gieng Klinger nach Gießen (im Herbst 1772 scheint er schon da gewesen zu sein; vgl. Briefe aus dem Freundeskr. von Goethe ꝛc. S. 59—62, wo die über den ersten Brief muthmaßlich gesetzte Jahreszahl durch Erwähnung Klopstocks und anderer Umstände auf S. 96 — 98 gerechtfertigt werden dürfte). Allein er beschäftigte sich hier viel eifriger mit schöner Litteratur und mit eignem Producieren als mit der Rechtswissenschaft. Bereits auf der Schule hatte er, dazu durch eine wirkliche Begebenheit veranlaßt, ein Trauerspiel, „das leidende Weib," geschrieben; ein anderes, „Otto," verfaßte er im ersten Halbjahr seines Aufenthalts in Gießen (beide einzeln gedr. zu Leipzig, das erste ohne Jahreszahl, das zweite 1775. 8; jenes von Tieck Lenzen beigelegt und in dessen gesammelte Schriften 1, S. 151 ff. aufgenommen; vgl. aber Briefe an und von Merck 1838. S. 287 f. und dazu die allg. d. Bibl. 27, 2, S. 386 f; 500, besonders diese letzte Stelle, wo die aus einem zu „dem leidenden Weibe" im nächsten Bezug stehenden Nachspiel, „die frohe Frau," Offenbach und Frankfurt 1775. 8. entlehnte Nachricht über den Verf. jenes Trauerspiels eingerückt ist: „er studiert zu Gießen, heißt Klinger. Er nimmt sich sehr viel heraus. Er ist erst ein halbes Jahr von der Frankfurter Schule ꝛc."). Auch entstand schon 1774 sein drittes Trauerspiel, „die Zwillinge," mit welchem er, als die hamburgische Theaterdirection (unter Schröder) auf Bode's Anregung im Febr. 1775 Preise für eingelieferte gute Originalstücke und Uebersetzungen oder Umarbeitungen ausgesetzt hatte (vgl. Schütze's hamburg. Theatergesch. S. 429 f. und F. L. W. Meyer in Schröders Leben 1, S. 275), den Sieg über Leisewitzens „Julius von Tarent" davon trug. (Daß die oft wiederholte Angabe, Schröder habe bei der Preisstellung ein Trauerspiel verlangt, worin ein Brudermord vorkommen müßte, auf nichts beruhe, ist bereits von Götzinger, d. d. Spr. und ihre Litt. 2, S. 530, Note angemerkt worden; und daß Klinger sein Trauerspiel schon gedichtet hatte, ehe jene Aufforderung der Hamburger Direction bekannt wurde, folgt aus der Jahreszahl, die der Dichter selbst vor „die Zwillinge" in seinem Theater, Riga 1786 f. gesetzt hat, und aus dem Datum der Aufforderung. Diese wurde wieder abgedr. im 1. Bde. des „hamburgischen Theaters." Hamburg 1776 ff. 8., wo auch „die Zwillinge," wenn ich nicht irre, mit den übrigen Preisstücken zuerst im Druck erschienen. Dieß stimmt auch mit der von Düntzer, Frauenbilder ꝛc. S. 313, Note 1 ausgehobenen Stelle aus Schubarts deutscher Chronik; dagegen verträgt sich nicht damit Düntzers Annahme in Betreff des Jahres, in welchem Klinger den Preis durch „die Zwillinge" gewonnen habe S. 289, und dieselben erschienen seien S. 313, Note 1). Auch während der nächsten Zeit war er sehr thätig und frucht-

bar im dramatischen Fach; mit erzählenden Dichtungen in der Form des Romans trat er erst einige Jahre später auf, zuerst mit dem in das Gewand des Feenmärchens gekleideten „Orpheus, einer tragisch-komischen Geschichte." Genf 1778. 80. 4 Thle. 8. (umgearbeitet unter d. Titel „Bambino's sentimentalisch-politische, komisch-tragische Geschichte." St. Petersburg und Leipzig 1791. 4 Thle. 8. Wenn in dem der Ausgabe seiner sämmtl. Werke von 1842 angehängten Aufsatze über „Klingers schriftstellerischen Character" 12, S. 345 gesagt ist, „in den sämmtlichen Werken Klingers finden wir keine Verse," so kann dieß nur von den sämmtlichen Werken in dieser Ausgabe gelten; denn Lieder von ihm findet man z. B. in einer 1777 erschienenen Sammlung von Gesängen Mehrerer, über die Düntzer, Frauenbilder 2c. S. 292 berichtet). Goethe's Bekanntschaft soll Klinger auf einem Besuche von Gießen aus in Frankfurt gemacht haben, wie Düntzer a. a. O. S. 224; 289 meint, wahrscheinlich 1774 oder ganz im Anfange von 1775; indeß wäre es nicht unmöglich, daß ihre Annäherung schon früher durch Goethe's Gießner und Darmstädter Freunde vermittelt wurde, da Klinger nach dem Schreiben in den Briefen aus dem Freundeskreise von Goethe 2c. S. 59 f., das doch mit ziemlicher Sicherheit in das Jahr 1772 gesetzt werden darf, damals Höpfnern und den ihm zunächst Stehenden sehr bekannt sein mußte. (Vgl. auch Briefe an und von Merck 1838. S. 244, Note und dazu Düntzer, Freundesbilder 2c. S. 148). Im J. 1775 begleitete Klinger Goethen, die beiden Stolberge und Haugwitz auf der Reise nach Zürich, wo er seinen Freund, den Musiker Kayser, besuchte; auch scheint er mit Goethe zusammen die Rückreise nach Frankfurt gemacht zu haben (Düntzer, Frauenbilder 2c. S. 289; 312 f. — Aus dem ersten Viertel dieses Jahres ungefähr, hat K. Wagner vermuthet, möchte auch das in den Briefen an und von Merck 1838. S. 48 f. abgedruckte Bruchstück eines Briefes stammen, worin sich Merck gerade nicht zum günstigsten über einen Cl. ausspricht, dessen Name von dem Herausgeber in Cl.(inger) ergänzt worden ist; was denn zur Folge gehabt hat, daß Ad. Stahr, Gervinus u. A. ebenfalls diese Aeußerung auf Klinger bezogen haben. Allein wenn es schon unwahrscheinlich ist, daß Merck nicht den rechten Anfangsbuchstaben zur Bezeichnung Klingers gewählt haben sollte, so dürften alle Zweifel darüber, daß ein ganz Anderer hier verstanden werden muß, schwinden, wenn man eine Stelle in Wielands Brief an Merck vom 27. Mai 1776 [a. a. O. S. 67] mit dem Inhalt jenes Bruchstücks zusammenhält. Denn daß der hier erwähnte Cl. nimmermehr Klinger sein kann, leuchtet von selbst ein. Ich bin überzeugt, es ist dort wie hier [wo auch schon K. Wagner, S. 299, Col. 2, den rechten Mann erkannt hat] niemand anders als Matth. Claudius gemeint, der 1776 in Darmstadt lebte, und dem Wieland erst vierzehn Tage vor Absendung seines Briefes

Grüße von Goethe und Lenz durch Merck geschickt hatte; vgl. a. a. O. S. 66. Damit aber ordnet sich jenes Bruchstück erst unter die Briefe aus dem J. 1776 ein). In Frankfurt soll er sich um eine Anstellung, aber ohne Erfolg, beworben haben. Gegen Ende Mai's muß er wieder in Gießen gewesen sein (jedoch wohl schwerlich noch als Student, wie Düntzer, Frauenbilder ꝛc. S. 461 glaubt), wohin ihm Goethe's Mutter von ihres Sohnes Befinden in Weimar schrieb (Riemer, Mittheilungen ꝛc. 2, S. 27; kurz vorher hatte Wieland einige Worte über Klingers poetisches „Forttollen" in einen Brief an Merck, Samml. von 1838. S. 66 einfließen lassen). Dorthin, wo Lenz bereits angelangt war, zog es nun auch ihn: er traf daselbst den 24. Juni ein und wurde von Goethe sehr herzlich aufgenommen. Bald jedoch fühlte dieser sich durch ihn gedrückt und verbarg es ihm nicht, daß sie beide nicht mit einander wandeln könnten (vgl. Düntzer a. a. O. S. 82; Briefe an Merck 1835. S. 94 und dazu. die Samml. von 1838. S. 277). Am 16. Septbr. war Klinger noch in Weimar (Briefe an Merck 1835. S. 98; Br. Goethe's an Lavater S. 21); unmittelbar darauf muß er aber nach Leipzig gegangen sein, wo er, nachdem er den Plan aufgegeben, „die Artillerie zu lernen," um sich nach Amerika zu begeben und dort für die Freiheit zu fechten, Theaterdichter bei der seylerschen Gesellschaft wurde (Briefe aus d. Freundeskr. von Goethe ꝛc. S. 143; Briefe an und von Merck 1838. S. 80 f.), bei welcher er bis zum Jahre 1778 (?) blieb. Mit ihr wird er auch nach Frankfurt und Manheim gegangen und wieder in Mercks Nähe gekommen sein (bei dem sich Wieland nach ihm im Herbst 1777 erkundigte; vgl. Briefe an und von Merck 1838. S. 106 und die in der Note citierte Stelle). Beim Ausbruch des baierischen Erbfolgekrieges trat er in österreichische Kriegsdienste und erhielt durch fürstliche Vermittelung eine Officierstelle. Nach Beendigung des Krieges legte er diese nieder und gieng zu J. G. Schlosser nach Emmendingen (Briefe an und von Merck 1838. S. 171), wo er mit Pfeffel bekannt wurde, der ihm durch Franklins Vermittelung eine Kriegsstelle in amerikanischen Diensten zu verschaffen suchte. Da hieraus aber nichts wurde, so verwandte sich Schlosser im Frühling 1780 (?) bei seinem Freunde Sarasin in Basel für Klinger, daß dieser in den Stand gesetzt würde, nach Rußland zu gehen. In Sarasins Sommerwohnung bei Basel, in der Klinger darauf noch einige Zeit verweilte, entstand der unter seinem Namen gehende Roman „Plimplamplasko" (o. O. 1780. 8), an dessen Abfassung jedoch auch Sarasin, Pfeffel und Lavater Antheil gehabt haben sollen (So Düntzer, a. a. O. S. 86 f., wonach Klinger also auch, wie sonst gewöhnlich erzählt wird, erst im Laufe des J. 1780 nach Rußland gegangen wäre, da doch in der allgem. d. Bibl. 44, 1, S. 301 aus Riga vom Decbr. 1780 gemeldet wird, Klinger sei bereits im Decbr. des vorigen

Jahres nach Petersburg gekommen. Sollten die von Düntzer S. 86, Note 1 erwähnten Briefe, die ich leider nicht habe nachsehen können, doch vielleicht noch aus dem J. 1778 sein und Klinger sich schon vor seinem Eintritt in österreichische Dienste einmal bei Schlosser aufgehalten haben? Gewiß ist mir nur, daß jener Brief Schlossers an Merck, Samml. von 1838. S. 171 f. vom 14. Octbr. 1779 ist; alles Uebrige was über Klinger seit seiner Trennung von Seylers Gesellschaft — die noch vor Ablauf des J. 1777 erfolgt sein könnte — bis zu seiner Reise nach Petersburg berichtet wird, bleibt mir, wenigstens in Betreff der Zeitfolge des Einzelnen, mehr oder weniger unsicher). In Petersburg wurde er als Lieutenant in das Bataillon der Marine aufgenommen und dann als Ordonnanz, sowie auch als Vorleser bei dem Großfürsten Paul angestellt. In seinem Gefolge machte er bald nachher eine weitere Reise, nach Italien und Frankreich. Nach seiner Rückkehr zog er mit gegen die Türken, und als es nicht zum Kriege kam, nach Polen. 1785 erhielt er eine Anstellung am Cadettencorps in Petersburg, dessen Director er später wurde. Nach und nach wurden ihm daneben auch noch andere Aemter übertragen und zuletzt der Rang eines Generallieutenants verliehen. Unterdessen hatte er sich noch fortwährend mit schriftstellerischen Arbeiten im Fache der schönen Litteratur beschäftigt: mehrere seiner Dramen, die meisten seiner Romane, sein vollendetstes Werk, „der Weltmann und der Dichter" (in Gesprächen, 1797) und seine „Betrachtungen und Gedanken über verschiedene Gegenstände der Welt und der Litteratur" (1802 ff.) sind in Rußland geschrieben. Im J. 1822 legte er seine meisten Aemter nieder. Er starb 1831. In der Characteristik, die Goethe 26, S. 254 ff. von ihm gibt, erscheint er im entschiedenen und zwar für ihn sehr günstigen Gegensatz zu Lenz. — i) Geb. 1743 zu Düsseldorf. Er war der jüngere Bruder von Joh. Georg Jacobi und wurde lange für minder begabt als dieser gehalten. Daher bestimmte ihn sein Vater, ein unterrichteter und wohlhabender Kaufmann, für sein Geschäft und gab ihn vom 16. Jahre an als Lehrling zuerst in ein Frankfurter, dann in ein Genfer Handlungshaus. An letzterem Orte benutzte er mit großem Eifer die sich ihm darbietende Gelegenheit zu seiner weitern wissenschaftlichen Ausbildung und machte sich besonders mit der französischen Litteratur vertraut. Gern hätte er sich, als er in seinem 20. Jahre Genf verließ, dem kaufmännischen Geschäft entzogen, um sich einem gelehrten Fache zu widmen; er sah sich indeß genöthigt, sogleich die Handlung seines Vaters zu übernehmen, der jetzt in dem nahe bei Düsseldorf gelegenen Pempelfort eine Zuckerfabrik errichtete. Schon im nächsten Jahre verheirathete er sich mit einem vortrefflichen und liebenswürdigen Mädchen, Betty Clermont, aus Vaels bei Aachen. Sein Handelsgeschäft hielt ihn nicht ab, sich fortwährend mit Litteratur zu beschäftigen, und

sein lebhaftes Interesse an ihr, sowie seine wissenschaftlichen Neigungen wurden gesteigert in dem Umgang oder durch den Briefwechsel mit mehrern der damaligen litterarischen Berühmtheiten, namentlich mit Sophie von la Roche und mit Wieland, dessen persönliche Bekanntschaft er 1771 machte, nachdem ein freundliches Verhältniß zwischen beiden schon früher durch J. G. Jacobi vermittelt worden war. Als im J. 1772 durch den Grafen Goltstein, damaligen kurpfälzischen Statthalter in Düsseldorf, Fr. H. Jacobi's Ernennung zum Mitgliede der Hofkammer ausgewirkt und er insbesondere mit dem Zollwesen betraut worden, entledigte er sich seines Handelsgeschäfts. Er gründete nun mit Wieland den deutschen Merkur (vgl. S. 985 f., Anm. g). Indessen sah sich Wieland bald genöthigt, so gut wie allein für die Fortführung dieser Zeitschrift zu sorgen. Auch ihre anfänglich sehr enthusiastische Freundschaft erlitt bereits im J. 1773 durch die von Wieland dem Merkur einverleibte günstige Beurtheilung des ersten Theils von Nicolai's „Sebaldus Nothanker,“ der die Brüder Jacobi aufs tiefste verletzt hatte (vgl. S. 942, Anm. 6 zu Ende), so wie durch das, was sich daran knüpfte, einen empfindlichen Stoß; doch wie die darüber gewechselten Briefe zu keinem Bruch führten (vgl. Fr. H. Jacobi's auserl. Briefw. 1, S. 116 — 140), so trat ein solcher auch späterhin nie vollständig ein, obgleich in Folge mehrerer Verstimmungen und Reibungen zwischen beiden (vgl. besonders Briefe an Merck 1835. S. 292 und Düntzer a. a. O. S. 177 f.) das alte trauliche Verhältniß mit der Zeit immer mehr schwand. Viel einflußreicher und auch dauernder, ungeachtet ihrer allmählig immer weiter auseinander gehenden Richtungen und einer 1779 eintretenden und bis ins dritte Jahr währenden völligen Entfrembung des Einen gegen den Andern, war Jacobi's Verbindung mit Goethe, den er, nachdem bereits eine Annäherung zwischen ihnen durch die Frauen des jacobischen Hauses eingeleitet war, zuerst im Juli 1774 in Elberfeld bei Jung Stilling persönlich kennen lernte (vgl. Düntzer, Freundesbilder ꝛc. S. 130 ff. und dazu 30 ff., wonach das oben S. 1002 f. in der Anmerk. darüber Gesagte zu verbessern ist. Was Jacobi im J. 1779 so sehr gegen Goethe aufbrachte, war das Gericht, welches dieser in einer Stunde des Uebermuths zu Ettersburg über den „Woldemar“ hielt; vgl. Briefw. zw. Goethe und Fr. H. Jacobi S. 55 — 59; dazu Briefe an Merck 1835. S. 180 f. und Düntzer a. a. O. S. 167 ff.). Hauptsächlich in Folge der außerordentlichen Einwirkung, welche Jacobi von Goethe unmittelbar und durch dessen Werther erfuhr, schrieb er seine beiden, unvollendet gebliebenen Romane „Allwills Briefsammlung“ und „Woldemar“ (jener in der ersten Gestalt seit 1775, dieser seit 1777 erschienen; vgl. Briefw. zwischen Goethe und Jacobi S. 37. Die Zueignung vor dem Woldemar und Goethe 26, S. 295). Im J. 1776 kam er in

den Besitz des ansehnlichen Vermögens seiner Frau, mit dem er, sobald er wollte, völlig unabhängig hätte leben können. Allein er blieb in seinem Amte und folgte auch 1779 einem Rufe nach München, wo er als Geheimerath und Ministerialreferent über das gesammte Zoll- und Commerzwesen angestellt wurde. Bald jedoch zogen ihm die Entschiedenheit und die Freimüthigkeit, womit er die Durchführung gewisser Regierungsmaßregeln bekämpfte, die Ungnade des Hofes zu. Er kehrte nach Düsseldorf zurück, übernahm wieder die Geschäfte eines Hofkammeraths und behielt dieselben auch bei, als 1780 die ihm bei der Anstellung in München verliehene Zulage zu seinem frühern Gehalt eingezogen wurde. In Düsseldorf selbst hielt er sich seitdem gemeiniglich nur den Winter über auf; vom Anbeginn des Frühlings bis in den Spätherbst wohnte er mit den Seinigen auf seinem Landsitz zu Pempelfort, wo er oft ihm befreundete Männer und Frauen aus der Nähe und Ferne als Gäste willkommen hieß. Noch im Sommer 1780 machte er eine Reise durch Norddeutschland, auf der er Lessing, Klopstock, Claudius, Gerstenberg, Gleim und andere bedeutende Männer sah. Damals war es auch, wo Lessing durch ihn Goethe's Gedicht „Prometheus" aus der Handschr. kennen lernte, welches die erste Veranlassung zu dem Zerwürfnisse Jacobi's mit Mendelssohn über Lessings Spinozismus gab (vgl. S. 1003, Anm., S. 1441, Anmerk.). 1784 verlor er seine Gattin, der härteste Schlag, der ihn treffen konnte. Das Jahr darauf besuchte er seine Freunde Goethe, Wieland und Herder in Weimar, wo zu derselben Zeit auch Claudius einsprach. In den nächsten Jahren beschäftigten ihn besonders die Abfassung der „Briefe über die Lehre des Spinoza," des Anhanges dazu, des „Gesprächs über Idealismus und Realismus" und sein Antheil an den Streitigkeiten Lavaters und seiner Freunde mit den Berlinern. 1786 war er auf kurze Zeit in England; zwei Jahre darauf zog er ganz aus Düsseldorf nach Pempelfort hinaus. Im Herbst 1794, als die Franzosen dem Niederrhein immer näher rückten, hielt er es am gerathensten, Pempelfort auf einige Zeit zu verlassen: er gieng zunächst nach Hamburg und Wandsbeck, wechselte dann mehrmals seinen Aufenthaltsort, bis er sich 1799 entschloß, sich in Eutin dauernd niederzulassen. 1801 machte er eine Reise nach Paris. 1805 folgte er einem Rufe an die neuzubildende Akademie der Wissenschaften in München, zu deren Präsidenten er im nächstfolgenden Jahre ernannt wurde. 1812 gab er diese Stellung auf, behielt aber seine volle Besoldung. Er starb 1819. Vgl. Fr. Roths „Nachricht von dem Leben Fr. H. Jacobi's" vor dem ersten Theil des auserlesenen Briefwechsels; Deycks, „Fr. H. Jacobi im Verhältniß zu seinen Zeitgenossen, besonders zu Goethe," 1848. und Düntzer, Freundesbilder rc. S. 125—287. — k) Genannt Stilling, wurde geboren 1740 zu Grund im Nassauischen.

Lavater, wiewohl dieser weniger durch seine Dichtungen als durch anderweitige Schriften und durch seine ganze damalige Geistesrichtung in das litterarische Leben dieses Kreises tiefer ein-

Sein Vater war ein armer Schulmeister, der zugleich das Schneiderhandwerk betrieb, ein Mann von streng religiöser, dem Pietismus sich stark zuneigender Richtung. So lange der Großvater, ein höchst wackerer, von echter, lebensmuthiger Frömmigkeit durchbrungener Kohlenbrenner lebte, schloß sich der Knabe, der früh seine Mutter verlor, viel mehr an ihn als an den Vater an. Dieß waren die glücklichsten Jahre seiner Jugend. Seitdem hatte er, als Knabe und als Jüngling, sich durch ein sehr kummervolles Leben durchzuwinden. Nachdem er nothdürftig dazu vorbereitet war, besuchte er eine dem Wohnort seines Vaters nahe gelegene lateinische Schule; alte Volksbücher voll Ritter- und Wundergeschichten, Balladen, die unter dem Volke umgiengen, weckten und nährten seine Phantasie; das Glück führte ihm einen Homer in deutschen Versen zu, für den er schon im Voraus durch das Lesen des Virgil in der Schule begeistert worden war. Der Trieb zum Studieren war in ihm groß, aber jede Aussicht, daß er befriedigt werden könnte, fehlte. Er mußte es schon für ein Glück achten, wenn er, wozu er sehr früh herangezogen wurde, Schule halten konnte, um dadurch der Nothwendigkeit überhoben zu werden, bei dem Schneiderhandwerk, das er bei seinem Vater lernte, zeitlebens zu bleiben. Indeß war durch seine Erziehung und durch das Lesen der Bibel und verschiedener mystischer Schriften bereits der Grund zu einer ganz eigenthümlichen religiösen Gefühls- und Anschauungsweise und damit zu einer Glaubensfestigkeit in ihm gelegt, die ihn auch unter den größten Bekümmernissen nie ganz verzagen ließ und ihm in jeder Noth immer die Hoffnung auf unmittelbare göttliche Hülfe gegenwärtig erhielt. Mehrere Jahre hindurch mußte er bald den Schneidergesellen, bald den Informator machen, bis endlich, nachdem er als Hauslehrer zu einem Kaufmann gekommen war, ein neues Leben für ihn begann. Er lernte jetzt von Dichtern Milton, Young und Klopstock kennen, von Philosophen Wolff und Leibnitz. Plötzlich erwachte in ihm auch die Lust, die griechische Sprache zu erlernen, worin er, bei seinem brennenden Eifer dafür, bald große Forschritte machte. Sein Principal rieth ihm, Medicin zu studieren; er gieng sogleich darauf ein, da er hiermit den Weg zu seinem eigentlichen Beruf, der ihm so lange verborgen gewesen, gefunden zu haben glaubte. Nachdem er sich eine Zeit lang zur Ausführung seines Vorhabens vorbereitet hatte, gieng er, ohne irgend eine entfernte Aussicht, woher er die Mittel zum Studieren werde nehmen können, nur im Vertrauen auf den Beistand Gottes, der ihn auch nie verließ, im Herbst 1770, also in seinem 30.

griff; — sodann nebst v. Gerstenberg und G. Fr. Ernst von Schoenborn,[1] als schon ältern Anhängern Klopstocks, Bürger

---

Jahre, nach Straßburg (wie er hier mit Goethe und durch ihn mit Herder bekannt wurde, hat er in seiner Lebensgeschichte 1. S. 341 ff; 350 erzählt), wo er bis zum Frühjahr 1772 blieb. Schon das Jahr zuvor hatte er sich verheirathet. Er ließ sich nun zuerst in Elberfeld als Arzt nieder und erwarb sich bald einen großen Ruf durch die Geschicklichkeit, womit er vielen am grauen Staar Erblindeten das Augenlicht wiedergab. Jung hatte die Geschichte seiner Jugend niedergeschrieben; als ihn Goethe 1774 in Elberfeld besuchte, nahm er, wie Jung selbst (a. a. O. S. 413) berichtet, diese Erzählung in der Handschrift mit nach Hause und gab sie, ohne daß dieser davon wußte, unter dem Titel „Heinrich Stillings Jugend" Berlin 1777. heraus (vgl. Fr. H. Jacobi's auserles. Briefw. 2, S. 488 und Düntzer, Freundesbilder ɩc. S. 33. Die Fortsetzungen wurden dann von Jung selbst nach und nach in Druck gegeben als „H. Stillings Jünglingsjahre," „Wanderschaft," „häusliches Leben," Berlin 1778—89; vgl. die Lebensgesch. S. 756 f. Später kamen dazu „H. Stillings Lehrjahre" 1804 und „Alter," ein Fragment von ihm selbst, nebst seinem „Lebensende" von einem Enkel, Heidelberg 1817. 8: alles beisammen, als „Stillings Lebensgeschichte," füllt mit zwei Anhängen den ersten Band von J. H. Jungs, genannt Stilling, sämmtl. Werken. Stuttg. 1841 f. 12 Bde. 8). Im J. 1778 gieng Jung, dem seine ärztliche Praxis nicht viel eintrug, als Lehrer an die Kameralakademie zu Kaiserslautern in der Pfalz, und als diese Anstalt 1784 nach Heidelberg verlegt und mit der dortigen Universität vereinigt wurde, folgte er ihr dahin, vertauschte aber drei Jahre später seine Stelle mit der Professur der Oekonomie-, Finanz- und Kameralwissenschaften an der Universität Marburg. Unterdessen und auch noch bis in seine letzten Lebenstage war er als Schriftsteller sehr thätig; auch führte er unzählige Staaroperationen aus, und da seine Hülfe oft aus weiter Ferne gesucht wurde, so machte er viele kleinere und größere Reisen. 1803 berief ihn der Kurfürst von Baden nach Heidelberg, ohne von ihm etwas Anderes zu verlangen, als daß er „durch Briefwechsel und Schriftstellerei Religion und practisches Christenthum befördere." Er wurde zum Geheimen Hofrath ernannt, zog 1806 nach Karlsruhe und starb daselbst 1817. — 1) Geb. zu Stolberg 1737 (so die gewöhnliche Angabe, nach Wachlers Handb. d. Gesch. d. Litt. dritte Umarb. 3, S. 383 erst 1741). Er gehörte in Kopenhagen, wo er von dem Grafen A. P. Bernstorf in die öffentlichen Geschäfte eingeführt wurde, zu dem Kreise Klopstocks und Gerstenbergs und war auch schon mit den Stolbergen befreundet, als er auf der Reise nach Algier, wohin er als dänischer Consulats-

Matth. Claudius, o) Ant. Matth. Sprickmann, p) und Chr.

---

einem namhaften Dichter aus der Genialitätszeit persönlich befreundet gewesen, kann ich nicht nachweisen; denn daß nicht er, sondern J. Fr. Hahn Mahler Müllers Freund war, erhellt hinlänglich aus den Beziehungen auf Fr. Leop. Stolberg und Klopstock in dem Gedicht „Nach Hahns Abschied" bei K. Goedecke 1, S. 779 f. L. Ph. Hahn gehört zu den in übertriebenen und verzerrten Darstellungen am weitesten gehenden Dramatikern der Sturm- und Drangzeit. Seine drei Trauerspiele sind „der Aufruhr in Pisa," Ulm 1776. 8. (in nächstem Bezuge zu Gerstenbergs Ugolino stehend), „Graf Karl von Adelsberg," Leipzig 1776. 8. und „Robert von Hohenecken," Leipzig 1778. 8. Vgl. Jördens 6, S. 258 ff. und Gervinus 4, S. 580. — o) Geb. 1740 zu Reinfeld im Holsteinischen, studierte in Jena und trat schon 1763 mit „Tändeleien und Erzählungen" auf, die aber in den Litt. Briefen (Br. 325, S. 178 ff.) sehr mitgenommen und als „die plattesten Nachahmungen Gerstenbergs und Gellerts" bezeichnet wurden. Nachher ward er einer der ersten unter unsern Dichtern, die nach Volksmäßigkeit strebten, und oft hat er den naiv-volksmäßigen Ton auch glücklich getroffen, besonders in Liedern, weltlichen und geistlichen. Für seine prosaischen Sachen bildete er sich in seiner besten Zeit eine eigene Sprache, voll Elisionen, Wortauslassungen und Idiotismen, welche der traulichen Redeweise des Volks entsprechen sollte, aber im Ganzen doch zu viel Absicht verrieth und dadurch oft manieriert und affectiert erscheinen mußte. Sie fand indeß eine Zeit lang viele Nachahmer (Gegen diese hauptsächlich war das satirische Schreiben im d. Museum 1778, 2, S. 127 ff. gerichtet). In Wandsbeck, wo Claudius mehrere Jahre ohne Amt lebte, gab er unter dem Schriftstellernamen Asmus mit J. J. Ch. Bode von 1770 bis 1775 eine populäre Wochenschrift, „den Wandsbecker Boten," heraus. Hierin, so wie in den hamburgischen Adreßcomptoir-Nachrichten und im Göttinger Musenalmanach erschienen zum größten Theil die Gedichte und prosaischen Aufsätze zuerst, die er nebst seinen einzeln gedruckten Sachen 1774 zu sammeln begann und unter dem Titel „Asmus omnia Sua secum portans, oder sämmtliche Werke des Wandsbecker Boten," in zwei Theilen zu Hamburg 1775 herausgab (später folgten noch, bis zum J. 1812, fünf Theile nebst einer Zugabe als 8. Theil, wovon die siebente, wohlfeile Aufl. Hamburg und Gotha 1844. 8 Thl. gr. 16 herauskam). Als Dichter gehörte er zunächst der Schule Klopstocks und seiner Göttinger Jünger an; seiner religiösen Richtung nach neigte er sich am meisten zu Hamann, Lavater und Fr. H. Jacobi; Herder hielt viel auf ihn, und auch Goethe liebte ihn in seiner frühern Zeit. Als Voß in Wandsbeck lebte, war er mit diesem aufs innigste verbunden.

Fr. Dan. Schubart, q) die, wenn auch nur zum Theil durch

1776 wurde er nach Darmstadt berufen, wo er, als Mitglied einer unter Fr. K. von Mosers Oberleitung „zur Verbesserung des allgemeinen Nahrungsstandes" gebildeten Commission, das Amt eines Ober-Landcommissarius verwaltete und dazu seit Anfang 1777 die Redaction der hessen-darmstädtischen Landzeitung übernahm. Er konnte aber das dortige Klima nicht vertragen und kehrte nach überstandener schwerer Krankheit schon im Frühjahr 1777 nach Wandsbeck zurück. Hier blieb er auch wohnen, als er 1788 zum ersten Revisor bei der schleswig-holsteinischen Bank in Altona ernannt ward. Zuletzt lebte er bei seinem Schwiegersohn Perthes in Hamburg, wo er 1815 starb. — p) Geb. 1749 zu Münster. Er war Katholik, studierte die Rechte, wurde 1774 als Regierungsrath und fünf Jahre später auch als Professor der Rechte in seiner Vaterstadt angestellt. Nach und nach rückte er daselbst in die höhern Richtercollegien ein, bis er 1814 als Professor des Staatsrechts nach Breslau und 1817 nach Berlin berufen wurde. Er starb zu Münster 1833. Der Göttinger Hainbund hatte sich bereits aufgelöst, als Sprickmann sich einzelnen Mitgliedern desselben, namentlich Boie und Hölty näherte, durch welche er 1776 auch mit Klopstock, Claudius und Voß in Verbindung kam (vgl. Briefe von Voß 1, S. 301 ff. und dazu Prutz a. a. O. S. 336, Note). In Münster gehörte er nachher zu dem Kreise der Fürstin Gallizin. Seinen Dichterruf begründete er vornehmlich durch drei Dramen: „die natürliche Tochter," ein rührendes Lustspiel, Münster 1774. 8 (welches J. Möser gleich seinem Freunde Nicolai empfahl; vgl. verm. Schriften 2, S. 150); „Eulalia," ein Trauerspiel, Leipzig 1777. 8. und „der Schmuck," ein Lustspiel, Münster 1780. 8. Außerdem lieferte er Beiträge zu den Musenalmanachen, die aber im Ganzen sehr unerheblich sind und meistens aus Epigrammen bestehen, und zum deutschen Museum, besonders dramatisierte Vorfälle, Erzählungen, Geschichtchen 2c. — q) Geb. 1739 zu Obersontheim in Schwaben, erzogen in dem schwäbischen Städtchen Aalen, wo sein Vater 1740 als Schullehrer und Musikdirector angestellt wurde und einige Jahre später das Diaconat erhielt. Bis in sein siebentes Jahr versprach der Knabe gar nichts; nun aber traten mit einemmale bedeutende Anlagen, besonders für die Musik hervor, die sich schnell entwickelten. Da er studieren sollte, schickte ihn sein Vater 1753 auf das Lyceum zu Nördlingen und nach drei Jahren auf eine Nürnberger Schule. Schon während er jene Anstalt besuchte, auf der er neben den alten Classikern auch die Werke der besten deutschen Dichter, besonders Klopstocks Messias, fleißig las, versuchte er sich in der Abfassung deutscher Lieder und in Compositionen fürs Clavier. 1758 gieng er nach Erlangen, um Theologie zu studie-

teien zu reizen und zum Widerschlag herauszufordern, so lange

---

Jene kleine goethesche Schrift dagegen wird darum mit „wahrer, aber etwas boshafter Freude" begrüßt, weil sie die Hoffnung erwecke, daß „die neumodische, mit Metaphern überladene und seltsam launigte Schreibart, die einige unserer besten Köpfe angesteckt und sich sogar in unsere philosophischen Schriften eingeschlichen habe," durch den Mißbrauch, wenn er zu der Höhe, wie hier, getrieben würde, bald von selbst ausgerottet werden dürfte. Was aber den Inhalt betrifft, so wird „dem witzigen Schwätzer" der Rath ertheilt, sich zuvor eine genaue Kenntniß der Baukunst zu erwerben, ehe er darüber zu schreiben wage. Auch in der dritten Recension ist von „den zerrissenen Phrasen, verzerrten Wendungen, der zerstümmelten und zerstückten Sprache unserer jetzigen sogenannten großen Genieen," die Rede, so wie von „unsern neumodischen, shakspearisierenden Dichtern," in deren Werken die Gegenstände wie Blitze vor den Lesern und oft so stückweise vorbeigeführt würden, daß sie nicht wüßten, was sie sähen &c., und von den „Originalgenieen, die so genannt würden, man wisse nicht, warum? denn sie ahmten so gut nach, wie das übrige der imitatorum &c." — Auf eine Widerlegung der Dichtungstheorie, zu der sich die rhein-mainländische Schule bekannte, und der von ihr in den Frankf. gel. Anzeigen geübten Kritik ist es, in mehr versteckter Weise, abgesehn bei der Anzeige des 5. Th. von Geßners Schriften (14, 1, S. 80 ff.), da Geßners Poesie in den Frankfurter Blättern „so tief herabgesetzt" sein sollte (vgl. Weiße's Brief im Morgenbl. 1840. N. 293, S. 1171 a). Käme diese Art von Kritik zu allgemeiner Geltung, so würde die Dichtkunst von allen leblosen Gegenständen auf die lebendigen eingeschränkt, von den Wesen der Einbildungskraft auf den wirklichen Menschen, von allen übrigen Formen auf die einzige dramatische Form. Da fehlte weiter nichts, als daß man auch in dieser Form die einzige besondere Manier bestimmte: und welche würde die anders sein als Shakspeare's Manier? „So fiele denn auf einmal die ganze Litteratur in den einzigen Shakspeare zusammen!" — An welcher Dichtungslehre diese Leipziger Kritik sich noch um 1770 und späterhin genügen ließ, und welche Forderungen sie vor allen andern an den Dichter, der ihr für den wahren galt, stellte, besonders in der Lyrik, kann man am besten aus den sehr ausführlichen Anzeigen neuer Ausgaben des ramlerschen und des schlegelschen Batteux und aus der Beurtheilung der 1772 erschienenen Sammlung von Ramlers lyrischen Gedichten ersehen (9, 2, S. 280 ff; 11, 2, S. 255 ff; 12, 1, S. 69 ff; 14, 2, S. 294 ff; 15, 2, S. 283 ff.). Im Ganzen reichte für die neue Bibl. d. schön. Wiss. das goldene Zeitalter unserer schönen Litteratur und des guten Geschmacks in Deutschland auch nicht viel weiter als

er sich nicht eines starken Rückhalts versichert hielt. [s]) Erst als

bis zum J. 1760. Vgl. das, was S. 1062 f. Anm. e über die Ansichten mitgetheilt ist, die der auch zu der Leipziger Schule zählende Adelung noch zu Anfang der Achtziger in seinem Magazin aussprach. — s) Die vollständigsten Belege dazu wird man in den Auszügen aus den Briefen finden, die Weiße an Uz in den Jahren 1766—1780 geschrieben hat, und die im Morgenblatt von 1840. N. 282—287; 292—294; 296; 301 gedruckt sind. Weiße ärgerte sich, wie hier zu lesen ist, geradezu an allem, was seit der Mitte der Sechziger Neues auf dem Litteraturgebiete hervortrat. Er war in der Zeit, wo Lessings Freundschaft gegen ihn erkaltet war, und bevor dieser sich ihm wieder genähert hatte, mit dessen ganzer kritischen Verfahrungsweise und mit seiner Kritik in der Dramaturgie insbesondere sehr unzufrieden und erwartete von ihr nichts Gutes für das deutsche Drama. Auch an seiner Emilia Galotti hatte er vielerlei auszusetzen. Er wollte von Gerstenbergs und Klopstocks Theorien und neuen Poesien nichts wissen; fand in den Briefen von Mauvillon und Unzer zwar viel Wahres, bezeichnete aber die Art, wie der erstere gegen Gellert aufgetreten wäre, als „niederträchtig." An Wielands neuen Erfindungen mußte er viel mehr tadeln als loben. Mißmüthig betrachtete er die Erfolge der neuen Barden und Skalden und ihrer Einführung der nordischen Mythologie in deutsche Gedichte. Er verhöhnte die Minne- und Wonnesänger, die Romanzen- und Balladendichter; seufzte über eine übermäßige Bewunderung und Anpreisung Shakspeare's und über die heillose Sucht ihn nachzuahmen, über Herder, Goethe, Lenz, Lavater, über Bürger, Claudius und die ganze „junge Bande Göttinger, die dem Wandsbecker Boten nachliefen," über Gleim, der „hinter ihnen in Bocksprüngen hereilte." Er meinte, um den guten Geschmack sei es geschehen, seitdem alles in Prosa herderisiere und in Versen klopstockisiere, alles „lavaterisch, goethisch, herderisch und lenzisch sei;" er jammerte darüber, daß „unsere guten alten Schriftsteller beinahe vergessen würden," und tröstete sich nur mit der Hoffnung auf die Zeit, wo der gegenwärtige Rausch ausgeschlafen sein werde. Allein so äußerte er sich nur unter dem Siegel der Verschwiegenheit gegen den Freund, und er wiederholte diesem die Versicherung, daß er sich wohl hüten werde, mit seinen Ansichten und Gesinnungen in seiner Bibliothek hervorzutreten, weil er zu furchtsam sei und zu sehr den Frieden liebe: er wolle sich nicht den Zorn irgend einer der streitenden Parteien zuziehen und sich nicht die Finger verbrennen. Er fürchtete sich zugleich oder hinter einander vor Lessing, Herder, Klotz, Riedel, Nicolai, Mauvillon, Gerstenberg, Wieland, Gleim und wer weiß, vor wem noch. Gegen Ende des J. 1774 schrieb er (N. 294, S. 1175 b), seine Bibliothek bringe alle witzigen Köpfe wider ihn auf, weil er über ihre Werke ein tiefes

er diesen, besonders an Lessing und an der allgemeinen deutschen Bibliothek, gefunden zu haben meinte, [t]) und als in

Stillschweigen beobachte. Vielleicht möchten sie errathen, was er davon sagen würde, wenn er reden sollte. — t) Was die Erkaltung von Lessings vieljähriger freundschaftlicher Gesinnung gegen Weiße in der zweiten Hälfte der Sechziger veranlaßt hatte, erzählt dieser in seiner Selbstbiographie S. 136 ff. Als Lessing im Frühjahr 1775 sich acht Tage in Leipzig aufhielt, näherte er sich wieder seinem alten Freunde (vgl. a. a. O. S. 140). In den „vertraulichen und angenehmen Unterhaltungen" mit ihm erfuhr Weiße, wie es scheint, zuerst, daß Lessing „sehr gegen Goethen, Lavatern, Herdern und Andere dieser Partei aufgebracht war," und „vielleicht wäre," wie es in dem Briefe an Uz vom 20. Mai 1775 (Morgenbl. N. 294, S. 1176 a) heißt, damals „sein Eifer losgebrochen," wenn nicht ganz unvermuthet seine Reise nach Italien dazwischen gekommen wäre. In einem spätern Briefe an Uz aus dem Herbst 1775 (a. a. O. N. 296, S. 1183 b) schreibt Weiße: „Lessing war über Goethe's und Compagnie Haupt- und Staatsactionen sehr aufgebracht und schwur, das deutsche Drama zu rächen. Er hatte gehört, daß Goethe einen Doctor Faust liefern will, und tritt er ihm da in den Weg, so müßte ich ihn sehr verkennen, wenn er nicht Wort halten sollte; besonders verdroß ihn Lenzens Gewäsche über das Drama, das er einem übersetzten Stücke von Shakspeare vorgesetzt." (Dieß auch zur Ergänzung von S. 1440 ff. Anm. 11. Vgl. dazu noch Morgenbl. N. 301, S. 1203 a und die Stelle in den Briefen von Ch. Garve an Weiße rc. 1, S. 115: „Der Auszug aus Lessings Unterhaltungen" — den Weiße an Garve geschickt hatte —, „ist mir sehr lieb, — auch, daß er der goetheschen Partei nicht zu sehr ergeben ist. Wenn er auch auf die Seite der alten Ritter- und Göttergeschichten und der erkünstelten Regellosigkeit träte: so weiß ich nicht, wo endlich Natur und Vernunft, so wie sie für unser Jahrhundert gehören, sich hinretten würden. Aber Werthers Leiden thut er doch Unrecht" rc.). — Aus diesen Unterhaltungen mit Lessing scheint Weiße zuerst einigen Muth geschöpft zu haben, fortan etwas dreister gegen die neue Dichterschule aufzutreten, und dieser Muth wuchs, als die allgem. d. Bibliothek nach dem J. 1775 eine immer entschiednere oppositionelle Stellung gegen die neuern poetischen Richtungen einnahm. Eben „deßwegen schätzte er" diese Bibliothek. 1777 hatte er sich seiner Furchtsamkeit wenigstens schon so weit entschlagen, daß er nicht mehr bloß seinem Freunde Uz seine kritischen Bekümmernisse mittheilte, sondern in Leipzig unter den jungen Leuten alles, was er thun konnte, that, „um sie von dem neologischen Geschmack abzuhalten" (vgl. Morgenbl. N. 301, S. 1203 b). —

dem deutschen Museum eine neue Zeitschrift entstanden war, die der Geltung und dem Einfluß seiner Bibliothek noch gefährlicher zu werden drohte, als es der deutsche Merkur bereits geworden war, trat die Leipziger Kritik mit größerer Entschiedenheit, aber freilich in einer sehr geistlosen, plumpen und platten Art gegen die aesthetischen Theorien und die ganze Verfahrungsweise der neuen Dichterschule in die Schranken. u)

---

u) Wie wenig Weißen das Erscheinen des d. Merkurs zur Freude gereichte, wie er Wielanden die Anzahl seiner Subscribenten nachrechnete, und wie er es gar nicht ungern sah, daß der Merkur die großen Erwartungen keineswegs zu erfüllen schien, die man sich davon hatte machen müssen, bezeugen ebenfalls, oder lassen wenigstens merken, die Briefe an Uz. Eine Aeußerung über das d. Museum enthalten sie nicht. Allein die sehr weitläuftige, in den J. 1779 und 1780 gedruckte Anzeige der ersten drei Bände (22, 1, S. 58 ff; 23, 1, S. 54 ff; 2, S. 217 ff; 24, 1, S. 25 ff.), so wenig feindselig sie auch von Anfang herein zu sein scheint, beweist in ihrem weitern Fortgang nur allzu sehr, wie unwillkommen diese Zeitschrift den Männern der neuen Bibl. d. schön. Wiss. gewesen sein muß. Denn eben diese Anzeige ist es, wo sich der Grimm der Leipziger Kritik über die Neuerer in der poetischen Theorie und in der Dichtung in seiner ganzen Plattheit und dazu mit einer so plumpen Grobheit entladen hat, daß es kaum zu begreifen ist, wie der ängstlich-höfliche Weiße so etwas nur zum Druck befördern konnte. Ich begnüge mich, da zu characterisierenden Auszügen hier nicht Raum genug ist, auf einige Hauptpartien bloß zu verweisen: 22, 1, S. 81—91 (über Bürgers beide Abschnitte „aus Daniel Wunderlichs Buch;" vgl. S. 1484, Anm. 24 zu Ende und Anm. 25); 23, 1, S. 72—76 (betrifft den Aufsatz im d. Mus., „Etwas über das Nachahmen allgemein und über das Goethisieren insbesondere") und 23, 2, S. 227—246 (über einen Artikel von Eschenburg, „Shakspeare wider neue voltairische Schmähungen vertheidigt," das schlagendste, roheste und albernste Gegenstück zu Lenzens Anmerkungen über's Theater). Eben so lesenswerth, als diese Stücke für denjenigen sind, der sich eine deutliche Vorstellung von dem kläglichen Grimm der Leipziger Kritiker gegen die Neuerer verschaffen will, ist die Beurtheilung von J. Moesers Schreiben „über die deutsche Sprache und Litteratur" (27, 1, S. 38 ff.), deren Verfasser sich dadurch noch besonders characterisiert hat, daß er seinem albernen und seichten Geschwätz die Erklärung vorausgeschickt: er zweifle billig, daß diese Schrift den (allgemein verehrten) Herrn Moeser

gestaltete sich sein Verhältniß zu Goethe und Herder, nachher auch zu einzelnen Dichtern der Göttinger Schule, insbesondere zu Voß, so freundlich, daß von einer weiteren Befehdung der von ihnen vertretenen Richtungen nicht mehr die Rede sein konnte; x) und überdieß hatten die kritischen Artikel des Merkurs über Werke der schönen Litteratur Wielanden so vielen Verdruß bereitet, daß er sie allmählig ganz eingehen ließ. Am wenigsten eingenommen gegen die jungen revolutionierenden Theoretiker und Dichter, namentlich die rhein-mainländischen, zeigte sich anfänglich die allgemeine deutsche Bibliothek. Billigte und lobte sie auch nicht alles, was von ihnen ausgieng, so war sie doch in ihrem Tadel gehalten, besonnen, mäßig, ohne blinde Vorliebe für das Alte, und nicht selten hatte sie die wirklichen Fehler in den Werken der jungen Geniemänner mit richtigem Tacte herausgefunden und warnte einsichtig vor den Irrwegen, die sie entweder schon eingeschlagen hatten, oder in die zu gerathen sie Gefahr liefen. y) Erst

---

Weib" und „Otto"). — x) Der Jahrgang 1776 des d. Merkurs wurde gleich mit einem Gedicht von Goethe eröffnet. — y) Ich sehe hierbei natürlich von Mercks Beurtheilung der Leiden Werthers (26, 1, S. 102 ff. vgl. S. 1445, Anm. 17) ganz ab und beziehe mich nur auf Recensionen von Männern, die bis in die Neunziger herein und noch später zu der allg. d. Bibliothek viele Beiträge geliefert haben, wenn ich besonders verweise auf den Anh. zum 13—24. Bde. S. 1169 ff. (Biesters Anzeige der Blätter von deutscher Art und Kunst, von denen er entzückt ist); 26, 2, S. 472 (Eschenburg, über die von Lenz für's deutsche Theater bearbeiteten „Lustspiele nach Plautus," Leipzig 1774. 8., woran auch Goethe Antheil hatte; vgl. Morgenbl. 1838. N. 36 den Brief an Salzmann vom 6. März 1773); 27, 2, S. 361 ff. (Eschenburgs Anzeige des Götz von Berlichingen und der „dramaturgischen Abhandlung" über dieses Schauspiel, Leipzig 1774. 8., die dem Gießner Chr. H. Schmid beigelegt wird, und die Lessing 12, S. 420 ein „Wischiwaschi" nannte; des Clavigo; des Hofmeisters, des neuen Menoza und der Anmerkungen über's Theater von Lenz; des Otto und des leidenden Weibes von Klinger); Anh. zu Bd. 25—36, S. 763 f. (Eschenburg, über die „flüch=

nach dem J. 1775, als Nicolai, nachdem er schon mit Herder zerfallen war, [z]) Goethen durch die „Freuden des jungen Werthers" rc. gegen sich aufgebracht, [a]) dann in seinem „kleinen

---

tigen Aufsätze" von Lenz); 31, 1, S. 219 ff; 225 f. (Biester, über Dichtungen vom Mahler Müller). — z) Vgl. S. 1445, Anm. 16. — a) Es ist lange herkömmlich gewesen, Nicolai als den bornierteſten Kritiker und den ärgsten Querkopf in Sachen des Geschmacks zu verschreien, der sich in viele Dinge, von denen er wenig oder gar nichts verstanden, gemischt, alles Gute und Schöne, was nicht von seiner Partei gekommen, bemäkelt, überall Händel angefangen habe; und den alleinigen Grund der vielen Streitigkeiten, in die er nach und nach gerieth, in seinem Eigendünkel und in seiner Eitelkeit zu suchen, die ihn zu dem Glauben verleitet hätten, er sei vor allen Andern zur Bevormundung der deutschen Litteratur und Geistesbildung, zum Vorkämpfer der Aufklärung und des gesunden Menschenverstandes berufen. So theilt er in vielen Beziehungen Gottscheds Loos, auch darin, daß über sein späteres Verhalten die großen Verdienste ganz vergessen zu werden pflegen, die er sich in seinen jüngern Jahren um unsere Litteratur erworben hat. Ich bin weit davon entfernt, abläugnen zu wollen, daß er den übeln Ruf, der an seinem schriftstellerischen Namen haftet, zum allergrößten Theil selbst verschuldet hat. Allein wie Gottsched in seinen Händeln nicht überall und durchaus im Unrecht war und seine Gegner nicht immer Recht hatten, so wird, wer unbefangen die Acten geprüft und sich besonders in den gedruckten Briefen aus dem letzten Drittel des vorigen Jahrh. etwas umgesehen hat, auch Nicolai nicht unbedingt verurtheilen und seinen Widersachern in allen Stücken Recht geben. Hier, wo zunächst nur von seinem Verfahren gegen Goethe und den Schlägen, die er sich dadurch zuzog, die Rede ist, kann ich dem nur beistimmen, was Prutz, d. Götting. Dichterb. S. 300, Note 2 bemerkt hat: Nicolai sei weder so spießbürgerlich beschränkt, noch so tölpisch gewesen, wie Goethe es aufgefaßt rc. Er verkannte, als Goethe auftrat, in diesem wahrlich nicht den genialen Dichter und betheuerte die hohe Bewunderung, von der er für den Götz und den Werther durchdrungen wäre, nicht bloß in dem, was er um die Mitte der Siebziger drucken ließ, sondern auch in seinen Briefen an Freunde, gegen die er sein Herz ausschüttete, als er schon Anlaß genug zu bittern Klagen über Goethe und dessen Freunde zu haben meinte. Aber er konnte von seinem Standpuncte aus „solche persönlichen Satirn nicht billigen," wie sie Goethe in seiner Farce gegen Wieland hatte ausgehen lassen, und wie er sie in den ihm zum Verlag angebotenen „Possenspielen" fand (dem „moralisch-polit. Puppenspiel" und vielleicht auch dem „Dr.

-nen feinen Almanach" rc. die Enthusiasten für das deutsche

Bahrdt;" vgl. Briefe aus d. Freundeskr. von Goethe rc. S. 101 f. und dazu Düntzer, Frauenbilder rc. S. 212, Note 1). Als er sich dann, von Mendelssohn dazu aufgemuntert (Nicolai's Leben von Goecking S. 52 f; Lessings s. Schr. 13, S. 532), entschloß, in der zugleich die Sprache der Kraftmänner verspottenden Schrift „Freuden des jungen Werthers; Leiden und Freuden Werthers des Mannes. Voran und zuletzt ein Gespräch." Berlin 1775. 8. seine Meinung über die gefährlichen Folgen abzugeben, die Goethe's Werther — ein so ausgezeichnetes Werk dieser Roman auch von Seiten der dichterischen Kunst sei — für die Jugend nach sich ziehen könnte, und einen Versuch zu liefern, wie, bei der geringsten Veränderung der Umstände, dem Schicksal Werthers eine Wendung hätte gegeben werden können, daß die schreckliche Katastrophe nicht nothwendig gewesen wäre: so machte er sich zwar durch die außerordentliche Plattheit und Abgeschmacktheit dieses Versuchs und durch die albernen Sticheleien darin auf die Geniemänner (die „viel, neust aufgebrachtermaßen, vom ersten Wurfe, von Volksliedern und von historischen Schauspielen, zwanzig Jährchen lang, jed's in drei Minuten zusammengedruckt, plauderten, auch auf'n Batteux schimpften") nur lächerlich; die Meinung jedoch, daß Goethe's Roman gefährliche Wirkungen in der Zeit haben könnte, theilten damals wenigstens mit Nicolai und Mendelssohn, wenn auch vielleicht nicht ganz aus denselben Gründen, Männer wie Lessing (vgl. S. 1441, Anm.), J. Moeser (verm. Schiften 2, S. 151) und Garve (Engels Schriften 1, S. 38 ff. wo S. 26 ff. beweisen, wie sehr auch Garve von der tiefen Wahrheit und der hinreißenden Gewalt der goethe'schen Dichtung erfaßt war; vgl. auch seine Briefe an Weiße rc. 1, S. 86 ff; 116 f.). In keinem Falle hatten Goethe und seine nächsten Umgebungen Ursache, über Nicolai's Büchlein so sehr in Zorn zu gerathen, wie es, freilich nicht nach Goethe's eigenem Bericht (26, S. 230 ff.), aber nach Mercks und Nicolai's Briefen geschehen sein muß; und wahrscheinlich wäre darüber auch nicht so großer Lärm von ihnen erhoben worden, hätte Fr. H. Jacobi in seiner Erbitterung gegen Nicolai bei Goethe nicht das Feuer angefacht (vgl. Briefe aus d. Freundeskr. v. Goethe rc. S. 116 f. und dazu Düntzer a. a. O. S. 277, Note 1). Die „Freuden Werthers" waren zu Anfang des J. 1775 erschienen; noch vor Eintritt des Frühlings folgte ihnen H. L. Wagners Farce in Knittelversen, „Prometheus, Deukalion und seine Recensenten rc." Göttingen (Leipzig) 1775. 8., die wieder, und auch noch in demselben Jahre, auf der Gegenseite, aber ohne daß Nicolai davon wußte, eine andere Farce in derselben Versart, „Menschen, Thiere und Goethe rc." (von Geßner? oder nur aus dessen Kreise?)

Volkslied, vornehmlich Bürgern, verspottet hatte β) und da=

---

hervorrief (beide wieder abgedruckt in Düntzers Studien ꝛc. S. 211 —248). Wagners Stück, in welchem Nicolai, neben andern Recensenten des Werther in Thiergestalt, als Orang=Outang auftrat, wurde allgemein Goethen zugeschrieben, der sich aber öffentlich dagegen erklärte und Wagnern als Verfasser nannte (vgl. Goethe's Werke 26, S. 331 ff; Riemer, Mittheil. 2, S. 637 oder den Briefw. zwischen Goethe und Knebel 1, S. 8; dazu Briefe zwischen Gleim, Heinse ꝛc. 1, S. 213 f; 221; aber auch Br. an und von Merck 1838. S. 286 f. und Br. aus d. Freundeskr. von Goethe ꝛc. S. 117). Merck, der (nach dem zuletzt angeführten Schreiben und nach den Br. an ihn 1835. S. 65 ff.) auf Nicolai's wiederholtes Ansuchen die auf eine Beilegung der Feindseligkeiten berechnete Recension des goetheschen und des nicolaischen Werther für die allg. d. Bibl. lieferte (26, 1, S. 103 ff.), suchte nachher, als Nicolai in einer Anzeige von Goethe's „Dr. Bahrdt," der Farce gegen Wieland, dem „moral. polit. Puppenspiel," so wie von Wagners Farce ꝛc. (allg. d. Bibl. 26, 1, S. 202 ff.) gegen Goethe heftig polemisiert hatte, in einem Briefe, der des Mannes Character in das schönste Licht setzt (Br. aus d. Freundeskr. von Goethe ꝛc. S. 131 ff.), durch den freundlichsten Zuspruch beschwichtigend und besänftigend auf Nicolai zu wirken; indeß war an eine Ausgleichung zwischen diesem und Goethe wohl nicht mehr zu denken. (Vgl. von Briefen, die sich auf diesen Zwist beziehen, außer den schon angeführten noch Br. aus d. Freundeskr. von Goethe ꝛc. S. 115 f; 121; 129 und Br. an Merck 1835. S. 75 f; 80. Der letzte Brief ist besonders merkwürdig wegen des Selbstgefühls, womit Nicolai versichert, daß er, ohne sich rühmen zu wollen, vor dem Publicum sehr bald mit Goethe fertig werden wollte, wenn derselbe etwa auf den Einfall käme, mit ihm zu spielen, wie die Katze mit der Maus spiele, oder wie er mit Wieland gespielt habe und noch spiele. — Ueber den ganzen Verlauf dieser Sache und die Kritiken und besondern Schriften, die Goethe's Werther in den Siebzigern überhaupt hervorrief, vgl. Düntzers Studien ꝛc. S. 183 ff.). — β) „Ein feyner kleyner Almanach Vol schoenerr echterr liblicherr Volckslieder, lustigerr Reyen unndt kleglicher Mordgeschichte, gesungen von Gabr. Wunderlich weyl. Benkelsengerrn zu Dessaw, herausgegeben von Dan. Seuberlich, Schusterrn tzu Ritzmück ann der Elbe." 2 Jahrgänge, Berlin und Stettin 1777. 78. 12. Nicolai wollte mit dieser Sammlung, welche Herder in dem S. 1487, Anm. 26 angezogenen Aufsatz als „eine Schüssel voll Schlamm" bezeichnete, die indeß neben schlechten Stücken auch manches gute und vortreffliche Volkslied (doch nicht ohne alle Aenderungen der alten Texte) brachte, „dem übermäßigen Geschwätz von Volksliedern ein

durch, wie durch anderweitige Reibungen, in ein feindseliges Verhältniß zu den meisten Hauptvertretern der neuen Litteratur.

---

wenig in die Quere kommen," „unsern sein wollenden Genies, die allerlei Unfug trieben, einen kleinen Zwick in die Ohren geben, dabei aber auch solche Volkslieder aus der Dunkelheit ziehen, die wahre Naivetät hätten" (vgl. seine Briefe in Lessings s. Sch. 13, S. 558; 585 f; 592, und in Moesers verm. Sch. 2, S. 160). Daß die Sammlung und insbesondere die, wie der Titel, in alterthümelnder Sprache und Wortschreibung abgefaßten Vorreden zu beiden Jahrgängen zunächst gegen Bürgers „Herzensausguß über Volkspoesie" gerichtet waren, zeigten schon die im Titel gebrauchten Namen. Bereits in alter Zeit, läßt sich Mstr. Seuberlich in der Vorrede zum 1. Jahrgang vernehmen, sind die Schuster bei deutscher Nation sonderbarlich beflissen gewesen, liebliche Reien und Gesänge zu machen; die Leinweber aber haben sich von jeher flink gezeigt, die von Schustern gemachten Reien zu singen, darob auch wohl bei Feierabend zu klügeln und weibliche Theorien zu erdenken. Nachher jedoch erhoben sich die Leinweber ungebührlich über die Schuster und wollten diesen ihren Ruhm in der Poeterei rauben; tauften allerlei hübsche und artliche Einfälle in der Poeterei „den ersten Wurf," als ob etwa ein Leinweber sein Schiff würfe, und einen hohen Sinnesbegriff, der plötzlich den Poeten antrete, „einen Sprung," gleich als ob dem Weber in Folge „zu groben Wurfes" ein Faden spränge. Mit solchem almodischen Genamsel ist es aber eitel Mischmascherei. Dichten und Schustern geschah auf'n ersten Schnitt, frei aus „innerm Drang" eine Sohle zu schneiden, wie über dem nackten Fuße ob der Sohle der lebendige Odem freier Luft webte und wehte, so webte und wehte auch alles in der Poeterei. Da nun in der Folgezeit das liebe Alte nimmer gelten sollte, ward aus der „Poeterei die Versmacherkunst," aus der Schusterei die Schuhmacherkunst, und trennten sich grimmiglich. In den letzten betrübten Zeiten gieng vollends alles drunter und drüber; Gelehrsamkeit, Verbesserungs- und Verschönerungssucht würde das ganze menschliche Geschlecht verderbt haben, wäre nicht noch beim gemeinen Haufen, absonderlich bei den ehrbaren Gewerken, ein kleines Fünklein unverderbter Natur liegen geblieben. Der lieben Poeterei würde das Versmachen auch den Garaus gemacht haben, webte und wehte die alte, deutsche redliche Poeterei nicht noch bei den ehrbaren Handwerksburschen: die wissen, daß Poeterei „Herzensausguß" ist und aus „innerm Drang" hervorschwellen muß. Dabei sind noch immer die Schuhmachergesellen und die Leinwebergesellen, wie sonst, die vornehmsten; denn mit den neuen Gesellen, die hin und her gespürt werden und sich Genies nennen, die Läng' und die Quer' von „Volksliedern," vom „ersten Wurfe und Sprunge" schwätzen, ist's

richtungen gerathen war: γ) änderte seine Zeitschrift den Ton

eitel Mummerei; sie sind doch nur „Versemacher." Mit solcher Mischmascherei alter und neuer, feiner und grober Art ist nicht zu hoffen, alte deutsche Volkspoeterei möchte neu emporgebracht werden, wie die Genies etwa wähnen. Die äußere Form thut's wahrlich nicht. — Es muß traun ganz gethan sein, oder muß gar bleiben. Wohlan, ihr Genies! wollt ihr deutscher alter Volkspoeterei aufhelfen, laßt alle Cultur, Uepigkeit und gelahrtes Wesen, werbet ehrliche Handwerksleut, — arbeitet viele Wochen mit Macht, bis ein Tag kommt, daß ihr den „Drang" fühlet, Volkslieder zu dichten. Da wird denn Thatkraft inne sein, die werden die Seele füllen, werden das Volk wie ein Fieber erschüttern, werden, einem fressenden Krebs gleich, um sich greifen, werden aller bösen Cultur, die euern „Schnitten" und „Würfen" hinderlich ist, rein schabab machen. Sollt's euch aber, meine Genies, doch nicht gelingen, aus deutschem Vaterlande die leidige Ordnung und eiskalte Vernunft ganz weg zu singen und dafür einzuführen den einfältigen Kindersinn und ehrlichen Köhlerglauben, der euch Volkssängern wohl füget: wird doch deutschem Vaterlande eure Handarbeit mehr Frommen bringen, als eure putzige, windschiefe, gelehrte Volkslieder, womit ihr eitel Spielwerk treibt, und die das Volk nimmer singen möchte. — Hierauf richtet Mstr. Seuberlich seinen hausbackenen Witz geradezu gegen Bürgers Aufsatz, dem es der Leser schon anmerken werde, daß er wieder eine von einem Leinweber ausgeheckte neue Theorie und Klügelei enthalte. Nur das dürfe diesem Mstr. Dan. Wunderlich zugegeben werden, daß es gut wäre, alle alten Volkslieder würden aufbehalten und in Druck gegeben; zwar nicht für die gelehrten Versmacher, daß sie darin eine Fundgrube für ihre Kunst hätten, sondern in Städten für ehrbare Handwerksburschen, auf dem platten Lande für Spinnstuben und auf den Märkten für Bänkelsänger, die sich damit nähren. — Auch in der Vorrede zum 2. Jahrgange fehlt es nicht an allerhand, zum Theil sehr groben und platten Ausfällen gegen die Genies. (Vgl. Biesters Anzeige im Anh. zu Bd. 25—36 der allg. d. Bibl. S. 3371 ff. und Manso S. 209 Anm. p. Wie Merck uud Moeser Nicolai's Almanach aufnahmen, ist aus den Briefen aus d. Freundeskr. von Goethe ꝛc. S. 145 f. und aus Moesers verm. Schriften 2, S. 161 f; 172 zu ersehen. — Bürger soll, nach Jördens 1, S. 270, Willens gewesen sein, sich an Nicolai durch einen, unstreitig bittern Ausfall zu rächen, der aber nie gedruckt worden. Die Stelle, welche sich gegen Daniel Seuberlich in dem kleinen Aufsatz findet, den Bchz S. 322 f. aus der Hds. zuerst hat abdrucken lassen, kann hiermit natürlich nicht gemeint sein). — γ) Vgl. S. 1445 ff. Anm. 17. —

noch bei weitem gefährlicher geworden sein und viel erfolgreicher entgegengewirkt haben, wenn er, statt bloß vereinzelte Ausfälle gegen sie zu richten, einen seiner litterarischen Hauptplane

---

Dorfe Ober-Ramstädt bei Darmstadt, wohin sein Vater wenige Jahre später als erster Stadtprediger berufen ward. Als Kind hatte er einen unglücklichen Fall gethan, in dessen Folge sein Körper, als er in das achte Jahr getreten war, verwachsen und gebrechlich wurde. Den ersten Unterricht erhielt er von seinem Vater und von Hauslehrern, nachher besuchte er das Gymnasium zu Darmstadt. Ohne die übrigen Schulwissenschaften hintenanzusetzen, widmete er sich doch mit besonderer Vorliebe dem Studium der Mathematik und der Physik, wozu die Neigung durch den Unterricht des Vaters in ihm zuerst geweckt worden war, und beschäftigte sich außerdem auch viel mit Astrognosie. In Göttingen, wohin er 1763 gieng, setzte er diese Studien mit dem regsten Eifer fort, besuchte dabei auch fleißig die Vorlesungen der berühmtesten Professoren über Philosophie, Philologie und Geschichte und bildete seinen Geschmack durch mannigfaltige Lectüre. Später meinte er freilich, er habe den Plan zu dem Gebäude seiner wissenschaftlichen Bildung in der Jugend zu groß angelegt; unsere Litteratur indeß hat davon nur Gewinn gezogen. 1770 wurde ihm zugleich der Lehrstuhl der Mathematik in Gießen und eine außerordentliche Professur der Philosophie in Göttingen, wo er noch immer verweilte, angetragen: er gab der letztern den Vorzug, benutzte aber noch, bevor er sie antrat, die sich ihm darbietende Gelegenheit zu einer Reise nach England, wo er von den Männern der Wissenschaft mit Auszeichnung aufgenommen wurde und sich des Wohlwollens des Königs und der Königin in hohem Grade zu rühmen hatte. 1774 ernannte ihn die Göttinger Societät der Wissenschaften zu ihrem Mitglied, und 1775 erhielt er eine ordentliche Professur. In diesen beiden Jahren war er zum zweitenmale in England; seinem Aufenthalt daselbst, der für seine ganze geistige Bildung, seine Weltanschauung und dadurch auch für seine Auffassung und Beurtheilung unserer heimischen Litteraturverhältnisse von den allerbedeutendsten Folgen war, verdanken wir die geistreichen, an Boie gerichteten „Briefe aus England“ über die dortige Schauspielkunst und besonders über das Spiel Garricks und einiger andern Mitglieder der Londoner Bühnen (zuerst gedruckt in den Jahrgängen 1776 und 78 des d. Museums, nachher im 3. Bde seiner vermischten Schriften S. 239 ff.). Vom J. 1778 an übernahm er die Herausgabe des seit zwei Jahren bestehenden „göttingischen Taschenkalenders“ und rückte in denselben gleich seine vortreffliche Abhandlung „über Physiognomik wider die Physiognomen“ ein, die dann noch in dem nämlichen Jahre besonders erschien. Obgleich sie gar nicht Lava-

ausgeführt, 7) oder auch nur verschiedene von den Fragmen-

ters weitläuftiges Werk geradezu widerlegen, sondern nur einigen gefährlichen Folgerungen, die daraus gezogen werden könnten, begegnen, Behutsamkeit bei derartigen Untersuchungen empfehlen und auf das Mißliche der Aufstellung einer Physiognomik als Wissenschaft aufmerksam machen sollte: so trug diese Abhandlung, mit den sich daran schließenden, zunächst gegen Lavaters Freund und Bewunderer Zimmermann gerichteten kleinen Aufsätzen (verm. Schriften 3, S. 401—600), am meisten dazu bei, daß die Schwärmerei für Lavaters Lehre und der Glaube an die Möglichkeit einer eigentlich wissenschaftlichen Begründung und Ausführung derselben sich eben so schnell verloren, wie sie entstanden waren. Zwei Jahre darauf vereinigte sich Lichtenberg mit G. Forster, den er schon in London hatte kennen lernen, und der jetzt in Cassel angestellt war, zur Herausgabe des „göttingischen Magazins der Wissensch. und Litteratur" (vgl. S. 1027, Anm. 6). Auch hatte er bereits seit dem J. 1779 angefangen nach dem ersten Entwurf seine Erklärung der hogarthischen Kupferstiche im götting. Taschenkalender bekannt zu machen, die nachher als ein eignes Werk unter dem Titel, „ausführliche Erklärung der hogarthischen Kupferstiche ꝛc.," bis zum Schluß der fünften Lieferung geführt, Göttingen 1794—99. 8 erschien und nach seinem Tode von anderer Hand fortgesetzt wurde. In den letzten zwanzig Jahren seines Lebens hielt er sich sehr eingezogen und litt an Hypochondrie und Nervenreiz. Er starb 1799. — Lichtenbergs vermischte Schriften (ungedruckte und gedruckte) wurden nach seinem Tode gesammelt und herausgegeben von L. Ch. Lichtenberg und Fr. Kries, Göttingen 1800—1806. 9 Bde 8. (die vier letzten enthalten seine physikalischen und mathematischen Schriften; manches, was er hat drucken lassen, wie namentlich seine Erklärung der hogarthischen Kupferstiche und einige Sachen, die Jördens 3, S. 357 f. anführt, sind von dieser Sammlung ausgeschlossen geblieben). N. Ausg. Göttingen 1844 ff. 6 Bde 16. —
7) Eine satirische Schrift, „Parakletor, oder Trostgründe für die Unglücklichen, die keine Originalgenies sind." Sie scheint ihm besonders am Herzen gelegen zu haben, denn er hat derselben oft in seinen Papieren gedacht und vielerlei angemerkt, was er darin behandeln wollte. Die Bruchstücke, die sich davon nach seinem Tode vorgefunden, sind gedruckt in den verm. Schriften 1, S. 65 ff. (vgl. dazu den Vorbericht zum 1. Bde. S. XIII ꝛc.). Auch zwei jüngere Plane, zu einem satirischen Gedicht und zu einem Roman, worin im Allgemeinen die Thorheiten und Mängel des Zeitalters ans Licht gezogen und gegeißelt werden sollten, blieben unausgeführt; (vgl. verm. Schr. 2, S. XI ff. Von dem satirischen Gedicht, ist hier bemerkt, habe sich in den Papie-

ten veröffentlicht hätte, die aus seinen Papieren erst nach seinem Tode herausgegeben worden sind. 9)

---

ren Lichtenbergs nicht eine Zeile gefunden; sollten aber nicht die zuerst im Anfange der Achtziger gedruckten und in die verm. Schr. 4, S. 363 ff. aufgenommenen Bruchstücke daraus sein? Einiges Nähere über den von ihm beabsichtigten Roman hat uns Lichtenberg in dem götting. Taschenkalender mitgetheilt, verm. Schr. 5, S. 411 ff.). — 9) Hierher gehören außer den Fragmenten des Parakletors noch vorzüglich die „Bittschrift der Wahnsinnigen" und das Stück „über die Macht der Liebe" (verm. Schr. 1, S. 93 ff; 115 ff.). Das deutsche Publicum, heißt es u. a. im Parakletor (S. 69 ff.), „verlangte Originalgenies und Originalwerke. Aber das war gerade der Punct, auf dem wir es erwarteten, und es ist ein betrübter Beweis, wie unerfahren der deutsche Leser in der Kenntniß seines eigenen Landes ist; immer die Augen jenseit des Rheins oder jenseit des Canals gerichtet, sieht er nicht, worauf er tritt. — Es war eine Lust anzusehen, dreißig Yorike ritten auf ihren Steckenpferden in Spiralen um ein Ziel herum, das sie den Tag zuvor in einem Schritt erreicht hätten; und der, der sonst beim Anblick des Meeres oder des gestirnten Himmels nichts denken konnte, schrieb Andachten über eine Schnupftabacksdose. Shakspeare standen zu Dutzenden auf, wo nicht allemal in einem Trauerspiel, doch in einer Recension; da wurden Ideen in Freundschaft gebracht, die sich außer Bedlam nie gesehen hatten; Raum und Zeit in einen Kirschkern geklappt und in die Ewigkeit verschossen; es hieß: eins, zwei, drei, da geschahen tiefe Blicke in das menschliche Herz, man sagte seine Heimlichkeiten, und so ward Menschenkenntniß. Selbst draußen in Böotien stand ein Shakspeare auf, der, wie Nebucadnezar, Gras statt Frankfurter Milchbrot aß und durch Prunkschnitzer sogar die Sprache originell machte (Klinger? — Denn Goethe kann damit doch unmöglich gemeint sein). Niedersachsen summte seine Oden, sang mit offenen Nasenlöchern und voller Gurgel Patriotismus und Sprache und ein Vaterland, das die Sänger zum Teufel wünscht. Da erklangen Lieder und Romanzen, die es mehr Mühe kostete zu verstehen, als zu machen. Kurz, die Originale waren da; und das Publicum — was sagte das? Anfangs beschämt über die unerwartete Menge, stutzte es, dann aber erklärte es feierlich: das wären keine Originale, das wären Dichter aus Dichtern, und nicht Dichter aus Natur, durch sie würde das Capital nicht vermehrt, sondern nur die Sorten verwechselt" rc. — In der „Bittschrift der Wahnsinnigen" zielen die Schläge besonders gegen die Sprache und den Stil der Originalgenies; den Hauptarten des letztern sind Namen beigelegt, die zum Theil von Salatsamen hergenommen sind, wie „Groß

§. 302.

Und doch war, so wenig es auch die Gegner der neuen Schule überhaupt zugeben mochten, und so manchen Grund

shakspearisch Nonpareille," „Englisch geschachter Hanswurst," „Sachsenhäuser Steinkopf, bunt" 2c. — Was Lichtenberg „über die Macht der Liebe," mit besonderem Bezuge auf den Werther und den Siegwart, im J. 1777 aufgezeichnet hat, ist eine verneinende Beantwortung der Frage, ob diese Macht unwiderstehlich sei? Er behauptet nämlich „mit völliger Ueberzeugung: die unwiderstehliche Gewalt der Liebe, uns durch einen Gegenstand entweder höchst glücklich oder höchst unglücklich zu machen, ist poetische Faselei junger Leute, bei denen der Kopf noch im Wachsen begriffen ist, die im Rath der Menschen über Wahrheit noch keine Stimme haben und meistens so beschaffen sind, daß sie keine bekommen können." — Oft angeführt ist die Stelle aus seinen Werken, daß er täglich sehen müßte, wie Leute zum Namen Genie kämen, wie die Kelleresel zum Namen Tausendfuß, nicht weil sie so viele Füße haben, sondern weil die Meisten nicht bis auf vierzehn zählen wollen (verm. Schr. 1, S. 236; vgl. 3, S. 540). — Unter den von Lichtenberg selbst herausgegebenen Aufsätzen, in denen die Kraftmänner und Empfindler verspottet werden, sind die beiden merkwürdigsten die Nachricht „von ein Paar alten deutschen Dramen" und das „gnädigste Sendschreiben der Erde an den Mond." Jene, welche zuerst im d. Museum 1779, 2, S. 145 ff. gedruckt wurde (verm. Schr. 4, S. 3 ff.), betraf zwei im Stil des 16. Jahrh. abgefaßte Stücke von dem „osnabrückischen Hans Sachs," Rudolf von Bellinkhaus (gest. in seinem 78. Jahre 1645 zu Osnabrück), „der das Talent, Verse ohne Poesie zu machen, in einem höhern Grade besessen habe, als irgend ein neuerer Lieblingsdichter unserer Jugend." Er hat viele Stücke geschrieben; von den beiden, die Lichtenberg kannte, bemerkt er beißend: „sie übertreffen an unterhaltendem Scherz und an Lehre die meisten unserer Dramen und Fragmente von Dramen, und von der Seite des mit Recht so sehr beliebten Sonderbaren vielleicht alle. Sie sind dabei ursprünglich deutsch, haben ihre Schönheiten weder Rom, noch Griechenland, noch England zu danken, sind, so zu reden, mitten unter Eichen entstanden und zeigen mehr als alles, was ich gelesen habe, was in diesem Fache Genie ohne Umgang mit der Welt und ohne Cultur, bloß durch Drang allein vermag 2c." In dem Sendschreiben (zuerst im 6. Stück des götting. Magazins 2c. vom J. 1780; verm. Schr. 4, S. 189 ff.) kamen besonders auf die Dichter, die der Mond zu ihren Oden, Trauerspielen und Romanen begei-

zu gerechtem Tadel die einsichtsvollern unter ihnen an ihr fanden, der Geist, womit sich unsere schöne Litteratur um die Mitte der siebziger Jahre erfüllte, im Vergleich mit dem, welcher so lange Zeit in ihr fast durchgängig geherrscht hatte, von einer viel jugendlichern Frische und Lebenskräftigkeit, zeigte sich in seinen Bewegungen viel freier, selbständiger und eigenthümlicher, gieng bei seinem Schaffen viel unmittelbarer auf die Natur zurück und auf das Leben ein und suchte auch bei weitem mehr deutscher Sinnesart und Volksthümlichkeit sich anzuschmiegen. So wurde manches von dem jetzt wirklich erreicht, worauf die Kritik schon seit längerer Zeit hingearbeitet, was die neue Theorie als die erstrebenswerthesten Ziele mit gutem Recht hingestellt hatte, und anderem suchte man sich wenigstens, so weit es irgend möglich war, anzunähern. Aber freilich bewährte sich beides viel mehr nur an einzelnen Erscheinungen als an dem Ganzen der neuen Dichtung, viel mehr an dem, was in den kleinen als was in den großen Gattungen hervorgebracht wurde, und in diesen vorzüglich nur an Goethe's Werken. Denn entweder blieb hier die große Mehrzahl unserer jungen Dichter mit ihren Leistungen noch in weitem Abstande von jenen Zielen, oder sie verirrte sich noch viel weiter darüber hinaus. Das letztere konnte um so weniger ausbleiben, je ungestümer die litterarische Bewegung dieser Jahre war, und je entschiedener sie bei dem Beseitigen der alten aesthetischen Theorien und bei der Lossagung von allem bloß Herkömmlichen in den poetischen Darstellungsarten und Formen auf ein Durchbrechen jeder Schranke ausgieng, welche für die

---

stere, und auf die mondsüchtigen Humoristen Ausfälle vor. Dazu vgl. noch das „Fragment von Schwänzen" (verm. Sch. 3, S. 589 ff.) und in dem „Vorschlag zu einem Orbis pictus rc." (verm. Schr. 4) S. 115—140.

freie Entfaltung der Productionskraft nach der Meinung der jungen Stürmer irgend ein Hemmniß abgeben könnte. Lessing hatte durch seine letzten dramatischen Werke gezeigt, wie unsere in fremder Nachahmung befangene und deshalb zum allergrößten Theil bloß conventionelle Dichtung in der Hauptgattung der Neuzeit, der sich jetzt auch nach Goethe's Vorgang die bedeutendern Kräfte zumeist zuwandten, von dem Zwange falscher Regeln befreit, zur Natur zurückgelenkt und auf eine zugleich kunst- und volksmäßige Weise reformiert werden konnte. Allein anstatt daraus und aus seinen kritischen Schriften zu lernen, daß nur die Befolgung falscher und willkürlicher Kunstvorschriften, aber nicht die Beobachtung der in dem Wesen der Poesie überhaupt oder in dem Character einer besondern Art begründeten Regeln die Poesie von der Natur abführe, ihre Wirkungen auf das Gemüth schwäche, ihre Volksthümlichkeit beeinträchtige und die wahre dichterische Freiheit im Erfinden und Ausführen gefährde: ließen diese ungestümen Dichter, und besonders die dramatischen, sich von ihrem Enthusiasmus für Vorbilder, in denen sie nur die unvergleichliche Naturwahrheit der Darstellung bewunderten, den tiefen Kunstverstand in der dichterischen Behandlung aber übersahen, oder nicht zu begreifen vermochten, hinreißen und geriethen damit meistentheils auf den Abweg, vor dem Lessing am Schlusse der Dramaturgie mit so dringendem Ernste gewarnt hatte, daß sie im alleinigen Vertrauen auf die Eingebungen des Genie's und unbekümmert um alle auf eigentliche Kunstform und Schönheit abzielende Regel eine Poesie ins Leben zu rufen suchten, die eine treue Rückspiegelung unverfälschter Natur in kräftig characterisierender Darstellung der Innen- und Außenwelt sein sollte.[1]) Es schien, als hätten sie sich von den theo-

1) Riemer berichtet uns (Mittheil. 2, S. 665), Goethe habe in

retischen Sätzen, welche Young, Klopstock, Herder aufgestellt hatten, und die die Grundlage der neuen Dichtungslehre bildeten, nur diejenigen recht gemerkt, welche von der Macht und den Befugnissen des Genie's und von dem Unwerth der Regeln handelten, diejenigen hingegen entweder ganz unbeachtet gelassen oder nicht recht verstanden, worin außer der natürlichen Begabung auch noch vieles Andere von dem Dichter, und zumal von dem bloß talentvollen Dichter, gefordert wurde, wenn er Bedeutendes schaffen und damit große und dauernde Wirkungen hervorbringen wolle, oder worin den jungen Dichtern die wichtigsten Rathschläge und Belehrungen ertheilt waren. *)

---

seinen letzten Jahren einmal von der Emilia Galotti gesagt: „Zu meiner Zeit stieg das Stück wie die Insel Delos aus der gottsched-gellert-weißeschen Wasserfluth, um eine kreißende Göttin barmherzig aufzunehmen. Wir jungen Leute ermuthigten uns daran und wurden Lessing deshalb viel schuldig." Man wird gern zugeben, daß von den jungen Dramatikern der siebziger Jahre noch mancher andere sich an diesem Werk ermuthigt habe; keiner aber sonst als Goethe allein hat das, was er Lessingen deshalb schuldig wurde, zu einem reinen Gewinn für unsere dramatische Litteratur zu benutzen verstanden. — 2) Weil, wie Young gesagt hatte, Shakspeare vielleicht weniger gedacht haben würde, wenn er mehr gelesen hätte, meinten sie wohl auch, durch Lectüre könnte die Energie ihres Dichtens eher herabgestimmt als gehoben werden; aber was hatten sie in dem Buche der Natur und in dem Buche des Menschen gelesen, und was darin schon verstanden? (vgl. S. 1344, zu Ende der Anmerk. d). Und war denn ihr Genie von der männlichen Art, daß es der Hülfe des Studiums nicht bedurfte, daß es durch das Studium nicht genährt und auferzogen zu werden brauchte, wenn es nicht eingehen sollte? (vgl. S. 1466, Anm.) Von den beiden goldenen Regeln, an die man sich, wie Young (a. a. O.) rieth, bei der Composition vornehmlich zu halten habe, befolgten die jungen Genies die zweite zwar gewissenhaft genug; die erste dagegen hatten sie entweder übersehen, oder sie mußten ihr ungefähr denselben Sinn untergelegt haben, wie jener. — Klopstocks Vorschrift, daß der Dichter sich durch kein Regulbuch sollte irren lassen, wurde von ihnen gleichfalls treulich beobachtet, desto weniger aber sein Rath benutzt: sie möchten vor allem Andern darnach trachten, sich Menschenkenntniß zu erwerben, und recht viele Vorübungen anstellen (vgl. S. 1473 f., Anm 19). — Und wie viele

Da nun der Bereich ihrer äußern und innern Erfahrungen in der Regel nur sehr beschränkt sein konnte, und es deshalb ihrer

---

unter ihnen mögen sich das alles wohl recht zu Herzen genommen oder auch nur recht verstanden haben, was Herder hier und da dringend empfohlen hatte? z. B. der Dichter, der auf sein Volk wirken wolle, müsse den Wahn und die Sagen der Vorfahren studieren, sich nach alten Nationalliedern erkundigen, um tiefer in die poetische Denkart der Vorzeit zu bringen und poetische Fabeln zu neuer Anwendung zu erhalten; sich recht in seinem Lande und in dessen Geschichte umthun, sich da seine Gegenstände und die Mittel zu deren Ausschmückung suchen, um in volksthümlichem Geiste zu dichten und seinen Werken einen volksthümlichen Gehalt und eine volksthümliche Farbe zu verleihen (vgl. S. 1364, Anm. und S. 1367, Anm. f). Er solle von den Gesängen der Barden und Skalden nicht die äußere Form entlehnen, sondern in den innern Geist des Liedes, in die innere Bearbeitung desselben einzubringen, überhaupt jede echte Dichtung der Vorzeit in ihrem geschichtlichen Werden, in den Bezügen zu der Zeit und zu der Natur, worin sie entstanden, zu der Bildung und dem gesammten Geistesleben des Volks, dem der Dichter angehört habe, zu erfassen suchen, um daraus zu lernen, Gegenstände aus der Geschichte seines Volks und aus seiner Zeit eben so eigen und so wahr darzustellen (vgl. S. 1387, Anm.). Wie wurde Herder mißverstanden, da er das Interesse für Volkspoesie zu wecken suchte, nicht allein von seinen Widersachern, sondern auch von seinen Jüngern! Er war weit davon entfernt, die Bildung gesitteter Zeiten zu verachten und mit Rousseau den sogenannten Naturzustand zurückzuwünschen, und so fiel ihm bei seiner Anempfehlung der Natur- und Volksdichtung auch nichts weniger ein, als den Stab über alle Kunstpoesie zu brechen und diese durch jene verdrängen zu wollen, oder alte Volksgesänge in allem für Muster neuer Gedichte auszugeben: die neuern Dichter sollten an jener urmäßigen Poesie, an jener „Muttersprache des menschlichen Geschlechts" nur unterscheiden lernen, was das Wesentliche und was das bloß Zufällige oder Angekünstelte in der Dichtung gebildeter Zeiten sei, um in ihren Erfindungen vor allem Andern nach jenem zu streben, ohne sich durch dieses irren zu lassen; wenn etwas verdrängt zu werden verdiente, erklärte er unumwunden, so wär's „die neue Romanzenmacher- und Volksdichterei, die mit der alten meistens so viel Gleichheit habe, als der Affe mit dem Menschen" (vgl. die Blätter von d. Art und Kunst S. 18; 39 [Werke z. sch. Litt. 7, S. 20; 26 f.]; Volkslieder 1, S. 331; dazu noch, was am Schluß des ersten Stücks der Blätter von d. A. und K. über die unglückliche Art bemerkt ist, in welcher man bei uns schon um 1773 angefangen hatte, den Ossian, die Lieder der Wilden,

aus dem Leben selbst gewonnenen Welt- und Menschenkenntniß eben so sehr an Weite wie an Tiefe fehlen mußte; da sie überdieß viel seltner in die wirkliche Welt mit dem hellen und scharfen Blick des Beobachters als mit dem umschleierten Auge des poetisch gestimmten Träumers und des schwärmenden Welt-

---

der Skalden, Romanzen, deutsche Volkslieder zu benutzen). Herder hatte ferner in seinem Aufsatz über Shakspeare noch mit der größten Achtung von der Poetik des Aristoteles gesprochen (Blätter v. d. A. und K. S. 80 f; vgl. S. 1377, Anm.) und über Shakspeare's Naturwahrheit nicht dessen tiefen Kunstverstand in der wundervollen Composition seiner großen Tragödien verkannt; er hatte kurz darauf (in der Preisschrift „Ursachen des gesunkenen Geschmacks bei verschiedenen Völkern ꝛc.," Werke zur schön. Litt. u. K. 15, S. 59 f.) es aufs entschiedenste geläugnet, daß Shakspeare keine Regeln beobachtet habe, und er fand es daher sehr tadelnswerth, daß sich jeder, der für ein Genie gelten wolle und darum alle Regeln verachte, sich immer auf das Beispiel Shakspeare's beriefe. Aber Lenz, der behauptete, er habe sich durchaus in Shakspeare's Manier und die Composition, die ins Große gehe und sich auf Zeit und Ort nicht einschränken könne, einstudiert (vgl. den Anh. zum 25—36 Bde der allg. d. Bibl. S. 774), stellte der aristotelischen Theorie über die tragische Kunst die seinige schroff entgegen (vgl. S. 1480 ff. Anm. 23) und lernte mit Klinger und den andern Dramatikern, die sich, wie Wieland an Merck schrieb (Samml. von 1838. S. 72), „solche airs gaben, als ob sie mit Shakspeare's Geist blinde Kuh zu spielen gewohnt wären," aus dessen Werken nur, daß alle Regeln der Theoretiker zu verachten seien, und daß es auf die kunstmäßige Composition aller Glieder einer Tragödie zu einem einheitlichen Ganzen gar nicht ankomme, sobald nur in einer Reihe, wenn auch noch so lose verknüpfter Handlungen jede einzelne für sich die volle Naturwahrheit habe. Als das Geschrei immer allgemeiner und lauter wurde, das Genie bilde sich selbst, und das Studium der Alten könne es eher verkümmern als in seiner Ausbildung fördern, erklärte Herder, ein böser Dämon habe diesen Grundsatz erfunden, der die häßlichste Lüge sei (in der angeführten Stelle jener Preisschrift), und einige Jahre später bemühte er sich in der kleinen Schrift „vom Erkennen und Empfinden" (1778. Werke zur Philos. und Gesch. 9, Seite 5 ff.), den Begriff Genie richtiger zu bestimmen, als wie er von den jungen Dichtern damals gewöhnlich gefaßt wurde. Gleichwohl erschien zu derselben Zeit Lavaters dithyrambischer Erguß über das Genie (vgl. S. 1466—68, Anm.), der vollends die jungen Enthusiasten irre leiten mußte. —

verbesserers schauten [3]) und auch die Natur und die Geschichte zu wenig studierten: so erschufen sie sich mehr mit der Einbildungskraft eine Welt der Gegenwart und der Vergangenheit, der sie ein wirkliches Leben zu ertheilen suchten, als daß sie die eine und die andere in ihrer Wahrheit und Unmittelbarkeit auffaßten, um ihr eine poetische Gestalt zu geben. [4])

---

3) Klinger hat sich gewiß selbst gemeint, wenn er in seinen spätern Jahren den Dichter zu dem Weltmann sagen läßt (9, S. 198 f.): „Ich könnte Ihnen viel erzählen, — wie alle meine Geistesproducte (aus einer frühern Periode) einen gewissen Mangel an sich tragen, wie es ihnen an dem festern Character der spätern fehlt und fehlen mußte. Ich könnte Ihnen weitläuftig darthun, wie sich erst die wirkliche Welt bloß durch den dichterischen Schleier meinem Geiste darstellte, wie die Dichterwelt bald darauf durch die wirkliche erschüttert ward und dann doch den Sieg behielt, weil der erwachte, selbständige, moralische Sinn Licht durch die Finsterniß verbreitete, die des Dichters Geist ganz zu verdunkeln drohte." Diese Stelle ist nicht allein sehr bemerkenswerth für die innere Geschichte Klingers und die verschiedenen Perioden in seinem Dichterleben; die unterstrichenen Worte lassen sich auch auf die meisten übrigen Stürmer und Dränger in den Siebzigern und Achtzigern anwenden. Vgl. auch Gervinus 4, S. 566 f. (doch zu dem, was daselbst über Mercks Fluch gesagt ist, wieder oben gegen Ende von S. 1495 die Anmerk.). — 4) Der jüngere Stolberg bildete sich hierüber eine eigene Theorie, die man aus verschiedenen, von ihm in das deutsche Museum von 1777—82 gelieferten Aufsätzen kennen lernt (sie sind nachher in den 10. Theil der gesammelten Werke beider Brüder aufgenommen). Besonders merkwürdig ist der, welcher „vom Dichten und Darstellen" handelt (d. Mus. 1780, 1, S. 297 ff.); er erläutert vortrefflich die zweite Hälfte jener Aeußerung Mercks über das gegensätzliche Verhältniß zwischen der dichterischen Richtung Goethe's und dem Bestreben der meisten übrigen jungen Dichter der siebziger Jahre (vgl. S. 1012, Anm.). Stolberg unterscheidet darin Dichten im engern Sinne und Darstellen. Jenes vergleicht er mit dem Empfangen, dieses mit dem Gebären. In jenem Zustande ist der Dichter eigentlich nur im vollsten Sinne Dichter: er ist begeistert, und „ihn umschweben groß und hehr strahlende Göttererscheinungen. Sobald er darstellt, strahlen sie nicht mehr; sie schweben nicht mehr, aber sie wandeln leicht, als schwebten sie, in dem schimmernden Gewande, in welches der Dichter sie kleidet." Im Darstellen entsinkt er der Höhe, auf welche ihn seine Phantasie gebracht hatte. Aber er muß sich zur

Darum lassen ihre Erfindungen oft eben das am allermeisten vermissen, worauf es darin vorzüglich abgesehen war, die volle Naturwahrheit in der Zeichnung und Ausmahlung der Charactere und die treue Rückspiegelung des wirklichen Lebens in den dargestellten Handlungen und geschilderten Verhältnissen. Dieser Mangel machte sich in den beiden poetischen Gattungen, die hierbei am meisten in Betracht kommen, im Drama und im Roman, gleich fühlbar: wo die Darstellung nicht in flacher Allgemeinheit verschwimmt,[5]) hat die individualisierende Belebung des Dargestellten sich oft um so weiter über alle Natur hinaus verstiegen und ist bis zur Caricatur übertrieben. Und sind auch mitunter in einem Werke beide Extreme mit besserm

---

Darstellung herablassen, wenn er auf den Menschen wirken will. — Nach dieser Theorie gebraucht also der Dichter die Wirklichkeit bloß als Gewand, um die Gestalten seiner imaginierten Welt, „das Imaginative," darin zu kleiden; oder — wie es Stolberg in dem Aufsatz „über die Begeisterung" (d. Mus. 1782, 1, S. 387 ff.) ausdrückt —: die Begeisterung schenkt ihm das Original des Gedichts, als Darsteller gibt er nur die Uebersetzung, eine Uebersetzung, welche weniger als andere das Original erreicht. Hiernach ist ihm denn auch (S. 395) Klopstock der größte Dichter jener, vielleicht jeder Zeit. — 5) Lichtenberg hatte bereits 1775 in einem seiner Briefe aus England (verm. Schr. 3, S. 303 f.) geschrieben: „Alle unsere dramatischen Dichter und Romanschreiber — man darf wohl so allgemein sprechen, wo nur zwei oder drei ausgenommen werden können, deren Werth bekannt genug ist — schreiben, als fehlte es ihnen an Stoff zur Beobachtung oder an Geist dazu, und den meisten, als fehlte es ihnen an beiden." Er deutete dann weiter an, wie die Charactere nach ihrem Stande, ihrer Berufsart, ihrem Temperament, ihren vorherrschenden Tugenden und Lastern immer mit denselben herkömmlichen Zügen und in derselben flachen Manier gezeichnet würden, und knüpfte daran die Frage, ob das Shakspeare's Kunst sei? Fünf Jahre später kam er auf diesen Gegenstand zurück, als er in dem „Vorschlage zu einem Orbis pictus ꝛc." (verm. Schr. 4, S. 115 ff.) seinen Unwillen über die außerordentliche Seichtigkeit der Schauspiel- und Romandichter jener Zeit, über die Stumpfheit des Publicums, das sich von ihnen unterhalten ließ, und über die elende Journalkritik, die ihre Erfindungen anpries, Luft machte. —

Glück vermieden, so ist es dann gewöhnlich nicht viel mehr als ein Abbild des Gemein-Natürlichen in seiner zufälligen Erscheinung, wobei es auch noch fast immer der Darstellung an innerer Bindung aller einzelnen Theile zu einem organischen, in sich kunstmäßig abgeschlossenen Ganzen, so wie an Schönheit der äußern Form mangelt.[6]) Nicht weniger,

---

6) Wohl keiner unter den Männern, die in mehr oder minder nahem und freundlichem Bezuge zu der neuen Dichterschule standen, erkannte schon damals mit hellerm Blick alle diese Mängel in ihren Werken und ertheilte den jungen Talenten bedeutendere Winke, um sie auf das aufmerksam zu machen, wonach sie zunächst und zumeist trachten müßten, wenn sie es zu Leistungen von gediegenerm Werth bringen wollten, als Merck. Von seinen Recensionen gibt gleich die Anzeige des Werther (allg. d. Bibl. 26, 1, S. 103 f.) hierzu einen der sprechendsten Belege. „Das innige Gefühl," heißt es hier von Goethe, „das über alle seine Compositionen ausgebreitet ist, die lebendige Gegenwart, womit die Kunst seiner Darstellung begleitet ist, das bis in allen Theilen gefühlte Detail mit der seltensten Auswahl und Anordnung verbunden, zeigt einen seiner Materie allezeit mächtigen Schriftsteller. Wer da weiß, was Composition ist, der wird leicht begreifen, daß keine Begebenheit in der Welt mit allen ihren Umständen, wie sie geschehen ist, je ein dramatischer Vorwurf sein kann, sondern daß die Hand des Künstlers wenigstens eine andere Haltung darüber verbreiten muß. Viel Locales und Individuelles scheint indessen durch das ganze Werk durch; allein das innige Gefühl des Verfassers, womit er die ganze, auch die gemeinste ihn umgebende Natur zu umfassen scheint, hat über alles eine unnachahmliche Poesie gehaucht. Er sei und bleibe allen unsern angehenden Dichtern ein Beispiel der Nachfolge und Warnung, daß man nicht den geringsten Gegenstand zu dichten und darzustellen wage, von dessen wahrer Gegenwart man nicht irgendwo in der Natur einen festen Punct erblickt habe, es sei nun außer uns oder in uns. Wer nicht den epischen und dramatischen Geist in den gemeinsten Scenen des häuslichen Lebens erblickt und das Darzustellende davon nicht auf sein Blatt zu fassen weiß, der wage sich nicht in die ferne Dämmerung einer idealischen Welt, wo ihm die Schatten von nie gekannten Helden, Rittern, Feen und Königen nur von weitem vorzittern. Ist er ein Mann, und hat sich seine eigene Denkart gebildet, so mag er uns die bei gewissen Gelegenheiten in seiner Seele angefachten Funken von Gefühl und Urtheils-

als zur vollen Naturwahrheit und Schönheit, fehlt dieser Poesie im Allgemeinen zu wirklicher Originalität und zu einem echt

kraft, durch seine Werke durch, wie helle Inschriften vorleuchten lassen; hat er aber nicht dergleichen aus dem Schatze seiner eigenen Erfahrungen aufzutischen, so verschone er uns mit den Schaubroten seiner Maximen und Gemeinplätze." — In der Anzeige des vossischen Musenalmanachs von 1776 (d. Merkur 1776, 1, S. 85 ff.), in welcher er den jungen Poeten, die Klopstocks Panier ergriffen hatten und, sich darunter frei und sicher dünkend, in das gelobte Land der Tugend ziehen wollten, die Freiheit zu ihrem Feldgeschrei machten und Palmenzweige in ihren Fahnen wehen ließen, besonders das Unsinnige und Carikierte ihrer Freiheitsgedichte und ihrer Wütherei gegen eingebildete Tyrannen in derber Sprache vorgerückt hatte, sagte er zum Schluß: „Die wahre Welt, die unsere jungen Dichter umgibt, erscheint ihnen durch kein gefärbtes Medium genug, daß sie zu ihrer Nachbildung angereizt würden; daher werfen sie sich jetzt mit Gewalt in idealische Abgründe und mahlen, was kein Auge gesehen und kein Ohr gehört hat. Fühlten sie aber die Magie des Epos in jeder Scene des Lebens, so würden ihre Blätter eben so voll davon sein, wie die Werke ihrer Meister, die sie mit so vielem Recht bewundern." — Von Mahler Müllers „Situation aus Fausts Leben" bemerkte er u. a. (d. Merkur 1776, 3, S. 81 ff.): es erhelle daraus deutlich, daß der Verf. seinen Gegenstand nicht lange im Busen genährt habe. „Hätte er Fausts Schicksal mit sich herumgetragen, so würde der Mensch eher entstanden sein, als die Situation, worin er gesetzt werden sollte. Shakspeare's Geist (an den das Stück gerichtet ist) hätte ihn erinnern sollen, wie eben Shakspeare seinen Helden bei jedem Menschen Interesse zu verschaffen weiß; wie sie alle, unter dem tollsten Gewühl von Laster und Schwachheit, entweder einen edlen Hauptzug in ihrem Character, oder doch glückliche Organisation, Anlage, edel und gut zu werden, verrathen. Bedächten doch einmal die jungen dramatischen Schriftsteller, daß Drama nichts anderes ist als Fragment menschlicher Geschichte, dem Leser zur Lehre und Warnung dargestellt, aus Reminiscenz eigner Erfahrung mit Treue und Kunst nachgebildet, — so daß jeder glaubt, es zu sehen oder gesehen zu haben. Nehmen sie aber ihren Stoff aus dunkeln Träumen poetischer Begierde, und nicht aus dem Markt des Lebens auf, wer soll ihre Figuren wieder erkennen und sagen: das ist Fleisch von meinem Fleisch und Bein von meinem Bein!" — In Leisewitzens „Julius von Tarent" verkannte er (d. Merkur 1776, 4, S. 91) nicht das „ungemeine Genie" des jungen Verfassers: jedoch fand er darin vorzugsweise nur eine blendende Diction, eine bis zur Wärme des innigsten Gefühls auffliegende

volksthümlichen Character. So viel auch in allen Gattungen hervorgebracht wurde, fast durchgehends erinnert bald die Wahl der Gegenstände, bald die äußere Form und Einkleidung,

---

Einbildungskraft und eine Fülle von Einfällen; wogegen er an den Characteren Selbständigkeit und Naturwahrheit vermißte, — denn sie wären nur in dem Gehirn des Verfassers entsprungen, wie alle Geschöpfe unserer derzeitigen Dramatisere. Einheit der Handlung würde man gerne in einem Stücke durchaus durchgeführt vermissen, und die Kritik könne es wohl erlauben, daß in einem Schranke mehr denn ein Schubkasten sei. Allein die Fächer, woraus das Ganze bestehen sollte, müßten auch ganz sein, d. i. von Anfang bis zu Ende in ihrer Entstehungsart sichtbar und nachempfindbar sein. Hierzu würde es nun sehr gut sein, daß man menschliche Geschichte, wie alle Werkeltage bei uns zu schauen sei, auffaßte, dramatisch darstellte und überschriebe, wie man wollte. Wäre auch die Inscription zu hoch angegeben, so blieb' es doch menschliche Geschichte. Ziehe man aber alles aus sich, so werd' es Abstractum, Skelet mit reicher Diction bekleidet, und weiter nichts. Die Menschen aber wollten nicht gerade wissen, was unser Vorrath vermöge, sondern was in der weiten Welt vorgehe, und das nenne man Drama (vgl. dazu Wielands Schreiben in den Briefen an und von Merck 1838. S. 80). — Außer diesen Recensionen ist dann in der oben angegebenen Beziehung noch besonders beachtenswerth der Aufsatz „über den Mangel des epischen Geistes in Deutschland" (d. Merkur 1778, 1, S. 48 ff.). Man habe, beginnt er, früher darüber geklagt, daß wir gar keine guten Romane hätten; nachher seien genug gekommen, aber die besten selbst von der Art, daß sich bald gezeigt habe, der Boden, worauf sie gedeihen könnten, müßte entweder ausländisch, oder antik, oder utopisch sein. Der Grund davon wurde in allerlei Dingen und Umständen gesucht, halb und ganz wahren. Man wurde muthlos, weil man meinte, uns fehle im Leben, in Characteren, Sitten, Interessen, was den Inhalt der fremden Romane bildete. Aber eben das, was uns muthlos machte, hätte uns aufmuntern sollen: die Bemerkung, daß unser eigenthümlicher Character so unterschieden von dem Character anderer Völker wäre, hätte uns eine neue Fundgrube zeigen sollen, wo wir Gemählde, Situationen, Theater-Coups, Charactere rc. mit leichter Mühe aufgreifen könnten. An Aufforderungen dazu fehlte es nicht: alle unsere Kritiker riefen: deutsch, deutsch, deutsch müssen eure Producte sein! Aber wie gelangs? Unsere Theoretiker hatten so viel schöne Lehren und Warnungen gegeben, und die Schriftsteller nahmen sie sich zu Herzen: sie hüteten sich, Charactere auszuarbeiten, schufen sich ein Detail, das sie nie gesehen hatten, und setzten sich in eine Stimmung, die weder Krankheit noch Ge-

Denn wie viele sich auch für Originalgenies hielten und bei ihren Mitstrebenden dafür galten, die Vollkraft einer genialen Dichternatur besaß doch nur einzig und allein Goethe. In ihm fand sich in seltner Stärke das Vermögen, die Dinge der Außenwelt mit reinem und sicherm Blick aufzufassen, so wie alles, was er in sich selbst empfunden und innerlich erfahren hatte, sich durch eine geistige Anschauung gegenständlich zu machen, mit der höchsten Energie einer schöpferischen Phantasie vereinigt, die ihn befähigte, das von außen her in sich Aufgenommene oder innerlich Angeschaute in durch und durch dichterisch belebte Bilder zu fassen, in beseelte Gestalten zu verwandeln und diese mit der vollkommensten Objectivierung des Dargestellten in Bewegung und Handlung zu setzen. Dabei hatte sich schon früh seine poetische Richtung dahin entschieden, daß er nur dasjenige darzustellen sich getrieben fühlte, was ihn innerlich bewegte oder sonst lebhaft beschäftigte, b) was er aus eigner Erfahrung oder aus eigner Beobachtung kannte, kurz was in einem unmittelbaren Bezuge zu seinem innern Leben und zu dem Gange seiner Bildung stand, und was er meistentheils schon lange mit sich herumgetragen und innerlich verarbeitet hatte, bevor er es, von individueller Anschauung und Empfindung zu allgemeiner Verständlichkeit und

---

chen jungen Dichter der Sturm- und Drangzeit in dem Glauben an sein Genie und in der Ueberzeugung von der Vortrefflichkeit seiner Leistungen zu bestärken, war Lavater gewiß einer der Ersten. Merck hatte es kein Hehl gegen ihn, wie wenig ihm „die bösen Monumente" gefielen, „die er allen jungen Leuten, die noch nichts in der Welt gethan hätten, in seiner Physiognomik gesetzt habe," und er meinte, daß außer dem „Geträtsche" über die Physiognomik, welches Zimmermann unter dem hannöverschen Adelthum hervorgerufen habe, vorzüglich noch diese Monumente Lichtenbergen in Harnisch wider die Physiognomik gebracht hätten. Vgl. die Briefe an und von Merck 1838. S. 140 f. — b) Vgl. Goethe's Werke 25, S. 108 f. —

Sympathie erhoben, in objectiv dichterischer Gestaltung aus sich heraustreten ließ. c) War er somit schon von der Natur zu dem Dichter ausgestattet und berufen, dessen Streben und unablenkbare Richtung sein sollte, dem Wirklichen eine poetische Gestalt zu geben, d) so vereinigten sich auch, wie oben angedeutet worden ist, e) bereits in seinem Knaben- und Jünglingsalter viele günstige Umstände, ihn in seinem Streben nach einer gründlichen und vielseitigen Ausbildung, nach geistigem Erwerb und innerm Wachsthum in jeder Art zu fördern, die Entwickelung aller in ihn gelegten Kräfte zu erleichtern und in deren Anwendung ihn vor den Verirrungen seiner

---

c) Vgl. Werke 45, S. 316. Gegen Eckermann äußerte Goethe (Gespräche ꝛc. 3, S. 172 f.): „Da kommen sie und fragen, welche Idee ich in meinem Faust zu verkörpern gesucht? — Als ob ich das selber wüßte und aussprechen könnte! — Es war im Ganzen nicht meine Art, als Poet nach Verkörperung von etwas Abstractem zu streben. Ich empfieng in meinem Innern Eindrücke, und zwar Eindrücke sinnlicher, lebensvoller, lieblicher, bunter, hundertfältiger Art, wie eine rege Einbildungskraft es mir darbot, und ich hatte als Poet weiter nichts zu thun, als solche Anschauungen und Eindrücke in mir künstlerisch zu runden und auszubilden und durch eine lebendige Darstellung so zum Vorschein zu bringen, daß Andere dieselbigen Eindrücke erhielten, wenn sie mein Dargestelltes hörten und lasen. Wollte ich jedoch einmal als Poet irgend eine Idee darstellen, so that ich es in kleinen Gedichten, wo eine entschiedene Einheit herrschen konnte, und welches zu übersehen war, wie z. B. die „Metamorphose der Thiere" ꝛc. Das einzige Product von größerm Umfang, wo ich mir bewußt bin, nach Darstellung einer durchgreifenden Idee gearbeitet zu haben, wären etwa meine Wahlverwandtschaften." — Und zu einer andern Zeit (3, S. 315): „Ich habe in meiner Poesie nie affectiert. Was ich nicht lebte, und was mir nicht auf die Nägel brannte und zu schaffen machte, habe ich auch nicht gedichtet und ausgesprochen. Liebesgedichte habe ich nur gemacht, wenn ich liebte." Anderes hierher Bezügliches aus des Dichters Werken findet man beisammen in der allgemeinen Characteristik Goethe's von Hillebrand, d. d. Nat. Litteratur 2, S. 8—68. — d) Vgl. S. 1012, Anm. und dazu Goethe's eigene Worte über „das Höchste der Darstellung," Werke 49, S. 33 f. — e) Vgl. S. 993 ff. Anm. 2. —

seit der ältesten bis in die neue Zeit darbieten. In seinen frühesten uns aufbehaltenen Sachen, namentlich den dramatischen, h) erinnert zwar noch vieles an die Herkömmlichkeiten der alten, sich an die Franzosen anlehnenden Dichterschule; i) in allen größern und kleinern Werken dagegen, die er seit seiner Bekanntschaft mit Herder bis um die Mitte der Achtziger abgefaßt und schon damals veröffentlicht hat, zeigt sich uns, wenn auch nicht durchweg in den Gegenständen, so doch in dem darein gelegten geistigen und sittlichen Gehalt und in der ganzen dichterischen Behandlung alles volksthümlich deutsch, und auch in Betreff der dafür gewählten Einkleidungsformen eine fast durchgängige Unabhängigkeit von der Fremde. k)

---

h) „Die Laune des Verliebten" (zuerst gebr. 1806 in der Ausg. d. Werk, Tübingen 1806 ff. Bd. 4) und „die Mitschuldigen" (zuerst gebr. 1787 in der göschenschen Ausg. d. Schriften Bd. 2); über die Entstehung beider Stücke vgl. Werke 25, S. 109—113 und dazu noch S. 212. — i) Das erste Stück ist ein Schäferspiel, das andere dreht sich um eine unerquickliche Ehestandsgeschichte; beide faßte der Dichter noch in Alexandrinern ab. — k) Was Goethe in der Zeit, welche mit dem Götz von Berlichingen anhebt und bis zu seiner Reise nach Italien reicht, gedichtet oder wenigstens zu dichten angefangen hat, vergleicht sich seinem allgemeinen Character nach unserer volksthümlichen Poesie in den Jahrhunderten, welche der Ausbildung der besonders unter dem Einfluß der Kreuzzüge aufgekommenen mittelhochdeutschen Kunstdichtung des Hofes voraufgiengen. Wie aber bereits lange vor dem letzten Jahrzehnt des 12. Jahrh. einzelne Einwirkungen fremder Bildung und Litteratur auf die deutsche Poesie wahrgenommen werden können, welche den Eintritt der mittelhochdeutschen höfischen Dichtung allmählig vorbereiteten, so ist auch Goethe's zweite Periode, worin er das Höchste als eigentlich kunstmäßiger Dichter leistet, schon vor ihrem wirklichen Beginn vielfach in seiner durch sehr verschiedenartige Einflüsse, besonders aber durch seine Natur= und Kunststudien bestimmten dichterischen Thätigkeit zu Ende der Siebziger und in der ersten Hälfte der Achtziger angekündigt, und zwar zunächst in den Gegenständen, denen er sich seit seiner Niederlassung in Weimar zuwandte, dann aber auch schon in der Art ihrer Behandlung und selbst in den dafür gebrauchten äußern Formen. Denn seit 1778 benutzte er bereits hin und wieder zu kleinern Gedichten den

So sind gleich die beiden größten dramatischen Dichtungen dieser ersten Periode, deren Anfänge wenigstens nicht weit auseinander liegen, wenn der Dichter auch nach der schnellen Vollendung der einen erst viel später die andere, und zwar zunächst nur als Fragment folgen ließ, ganz aus heimisch-volksthümlichem Grunde erwachsen. In dem Götz von Berlichingen ward ein Gegenstand aus dem regungsvollen, kampferfüllten Zeitraum der frühern vaterländischen Geschichte behandelt, zu dem das nationale Leben der Neuzeit noch zumeist, äußerlich wie innerlich, in einem fühlbaren Bezuge stand; [1]) in dem Faust eine Sage erfaßt, die mehr als

Hexameter und das antike elegische Versmaaß, und einige Jahre nachher dichtete er das Fragment „die Geheimnisse" und die „Zueignung" in der Form der italienischen Stanze; da er vorher, nach seiner Lossagung vom Alexandiner, wenn er nicht der gebundenen die Prosarede vorzog, außer jenem ganz einzeln stehenden Fall (aus d. J. 1774), dessen in der Anmerk. d auf S. 1160 gedacht ist, sich zu seinen Erfindungen nur der sogenannten hans-sachsischen Versart und volksmäßiger Liederformen, nebst einigen einfachen jambischen und trochäischen Maaßen für unstrophische Stücke und jener ganz oder halb freien, von Klopstock aufgebrachten metrischen Gebilde bediente, von denen oben auf S. 1155 ff. die Rede gewesen ist. — 1) Die erste, jedoch nur sehr mittelbare Anregung zur dramatischen Bearbeitung von Gegenständen aus der vaterländischen Geschichte, wie sich ihm einer nachher in Götzens eigener Lebensbeschreibung barbot, hatte Goethe bereits 1768 in Leipzig empfangen, als das dortige neu erbaute Theater mit der Aufführung von J. E. Schlegels „Hermann" eingeweiht wurde. Die Vorstellung dieses patriotischen Stückes lief, ungeachtet alles darauf verwandten altgermanischen Anputzes, sehr trocken ab„ und da Goethe gegen alles, was ihm nicht gefiel oder mißfiel, sich sogleich in eine practische Opposition setzte, so dachte er nach, was man bei einer solchen Gelegenheit hätte thun sollen. Er glaubte einzusehen, daß solche Stücke in Zeit und Gesinnung zu weit von uns ablägen, und suchte nach bedeutenden Gegenständen in der spätern Zeit; und so war dieß der Weg, auf dem er einige Jahre später zu Götz von Berlichingen gelangte (vgl. Werke 60, S. 216 f.). Die Lebensbeschreibung desselben ergriff ihn im Innersten: die Gestalt eines rohen wohlmeinenden Selbsthelfers in wilder anarchischer Zeit erregte seinen tiefsten Antheil (Werke 25, S. 314). Was noch alles zusammentraf, den Dichter für die Bearbeitung gerade dieses Gegenstandes zu begeistern

und sich bei deren Ausführung zunächst die Form des shakspeare'schen Drama's zum Vorbild zu nehmen, ist oben S. 998 ff. in der Anmerk. angedeutet worden. — Gleich eine der ersten und besten Beurtheilungen, die über den Götz in den kritischen Zeitblättern erschienen, die in den Frankfurter gel. Anzeigen von 1773 (bei A. Nicolovius, über Goethe rc. S. 48 ff.), rechnete dem Dichter die Wahl dieses vaterländischen Gegenstandes, so wie die Art, wie er sich auf dessen Behandlung vorbereitet und dieselbe ausgeführt habe, zu einem ganz besondern Verdienst an. „Unsterblicher Dank sei (dem) Verf. für sein Studium der alten deutschen Sitten. Man hat sie bisher immer nur in Hermannswäldern gesucht, aber hier sind wir auf altem deutschen Grund und Boden. Schon durch die Neuheit dieses Versuchs sollte das Stück sein Glück machen. Die Reichshistorie der mittleren Zeiten ist freilich ein Ding, das wenige unserer Poeten zu kennen die Ehre haben. Aber hierher, wenn ihr Helden, Deutsche, nicht aus der Luft gegriffene Helden haben wollt!" — Als das bedeutsamste und verheißungsvollste Zeugniß einer in jugendlicher Kraft aus volksthümlichem Grunde erwachsenden deutschen Originalpoesie hatte vorzüglich auch J. Moeser den Götz von Berlichingen aufgefaßt, als er ihn 1781 in seinem vortrefflichen Schreiben über die deutsche Sprache und Litteratur gegen das Urtheil Friedrichs des Großen (imitation détestable de ces mauvaises pièces anglaises [de Shakspeare] und ces dégoûtantes platitudes, in dem Sendschreiben de la littérature allemande, p. 47) in Schutz nahm. Moeser verkannte in der Schrift des Königs keineswegs die Sprache „eines edlen deutschen Herzens, das nicht spotten, sondern wirklich nützen und bessern wollte;" allein davon konnte er sich nicht überzeugen, daß es von den Deutschen, um eine eigene gebildete Litteratur zu erhalten, wohl gethan sein würde, wenn sie bei den Griechen, Lateinern und Franzosen zu Markte giengen und dasjenige von Fremden borgten oder kauften, was sie selbst daheim haben könnten; und er meinte, sie würden besser daran thun, ihre Götze von Berlichingen, so wie es die Zeit bringen werde, zu der ihrer Natur eigenen Vollkommenheit aufzuziehen, als ganz zu verwerfen, oder sie mit den Schönheiten einer fremden Nation zu verzieren. Freilich schiene uns, in Folge unserer staatlichen Verhältnisse, der Zerstückelung des Vaterlandes, der Beschaffenheit des ganzen deutschen Lebens, wie es nun einmal wäre, und des uns eigenthümlichen Characters, gar vieles abzugehen, um es in der Poesie zu etwas Großem zu bringen. Jedoch dieß bei Seite und immer vorausgesetzt, daß unser Klima so gut als andere seine eigenen Früchte habe, die zu unsern Bedürfnissen, wie zu unserm Vergnügen vorzüglich bestimmt seien: so dürften wir doch allemal am sichersten handeln, solche so gut als möglich zu erzielen. Der Götz, so sehr ihn der König herabsetze, sei immer

ein edles und schönes Product unsers Bodens, und es sei nicht abzusehen, warum wir dergleichen nicht ferner ziehen sollten; die höchste Vollkommenheit werde vielleicht durch längere Cultur kommen. Wir müßten nur auf den Gründen fortbauen, welche Klopstock, Goethe, Bürger und andere Neuere gelegt hätten; denn wenn auch noch alle in der Wahl der Früchte, welche sie zu bauen versucht, gefehlt und das Gewählte nicht zur höchsten Vollkommenheit gebracht haben sollten, so sei ihr Zweck doch die Veredlung einheimischer Producte gewesen, und dieser verdiene den dankbarsten Beifall der Nation. Goethe's Absicht in seinem Götz von Berlichingen sei gewiß gewesen, uns eine Sammlung von Gemähl- den aus dem Nationalleben unserer Vorfahren zu geben und uns zu zeigen, was wir hätten und was wir könnten, wenn wir einmal der artigen Kammerjungfern und der witzigen Bedienten auf der französisch-deutschen Bühne müde wären und, wie billig, Veränderung suchten. Leicht wäre es dem Dichter geworden, die Sammlung seiner Gemählde den Vorschriften der französischen Dramaturgie anzubequemen, wenn er aus dem einen Stück drei hätte machen wollen. Allein er habe einzelne Partien mahlen wollen, die wahre einheimische Volksstücke sein sollten; er habe dazu ritterliche, ländliche und bürgerliche Handlungen einer Zeit gewählt, worin die Nation noch Original gewesen wäre, und der alte Ritter den jungen, wie der alte Kanzler den jungen Kanzler ohne fremde gelehrte Hülfe erzogen hätte. (Vgl. hierzu Goethe's Brief an Moesers Tochter in den Werken 60, S. 239 ff.) Wie die in der Tiefe des Gemüths schlummernden, im erstarrten öffentlichen Leben erdrückten Gedanken und Gefühle in Deutschland von Goethe, und namentlich durch seinen Götz erweckt wurden, ist von Rehberg mit wenigen, aber kräftigen Worten angedeutet worden in dem Briefe an Tieck, Einleit. zu den gesammelten Schriften von Lenz, S. CXXVI f. — So wenig sich der Götz zur Aufführung eignete, wurde er doch schon 1774 in Berlin von Koch und in Hamburg von Schroeder mit geringen Veränderungen auf die Bühne gebracht, dort im Frühjahr, hier im Herbst. In Berlin fand er so vielen Beifall, daß ihn Koch zum großen Gewinn für seine Kasse achtzehnmal spielen ließ; viel weniger Glück machte er in Hamburg, obgleich dort alle Hauptrollen vortrefflich dargestellt wurden (vgl. Lessings Schriften 13, S. 486; 506 f; Ramlers Brief an Gebler in Fr. Schlegels d. Mus. 4, S. 139 f. und Plümicke, Entwurf einer Theatergesch. von Berlin rc. S. 409, so wie Schütze, hamburg. Theatergesch. S. 416 ff. und Meyer in Schroeders Leben 1, S. 271 ff.). Erst als Goethe im Verein mit Schiller das Theater in Weimar leitete, gieng er daran (in den Jahren 1803 u. 4; vgl. den Briefw. mit Schiller 6, S. 199; 269; 276 und Goethe's Werke 31, S. 188), sein Werk soviel wie möglich bühnengerecht zu machen. Die gerade nicht zum

irgend eine andere im Volksbewußtsein lebte, m) und die derselben Zeit ihre Entstehung und erste Ausbildung verdankte, in welche der Götz zurückwies; n) und weder dort noch hier hätte eine glücklichere Wahl des Stoffes getroffen werden können, um darin das poetisch darzustellen, was damals nicht allein dem Dichter selbst viel zu schaffen machte, o) sondern die Ge-

Vortheil der Dichtung ausgefallene Umarbeitung erschien aber nicht eher gedruckt als im J. 1832 (Werke 42, S. 233 ff.). — m) Vgl. S. 1287 f. und zu dem, worauf dort Anmerk. n verwiesen ist, Düntzer, „Goethe's Faust. Erster und zweiter Theil. Zum erstenmal vollständig erläutert." Leipzig 1850. 51. 2 Thle. 8. 1, S. 1—72. — n) Die beiden Gegenstände, die sich bei Goethe schon „eingewurzelt hatten," als er in Straßburg mit Herder bekannt wurde, „und die sich nach und nach zu poetischen Gestalten ausbilden wollten," waren Götz von Berlichingen und Faust. „Die bedeutende Puppenspielfabel des letztern klang und summte," wie er in den Werken 25, S. 314 berichtet, „gar vieltönig in mir wieder. Auch ich hatte mich in allem Wissen umhergetrieben und war früh genug auf die Eitelkeit desselben hingewiesen worden. Ich hatte es auch im Leben auf allerlei Weise versucht und war immer unbefriedigter und gequälter zurückgekommen." — Außer dem Puppenspiel dürfte Goethe, wie Düntzer a. a. O. 1, S. 73 meint, auch schon sehr frühzeitig das um die Mitte des vorigen Jahrh. viel verbreitete Volksbuch vom Doctor Faust kennen gelernt haben, welches als eine freie, kürzere und dem Volkston gemäßere Bearbeitung von Pfitzers Faustbuch (vgl. oben S. 441, Anm. t, deren Anfang nach Scheible's Kloster 2, S. 933 zu verbessern ist) seit dem ersten Viertel des 18. Jahrh. in vielen aufeinanderfolgenden Ausgaben gedruckt war. — Von dem, was Goethe erst 1790 unter dem Titel „Faust. Ein Fragment" im 7. Bande seiner Schriften herausgab, hatte er die ersten Scenen 1774 niedergeschrieben, auch den größten Theil der übrigen schon 1775 vollendet und in einer Reinschrift mit nach Weimar gebracht (vgl. Eckermanns Gespräche mit Goethe 2, S. 62 und über die allmählige Entstehung der ganzen Dichtung Düntzer a. a. O. 1, S. 73—107). — o) Nachdem Goethe in der schon oben S. 858, Anm. e angezogenen Stelle das in der Jugend der siebziger Jahre sich so stark und heftig regende „Bedürfniß der Unabhängigkeit" und was damit in den Strebungen der Zeit zunächst zusammenhieng, geschildert und auf seine Ursachen zurückgeführt hat, bemerkt er schließlich (26, S. 143): „Was von jener Sucht (der Weltverbesserung, des Einmischens ins Regiment xc.) in mich eingedrungen

müther überhaupt, besonders in dem jugendlichen Geschlecht, nach den verschiedensten Seiten hin in Bewegung setzte, — jene geistigen Kämpfe und drangvollen Anstrebungen gegen alle dem Anschein nach unnatürlichen Beschränkungen im äußern wie im innern Leben. p) Was hiervon in diesen Dichtungen indeß nur mehr mittelbar zur Darstellung kam und seinen dichterischen Ausdruck fand, bildete, von einer andern Seite gefaßt, ganz unmittelbar den Inhalt von Goethe's drittem, gleich auf den Götz von Berlichingen folgendem Hauptwerk, den Leiden des jungen Werthers. q) Denn obgleich der Stoff zu diesem Roman zum nicht geringen Theil aus eignen Erlebnissen und aus individuellen Verhältnissen und Stimmungen des Verfassers geschöpft war, r) so hatten diese, nebst dem

sein mochte, davon strebte ich mich kurz nachher im Götz von Berlichingen zu befreien, indem ich schilderte, wie in wüsten Zeiten der wohldenkende brave Mann allenfalls an die Stelle des Gesetzes und der ausübenden Gewalt zu treten sich entschließt, aber in Verzweiflung ist, wenn er dem verehrten Oberhaupt zweideutig, ja abtrünnig erscheint." (Vgl. dazu Schäfer, Handb. der Gesch. d. d. Litt. 2, S. 235 Anm. 48). Was Goethe Anderes, das ihm innerlich zu schaffen machte, in der Faustsage vorgebildet fand, so daß er sich zu ihrer Dramatisierung hingezogen fühlte, deutet die in der vorigen Anmerk. mitgetheilte Stelle aus Wahrheit und Dichtung an. — p) Vgl. hierzu Gervinus 4, S. 504; 519 f. und ganz besondees 5, S. 108 ff. — q) Bald nach der Vollendung des Werther, am 1. Jun. 1774, schrieb Goethe an Schoenborn (Werke 60, S. 222): „Allerhand Neues hab' ich gemacht. Eine Geschichte des Titels: „die Leiden des jungen Werthers, darin ich einen jungen Menschen darstelle, der mit einer tiefen, reinen Empfindung und wahrer Penetration begabt, sich in schwärmende Träume verliert, sich durch Speculation untergräbt, bis er zuletzt durch dazutretende unglückliche Leidenschaften, besonders eine endlose Liebe, zerrüttet, sich eine Kugel vor den Kopf schießt." — r) Zu dem S. 1001, Anmerk. über Goethe's Verhältniß zu Charlotte Buff Gesagten vgl. Goethe's Werke 26, S. 149—173 und Düntzers Studien 2c. S. 89 ff.; über das Verhältniß zu Maximiliane La Roche vor und nach ihrer Verheirathung mit dem Kaufmann Brentano in Frankfurt, welches den nächsten Anlaß zur Abfassung des Werther gab, vgl. Werke 26, S. 179—188; 223—226;

irgend eine andere im Volksbewußtsein lebte, m) und die derselben Zeit ihre Entstehung und erste Ausbildung verdankte, in welche der Götz zurückwies; n) und weder dort noch hier hätte eine glücklichere Wahl des Stoffes getroffen werden können, um darin das poetisch darzustellen, was damals nicht allein dem Dichter selbst viel zu schaffen machte, o) sondern die Ge-

Vortheil der Dichtung ausgefallene Umarbeitung erschien aber nicht eher gedruckt als im J. 1832 (Werke 42, S. 233 ff.). — m) Vgl. S. 1287 f. und zu dem, worauf dort Anmerk. n verwiesen ist, Düntzer, „Goethe's Faust. Erster und zweiter Theil. Zum erstenmal vollständig erläutert." Leipzig 1850. 51. 2 Thle. 8. 1, S. 1—72. — n) Die beiden Gegenstände, die sich bei Goethe schon „eingewurzelt hatten," als er in Straßburg mit Herder bekannt wurde, „und die sich nach und nach zu poetischen Gestalten ausbilden wollten," waren Götz von Berlichingen und Faust. „Die bedeutende Puppenspielfabel des letztern klang und summte," wie er in den Werken 25, S. 314 berichtet, „gar vieltönig in mir wieder. Auch ich hatte mich in allem Wissen umhergetrieben und war früh genug auf die Eitelkeit desselben hingewiesen worden. Ich hatte es auch im Leben auf allerlei Weise versucht und war immer unbefriedigter und gequälter zurückgekommen." — Außer dem Puppenspiel dürfte Goethe, wie Düntzer a. a. O. 1, S. 73 meint, auch schon sehr frühzeitig das um die Mitte des vorigen Jahrh. viel verbreitete Volksbuch vom Doctor Faust kennen gelernt haben, welches als eine freie, kürzere und dem Volkston gemäßere Bearbeitung von Pfitzers Faustbuch (vgl. oben S. 441, Anm. t, deren Anfang nach Scheible's Kloster 2, S. 933 zu verbessern ist) seit dem ersten Viertel des 18. Jahrh. in vielen aufeinanderfolgenden Ausgaben gedruckt war. — Von dem, was Goethe erst 1790 unter dem Titel „Faust. Ein Fragment" im 7. Bande seiner Schriften herausgab, hatte er die ersten Scenen 1774 niedergeschrieben, auch den größten Theil der übrigen schon 1775 vollendet und in einer Reinschrift mit nach Weimar gebracht (vgl. Eckermanns Gespräche mit Goethe 2, S. 62 und über die allmählige Entstehung der ganzen Dichtung Düntzer a. a. O. 1, S. 73—107). — o) Nachdem Goethe in der schon oben S. 858, Anm. e angezogenen Stelle das in der Jugend der siebziger Jahre sich so stark und heftig regende „Bedürfniß der Unabhängigkeit" und was damit in den Strebungen der Zeit zunächst zusammenhieng, geschildert und auf seine Ursachen zurückgeführt hat, bemerkt er schließlich (26, S. 143): „Was von jener Sucht (der Weltverbesserung, des Einmischens ins Regiment 2c.) in mich eingedrungen

müther überhaupt, besonders in dem jugendlichen Geschlecht, nach den verschiedensten Seiten hin in Bewegung setzte, — jene geistigen Kämpfe und drangvollen Anstrebungen gegen alle dem Anschein nach unnatürlichen Beschränkungen im äußern wie im innern Leben. p) Was hiervon in diesen Dichtungen indeß nur mehr mittelbar zur Darstellung kam und seinen dichterischen Ausdruck fand, bildete, von einer andern Seite gefaßt, ganz unmittelbar den Inhalt von Goethe's drittem, gleich auf den Götz von Berlichingen folgendem Hauptwerk, den Leiden des jungen Werthers. q) Denn obgleich der Stoff zu diesem Roman zum nicht geringen Theil aus eignen Erlebnissen und aus individuellen Verhältnissen und Stimmungen des Verfassers geschöpft war, r) so hatten diese, nebst dem

---

sein mochte, davon strebte ich mich kurz nachher im Götz von Berlichingen zu befreien, indem ich schilderte, wie in wüsten Zeiten der wohldenkende brave Mann allenfalls an die Stelle des Gesetzes und der ausübenden Gewalt zu treten sich entschließt, aber in Verzweiflung ist, wenn er dem verehrten Oberhaupt zweideutig, ja abtrünnig erscheint." (Vgl. dazu Schäfer, Handb. der Gesch. d. d. Litt. 2, S. 235 Anm. 48). Was Goethe Anderes, das ihm innerlich zu schaffen machte, in der Faustsage vorgebildet fand, so daß er sich zu ihrer Dramatisierung hingezogen fühlte, deutet die in der vorigen Anmerk. mitgetheilte Stelle aus Wahrheit und Dichtung an. — p) Vgl. hierzu Gervinus 4, S. 504; 519 f. und ganz besonders 5, S. 108 ff. — q) Bald nach der Vollendung des Werther, am 1. Jun. 1774, schrieb Goethe an Schoenborn (Werke 60, S. 222): „Allerhand Neues hab' ich gemacht. Eine Geschichte des Titels: „die Leiden des jungen Werthers, darin ich einen jungen Menschen darstelle, der mit einer tiefen, reinen Empfindung und wahrer Penetration begabt, sich in schwärmende Träume verliert, sich durch Speculation untergräbt, bis er zuletzt durch dazutretende unglückliche Leidenschaften, besonders eine endlose Liebe, zerrüttet, sich eine Kugel vor den Kopf schießt." — r) Zu dem S. 1001, Anmerk. über Goethe's Verhältniß zu Charlotte Buff Gesagten vgl. Goethe's Werke 26, S. 149—173 und Duntzers Studien ꝛc. S. 89 ff.; über das Verhältniß zu Maximiliane La Roche vor und nach ihrer Verheirathung mit dem Kaufmann Brentano in Frankfurt, welches den nächsten Anlaß zur Abfassung des Werther gab, vgl. Werke 26, S. 179—188; 223—226;

irgend eine andere im Volksbewußtsein lebte, m) und die derselben Zeit ihre Entstehung und erste Ausbildung verdankte, in welche der Götz zurückwies; n) und weder dort noch hier hätte eine glücklichere Wahl des Stoffes getroffen werden können, um darin das poetisch darzustellen, was damals nicht allein dem Dichter selbst viel zu schaffen machte, o) sondern die Ge-

Vortheil der Dichtung ausgefallene Umarbeitung erschien aber nicht eher gedruckt als im J. 1832 (Werke 42, S. 233 ff.). — m) Vgl. S. 1287 f. und zu dem, worauf dort Anmerk. n verwiesen ist, Düntzer, „Goethe's Faust. Erster und zweiter Theil. Zum erstenmal vollständig erläutert.“ Leipzig 1850. 51. 2 Thle. 8. 1, S. 1—72. — n) Die beiden Gegenstände, die sich bei Goethe schon „eingewurzelt hatten,“ als er in Straßburg mit Herder bekannt wurde, „und die sich nach und nach zu poetischen Gestalten ausbilden wollten,“ waren Götz von Berlichingen und Faust. „Die bedeutende Puppenspielfabel des letztern klang und summte,“ wie er in den Werken 25, S. 314 berichtet, „gar vieltönig in mir wieder. Auch ich hatte mich in allem Wissen umhergetrieben und war früh genug auf die Eitelkeit desselben hingewiesen worden. Ich hatte es auch im Leben auf allerlei Weise versucht und war immer unbefriedigter und gequälter zurückgekommen.“ — Außer dem Puppenspiel dürfte Goethe, wie Düntzer a. a. O. 1, S. 73 meint, auch schon sehr frühzeitig das um die Mitte des vorigen Jahrh. viel verbreitete Volksbuch vom Doctor Faust kennen gelernt haben, welches als eine freie, kürzere und dem Volkston gemäßere Bearbeitung von Pfitzers Faustbuch (vgl. oben S. 441, Anm. t, deren Anfang nach Scheible's Kloster 2, S. 933 zu verbessern ist) seit dem ersten Viertel des 18. Jahrh. in vielen aufeinanderfolgenden Ausgaben gedruckt war. — Von dem, was Goethe erst 1790 unter dem Titel „Faust. Ein Fragment“ im 7. Bande seiner Schriften herausgab, hatte er die ersten Scenen 1774 niedergeschrieben, auch den größten Theil der übrigen schon 1775 vollendet und in einer Reinschrift mit nach Weimar gebracht (vgl. Eckermanns Gespräche mit Goethe 2, S. 62 und über die allmählige Entstehung der ganzen Dichtung Düntzer a. a. O. 1, S. 73—107). — o) Nachdem Goethe in der schon oben S. 858, Anm. e angezogenen Stelle das in der Jugend der siebziger Jahre sich so stark und heftig regende „Bedürfniß der Unabhängigkeit“ und was damit in den Strebungen der Zeit zunächst zusammenhieng, geschildert und auf seine Ursachen zurückgeführt hat, bemerkt er schließlich (26, S. 143): „Was von jener Sucht (der Weltverbesserung, des Einmischens ins Regiment 2c.) in mich eingedrungen

müther überhaupt, besonders in dem jugendlichen Geschlecht, nach den verschiedensten Seiten hin in Bewegung setzte, — jene geistigen Kämpfe und drangvollen Anstrebungen gegen alle dem Anschein nach unnatürlichen Beschränkungen im äußern wie im innern Leben. p) Was hiervon in diesen Dichtungen indeß nur mehr mittelbar zur Darstellung kam und seinen dichterischen Ausdruck fand, bildete, von einer andern Seite gefaßt, ganz unmittelbar den Inhalt von Goethe's drittem, gleich auf den Götz von Berlichingen folgendem Hauptwerk, den Leiden des jungen Werthers. q) Denn obgleich der Stoff zu diesem Roman zum nicht geringen Theil aus eignen Erlebnissen und aus individuellen Verhältnissen und Stimmungen des Verfassers geschöpft war, r) so hatten diese, nebst dem

---

sein mochte, davon strebte ich mich kurz nachher im Götz von Berlichingen zu befreien, indem ich schilderte, wie in wüsten Zeiten der wohldenkende brave Mann allenfalls an die Stelle des Gesetzes und der ausübenden Gewalt zu treten sich entschließt, aber in Verzweiflung ist, wenn er dem verehrten Oberhaupt zweideutig, ja abtrünnig erscheint." (Vgl. dazu Schäfer, Handb. der Gesch. d. d. Litt. 2, S. 235 Anm. 48). Was Goethe Anderes, das ihm innerlich zu schaffen machte, in der Faustsage vorgebildet fand, so daß er sich zu ihrer Dramatisierung hingezogen fühlte, deutet die in der vorigen Anmerk. mitgetheilte Stelle aus Wahrheit und Dichtung an. — p) Vgl. hierzu Gervinus 4, S. 514; 519 f. und ganz besonders 5, S. 108 ff. — q) Bald nach der Beendung des Werther, am 1. Jun. 1774, schrieb Goethe an Schoenborn (Werke 60, S. 222): „Allerhand Neues hab' ich gemacht. Eine Geschichte des Titels: „die Leiden des jungen Werthers, darin ich einen jungen Menschen darstelle, der mit einer tiefen, reinen Empfindung und wahrer Penetration begabt, sich in schwärmende Träume verliert, sich durch Speculation untergräbt, bis er zuletzt durch dazutretende unglückliche Leidenschaften, besonders eine endlose Liebe, zerrüttet, sich eine Kugel vor den Kopf schießt." — r) Zu dem S. 1001, Anmerk. über Goethe's Verhältniß zu Charlotte Buff Gesagten vgl. Goethe's Werke 26, S. 149—173 und Düntzers Studien rc. S. 89 ff.; über das Verhältniß zu Maximiliane La Roche vor und nach ihrer Verheirathung mit dem Kaufmann Brentano in Frankfurt, welches den nächsten Anlaß zur Abfassung des Werther gab, vgl. Werke 26, S. 179—188; 223—226;

daraus und aus der Geschichte des jungen Jerusalem [s]) für die Dichtung gewonnenen geistigen und sittlichen Gehalt, doch ihre so zu sagen zeitweilig volksthümliche Grundlage in der ganzen selbstquälerischen, leicht in Lebensüberdruß ausartenden Empfindungsweise des damaligen jüngern Geschlechts, wie sie aus der weichen Sentimentalität der frühern Jahrzehnte sich entwickelt hatte, als der Widerstreit zwischen den vermeintlichen Rechten und Forderungen der Natur im Menschen und den die Gesellschaft umschließenden und sondernden Schranken des Gesetzes, der Sitte und des Herkommens immer fühlbarer wurde. [t]) — Am frühesten hatte Goethe in der Liederpoesie

Dünțer a. a. O. S. 111—114 und dessen Frauenbilder rc. S. 212 f; 220—224. — s) Vgl. S. 966, Anm. 5. Im J. 1824 sagte Goethe in einem Gespräch mit Eckermann (3, S. 37), nachdem er sich darüber ausgelassen, wie die deutschen Dichter der neuern Zeit alles in sich selbst hätten finden müssen, da von außen sie alles in Stich gelassen, von seinem Werther: „Das ist auch so ein Geschöpf, das ich gleich dem Pelican mit dem Blute meines eigenen Herzens gefüttert habe. Es ist darin so viel Innerliches aus meiner eigenen Brust, so viel von Empfindungen und Gedanken, um damit wohl einen Roman von zehn solchen Bändchen auszustatten." Er gab, indem er der von der allgemein verbreiteten Ansicht abweichenden Bemerkung Eckermanns, daß der Werther Epoche gemacht habe, weil er erschienen, nicht weil er in einer gewissen Zeit erschienen, und dem dafür angeführten Grunde beistimmte, selbst zu, daß er kaum nöthig gehabt hätte, (in Wahrheit und Dichtung) seinen eigenen jugendlichen Trübsinn aus allgemeinen Einflüssen seiner Zeit und aus der Lectüre einzelner englischer Autoren herzuleiten (vgl. die folgende Anmerk.). „Es waren vielmehr individuelle nahe liegende Verhältnisse, die mir auf die Nägel brannten und mir zu schaffen machten, und die mich in jenen Gemüthszustand brachten, aus dem der Werther hervorgieng. Ich hatte gelebt, geliebt und sehr viel gelitten! — Das war es. Die vielbesprochene Wertherzeit gehört, wenn man es näher betrachtet, freilich nicht dem Gange der Weltcultur an, sondern dem Lebensgange jedes Einzelnen, der mit angebornem, freiem Natursinn sich in die beschränkenden Formen einer veralteten Welt finden und schicken lernen soll rc." — t) In Goethe's Schilderung der Zeitstimmung, welche die tiefere Grundlage des Werther bildet (Werke 26, S. 211 ff.), wird der Ueberdruß und Ekel am Leben, der sich öfter auf-

ch aller an fremde Vorbilder oder Einflüsse erinnernden Ma-
ieren seiner Vorgänger und Zeitgenossen entschlagen. Das be-
ährte sich schon in den ersten lyrischen Stücken, die er drucken

ue und damals namentlich die Jugend erfaßt habe, zunächst aus mehr lgemeinen Ursachen, dann aber besonders aus dem Einfluß abgeleitet, n der düstere und melancholische Theil der poetischen Litteratur der nglânder (Youngs Nachtgedanken, Gray's Dorfkirchhof rc., selbst amlet, vorzüglich auch Ossian, der zu allem Trübsinn ein vollkommen ssendes Local hergegeben) auf die Deutschen schon seit längerer Zeit isgeübt hatte und noch fortwährend ausübte. „In einem solchen Ele-
ment," fährt er fort, „bei solcher Umgebung, bei Liebhabereien und Studien dieser Art, von unbefriedigten Leidenschaften gepeinigt, von ußen zu bedeutenden Handlungen keineswegs angeregt, n der einzigen Aussicht, uns in einem schleppenden, eistlosen, bürgerlichen Leben hinhalten zu müssen, be-
reundete man sich, in unmuthigem Uebermuth, mit dem Gedanken, das eben, wenn es einem nicht mehr anstehe, nach eigenem Belieben allen-
alls verlassen zu können, und half sich damit über die Unbilden und Lange-
weile der Tage nothdürftig genug hin. Diese Gesinnung war so llgemein, daß eben Werther deswegen die große Wirkung that, weil er berall anschlug und das Innere eines kranken jugendlichen Wahns ffentlich und faßlich darstellte" (vgl. auch Werke 30, S. 212 f.). Man ird die vorhin angeführten Aeußerungen Goethe's gegen Eckermann im llgemeinen gelten lassen können, ohne daß dadurch das in dieser Stelle aus Wahrheit und Dichtung Gesagte im Ganzen beschränkt oder im Einzelnen ufgehoben zu werden brauchte: denn gerade die siebziger Jahre waren es a, in denen das neuere Deutschland überhaupt jene Stufe innerer Ent-
wickelung betrat, zu welcher der Lebensgang jeden Einzelnen unter den on Goethe angegebenen Bedingungen führt. Vgl. hierzu den S. 1547, Anm. 1 angeführten Brief Rehbergs an Tieck. — Die im J. 1782 unter-
nommene Bearbeitung des Werther, welche sich von der ersten Gestalt nicht allein durch einzelne kleinere Aenderungen, sondern auch durch inige nicht unbedeutende Erweiterungen unterschied, erschien 1787 im rsten Bande der Schriften (vgl. Düntzer, Studien rc. S. 175 ff.). Ueber die Aufnahme, die der Werther bei seinem ersten Erscheinen fand, o wie über die vielen Schriften, die er veranlaßte, gibt nähere Aus-
kunft Düntzer a. a. O. S. 183 ff; Verzeichnisse dieser Schriften findet man auch bei Jördens 2, S. 169 f. (vgl. 6, S, 206 f; so wie 3, S. XXX, Note, zur Erklärung der Anspielung auf die weite Verbrei-
tung des Werther in den venetianischen Epigrammen N. 34b); A. Ni-
colovius, über Goethe rc. S. 19 ff. und Boas, Nachträge zu Goethe's

ließ,[u]) noch viel mehr aber in den reizenden, seelenvollen Liedern, die er in Straßburg, Wetzlar und Frankfurt dichtete,[v]) und in seinen ältesten, bei aller Einfachheit doch so wunderschönen Balladen.[w]) Hierin war alles in jeder Beziehung von rein menschlicher Naturwahrheit und zugleich von echt deutscher Art: denn wie diese kleinen Gedichte ihrem Inhalte nach entweder

---

Werken, Leipz. 1841. 3 Thle. 16. 1. S. 229 ff. — u) Vgl. S. 997, Anmerk. Die (20) „neuen Lieder in Melodie gesetzt 2c.," die, ohne daß der Name des Dichters auf dem Titel genannt war, zuerst 1769 erschienen, hat nach dem Text des zweiten Druckes (von 1770), mit einer kurzen Einleitung, L. Tieck 1844 wieder abdrucken lassen in dem neuen Jahrb. d. berlinischen Gesellsch. für d. Sprache 2c. 6, S. 272 f. (auch besonders ausgegeben als „Goethe's ältestes Liederbuch," Berlin 1844. 8). Den mythologischen Putz, der damals noch so vielfach in unserer weltlichen Lyrik zur Anwendung kam, hatte Goethe schon in Leipzig, zunächst, wie er uns erzählt, von Gellert auf den damit getriebenen Mißbrauch aufmerksam gemacht, bei Seite geworfen: Amor und Luna waren nun die einzigen Gottheiten, die er in seinen kleinen Gedichten allenfalls noch auftreten ließ (Werke 25, S. 135 ff.). — v) Was von wirklichen lyrischen Liedern aus dieser Zeit und aus den nächstfolgenden Jahren, so wie von gleichzeitigen unstrophischen Gedichten, die Goethe später in den verschiedenen Ausgaben seiner Werke unter die „Lieder" aufgenommen hat, schon in den Siebzigern gedruckt wurde (mit Ausnahme der lyrischen Stücke in seinen Singspielen), erschien in J. G. Jacobi's Iris von 1775 (Werke 1, S. 82; 80 f; 13 f; 79; 77 f; 75 f; 23 f; 83; 92); in Lavaters physiogn. Fragm. 1, S. 272 (Werke 2, S. 191); im d. Merkur von 1776 (Werke 1, S. 84 f; 110; 130 f; 74; 19 f.); in der Iris von 1776 (Werke 1, S. 88; steht aber auch unter J. G. Jacobi's Gedichten, Ausg. von 1819. Bd. 3, S. 108; vgl. Hirzels Verzeichniß einer Goethe Biblioth. S. 12); in dem Anmerk. g angeführten „Anhang aus Goethe's Brieftasche" (Werke 2, S. 184 ff.); im 2. Th. von Herders Volksliedern (Werke 1, S. 17). Ueber erst später gedruckte Lieder aus Goethe's Straßburger und Frankfurter Zeit, so wie aus den ersten Jahren seines Aufenthaltes in Weimar findet man die vollständigste Auskunft in Düntzers Frauenbildern 2c. besonders in den Abschnitten „Friederike Brion" und Anna Elisabeth Schönemann; vgl. Goethe's Werke 48) und in den Briefen an Frau von Stein. — w) „Das Veilchen" (in Erwin und Elmire, 1775); „der untreue Knabe" (in Claudine von Villa Bella, 1776);

unmittelbar und rein aus wirklicher und nicht bloß vorgeblicher Empfindung des Dichters oder aus noch lebendigen volksthümlichen Vorstellungen hervorgiengen, so waren dafür Form, Behandlungsart und Ton unsers Volksliedes wieder aufgenommen, nur gehoben und veredelt durch das Talent einer innerlich reichen und fein gebildeten Persönlichkeit. — Und so hatten auch fast alle übrigen größern und kleinern Poesien, die vor der italienischen Reise im Druck erschienen, ihre stoffliche Grundlage theils in besondern persönlichen Verhältnissen, die den Dichter innerlich beschäftigten, theils in allgemeinen Zeitinteressen und Zeitstimmungen, die ihn in der einen oder der andern Weise nahe genug berührten, um seine poetische Natur zur Production anzuregen; und so verschieden sie auch nach Gegenständen und Gattungen, in ihrem innern Gehalt und in ihrer äußern Form waren, x) sie bezeugten durchweg in allem,

---

„der Fischer" (in der ersten Sammlung der Volks- und andern Lieder ꝛc. von S. von Seckendorff. Weimar 1779. 4); „der König in Thule" (in der dritten Sammlung v. Seckendorffs. Dessau 1782. 4); „der Erlkönig" (in dem Singspiel „die Fischerin" 1782). Düntzer behauptet in seinem Buch über Goethe's Faust 1, S. 283, alle eigentlichen Balladen, die Goethe vor seiner Bekanntschaft mit Schiller dichtete, verdankten dramatischen Stücken ihren Ursprung. Ich wüßte jedoch nicht, für welches Stück „der Fischer" bestimmt gewesen wäre, den Düntzer doch sicherlich nicht von den eigentlichen Balladen ausschließen wird. (Zu S. 1121 Anmerk. trage ich hier nach, daß in dem alten Text von „dem König in Thule," wie ihn Düntzer a. a. O. 1, S. 282 f. aus v. Seckendorffs Liederbuch gibt, der zweisilbige Auftact auch noch durch Wortkürzung vermieden ist. Die Zeit, in welcher diese Ballade und die vom „untreuen Knaben" gedichtet worden, hat Düntzer a. a. O. und in den Freundesbildern ꝛc. S. 132 f. genauer zu bestimmen gesucht, als sie in der „Chronologie ꝛc." hinter Goethe's Werken 60, S. 316 und darnach von mir S. 1121, Anmerk. angegeben ist.) — x) Von seinen dramatischen Werken erschienen, außer dem Götz von Berlichingen, schon vor der Sammlung seiner Schriften in Göschens Verlag, von denen der erste Band 1787 herauskam: — „Clavigo. Ein Trauerspiel." Leipzig 1774. 8. Ein Rechtshandel, in welchen der bekannte

überlebten und sich noch fernerhin litterarisch thätig erwiesen, bereits gegen Ausgang der Siebziger von ihrem poetischen Ungestüm allmählig in ein gemesseneres und ruhigeres Verfahren eingelenkt, indem sie zugleich in ihren Bestrebungen. wie in ihren Gesinnungen, immer weiter auseinander kamen. Einzelne von ihnen giengen überdieß für immer von der Dichtung zur Wissenschaft über, oder wandten sich dieser wenigstens vorzugsweise zu; andere wirkten als Schriftsteller im Dienste verschiedener Interessen des practischen Lebens, oder betheiligten sich hauptsächlich nur an den religiösen Bewegungen der Zeit und an den damit in näherem oder entfernterem Zusammenhang stehenden geistigen Reibungen und Parteikämpfen; noch andere beschäftigten sich fortan entweder allein mit der bildenden Kunst und deren Theorie, oder verwandten, mit entschiedener Vorliebe für das Alterthum, ihre Kräfte vornehmlich auf das kunstmäßige Uebertragen classischer Dichtungen in unsere Sprache. Am längsten blieb noch unter den berühmtern Dichtern aus den Siebzigern, bei einer nicht versiegenden Fruchtbarkeit, Klinger als Dramatiker dem Geiste der Sturm- und Drangzeit treu; [1]) indessen auch er war um

1) Als Klinger die vier Theile seines „Theaters" (Riga 1786 f. 8) herausgab, nahm er in diese Sammlung nur diejenigen Stücke auf, die er, wie er sich in der zu Anfang des J. 1785 geschriebenen Vorrede zum ersten Theil ausdrückte, „anerkannte," und schloß stillschweigend einige seiner Jugendarbeiten, „das leidende Weib" und den „Otto," davon aus: gewiß aus keinem andern Grunde, als um sie, wo möglich, völlig der Vergessenheit zu übergeben. Ueber einige andere, die zufolge „gewisser Regeln" und nach der damaligen „Denkungsart" des Dichters ein gleiches Loos hätte treffen mögen, die aber dennoch darin einen Platz fanden, sprach er sich in Worten aus, die mir zur Bezeichnung des Standpunctes, auf welchen er, wenn nicht schon früher, doch wenigstens gegen die Mitte der Achtziger als Dichter gelangt war, und von welchem aus er nun seine frühern Arbeiten, so wie die Strebungen und Leistungen der Sturm- und Drangzeit im Drama beurtheilte, interessant genug schei-

1780 bereits maaßvoller, natürlicher und geordneter in seinen Schauspielen geworden und verfolgte sogar schon zu derselben Zeit in einem Roman mit seinem Spott das Gebahren und Treiben der Kraftmänner und Originalgenies vom gemeinen Schlage, [2]) wie er bereits etwas früher in einem andern Ro-

---

nen, um sie hier auszugsweise einzurücken. Jene ältern Stücke, bemerkte er, die er nicht ausgeschlossen hatte, „sind freilich individuelle Gemählde einer jugendlichen Phantasie, eines nach Thätigkeit und Bestimmung strebenden Geistes, die in das Reich der Träume gehören, mit dem sie nah verwandt zu sein scheinen. Wer aber gar kein Licht in diesen Explosionen des jugendlichen Geistes und Unmuthes sieht, ist nie in dem Fall gewesen, etwas davon in sich selbst zu fühlen. Ich kann heute so gut darüber lachen, als einer; aber so viel ist wahr, daß jeder junge Mann die Welt, mehr oder weniger, als Dichter und Träumer ansieht (vrgl. dazu oben S. 1533, Anm. 3). — Erfahrung, Uebung, Umgang, Kampf und Anstoßen heilen uns von diesen überspannten Idealen und Gesinnungen, wovon wir in der wirklichen Welt so wenig wahrnehmen, und führen uns auf den Punct, wo wir im bürgerlichen Leben stehen sollen. Eben diese lehren den Dichter und Künstler, daß Einfachheit, Ordnung und Wahrheit die Zauberruthen seien, womit man an das Herz der Menschen schlagen müsse, wenn es eintönen soll. — Die Klagen sind unendlich, die man über die wilden Producte führt, die zu Zeiten in der deutschen Welt, und besonders fürs Theater erscheinen. — Soviel ist indessen gewiß, daß wir Deutschen durch diese Verzerrungen gehen müssen, bis wir sagen mögen, so und nicht anders behagt's dem deutschen Sinn. Nichts reift ohne Gährung. Gewiß sind die kalten, beschränkten Regeln des französischen Theaters mit seiner Declamation dem thätigern, rauhern und stärkern Geist der Deutschen nicht genug; aber eben so gewiß ist er nicht muthwillig, launig und besonder genug, um's allgemein mit dem englischen Humor und seinen Sprüngen zu halten. Also wäre das wilde Thun bisher doch nichts anders, als eine Form suchen, die uns behage! Machten wir eine Nation aus, so hätten wir dieselbe gewiß vorgefunden. — Die einfachste Form ist gewiß die beste; aber mich dünkt, der Deutsche möchte mehr Leben, Handlung und That sehen, als schallende Declamation hören. Ein solches Stück ist nun freilich schwerer zu schreiben, als wilde Phantasien, wo der unerfahrne Autor alles aus sich selbst nimmt." — 2) „Plimplamplasko, der hohe Geist. Eine Handschr. aus den Zeiten Knipperdollings und Dr. Mart. Luthers, zum Druck befördert von einem Dilettanten der Wahrheit rc." o. O. 1780. 8. (vrgl. S. 1496, Anm. unten). Musaeus,

überlebten und sich noch fernerhin litterarisch thätig erwiesen, bereits gegen Ausgang der Siebziger von ihrem poetischen Ungestüm allmählig in ein gemesseneres und ruhigeres Verfahren eingelenkt, indem sie zugleich in ihren Bestrebungen, wie in ihren Gesinnungen, immer weiter auseinander kamen. Einzelne von ihnen giengen überdieß für immer von der Dichtung zur Wissenschaft über, oder wandten sich dieser wenigstens vorzugsweise zu; andere wirkten als Schriftsteller im Dienste verschiedener Interessen des practischen Lebens, oder betheiligten sich hauptsächlich nur an den religiösen Bewegungen der Zeit und an den damit in näherem oder entfernterem Zusammenhang stehenden geistigen Reibungen und Parteikämpfen; noch andere beschäftigten sich fortan entweder allein mit der bildenden Kunst und deren Theorie, oder verwandten, mit entschiedener Vorliebe für das Alterthum, ihre Kräfte vornehmlich auf das kunstmäßige Uebertragen classischer Dichtungen in unsere Sprache. Am längsten blieb noch unter den berühmtern Dichtern aus den Siebzigern, bei einer nicht versiegenden Fruchtbarkeit, Klinger als Dramatiker dem Geiste der Sturm- und Drangzeit treu; [1]) indessen auch er war um

1) Als Klinger die vier Theile seines „Theaters" (Riga 1786 f. 8) herausgab, nahm er in diese Sammlung nur diejenigen Stücke auf, die er, wie er sich in der zu Anfang des J. 1785 geschriebenen Vorrede zum ersten Theil ausdrückte, „anerkannte," und schloß stillschweigend einige seiner Jugendarbeiten, „das leidende Weib" und den „Otto," davon aus: gewiß aus keinem andern Grunde, als um sie, wo möglich, völlig der Vergessenheit zu übergeben. Ueber einige andere, die zufolge „gewisser Regeln" und nach der damaligen „Denkungsart" des Dichters ein gleiches Loos hätte treffen mögen, die aber dennoch darin einen Platz fanden, sprach er sich in Worten aus, die mir zur Bezeichnung des Standpunctes, auf welchen er, wenn nicht schon früher, doch wenigstens gegen die Mitte der Achtziger als Dichter gelangt war, und von welchem aus er nun seine frühern Arbeiten, so wie die Strebungen und Leistungen der Sturm- und Drangzeit im Drama beurtheilte, interessant genug schei-

1780 bereits maaßvoller, natürlicher und geordneter in seinen Schauspielen geworden und verfolgte sogar schon zu derselben Zeit in einem Roman mit seinem Spott das Gebahren und Treiben der Kraftmänner und Originalgenies vom gemeinen Schlage, [2]) wie er bereits etwas früher in einem andern Ro-

---

nen, um sie hier auszugsweise einzurücken. Jene ältern Stücke, bemerkte er, die er nicht ausgeschlossen hatte, „sind freilich individuelle Gemählde einer jugendlichen Phantasie, eines nach Thätigkeit und Bestimmung strebenden Geistes, die in das Reich der Träume gehören, mit dem sie nah verwandt zu sein scheinen. Wer aber gar kein Licht in diesen Explosionen des jugendlichen Geistes und Unmuthes sieht, ist nie in dem Fall gewesen, etwas davon in sich selbst zu fühlen. Ich kann heute so gut darüber lachen, als einer; aber so viel ist wahr, daß jeder junge Mann die Welt, mehr oder weniger, als Dichter und Träumer ansieht (vrgl. dazu oben S. 1533, Anm. 3). — Erfahrung, Uebung, Umgang, Kampf und Anstoßen heilen uns von diesen überspannten Idealen und Gesinnungen, wovon wir in der wirklichen Welt so wenig wahrnehmen, und führen uns auf den Punct, wo wir im bürgerlichen Leben stehen sollen. Eben diese lehren den Dichter und Künstler, daß Einfachheit, Ordnung und Wahrheit die Zauberruthen seien, womit man an das Herz der Menschen schlagen müsse, wenn es eintönen soll. — Die Klagen sind unendlich, die man über die wilden Producte führt, die zu Zeiten in der deutschen Welt, und besonders fürs Theater erscheinen. — Soviel ist indessen gewiß, daß wir Deutschen durch diese Verzerrungen gehen müssen, bis wir sagen mögen, so und nicht anders behagt's dem deutschen Sinn. Nichts reift ohne Gährung. Gewiß sind die kalten, beschränkten Regeln des französischen Theaters mit seiner Declamation dem thätigern, rauhern und stärkern Geist der Deutschen nicht genug; aber eben so gewiß ist er nicht muthwillig, launig und besonder genug, um's allgemein mit dem englischen Humor und seinen Sprüngen zu halten. Also wäre das wilde Thun bisher doch nichts anders, als eine Form suchen, die uns behage! Machten wir eine Nation aus, so hätten wir dieselbe gewiß vorgefunden. — Die einfachste Form ist gewiß die beste; aber mich dünkt, der Deutsche möchte mehr Leben, Handlung und That sehen, als schallende Declamation hören. Ein solches Stück ist nun freilich schwerer zu schreiben, als wilde Phantasien, wo der unerfahrne Autor alles aus sich selbst nimmt." — 2) „Plimplamplasko, der hohe Geist. Eine Handschr. aus den Zeiten Knipperdollings und Dr. Mart. Luthers, zum Druck befördert von einem Dilettanten der Wahrheit rc." o. O. 1780. 8. (vrgl. S. 1496, Anm. unten). Musaeus,

man [3]) seine satirische Lauge über die empfindsame und unmännliche Liebesschwärmerei und jede Art von Unkraft und ohnmächtig platonisierendem Idealismus in der Dichtung und im Leben der Zeit ausgegossen hatte. Goethe, der in seinem genialen Schaffen gleich von Anfang an selten oder nie das rechte Maaß dichterischer Freiheit überschritten, bei seinem Streben nach Naturwahrheit früh das Ziel echter Kunst ins Auge gefaßt, die Wechselbeziehung und sich gegenseitig bedingende Abhängigkeit von Gehalt und Form in der Poesie erkannt und das unmittelbar Characteristische in seinen Darstellungen mit den Gesetzen der Schönheit in Einstimmung zu bringen gesucht hatte; — Goethe hätte jetzt, wo sein zu allseitiger Durchbildung anstrebender Geist sich männlicher Reife nahte, vielleicht die noch nicht erschöpften, aber gemäßigten dichterischen Kräfte seiner ehemaligen Mitstrebenden und Nachahmer, so wie die neu erstehenden Talente bei weiterm öffentlichen Vorgehen in der Production durch sein Beispiel um sich sammeln und, aufs neue belebt, in der rechten Bahn zur poetischen Kunst sich nachziehen können. Allein für diejenigen, die ihm nicht ganz nahe standen, mußte es scheinen, als verwendete er die Zeit, die ihm seine Verhältnisse zu dem weimarischen Hofe und Lande noch übrig ließen, vorzüglich nur auf

der in der allg. d. Bibl. 51, 1, S. 229 f. „die Spottschrift gegen die schwindelköpfigen Dunse jenes Jahrzehnts, die sogenannten Genies oder Kraftmänner" anzeigte, ahnte wohl nicht, von wem dieselbe ausgegangen war: denn er meinte, „der gerechte Unwille eines kalten Vernünftlers, d. h. eines Mannes, der gesunden Menschenverstand gern in Ehren erhalten möchte," schiene dieses Caricaturgemählde, welches die Geniefratze drollig genug schildere, erzeugt zu haben. — 3) In dem an Geist und Manier manchen Erfindungen Wielands nah verwandten „Orpheus" oder, wie dieser Roman in der Umarbeitung betitelt wurde, „Bambino" (vrgl. S. 1495, Anm. oben). — Kurz vorher hatte auch Goethe auf eine andere, zwar bei weitem feinere Art, aber auch nicht mit so tief

gewisse Lieblingsstudien: ⁴) von dem, was er seit seiner Ankunft in Weimar bis zur Reise nach Italien dichtete, wurden nur

einschneidender Satire das Empfindsamkeitswesen im Leben und in der Litteratur durch seinen „Triumph der Empfindsamkeit" oder, wie die erste Ueberschrift lautete, „die geflickte Braut" verspottet (vrgl. Düntzer in d. Blättern für litter. Unterhalt. 1849 Nr. 23f. und Freundesbilder ꝛc. S. 164); doch wurde diese „dramatische Grille" erst 1787 im 4. Bde von Goethe's Schriften gedruckt. — 4) Vrgl. die Anm. zu S. 1004—1006. Außer den Briefen von Frau von Stein gewähren in Goethe's damalige äußere und innere Zustände den besten Einblick seine „Briefe an Lavater aus den Jahren 1774 bis 1783, herausgegeben von H. Hirzel. Leipzig 1833. 8., so wie die beiden Sammlungen der Briefe an und von Merck, die Briefe an Fr. H. Jacobi, an Knebel u. A. Merck war gar nicht zufrieden mit Goethe's Treiben in Weimar; vrgl. Falks Schrift „Goethe aus näherm persönlichen Umgang dargestellt." Leipzig 1832. gr. 12. S. 145, oder Briefe an Merck 1835. S. XVI f. Bekanntlich hat auch Niebuhr von Goethe gesagt, das weimarische Hofleben sei die Delila gewesen, welche unserm deutschen Simson seine Locken und damit das Geheimniß seines hohen Berufs geraubt habe. Es läßt sich wohl darüber streiten, ob Goethe, wenn er nicht an einen kleinen Hof gekommen wäre, an welchem er sich eine Zeit lang als der vertrauteste Rathgeber seines Fürsten der Leitung der Landesangelegenheiten unterziehen mußte, zur Förderung der vaterländischen Dichtung nicht mehr hätte thun können, als er wirklich gethan hat; obgleich sich nicht recht absehen läßt, von wo her er unter den damaligen Verhältnissen in Deutschland und bei dem Stande unserer nationalen Bildung eine großartigere und in stätigerer Folge sich äußernde dichterische Wirksamkeit hätte ausüben können. Das scheint mir indeß keinem Zweifel zu unterliegen, daß, wie es nun einmal im Vaterlande während des letzten Viertels des vorigen und im Anfang des laufenden Jahrhunderts aussah, Goethe kaum irgendwo anders ungestörter und vollständiger seine eigenste Natur und alle in dieselbe gelegten Kräfte hätte entwickeln und ausbilden können, als gerade in den Verhältnissen und unter den Begünstigungen, die ihm in Weimar geboten wurden, die ihm auch den langen Aufenthalt in Italien, wenn nicht schlechthin erst möglich machten, doch wesentlich erleichterten. Es war der Grundtrieb seiner sittlichen und geistigen Natur, nicht sowohl nach außen, auf und für Andere unmittelbar bildend zu wirken, als sein ganzes persönliches Dasein allseitig zu der größtmöglichen Harmonie und Klarheit auszubilden. Von dieser feinsten, aber auch freilich verzeihlichsten Art des Egoismus, die ihm angeboren war und durch mancherlei unangenehme und schmerz-

bisweilen einzelne kleine Erfindungen allgemeiner bekannt; [5]) mit den großen Werken, an denen er arbeitete, und von denen bloß hin und wieder etwas nach außen hin verlautete, rückte er nur langsam vor, oder hielt damit selbst in ihrer ersten ausgeführten Gestalt zurück, so daß über zehn Jahre hindurch von ihm jede nur einigermaßen bedeutende unmittelbare Einwirkung auf den Bildungsgang unserer schönen Litteratur ausblieb. So waren um 1780 in derselben überhaupt, besonders aber in ihren beiden Hauptgattungen, dem Drama und dem Roman, schon der Anzeichen genug vorhanden, die darauf hinzudeuten schienen, als ob, wenn eine Zeit lang genialer Trotz gegen alles Herkömmliche, eine unnatürliche Ueberspannung und krankhafte Ueberreizung die Dichter auf Abwege geführt hatten, die Productionskraft nun, wie erschlafft und gelähmt, in der gerade entgegengesetzten Richtung sich haupt-

---

liche Erfahrungen von früh an verstärkt sein mochte, wird er nicht freigesprochen werden können. Er hat es sicherlich von sich selbst gesagt, was er seinen Wilhelm Meister (19, S. 151; 153) schreiben läßt: „Daß ich Dir's mit Einem Worte sage, mich selbst, ganz wie ich bin, auszubilden, das war dunkel von Jugend auf mein Wunsch und meine Absicht. — Ich habe nun einmal gerade zu jener harmonischen Ausbildung meiner Natur, die mir meine Geburt versagt, eine unwiderstehliche Neigung." Und so suchte er denn auch allmählig zu der „Art Absonderung in sich selbst" zu gelangen, die dem Abbé im Wilh. Meister (20, S. 219) für den Menschen, der sich überhaupt bilden wolle, als das am schwersten zu Bewirkende erschien, und zu der dem Dichter in Weimar nach Verlauf der zwölf ersten unruhigen Jahre immer mehr Gelegenheit geboten wurde. Weiter hierauf einzugehen, verbietet der Raum. — 5) Die Erfahrungen, die er an seinen Nachahmern früherhin gemacht hatte, scheinen ihn besonders eine Reihe von Jahren hindurch zu dem Kargen mit seinen Gaben an das Publicum bestimmt zu haben. In einem Briefe an Lavater aus dem J. 1780 (S. 102 f.), dem einige Gedichte, bezeichnet als „Blumen- und Kräuterbüschel, die er am Wege gesammelt," beigeschlossen waren, heißt es: „Laß sie nur wenige sehen, und nur keinen praetendierenden Schriftsteller; die Buben haben mich von jeher aus- und nachgeschrieben und meine Manier vor dem Publico lächerlich und stinkend gemacht." —

sächlich nur zur Darstellung des platt Natürlichen, Alltäglichen und Unbedeutenden wenden, ihre Gegenstände der gemeinen, jedes höhern Gehalts baren Wirklichkeit entnehmen und von den frühern Neigungen vorzüglich nur den Hang zu weichlicher Empfindelei, zu seichtem Moralisieren und zu allerlei von der Poesie weit abliegenden Lehrzwecken festhalten wollte. Auch sah es aus, als neige sich der Geschmack des Publicums schon viel mehr dieser Richtung der Litteratur zu, als derjenigen, welche ihr die Bewegungsmänner gegeben hatten. Da trat 1781 Friedr. Schiller [6]) mit „den Räubern" auf, denen

6) Johann Christoph Friedrich Schiller wurde (wie er selbst im Briefw. mit Körner 2, S. 133 angibt) den 10. Novbr. oder (wie G. Schwab, Urkunden über Schiller und seine Familie rc. 1840. S. 34 aus dem Marbacher Taufregister nachgewiesen) d. 11. Novbr. 1759 in dem würtembergischen Städtchen Marbach geboren. Sein Vater, der früher Wundarzt gewesen war, stand damals als Officier in würtembergischen Diensten; die Mutter befand sich bei der Geburt ihres Sohnes im Hause ihrer Eltern, in welchem sie auch geblieben zu sein scheint, bis ihr Gatte nach dem Abschluß des Hubertsburger Friedens auf die Dauer in seine Heimath zurückkehrte und als herzoglicher Hauptmann seinen Standort zunächst in Ludwigsburg erhielt. Er lebte hier mit den Seinigen zwei Jahre, worauf er als Werbeofficier nach Schwäbisch-Gemünd geschickt wurde; indeß erlaubte ihm der Herzog Karl, mit seiner Familie im nächsten würtembergischen Grenzorte, dem Städtchen Lorch, zu wohnen. In dem Hause des Pfarrers Moser daselbst erhielt sein Sohn den ersten regelmäßigen Unterricht. 1768 wurde der Hauptmann Schiller nach Ludwigsburg zurückberufen, wo Friedrich fortan die lateinische Schule besuchte. Hier sah er in seinem neunten Jahre zum erstenmal ein Theater, und zwar ein glänzendes und prächtiges; die Wirkung des Schauspiels auf ihn war so mächtig, daß ihn schon damals Plane zu Trauerspielen beschäftigten. 1770 oder kurz vorher verfaßte er sein erstes deutsches Gedicht; lateinische Verse hatte er auf der Schule schon früher gemacht. Er blieb auf derselben auch noch, als der in Botanik, Gartenkunst und Obstbaumzucht wohlerfahrene Vater in dem zuletzt genannten Jahre zum Oberaufseher über alle Gartenanlagen und Baumpflanzungen, die bei dem herzoglichen Lustschloß Solitude entstehen sollten, ernannt und dahin versetzt worden war. 1772 sollte Friedrich, der schon in Lorch eine sehr entschiedene Neigung für den

er in den nächsten Jahren, nebst einer Sammlung von kleinern, meist der lyrischen Gattung angehörenden Gedichten, seine bei-

geistlichen Stand gefaßt hatte, aus der Ludwigsburger Schule in eine der würtembergischen Klosterschulen treten. Unterdessen aber hatte Herzog Karl den Plan zu einer weitläuftigen Lehr- und Erziehungsanstalt entworfen, welche zuerst als militärische Pflanzschule auf der Solitude gegründet und bald die Lieblingsschöpfung des Herzogs wurde. Friedrich Schiller, ihm zur Aufnahme in dieselbe empfohlen, erhielt eine Freistelle und mußte sich nun, so schwer es ihm auch wurde, entschließen, das Studium der Theologie aufzugeben. Er entschied sich, da nach und nach alle Wissenschaften, mit Ausnahme der Theologie, in den Lehrplan der Anstalt aufgenommen wurden, zunächst für die Rechtswissenschaft, begann das Studium derselben aber erst 1774; im ersten Jahre beschäftigte er sich nur mit den Gegenständen, wie sie auf Gymnasien gelehrt zu werden pflegen. Indessen fühlte er zu sehr den Druck der militärischen Einrichtung der Anstalt und der strengen, pedantischen Zucht, die in dem ganzen Leben derselben herrschte, als daß er mit freiem Geist und frohem Herzen sich den Studien hätte widmen können; er lernte in diesem Jahre sehr wenig, nur im Lateinischen machte er bedeutende Fortschritte, im Griechischen dagegen kam er wenig oder gar nicht über die Anfangsgründe hinaus. Er konnte daher die Lebensbeschreibungen des Plutarch, die lange Zeit zu den Lieblingsgegenständen seiner Lectüre gehörten, nur in der Uebersetzung lesen. Die Werke deutscher Dichter zu lesen, war den Karlsschülern verboten; indeß wußten sich Schiller und seine nächsten Freunde verstohlen zu verschaffen, was sie nicht auf offenem Wege erhalten konnten, und enthusiasmierten sich an den Werken der deutschen Dichter, die um die Mitte der Siebziger die berühmtesten und gelesensten waren. Klopstock, dessen Poesie eine sehr bedeutende Wirkung auf Schillers Bildung hatte, reizte ihn zuerst zur Nachahmung: er trug sich mit dem Plane zu einem epischen Gedicht, dessen Held Moses war, und gieng auch schon an die Ausarbeitung desselben. Unter unsern Lyrikern zogen ihn neben Klopstock besonders noch Uz, Bürger und Schubart an; den letztgenannten, dessen „Fürstengruft" einen sehr nachhaltigen Eindruck auf ihn gemacht hatte, besuchte er auf dem Asperg, ohne jedoch dadurch in ein näheres Verhältniß mit ihm zu kommen. Hatte ihn schon Gerstenbergs Ugolino begeistert, so faßte ihn noch viel mächtiger Goethe's Götz von Berlichingen: bald wurde Goethe der Abgott Schillers und seiner Freunde. Außer seinem Götz fand er das meiste Wohlgefallen an dem Clavigo, wogegen Werthers Leiden weniger ihn als seine Freunde fesselten. Nächst Goethe wurde ihm damals als dramatischer Dichter noch vorzüglich Lessing werth, und Leisewitzens Ju-

den andern dramatischen Jugendarbeiten, „Fiesko" und „Kabale und Liebe," folgen ließ. Die Ausnahme, welche diese

lius von Tarent ward eins seiner Lieblingsstücke. Auch Klinger gehörte zu denen, „welche zuerst und mit Kraft auf seinen Geist wirkten" und unauslöschliche Eindrücke in ihm zurückließen. Diese Dichter zogen ihn mehr und mehr von der epischen Dichtung Klopstocks und von der Lyrik zum tragischen Drama hin, wofür seine Neigung sich noch mehr entschied, als er mit Shakspeare's Werken in Wielands Uebersetzung bekannt wurde. Immer stärker regte sich nun in ihm der Drang zum eignen dichterischen Producieren. Woran ihn Mauern und Gitter hinderten, die wirkliche Welt durch lebendige Anschauung und Erfahrung kennen zu lernen, dafür mußten ihm sein Plutarch und seine Dichter Ersatz leisten: so gewöhnte er sich frühzeitig daran, wozu ihn sein Schicksal während seiner ganzen dichterischen Laufbahn zwang, sich mit der Welt und mit den Menschen hauptsächlich nur durch Bücher bekannt zu machen, aus ihnen „die Natur abzufühlen und sich anzueignen." Nachdem 1775 die militärische Pflanzschule nach Stuttgart verlegt, zur hohen Karlsschule oder Karlsakademie erhoben, und nun auch die Medicin unter die Lehrfächer aufgenommen worden war, entschloß sich Schiller, das Rechtsstudium, von dem er sich mehr abgestoßen als angezogen fand, aufzugeben und zur Medicin überzugehen. In diese Zeit etwa fielen seine frühesten Versuche im Trauerspiel, der erste „der Student von Nassau," der andere, dem Julius von Tarent an Inhalt und Behandlung verwandt, „Kosmus von Medicis" betitelt, beide bald nachher von ihm vernichtet; auch verfaßte er, besonders von Klopstock dazu angeregt, verschiedene lyrische Gedichte, von denen „der Abend," das älteste uns erhaltene, aus seinem sechzehnten Jahre herrührt (mit mehrern andern seiner später unterdrückten Jugendgedichte abgedruckt in Dörings „Nachlese zu Schillers sämmtl. Werken." Zeiz 1835. 16). Zwischen den Jahren 1776—78 entwickelte sich zuerst in ihm der Trieb zum philosophischen Denken: die Philosophie wurde ihm schon damals, wie die Poesie, zu einer Herzensangelegenheit. Die Geschichte dieser innern Entwicklung hat er uns später selbst in seinen „philosophischen Briefen" geschildert, zu denen bereits im J. 1782 der Plan entworfen wurde (vgl. d. Briefw. mit Körner 1, S. 277). Vorzüglich studierte er Garve's Anmerkungen zu Fergusons Moralphilosophie; auch soll er Schriften von Mendelssohn, Sulzer, Herder und Lessing gelesen haben. Von neuern Ausländern übte vornehmlich Rousseau eine starke Anziehungskraft auf ihn aus, und die Eindrücke, die er von ihm empfieng, trugen wesentlich dazu bei, seinem Geist und Character das Gepräge zu geben, das sich in den bedeutendsten Dichtungen seines Jünglings-

Dichtungen, und besonders die Schauspiele, in Deutschland fanden, und die Wirkungen, die sie in allen Kreisen der Ge-

---

alters so bestimmt ausspricht. Von diesen wurde die erste und großartigste, „die Räuber," bereits im J. 1778 begonnen; doch gieng er an die eigentliche Ausarbeitung erst zwei Jahre später. In der Zwischenzeit „widmete er sich, als er plötzlich eine Pause in seiner Poeterei machte, ausschließlich der Medicin" (Briefw. mit Körner 2, S. 20) und studierte zu dem Ende mit anhaltendem Eifer Hallers wissenschaftliche Schriften. 1779 sah er Goethe, als dieser mit dem Herzog von Weimar durch Stuttgart kam, und beide die Karlsschule sich zeigen ließen. 1780 schrieb er als Probearbeit eine Abhandlung, „Versuch über den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen ꝛc." (wieder gedruckt in Dörings Nachlese S. 6 ff.), die er zu Ende desselben Jahrs in lateinischer Sprache bei der öffentlichen Prüfung in der Karlsschule vertheidigte, worauf er diese Anstalt verließ und als Regimentsmedicus in Stuttgart angestellt wurde. Damals waren „die Räuber," an denen er unter der strengen Zucht der Akademie nur sehr verstohlen hatte arbeiten können, in der Handschrift schon ganz oder doch beinahe vollendet. Sie erschienen zuerst, ohne den Namen des Verfassers, auf seine Kosten gedruckt, 1781. 8, angeblich zu Frankfurt und Leipzig; auf dem Titel „ein aufsteigender zorniger Löwe, mit dem Motto: in Tyrannos." Diese Dichtung war das Erzeugniß der erbitterten Stimmung über die drückenden und beengenden Verhältnisse, denen er sich so lange hatte fügen müssen, und seiner daraus erwachsenen allgemeinen, bis zum Ingrimm gestiegenen Unzufriedenheit mit der Welt. Noch in demselben Jahre, in welchem die Räuber herauskamen, unterzog sich Schiller, von dem Freiherrn Wolfg. Herib. von Dalberg, Intendanten des Manheimer Theaters, dazu aufgefordert, einer Umarbeitung des Stücks für die theatralische Aufführung (zuerst gedr. Manheim 1782). Auch besorgte er in diesem Jahre einen Musenalmanach, unter dem Titel „Anthologie für das J. 1782" (gedr., ohne Schillers Namen, zu Stuttgart, angeblich zu Tobolsko. 8. Das Meiste darin ist von ihm selbst: außer wilden und noch sehr rohen lyrischen und balladenartigen Stücken, die er später nur zum Theil in die Sammlung seiner Gedichte aufnahm [vgl. Dörings Nachlese; Boas, „Nachträge zu Schillers sämmtl. Werken," 3 Bde. Stuttg. 1838. 40. 16. und Hoffmeister, „Supplemente" zu Schillers Werken, 4 Bde. Stuttg. und Tübingen 1840. 41. 16], auch die schon in der Karlsakademie gedichtete „Semele, eine lyrische Operette," die nachher eine bedeutende Umarbeitung erfuhr. Seine Freunde, auf deren Beistand er gerechnet hatte, steuerten nur wenig bei). Um der Aufführung der Räuber in Manheim zu Anfang d. J. 1782 beizu-

sellschaft, vorzüglich bei der Jugend, hervorbrachten, waren ganz außerordentlich und bewiesen mehr als hinlänglich, wie

---

wohnen, reiste Schiller heimlich dahin. Der Erfolg des Stückes auf der Bühne ließ ihn an seinem Beruf zum dramatischen Dichter nicht länger zweifeln. Um so unerträglicher wurden ihm die Geschäfte seines Amtes und der Zwang des Dienstes; alles drängte ihn zu erneuter poetischer Thätigkeit hin. Er entschied sich zunächst für die dramatische Bearbeitung der Verschwörung des Fiesko und bereitete sich dazu durch geschichtliche Studien vor; das Interesse an diesem Gegenstande soll zuerst durch Rousseau in ihm geweckt worden sein. Zugleich darauf bedacht, sich ein eigenes Organ für die Kritik und für seine Kunstansichten zu verschaffen, vereinigte er sich mit einem seiner ehemaligen Lehrer, dem Prof. Abel, und mit seinem Freunde Petersen zur Herausgabe eines „würtembergischen Repertoriums der Litteratur," einer Vierteljahrschrift, von der aber nur drei Stücke (1782) erschienen. Außer zwei Aufsätzen und einer Erzählung (in der Ausg. seiner Werke von 1818. Th. 2, S. 365—388) lieferte er darin eine anonyme Selbstrecension der Räuber. Unterdeß hatte diese Dichtung ein ganz ungewöhnliches Aufsehen erregt und neben großer Bewunderung auch viel Bedenken und Aergerniß. Herzog Karl, mit Schillers poetischer Richtung unzufrieden, wollte den Dichter lenken und meistern; dazu wollte dieser sich nicht willig finden lassen; der Herzog wurde verdrießlich, ein unangenehmer Zwischenfall brachte ihn vollends auf, und Schiller erhielt den Befehl, bei Strafe der Festung, außer medicinischen Sachen, nichts weiter drucken zu lassen, auch sich aller Verbindung mit dem Auslande zu enthalten. Eine zweite heimliche Reise nach Manheim blieb nicht verborgen und wurde mit vierzehntägigem Arrest auf der Hauptwache bestraft. Vergeblich hoffte Schiller durch Dalberg aus einer Lage, deren peinlichen Druck er täglich stärker fühlte, erlöst zu werden und nach Manheim gehen zu können. Sein Gemüth verdüsterte sich immer mehr: er sann auf Flucht, arbeitete aber inzwischen an seinem Fiesko. Als er damit fast zum Abschluß gekommen war, entfloh er (im Geleit eines Freundes, des Musikus Streicher) im Septbr. 1782 nach Manheim, von wo er unmittelbar nach seiner Ankunft eine Wanderung nach Frankfurt machte. Unterwegs und in dieser Stadt bildete er den Plan eines bürgerlichen Trauerspiels aus, den er schon zu Stuttgart während seines Arrestes gefaßt hatte. Von Dalberg, an den er sich wegen eines Darlehns gewandt hatte, im Stich gelassen, gieng er in seiner Bedrängniß nach dem Manheim nahe gelegenen Oggersheim, arbeitete zunächst fleißig an dem bürgerlichen Trauerspiel „Luise Millerin," oder, wie es später betitelt wurde, „Kabale und Liebe," und dann an der Vollendung des Fiesko, mit dem er zugleich

dichterischen Erfindungen des abgelaufenen Jahrzehents für ähnliche Erzeugnisse der Phantasie abgestumpft worden war,

---

mußte er auf andere Mittel zur Vermehrung seiner kärglichen Einnahme denken. Er verfiel auf die Herausgabe einer Zeitschrift, die zwar hauptsächlich dem Schauspiel und Theater gewidmet, jedoch auch der Aufnahme anderer, allgemein menschliche Interessen berührender Artikel geöffnet sein sollte. Sie wurde als „Rheinische Thalia" gegen Ende des J. 1784 angekündigt (im d. Mus. 1784. 2, S. 564 ff; vgl. Briefw. mit Körner 1, S. 6) und erschien zuerst unter diesem, dann unter dem Titel „Thalia" seit dem Frühling des nächsten Jahres (Leipzig 1785—91, in 12 Heften oder 3 Bänden, 8; fortgesetzt als „neue Thalia," 12 Stücke oder 4 Theile, Leipzig 1792. 93. 8). Bereits im Sommer 1784 hatte er in Manheim die Bekanntschaft der geistvollen und vielseitig gebildeten Frau von Kalb gemacht und einen Brief von Leipzig erhalten, der sein Freundschaftsverhältniß mit Körner, dessen Braut, ihrer Schwester und L. F. Huber anknüpfte. Diese doppelte Verbindung war, die eine besonders für die nächsten Jahre, da er mit Frau v. Kalb wieder in Weimar zusammentraf, die andere für seine ganze übrige Lebenszeit von dem wichtigsten und wohlthätigsten Einfluß auf die Läuterung seines Gemüths, auf die Veredlung und Verfeinerung seines Geschmacks und auf seine gesammte innere Entwickelung. (Ueber jene vgl. E. Köpke, „Charlotte v. Kalb und ihre Beziehungen zu Schiller und Goethe." Berlin 1852. 12; in das Freundschaftsverhältniß zwischen Schiller und Körner gewährt uns ihr reichhaltiger Briefwechsel aus den Jahren 1784—1805, Berlin 1847. 4 Thle. 8. den vollständigsten Einblick.) Zu Anfang des J. 1785 wurde Schiller von dem Herzog von Weimar, dem er am Hofe zu Darmstadt den ersten Act des Don Carlos vorgelesen hatte, zum herzoglichen Rath ernannt. Diese Auszeichnung verlieh ihm eine gehobnere Stellung und ließ ihn fester und sicherer auftreten, besonders dem Manheimer Theater gegenüber. Allein seine Urtheile über dasselbe im ersten Hefte der Thalia brachten die Schauspieler gegen ihn auf: seine contractliche Verbindung mit dem Theater hatte er schon aufgehoben, jetzt war ihm der Aufenthalt in Manheim durchaus verleidet: „Menschen, Verhältnisse, Erdreich und Himmel waren ihm zuwider; seine Seele dürstete nach neuer Nahrung, nach bessern Menschen, nach Freundschaft, Anhänglichkeit und Liebe" (vgl. d. Briefw. mit Körner 1, S. 11 ff.). Er gieng nach Leipzig, wo er in der Mitte des Aprils eintraf. Körner hatte unterdeß eine Anstellung in Dresden erhalten; seine Braut, deren Schwester und Huber waren aber noch in Leipzig; im Verkehr mit ihnen verlebte Schiller, von Körner auf die edelmüthigste Weise mit den nöthigen Mitteln ver-

wenig der Geschmack des deutschen Publicums durch die excentrisch-leidenschaftlichen, roh-überspannten und verzerrten

---

die für die Aufführung nothwendigen Veränderungen vornahm. Allein seine Hoffnung, daß wenigstens jetzt Dalberg das Stück annehmen und ihm aus seiner höchst kummervollen Lage helfen würde, trog ihn abermals; er verkaufte es also um ein Geringes an einen Buchhändler („Die Verschwörung des Fiesko zu Genua. Ein republicanisches Trauerspiel." Manheim 1783. 8); und da er sich in Oggersheim vor dem Herzog Karl nicht mehr sicher glaubte, so beschloß er, von einer schon frühern Einladung der Frau von Wolzogen, die er durch einen ihrer Söhne, seinen Studiengenossen, hatte kennen lernen, Gebrauch zu machen und nach ihrem Gute Bauerbach bei Meiningen zu gehen, wo er im Novbr. 1782 eintraf. Während seines dortigen, zum großen Theil sehr vereinsamten Aufenthalts vollendete er sein bürgerliches Trauerspiel (zu Anfang des J. 1783; gedr. wurde „Kabale und Liebe" erst 1784. 8 zu Manheim) und wandte sich dann, nachdem er einige Zeit in der Wahl von Stoffen zu neuen tragischen Werken geschwankt hatte, — damals dachte er schon an ein Trauerspiel „Maria Stuart" und legte die erste Hand an ein anderes, „Konradin von Schwaben" — dem „Don Carlos" zu, den er nach St. Reals gleichnamiger Novelle zu bearbeiten anfieng. Auf diesen Gegenstand war er schon in Stuttgart von Dalberg aufmerksam gemacht worden, der sich jetzt unvermuthet wieder mit ihm in Verbindung setzte und ihn, da von dem Herzog von Würtemberg deshalb keine Unannehmlichkeiten zu befürchten schienen, als Theaterdichter nach Manheim zu ziehen wünschte. Schiller reiste darauf in der Mitte des Sommers zu ihm, vorläufig mit der Absicht, wieder nach Bauerbach zurückzukehren; er entschloß sich jedoch, ein Jahr lang in Manheim zu bleiben und für eine Vergütigung von 500 Gulden seine Kräfte der Bühne zu widmen. Nachdem er für diese zunächst den Fiesko und Kabale und Liebe eingerichtet hatte, dichtete er den ersten Act des „Don Carlos" und schrieb, als er in die kurpfälzische deutsche Gesellschaft zu Manheim aufgenommen wurde, die Abhandlung, womit er seine „Thalia" eröffnete, und die nachher unter dem (von dem ursprünglichen abweichenden) Titel: „die Schaubühne als moralische Anstalt betrachtet" in die sämmtl. Werke (2, S. 389 ff.) aufgenommen ist. Dabei beschäftigten ihn mancherlei Plane zu dramatischen Werken, doch entschied er sich endlich, fürs erste am Don Carlos fortzuarbeiten. Zu derselben Zeit studierte er viel die französischen Tragiker, indem er hoffte, dadurch seinen Geschmack regeln und seine Einbildungskraft zähmen zu lernen. Da ihm indeß die Aussicht abgeschnitten war, durch ärztliche Praxis seine Existenz zu sichern, und da er noch alte Schulden abzutragen hatte,

sobald dieselben den Stempel einer entschieden großen und wirklich genialen Naturkraft so unverkennbar an sich trugen,

---

sehen, um wenigstens fürs erste über die Schwierigkeiten einer höchst bedrängten und sorgenvollen Lage hinwegzukommen (vgl. Briefw. 1, S. 39—46) zu Leipzig und in dem nahe gelegenen Gohlis den Sommer, sah ungefähr in der Mitte desselben zum erstenmal seinen Freund und folgte ihm, als er sich verheirathet hatte, im September nach Dresden. In dieser Stadt, wo sich eine leidenschaftliche Neigung zu einem Fräulein von Arnim in ihm entwickelte, deren er aber allmählig Herr wurde, blieb er bis zum Juli 1787, wohnte zu Zeiten auch in dem nahen Loschwitz auf Körners Weinberge und in Tharandt, und begab sich dann nach Weimar, wo er, gegen seine anfängliche Absicht, fürs erste seinen Wohnsitz nahm. Unterdeß hatte er seit seinem Abgange von Manheim, außer einigen lyrischen Stücken, den „Don Carlos" vollendet, das Bruchstück eines andern Drama's, „der Menschenfeind," (1787) und die Erzählung „der Verbrecher aus verlorner Ehre" (1785) geschrieben, „den Geisterseher" angefangen (1786), so wie auch die „philosophischen Briefe" ausgearbeitet (1786, den letzten ausgenommen, der aber nicht von Schiller, sondern von Körner zwei Jahre später geschrieben ist [vgl. Briefw. 1, S. 275—282, und dazu 1, S. 361; 369; 2, S. 98 f; 340]. — Alle diese Sachen erschienen, so weit sie vor seiner Uebersiedelung nach Weimar ausgeführt waren, in der Thalia, das Bruchstück „der Menschenfeind" aber erst im 11. Heft 1790 [vgl. a. a. O. 2, S. 211 f.]; vom „Don Carlos" die beiden ersten Acte und vom dritten die Auftritte 1—7, aber in sehr verschiedener Gestalt von der in der ersten Ausg. des ganzen Drama's, Leipzig 1787. 8. und auch nicht alle Scenen ausgeführt [vgl. „Schillers Don Carlos nach dessen ursprünglichem Entwurfe, zusammengestellt mit den beiden spätern Bearbeitungen 2c." Hannover 1840. kl. 8]; „der Geisterseher" bis zum Schlusse des ersten Theils, bei dem es verblieb, sodann Leipzig 1789. 8). Nach Beendigung des Don Carlos ließ Schiller längere Zeit die dichterische Production fast ganz ruhen; auch trat nach Abfassung der philosophischen Briefe fürs erste das speculative Denken bei ihm zurück, indem er sich die nächsten Jahre vorzugsweise auf geschichtliche Studien und Geschichtschreibung legte. Das zuerst durch Plutarch in ihm geweckte, nachher durch die Vorarbeiten zum Fiesko und zum Don Carlos genährte Interesse an der Geschichte wurde schon in Dresden bei ihm immer lebendiger (vgl. den Briefw. mit Körner 1, S. 57; 90). Er war kaum einige Wochen in Weimar, — wo er bald mit Wieland und auch mit Herder in freundliches Vernehmen kam, sich diesem aber weniger anschloß als jenem, der ihn schon im Octbr. zum Mitherausgeber des deutschen

wie es hier der Fall war. Denn Schiller, dessen sittlicher und poetischer Character sich bis dahin ganz und gar unter den

Merkurs (für nicht viel länger als für die beiden nächsten Jahre) gewann — als er auch schon mit sich einig geworden, hier zu seiner ersten schriftstellerischen Arbeit die Geschichte „der niederländischen Rebellion" zu machen (a. a. O. 1, S. 155 f; 187; 226). Er arbeitete sehr fleißig daran und lebte sehr eingezogen; seine Lage blieb, weil er mit seiner Schriftstellerei noch immer wenig verdiente, fortdauernd eine sehr sorgenvolle. Im Spätherbst 1787 besuchte er seine in Meiningen verheirathete älteste Schwester und Frau v. Wolzogen in Bauerbach; auf der Rückreise erneuerte er in Rudolstadt die in Manheim nur flüchtig gemachte Bekanntschaft mit Frau v. Lengefeld und ihren beiden Töchtern, deren zweite später seine Gattin wurde. Bald darauf schrieb er an Körner, er sehne sich nach einer bürgerlichen und häuslichen Existenz, und das sei das Einzige, was er jetzt noch hoffe (a. a. O. 1, S. 241). Ein mehrmonatlicher Aufenthalt während des folgenden Sommers und Herbstes in dem dicht bei Rudolstadt gelegenen Volkstädt und in Rudolstadt selbst befestigte das Band, das sich zwischen Schiller und der Familie Lengefeld angeknüpft hatte; in ihrem Kreise traf er auch zum erstenmal nach dessen Rückkehr aus Italien mit Goethe zusammen, doch wollte sich weder jetzt noch in den folgenden fünf Jahren ein näheres Verhältniß zwischen beiden Dichtern bilden (vgl. a. a. O. 1, S. 336; 341 ff; und dazu 2, S. 21 f; 53; 207). Als der erste Theil der „Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande rc." erschienen war (Leipzig 1788. 8; Proben davon hatten schon im d. Merkur gestanden; dem ersten Theil folgten nur noch zwei Beilagen, „Egmonts Leben und Tod," in der Thalia 1789 und „die Belagerung von Antwerpen," in den Horen 1795), wurde ihm, vornehmlich auf Goethe's Verwendung, eine außerordentliche Professur, zunächst ohne allen Gehalt, in Jena übertragen, die er im Frühling 1789 antrat. In der Zeit seit seiner Ankunft in Weimar hatte er, neben seinen geschichtlichen Arbeiten, in denen er sich durch Körners Einreden nicht irre machen ließ (vgl. a. a. O. 1, S. 236—38; 242—51; 257; 266; 270; 304—6; 327), vorzüglich von Wieland dazu angeregt, angefangen sich mit den griechischen Dichtern — freilich nur durch lateinische und deutsche Uebersetzungen — bekannt zu machen. Er las eine Zeit lang überhaupt keinen andern Dichter als Homer, und er hatte die Absicht, sich zwei Jahre hindurch von allen Modernen entfernt zu halten und sich nur in die Alten einzulesen, um an ihnen seinen Geschmack zu reinigen. Er getraute sich damals noch, durch gute Uebersetzungen spielend die griechische Sprache zu studieren (a. a. O. 1, S. 334 f.; später hätte er diese Sprache auf die gewöhnliche Art zu erler-

Einflüssen der in den siebziger Jahren unter der dichterischen Jugend herrschenden Ideen und unter den mannigfachsten, sich

---

nen versucht, wenn ihm nicht Humboldt und Goethe davon abgerathen hätten; vgl. Briefw. mit W. v. Humboldt S. 290 f; 303 ff. u. Briefw. mit Goethe 5, S. 322 f.). Zu diesem Ende verdeutschte er auch im Anfang zunächst für seine Freundinnen in Rudolstadt, nach einer wörtlichen lateinischen Uebersetzung des Euripides dessen „Iphigenia in Aulis" und „Scenen aus den Phoenizierinnen" (beides seit dem Herbst 1788; zuerst gedr. in der Thalia). Von eigenen Poesien entstanden in diesen Jahren nur „die Götter Griechenlands" (zu Anfang 1788; zuerst im d. Merkur dieses J.) und „die Künstler" (in der ersten Gestalt zu Ende 1788 schon fast ganz fertig, vor dem Druck im d. Merkur von 1789 aber noch vielfach umgearbeitet und verbessert), beide, wie jene Uebersetzungen, Früchte seiner Beschäftigung mit den Griechen (auf die Conception und Ausführung der Künstler hatte noch besonders Einfluß Moritzens erschienene Schrift „über die bildende Nachahmung des Schönen." Braunschweig 1788. 8. gehabt). Außerdem arbeitete er hin und wieder am Geisterseher, schrieb die „Briefe über Don Carlos" (zuerst gedr. im d. Merkur von 1788), und den kleinen Aufsatz „Herzog Alba ꝛc." (zuerst im d. Merkur von 1788; in den sämmtl. Werken 7, S. 415 ff.), lieferte seit 1787 Recensionen in die Jenaer Litt. Zeitung und gab 1788 den ersten (und einzigen) Band einer „Geschichte der merkwürdigsten Rebellionen und Verschwörungen ꝛc." heraus, wozu er sich schon früher mit Andern vereinigt hatte und selbst nur einen Artikel, meist bloße Uebersetzung aus dem Französischen, beitrug. Wenige Monate vor seinem Abgange nach Jena fieng er an sich ernstlicher mit dem von Körner in Anregung gebrachten Plan zu einer großen epischen Dichtung zu beschäftigen, deren Held zuerst Friedrich d. Große, späterhin Gustav Adolf werden sollte, die aber nie zur Ausführung kam (vgl. Briefw. mit Körner 1, S. 350; 353; 2, S. 57 ff; 277 ff.). In Jena eröffnete Schiller im Mai 1789 seine Vorlesungen unter ganz außerordentlichem Zudrang der Studierenden (vgl. a. a. O. 2, S. 99 ff.) mit der Antrittsrede „Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte?" (zuerst gedr. im d. Merkur von 1789). Ungeachtet des ungemeinen Beifalls, den er als Lehrer fand, mißfiel er sich doch bald gar sehr in seinem neuen Verhältniß (2, S. 139). Nachdem er jedoch zu Anfang des nächsten Jahrs — da ihm von dem Herzog von Weimar ein Jahrgehalt von 200 Thalern ertheilt worden (zu gleicher Zeit wurde er auch von dem Meininger Hofe zum Hofrath ernannt), seine Schriftstellerei ihm auch mehr als zeither einzubringen versprach, und sich ihm noch anderweitig günstige Aussichten für die Zukunft eröffneten — sich verheirathet hatte,

innere Bildung bestimmenden Eindrücken der von ihr ausgegangenen Werke entwickelt hatte, und der dafür um so empfäng-

---

fühlte er sich in seinem ehelichen Verhältniß so glücklich, daß er wieder mit frischem und frohem Muthe fortarbeitete, wenn er auch bereits zu der Ueberzeugung gelangt war, daß ihn die Vorsehung nicht zu einem musterhaften Professor bestimmt habe (2, S. 187). Bis ins Jahr 1791 herein verwandte er seine Zeit und Kraft fast ausschließlich auf geschichtliche Studien und auf die Abfassung geschichtlicher Schriften. Aus dieser Zeit stammen die „Geschichte des dreißigjährigen Krieges," die er aber erst im J. 1792 vollendete (zuerst gedr. im histor. Kalender für Damen, Jahrg. 1791 — 93), und die kleinen historischen Sachen, die im 7. Bde der sämmtl. Werke von S. 32 — 414 stehen und zuerst theils in der Thalia, theils als einleitende oder eingefügte Abhandlungen in den ersten Bänden der „allgemeinen Sammlung histor. Memoires vom 12. Jh. bis auf die neuesten Zeiten ꝛc." (Jena 1790 — 1806; vgl. Briefw. mit Körner 1, S. 371) erschienen, welche Schiller anfänglich allein, dann mit mehrern Andern herausgab, bis er sie diesen bald ganz überließ. Zu Anfang des J. 1791 war er in eine lebensgefährliche Brustkrankheit verfallen, die einige Monate später wiederkehrte und seinen körperlichen Zustand so zerrüttete, daß er, wenn sich auch das Karlsbad, das er noch denselben Sommer gebrauchte, wohlthätig erwies, seitdem doch eigentlich nie wieder ganz gesund wurde und oft schwer litt. Er mußte daher auch seine Vorlesungen für längere Zeit ganz aussetzen und konnte sie auch nachher nicht mehr in der Art wie früherhin halten. Was aber für ihn das Uebelste war, sein Gesundheitszustand verstattete ihm, wenigstens fürs erste, nicht mehr das anhaltend angestrengte Arbeiten; und doch bestand zur Zeit sein Einkommen hauptsächlich nur in dem Ertrag seines schriftstellerischen Fleißes, von dem auch allein die Abtragung seiner ihn noch immer drückenden Schulden zu erwarten war. Da kam kurz vor dem Schluß des J. 1791 unverhofft Hülfe von Kopenhagen. Durch den Dänen Jens Baggesen, der Schiller das Jahr vorher auf einer Reise kennen gelernt hatte, erfuhren der Herzog Christian Friedrich von Augustenburg und der Minister E. v. Schimmelmann, in welcher Lage sich der Dichter befände, dessen Don Carlos sie eben erst mit Bewunderung erfüllt hatte: sie boten ihm für die nächsten drei Jahre einen Jahrgehalt von tausend Thalern an und ladeten ihn zugleich zu sich nach Kopenhagen ein. Er fand kein Bedenken, ein Geschenk anzunehmen, das ihm auf eine eben so zartsinnige, wie edelmüthige Weise angeboten wurde. Er hatte nun die nahe Aussicht, sich einzurichten, seine Schulden zu tilgen und, unabhängig von Nahrungssorgen, ganz den Entwürfen seines Geistes zu leben; er hatte endlich einmal Muße, zu

licher gewesen war, je schmerzlicher er den harten Druck der besondern Verhältnisse empfunden hatte, unter denen er seine

lernen und zu sammeln und für die Ewigkeit zu arbeiten (2, S. 282 f.). Es fiel dieß in die Zeit, wo er so eben mit der ganzen Energie seiner geistigen Natur in seinen Studien und seiner schriftstellerischen Thätigkeit von der Geschichte den Uebergang zur Philosophie gemacht hatte, die ihn nun noch einige Jahre vorzugsweise beschäftigen sollte, bevor er den schönen Freundschaftsbund mit Goethe schloß und in die letzte und bedeutendste Periode seiner dichterischen Wirksamkeit trat. Schiller hatte seinen Beruf zur Speculation schon früher in den „philosophischen Briefen" und in dem philosophischen Gespräch im „Geisterseher" hinlänglich bewährt, als er mit Kants Schriften noch so gut wie gar nicht bekannt war; Körner hatte ihn schon lange zum Studium derselben aufgefordert, aber erst auf Reinholds Empfehlung hatte er 1787 einige von Kants kleinen Aufsätzen in der Berliner Monatsschrift gelesen (1, S. 162; 175). Es lag in Schillers geistiger und sittlicher Natur, die sich in dem Gange ihrer Entwickelung zwischen philosophisches Denken und dichterisches Schaffen gleichsam theilte, daß er bei seinem Philosophieren vorzugsweise sittlich-aesthetische Zwecke ins Auge faßte und verfolgte, und daß er sich als Dichter zu keiner poetischen Gattung mehr hingezogen fühlte, als zur Tragödie. Er knüpfte daher, als er sich aufs neue der Philosophie zuwandte, zuerst an denjenigen Theil der Aesthetik sein Denken an, der sich mit dem Wesen der Tragödie beschäftigt, indem er schon im Sommer 1790 darüber ein Publicum las, ohne dabei irgend ein Buch über Aesthetik zu Rathe zu ziehen, obgleich damals bereits Kants Kritik der Urtheilskraft erschienen war und ihm in Jena „zum Sattwerden" angepriesen wurde (2, S. 187 f; 190; 192). Erst nach der schweren Krankheit im Winter 1791, ungefähr im Anfange des März, fieng er an sich mit Kants größern Werken bekannt zu machen, indem er zunächst, und besonders im darauf folgenden Winter, die Kritik der Urtheilskraft mit großem Eifer studierte (2, S. 235 f.). Jetzt entstand die Abhandlung „über den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen" (gedr. 1792 in der neuen Thalia; ob die Abhandlung „über die tragische Kunst" damals auch, oder schon 1790 zuerst niedergeschrieben und nachher nur für die n. Thalia von 1792 überarbeitet wurde, weiß ich nicht: Hoffmeister 2, S. 256 f. läßt beide Abhandlungen unmittelbar aus jenem Publicum d. J. 1790 hervorgehn, die erste aber gewiß mit Unrecht; vgl. Briefw. mit Körner 2, S. 280). Im Winter 1791—92 las er ein Privatissimum über Aesthetik (2, S. 345): er glaubte den objectiven Begriff des Schönen, an welchem Kant verzweifle, gefunden zu haben, und wollte seine Gedanken darüber in einem Gespräch, Kallias, oder

Jünglingsjahre verleben mußte, vereinigte in seinen ersten Dichtungen, in denen die lange nur heimlich geübte und von jeder

---

über die Schönheit, entwickeln. Dieß kam nicht zu Stande; wir haben aber in einer Reihe von Briefen an Körner (3, S. 5 ff.) die Ergebnisse seiner damaligen Untersuchungen über die Natur des Schönen, und namentlich über den objectiven Begriff des Schönen. Im Mai 1793 beschäftigte er sich mit der Abhandlung „über Anmuth und Würde" (3, S. 105): sie ist unter seinen aesthetischen Hauptschriften dem Alter nach die erste (gedr. 1793 in d. n. Thalia). Zwei andere Abhandlungen, „über das Erhabene" (nur der letzte Abschnitt ist unter dem Titel „über das Pathetische" in die Werke aufgenommen) und „zerstreute Betrachtungen über verschiedene aesthetische Gegenstände," wurden ungefähr um dieselbe Zeit ausgearbeitet (gedr. 1793 in d. n. Thalia). Im Sommer 1793 reiste Schiller mit seiner Gattin zu seinen Eltern nach Schwaben, wo er unter andern Bekanntschaften auch die von dem Buchhändler Cotta machte und mit ihm schon vorläufig den Plan zu einer neuen, bereits seit einigen Jahren beabsichtigten Zeitschrift, den Horen, verabredete. Erst im Frühjahr 1794 kehrte er nach Jena zurück. Wenige Wochen zuvor war Wilh. von Humboldt dort angekommen (vrgl. oben S. 1016, Anm. 9). In dem täglichen Umgange mit ihm (vrgl. Briefw. zwischen Schiller und W. v. Humboldt S. 7) erweiterte und berichtigte sich nicht allein Schillers Kenntniß des classischen Alterthums und besonders der griechischen Dichter, sondern er fand sich durch des Freundes Beistand auch in der Ausbildung seiner Kunsttheorie und in dem noch immer mit großer Ausdauer betriebenen Studium der kritischen Philosophie gefördert, indem ihm zugleich „die neue Ansicht, welche Fichte dem kantischen Systeme gab," das tiefere Eindringen in diese Materie erleichterte (Briefw. mit Körner 3, S. 182). In demselben Jahre knüpfte sich auch das nähere Verhältniß zwischen Schiller und Goethe an, welches bald darauf durch ihr schriftstellerisches Zusammenwirken, zunächst an „den Horen" (unter Schillers Redaction, Tübingen 1795—97, jeder der drei Jahrgänge in 12 Heften 8) und am Musenalmanach, fester und inniger wurde (vrgl. oben S. 1008 f. Anmerk. und zu dem dort Angeführten d. Briefw. mit Körner 3, S. 175 f; 181; 190 f.). Schiller hätte jetzt seine „freie Existenz in Jena mit keinem andern Ort in der Welt vertauschen" mögen; er lehnte daher auch den Ruf an die Universität Tübingen, der im Frühjahr 1795 an ihn erging, ohne Bedenken ab, wofür ihm, im Fall seine Gesundheit ihm die Schriftstellerei untersagen sollte, von Weimar aus die Verdoppelung seines zeitherigen Gehaltes zugesichert wurde (seine drei Jahre später erfolgte Ernennung zum ordentlichen Professor in Jena scheint ihm keine Gehaltszulage ge-

freien Aeußerung zurückgedrängte Kraft seines Geistes in aller ihrer jugendlichen Stärke hervorbrach, die sämmtlichen drangvoll-

---

bracht zu haben; vrgl. Briefw. mit Goethe 4, S. 137). Bereits während seines Aufenthalts in Schwaben hatte er seine zweite in das Gebiet der Kunstphilosophie einschlagende Hauptschrift, „über die aesthetische Erziehung des Menschen," in Briefen an den Herzog von Augustenburg, auszuarbeiten angefangen; er vollendete sie in Jena (gedr. 1795 in den ersten Stücken der Horen). Die dritte, letzte und für die Folgezeit fruchtbarste seiner großen kunsttheoretischen Arbeiten, vor oder nach deren Abfassung aber noch einige kleinere und weniger bedeutende aesthetische Aufsätze fallen, die Abhandlung „über naive und sentimentalische Dichtung," entstand allmählig seit dem Herbst 1794, gestaltete sich indeß zu dem, was sie geworden ist (gedr. 1795 und 96 in den Horen) erst ein Jahr später (vrgl. Briefw. mit Körner 3, S. 192; 197; 292; 311; 317). Sie bildete für Schiller „gleichsam eine Brücke zu der poetischen Production" (3, S. 197), der er nun alle seine Kräfte zuwandte. „Die Sehnsucht nach der Dichtung, wie nach der eigenthümlichen Heimath seines Geistes," hatte ihn nie verlassen und verrieth sich, wie in seinen Briefen an Körner, so auch in allen seinen Beschäftigungen während der letzten acht Jahre. Aber gerade durch diese Beschäftigungen mit der Geschichte, mit den alten Poeten und mit der Philosophie hatte sein Dichtergenie erst die Mittel sich angeeignet und die Wege gefunden, in voller Energie und in der ihm gemäßesten Weise zu wirken. Durch die Geschichte hatte er die Welt und die Menschheit kennen gelernt, „mit jedem Schritte an Ideen gewonnen, und seine Seele war weiter geworden mit ihrer Welt;" sie wurde „das Magazin," woraus er fortan die würdigsten und fruchtbarsten Gegenstände für seine Dichtung schöpfen konnte," und er erkannte bald, wie „diese Anfüllung mit Materialien" aus ihr in seinen schriftstellerischen Arbeiten in nicht gar langer Zeit sich merklich fühlbar machen werde. An den Dichtern des classischen Alterthums läuterte er seinen Geschmack und schulte er sich, beobachtend und nachbildend, im Formellen der Kunst (Briefw. mit Körner 1, S. 334 f; 353 f; 387 f; 2, S. 52; 268). Die Philosophie mußte ihm erst die Fragen über die höchsten Kunstgesetze überhaupt beantworten und seinem dichterischen Schaffen eine feste theoretische Grundlage vorbereiten, um ihn zuletzt noch über das allgemeine gegensätzliche Verhältniß der modernen Poesie zur antiken ins Klare zu setzen, daß er, dieser gegenüber, die nöthige Sicherheit in der seiner Natur allein gemäßen poetischen Verfahrungsweise erlangte. So hatte er seinen Trieb zur dichterischen Production, und namentlich zu neuen dramatischen Arbeiten, in sich zurückgedrängt, so

stürmischen Tendenzen seiner Vorgänger. Gegen all die wirklichen oder scheinbaren Uebelstände und Naturwidrigkeiten im

---

lange er sich noch nicht mächtig fühlte, ihm nach Maaßgabe der sich im Laufe dieser Bildungsjahre stäts steigernden Forderungen an sich selbst zu genügen (vrgl. 1, S. 334; 2, S. 212; 309 ff; 394; 396). Im Anfang der Neunziger versuchte er sich poetisch nur in der Uebersetzung des 2. und 4. Buchs der Aeneide. Schon auf der Karlsakademie hatte er ein Bruchstück aus dieser Dichtung in deutsche Hexameter übertragen; als ihn Bürger 1789 in Weimar besuchte, waren sie übereingekommen, dasselbe Stück aus dem Virgil zu übersetzen, jeder in einer andern Versart. Schiller wählte sich dazu eine freiere Form der italienischen Stanze, vornehmlich auch, um sich in dieser Form, in welcher er sein großes episches Werk abfassen wollte, zu üben. Er fieng damit schon im Frühjahr 1790 an, gieng aber erst im folgenden Jahre ernstlicher an diese Arbeit (2, S. 90; 179; 242; 267 f.) und eröffnete damit die beiden ersten Stücke der neuen Thalia. Außerdem beschäftigte er sich mit dem Entwurf zu einem neuen dramatischen Werke, wodurch der Plan zu dem großen epischen Gedicht verdrängt wurde. Durch seine Vorarbeiten zur Geschichte des dreißigjährigen Krieges war in ihm nämlich zu Anfang des J. 1791 die Idee zu seinem „Wallenstein" entstanden (2, S. 225), und im folgenden Jahre legte er auch schon die erste Hand an dieß Werk, aber die Fortsetzung verzog sich noch lange hin (2, S. 310; 332; 3, S. 167; 192 f.). Erst als er mit Goethe in nähere Verbindung getreten war, wurde Schillers neuerwachtes Verlangen nach dichterischem Hervorbringen so mächtig, daß er sich ihm bald ganz überließ. Zuerst entstand nun eine Reihe kleinerer Gedichte von ausschließlich oder doch vorzugsweise lyrisch-didactischem Character, die theils in die Horen, theils in den zugleich mit diesen unternommenen „Musenalmanach" (für d. J. 1796, mit Beiträgen von Goethe, Herder, A. W. Schlegel u. A. Neustrelitz 1795. 12; für die fünf folgenden Jahre Tübingen 1796—1800. 12) eingerückt wurden: die bedeutendsten darunter, aus d. J. 1795, waren „das Reich der Schatten," später betitelt „das Ideal und das Leben," und die „Elegie," nachher „der Spaziergang" überschrieben (beide gedr. in den Horen; das zweite bewährte vorzüglich die Meisterhand des Dichters und darf seinen vortrefflichsten Werken beigezählt werden). Das nächste Jahr brachte außer vielen lyrischen und lyrisch-didactischen Stücken im Musenalmanach die zunächst durch die schlechte Aufnahme, welche die Horen gefunden hatten, hervorgerufenen „Xenien" und andre Epigramme (vrgl. S. 1009, Anmerk.). Ganz außerordentlich hatte auf die Neubelebung von Schillers dichterischem Vermögen und auf die Ausbildung seines Kunstverstandes schon Goethe's „Wilhelm

staatlichen und gesellschaftlichen Leben, wogegen jene sich erhoben, die sie schon so eifrig bekämpft hatten, eröffnete er in

---

Meister" gewirkt (3, S. 345 f.), über den er eine Reihe kritischer, die tiefste Einsicht in die Composition bezeugender Briefe an Goethe schrieb (vrgl. in dem Briefw. mit diesem besonders Nr. 175; 178—180; 183; 185; 226; 243); nun kam die Wirkung von „Hermann und Dorothea" hinzu. Er hatte dieß Gedicht entstehen sehen, es brachte in seinen Gesprächen und seinem Briefwechsel mit Goethe alle Ideen über epische und dramatische Kunst in Bewegung und hatte — verbunden mit der Lectüre des Shakspeare und Sophokles — auch für seinen Wallenstein große Folgen (4, S. 21). In den beiden Jahren 1797 und 98 dichtete er, nebst verschiedenen andern kleinen Stücken für den Musenalmanach, im Wetteifer mit Goethe die meisten seiner Balladen. Unterdessen hatte er, neben seiner Arbeit am Wallenstein, den Plan zu einem andern dramatischen Werke, „die Malthreser," ausgebildet, womit er der Kunstform der griechischen Tragödie so nahe wie möglich kommen wollte (3, S. 300; Briefw. mit Goethe 3, S. 353 f.). Jedoch entschied er sich endlich im März 1796 dafür, zuvörderst seinen Wallenstein auszuführen; er rückte indeß auch jetzt noch immer nur langsam mit dieser Arbeit vor (3, S. 330 f; 375; 391—398; 4, S. 60); erst im Frühjahr 1799 war sie vollendet („Wallenstein, ein dramatisches Gedicht." Tübingen 1800. 2 Thle. 8.). Unter den verschiedenen lyrischen und lyrisch-didactischen Gedichten, die um dieselbe Zeit entstanden, war das bedeutendste „das Lied von der Glocke," aus d. J. 1799, wozu ihm der erste Gedanke aber schon lange zuvor aufgestiegen war (zuerst gedr. im Musenalm. für 1800). Im Decbr. 1799 zog Schiller, um dem Theater nahe zu sein, von Jena nach Weimar: der Herzog, dessen Wohlwollen sich auch darin bewies, daß er ihm drei Jahre später die Verleihung des Adels beim Kaiser auswirkte, hatte, um ihm diese Uebersiedelung zu erleichtern, seinen Gehalt erhöht. Er hatte sich nun fast ausschließlich dem Drama zugewandt, und auf den „Wallenstein" folgten fortan rasch hinter einander seine übrigen Werke in dieser Gattung. Schon im Sommer 1799 war die „Maria Stuart" begonnen, und im nächsten Sommer war sie druckfertig (Tübingen 1800. 8); inzwischen hatte er auch Shakspeare's „Macbeth" für das weimarische Theater bearbeitet (Tübingen 1801. 8), in dessen Leitung er sich seit seiner Niederlassung in Weimar mit Goethe theilte. Gleich nach Abschluß der „Maria Stuart" fieng er „die Jungfrau von Orleans" an, die im Frühjahr 1801 beendigt wurde (zuerst gedr. 1801 im Berliner Kalender auf d. J. 1802; in einer zweiten umgearbeiteten Aufl. Berlin 1802. 8). Gegen den Ausgang des J. 1801 bearbeitete er auch noch die „Turandot"

diesen Productionen eine noch viel heftigere und energischere Polemik. Aber von so wilder Form dieselben auch waren, so verletzten sie — namentlich die bedeutendsten unter ihnen, die Schauspiele — selbst dem Formellen der Anlage und Ausführung nach doch im Ganzen weit weniger die Gesetze eigentlicher Kunst, als die allermeisten dramatischen Arbeiten, die in den Siebzigern von den Dichtern der neuen Schule, Goethe ausgenommen, hervorgebracht waren; und noch weit mehr überragten sie dieselben, ungeachtet aller auch ihnen eigenen Unnatur und Uebertreibung in den Characteren, Situationen, Handlungen und Reden, an genialem Gedankengehalt, Größe der Gesinnung und erschütternder Wirkung. Indeß so lange

nach einem italienischen Werke von Gozzi (Tübingen 1802. 8); im nächstfolgenden wurde „die Braut von Messina, oder die feindlichen Brüder," begonnen und im Febr. 1803 beendigt (Tübingen 1803. 8). An sie schloß sich bald der „Wilhelm Tell," mit dem sich Schiller, nachdem er inzwischen zwei französische Lustspiele von Picard („der Parasit, oder die Kunst sein Glück zu machen," und „der Neffe als Onkel") für die deutsche Bühne bearbeitet, auch schon im Sommer 1803 zu beschäftigen anfieng (Tübingen 1804. 8); worauf er sofort den Plan zu einem neuen Drama, „Demetrius," faßte, das er aber nur bruchstücksweise auszuführen vermochte. Im Frühling 1804 war er nach Berlin gereist. Um ihn für diese Stadt auf die Dauer zu gewinnen, wurden ihm von höchster Stelle aus glänzende Anerbietungen gemacht; er begnügte sich indeß mit einer sehr mäßigen Zulage zu seinem bisherigen Gehalt in Weimar und lehnte den Ruf ab. Seine letzten Arbeiten waren das Festspiel „die Huldigung der Künste," das er binnen wenigen Tagen zur Feier der Vermählung des Erbprinzen von Weimar mit der Großfürstin Maria Paulowna dichtete (gedr. Tübingen 1804. 8), die Bearbeitung der „Phaedra" von Racine (Tübingen 1805. 12) und die Bruchstücke des „Demetrius." Mitten im Vollgefühl seiner geistigen Kraft und auf dem Höhepunct seines dichterischen Wirkens ergriff ihn der Tod: er starb an einem heftigen Anfall seiner gewöhnlichen Brustkrankheit d. 9. Mai 1805. — Vrgl. K. Hoffmeister, „Schillers Leben, Geistesentwickelung und Werke im Zusammenhang." Stuttgart 1838—42. 5 Thle. 8., ein treffliches Buch, bei dessen Ausarbeitung aber leider noch nicht Schillers Briefwechsel mit Körner benutzt werden konnte. —

es auch währte, daß diesen Werken, und vornehmlich „den Räubern,“ in denen „ein kraftvolles, aber unreifes Talent seine ethischen und theatralischen Paradoxen recht im vollen hinreißenden Strome über das Vaterland ausgegossen hatte,“ [7]) von vielen Seiten ein grenzenloser Beifall gezollt ward; der Dichter selbst, der bald die Hauptmängel darin erkannte und sich auch öffentlich darüber aussprach, [8]) suchte schon in der

---

7) Goethe's Werke 60, S. 253. — 8) In der Ankündigung der rheinischen Thalia (im d. Mus. von 1784. 2, S. 564 ff.) schrieb er: „Ein seltsamer Mißverstand der Natur hat mich in meinem Geburtsort zum Dichter verurtheilt. Neigung für Poesie beleidigte die Gesetze des Instituts, worin ich erzogen ward, und widersprach dem Plan seines Stifters. Acht Jahre rang mein Enthusiasmus mit der militairischen Regel; aber Leidenschaft für die Dichtkunst ist feurig und stark, wie die erste Liebe. Was sie ersticken sollte, fachte sie an. Verhältnissen zu entfliehen, die mir zur Folter waren, schweifte mein Herz in eine Idealenwelt aus: — aber unbekannt mit der wirklichen, von welcher mich eiserne Stäbe schieden; — unbekannt mit den Menschen, — denn die vierhundert, die mich umgaben, waren ein einziges Geschöpf, der getreue Abguß eines und eben dieses Models, von welchem die plastische Natur sich feierlich lossagte; — unbekannt mit den Neigungen freier, sich selbst überlassener Wesen, — denn hier kam nur Eine zur Reife, eine, die ich jetzo nicht nennen will; jede übrige Kraft des Willens erschlaffte, indem eine einzige sich convulsivisch spannte; jede Eigenheit, jede Ausgelassenheit der tausendfach spielenden Natur gieng in dem regelmäßigen Tempo der herrschenden Ordnung verloren; — unbekannt mit dem schönen Geschlecht, — die Thore dieses Instituts öffnen sich, wie man wissen wird, Frauenzimmern nur, ehe sie anfangen interessant zu werden, und wenn sie aufgehört haben es zu sein; — unbekannt mit Menschen und Menschenschicksal — mußte mein Pinsel nothwendig die mittlere Linie zwischen Engel und Teufel verfehlen, mußte er ein Ungeheuer hervorbringen, das zum Glück in der Welt nicht vorhanden war, dem ich nur darum Unsterblichkeit wünschen möchte, um das Beispiel einer Geburt zu verewigen, die der naturwidrige Beischlaf der Subordinationu nd des Genius in die Welt setzte. — Ich meine die Räuber. — — Wenn von allen unzähligen Klagschriften gegen die Räuber eine einzige mich trifft, so ist es diese, daß ich zwei Jahre vorher mir anmaßte, Menschen zu schildern, ehe mir noch einer begegnete.“ —

Mitte der Achtziger nach einem andern und bessern Wege zur dramatischen Kunst. In der vordern Hälfte seines „Don Carlos," wie sie zuerst nach dem ursprünglichen Plane des Ganzen ausgeführt war, konnte er zwar noch nicht den Zögling der Sturm- und Drangzeit ganz verläugnen; allein bei Abfassung der zweiten Hälfte, mit der er die erste nicht einmal durch eine neue Ueberarbeitung derselben in völligen Einklang zu bringen vermochte, hatte er als Dichter und Denker bereits eine ganz andere Bildungsstufe betreten, und nach Vollendung dieses Drama's zog er sich für lange Zeit fast durchaus von aller eigenen Dichtung zurück und kehrte erst dann wieder zu ihr um, als unter sehr ernsten und anhaltenden Studien sein Talent die Vollreife männlicher Kraft erreicht hatte. — Nach Schillers drei Jugenddramen zeigte sich in den bedeutendern Erzeugnissen unserer schönen Litteratur, die seit der Mitte der achtziger Jahre erschienen, nur noch einmal, in W. Heinse's Roman „Ardinghello," [9]) der wild übersprudelnde

9) Von den eigenen dichterischen Arbeiten Heinse's sind die größern aus seiner ersten Zeit noch ganz unter dem Einfluß entstanden, den Wieland mit den Erfindungen seiner zweiten Periode auf ihn ausgeübt hatte: das Product der Grazienphilosophie „Laidion, oder die eleusinischen Geheimnisse" (Lemgo 1774. 8. ein, mit eingemischten Versen, in Prosa abgefaßtes, in mehrere Bücher getheiltes und an Aristipp gerichtetes Sendschreiben der Lais aus Elysium, worin sie vornehmlich schildert, was mit ihrer Seele seit ihrem Tode vorgegangen ist, zugleich aber auch das Hauptsächlichste aus dem Verlauf ihres irdischen Lebens berichtet und allerlei wunderliche Philosopheme mit einflicht) und eine Anzahl Stanzen aus einem auf zwanzig Gesänge angelegten, aber, so viel ich weiß niemals über den ersten ausgeführten Heldengedicht (gedr. als Anhang zu Laidion; vrgl. S. 1162, Anm. g). Wie Wieland diese Stanzen sammt der schon ein Jahr früher erschienenen Arbeit Heinse's, „Begebenheiten des Enkolp, aus dem Satirikon des Petron übersetzt," aufnahm, ist oben S. 943, Anm. 9, angedeutet und auch der Brief bezeichnet worden, in welchem der Schüler sich gegen seinen Lehrer vertheidigte und diesen wieder freundlich gegen sich zu stimmen suchte. Dieß gelang

delnde Geniedrang in seiner vollen Stärke, aber auch in einer bis dahin noch nicht erhörten Zügellosigkeit. Denn hier hatte er, wie in seiner äußersten Entartung, so cynisch alle Scham

ihm auch (vrgl. Briefe zwischen Gleim, W. Heinse rc. 1, S. 171), und Wieland wünschte ihn, wie er an Fr. H. Jacobi schon im Mai 1774 schrieb (Jacobi's auserles. Briefw. 1, S. 167 f.) für seinen deutschen Merkur als Mitarbeiter zu gewinnen, sobald es Jacobi, bei dem sich Heinse damals aufhielt, gelingen könnte, ihn dahin zu bringen, „richtiger zu denken und weniger zu schwärmen," oder vielmehr ihn „von seinem Seelen-Priapismus zu heilen." In den nächstfolgenden Jahren nahm Wieland wirklich von ihm verschiedene Artikel in den Merkur auf, namentlich auch Berichte „über einige Gemählde der Düsseldorfer Gallerie," aus Briefen an Gleim (vrgl. Jördens 2, S. 342). Unterdessen hatte Heinse im Sommer 1774 bei jenem Zusammentreffen Goethe's mit Fr. H. Jacobi in Elberfeld (vrgl. S. 1498, Anm.) den ersteren persönlich kennen gelernt (Jung führt in seinem Berichte über das, was damals in seinem Hause vorgieng, Heinse unter dem Namen Juvenal ein, die Gebrüder Vollkraft sind die beiden Jacobi; vrgl. Jungs sämmtl. Werke 1, S. 407 ff.). Er war von ihm so begeistert worden, daß er an seine Freunde in Halberstadt einige Wochen nachher schrieb (Briefe zwischen Gleim, Heinse rc. 1, S. 196 f.): „Goethe war bei uns, ein schöner Junge von 25 Jahren, der vom Wirbel bis zur Zehe Genie und Kraft und Stärke ist, ein Herz voll Gefühl, ein Geist voll Feuer mit Adlerflügeln, qui ruit immensus ore profundo;" und nicht lange darauf an Gleim (a. a. O. 1, S. 201): „Ich kenne keinen Menschen in der ganzen gelehrten Geschichte, der in solcher Jugend so rund und voll von eigenem Genie gewesen wäre, wie er. Da ist kein Widerstand; er reißt alles mit sich fort" (vrgl. auch 1, S. 221 und über die Wirkung, welche einige Zeit später Werthers Leiden in Rost d. i. Heinse hervorbrachten, den Briefw. zw. Goethe und Jacobi S. 39 ff.). Goethe scheint sich damals auch sehr lebhaft für Heinse und dessen Productionen interessiert zu haben: Laidion setzte er weit über das, was Wieland und J. G. Jacobi in ähnlichem Ton und Character geschrieben hatten, und die Stanzen übertrafen in seinen Augen alles, „was je mit Schmelzfarben gemahlt worden" (vrgl. Goethe's Brief an Schönborn aus dem Juli 1774 in d. Werken 60, S. 227 und dazu Goethe's Briefw. mit Jacobi S. 31, so wie die Briefe zw. Gleim, Heinse rc. 1, S. 213). Auch Merck, obgleich er in Laidion nichts weiter sah, als Uebung der Kräfte, urtheilte doch von den Stanzen, daß sie an Politur und Feinheit alles überträfen, was er je von der Art gesehen hätte; ja sogar Klopstock soll Heinse haben sagen lassen, daß er ihn als

abgelegt und sprach so frech aller Sittlichkeit und allen höhern Lebenszwecken Hohn, daß das ganze, in mehrfacher Beziehung allerdings von einem nicht geringen Darstellungstalent zeugende

Uebersetzer und Dichter sehr hoch schätze (vrgl. Briefe aus d. Freundeskr. von Goethe ꝛc. S. 107 f. und Briefe zw. Gleim, Heinse ꝛc. 1, S. 215). Dieß alles und der Aufenthalt in Fr. H. Jacobi's Hause dazu mußte einen jungen Mann von Heinse's Character, der, wie Jacobi im Octbr. 1774 an Goethe schrieb (Briefw. S. 42), kein Herz hatte, dessen Seele in seinem Blute, und dessen Feuer bloße Gluth der Sinne war, bald dahin führen, daß er sich in seiner innern Entwickelung und in seiner schriftstellerischen Natur fortan so zu sagen zwischen Wielands Richtung und die der neuen Schule theilte, um am Ende beide in ihren Extremen in sich zu vereinigen. Wieland fand bereits gegen Ende des J. 1774, daß Heinse ihn zu necken und zu stechen und auch in den herderischen Modeton der neuen Prosaisten einzustimmen anfange, indem er „immer über die gesunde Vernunft und die gelassene Untersuchung, als ein Paar gefrorene alte Weiber, spöttele und nichts für wahr gelten lassen wolle, als was den Sinnen und einer erhitzten Imagination so vorkomme" (Fr. H. Jacobi's auserles. Briefw. 1, S. 195 f.). Bis zu seiner Reise nach Italien und während seines Aufenthalts in diesem Lande, wo er in Rom mit Mahler Müller und Klinger zusammentraf, arbeitete er vorzüglich nur an seinen Uebersetzungen des Tasso und des Ariosto, und außerdem lieferte er Beiträge zu J. G. Jacobi's Iris und zum d. Merkur. (Wie wenig seine Kunsturtheile in dem letztern über die Düsseldorfer Gallerie Mercken anstanden, zeigt dessen versteckter Ausfall auf Heinse in dem Jahrg. 1778. 3, S. 120 f; vrgl. Wieland in den Briefen an Merck 1835. S. 131). Aus einem „Leben des Apelles," das er seinem Gleim versprochen hatte, wurde eben so wenig, wie aus einem Roman, den er 1776 schreiben wollte (Briefe zw. Gleim, Heinse ꝛc. 1, S. 231; 234; 238). Im folgenden Jahr sprach er zu seinen Freunden sogar von zwei Romanen, an denen seine Seele brüte; aber Fr. H. Jacobi schrieb an Wieland (auserles. Briefw. 1, S. 279 f.), er glaube nicht, daß Heinse je ein Ganzes von wahrhaft lebendiger Schönheit hervorbringen werde, weil sein Herz echter, reiner Liebe unfähig sei, und er bei vielem Geist, bei vielem Talent und auch bei einem schätzenswerthen Character nie etwas aus der Fülle zu thun vermöge. Erst nach seiner Rückkehr aus Italien schrieb er seinen Ardinghello: im März 1785 war er schon weit damit vorgerückt (Briefe zwischen Gleim, Heinse ꝛc. 2, S 531); in demselben und im folgenden Jahre erschienen zuerst, mit größeren und kleineren Auslassungen, Bruchstücke daraus unter besondern Ueberschriften im d. Museum (1785. 1, S. 473 ff.;

Werk seiner innern Tendenz nach eigentlich auf nichts anderes hinausließ, als auf die Verkündigung und Erhärtung einer Lehre, der zufolge das letzte und wünschenswertheste Ziel alles menschlichen Strebens eine so wenig wie möglich beschränkte und darum nur in einer Art von wild phantastischem Naturstaat erreichbare Fülle und Mannigfaltigkeit des Sinnengenusses — von dem durch die bildende Kunst veredelten an bis zum allergröbsten herab — sein sollte. [10]) Sonst blieb seit dem Beginn der Achtziger von den

2, S. 206 ff; 1786. 1, S. 89 ff); der ganze Roman dann unter dem Titel: „Ardinghello und die glückseligen Inseln. Eine italien. Geschichte aus dem 16. Jahrh." Lemgo 1787. 2 Bde. 8; eine zweite, verbesserte Aufl. 1794 (in W. Heinse's sämmtl. Schriften, herausgg. von H. Laube. Leipzig 1838. 10 Bde. 8. als die beiden ersten Bände. Ueber seinen andern Roman, „Hildegard von Hohenthal," der erst 1795 ff. zu Berlin in 3 Theilen herauskam, vergl. Gervinus 5, S. 16 ff.). —

10) Man braucht, um eine ausreichende Vorstellung von dem zu bekommen, worauf alles in diesem Roman hinzielt, mag darin auch noch so viel über Kunst und Kunstwerke gehandelt und über die höchsten Dinge philosophiert werden, nur zu Ende desselben die Schilderung der Einrichtung und des Lebens in dem Freibeuterstaat zu lesen, den Ardinghello mit seinen Freunden und Freundinnen auf den Cycladen gegründet hat. Aus den Grundbegriffen, worin diese Anhänger des fratzenhaftesten und lästerlichsten Republicanismus, die für die alten Griechen begeistert sein wollen, übereingekommen sind, und durch die sie sich in ihrem Handeln leiten lassen, will ich nur zwei Stellen herausheben, die genügen werden, den Geist zu characterisieren, aus dem diese Erfindung hervorgegangen ist: „Kraft zu genießen, oder welches einerlei ist, Bedürfniß gibt jedem Dinge sein Recht; und Stärke und Verstand, Glück und Schönheit den Besitz. Deswegen ist der Stand der Natur ein Stand des Krieges. — Wirkliche — nicht bloß eingebildete und erträumte — Glückseligkeit besteht allezeit in einem unzertrennlichen Drei: in Kraft zu genießen, Gegenstand und Genuß. Regierung und Erziehung soll jedes verschaffen, verstärken und verschönern." — Es ist kaum zu begreifen, wie der Ardinghello zu der Zeit, da er erschien, und auch nachher noch, von ernstgesinnten und verständigen Männern mild und nachsichtig beurtheilt, ja in mehrfacher Beziehung angepriesen werden konnte (vrgl. z. B. die Anzeigen in der n. Bibl. d. schön. Wiss. 37, S. 297 ff; 38, S. 252 ff. und in d. Jen. allgem. Litt. Zeit. 1788. 1, Sp. 113 ff., so wie Körners Brief an Schiller aus dem J. 1788 im

Nachwirkungen der Sturm- und Drangzeit auf dem Gebiet der dichterischen Production nicht viel mehr übrig als der schlechte Bodensatz jener großen litterarischen Gährung: eine sich immer neu erzeugende Menge von Ritterschauspielen, Ritter-, Geschichts- und Räuberromanen und andern elenden Ausgeburten einer ganz rohen Phantasie, die sich aber bei dem großen Haufen der Theaterbesucher und Leser noch lange in besonderer Gunst erhielten. —

§. 305.

Da es den jungen Enthusiasten der siebziger Jahre, welche die im Vorhergehenden angedeuteten großen Veränderungen im deutschen Litteraturleben bewerkstelligten, keineswegs gelang, mit ihren aesthetischen Theorien überall durchzudringen, sich ihnen vielmehr auf dem Felde der Kritik bald starke und einflußreiche Parteien entgegenwarfen, die mit den dichterischen Hervorbringungen der neuen Schule zugleich ihre Lehrsätze in vielen Puncten aufs heftigste bekämpften: so blieb noch immer eine sehr große Zahl nahmhafter Schriftsteller übrig, die eine ganz andere Dichtung als die des Sturmes und Dranges pflegten, eine Dichtung, die zu dieser, ungeachtet mancher Berührungen und Uebergänge zwischen beiden, im Ganzen genommen doch geradezu die Kehrseite und in mehrfacher Beziehung auch das oppositionelle Widerspiel bildete. Zwar Naturwahrheit wurde

Briefw. 1, S. 268). Goethen dagegen, den der Roman anwiderte, wurde Heinse verhaßt, weil er unternommen hatte, Sinnlichkeit und abstruse Denkweise durch bildende Kunst zu veredeln und aufzustutzen (Werke 60, S. 253); und Schiller erklärte auch schon 1795 in der Abhandl. über naive und sentiment. Dichtung (8, 2, S. 129), Ardinghello sei bei aller sinnlichen Energie und allem Feuer des Colorits nichts weiter als eine sinnliche Caricatur, ohne Wahrheit und aesthetische Würde, obgleich dieses seltsame Product als ein Beispiel des beinahe poetischen Schwunges, den die bloße Begier zu nehmen fähig wäre, immer merkwürdig bleiben würde.

im Allgemeinen auch hier als das Erste und Unerläßlichste von jeder Art Darstellung gefordert; und wenn der Ruf nach Originalität auch nicht so laut und so oft erschallte, als aus den Reihen der jungen Kraftmänner, so legte man doch auf diese Eigenschaft dichterischer Erzeugnisse einen nicht geringern Werth, mochte es mit der Bestimmung des Begriffs von einem Originalwerke überhaupt und mit seiner Uebertragung auf das Besondere auch vielleicht noch weniger genau genommen werden als dort; und ebenso sollte auch hier die Dichtung in jeder Art Einkleidung ein treuer Spiegel des wirklichen Lebens der Gegenwart oder der Vergangenheit sein. Allein wenn die Dichtung der Einen fast durchweg gegen die Verhältnisse und Einrichtungen der Gegenwart polemisch anstürmte, so stellte sich die der Andern friedlicher zu derselben. Jene hatte daher vorzugsweise einen ernsten und tragischen Character, sie zog die dunkeln Seiten der Menschennatur ans Licht und stellte besonders die zerstörenden Wirkungen gewaltiger und wilder Leidenschaften dar; diese neigte sich entschiedener zu komischen, witzigen und humoristischen Erfindungen, indem ihre Vertreter, wo sie nicht auch dem allgemeinen Zuge des Zeitalters zu empfindsamer Schwärmerei nachgaben, meist mit Heiterkeit, Laune und lachender Satire, oder wenigstens mit einer gewissen, vorzüglich practischen Zwecken nachhängenden Gemüthlichkeit das wirkliche Leben auffaßten, es in seiner Unmittelbarkeit oder in der leichten Hülle irgend einer Fiction mehr von Seiten seiner äußern Erscheinungen und zufälligen Verwickelungen, mit seinen Widersprüchen, Mängeln und Gebrechen überhaupt, mit den Thorheiten und Verirrungen des Zeitgeistes insbesondere, unter den verschiedenartigsten Gestaltungen in ihren Werken abzubilden und gewöhnlich mit der Fackel jener sogenannten Philosophie des gesunden Menschen-

verstandes zu beleuchten suchten. Dort dichtete mehr die Phantasie aus innerer und äußerer Anschauung und aus warmer Empfindung heraus, hier mehr der Verstand nach Beobachtung und Reflexion. Dort endlich war die allgemeine Tendenz der Dichter, insofern sie sich gegen alle Arten von Beschränkungen im Leben stemmten und sie zu durchbrechen suchten, um freiere und, wie sie meinten, naturgemäßere Zustände herbeizuführen, ihrem innersten Wesen nach eine idealistische; hier dagegen, wo man an den vorhandenen allgemeinen und besondern Lebensverhältnissen zwar auch vielerlei auszusetzen hatte, sie aber im Ganzen nahm, wie sie waren, und sich damit abzufinden suchte, so gut es gehen wollte, zielte alles darauf hin, über dem Bestreben nach möglichen Reformen im Einzelnen das Behagen an einem bald feinern bald derbern Realismus nicht aufzugeben. So that sich ein ähnlicher Gegensatz zwischen beiden Hauptseiten unserer Dichtung in den siebziger und achtziger Jahren hervor, wie er in dem unmittelbar voraufgegangenen Jahrzehent zwischen Klopstocks und Wielands Poesie Statt gefunden hatte, eine Aehnlichkeit, die um so weniger für eine bloß zufällige angesehen werden kann, durch je mehr innere und äußere Fäden die Dichtung der Originalgenies im Anfange mit der von Klopstock angegebenen Richtung zusammenhieng, und je unverkennbarer auf der Gegenseite das Meiste von dem, was nicht den schon völlig veralteten Gattungen und Manieren angehörte, sondern noch eine gewisse Lebenskraft in sich hatte, oder sie erst recht zu gewinnen schien, in einem entweder ganz offenen, oder doch wenigstens innern Bezuge zu dem Geist und Character der wielandischen Poesie stand. Daher galt Wieland hier auch vor allen übrigen deutschen Dichtern als der größte und eigentlichste Kunstmeister *) und hatte unter den den Originalgenies

*) Die nachtheiligen Folgen von Wielands poetischer Wirksamkeit

abholden Schriftstellern unzählige Anhänger, die sich ihn theils in dem Gegenständlichen, theils in dem Formellen seiner Werke,

---

während der sechziger und im Anfange der siebziger Jahre fiengen nun erst an recht sichtbar zu werden. Seine glatten Formen, seine einschmeichelnde Rede, das Gefällige seiner Darstellung, die scheinbare Vielseitigkeit seines Geistes und Wissens, der leichtsinnige Ton, in welchem er nur zu häufig über alles Hohe und Edle scherzte, seine schlüpfrigen Schilderungen und seine bequeme, mit so großem Behagen vorgetragene Lebensphilosophie lockten die Menge der Leser, besonders unter den feiner gebildeten Ständen; und die Schriftsteller, die sich um die Gunst dieses Publicums bewarben, konnten nichts Besseres thun, als seine Dichtungsmanier, so weit ihr Talent reichte, treulich nachzuahmen, oder, wenn sie Verlangen trugen, ihren Leserkreis nach tiefer abwärts zu erweitern, dieselbe so zuzurichten und zu vergröbern, daß sie auch einem durch die Leckerbissen des Auslandes minder cultivierten und verwöhnten Geschmack zusagten. Das Hauptorgan, durch welches Wieland selbst seit 1773 auf den Geschmack der Schriftsteller und des Publicums seinen Einfluß übte, der deutsche Merkur, war als Monatsschrift, die fast in jedem Stück etwas von ihm selbst brachte, ganz dazu geeignet, in stätiger, nie unterbrochener Folge nach allen Gegenden Deutschlands hin zu wirken. In andern schon vorhandenen Zeitschriften wurde Wieland gelegentlich immer viel mehr gelobt als getadelt, und als die Jenaer allgem. Litteratur-Zeitung, zu der er den Plan mit entworfen hatte (vgl. Briefw. zwischen Schiller und Körner 1, S. 170), und bei deren Gründung und Verbreitung sein Freund Bertuch so nahe betheiligt war, 1785 ins Leben trat, wurde in den ersten Jahren von neuen Erscheinungen im Fache der schönen Litteratur zwar das Allermeiste ganz kurz abgefertigt, selbst die vier ersten Bände von Goethe's Schriften, obgleich darin die Iphigenie zuerst erschien (vgl. 1787. 4, Sp. 65 ff.), dagegen die Sammlung von Wielands auserlesenen Gedichten (Leipzig 1784. 85. 6 Bde. 16) im Jahrg. 1786. 1, S. 329 ff; 425 ff. in verhältnißmäßig großer Ausführlichkeit und in dem Tone unbeschränktester Bewunderung für den Verfasser angezeigt. „Wir haben," heißt es hier S. 430 f., „noch kaum ein Paar Dichter, die in gleichem Range mit ihm stehen; die übrigen sind bei aller Vortrefflichkeit, so nah sie ihm auch kommen mögen, doch nur longo intervallo proximi! In mehr als einem Betracht wird Wieland allem Ansehn nach Jahrhunderte lang der Einzige bleiben. Seine classische Gelehrsamkeit, seine Belesenheit in den besten poetischen Werken der Alten und Neuern aller cultivierten Nationen, besonders in einer fast unzähligen Menge von Ritterbüchern, Romanen, Legenden, ist schon an und für sich eine Seltenheit; seltener

theils auch in beidem zugleich für ihre poetischen Erfindungen zum Muster nahmen, dabei aber viel öfter in alle seine Fehler verfielen, als ihm auch nur in einer seiner Tugenden nahe kamen.

---

die mächtige Einbildungskraft, mit der er Sandwüsten trockener Novellen in blühende Gefilde voll Leben und Schönheit umschafft; am seltensten die Kunst, alte und neue Mythologie, gelehrte Kenntnisse und Belesenheit für Poesie ergiebig zu machen und mit so weiser Anordnung zu brauchen, daß der Leser, auch nur mit der mäßigsten Vorbereitungskenntniß ausgerüstet, überall sich leicht orientiert, das Costume richtig und doch nicht allzu fremd und unverständlich findet, und indem er dem Dichter bald nach Griechenland bald nach Babylon folgt, sich jetzt unter Götter und Helden des Alterthums, jetzt in die Ritterzeiten, dann wieder in die Feenwelt versetzt sieht, ohne einen Eustathius als Cicerone nöthig zu haben, das Vergnügen des Anschauens ununterbrochen genießen kann. Mit allen diesen so seltenen Talenten vereinbart ist wahrhaftig einzig der glückliche Fleiß, den Wieland, dem Feuer der Composition des Ganzen unbeschadet, auf die Vollendung der einzelnen Züge in Gedanken und Ausdruck verwendet und jede gezwungene Inversion, jeden Lückenbüßer des Verses, jedes matte oder unpassende Beiwort auszumerzen und selbst poetische Licenzen in Forderungen des Geschmacks zu verwandeln weiß. Nimmt man dazu den unübertrefflichen Wohlklang der Versification in einer Sprache, welche ihm so viele Hindernisse setzte, und die unglaubliche Leichtigkeit und Grazie, mit welcher er sich in den Fesseln des Reims, besonders in den Stanzen des Idris und Oberon bewegt, so wird es nach dem Laufe der Natur wohl nicht zu verwundern sein, wenn Jahrhunderte verlaufen, ehe so mannigfaltige Talente in solchem Grade sich wieder in einer Person vereinigen! Wir ehren herzlich das Verdienst, durch leichte Lieder und Volksreime zum Unterricht und Vergnügen der niedern Classe der menschlichen Gesellschaft etwas beizutragen; aber es ist doch ein weit erhabneres und schwereres Verdienst, für die feinere und cultiviertere Gattung mit solchem Erfolge zu arbeiten und hier den strengen Kenner nicht bloß zu befriedigen, sondern zu bezaubern. Welch eines großen Dankes wäre es schon werth, wenn Wieland bloß durch die eben so angenehme als originelle Laune, welche in seinen griechischen Erzählungen herrscht, die Stirne so manches für den Staat arbeitenden Biedermanns am Abend eines mühseligen Tages erheitert, oder gefühlvollen Denkern so manches geheime, jeder andern Classe von Menschen fremde Leiden in dieser Werktagswelt versüßet hätte! Aber wer kann die vielen unmittelbar moralischen

§. 306.

Der große Einfluß, den Wieland auf den Geschmack der Zeit und auf die deutschen Dichter auch noch nach dem J. 1773 in langer Dauer ausübte, war indeß keineswegs bloß eine Folge seiner Schriften aus dem voraufgegangenen Jahrzehent. So viel er auch schon in Versen und in Prosa geschrieben hatte, die schönste und reichste Blüthe seiner Poesie fiel erst in die Zeit, wo Klopstock und Lessing nur noch in geringem Maaß unmittelbar auf den Bildungsgang unserer schönen Litteratur einwirkten, Goethe, nach der Herausgabe seiner ersten Hauptwerke, sich immer mehr von ihr zurückzuziehen schien, und Schiller noch nicht aufgetreten war. Unter allen übrigen Dichtern der siebziger und achtziger Jahre aber besaß Wieland, wenn auch vielleicht nicht das schöpferischste und fruchtbarste, doch unzweifelhaft das geschmeidigste und ausgebildetste Talent. So mußte natürlich in demselben Verhältniß, in welchem dieses sich jetzt dem ihm überhaupt erreichbaren Höhepunkt seiner Entwickelung näherte, auch Wielands Einfluß überall hin auf die deutschen Schriftsteller, so wie auf das Publicum, in dessen Gunst er sich bereits früher fest gesetzt hatte, wachsen und tiefer in unser Litteraturleben eingreifen. Von der eigentlichen Lyrik hatte er sich, wenn man von einigen Oden aus seiner ersten Periode absieht, zeither immer fern gehalten; er versuchte sich auch jetzt nicht darin. Die dramatischen Werke aus seinem

---

Stellen verkennen, in denen er Wahrheit und Tugend ins schönste Gewand der Poesie zu kleiden und beiden unwiderstehliche Reize zu geben gewußt hat!" — Diese Stelle kann zugleich — und mehr als irgend ein anderer Artikel in den ersten Jahrgängen der Jen. allg. Lit. Zeitung — zum characteristischen Belege der aesthetischen Grundsätze dienen, welchen auch noch diese Zeitschrift bei ihrem Beginnen huldigte.

Jünglingsalter [1]) gehörten zu seinen schwächsten und unbedeutendsten Arbeiten, und aus den geringen oder mindestens sehr vorübergehenden Erfolgen, die er mit seinen erst in den Siebzigern gedichteten Singspielen [2]) erreichte, überzeugte er sich endlich selbst, daß er zum dramatischen Dichter nicht geboren sei. [3]) Sein bisheriger Dichterruhm beruhte also hauptsächlich, oder eigentlich ganz allein, auf seinen in Versen und in Prosa abgefaßten Werken in der erzählenden Gattung, welcher ihrer allgemeinen Form nach auch die namhaftern didactischen Poesien seiner zweiten Periode angehörten; [4]) und in dieser Gattung dichtete er nun auch wieder das

1) „Lady Johanna Gray, ein Trauerspiel." Zürich 1758. 8. und „Clementina von Porretta, ein Trauerspiel." Zürich 1760. 8. Vgl. die Anmerk. auf S. 982 f. und Litt. Br. 123 f. — 2) „Alceste, ein Singspiel in fünf Aufzügen." Leipzig 1773. 8. — „Die Wahl des Herkules. Ein lyrisches Drama;" zuerst im d. Merkur von 1773. 3, S. 133 ff. — „Das Urtheil des Midas. Ein komisches Singspiel;" im d. Merkur von 1775. 1, S. 1 ff. — „Rosemunde, ein Singspiel in drei Aufzügen." Weimar 1778. 8 (wonach die Jahreszahl in der Anmerk. auf S. 985 zu ändern ist). — „Pandora. Ein Lustspiel mit Gesang" (eine „ursprünglich nur zum Gebrauch eines Liebhabertheaters bestimmte Kleinigkeit"); im d. Merkur von 1779. 3, S. 3 ff. — 3) Noch im April 1777 hatte Wieland an Merck geschrieben (Briefe an und von Merck, 1838. S. 89), er schmeichle sich, der Freund werde finden, daß die „Rosemunde" ein gesundes, wohlgestaltetes Kind sei. Allein schon gegen Ende des nächsten Monats urtheilte er anders darüber (S. 93): „Meine Rosemunde ist (Ihnen ins Ohr gesagt) ein dummes Ding, das weder gedruckt, noch anderswo als etwan in Gotha oder Weimar aufgeführt werden kann und darf. Nach dieser letzten mißlungenen Probe erkenne und bekenne ich vor Gott und Menschen, daß ich weder Sinn noch Talent für dramatische Composition habe, und soll mich dieser und jener rc., wenn ich mich wieder verführen lasse, eine Oper zu schreiben." — 4) a. Ganz in Versen waren: „Nadine," schon 1762 gedichtet, aber zuerst gedr. in Chr. H. Schmids Anthologie der Deutschen (Frankf. und Leipz. 1770—72. 3 Thle 8) 1, 265 ff; vgl. Chr. M. Wieland. Geschildert von Gruber 1, S. 179 f. die Note. — „Komische Erzählungen;" o. O. (Zürich) 1765. 8; darin „das Urtheil des Paris," „Diana und Endymion," „Juno und Ganymed," „Aurora und Cephalus;" dieselben in der zweiten, verbesserten Ausg. von 1768, wogegen im 2. Bde der „auserlesenen Gedichte," vom J. 1784, worin

ihnen ähnlich, selbst erfand. Waren diese nun schon an und für sich von einer etwas gesundern Natur und einem weniger

Paris 1775—89 in 224 Theilen oder 112 Bänden erschienen (vgl. Wielands sämmtl. Werke, A. von 1818 ff. 47, S. 16 ff. besonders von S. 32 an), und „Les Mille et une nuits; contes Arabes, trad. par Galland." Paris 1704—17. 12 Bde 12 (wovon nach Eberts allgem. bibliogr. Lexic. N. 14037 schon 1730 zu Leipzig eine deutsche Uebersetzung in 6 Bden 8. herausgekommen sein soll; ob hiervon die „Tausend und eine Nacht, worinnen seltsame arabische Historien und wunderbare Begebenheiten ꝛc. erzählt sind." Leipzig 1771—74. 12 Thle 8. bloß eine neue Auflage sind, oder ob sie von einem andern Uebersetzer herrühren, kann ich nicht angeben. Die Uebersetzung aus dem Französ. des Galland von J. H. Voß erschien erst 1781—85 zu Bremen in 6 Bden 8.). Von abendländischen Märchensammlungen (vgl. über die Geschichte der europäischen Märchenlitteratur seit der Mitte des 16. Jh. der Brüder Grimm Kinder- und Hausmärchen. 2. Aufl. Berlin 1819 ff. Bd. 3, S. 271 ff.) hat Wieland zu seinen Gedichten keine unmittelbar benutzt, da er seinen „Pervonte" nicht nach dem ursprünglich in neapolitanischer Mundart abgefaßten „Pentameron" des Giambattista Basile selbst, sondern nach dem Auszuge dichtete, den die Biblioth. univers. des Romans davon im J. 1777 brachte (vgl. Grubers Anmerkk. zu Wielands sämmtl. Werken 22, S. 327). Welche Ueberlieferungen aus dem Mittelalter und der neuern Zeit er sonst noch zu einzelnen seiner Gedichte seit dem J. 1775 verwandt hat, wird in den folgenden Anmerkungen angegeben werden. — In Frankreich, von wo zunächst die Märchenpoesie in unsere Litteratur Eingang fand, waren schon gegen Ende des 17. Jh. Sammlungen einheimischer Märchen von Perrault und der Gräfin d'Aulnoy veranstaltet und herausgegeben worden, und durch Gallands bald darauf erschienene Uebersetzung der arabischen Märchen nahm die Liebhaberei an dieser Art von Erzählungen so sehr zu, daß sich seitdem dieser Litteraturzweig dort in schnellem Wachsthum entwickelte. In Deutschland kam damals noch niemand auf den Einfall, die unter dem Volke gangbaren, nur in mündlicher Ueberlieferung fortlebenden Märchen zu sammeln und als ein Unterhaltungsmittel für die Lesewelt aufzuzeichnen. Die ersten gedruckten Märchen in neudeutscher Sprache waren Uebersetzungen aus dem Französischen. Nach jener Verdeutschung der Mille et une nuits aus dem J. 1730 erhielten wir, soweit ich hierin habe nachkommen können, erst dreißig bis vierzig Jahre später drei, ebenfalls wohl ganz aus dem Französischen übersetzte Sammlungen: das „Cabinet der Feen, oder gesammelte Feenmärchen." Nürnberg 1761 ff. 9 Thle 8; „Märchen einer Amme." 1764 und „Romane und Feyenmärchen." Glogau 1770. 5 Thle 8. Aber noch bevor diese letzte Sammlung erschien, hatte Wieland

leichtfertigen Character als die Stoffe, welche er sich aus Ueberlieferungen des Alterthums, nach seiner Auffassungsweise, für die komischen oder griechischen Erzählungen angeeignet, oder für den Idris und den neuen Amadis selbst ersonnen hatte: so hatte er auch bei ihrer Bearbeitung viel mehr, als in jenen ältern Gedichten, das widerwärtige Modernisieren der den eingeführten Personen beigelegten Gesinnungen, Vorstellungsarten und Sitten vermieden, so wie in einem ungleich höhern Grade den reinen Erzählungston getroffen und überhaupt bei weitem mehr den Anforderungen genügt, die ein gebildeter Geschmack und eine tiefere Kunsteinsicht an den erzählenden

---

bereits in seinem Don Sylvio von Rosalva besonders auch durch Verspottung der Schwärmerei für die Feenmärchen der Natur zum Siege über die Schwärmerei überhaupt verhelfen zu können gemeint. Dieß würde zu einer Zeit, wo die Feenmärchen in Deutschland noch wenig Eingang gefunden hatten, ein kaum begreiflicher Mißgriff gewesen sein, wenn Wieland bei seiner damaligen Schriftstellerei nicht vor jedem andern Publicum die ganz französisch gebildeten und darum auch mit der französischen Mode-Litteratur vertrauten höhern Classen im Auge gehabt hätte. Aber schon im Idris und im neuen Amadis lenkte er bei der Behandlung des Feen- und Zauberwesens in einen andern, zwischen der ariostischen und der neufranzösischen Behandlungsweise die Mitte haltenden Weg ein, der ihn jetzt ebenso zu den alten Quellen der Märchenpoesie, wie zu bessern Stoffen für seine romantischen Dichtungen führte. Später, im Jahre 1785, als er, von seiner Uebersetzung und Auslegung der horazischen Briefe und Satiren ermüdet, einer Erholung bedurfte, kam er — völlig im Widerspruch gegen seine frühere Verspottung der Feenmärchen — sogar auf den Gedanken, zum Zeitvertreibe einige der artigsten Märchen aus dem „Cabinet des Fées, ou Collection choisie de Contes des Fées etc. Amsterd. (Paris) 1785—89. 41 Bde 12. frei zu übersetzen und eigene Ideen in Märchen auszuführen. So entstand das „Dschinnistan, oder auserlesene Feen- und Geistermärchen, theils neu erfunden, theils neu übersetzt und umgearbeitet.“ Winterthur 1786—89. 3 Thle 8. (Antheil daran hatten noch F. H. v. Einsiedel und A. J. Liebeskind). Von Wielands eigener Erfindung sind „der Stein der Weisen“ und „der Druide, oder die Salamandrin und die Bildsäule,“ beide in den sämmtl. Werken. A. 1818 ff. 27, S. 49 ff. —

ihnen ähnlich, selbst erfand. Waren diese nun schon an und für sich von einer etwas gesundern Natur und einem weniger

Paris 1775—89 in 224 Theilen oder 112 Bänden erschienen (vgl. Wielands sämmtl. Werke, X. von 1818 ff. 47, S. 16 ff. besonders von S. 32 an), und „Les Mille et une nuits; contes Arabes, trad. par Galland." Paris 1704—17. 12 Bde 12 (wovon nach Eberts allgem. bibliogr. Lexic. N. 14037 schon 1730 zu Leipzig eine deutsche Uebersetzung in 6 Bden 8. herausgekommen sein soll; ob hiervon die „Tausend und eine Nacht, worinnen seltsame arabische Historien und wunderbare Begebenheiten &c. erzählt sind." Leipzig 1771—74. 12 Thle 8. bloß eine neue Auflage sind, oder ob sie von einem andern Uebersetzer herrühren, kann ich nicht angeben. Die Uebersetzung aus dem Französ. des Galland von J. H. Voß erschien erst 1781—85 zu Bremen in 6 Bden 8.). Von abendländischen Märchensammlungen (vgl. über die Geschichte der europäischen Märchenlitteratur seit der Mitte des 16. Jh. der Brüder Grimm Kinder- und Hausmärchen. 2. Aufl. Berlin 1819 ff. Bd. 3, S. 271 ff.) hat Wieland zu seinen Gedichten keine unmittelbar benutzt, da er seinen „Pervonte" nicht nach dem ursprünglich in neapolitanischer Mundart abgefaßten „Pentameron" des Giambattista Basile selbst, sondern nach dem Auszuge dichtete, den die Biblioth. univers. des Romans davon im J. 1777 brachte (vgl. Grubers Anmerkk. zu Wielands sämmtl. Werken 22, S. 327). Welche Ueberlieferungen aus dem Mittelalter und der neuern Zeit er sonst noch zu einzelnen seiner Gedichte seit dem J. 1775 verwandt hat, wird in den folgenden Anmerkungen angegeben werden. — In Frankreich, von wo zunächst die Märchenpoesie in unsere Litteratur Eingang fand, waren schon gegen Ende des 17. Jh. Sammlungen einheimischer Märchen von Perrault und der Gräfin d'Aulnoy veranstaltet und herausgegeben worden, und durch Gallands bald darauf erschienene Uebersetzung der arabischen Märchen nahm die Liebhaberei an dieser Art von Erzählungen so sehr zu, daß sich seitdem dieser Litteraturzweig dort in schnellem Wachsthum entwickelte. In Deutschland kam damals noch niemand auf den Einfall, die unter dem Volke gangbaren, nur in mündlicher Ueberlieferung fortlebenden Märchen zu sammeln und als ein Unterhaltungsmittel für die Lesewelt aufzuzeichnen. Die ersten gedruckten Märchen in neudeutscher Sprache waren Uebersetzungen aus dem Französischen. Nach jener Verdeutschung der Mille et une nuits aus dem J. 1730 erhielten wir, soweit ich hierin habe nachkommen können, erst dreißig bis vierzig Jahre später drei, ebenfalls wohl ganz aus dem Französischen übersetzte Sammlungen: das „Cabinet der Feen, oder gesammelte Feenmärchen." Nürnberg 1761 ff. 9 Thle 8; „Märchen einer Amme." 1764 und „Romane und Feyenmärchen." Glogau 1770. 5 Thle 8. Aber noch bevor diese letzte Sammlung erschien, hatte Wieland

leichtfertigen Character als die Stoffe, welche er sich aus Ueberlieferungen des Alterthums, nach seiner Auffassungsweise, für die komischen oder griechischen Erzählungen angeeignet, oder für den Idris und den neuen Amadis selbst ersonnen hatte: so hatte er auch bei ihrer Bearbeitung viel mehr, als in jenen ältern Gedichten, das widerwärtige Modernisieren der den eingeführten Personen beigelegten Gesinnungen, Vorstellungsarten und Sitten vermieden, so wie in einem ungleich höhern Grade den reinen Erzählungston getroffen und überhaupt bei weitem mehr den Anforderungen genügt, die ein gebildeter Geschmack und eine tiefere Kunsteinsicht an den erzählenden

bereits in seinem Don Sylvio von Rosalva besonders auch durch Verspottung der Schwärmerei für die Feenmärchen der Natur zum Siege über die Schwärmerei überhaupt verhelfen zu können gemeint. Dieß würde zu einer Zeit, wo die Feenmärchen in Deutschland noch wenig Eingang gefunden hatten, ein kaum begreiflicher Mißgriff gewesen sein, wenn Wieland bei seiner damaligen Schriftstellerei nicht vor jedem andern Publicum die ganz französisch gebildeten und darum auch mit der französischen Mode-Litteratur vertrauten höhern Classen im Auge gehabt hätte. Aber schon im Idris und im neuen Amadis lenkte er bei der Behandlung des Feen- und Zauberwesens in einen andern, zwischen der ariostischen und der neufranzösischen Behandlungsweise die Mitte haltenden Weg ein, der ihn jetzt ebenso zu den alten Quellen der Märchenpoesie, wie zu bessern Stoffen für seine romantischen Dichtungen führte. Später, im Jahre 1785, als er, von seiner Uebersetzung und Auslegung der horazischen Briefe und Satiren ermüdet, einer Erholung bedurfte, kam er — völlig im Widerspruch gegen seine frühere Verspottung der Feenmärchen — sogar auf den Gedanken, zum Zeitvertreibe einige der artigsten Märchen aus dem „Cabinet des Fées, ou Collection choisie de Contes des Fées etc. Amsterd. (Paris) 1785—89. 41 Bde 12. frei zu übersetzen und eigene Ideen in Märchen auszuführen. So entstand das „Dschinnistan, oder auserlesene Feen- und Geistermärchen, theils neu erfunden, theils neu übersetzt und umgearbeitet.“ Winterthur 1786—89. 3 Thle 8. (Antheil daran hatten noch F. H. v. Einsiedel und A. J. Liebeskind). Von Wielands eigener Erfindung sind „der Stein der Weisen“ und „der Druide, oder die Salamandrin und die Bildsäule,“ beide in den sämmtl. Werken. A. 1818 ff. 27, S. 49 ff. —

Dichter machen dürfen. Mochten sich diese glücklichen Veränderungen in Wielands Poesie auch schon seit seiner Berufung nach Weimar unter den Einflüssen der neuen Umgebungen, in die er sich versetzt sah, im Allgemeinen vorbereitet haben, so war es doch insbesondere der Umgang mit Goethe und mit Herder, in dem sein Talent sich läuterte. [9]) Durch Goethe wurde er auch gleich in der ersten Zeit ihrer persönlichen Bekanntschaft, wo ihr Verhältniß am traulichsten war, veranlaßt, sich den kleinen poetischen Erzählungen zuzuwenden, die er seinem Hauptwerke in der epischen Gattung voraufgehen ließ. [10]) Sie begannen, nachdem er mit der Abfassung des theilweise schon 1772, aber vollständig erst 1774 bekannt gemachten „verklagten Amor" [11]) den alten Stoffen aus der griechischen

9) Auch sein Character, obgleich nicht ganz so, wie Merck es wünschte. Zu Anfang d. J. 1778 schrieb dieser nämlich an Lavater (Briefe von und an Merck 1838. S. 120): „Der Druck, worin Wieland unter den Potentaten Herder und Goethe lebt, hat ihm allen Schmutz der Eitelkeit abgebrannt, und er ist ein so bonhomischer, guter Junge, daß er mir höchst heilig ist. Nur zu kleinmüthig haben ihn die Pursche gemacht, und das ist wieder nichts nütze." — 10) „Mein persönliches Verhältniß zu Wieland war immer sehr gut, besonders in der frühern Zeit, wo er mir allein gehörte. Seine kleinen Erzählungen hat er auf meine Anregung geschrieben." Eckermanns Gespräche mit Goethe rc. 1, S. 344; vgl. Düntzer, Freundesbilder rc. S. 309 f.; 314. und Br. an und von Merck 1838. S. 102. — Wenn man auf eine Auslassung Wielands gegen Merck in einem Briefe aus d. J. 1778 (Br. an und von Merck 1838. S. 134 f.) ein großes Gewicht legen wollte, so müßte man annehmen, daß seine Erzählungen und Märchen bei ihrem Erscheinen im Merkur nur in dem kleinen Kreise gebildeterer Leser und Leserinnen Beifall gefunden, auf das größere Publicum dagegen „theils gar keine, theils eine so fatale Sensation" gemacht hätten, daß Wieland fürchten mußte, den Merkur durch dergleichen Stücke zu Grunde zu richten. Indeß wird dabei zu erwägen sein, daß dieser Brief zu einer Zeit geschrieben ist, wo sich Wieland körperlich und geistig sehr verstimmt fühlte; und es ist bekannt genug, daß er dann leicht ganz kleinmüthig wurde und an sich selbst wie an den Erfolgen seiner Schriftstellerei verzagte (vgl. auch einen früher und einen später geschriebenen Brief in den Br. an Merck 1835. S. 119 f; 147) — 11) Die Idee dieses komisch-didactischen

Mythologie den Abschied gegeben und kurz darauf nach einer deutschen Ortssage „Sixt und Clärchen“ [12]) gedichtet hätte, mit dem zierlichen „Wintermärchen,“ [13]) worauf gleich schnell hinter einander zwei der trefflichsten Erzählungen, „Sandalin, oder Liebe um Liebe,“ [14]) und „Geron der Adelige,“ [15]) folgten.

Gedichts in Erzählungsform, welches, wie es im Vorberichte hieß, als ein Gegenstück zu Musarion angesehen werden könnte, und in dem Wieland der Manier nach noch ganz der alte war, wie er sich in den komischen Erzählungen gezeigt hatte, war schon 1771 gefaßt. Ein Theil wurde gleich damals niedergeschrieben, das Uebrige erst drei Jahre später. Die beiden ersten Bücher und ein Bruchstück des dritten gedr. in den „Hirtenliedern von F. A. C. W(erthes).“ Leipzig 1772. 8; vollständig (und das bereits Gedruckte verbessert) im d. Merkur von 1774. 3, S. 47 ff. und auch besonders Weimar 1774. 8. — 12) „Sixt und Clärchen, oder der Mönch und die Nonne auf dem Mädelstein;“ zuerst im d. Merkur von 1775. 1, S. 193 ff; 2, S. 3 ff. Die dem Gedicht zu Grunde liegende Sage knüpft sich an zwei seltsam geformte Felsspitzen in der Nähe der Wartburg. — 13) „Ein Wintermärchen“ (nach einer Erzählung in Mille et une nuits). Zuerst im d. Merkur von 1776. 1, S. 49 ff; 99 ff. — 14) Dieses anmuthige und reizende Gedicht scheint ganz von Wielands Erfindung zu sein; wenigstens hat weder er selbst ein Buch angegeben, woraus der Stoff geschöpft worden, noch habe ich irgend sonst wo eine Nachweisung der Art gefunden. Es wurde zuerst unter der Ueberschrift „Liebe um Liebe“ im d. Merkur von 1776. 2, S. 121 ff; 217 ff; 3, S. 38 ff; 97 ff; 4, S. 149 ff; 193 ff. gedruckt. — 15) Erschien zuerst unter der Ueberschrift „Geron der Adelich. Eine Erzählung aus König Artus Zeit,“ im d. Merkur von 1777. 1, S. 3 ff; 105 ff. Der Stoff ist aus dem (nach F. W. V. Schmidts Urtheil in der Recens. von Dunlop's History of fiction etc. Wien. Jahrb. von 1825. Bd. 29, S. 105 ff.) ganz besonders übel gerathenen, von dem Grafen von Tressan gefertigten Auszuge des altfranz. Ritterromans „Gyron le Courtoys“ in der Bibliothèque univers. des Romans, Octb. 1776, herausgehoben. Ueber die metrische Form vgl. S. 1134, Anm. 18. Wieland wählte sie, weil ihm ihre Einfalt und Schlichtheit am besten zu der Würde des Süjets zu stimmen schienen. Und um auch der Diction eine demselben entsprechende alterthümliche Farbe zu geben, hatte er sich nach unserer Sprache im 16. Jh. „eine Art von deutschem Gaulois“ gebildet, so wie er auch schon vorher in den Sandalin viele Ausdrücke und Wortformen aus der altdeutschen Sprache herübergenommen hatte. Wie sehr er von der Geschichte Gyrons angezogen worden,

An sie schlossen sich noch vor Ablauf des J. 1778 die übrigen,[16]) mit Ausnahme der ziemlich weitschweifigen und am wenigsten

---

die ihm in dem benutzten Auszuge viel herrlicher erschien als seine „Copie," erhellt aus den Briefen an Merck 1835. S. 108 f. Er hatte die Absicht, gleich auf seinen Geron die Bearbeitung der Geschichte Tristans von Leonnoys, ebenfalls nach dem Auszuge des altfranz. Romans dieses Namens, den Tressan in die Bibl. univ. des Romans, April 1776, geliefert hatte, folgen zu lassen und zu dieser Dichtung eine mittlere Manier zwischen der, worin Geron, und der, worin Gandalin gedichtet waren, und wovon „gar ein lieblich Ideal" in seiner Seele war, zu wählen. Merck wurde gebeten, aus Curne de Ste. Palaye's Mémoires sur l'ancienne chevalerie eine Art von Auszug für den d. Merkur zu fertigen, damit die deutschen Leser und Leserinnen diese Rittergedichte Wielands besser verstehen und genießen könnten (Br. an und von Merck 1838. S. 86 f.). Dieser Bitte wurde auch von Merck in soweit genügt, daß er die im d. Merkur von 1777. 2, S. 29 ff. gedruckte „historische Nachricht von dem Ritterwesen der mittlern Zeiten" schrieb. Indessen ist von dem auf viele Gesänge berechneten Tristan Wielands nie etwas erschienen. — 16) „Das Sommermärchen, oder des Maulthiers Zaum. Eine Erzählung aus der Tafelrunde-Zeit," zuerst im d. Merkur von 1777. 3, S. 3 ff; 97 ff; nach dem Fabliau „la Mule sans frein" von Chrétien de Troyes, aber nicht unmittelbar, sondern nach der prosaischen Bearbeitung davon in der Bibl. univ. des Romans, Febr. 1777; vgl. F. W. V. Schmidt a. a. O. S. 127 ff. — „Hann und Gulpenheh, oder zuviel gesagt ist nichts gesagt. Eine morgenländische Erzählung;" im d. Merkur von 1778. 1, S. 103 ff. Die Quelle, wenn der Dichter anders eine benutzt hat, ist mir unbekannt. — „Der Vogelsang, oder die drei Lehren;" im d. Merkur von 1778. 1, S. 193 ff; nach dem altfranz. „Lais de l'Oiselet" in den Fabliaux et Contes des poètes Français etc. (publiés par Barbazan). Paris 1756. 3 Bde. 12 (in der neuen und vermehrten Ausg. von Méon, Paris 1808. 4 Bde. 8. 3 S. 114 ff.). — „Schach Lolo" (mit einer langen, breit raisonnierenden Einleitung; die eigentliche Erzählung ohne rechtes Leben und in der ironisch-witzelnden Manier der „den goldenen Spiegel" einrahmenden Geschichte); im d. Merkur von 1778. 2, S. 97 ff; nach einer Erzählung in den Mille et une nuits. — „Pervonte, oder die Wünsche. Ein neapolitanisches Märchen;" die beiden ersten Theile im d. Merkur von 1778. 4, S. 97 ff; 193 ff; und 1779. 1, S. 3 ff; mehr auch nicht in den „auserlesenen Gedichten" Bd. 5; mit einem dritten Theile in den sämmtl. Werken Bd. 18. Ueber die Quelle, aus welcher der Stoff

gerathenen Geschichte von „Clelia und Sinibald“ [17]) und „der Wasserkufe,“ [18]) von denen jene drei, diese, als die letzte von Wielands epischen Dichtungen in gebundener Form, erst funfzehn Jahre nach dem in seiner ersten Gestalt 1780 gedruckten „Oberon,“ dem vollendetsten und berühmtesten, nicht nur unter seinen romantischen Gedichten, sondern auch unter allen seinen Werken, [19]) erschienen. — Unter seinen neuen

zunächst geschöpft ist, vgl. S. 1596, Anm. 8. — 17) „Clelia und Sinibald, eine Legende aus dem 12. Jahrhundert;“ im d. Merkur von 1783. 1, S. 3 ff; 97 ff; 2, S. 121 ff; 4, S. 97 ff; 212 ff; 1784. 1, S. 34 ff; 2, S. 41 ff; 97 ff; auch besonders gedr. Weimar 1784. 8. Die Geschichte scheint von der eigenen Erfindung des Dichters zu sein. — 18) „Die Wasserkufe, oder der Einsiedler und die Seneschallin von Aquileja;“ im neuen d. Merkur von 1795. 1, S. 239 ff; nach einem altfranz. Gedicht, wie es von le Grand d'Aussy in dessen „Contes dévots, fables et anciens romans,“ Paris 1781. 8. bearbeitet war (vgl. Ebert a. a. O. N. 7254). — 19) Im d. Merkur von 1780, dessen erstes Vierteljahrstück das Gedicht füllte, führte es die Ueberschrift „Oberon. Ein Gedicht in vierzehn Gesängen.“ Gleich in demselben Jahre erschien davon eine besondere Ausgabe in Weimar; sodann, verbessert und in zwölf Gesänge abgetheilt, 1785 im 3. und 4. Bde der „auserlesenen Gedichte,“ und wiederum verbessert in einer eigenen Ausg. Leipzig 1789. 8. (neu aufgelegt 1792). In den sämmtl. Werken, Bd. 22 und 23, erhielt es den Titel „Oberon. Ein romantisches Heldengedicht in zwölf Gesängen.“ Wielands Hauptquelle war der von Tressan herrührende Auszug in der Biblioth. univ. des Romans, April 1778, aus dem altfranz. Ritterroman von Huon de Bordeaux, der wieder auf einem ältern, durch seinen Inhalt in den Sagenkreis von Karl dem Großen eingreifenden Gedicht beruht (vgl. F. W. V. Schmidt, a. a. O. Bd. 31, S. 118 ff.). Der Character des Zwergs Oberon, wie er in dem altfranz. Werke erscheint, ist aber von Wieland ganz umgewandelt worden: sein Elfenkönig hat mit jenem Oberon kaum mehr als den Namen gemein; er ist mit der Titania zunächst den beiden gleichnamigen Beherrschern des Elfenreichs in Shakspeare's Sommernachtstraum nachgebildet, und außerdem hat Wieland dazu auch noch the Merchants Tale des altenglischen Dichters Chaucer (in dessen Canterbury Tales) nach Pope's Umarbeitung benutzt (vgl. Bouterweck 7, S. 74 Note und über Chaucers Erzählung, so wie über das Verhältniß von Shakspeare's Drama zu ihr, Th. Warton, the History of english poetry etc. London 1824. 4 Bde 8. 2, S. 256 ff.

Romanen darf der zuerst angefangene, die „Geschichte der

---

und F. W. V. Schmidt a. a. O.). Die Verflechtung der Geschichte von Oberons und Titania's Zwist in die Geschichte Huons und Rezia's ist ganz Wielands Werk, und die Art, wie dieselbe von ihm ausgeführt worden, hielt er für die eigenthümlichste Schönheit des Plans und der Composition seines Gedichts. Die Episode von dem Betruge, welchen dem alten Gangolf sein junges Weib spielt, ist, wie Gruber a. a. O. 2, S. 229 f. bemerkt, einem alten Fabliau nacherzählt; wo aber Wieland dasselbe gefunden hat, kann ich nicht angeben. — Auf keins seiner poetischen Werke hatte Wieland so viel Zeit verwandt, keins mit ausdauerndem Fleiß und größerer Sorgfalt gearbeitet, und keins war ihm auch in der Ausführung so schwer geworden, wie der Oberon. An Merck, dem er von dem allmähligen Fortrücken dieser Arbeit im J. 1779 von Zeit zu Zeit briefliche Mittheilungen machte (vgl. Briefe an Merck 1835. S. 157; 174 f; 192 f; 197), schrieb er d. 20. Novbr. 1779 (a. a. O. S. 192 f.): „Seit drei Monaten bin ich, außer zwölf Tagen, die ich beim Statthalter von Erfurt (v. Dalberg) und am Hofe zu Gotha im Septbr. zugebracht habe, fast gar nicht aus dem Hause gekommen. Tag und Nacht bin ich mit nichts als Oberon beschäftigt. — Die unendliche Arbeit, die er mir macht, und das bischen Vergnügen, das ich denn doch von Zeit zu Zeit habe, wenn ich mir einbilde, daß mir etwas gelungen sei, macht mich alles andere rein vergessen. — Ich werde nun nächstens mit dem 10. Gesang fertig sein, und dann hab' ich noch ungefähr 180 bis 200 Stanzen zu machen. — Von der Müh' und Arbeit, die ich auf dieß opus wende, hat schwerlich jezt ein Dichter noch Dichterling im h. röm. Reich einen Begriff. — Ich mache mir's so schwer als möglich. Die Schwierigkeiten, die nur bloß im Mechanismus meiner achtzeiligen Strophen liegen und in der Natur des Jamben und in der verhältnißmäßig geringen Anzahl unserer Reime, — die Schwierigkeit, aus einem so spröden Leim gerade das Bild, das ich haben will, herauszufingern und ihm die Rundung und das fini zu geben, ohne welches ich keine Freude daran haben kann, ist oft unsäglich. Ich kann Dir zuschwören, daß ich in dieser Woche dritthalb Tage über einer einzigen Strophe zugebracht habe, wo im Grund die ganze Sache auf einem einzigen Wort, das ich brauchte und nicht finden konnte, beruhte ꝛc." Er schrieb das Gedicht, fortwährend daran bessernd, viermal eigenhändig ab, bevor er es dem Druck übergab (Gruber, a. a. O. 2, S. 325). Im März 1780 konnte er es gedruckt an Merck senden (Briefe an diesen 1835. S. 216), der ihm, nach der Rückäußerung Wielands (a. a. O. S. 234 f.), viel Gutes und Freundliches darüber geschrieben haben muß. Goethe, der dem Dichter schon im Sommer

Abderiten," [20]) wohl für das Beste angesehen werden, was er in dieser Gattung überhaupt geleistet hat: eine an griechische Ueberlieferungen angeknüpfte und auch nach Griechenland verlegte satirisch-humoristische Darstellung des spießbürgerlich beschränkten und thörichten, bald zum Lächerlichen bald zum Verderblichen ausschlagenden privaten und öffentlichen Treibens kleinstädtischer und kleinstaatlicher Gemeindeverbände, oder eine Schildbürgergeschichte, die zwar in der antiken Welt spielt, aber im Ganzen wie im Einzelnen alle Augenblicke an deutsche Verhältnisse erinnert. [21]) Die bald nachher und noch vor Voll-

---

1779, als ihm derselbe die ersten fünf Gesänge seines Werks vorlas, die freudigste Anerkennung bezeugt hatte (a. a. O. S. 169 f; vgl. Riemer, Mittheil. 2, S. 91 f.), sandte dem Freunde, nachdem er das Ganze gelesen, einen Lorbeerkranz (Briefe an Merck 1835. S. 229; vgl. auch S. 227; 235) und schrieb nicht lange nachher an Lavater (Br. von Goethe an Lavater S. 89): „Sein Oberon wird, so lange Poesie Poesie, Gold Gold und Krystall Krystall bleiben wird, als ein Meisterstück poetischer Kunst geliebt und bewundert werden" (vgl. dagegen Goethe's Urtheil über d. Gedicht aus d. J. 1830 bei Eckermann, Gespräche rc. 2, S. 193 f.). Als Wieland bei der Ausgabe seiner sämmtl. Werke mit Ausfeilung des Oberon beschäftigt war, betheiligte sich Goethe dabei mit seinem Rath (vgl. Gruber a. a. O. 2, S. 419 f.). So sehr Wieland aber auch durch die Anerkennung, die sein Gedicht bei seinen weimarischen und bei andern Freunden fand, erfreut wurde, so wenig zufrieden war er mit der Aufnahme, die es anfänglich bei dem großen Publicum fand (vgl. Br. an Merck 1835. S. 246; 1838. S. 179). Von den öffentlichen Beurtheilungen sprach sich, soviel mir bekannt ist, zuerst die in der Anmerk. zum vorigen §. angeführte Recension der auserlesenen Gedichte in der Jen. Litt. Zeit. unbedingt lobend über den Oberon aus. — 20) Zuerst im d. Merkur, der Anfang 1774, (wieder gedr. Weimar 1776. 8), die Fortsetzung und der Schluß 1778—80. Vollständig, in einer umgearbeiteten und vermehrten Ausgabe, mit dem „Schlüssel zur Abderitengeschichte," Leipzig 1781. 2 Thle. 8. — 21) Wieland hatte besonders in Biberach Gelegenheit genug gehabt, das kleinstädtische und kleinrepublikanische Leben in Deutschland gründlich kennen zu lernen. Daß manches von ihm selbst Erlebte in den Roman verarbeitet wurde, ist gewiß (vgl. Gruber in Wielands Leben 2, S. 361—364). Indessen war in der Geschichte

endung der Abderiten begonnene, in den fernsten Orient verlegte „Geschichte des weisen Danischmend" [22]) steht durch Inhalt und Tendenz in der nächsten Verwandtschaft mit „dem goldenen Spiegel," zu dem sie auch eine Fortsetzung oder einen Anhang bildet. [23]) — Seit dem Ende der achtziger Jahre wandte sich Wieland, der nun fast gar nichts mehr in gebundener Rede schrieb, im Roman der eigentlich philosophisch-historischen Gattung zu. Zunächst veranlaßte ihn sein sehr lebendiges Interesse an den Bewegungen auf dem theologischen Gebiet, besonders an den Kämpfen der Aufklärungspartei gegen alle Arten von Aberglauben, Schwärmerei, geheime Gesellschaften rc, [24]) solche Stoffe aus der alten Welt zu dichterisch-geschichtlicher Darstellung herauszuheben, die sich vorzüglich eigneten, daran seine eigenen Ideen über Christenthum, Aufklärung, Schwärmerei, Magie rc. zu entwickeln. Später, wo er sich mit seinen Neigungen und Studien beinahe ganz auf das

---

der Abderiten die Schilderung des deutschen Spießbürgerthums überhaupt so treffend ausgefallen, daß man überall Originale zu seinen Characteren finden und hier und da auch einzelne Partien in der Erzählung auf besondere locale Zeitereignisse beziehen wollte. Vgl. den „Schlüssel zur Abderitengeschichte" in den sämmtl. Werken 20, S. 248 ff. und Wieland, geschildert von Gruber 2, S. 213 f; dazu d. Museum von 1776. 1, S. 147 ff. (Briefe an und von Merck 1838. S. 57) und den d. Merkur von 1778. 3, S. 241 ff. (Briefe an Merck 1835. S. 145). — 22) Zuerst als „Geschichte des Philosophen Danischmende" im d. Merkur von 1775, aber nur bis zum Schluß des 31. Kapitels; vollständig erst 1795 im 8. Bde der sämmtl. Werke. — 23) Vgl. auf S. 1396 den Schluß von Anmerk. v. Der goldene Spiegel und die Geschichte des Danischmend hängen, wie die schon früher geschriebene mexicanische Geschichte „Koxkox und Kikequetzel" und die „Reise des Priesters Abulfauaris ins innere Afrika," nebst den dazu gehörigen „Bekenntnissen des Abulfauaris rc." ihrem Ideengehalt nach zunächst mit den durch Rousseau's Schriften hervorgerufenen Aufsätzen zusammen, die Wieland in den „Beiträgen zur geheimen Geschichte des menschlichen Verstandes und Herzens rc." Leipzig 1770. 2 Thle 8. herausgab. — 24) Dieses In-

classische Alterthum zurückgezogen hatte, unternahm er es, das griechische Leben zur Zeit des Sokrates und seiner Schüler nach den verschiedensten Richtungen hin, jedoch mit vorzüglicher Berücksichtigung der von Sokrates' Lehre zunächst ausgegangenen philosophischen Systeme, der Neuzeit zu vergegenwärtigen. So entstanden zuerst der „Peregrinus Proteus“ 25)

---

teresse bezeugen, außer seinen spätern Romanen, besonders folgende Aufsätze, aus denen man auch Wielands religiöse Ansichten und seine Stellung zu den sich in den Achtzigern bekämpfenden Parteien am besten kennen lernen kann: „Ueber den Hang der Menschen an Magie und Geistererscheinungen zu glauben“ (im d. Merkur von 1781. s. Werke 32, S. 123 ff.); „Antworten und Gegenfragen auf die Zweifel und Anfragen eines vorgeblichen Weltbürgers“ (im d. Merkur von 1783; s. W. 34, S. 187 ff.); „Ueber den freien Gebrauch der Vernunft in Glaubenssachen“ (im d. Merkur von 1788; s. W. 32, S. 3 ff.); „Nicolas Flamel, Paul Lucas und der Derwisch von Brussa“ (im d. Merkur von 1788; s. W. 43, S. 117 ff.). Dazu vgl. das sechste und achte seiner „Göttergespräche“ (1789 ff. s. W. 27, S. 268 ff; 301 ff). Vgl. auch Wieland, geschildert von Gruber 2, S. 168—194 und Gervinus 5, S. 332 ff. — 25) Als Uebersetzer der Werke Lucians nahm Wieland ein ganz besonderes Interesse an Lucians Erzählung von dem Leben und dem Ende des Gauklers oder Schwärmers Peregrinus (im 3. Bde der Uebersetzung). Sie gab zu diesem Romane den nächsten Anlaß; vgl. Gruber a. a. O. 2, S. 298 ff. Schon im d. Merkur von 1788. 3, S. 61 ff. wurde mit der nachherigen Vorrede zur ersten vollständigen Ausgabe des Romans der demselben vorangeschickte Auszug aus Lucians Nachrichten von dem Leben und Ende des Schwärmers Peregrin gedruckt. Eben daselbst (S. 176 ff.) erschien auch unter der Ueberschrift „Peregrin und Lucian. Ein Dialog im Elysium,“ der Anfang des Romans, der dann in dem Jahrgang 1789 bis über die Mitte hinaus als „die geheime Geschichte des Philosophen Peregrinus Proteus. In einem elysischen Dialog zwischen Peregrin und Lucian,“ fortgesetzt und in einer eignen Ausg. Leipzig 1791. 2 Thle 8. vollendet wurde. — Gewiß hat Gervinus Recht, wenn er 5, S. 335 bemerkt, Wieland habe in seiner Schilderung des Peregrinus auf Lavater und die ihm Aehnlichen hinübergeblickt; er liefere ein Abbild dieses christlichen Mystikers und seines Strebens nach Göttervereinigung rc. —

und der „Agathodämon“ [26]) und zuletzt der „Aristipp.“ [27])

§. 307.

In der Hauptgattung dichterischer Production, für welche Wielands Talent sich am meisten eignete, mit welcher er sich während der ganzen Dauer seiner schriftstellerischen Thätigkeit am anhaltendsten beschäftigte, worin er auch die glücklichsten Erfolge erzielte und seit der Mitte der sechziger Jahre mehr oder weniger für Andere Richtung und Ton angab, haben wir nun auch vorzugsweise die Werke derjenigen Schriftsteller zu suchen, welche in einem näheren oder entfernteren Bezuge von Geistesverwandtschaft, Weltanschauung und Sinnesart zu ihm standen und in dem oben angedeuteten Verhältniß während der Zeit des Sturms und Dranges die Gegenseite zu den Originalgenies bildeten. Und zwar ist es hier der Ro-

26) Eine Art Gegenstück zu dem Peregrinus Proteus; auch hier ist der Held der Geschichte ein verrufener Schwärmer aus der römischen Kaiserzeit, Apollonius von Tyana, dessen Lebensbeschreibung von dem ältern Philostratus dem Roman zu Grunde liegt. Die ersten drei Bücher erschienen im attischen Museum von 1796, das Ganze im 32. Bde der sämmtl. Werke 1799. — 27) „Aristipp und einige seiner Zeitgenossen,“ in Briefen; zuerst als 33—36. Band der sämmtl. Werke 1800—1802. Nach der Anlage des Ganzen hat Wieland das Werk noch wohl weiter führen wollen als bis zum Schluß des 4. Buchs; vgl. Grubers Anmerk. in seiner Ausg. d. sämmtl. Werke 39, S 379 ff. — Die erste Ausgabe von Wielands sämmtlichen Werken, die er selbst veranstaltete, und worin die meisten seiner früher bekannt gewordenen poetischen und prosaischen Schriften mehr oder weniger verbessert, einige auch vervollständigt waren, erschien zu Leipzig 1794—1802 in 36 Bänden 8. (wozu später noch 3 Bde kamen) und 6 Supplementbänden (welche die Jugendschriften enthielten), zugleich als Prachtausgaben in Octav und in Quart, mit Kupfern. Dann besorgte Gruber eine Ausg. in 49 Bänden, in 8. und in Taschenformat, Leipzig 1818 ff. (die letztere neu aufgelegt 1824 ff.). Eine andere Ausg. in 36 Bänden 16. erschien zu Leipzig 1839. 40.

man, an welchem das Characteristische dieser Gruppe von Schriftstellern zunächst und zumeist sich hervorthut, da die Erzählungswerke in gebundener Rede, die sich an Wielands Poesien dieser Art anschließen, sofern sie nicht — wie Ludw. Heinr. von Nicolay's [a]) hierherfallende Gedichte — in bloßen Nachbildungen verschiedener Partien aus Ariosts rasendem Roland, [b]) oder in einzelnen, bald selbständigen, bald auch nur nachgebildeten Versuchen in der komischen Erzählung [c]) bestehen, alle erst nach dem Erscheinen des Oberon gedichtet sind [d]) und als

a) Geb. 1737 zu Straßburg, wo er auch die Rechte und Philosophie studierte und, nachdem er zuerst Gesandtschaftssecretär in französischen Diensten gewesen, an der Universität als Professor der Logik angestellt ward. Im J. 1769 berief ihn die russische Kaiserin als Erzieher des Großfürsten Paul nach St. Petersburg. 1773 wurde er Cabinetssecretär und Bibliothekar des Großfürsten, neun Jahre später in den Adelstand erhoben, sodann zum Staatsrath und, nachdem er mehrere Gesandtschaftsposten bekleidet, auch eine Zeit lang als Director der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften vorgestanden hatte, zuletzt zum wirklichen geheimen Rath ernannt. Nach Pauls Tode zog er sich auf sein Landgut bei Wiborg in Finnland zurück, wo er 1820 starb. — b) Zuerst „Galwine," in sechs Gesängen, Petersburg 1773. 12; dann in den ersten Theilen der „vermischten Gedichte," Berlin und Stettin 1778—86. 9 Thle 8. „Richard und Melisse," „Alcinens Insel," in zwei Büchern, „Anselm und Lilla," „Zerbin und Bella," in sechs Gesängen, u. a. Später machte sich Nicolay in ähnlicher, aber freierer Art an die Bearbeitung von Bojardo's Orlando inamorato: „Morganens Grotte," in vier Büchern (verm. Ged. Bd. 4) und „Reinhold und Angelika," in zwölf Gesängen, Berlin 1781 ff. 3 Thle 8. (auch im 6—8. Bde. der verm. Ged.). Vgl. Jördens 4, S. 68 f. — c) Anderer, weniger bekannter und zum großen Theil schon ganz verschollener zu geschweigen, führe ich hier nur v. Thümmels, „Inoculation der Liebe," Leipzig 1771. 8. und Heinse's wegen ihres empörenden Inhalts berüchtigte Erzählung (nach dem Französ. des Dorat) „die Kirschen," Berlin 1773. 8. an (die schlüpfrige Erzählung „die Schäferstunde," welche Laube in Heinse's sämmtl. Schriften 10, S. 75 ff. aufgenommen hat, ist gar nicht von diesem Dichter, sondern von Rost [vgl. S. 1214 Anm. u] und steht schon in dessen Schäfererzählungen S. 43 ff.). — d) Was von Heinse's beabsichtigtem „Heldengedicht" 1774 erschien, ist oben

Nachahmungen desselben schon einer andern Litteraturrichtung, als der hier zuvörderst in Betracht kommenden, angehören. — Der Roman war, wie schon an einer andern Stelle bemerkt ist, [e]) unter allen Darstellungsformen unserer schönen Litteratur am allermeisten von den Dichtern in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrh. vernachlässigt worden: erst gegen die Mitte der Sechziger rückte er in bedeutendern Werken in die Reihe der zu höherer Ausbildung anstrebenden dichterischen Gattungen ein, und der erste epochemachende deutsche Originalroman des Jahrhunderts war Wielands Agathon. [f]) Bis dahin hatten die Leser, welche nach diesen Unterhaltungsmitteln Verlangen trugen und sich an den rohen und geschmacklosen Erfindungen aus dem Schlusse des vorigen Zeitraums oder den ihnen an Geist und Form verwandten, die aus neuerer Zeit, meist von ganz untergeordneten, unter den gebildetern Schriftstellern der Nation gar nicht mitzählenden Buchmachern herstammten, nicht mehr genügen ließen, fast nur nach den Uebersetzungen ausländischer Romane greifen müssen, wenn diese selbst sich ihrem Verständniß entzogen; und Uebersetzungen waren besonders aus dem Französischen und Englischen bereits vor der Mitte der Sechziger in so großer Zahl und mit so weniger Auswahl unter

---

S. 1581, Anm. 9 angegeben, dabei aber vergessen worden, daß nach der Vorrede die gedachten Stanzen aus dem fünften Buch sind, und daß damals auch schon wenigstens das erste Buch fertig gewesen zu sein scheint. — e) S. 1402. — f) Als solchen begrüßte ihn zuerst öffentlich Lessing in der hamburg. Dramaturgie (s. Schr. 7, S. 313 f.). Nach den schon oben S. 1032, Anm. a ausgehobenen Worten fährt Lessing fort: „Dieses ist das Werk, von welchem ich rede, von welchem ich es lieber nicht an dem schicklichsten Orte, lieber hier als gar nicht sagen will, wie sehr ich es bewundere: da ich mit der äußersten Befremdung wahrnehme, welches tiefe Stillschweigen unsere Kunstrichter darüber beobachten, oder in welchem kalten und gleichgültigen Tone sie davon sprechen. Es ist der erste und einzige

den eingeführten Originalen gefertigt worden, daß darüber in den gleichzeitigen kritischen Blättern oft nicht minder bittre Klage geführt ist, wie über den Mangel an deutschen Originalromanen von nur einigem Werth. g) Zwar giengen dem Agathon schon seit der Mitte der vierziger Jahre einige auf heimischem Grunde erwachsene Werke dieser Gattung vorauf, die in Stoffen und Formen, in Gehalt, Stil und Ton den Beginn einer neuen Zeit auch für diesen Litteraturzweig wenigstens ankündigten; allein auf die Bezeichnung von eigentlich originalen Erfindungen konnten sie nur in einem sehr beschränkten Sinne Anspruch machen, da sie alle, sei es durch ihren Inhalt, sei es durch die Darstellungsform und den darin herrschenden Ton, oder auch durch ihre Tendenzen aufs unverkennbarste auf auswärtige Einflüsse und Vorbilder zurück-

Roman für den denkenden Kopf, von classischem Geschmacke. Roman? Wir wollen ihm diesen Titel nur geben; vielleicht, daß es einige Leser mehr dadurch bekömmt. Die wenigen, die es darüber verlieren möchte, an denen ist ohnedem nichts gelegen." — g) Als Lessing 1755 in der Berliner Zeitung einen elenden ins Deutsche übersetzten Roman anzeigte (sämmtl. Schr. 5, S. 40), schrieb er: „Ist es erlaubt, weil Richardson und Fielding ein gutes Vorurtheil für die englischen Romane erweckt haben, daß man uns allen Schund aus dieser Sprache aufzudrängen sucht?" Und bei einer ähnlichen Gelegenheit (5, S. 58): „Wir sind die gutherzigen Deutschen; das ist ganz gewiß. Das Gute der Ausländer gefällt uns, und zur Dankbarkeit lassen wir uns auch das Elendeste, was sie haben, gefallen." (Vgl. auch 3, S. 391 f; 5, S. 57 f.). Abbt, der in der allg. d. Bibl. 1, 2, S. 97 ff. Wielands Don Sylvio anzeigte und dabei u. a. der „vielerlei neuen Manieren" gedachte, auf welche die Franzosen im Roman gekommen, so wie der beiden andern, welche die Engländer erfunden, der richardsonschen und fieldingschen, bemerkte von den Deutschen, daß, wenn sie bis dahin eigene Romane bekommen hätten, sie nach jenen Arten zugeschnitten wären. Von sich selbst hätten sie noch nichts aufgestellt, das eine eigene Gattung ausmachte. Vgl. dazu Resewitz im 294. Litt. Briefe und in der allg. d. Bibl. 1, 2, S. 228. Die letztgenannte Zeitschrift konnte in den ersten Jahrgängen unter der Rubrik der Romane zum großen Theil

wiesen. So führte Gellert in dem „Leben der schwedischen Gräfin von G**" die zeitherigen rohen Abenteurergeschichten zu der empfindsam moralisierenden, ein verstiegenes Tugendheldenthum schildernden und auf psychologische Zergliederung abzielenden Darstellungsmanier in Richardsons Familienromanen hinüber; h) so hatte es Joh. K. Aug. Mu-

nur von Uebersetzungen aus dem Englischen und Französischen berichten, worunter sehr viel schlechte Waare war. Von Romanen deutscher Erfindung wußte sie, außer dem Don Sylvio und dem Agathon, keinen nur einigermaßen erträglichen anzuzeigen. Noch im 4. Theil 1, S. 157 schrieb Musaeus, wenn der Witz einer Nation aus ihren Romanen zu beurtheilen wäre, so müßte man es den Ausländern verzeihen, wenn sie den Deutschen den Witz absprächen. — h) Gellerts Roman erschien zuerst zu Leipzig 1746. 8. Er besteht in einer Reihe von Abenteuern, die in ihrer Zusammenstellung und Aufeinanderhäufung sehr viel Unwahrscheinliches enthalten; die Erfindung des Ganzen ist sehr schwach, die Ausführung der Characterdarstellungen flach und gemein, der Stil weitschweifig, der ganze Ton breit und platt moralisierend. Gellert war ein großer Verehrer von Richardson und empfahl in der zehnten seiner moralischen Vorlesungen unter den Schriften, die „allgemeine Mittel" abgeben könnten, „zur Tugend zu gelangen und sie zu vermehren," von „guten prosaischen Gedichten" ausdrücklich und besonders die Clarissa und den Grandison. „Ich habe," setzt er hinzu, „ehedem über den siebenten Theil der Clarissa und den fünften des Grandison mit einer Art von süßer Wehmuth einige der merkwürdigsten Stunden für mein Herz verweinet; dafür danke ich dir noch jetzt, Richardson." Was die Briefe „über den Werth einiger deutschen Dichter" rc. über die Folgen von Gellerts Vorliebe für Richardson urtheilten, ist S. 1452, Anm. d angedeutet. Als er seinen Roman schrieb, konnte er aber erst die Pamela gelesen haben (sie war schon 1743 übersetzt worden). — Ein Seitenstück zu dem Leben der schwedischen Gräfin war die zu ihrer Zeit sehr beliebte „Geschichte des Grafen P**," Leipzig 1755, die den aus Goethe's Leben (25, S. 87) bekannten Hofrath Pfeil zum Verfasser hatte. Daß auf den gleichfalls von Goethe (24, S. 115) erwähnten Roman von J. M. von Loen, „der redliche Mann am Hofe, oder die Begebenheiten des Grafen von Rivera," Frankf. a. M. 1740. 8. (ein Auszug in Reichards Bibl. d. Romane 1, S. 99 ff.), schon Richardson eingewirkt habe, wie Koch (Compend. 2, S. 275 f.) und nach ihm Andere anzunehmen scheinen, glaube ich darum nicht, weil Richardson mit seinem ersten Ro-

säus i) auf eine Art von deutschem Don Quixote abgesehen, als er in seinem „Grandison dem Zweiten" die thörichten Vergötterer richardsonscher Charactere lächerlich zu machen und die Schwärmerei für Richardsons Romane selbst herabzustimmen suchte; k) und so nahm sich auch Wieland, dessen erster hier einschlagender Versuch, die dialogisierte Geschichte von

---

man, der Pamela, auch erst 1740 hervortrat. — Wie sehr man sich in Deutschland beeiferte, Richardsons beide Romane, die auf die Pamela folgten, den des Englischen unkundigen Lesern zugänglich zu machen, erhellt aus folgenden Thatsachen: die 1748 erschienene Clarissa wurde bereits 1748—52 (in Göttingen, wie es heißt, von J. D. Michaelis und Haller; vgl. n. allg. d. Bibl. 14, 1, S. 161) übersetzt, und von dem 1753 vollendeten Grandison konnte Lessing auch schon 1754 den in diesem Jahre zu Leipzig gedruckten dritten Band einer Verdeutschung anzeigen (s. Schriften 4, S. 483). — Mit den Werken Richardsons, und namentlich mit der Clarissa, beginnt in der neuern Litteratur überhaupt die Reihe der Familienromane. Richardson war es, der, mit Danzel zu reden, das moderne Familienleben, an welchem man bis dahin vorübergegangen war, für die Poesie ganz eigentlich erst entdeckte (Danzel, Lessing 2c. 1, S. 305 ff. 351). Daß er für Deutschland auch eine Hauptanregung zu dem bürgerlichen Familientrauerspiel gab, ist schon oben S. 1286 f. erwähnt worden. Ueber das gegenseitige Verhältniß von Richardsons und Fieldings Romanen, welcher letztern Einfluß auf unsere schöne Litteratur besonders erst seit dem Anfange der Siebziger wahrnehmbar wird, vgl. Schlosser 2, S. 454 ff; 3, S. 589 ff. — i) Geb. 1735 zu Jena, wurde, als sein Vater bald darauf nach Eisenach versetzt worden, von einem Verwandten, zuerst in Allstädt, dann in Eisenach, erzogen, worauf er in seiner Geburtsstadt Theologie studierte. Nachdem ihm die Hoffnung, eine Landpfarre in der Nähe von Eisenach zu erhalten, vereitelt worden, ward er 1763 Pagenhofmeister in Weimar. Sieben Jahre später erhielt er eine Professur am dortigen Gymnasium und starb 1787. — k) „Grandison der Zweite, oder Geschichte des Herrn von N**, in Briefen entworfen." Eisenach 1760—62. 3 Thle 8. (der erste Theil 1768 neu aufgelegt.) Die Geschichte, die ohne des Verf. Namen erschien, war in dieser ersten Gestalt nicht zu Ende geführt. Abbt, der gleich ein lebhaftes Interesse an diesem Buche nahm (vgl. dessen Werke 3, S. 58), berichtete darüber ausführlich und einsichtig im 314. Litt. Briefe. „Wenn es dem Verf.," sagt er u. a., „durchaus geglückt hätte, den wahren Ton seines Werks,

„Araspes und Panthea," nur die Bearbeitung einer Episode in der Cyropädie war, [l]) in dem „Don Sylvio von Rosalva" eben jenen spanischen Roman zum Vorbilde. [m]) Dergleichen Einflüssen von außen, namentlich von England, Frankreich und Spanien her, blieb der deutsche Roman auch in der Folge um so mehr und um so dauernder unterworfen, je mehr die Zahl der Uebersetzungen ausländischer Erzeugnisse dieser

---

den er etliche Mal ausnehmend gut getroffen, beizubehalten, so würde ich dieses Werk ohne Bedenken unter die besten Arbeiten des Witzes in unserer Sprache setzen." Dem sei aber nicht so, woraus sich fast schließen lasse, daß der Verfasser — wie es vielen unserer guten Köpfe gehe — in einem Winkel irgend einer Provinz, ferne von kritischen Freunden schreibe und dadurch den Vortheil entbehren müsse, seinen Werken die letzte Ausfeilung angedeihen zu lassen. Derselbe sei übrigens muthig genug gewesen, an Richardson einige Fehler zu ahnden; und dafür müsse man ihm danken. „Verehren wir erst einmal einen Schriftsteller, besonders einen Ausländer, der es aus hundert Gründen verdient, so untersteht sich fast niemand mehr, den geringsten Fehler an ihm wahrzunehmen. Predigt vollends dieser Schriftsteller Tugendlehren ein, so heißt der geringste gegen ihn ausgesprochene Tadel die reine Folge eines eingewurzelten Hasses gegen Tugend und Religion. Wer darf es denn wagen, an einem Richardson was auszusetzen? Man hat also bisher in der Stille den Ekel ertragen, den seine Personen durch ihr unaufhörliches und wechselseitiges ins Angesicht-Loben nothwendig erregen müssen." Es folgt sodann, was man außerdem noch alles in Richardsons Romanen habe ertragen müssen. Was Abbt an der Composition des deutschen Werkes, an der Anlage und Ausführung der Charactere, so wie an dem Stil tadelt, ist im Ganzen sehr treffend. In Bezug auf den letzten Punct heißt es namentlich: es dürfte endlich einmal Zeit sein, die gellertschen Briefe — deren Manier und Ton auch noch in diesem Roman herrschten — nicht mehr für unverbesserliche Muster zu halten. — Musaeus arbeitete später sein Buch völlig um und gab ihm den Titel „der deutsche Grandison, auch eine Familiengeschichte." Eisenach 1781. 82. 2 Thle 8. — l) Vgl. S. 983, Anm. In diesem Werke „lag gewissermaßen schon der Keim zum Agathon." — m) Nach Abbts Bemerkung in der allg. d. Bibl. 1, 2, S. 97 war in diesem Roman „die Stellung von Cervantes und die Farbenmischung von Fielding;" der hauptphilosophische Gedanke, der dabei zum Grunde liege, möge dem Verf. eigen sein und könne ihm Ehre machen. —

Gattung mit jedem Jahre wuchs, [n]) je mehr der Geschmack des Publicums dadurch bestimmt wurde und sich daran ge-

n) Um hier nur die mir bekannt gewordenen Uebersetzungen von Romanen einiger der bedeutendern und auf unsere Litteratur einflußreichern Schriftsteller des Auslandes zu erwähnen, so erschienen bis in die Neunziger herein 1. aus dem Englischen (außer den S. 1392, Anm. q. S. 1402, Anm. 8. und S. 1610 f., Anm. h bezeichneten Ausgaben): von Richardson die „Pamela" von Fr. Schmit, 1772; die „Clarissa" von einem Ungenannten und Ch. H. Schmid 1764 und 1790 f; von L. Th. Kosegarten 1790 ff; eine Nachbildung („Albertine") von Fr. Schulz 1788 f; der „Grandison" 1762; 1780; 1789 f; und alle drei Romane, „im Kleinen entworfen," beisammen 1765—76. Von Fielding, nach dem S. 1402, Anm. 8 Angeführten (wo die einem gewissen Wobrach beigelegte erste Uebersetzung des Tom Jones, Hamburg 1750, in einer verbesserten Ausg. Leipz. 1771, nachzutragen ist; vgl. allg. d. Bibl. 43, 1, S. 152 und Anh. zum 53—86. Bde S. 2598 ff.), der „Jos. Andrews" 1770 und 1784 (vgl. allg. d. Bibl. 69, 2, S. 404); die „Amalia" 1797 f; der „Tom Jones" von Fr. Schmit 1780 f. und dann Leipzig 1786 ff. 6 Bde 8. von J. J. Ch. Bode (geb. 1730 in Braunschweig. Er war der Sohn eines Soldaten und Tagelöhners und erhielt einen äußerst dürftigen Schulunterricht, suchte aber, während er bei dem Braunschweiger Stadtmusicus in der Lehre war, seine Wißbegierde durch Bücherlesen zu befriedigen. Als er nachher Hautboist bei einem Regiment geworden war, gieng er, um sich in seiner Kunst zu vervollkommnen, mit Einwilligung seiner Obern nach Helmstädt zu einem geschickten Musiker und fand hier Gelegenheit, neuere Sprachen und die Anfangsgründe der lateinischen zu erlernen. Da es ihm nach seiner Rückkehr nicht gelang, eine Stelle in der braunschweigischen Hofcapelle, auf die er sich Hoffnung gemacht hatte, zu erhalten, gab er 1752 sein bisheriges Dienstverhältniß auf, um als Hautboist in ein hannöversches Regiment zu Celle einzutreten. Hier fuhr er fort, sich wissenschaftlich auszubilden. Nach einigen Jahren trat er zuerst als Componist, dann auch als Schriftsteller auf. 1756 hatte er seinen Abschied genommen; im nächsten Jahre war er nach Hamburg gezogen, wo er bald in angenehme und bedeutende Verbindungen kam, in den Freimaurerorden trat [in welchem er nachher, so wie auch 1782 unter den Illuminaten, eine große Rolle spielte], 1762 und 63 den hamburgischen Correspondenten redigierte, mancherlei übersetzte und dabei auch immer als Musiker und Componist thätig blieb. Durch eine Heirath gelangte er zu einem ansehnlichen Vermögen; er fieng ein Buchhändlergeschäft an, bei dem sich auch Lessing eine Zeit lang betheiligte,

wöhnte, je empfänglicher unsere schöne Litteratur überhaupt noch immer für alle Arten fremder Einwirkungen blieb, je

---

fand aber dabei so wenig seinen Vortheil, daß er 1778 der Einladung der Gräfin Bernstorf, der Wittwe des berühmten dänischen Ministers, folgte, mit ihr als ihr Geschäftsführer nach Weimar zu ziehen, wo er zu Anfang des J. 1779 eintraf und bis an seinen Tod wohnen blieb. Er erhielt von mehrern Höfen Rathstitel und starb, nachdem er noch eine Reise nach Paris und Niedersachsen gemacht, 1793. Als Uebersetzer erwarb er sich in der litterarischen Welt einen großen Ruf). Von Smollet der „Peregrine Pickle" 1769 und von W. Ch. S. Mylius 1785 und 1789; der „Roderich Random" ebenfalls von Mylius 1790; die „Reisen Humphry Klinkers" in einer neuen Aufl. von Bode's Uebersetzung 1785. Von Goldsmith „der Dorfprediger von Wakefield" in mehreren neuen Auflagen und Nachdrucken von Bode's Uebersetzung. Von Sterne die „Briefe an Elisa" in zwei Uebersetzungen 1775, die eine von Bode. „Yorik's empfindsame Reise ꝛc." und „Tristram Shandy," von Bode übersetzt, in neuen Auflagen und Nachdrucken. — 2. Aus dem Französischen: von Rabelais „Gargantua und Pantagruel, umgearbeitet nach Rabelais und Fischart von Dr. Eckstein (d. h. Ch. L. Fr. Sander), Hamburg 1785 ff. Sodann — abgesehen von ältern, schon vor 1760 fallenden Uebersetzungen — Scarrons „komischer Roman" 1782 ff. und dessen „tragisch-komische Novellen" 1779 und 1791. Von Le Sage der „Gilblas" von Walther 1768 und von W. Ch. S. Mylius 1779 ff. (öfter aufgelegt); „der Baccalaureus von Salamanca" (der auch schon früher übersetzt war) 1782; „der lahme Teufel" 1764 und 1789. Von Voltaire der „Candide" von Mylius 1779, „Romane und Erzählungen" von demselben 1786. Von Crebillon d. J. die „vorzüglichsten" Werke von Mylius 1782 ff. Von Marivaux „der emporgekommene Landmann" von Lotich und Mylius 1787; „Marianens Begebenheiten" 1791 f. und in demselben Jahre die nach dem Original bearbeitete „Josephe" von Fr. Schulz (die zuerst in dessen kleinen pros. Schriften, Weimar 1788 ff. erschien). Von Rousseau „die neue Heloise" (vgl. S. 1393, Anm. r) von K. F. Cramer; der „Emil" 1762 ff. und von Cramer 1789 ff. Von Marmontel der „Belisar" 1767 und 1770; die „Inkas ꝛc." 1777, dann von Bode 1783; die „moralischen Erzählungen," bearbeitet von Ant. Wall (Heyne) Bd. 1. 1787; übersetzt von Schmerler 1791 und von Chr. G. Schütz 1794 f. — 3. Aus dem Spanischen: von Cervantes der „Don Quixote," der bereits im 17. Jh. bei uns eingeführt war (vgl. S. 686, Anm. l) und um 1740 das Interesse der Schweizer in so hohem Grade erregt hatte, daß Bodmer der Betrachtung der beiden Hauptcharactere darin den gan-

weniger die deutschen Zustände, das öffentliche wie das gesellschaftliche Leben o) die Entwickelung einer volksthümlichen, von einem höhern poetischen Geiste erfüllten, in reine und schöne

---

zen 18. Abschnitt seiner „Betrachtungen über die poet. Gemählde ꝛc." widmete, wurde (wie Biester im Anh. zum 25—36. Bde d. allg. d. Bibl. S. 3398 berichtet) nach einer französ. Uebersetzung in den ersten drei Bänden des „angenehmen Passetems" Frankf. und Leipzig 1734—43. 6 Bde 8. verdeutscht; eine andere Uebersetzung (vielleicht bloß eine neue Aufl. von jener?) erschien 1767 zu Leipzig, worauf die aus der Urschrift des Cervantes und der Fortsetzung des Avellaneda gefertigte von F. J. Bertuch, „Leben und Thaten des weisen Junkers Don Quixote von Mancha," Leipzig 1775—77. 6 Bde 8. (n. A. 1780) folgte, in der jedoch die Novellen theils verkürzt, theils weggelassen waren, weil sie, wie der Uebersetzer meinte, „in den jetzigen Zeiten ein wirklicher Fehler des Werkes wären." Die „Abenteuer des Persiles und der Sigismunde" zum erstenmale aus d. span. Original verdeutscht von Jul. Grafen von Soden. Anspach 1782. 4 Bde 8; auch von J. F. Butenschön, Heidelberg 1789. 8. Die „Galathea," aus dem Franz. des Florian, von Mylius 1787. Die Novellen (Novelas exemplares), nach einer ungetreuen französ. Uebersetzung, Frankf. und Leipzig 1752 (vgl. Lessings s. Schr. 3, S. 375 f.); zum erstenmal nach dem Original von dem Gr. v. Soden, Leipzig 1779. 2 Bde 8. Von picarischen Romanen erschien der „Lazarillo de Tormes" von Diego Hurtado de Mendoza, der schon 1624 verdeutscht worden, in zwei neuen Uebersetzungen, Ulm 1769. 2 Bde 8. und Leipzig 1782. 8. (vgl. Eberts bibliogr. Lexic. N. 13788); „die Geschichte des berühmten Predigers Bruder Gerundio von Campazas, sonst Gerundio Zotes," von F. J. Bertuch (aber nicht aus dem span. Original, sondern nach einer engl. Uebersetzung), Leipzig 1773. 2 Bde (vgl. d. Merkur von 1773. 3, S. 195 ff.); das „Leben des Gran Tacanno," von Quevedo, im 2. Bde von Bertuchs Magazin der spanischen und portugiesischen Litteratur, Weimar 1780. 82. 8; „der Nachtschwärmer", nach Quevedo, Altenburg 1782, 8. (ist das Original mit dem der folgenden Bearbeitung dasselbe?); „Geschichte eines Kraftgenie's" ꝛc., nach dem Spanischen des Quevedo (Historia de la vida del Buscon llamado Don Pablos) frei umgearbeitet, Hamburg 1789. 8. — Wie unzählig viele, nicht allein bloß mittelmäßige, sondern ganz elende und nichtswürdige Romane und Erzählungen außerdem, besonders seit den achtziger Jahren aus dem Französischen und Englischen übersetzt wurden, kann man schon beim flüchtigsten Durchblättern einiger Jahrgänge der allg. d. Bibliothek und der Jen. allg. Litteratur Zeitung sehen. — o) Lichtenberg wies mit seinem

Formen sich kleidenden Romanlitteratur begünstigten, und je seltener dabei endlich unter uns Romandichter von eigentlich genialer Begabung, von wahrhaft selbständiger Erfindungskraft, oder auch nur von tieferer Menschenkenntniß und reicherer Welterfahrung waren. p) Hatte doch auch bei seinem Agathon Wieland die Anlage und die Form der griechischen Romane im Auge gehabt; und so werden sich auch unter den übrigen Romanen aus den Sechzigern und den beiden folgenden Jahrzehnten, die von der ungeheuern Masse der bloß für die augenblickliche Unterhaltung geschriebenen Fabrikarbeiten als die bessern und besten abgesondert zu werden verdienen, neben Goethe's Werther nur äußerst wenige nennen lassen, auf deren Anlage und Ausführung nicht einer oder der andere Ausländer, sei es Richardson oder Fielding mit Smollet und Goldsmith, Sterne oder Cervantes, die spanischen Verfasser der sogenannten picarischen Romane oder ihre französischen Nachfolger Scarron und Le Sage, Rousseau oder Voltaire mit Marivaux, Crebillon dem Jüngern und andern Franzosen, in irgend einer Weise deutlicher oder versteckter eingewirkt haben. Im Ganzen jedoch blieben von allen diesen ausländischen Einflüssen diejenigen, welche von den Engländern, namentlich von Richardson, Fielding und Sterne ausgiengen, die wirksamsten, nach-

---

Fragment „über den deutschen Roman" (verm. Schriften 1, S. 81 ff.) zwar nur in scherzender und ironischer Laune darauf hin, wie gewisse Verhältnisse und Einrichtungen im Leben, die den Deutschen ganz abgiengen, in England den Romanschreibern ihre Erfindungen erleichterten; allein durch seine Laune blickt die ernste Meinung deutlich genug durch, daß in Deutschland überhaupt ein sehr magerer und wenig gesunden und kräftigen Ertrag gewährender Boden für diejenige Litteraturgattung sei, die, nach Mercks Erklärung (d. Merkur von 1776. 1, S. 272 f.), „eigentlich nichts anders sein soll als Nachbildung des gesellschaftlichen Lebens und besonders der Sittenmasse der Zeit, worin die Verfasser schreiben." — p) Vgl. Lichtenberg in den S. 1534, Anm. 5 ange-

haltigsten und, in einer Beziehung wenigstens, auch die fördersamsten. Denn wenn durch sie sowohl der innere Character, wie die äußere Form und die ganze Behandlungsart der bessern deutschen Erfindungen überhaupt am meisten bestimmt wurden, so trugen sie noch im Besondern ganz vorzüglich dazu bei, daß die deutschen Romanschreiber von Wielands Verfahren — die Stoffe, wo nicht aus räumlicher oder zeitlicher Ferne herzuholen, doch in der für sie gewählten Einkleidung dahin zu verlegen — bald abwichen, indem sie, bei dem gleichen Streben, Charactere, Sitten und Begebenheiten der Wirklichkeit so treu wie möglich nachzubilden, ihre Gemählde lieber auf den Grund des heimischen als eines fremden Lebens auftrugen und sie in dem Costume und der Umgebung entweder der unmittelbaren Gegenwart oder der jüngsten Vergangenheit ausführten. Ein Beispiel der Art hatte zwar Musaeus schon 1760 gegeben; es war aber fürs erste ohne Nachfolge geblieben. Es schien, als fehlte es unsern Schriftstellern noch an dem Glauben, daß ein in Deutschland spielender Roman für gebildete, an die Erfindungen des Auslandes gewöhnte deutsche Leser von Interesse sein könnte. Auch Joh. Timoth. Hermes q)

---

führten Stücken und Mercks S. 1537 f., Anmerk. im Auszuge mitgetheilten Aufsatz im d. Merkur von 1778. 1, S. 48 ff. Vieles dort und hier Gesagte paßt vornehmlich auf die Verfasser unserer humoristischen und pragmatischen Romane der siebziger und achtziger Jahre. — q) Geb. 1738 zu Petznick bei Stargard in Pommern. Sein Vater war Prediger und in verschiedenen Fächern ein tüchtiger Gelehrter; die Mutter blieb ihm sein Leben lang das Muster echter Weiblichkeit, das ihm, nach seiner eigenen Versicherung, in seinen Schriften überall, wo er über das Weib spricht, vor Augen geschwebt hat. Die geistigen Anlagen des Knaben entwickelten sich so ungleichmäßig, daß er zu derselben Zeit in einigen Beziehungen für ein frühreifendes Genie und in andern für einen Dummkopf gelten konnte. Erst in seinem achten Jahre glich sich in Folge einer Krankheit dieser auffallende Widerspruch in seiner innern Natur glücklich aus. Den ersten Unterricht er

dem Mittelstande erfunden und damit auch erst den deutschen Roman dem Leserkreise ganz nahe gerückt, auf dessen Empfänglichkeit für poetische Erzeugnisse der Heimath damals am meisten, wo nicht allein, zu rechnen war. Wirklich erregte dieses Werk auch, so wenig kunstgerecht, ja so verworren seine Anlage, und so geringfügig, bei einer breiten, zerfahrenen, oft platten und witzelnden Schreibart, sein von einer Menge erbaulicher, moralisierender und lehrhafter Auswüchse überwucherter dichterischer Gehalt war, t) gleich so großes Aufsehen und wurde, besonders in den gebildetern Mittelclassen, mit so vielem Beifall aufgenommen, daß nun auch andere Romanschreiber er-

---

stark vermehrte und verbesserte Ausg. in 6 Theilen 1775; dritte (ebenfalls sehr erweiterte) 1778; auch verschiedentlich nachgedruckt. Der ganze Roman besteht aus Briefen. — t) Seine Theorie von der Anlage und Ausführung eines deutschen Originalromans, wie er ihn sich dachte, hat Hermes in dem 12. Briefe des ersten Theils von Sophiens Reise in einer Reihe von Sätzen skizziert, die er einer Person in seiner Geschichte in den Mund legt; und fast allen einzelnen Puncten dieser Theorie entspricht denn auch die von Hermes in seinem weitschweifigen Werke beobachtete Praxis. Die Hauptabsicht bei seiner ganzen Erfindung gibt er in der Vorrede zum zweiten Theil der ersten Ausgabe durch einen Wink zu erkennen: er wollte auf eine „unpedantische" Art „unterrichten," und zwar vornehmlich als Sittenlehrer im weitesten Sinne, nach den Grundsätzen seines rationalistischen Christenthums. Vortrefflich ist die kurze, im Tone der feinsten Ironie geschriebene Characteristik, die Merck auf Wielands Verlangen (vgl. Briefe an Merck 1835. S. 86 u. dazu S. 90) von Hermes und dessen Roman für den d. Merkur (1776. 2, S. 105) lieferte. „Es ist in der That merkwürdig für unsere Zeit," heißt es hier, „daß ein Geistlicher von so mannigfaltigen Gaben sich den kleinern Bedürfnissen der Gesellschaft aufopfert und die Moral, die sonst die Herren dieses Standes nur en gros umzusetzen gewohnt sind, durch eine so gefällige und gemeinnützige Schrift en détail in aller Hände zu bringen sucht. Diese Absicht, so wie der unterhaltende Stil des Verfassers, die Geschmeidigkeit seines Geistes, Sprache und Bedürfnisse aller der Charactere anzunehmen, die er aufstellt, — lassen auf seine Kanzelberedsamkeit, auf die Popularität und Gemeinnützigkeit seines Vortrages die gegründet vortheilhaftesten Schlüsse machen: so wie die Strenge sei-

muthigt werden mußten, in den räumlichen und zeitlichen Einrahmungen ihrer Geschichten, in der Wahl der Charactere, welche dargestellt, der Sitten, welche geschildert werden sollten, dem von Hermes gegebenen Beispiele zu folgen.

§. 308.

Indessen so bald sich jetzt auch unsere Romanschreiber im Allgemeinen für die Hinkehr zu dem Heimathlichen in den Gegenständen und in der äußern Gewandung ihrer Werke entschieden, und so bemerkbar dieß bereits vor der Mitte der Siebziger wurde, mit so geringem Ernste schienen sie es darauf anzulegen, ihren Erfindungen auch von Seiten der innern Behandlung in Form, Stil und Ton zur Originalität zu ver-

ner Grundsätze — die allen Personen seines Romans einen ganz eigenen und von den Personen aller übrigen Romane abgehenden Umriß geben und daher die Situationen, in die er sie setzt, eher zu wunderbaren und die Neugier aufreizenden Schickungen des Himmels als zu dem Erfolg ihrer eigenen Gesinnungen und Handlungen stempeln — seine Orthodoxie und Gewissenhaftigkeit außer allem Zweifel setzt. Zudem hat er das Laster sowohl zur Warnung des männlichen als des weiblichen Geschlechts in — (einigen) Personen — so sichtbar zu strafen gewußt, daß in der That ein solcher Roman wegen seines moralischen Zwecks eine unsern Zeiten sehr angemessene Wohlthat bleibt." — Wieland hat hierzu einen Zusatz gemacht, worin er u. a. treffend sagt: man dürfe Hermes' Roman (wenn das Werk ja ein Roman heißen sollte) nicht nach den Gesetzen der poetischen Composition beurtheilen. Er sei so wenig ein Werk des Dichter-Genius, als ein treuer Abriß der Menschheit: er sei vielmehr ein Buch, worin ein Mann von nicht gewöhnlichen Talenten, mit dem besten Willen für das Wohl seiner Nebenmenschen, alle seine Welt- und Menschenkenntniß, alles was er in seinem Kopf und Herzen mittheilungswürdig hielt, und hauptsächlich sein System über Religion und Moral, unter der angenehmen Einkleidung einer Geschichte, in einer stäten Abwechselung von Erzählung, Gesprächen und Monologen, vortrage; weil er nun einmal ein Buch, und ein gemeinnütziches Buch, schreiben wollte und diese Art der Einkleidung für die gefälligste und interessanteste hielt. Vgl. den Aufsatz von Prutz „Sophiens Reise ꝛc." in dessen litterarhist. Taschenbuch. Jahrg. 1843. S. 353 ff.

helfen. Hierin richteten sich die allermeisten fortwährend mehr oder weniger nach fremden Vorbildern. Je mannigfaltiger aber und je verschiedenartiger diese Vorbilder waren, die binnen kurzer Zeit nach und neben einander bei uns eingeführt, übersetzt und nachgeahmt wurden, desto eher liefen nun auch noch in unsern Romanen die besondern Arten und Richtungen der ausländischen in einander, und desto leichter vermischte man darin die verschiedenen Formen, Manieren und Töne ihrer Verfasser. So wahrte man nicht einmal irgend einer der von auswärts eingeführten Sonderarten des Romans beim Nachbilden ihren Character in der Bestimmtheit und Reinheit, worin man ihn überkommen hatte,* geschweige daß man es dahin gebracht hätte, ihn im volksthümlich deutschen Geiste zu ähnlicher oder gar gleicher Bestimmtheit und Reinheit umzubilden. Eine Eigenschaft ist es vorzüglich, die sich durch die ganze Gattung hindurchzieht und beinahe in jedem unserer beachtenswerthern — nicht in der großen Masse der bloßen Unterhaltungsschriften begriffenen — Romane, gleichviel welches Inhalts und welcher Form, wiederkehrt: die in die Zeichnung der Charactere und in die Erzählung der Begebenheiten gelegte pragmatisch-lehrhafte Tendenz. Sie ist schon erkennbar genug in den ältesten hierherfallenden Productionen dieses Zeitraums, deren vorhin gedacht worden ist; sie bezeichnet ganz besonders den Geist, in welchem der Agathon, der goldene Spiegel und Sophiens Reise abgefaßt sind; und sie wird seitdem so vorherrschend in diesem Litteraturzweige, daß auch Schriftsteller aus Goethe's Kreise, wie F. H. Jacobi und Jung, oder aus dem Göttinger Verein, wie Miller, sobald sie Romane schreiben, ihr mehr oder weniger huldigen. Ein anderer Hauptzug, in dem sich wenigstens viele der hier in Betracht kommenden Erfindungen gleichen, und an dem sich noch viel

mehr als in der pragmatisch-lehrhaften Tendenz das innere gegensätzliche Verhältniß der ganzen Classe zu den von den kraftmännischen Genies hervorgebrachten Werken herausstellt, ist das Humoristische in der Auffassung und Behandlung der dargestellten Personen, Begebenheiten, Verhältnisse und Situationen. Schon durch den Einfluß, den einerseits Cervantes und die fremden picarischen oder Schelmen-Romane, andrerseits Fielding und die ihm zunächst verwandten Engländer auf unsere Schriftsteller ausübten, vorbereitet und eingeleitet, that sich die humoristische Darstellungsform bei uns doch erst seit der Zeit recht hervor, wo man in der Nachahmung der Werke Sterne's von Yoriks empfindsamer Reise zu dem Tristram Shandy übergieng. Dieß geschah ungefähr zugleich mit dem ersten bedeutenden Auftreten der jungen Sturm- und Drangmänner, [1]) und so wie in der von diesen eingeschlagenen Hauptrichtung Shakspeare das große Vorbild war, so sahen viele von unsern pragmatischen Romanschreibern in Sterne ihr höchstes Muster. [2]) Allein diese deutschen Humoristen, als deren Hauptvertreter während der siebziger und achtziger Jahre wir,

1) Die Humoristik, wie sie sich, besonders im Anschluß an Sterne, bei uns entwickelte, hatte ihren tiefern Grund nicht minder als die Starkgeisterei der Originalgenies und die sich in beide eindrängende Empfindsamkeit in jener Zeitstimmung, von der nach dem siebenjährigen Kriege besonders die deutsche Jugend ergriffen und beherrscht war, in dem sich überhebenden Selbstgefühl des Subjects gegenüber den bestehenden objectiven Verhältnissen in Staat, Kirche, Gesellschaft, Litteratur (vgl. S. 857—863); nur daß sich dieses in der Humoristik bei veränderter Stellung des Subjects zu diesen Verhältnissen und der dadurch bedingten Verschiedenheit ihrer Auffassung nach einer andern Richtung hin offenbarte (vgl. S. 1586 f. und dazu Gervinus 5, S. 158 ff. — 2) „Wie man den wilden Genius Shakspeare jetzt auf dem Theater nachahmt und doch Originalgeist heißen will," schrieb im Spätherbst 1775 Ramler an Gebler (Fr. Schlegels d. Mus. 4, S. 144 f.), „so will jetzt jeder scherzen wie Sterne." —

den dramatischen Schöpfungen Shakspeare's. Das verhinderte schon, selbst wenn jene Männer mit ihrem Talent für Humoristik an ihr Vorbild gereicht hätten — was vielleicht nicht einmal völlig bei Hippel, und viel weniger noch bei den übrigen, der Fall war — die vielfache Einfügung trocken lehrhafter Partien in die Erzählung, wobei ein sich in voller dichterischer Freiheit bewegender Humor gar nicht aufkommen konnte. Denn das war überhaupt die Folge der didactischen Richtung, die bei uns der Roman im achtzehnten Jahrhundert gleich von Anfang an nahm, daß derselbe, in ganz ähnlicher Weise wie im siebzehnten, von den Meisten, die sich an ihm versuchten, für nicht viel mehr als für eine Form erzählender Darstellung angesehen wurde, in die sich mit Bequemlichkeit alles mögliche Wissenswürdige und Gemeinnützige einschachteln ließe, [9]) worin allerlei individuelle Ansichten, Meinungen und Erfahrungen niedergelegt, alle Arten von Raisonnement vorgetragen, [10]) so wie zweckdienliche Warnungen, Vorschläge

9) Musaeus bemerkte, als er ein solches Werk aus d. J. 1780 in der allg. d. Bibl. 47, 2, S. 449 anzeigte: „Unsere Romanschreiber sind wahre Haifische, die alles verschlingen, was ihnen vorkommt, und deren Mägen auch die heterogensten Dinge zu verarbeiten wissen." — 10) In der Vorrede zu dem Sebaldus Nothanker heißt es ausdrücklich: man möge sich nicht wundern, wenn es sich etwa ergeben sollte, daß, alles wohl berechnet, in diesem Werke mehr Meinungen als Geschichte und Handlungen vorkämen. „Der ehrliche Sebaldus kannte die große Welt nicht, die die Engländer high-life nennen. Speculation war die Welt, in der er lebte, und jede Meinung war ihm so wichtig, als kaum manchem andern eine Handlung ist. Daher ist dieses Werk auch gar nicht für die große Welt, sondern — deutsch heraus zu reden — nur für Gelehrte von Profession geschrieben." — Mit einer solchen Verfahrungsweise beim Romanschreiben war wieder niemand weniger einverstanden als Merck. Er rügte sie besonders an Wezels „Tobias Knaut," als er den vierten Band im d. Merkur von 1776. 1, S. 272 f. anzeigte, und er würde sich vielleicht, wenn Wieland ihn nicht gebeten hätte, säuberlich mit dem Verf. zu

und Vorschriften für das practische Leben überhaupt und Fingerzeige für das Verhalten in besondern Fällen und in eigenthümlichen Lagen ertheilt werden könnten. In jene Richtung gerieth er aber hauptsächlich darum so leicht und so dauernd, weil sich ihm bei der Beschaffenheit der damaligen staatlichen, bürgerlichen und gesellschaftlichen Zustände in Deutschland kaum anderswo Stoffe von einem tiefern, der alltäglichen Wirklichkeit entrückten Gehalt und zugleich von einem allgemeinern Interesse für die höher oder vielmehr gelehrt gebildeten Classen darboten, als in dem nach allen Seiten hin erregten geistigen Leben, wie es sich einestheils in den reformatorischen Bewegungen auf den Gebieten der Dichtung selbst, der Wissenschaft, der Erziehung, des Unterrichts, der Staatstheorie, und anderntheils in den Reibungen und Kämpfen offenbarte, welche durch die Gegensätze der religiösen Parteien und der

verfahren (Briefe an Merck 1835. S. 87), noch mit größerer Entschiedenheit darüber ausgelassen haben. In diesem Bande, sagt er, habe sich die Manier, besonders gegen die beiden ersten Theile, merklich geändert. „Vorher wurde dem Leser nur wenig Begebenheit mitgetheilt; sie war vielmehr fremder, in möglichster Kürze hingesetzter Text, um darüber Raisonnemente anzubringen. Jetzt aber fängt der erzählende Theil an das Uebergewicht zu bekommen, und die Betrachtungen sind untergeordnet, auch sparsamer vertheilt." Den Leser durch beständiges Raisonnieren gehörig zu unterhalten, sei unbequem; derselbe werde dadurch bloß an das Gesicht des Autors gefesselt, da er doch statt dieser Einsamkeit eine Welt neuer Menschen und Begebenheiten erwartet habe. „Bei unsern jetzigen Romanschreibern ist es nun einmal Gesetz geworden, Meinungen statt Leben zu schreiben, seitdem Sterne den Ton dazu gegeben hat. Indessen geben wir ihnen zu bedenken, ob der Leser nicht dadurch mehr gewinnen würde, wenn sie, statt der überall aufgehängten Tafeln eigner Inscriptionen, entweder den Weg einschlagen wollten, eine pragmatische Geschichte ihres Helden zu liefern, oder, ohne Monologen, das Märchen so episch zu machen, als ihnen möglich wäre. Der letzte Aufwand ist freilich der kostbarste, allein auch derjenige, der ihr Publicum ungemein erweiterte und ihnen zugleich mehr Macht und Ansehen über ihre Leser versicherte" ꝛc. —

damit enger oder loser zusammenhängenden Geheimorden herbeigeführt wurden. So entstand neben den Familiengeschichten, den picarischen und satirischen, den humoristischen und komischen Romanen, in welchen die lehrhaften Bestandtheile noch mehr als nebensächliche Einschaltungen erschienen, eine lange Reihe anderer, in denen die dichterische Erfindung vor ganz bestimmten wissenschaftlichen und practisch gemeinnützigen Zwecken so sehr zurücktrat, daß sie fast nur die äußere Form für einen bald in trocken raisonnierendem oder lehrendem, bald in satirisch-humoristischem und polemischem Tone vorgetragenen Inhalt abgab, der theils in die besondern Fächer der Philosophie und der Sittenlehre, der Geschichte und der Staatskunst, der Theologie und der Erziehungslehre einschlug, theils die mehr allgemeinen innern und äußern Cultur- und Litteraturverhältnisse in Deutschland betraf. Hier war von vorn herein der Widerspruch zwischen Stoff und Form so groß, daß von den Romanen dieser Classe kein einziger aus einer trüben Mitte zwischen dichterischer Darstellung und wissenschaftlichem Vortrag heraustreten konnte. Aber auch von jenen freier erfundenen Erzählungswerken, die auf die hier vorwaltenden Zwecke am wenigsten berechnet waren, hob sich keins durch seinen eigentlich dichterischen Werth zu einer bedeutenden Höhe. Selbst das Beste, was geleistet wurde, bestand immer weit mehr in der gelungenen Ausführung einzelner Theile eines Werks, als in der künstlerischen Gestaltung eines Ganzen. Und doch fehlte es auch da, wie in den dramatischen Werken der Originalgenies, nur allzu oft nicht bloß an innerer Geschlossenheit und durchgängiger Einstimmigkeit des Gegenständlichen, so wie an Reinheit, Ebenmaaß und Schönheit der Form, sondern auch an der gehörigen Motivierung der einzelnen Begebenheiten und Handlungen, oder an Wahrheit und Gründlichkeit in der An-

lage und Ausführung der Charactere.[11]) Eines höhern poetischen Gehalts mußten diese Romane im Allgemeinen aber

11) Von dem vierten Theil des Tobias Knaut berichtete Merck (a. a. O.): die Begebenheiten wären so wenig an einander gereiht und grenzten nach ihrem Aeußerlichen so sehr an das Wunderbare und Außerordentliche, daß eine Vorzählung derselben dem Verf. bei den Lesern des d. Merkurs zum größten Schaden gereichen würde. Er scheine darüber sehr wenig bekümmert, was der Leser von seiner Erfindungsgabe halte, wenn er ihm nur seine Ideen, Grillen ꝛc. mittheilen könne. Der Verf. zeige sich in einem ungleich vortheilhaftern Lichte als sein Buch, und man sei zuweilen sehr unzufrieden mit ihm, daß er von der ihm eigenen Kunst zu erzählen, seiner Laune, seiner Speculationsgabe, seiner Welt- und Menschenkenntniß nicht einen anderen Gebrauch gemacht habe. Hätte er seinen Characteren mehr im Ganzen Individuelles, seinem Helden mehr Substanz und seinen Begebenheiten mehr Ineinandergreifendes gegeben, so würde man ihm das omne tulit punctum mit Vergnügen zurufen. — So urtheilte Merck über einen humoristischen Roman, der sicherlich nicht zu den schlechtern seiner Zeit gehörte (Hamann war sehr ungewiß darüber, ob er nicht, wie alle seine guten Freunde in Königsberg, nach der Schreibart des Knaut, in der er, obgleich kein äußeres, doch viel innere Merkmale von Herders „verwünschtem rothdeutschem Stil" zu erkennen glaubte, diesem einen Antheil daran zuschreiben müßte; vgl. Hamanns Schriften 5, S. 61 und dazu Herders Antwort 5, S. 73). Wie ihm die Werke dieser Gattung von gewöhnlichem Schlage, die damals herausgekommen waren, erschienen, deuten die jenem besondern Urtheil voraufgehenden Worte von allgemeinerem Bezuge bestimmt genug an. „Eigentlich," lauten sie, „soll doch der Roman nichts anderes sein als Nachbildung des gesellschaftlichen Lebens und besonders der Sittenmasse der Zeit, worin der Verf. schreibt. Sind nun die Begebenheiten so sorglos geordnet, daß der Leser seine Einbildungskraft an dem Motivierten der Handlung nicht im geringsten üben kann; sind die Charactere bloß aus der Luft gegriffene Caricaturen, wo von dem menschlichen Gesichte kaum Nase, Mund, Augen und Ohren zu erkennen bleiben — so geht natürlicher Weise die Hoffnung des versprochenen Vergnügens zu Grunde, die unter das Gemählde gesetzten Verse mögen auch noch so geistreich sein." — Was Lichtenberg von der sterneschen Kunst unserer Romanschreiber, wie sie sich bis zum Jahre 1780 gezeigt hatte, im Allgemeinen hielt, können wir in seinem „Vorschlag zu einem Orbis pictus ꝛc." lesen (verm. Schr. 4, S. 119 ff.): „Man schreibt Romane aus Romanen, — ohne im Stande zu sein oder auch nur den Willen zu haben, die Zeichnung

schon darum entbehren, weil sie ihren Stoffen nach viel zu sehr auf dem Grunde des platten, kleinbürgerlichen und engbeschränkten Alltagslebens beruhten und sich fast ausschließlich

---

endlich einmal wieder mit der Natur zusammenzuhalten. Thöricht affectierte Sonderbarkeit in dieser Methode wird das Kriterium von Originalität, und das sicherste Zeichen, daß man einen Kopf habe, dieses, wenn man sich des Tages ein Paar Mal darauf stellt. Wenn dieses eine Teknische Kunst wäre, so ist wohl so viel gewiß, es ist keine der schwersten. Mit etwas Witz, biegsamen Fibern und einem durch ein wenig Beifall gestärkten Vorsatz, sonderbar zu scheinen, läßt sich eine Menge närrisches Zeug in der Welt anfangen, wenn man schwach genug ist, es zu wollen, unbekannt genug mit wahrem Ruhm, es schön zu finden, und müßig genug, es auszuführen. Was kann endlich daraus werden? Nichts anders, als man mahlt den Menschen nicht mehr, wie er ist, sondern setzt statt seiner ein verabredetes Zeichen, das mit dem Originale oft kaum so viel Aehnlichkeit hat als manches heraldische mit dem seinigen" ꝛc. Lichtenberg fand, daß unsere jungen Romanschreiber, so wie unsere jungen Dramatiker, um nicht so häufig auf das gröblichste gegen alle Naturwahrheit, besonders in der Characterzeichnung, zu verstoßen, in der Regel nicht bloß viel zu arm an soliden wissenschaftlichen Kenntnissen wären, sondern daß es ihnen dazu noch viel mehr an Lebenserfahrung, an Welt- und Menschenkenntniß fehlte. Bis die Zeit nun käme, wo sie selbst in die Werkstätten gehen könnten, um sich zu erwerben, was ihnen noch abgienge, ließen sich ihnen, meinte er, wohl am leichtesten nützliche Begriffe beibringen durch den Weg eines solchen Orbis pictus, wie er ihn vorschlug. „Nämlich durch ein Buch, worin man ihnen allerlei Bemerkungen über den Menschen vorsagte und vorzeichnete, wodurch sie, wenn sie doch — ohne die Werkstätten besucht zu haben — fortschreiben wollten, in den Stand gesetzt würden, alles mehr zu individualisieren und auch in einer einfältigen Geschichte doch wenigstens die Illusion so weit zu treiben, als unter diesen Umständen möglich wäre." Ein solches Werk müßte also bei verschiedenen Ständen im menschlichen Leben nicht bloß in Regeln lehren, sondern durch Beispiele zeigen, worauf man zu achten hätte; müßte eine Menge von Bemerkungen selbst enthalten, keine allgemeine, leere Silhouetten, auf die sich in unsern neuesten Werken fast alles allein einschränke, sondern Züge und Farben, die der Silhouette Bestimmtheit und Leben gäben. Von Chodowiecky's künstlerischem Talente unterstützt, gab Lichtenberg selbst verschiedene Proben der Art am Schluß seines Vorschlages. —

in der Copierung der Natur gefielen, welche Schiller als die gemeine oder wirkliche, im Gegensatz zu der wahren, bezeichnet hat. [12])

---

12) In der Abhandlung „über naive und sentimentalische Dichtung" (8, 2, S. 147 ff.). Nachdem Schiller hier, seiner Deduction und Eintheilung zufolge, die naive Dichtung eine Gunst der Natur genannt und diese Bezeichnung näher erläutert hat, folgert er weiter: fehle dem naiven Dichtergenie eine formreiche Natur, eine dichterische Welt, eine naive Menschheit, sehe es sich vielmehr von einem geistlosen Stoff umgeben, so werde es entweder, um nur dichterisch zu sein, sentimentalisch, oder es werde gemeine Natur, um nur Natur zu bleiben. Vor diesem Zweiten möchte sich schwerlich ein Dichter vollkommen schützen können, der in einer gemeinen Welt die Natur nicht verlassen könne. Die wirkliche Natur nämlich, von der die wahre Natur, die das Subject naiver Dichtungen sei, nicht sorgfältig genug unterschieden werden könne. „Wirkliche Natur existirt überall, aber wahre Natur ist desto seltner; denn dazu gehört eine innere Nothwendigkeit des Daseins. Wirkliche Natur ist jeder noch so gemeine Ausbruch der Leidenschaft; er mag auch wahre Natur sein, aber wahre menschliche ist er nicht; denn diese erfordert einen Antheil des selbständigen Vermögens an jeder Aeußerung, deren Ausdruck jedesmal Würde ist. Wirkliche menschliche Natur ist jede moralische Niederträchtigkeit, aber wahre menschliche ist sie hoffentlich nicht; denn diese kann nie anders als edel sein." Es sei nicht zu übersehen, erinnert Schiller dabei, zu welchen Abgeschmacktheiten diese Verwechselung wirklicher Natur mit wahrer menschlicher Natur in der Kritik wie in der Ausübung verleitet habe; welche Trivialitäten man in der Poesie gestatte, ja lobpreise, weil sie leider! wirkliche Natur seien; wie man sich freue, Caricaturen, die einen schon aus der wirklichen Welt herausängstigen, in der dichterischen sorgfältig aufbewahrt und nach dem Leben conterfeit zu sehen. (Dieß characterisiert aufs treffendste nicht bloß so Vieles, was der großen Masse unserer gemeinen Unterhaltungslitteratur zufällt, sondern auch Vieles, wo nicht das Meiste, was unsere Humoristen in den Siebzigern und Achtzigern hervorgebracht haben. Vgl. dazu auch a. a. O. S. 164 f., wo wir auch durch das, was über die Verirrung des sentimentalischen Dichtungstriebes gesagt ist, sogleich an so Vieles von den Originalgenies Hervorgebrachte erinnert werden). — Was Schiller hier zuletzt berührt und beklagt, hatte Merck auch schon im d. Merkur v. 1776. 1, S. 270 f. gerügt, in der Anzeige des zu Leipzig 1775 erschienenen ersten (und einzigen) Theils der „Beiträge zur Geschichte des deutschen Reichs

§. 309.

Viel weniger als im Roman können die Bestrebungen, welche in unserer schönen Litteratur die Gegenseite zu den stürmisch drangvollen Tendenzen der Originalgenies bildeten, in der zweiten poetischen Hauptgattung gleich vom J. 1773 an wahrgenommen und verfolgt werden. Erst allmählig, als der erste Ungestüm jener Bewegungsmänner schon sehr nachgelassen und der Unwille über die bis zur wildesten Rohheit und häßlichsten Unnatur gediehene Entartung des von ihnen bei uns ins Leben gerufenen Drama's in Zeitschriften und anderwärts seine Stimme immer lauter erhoben hatte, erhielten wir mehr und mehr Schauspiele von einer zahmern Natur, die in mehrfacher Beziehung durch Stoff, Gehalt und Rich-

---

und deutscher Sitten," eines Roman von Chr. Fr. von Blankenburg (geb. 1744 in der Nähe von Colberg. Er trat früh in Kriegsdienste und machte den siebenjährigen Krieg mit. Als er 1777 auf seinen Wunsch den Abschied erhalten, nahm er seinen Wohnsitz in Leipzig, weil er hier seinen wissenschaftlichen Neigungen und Studien am ungestörtesten leben zu können vermeinte. Er war der vertraute Freund Ch. F. Weiße's. Als Schriftsteller hat er sich am bekanntesten gemacht durch seinen „Versuch über den Roman." Leipzig und Liegnitz 1774. 8. und durch die „litterarischen Zusätze zu Sulzers allgemeiner Theorie der schönen Künste rc." Leipzig 1796 ff. 3 Thle 8. Er starb 1796). Der Verf. sei, so wenig er dieß auch zugeben möge, ganz unverkennbar ein Nachahmer Sterne's. Aber was diesem erlaubt sei, werde sich nicht jeder Andere herausnehmen dürfen. „Hier in dieser Arbeit sind die Ereignisse, wie im Tristram Shandy, alle sehr geringfügig; allein die Personen sind auch überdieß — eine ausgenommen — nicht im geringsten interessant und liebenswürdig. Sie sind vielmehr höchst widrig und oft, wie der Verf. selbst in der Vorrede sagt, abscheulich. Soll dieß nun als eine wahre Copie deutscher Sitten gelten, und finden sich die Originale dazu in einem Winkel unsers Vaterlands, so thut's uns leid: allein die Nachbildung war nicht der Mühe werth, und diejenigen, welche durch Vorhaltung dieses Spiegels sollen gebessert werden, haben nicht einmal Sinn genug, ein Blatt von dieser Art zu lesen" rc.

tung den pragmatischen Romanen dieser Zeit verwandt waren. — Der Sieg, welchen Lessing in Deutschland über die französischen Tragiker und ihre Dramaturgie erfochten hatte, war zu entscheidend gewesen, als daß die Form der Kunsttragödie, die Gottsched und seine Schule bei uns eingebürgert hatten, bei unsern jüngern Dichtern noch hätte in einigem Ansehn bleiben können. Die Versuche, welche um dieselbe Zeit, wo der Götz von Berlichingen erschien, und auch noch zehn Jahre später von Gotter [a]) gemacht wurden, durch die mit feinem Sinn ausgeführte Bearbeitung einiger Stücke von Voltaire das Interesse für den Kunststil der sogenannten classischen oder heroischen Tragödie der Franzosen in Deutschland neu zu beleben, [b]) bewirkten dieß eben so wenig, [c]) wie die Trauerspiele,

---

a) Vgl. S. 949, Anm. h. — b) In den Jahren 1772 und 73 brachte er die Bearbeitungen des „Orest" (unter dem Titel „Orest und Elektra," der später in „Elektra" verwandelt wurde) und der „Merope" in Weimar auf die Bühne; für das erste Stück hatte er Alexandrinerverse beibehalten, für das andere reimlose jambische Fünffüßler gewählt (beide zuerst einzeln gedruckt Gotha 1774. 8., nachher mit der „Alzire" in 2. Bde seiner Gedichte. Gotha 1787. 88. 2 Bde. 8., wozu noch als „litterarischer Nachlaß" 1802 ein dritter kam). Als sich später unter Joseph II. auf dem Wiener National- oder Burgtheater wieder mehr Aussicht für das Aufkommen der Tragödie französischen Stils eröffnete, und der Kaiser die deutschen Dichter zu guten versificierten Uebersetzungen aufmunterte, bearbeitete Gotter die „Alzire" (in Alexandrinern), die zuerst 1783 in Wien zur Aufführung kam. Alle diese Bearbeitungen sind sowohl in Rücksicht auf die Oekonomie der Stücke als auf den Gang einzelner Scenen und den Ausdruck sehr frei behandelt. — c) Dieß gibt Gotter selbst in der Vorrede zum 2. Bde seiner Gedichte (1788) deutlich genug zu verstehen. Sie und eine Schrift Wielands, von der gleich die Rede sein wird, gehören zu den sprechendsten und beachtenswerthesten Zeugnissen für die Stimmung und das Urtheil, welche sich in Betreff unserer kraftgenialischen Dramatiker niedern Ranges unter den ihrem Treiben abholden Dichtern, namentlich den vorzugsweise französisch gebildeten, nach und nach gebildet hatten, so wie für der letztern Ansichten von dem guten Einfluß, welchen das tragische Theater der Fran-

zosen auf das unsrige haben könnte. „Wenn Ungebundenheit und Ueberspannung der Maaßstab des Genie's sind," äußert sich Gotter, „und wenn Gefälligkeit gegen jede mit dem Namen Schauspiel gestempelte abenteuerliche Geburt der Einbildungskraft, wenn Wohlbehagen an leidenschaftlicher Caricatur und an der rohesten Darstellung schauderhafter Auftritte die Empfänglichkeit einer Nation für tragische Schönheiten bewähren; so sehen wir aus ungemessener Höhe auf unsere Nachbarn an der Seine herab, so thun wir es selbst den Britten zuvor, so sind die Deutschen das tragischste Volk Europens." Niemand sei lebhafter als er von den Mängeln überzeugt, die Lessing und nach ihm mehrere scharfsinnige Kunstrichter an einzelnen französ. Trauerspielen, in Rücksicht auf die zu ängstliche Beobachtung conventioneller Regeln, gerügt haben; niemand stimme herzlicher in die Behauptung ein, daß die dramatischen Meisterstücke, die wir theils von Shakspeare auf unser Theater übergetragen, theils einigen unserer vortrefflichsten Köpfe zu danken haben, reichhaltiger an Dichtungskraft, Menschenkenntniß und Philosophie, und eben darum auch wirkungsfähiger seien als die besten Stücke der Franzosen. Allein die Intoleranz gegen die französische Tragödie sei bis zur Ungerechtigkeit bei uns getrieben worden. Sie bleibe immer eine schätzbare dichterische Composition, die gleichsam zwischen dem epischen Gedicht und der Oper stehe. Sie gewähre einen um so reinern Genuß, je sorgfältiger sie alles vermeide, was die Aufmerksamkeit zerstreuen oder die Illusion stören oder widrige Empfindungen erwecken könne; aber freilich berühre sie eben deswegen auch in den meisten Fällen nur die Oberfläche der Seele. „Aus diesem Gesichtspunct betrachtet, würde sich das französ. Trauerspiel vielleicht, trotz dem Bannstrahle der Kritik, auf unserer Bühne erhalten haben, wenn sich nicht zu gleicher Zeit alle Umstände zu seiner Verbannung verschworen hätten. Die alten gereimten Uebersetzungen wurden, nach Verhältniß des täglich sich verfeinernden poetischen Geschmacks völlig unbrauchbar, und unsern Dichtern fehlte es entweder an Willen oder an Vermögen, ihnen ein modischeres Gewand zu geben. Shakspeare und einige nach seinem Vorbilde mit Glück gemodelte vaterländische Originale bezauberten das Publicum und verdrehten dem Völkchen der Nachahmer die Köpfe. Es geschah, was Lessing selbst im prophetischen Geiste vorausgesehen hatte: wir prallten gegen den Rand eines andern Abgrunds zurück (vgl. S. 1437, Anm. 2). Wir suchten den erstaunenden Beifall, mit dem jene Stücke allgemein aufgenommen wurden, nicht in der Kunst, eine Reihe von Begebenheiten in ein großes Ganzes zusammenzudrängen und so zu ordnen, daß eine jede zu Erreichung eines gemeinschaftlichen Endzwecks das ihrige beitrage; nicht in der unnachahmlichen Gabe, durch Entwickelung der geheimsten Falten des Herzens die ansprechenden Saiten des unsrigen

welche ungefähr gleichzeitig Corn. von Ayrenhoff d) in diesem

zu treffen, die Sprache dem Character, das Colorit der Situation anzupassen und der immer fortschreitenden Handlung durch glückliche Einflechtung kleiner, oft unbeträchtlich scheinender oder mit dem Hauptton gewissermaßen contrastierender Nebenumstände mehr Wärme, Abwechselung und Wahrscheinlichkeit mitzutheilen: wir suchten ihn in der Umstoßung aller Regeln, in der Ueberladung an Personen und Vorfällen, Maschinerie und Gepränge, in der geschmacklosesten Mischung des Schrecklichen und Lächerlichen, des Schwülstigen und Pöbelhaften, in der Kühnheit, ungesehene Dinge in einer unerhörten Sprache vorzutragen. Die Kraftgenies entstanden und machten zum wenigsten ein ephemeres Glück. Die Schauspieldirectoren fanden ihre Rechnung dabei, die Zuschauer durch die Lockspeise der Neuheit anzukirren, und erniedrigten lieber das Theater zur Marktschreierbude, um Logen und Parterre anzufüllen, als daß sie sich der Gefahr aussetzten, bei leeren Wänden den Musen ein ihrer Gottheit würdiges Opfer zu bringen. Und die Schauspieler? Wie hätten sie nicht die Gelegenheit ergreifen sollen, Lorbeeren einzuernten, die ihnen größtentheils mehr Anstrengung der Lunge als des Geistes kosteten? — So verlor sich das französische Trauerspiel nach und nach von unserer Bühne." (Auch Uebersetzungen, wie der „Zaire" durch Eschenburg [1776] und der „Athalia" durch K. F. Cramer [1786], gehörten, so viel sonst auch von französischen Dramen übertragen wurde, zu den Seltenheiten.) — Nach Gervinus 5, S. 532 f. (wenigstens noch in der 2. Aufl.) muß es scheinen, als habe Gotter sich früher selbständig im bürgerlichen Trauerspiel versucht und sich erst nachher von der Richtung „der klinger- und wagnerschen Familientragödien" losgesagt. Allein so ist es nicht. Die „Mariane" (ein bürgerliches Trauerspiel. Gotha 1776. 8. und im 3. Bde der Gedichte) ist nicht von Gotter selbst erfunden, sondern nach der Mélanie des La Harpe bearbeitet, und schon drei Jahr früher erschien (im d. Merkur von 1773. 3, S. 3 ff.) die berühmte, zunächst mit durch den Tod des jungen Jerusalem veranlaßte Epistel „über die Starkgeisterei" (Ged. 1, S. 368 ff.), die gegen die Religionsverächter und falschen Philosophen gerichtet ist und eine der wielandischen nahverwandte Lebensweisheit empfiehlt. —
d) Geb. 1733 zu Wien, besuchte die lateinische Schule der Jesuiten und widmete sich vom 18. Jahre an dem Kriegsdienste. Er machte den siebenjährigen Krieg mit, wohnte mehrern blutigen Schlachten bei und gerieth zweimal in Gefangenschaft. Nach dem Friedensschluß wurde er Oberstlieutenant und 1784 General. Um diese Zeit machte er eine Reise nach Italien. 1793 rückte er zum Range eines Feldmarschalllieutenants hinauf, wonach er noch zehn Jahre im Dienste blieb. Halb blind

Stile dichtete. [e]) Alles, was nur von irgend einiger Bedeu-

---

und beinahe ganz taub ließ er sich 1803 in den Ruhestand versetzen und starb 1819. — e) v. Ayrenhoff hatte im Umgange mit einer gebildeten Frau aus höherm Stande Geschmack an Lectüre gewonnen, und eine Aufführung von Cronegks Kodrus erweckte in ihm die Neigung zur dramatischen Dichtkunst. Bereits im J. 1766 wurde von ihm ein Trauerspiel in Alexandrinerversen, „Aurelius, oder Wettstreit der Großmuth," auf die Wiener Bühne gebracht, dem bis zum J. 1772 noch zwei von gleicher Form folgten (zuerst einzeln gedruckt, dann in den verschiedenen Ausgaben seiner sämmtlichen Werke, Wien und Leipzig 1789. 4 Bde 8; vermehrt und verbessert Wien 1803, 6 Bde 8. und zuletzt, besorgt vom Frhrn v. Retzer, Wien 1814, ebenfalls 6 Bde). Nach einer zehnjährigen Pause gab ihm zu einem neuen Versuch im Trauerspiel nach französischem Zuschnitt, außer der Begünstigung, welche demselben von Joseph II. widerfuhr, besonders noch eine Schrift Wielands den nächsten Anlaß. Dieser hatte nämlich 1782 am Schluß seines zweiten Sendschreibens an einen jungen Dichter (im d. Merkur von jenem Jahre und in den Werken 44, S. 150 ff.) auf den damaligen Zustand unserer dramatischen Poesie Bezug genommen und den Verächtern der französischen Bühne die Fragen vorgelegt, wo denn unsere Corneille, Racine, Moliere &c. zu finden seien? wo die deutschen Tragödien, die wir Werken, wie Cinna, Athalia, Britannicus, Catilina, Alzire, Mahomed &c. entgegenstellen dürften, ohne uns vor allen Personen von Geschmack in ganz Europa lächerlich zu machen? Diese Fragen nahm — wie Wieland sich in dem dritten, dem Merkur von 1784 eingerückten Sendschreiben (Werke 44, S. 153 ff.) ausdrückt — Ayrenhoff für eine Aufforderung und wurde dadurch zu einem neuen Versuch angefeuert, wo möglich unsere tragische Muse wieder in den Weg, den J. E. Schlegel, Cronegk &c. schon so glücklich betreten hatten, zurück zu leiten und hauptsächlich Nachfolger zu erwecken, die ihm selbst in dieser ruhmvollen Bahn zuvorlaufen und endlich einmal zeigen möchten, daß dem deutschen Genius, von deutscher Unverdrossenheit und Beharrlichkeit unterstützt, auch diese hohe Zinne des Ruhmtempels nicht unersteiglich sei. Dieser Versuch war das Trauerspiel „Kleopatra und Antonius" (aufgeführt in Wien gegen Ende des J. 1783 und zusammen mit zwei Lustspielen gedr. Wien 1784. 8). Dem Druck desselben gieng eine Zueignungsschrift an Wieland vorauf, worin Ayrenhoff als unbedingter Bewunderer der französischen Tragiker die Entartung des Theatergeschmacks in Deutschland vornehmlich von der Nachahmung der Engländer, und insbesondere von dem Einfluß Shakspeare's auf unsere dramatischen Dichter herleitete, Shakspearen selbst alles mögliche Böse nachsagte, Goethe's Werther zwar bewunderte, von

tung in der Gattung des ernsten Drama's während des achten Jahrzehents entstand und ein allgemeineres Interesse im Pu-

seinem Theatergeschmack und seinen Theaterstücken dagegen nichts wissen wollte und namentlich von dem Götz von Berlichingen nichts Aergeres sagen zu können vermeinte, als daß derselbe „in jeder Rücksicht jedes Meisterstück des göttlichen Shakspeare aufwiege." Diese Aeußerungen, für welche Ayrenhoff auf Wielands volle Beistimmung rechnete, bewogen den letztern zur Abfassung seines dritten Sendschreibens. Wieland erklärte darin, daß er in dem Schluß des zweiten von Ayrenhoff gänzlich mißverstanden worden sei, und setzte nun ausführlich auseinander, wie er über die Beschaffenheit unserer dramatischen Litteratur und über den Zustand unserer Bühne, über die französischen Dramatiker und über Shakspeare, Goethe und beider Nachahmer, über die Mittel, wodurch unserm Drama und unserer Bühne aufgeholfen werden könnte u. s. w. eigentlich dächte. Dieß ist die Schrift, auf welche zu Anfang der Anmerk. c Bezug genommen wurde. Wer sie nicht selbst durchlesen mag, findet das Wesentlichste der darin niedergelegten Gedanken in folgenden Sätzen: „Shakspeare's Unregelmäßigkeit wird, an sich selbst, nie eine Schönheit werden, wiewohl sie bei ihm oft die Veranlassung großer Schönheiten ist; und seine Fehler bleiben Fehler, wiewohl sie Fehler eines großen Mannes sind. Es ist nicht wohlgethan, jene nachzuahmen, ohne von der Natur mit Geisteskräften wie die seinigen ausgesteuert worden zu sein; und es ist lächerlich, diese nachzuäffen. — Indessen sind es doch bloß die Affen Shakspeare's, deren Machwerk er nun darum entgelten soll, weil sie ihn von seiner tadelhaften Seite zum Muster genommen haben. Immerhin eifere man gegen seine unberufenen, unverständigen und geschmacklosen Nachtreter! Aber was hat Sh. mit diesen zu schaffen? — Wenn Shakspeare auch nie unter uns bekannt worden wäre oder gar nicht existiert hätte: so würden wir, aller Wahrscheinlichkeit nach, nicht ein einziges vortreffliches Werk mehr und kein schlechtes weniger haben. Die von der letzten Gattung würden nur unter andern Formen und in einer andern Manier schlecht sein: statt mißgeschaffener Nachahmungen des Engländers würden wir eine größere Anzahl schaler, geistloser, gereimter oder ungereimter Nachahmungen der Franzosen bekommen haben: statt wilder Menschenfresser, Tollhäusler, Banditen und Helden, die aufs Rad oder wenigstens an eine Galeerenkette gehören, würden wir scüderische und calprenedische Romanenhelden oder in feine parisische Herren und Damen verwandelte Griechen, Römer und Morgenländer auf unsern Bühnen sehen: und was hätte dann die Kunst und unsere Litteratur dabei gewonnen?" — Durch die Revolution, welche der Götz von Berlichingen — ein Stück, das zur

blicum zu erwecken vermochte, beruhte wesentlich auf den Theorien, die theils aus Shakspeare's Werken — wie sie die Zeit

Aufführung weder geschickt, noch gemacht gewesen — in unserer dramatischen Litteratur hervorgebracht habe, seien freilich allerlei seltsame, zum Theil mißrathene und eines aufgeklärten Zeitalters unwürdige Producte auf die Bühne gekommen und mit dem lebhaftesten Beifall gekrönt worden, selbst in den vornehmsten Städten Deutschlands; ja man könne mit gutem Grunde sagen, daß nicht wenige darunter zeither die Lieblingsstücke des Publicums gewesen. Unmöglich sei es aber, daß eine ganze Nation das lebhafteste Wohlgefallen an einem Schauspiel finde, ohne daß es einige Verdienste habe, die dieses Wohlgefallen rechtfertigen. Recht nachgesehen, seien auch die Gründe dieses Wohlgefallens die nämlichen, warum Schauspiele bei jedem Volk in der Welt eine besondere Sensation gemacht haben. Bei den allermeisten Schauspielen, womit man das deutsche Publicum seit Gottscheds Zeiten unterhielt, mußte sich dasselbe bald nach Griechenland, bald nach Italien, bald nach Frankreich oder England, bald nach Konstantinopel, Babylon, Memphis oder Pecking versetzen lassen. „Deutsche Geschichte, deutsche Helden, eine deutsche Scene, deutsche Charactere, Sitten und Gebräuche waren etwas ganz Neues auf deutschen Schaubühnen. Was kann nun natürlicher sein, als daß deutsche Zuschauer das lebhafteste Vergnügen empfinden mußten, sich einmal — in ihr eigenes Vaterland, in wohlbekannte Städte und Gegenden, mitten unter ihre eigenen Landsleute und Voreltern, in ihre eigene Geschichte und Verfassung, kurz unter Menschen versetzt zu sehen, bei denen sie zu Hause waren und an denen sie, mehr oder weniger, die Züge, die unsere Nation characterisieren, erkannten?" Aber dieß sei noch nicht alles, wodurch jener außerordentliche Beifall erklärt werde. „Die besagten Schauspiele — so wild und unregelmäßig im Plan, so übertrieben in Character und Leidenschaften, so schwülstig, bombastisch, ungleich, unrichtig, auch wohl unanständig und schmutzig in Sprache und Ausdruck sie zum Theil sein mögen — haben das Verdienst, durch stark gezeichnete und abstechende Charactere, heftige Explosionen gewaltiger, stark contrastierender Leidenschaften, außerordentliche Situationen, eine große Mannigfaltigkeit von dramatischen Gemählden, viel Schaugepränge und Action, viel Theaterveränderungen und opernmäßige Decorationen, kurz durch alles, was stark auf die Sinnlichkeit wirkt, die Zuschauer auf den Schauplatz zu heften und immer in Erwartung, Unruhe und abwechselnde Erschütterungen von Liebe und Haß, Bewunderung und Mitleiden, Furcht und Hoffnung, Schrecken und Entsetzen, Freude und Traurigkeit, kurz in alle die Affecte zu setzen, worein alle oder doch die meisten Menschen, wenn die Sache sie nur nicht un-

verstand — gezogen, theils in den dramaturgischen Zugaben zu

---

mittelbar angeht, sich so gerne setzen lassen." Welch ein Abstand sei dieß von der Langenweile oder höchstens schwachen Theilnehmung gewesen, welche der größte Theil der französischen Stücke oder ihrer Nachahmungen hervorgebracht hätten! — Wenn Götz v. B. und seine wohl oder übel gerathenen Nachahmungen kein anderes Verdienst hätten, als daß sie uns durch die Erfahrung, die man von ihrer Wirkung gemacht, den Weg gezeigt hätten, auf welchem wir eine wahre National-Schaubühne erhalten könnten, so wäre es schon Verdienst genug. „Männer von Genie, aber Männer, nicht rohe, ungebändigte, von Natur-, Kunst- und Weltkenntniß gleich stark entblößte Jünglinge, die, ohne es zu merken, alle Augenblicke von einer halbwahnsinnigen Phantasie über die Grenzen der Natur und des Schicklichen hinausgerissen werden — Männer von wahrem Genie und Talent werden (wie uns das Beispiel des Verf. von Götz und von Iphigenie schon gezeigt hat) auf diesem Wege zuletzt unfehlbar selbst mit einem Aeschylus und Sophokles zusammentreffen." — Mit jenem Wunsche nach einem versificierten und gereimten Trauerspiel, das neben einem von Racine oder Voltaire stehen könnte, bemerkt Wieland zuletzt, habe er weder mehr noch weniger sagen wollen, als daß wir, so viel er wüßte, noch kein solches Stück hätten, und daß es uns nicht anstünde, die Franzosen herabsetzen zu wollen, bis wir gezeigt hätten, daß wir es ihnen in ihrer Manier zuvor thun könnten. Aber er wäre weit, weit entfernt gewesen, diese Manier, diese Form für die einzige oder nur für die beste zu halten; weit entfernt, einen Racine oder Voltaire wegen ihrer Regelmäßigkeit, wegen eines mehr oder weniger künstlichen Plans, wegen der reinern Sprache, schönern Versification und überhaupt wegen des feinern und edlern Geschmacks ihrer Zeit (!) über Shakspeare zu erheben, dem sie an Genie und Imagination, an tiefem Gefühl und getreuer Darstellung der Natur so weit nachstünden, als die spruchreiche philosophische Henriade der Ilias. Er wäre eben so weit entfernt gewesen, unsern Götz von Berlichingen, als Lear, Hamlet oder Othello für Ungeheuer zu halten; oder die neuern Nachahmungen derselben deswegen, weil die Einheiten der Zeit und des Orts und andere Regeln nicht darin beobachtet seien, für verwerflich zu halten. Wenn er sie table, so sei es wegen solcher Fehler, Ausschweifungen und Ungereimtheiten, die es auch in dem regelmäßigsten Stücke sein würden. Er wünsche nicht, daß wir uns sclavisch weder nach den Griechen noch nach den Franzosen bildeten: sondern daß wir eine Schaubühne hätten, die sich für unsere Zeit, unsere Nationalität, den Stand unserer Bildung so schickte, wie zur Zeit ihrer Blüthe die der Griechen und Franzosen für Athen und Paris, die aber von allen

Diderots Theater niedergelegt waren, [f]) und gieng zum allergrößten Theil, außer von Goethe selbst, von den ihm zunächst

Fehlern, die den allgemeinen Menschensinn beleidigen und dem wahren Zweck der Schauspiele zuwider sind, gereinigt, in ihrer Art vortrefflich genug wäre, um Personen von Verstand und Geschmack, welches Lands und Volks sie auch sein möchten, auch durch Schönheiten, die von National- und Localverhältnissen und allen Arten conventioneller Form unabhängig seien, zu gefallen. — f) Vgl. S. 1321 ff. Anm. r. Hierhin sind, außer dem durchgängigen Dringen auf die volle Naturwahrheit der dramatischen Handlung, d. h. den baren Naturalismus und Realismus in der Darstellung, besonders folgende Sätze zu rechnen, deren Anwendung in dem ernsten Schauspiel und dem rührenden Lustspiel des letzten Viertels im vorigen Jahrh. überall durchblickt. a) aus den Entretiens: „Man sagt, es gebe keine große tragische Leidenschaften mehr zu erregen; man könne die erhabenen Gesinnungen unmöglich auf eine neue und rührende Art vortragen. Das kann in der Tragödie wahr sein, so wie sie die Griechen, die Römer, die Franzosen, die Italiener, die Engländer und alle Völker auf der Welt gemacht haben. Die bürgerliche Tragödie aber wird eine andere Handlung, einen andern Ton und ein Erhabenes haben, das ihr eigenthümlich zugehört. — Diese Tragödie ist uns näher; sie ist das Gemählde der Unglücksfälle, die uns umgeben. Wie? Sie begreifen nicht, wie stark eine wirkliche Scene, wie stark wahre Kleidungen, einfache Handlungen und diesen Handlungen angemessene Reden, wie stark Gefahren auf Sie wirken würden, ob welchen Sie nothwendig zittern müßten, wenn Ihre Anverwandte, Ihre Freunde oder Sie selbst ihnen ausgesetzt wären? Eine gänzliche Glücksveränderung, die Furcht vor der Schande, die Folgen des Elendes, eine Leidenschaft, die den Menschen ins Verderben, von dem Verderben zur Verzweiflung, von der Verzweiflung zu einem gewaltsamen Tode bringt, sind keine seltene Begebenheiten: und doch glauben Sie, daß Sie weniger dabei fühlen würden, als bei dem fabelhaften Tode eines Tyrannen, bei der Opferung eines Kindes?" — „Die Absicht eines dramatischen Stückes ist, dem Menschen Liebe zur Tugend und Abscheu vor dem Laster einzuflößen." — Die Frage nach den Stoffen zu dem ernsthaften Komischen wird, da es höchstens ein Dutzend wirklich komische Charactere gebe und die kleinen Verschiedenheiten unter den menschlichen Characteren nicht so glücklich bearbeitet werden können, als die reinen unvermischten Charactere, dahin beantwortet: „daß man, eigentlich zu reden, nicht mehr die Charactere, sondern die Stände auf die Bühne bringen muß. Bisher ist in der Komödie der Character das Hauptwerk gewesen, und der Stand war nur etwas Zufälliges; nun aber muß der Stand das Haupt-

sich anschließenden Dichtern oder ihren Sinnesverwandten aus. Sie bestimmten so erfolgreich Richtung und Form des ernsten Drama's und gaben so entschieden den Ton dafür an, daß fürs erste keine andere Art ernster Stücke neben den ihrigen

---

werk und der Character das Zufällige werden. Aus dem Character zog man die ganze Intrigue. Man suchte durchgängig die Umstände, in welchen er sich am besten äußert, und verband diese Umstände unter einander. Künftig muß der Stand, müssen die Pflichten, die Vortheile, die Unbequemlichkeiten desselben zur Grundlage des Werks dienen." Demgemäß solle man nicht bloß den Gelehrten, den Philosophen, den Kaufmann, den Richter, den Sachwalter, den Staatsmann, den Bürger, den großen Herrn, den Statthalter spielen; sondern auch alle Verwandtschaften: den Hausvater, den Ehemann, die Schwester, den Bruder. — „Die Stände! Wie viel wichtige Ausführungen, wie viel öffentliche und häusliche Verrichtungen, wie viel unbekannte Wahrheiten, wie viel neue Situationen sind aus dieser Quelle zu schöpfen! — Aber diese Stoffe gehören der ernsthaften Gattung nicht einzig und allein. Sie können komisch oder tragisch werden, nach dem das Genie ist, das sich damit abgibt." — Aus dem Traité sur la poésie dramatique: „Ich habe manchmal gedacht, daß man gar wohl die wichtigsten Stücke der Moral auf dem Theater abhandeln könnte, ohne dadurch dem feurigen und reißenden Fortgange der dramatischen Handlung zu schaden. — Auf diese Weise könnte der Dichter die Frage von dem Selbstmorde, von der Ehre, vom Duell, vom Reichthume und hundert andere abhandeln. Unsere Gedichte würden dadurch eine Würde bekommen, die ihnen fehlt. Wenn eine solche Scène nothwendig ist, wenn sie mit dem Stoffe zusammenhängt, wenn sie vorbereitet ist, wenn sie der Zuschauer erwartet: so wird er ihr seine ganze Aufmerksamkeit schenken und wird ganz anders davon gerührt werden, als von den kleinen nieblichen Sentenzen, aus welchen unsere neuere Werke zusammengestoppelt sind." — So hoch Lessing Diderot als Dramaturgen stellte, so wich' er doch, als er seine Dramaturgie schrieb, schon in mehrern sehr wesentlichen Puncten von dessen Theorie ab, indem er namentlich die Naturwahrheit künstlerischer Darstellung in einem ganz andern, bei weitem höhern Sinne faßte als Diderot (vgl. S. 1329, Anm. z und dazu Guhrauer in der Fortsetzung von Danzels Lessing ꝛc. Abth. 1, S. 206 f.). Bei den allermeisten unserer jüngern Dramatiker brachten dagegen Diderots Lehren und Beispiel Wirkungen hervor, die unserer Bühnendichtung, zumal seit dem Beginn der achtziger Jahre, nicht minder zum Nachtheil wie zum Vortheil gereichten. —

fortbestehen oder neu aufkommen konnte, und daß selbst ein Dichter wie Wezel, der im Roman weit von ihren Wegen abgieng, im Schauspiel ihnen ganz anzugehören schien. g) Allein diese Stücke reichten lange nicht aus für das Bedürfniß der Theater, zumal der größern und bessern, die jetzt, wo sie immer mehr feste Stätten fanden, oder mindestens nicht mehr zwischen so vielen Orten und so häufig, wie früherhin, zu wechseln brauchten, in demselben Verhältniß für Mannigfaltigkeit und Neuheit in ihren Vorstellungen zu sorgen hatten, in welchem sich das Verlangen darnach bei dem Publicum von Jahr zu Jahr steigerte. Manche dramatische Werke von deutscher Erfindung eigneten sich auch nicht einmal für die scenische Aufführung oder mußten dazu wenigstens erst besonders eingerichtet werden. Dazu kam, daß unsere Litteratur noch immer arm an eigentlichen Lustspielen blieb. h) Die deutschen

g) In dem Trauerspiel „der Graf von Wickham," Leipzig 1774. 8. — h) Waren unsere öffentlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse der Entwicklung einer schönen Litteratur von höherm Gehalt und einem zugleich volksthümlichen Character überhaupt nicht günstig, so waren sie es in manchen Beziehungen gerade für das Lustspiel am allerwenigsten. Wir hatten, wie Gervinus 5, S. 541 bemerkt, in Deutschland keine Hauptstadt und keinen Hof, der den feinen Ton für das Intriguenstück, ja nur für das höhere Conversationsstück angegeben hätte; wir hatten kein öffentliches Leben und erhielten daher auch keine Characterstücke von anerkanntem Werth; wir hatten auch nicht die Freiheit, die uns ein Lustspiel verschafft hätte, das im Character der Satire einen Gegensatz gegen ausgeartete Zustände der Gesellschaft bilden konnte, oder gegen einen überhobenen Trieb des höhern Lebens. — Was der Entwickelung unsers Drama's überhaupt und der des Lustspiels insbesondere dadurch abgieng, daß Deutschland keine Hauptstadt als Mittelpunct der feinern Bildung hatte, und daß die einzelnen Höfe sich der vaterländischen Litteratur und Bühne so wenig geneigt zeigten, wurde schon lange gefühlt und auch mehr oder weniger deutlich ausgesprochen (vgl. Nicolai in den Briefen über d. jetzigen Zustand d. schön. Wiss. ꝛc. S. 116 f. und im 200. Litt. Briefe, so wie einen Brief J. Mösers aus d. J. 1761 in den verm. Schriften 2, S. 216 f.). Als lange nachher, im J. 1795, Körner bei

Originalstücke, die sich dafür ausgaben, waren, wenn sie aus früherer Zeit herrührten, zum großen Theil schon veraltet, die neuen meistens so unbedeutend, daß sich nur wenige auf die Dauer bei dem Publicum in Gunst erhalten konnten. Von den gehaltvollern Stücken hießen zwar manche Komödien, wie namentlich die lenzischen, waren aber eigentlich gar keine Lustspiele, sondern vielmehr zu der ernsten Art zu rechnen und dabei auch noch von einer Form, die sich ohne viele Abänderungen wieder nicht mit der Vorstellung auf der Bühne vertrug. Was blieb unter solchen Umständen den Theatervorstehern übrig, als sich — woran sie seit Gottscheds Zeiten gewöhnt waren — fortwährend nach Uebersetzungen und Bearbeitungen fremder Schauspiele umzusehen, um dem Mangel an deutschen Erfindungen, die dem Geschmacke der Zeit zusagten, abzuhelfen. An Bereitwilligkeit zum Beschaffen derartiger Auskunftsmittel fehlte es nicht: nicht wenige Schauspieler legten selbst Hand ans Werk, freilich nur der einzige Friedr. Ludw. Schroeder[1]) mit dem rechten Geschick und

---

Schiller anfragte, warum Goethe nicht einmal seine ganze Kraft in einem Lustspiel versuche, da wir noch so arm an dieser Gattung wären, antwortete ihm Schiller: derselbe wolle darum „auf die Komödie nicht entrieren," weil er meine, „daß wir kein gesellschaftliches Leben hätten" (Schillers Briefw. mit Körner 3, S. 265 f; 267). — 1) Geb. 1744 zu Schwerin, wurde von der zartesten Kindheit an unter strenger und oft sehr harter häuslicher Zucht für die Bühne gebildet, der seine Mutter und sein Stiefvater Ackermann angehörten. Mit ihnen hatte er schon in verschiedenen Städten Rußlands, Preußens und Polens gespielt, als er 1754 zu Warschau in die Schule der Jesuiten kam, aber nur so lange, bis Ackermann mit seiner Truppe diese Stadt verließ, worauf der Knabe zuerst bloß von einem mit mancherlei gelehrten Kenntnissen ausgerüsteten Mitgliede der Gesellschaft unterrichtet wurde und sobann, als Ackermann nach Königsberg gekommen war, das dortige Collegium Fridericianum besuchte. Dieser Anstalt wurde er ganz anvertraut, als seine Eltern im Begriff waren, Königsberg zu verlassen. Er war sehr fleißig, aber auch sehr muthwillig. In der Mitte des J. 1757 mußte er, da die Zahlungen für ihn schon seit einiger Zeit ausgeblieben waren, die

in einer wirklich erfolgreichen Art; andere Schriftsteller halfen. So mehrte sich der aus den voraufgegangenen Jahrzehnten

---

Schule verlassen. Er befand sich in der drückendsten Lage; ein armer Schuhmacher war der einzige Mensch in Königsberg, der sich seiner annahm, ihm Obdach gewährte und seine spärliche Nahrung mit ihm theilte, wofür Schroeder ihm wieder, so gut es gehen wollte, bei seinem Handwerk half. Eine bessere Zeit begann für ihn erst gegen Ausgang des J. 1758, als der damals berühmte englische Drahttänzer und Aequilibrist Stuart nach Königsberg kam. Er und seine fein gebildete Frau nahmen sich des Jünglings an, die letztere unterwies ihn im Schreiben, in Musik und Sprachen, wogegen er sie im theatralischen Tanze unterrichtete. Jetzt lernte er auch Shakspeare aus einzelnen Auftritten seiner Trauerspiele kennen, die Stuart sehr gut vorzutragen verstand. Dieser wollte Schroedern mit nach England nehmen, doch mußte derselbe zufolge einer Anordnung seines Stiefvaters im J. 1759 zur See nach Lübeck abgehen, von wo er zu seinen Eltern, die damals mit ihrer Truppe in der Schweiz umherzogen, berufen wurde. Er traf sie zu Solothurn, betrat nun sofort wieder die Bühne und erwarb sich als Schauspieler in niedrig komischen Rollen und vorzüglich als Tänzer im Ballet bald großen Beifall. Da er indeß keine Hoffnung hatte, das äußerst geringe Taschengeld, das ihm Ackermann bewilligt hatte, vermehrt zu sehen, so suchte er sich eine bessere Einnahme durch Billardspiel zu verschaffen, dem er so eifrig nachgieng, daß ihm sein eigentlicher Beruf völlig zur Nebensache zu werden schien. Dennoch gerieth er nach und nach immer tiefer in Schulden, aus denen er sich leider auf eine äußerst unrechtliche Weise 1761 in Straßburg zu ziehen suchte, und als dieß die verdrießlichsten Folgen für ihn hatte, ergriff er die Flucht, versöhnte sich jedoch bald darauf wieder mit seinen Eltern und kehrte zu ihrer Gesellschaft zurück. Sein Wochengeld wurde etwas erhöht, er erhielt bessere Rollen und widmete sich fortan mit größerm Eifer der Bühne, besonders als Tänzer und als Erfinder von Balleten. Unterdeß erschien der Anfang von Wielands Uebersetzung shakspearescher Stücke; sie wurde bald Schroeders Hauptbuch, der damals des Englischen noch nicht so mächtig war, daß ihm die Urschrift diese Uebertragung entbehrlich gemacht hätte. 1763 gieng Ackermann mit seiner Gesellschaft, nachdem er seit Ausbruch des siebenjährigen Krieges in verschiedenen Städten der Schweiz, des Elsasses und des südwestlichen Deutschlands Vorstellungen gegeben hatte, über Cassel und Braunschweig nach Hannover. Hier trat zu Anfang des folgenden Jahres Eckhof der Gesellschaft bei; Ackermann verlangte, daß sein Stiefsohn sich die Erfahrungen und das Spiel des berühmten Künstlers zu Nutze machte und sich von

vorhandene Vorrath an übersetzten oder bearbeiteten ältern und neuern Werken des Auslandes bei uns schon im Laufe der

---

ihm in der Behandlung seiner Rollen unterweisen ließe. Davon wollte jedoch der junge, von sich sehr eingenommene Mann nichts wissen: er gieng lieber seinen eigenen Weg. Im Spätsommer 1764 kam die Truppe nach Hamburg, wo sich Schroeder die Gunst des Publicums bald in hohem Grade erwarb. Sehr vortheilhaften Einfluß auf seine theatralische Bildung hatte ein Bekannter von Straßburg her, Namens Philippi; eine Aeußerung desselben gab den ersten Anlaß, daß Schroeder sich mehr und mehr vom Ballet zurückzog, um sich mit desto größerm Eifer dem recitierenden Schauspiel zu widmen. Als 1767 das sogenannte deutsche Nationaltheater zu Hamburg ins Leben trat (vgl. S. 1323 f., Anm. s), verließ Schroeder diese Stadt, um in die Gesellschaft von Kurz, die damals in Mainz spielte, einzutreten. Allein schon zu Anfang des folgenden Jahres trennte er sich wieder von ihr und kehrte zu der Hamburger Bühne zurück als Balletmeister und Schauspieler. Nachdem nicht lange darauf das Nationaltheater seine Endschaft erreicht hatte, übernahm Ackermann zwar aufs neue das Hamburger Bühnenwesen, überließ indeß die eigentliche Direction fast ganz seiner Gattin und seinem Stiefsohn. 1771 brachte dieser seine erste Bearbeitung eines fremden Stückes, „den Arglistigen" nach Congreve, zur Aufführung. In demselben Jahre stiftete Schroeder eine kleine Gesellschaft gebildeter Theaterfreunde, denen er Wielands Shakspeare, Steinbrüchels Theater der Griechen und andere zum Theil unaufführbare Stücke vorlas, zu welchen seit 1773 auch die Werke Goethe's und seiner Schule kamen, aus der ihm besonders Lenzens Stücke zusagten. Obgleich dieser Verein nur bis zum Herbst 1774 bestand, bot er Schroedern doch ein nicht unwirksames Organ, sich ein Publicum von einem geläutertern Geschmack heranzubilden und dasselbe insbesondere für die Aufführung der von ihm bearbeiteten Stücke Shakspeare's empfänglich zu machen. Im Herbst 1771 war Ackermann gestorben und die Leitung seiner Gesellschaft ganz auf Schroedern und dessen Mutter übergegangen. Am 20. Septbr. 1776 brachte Schroeder zuerst ein Stück von Shakspeare, den Hamlet, in seiner Bearbeitung der wielandischen Uebersetzung auf die Bühne und kurz nachher auch den Othello, dem er später noch mehrere andere shakspearesche Schauspiele folgen ließ. Mancherlei verdrießliche Erfahrungen veranlaßten ihn, zu Ostern 1780 die Leitung des Theaters, welchem er so lange vorgestanden hatte, aufzugeben; seine Mutter verpachtete es mit allem Zubehör auf sechs Jahre an eine Gesellschaft von Actionären. Schroeder machte eine Reise über Berlin, Wien, München und Manheim, wo er überall mit dem außerordentlichsten Beifall Gastrollen gab, nach Paris. Viele

Siebziger sehr ansehnlich, und noch viel höher schwoll die Masse an im folgenden Jahrzehent. Die Römer, die Italiener,

---

deutsche Bühnen suchten ihn ganz zu gewinnen; er blieb indeß nach seiner Rückkehr fürs erste noch in Hamburg. Seine Gattin hatte ihr Verhältniß zu dem dortigen Theater nicht gelöst; er selbst trat wieder öfter auf, gieng aber im Anfang des folgenden Jahres mit seiner Gattin zu dem Wiener Hoftheater über. Die größere Muße, die ihm hier zu Theil ward, benutzte er zur Erfindung eigner Schauspiele („der Fähndrich" 1782; „Adelheid von Salisbury" 1783; „der Vetter von Lissabon" und „Victorine" 1784) und zur Bearbeitung fremder: vieles, was er späterhin erst vollendete, wurde um diese Zeit schon entworfen (ob auch schon „das Portrait der Mutter," sein letztes und bestes Originalstück, weiß ich nicht; aufgeführt wurde es erst in Hamburg 1786). Indeß fand er die Theaterverhältnisse in Wien nicht von der Art, daß er auf die Länge sich dort hätte gefallen können; schon in den ersten anderthalb Jahren begehrte er wiederholt seine Entlassung, ließ sich jedoch noch zum Bleiben bereden; erst zu Anfang des J. 1785 schied er mit seiner Gattin von Wien, um die Leitung einer Gesellschaft zu übernehmen, die zunächst in Altona, Lübeck und Hannover und seit Ostern 1786 in Hamburg spielte. Nachdem er derselben dreizehn Jahre vorgestanden, überließ er die Direction seines Theaters, die ihm durch viele unangenehme und bittere Erfahrungen verleidet worden war, vertragsweise andern Unternehmern und zog sich auf ein ländliches Besitzthum zurück, das er sich zu Rellingen in der Nähe von Hamburg erworben hatte. Hier lebte er mit seiner würdigen Gattin im Kreise von Verwandten und Freunden, von allen, die ihn näher kennen gelernt hatten, eben so hoch geachtet als Mensch, wie er als Schauspieler bewundert worden war. Anfänglich beschäftigte er sich viel mit der Landwirthschaft, daneben aber auch mit mancherlei wissenschaftlichen Studien und schriftstellerischen, vorzüglich auf die Geschichte der Freimaurerei bezüglichen Arbeiten. Mit der Zeit jedoch fand sich hierdurch sein Thätigkeitstrieb nicht befriedigt; er faßte aufs neue ein lebhaftes Interesse für das Schauspiel, bearbeitete viele fremde Stücke für die deutsche Bühne, und als im Frühjahr 1811 der mit den zeitherigen Theaterunternehmern bestandene Vertrag abgelaufen war, trat Schroeder wieder an ihre Stelle. Nur zu bald fand er in dem Verhalten des Publicums Ursache, diesen Schritt zu bereuen; schon zu Ostern des nächsten Jahres gab er die Führung des Theaters auf und gieng wieder nach Rellingen. Die letzte Zeit seines Lebens beschäftigte er sich vornehmlich mit der Sternkunde. Er starb zu Rellingen 1816 und wurde mit großer Feierlichkeit in Hamburg begraben. Vgl. Friedr. Ludw. Schroeder. Beitrag zur Kunde des Menschen und

die Spanier, die Dänen mußten uns aus ihren litterarischen Schätzen mit dramatischen Neuigkeiten versorgen, und am reichlichsten lieferten sie wieder die Nationen, von denen auch die meisten der fremden Romane nach Deutschland herüberge-

des Künstlers von F. L. W. Meyer. Hamburg 1819. 2 Thle. gr. 8. (n. A. 1822). — Was Schroeder von eigenen dramatischen Erfindungen und von Bearbeitungen oder Uebersetzungen fremder — vornehmlich englischer — Stücke seit 1771 theils einzeln, theils in dem „hamburgischen Theater" (Hamburg 1776—81. 4 Bde. 8), dem „Beitrag zur deutschen Schaubühne" (Berlin 1786—90. 3 Thle. 8; enthält nur Arbeiten von Schroeder, in den beiden andern Sammlungen sind auch Stücke von andern Verfassern oder Bearbeitern) und in der „Sammlung von Schauspielen fürs hamburgische Theater" (Schwerin und Wismar 1790—94. 4 Thle. 8) hat drucken lassen, hat, so viel ihm die Sonderdrucke bekannt geworden sind, Meyer a. a. O. 2, 2, S. 177 f. verzeichnet (ebendaselbst S. 171 ff. findet man ein „Verzeichniß der von Schroeder mehr oder weniger bearbeiteten, umgeänderten, übersetzten und selbst verfaßten Schauspiele" und für jedes die Angabe des Jahres und Tages seiner ersten Aufführung). Diese Stücke — jedoch von den Bearbeitungen shakspearescher allein der Hamlet — sind mit noch andern wieder gedruckt in „F. L. Schroeders dramatischen Werken. Herausgg. von E. von Bülow. Mit einer Einleitung von L. Tieck." Berlin 1831. 4 Bde. 8. Ueber das Geschick und den sichern Tact, womit Schroeder besonders dramatische Werke der Engländer aus Karls II. und aus früherer oder späterer Zeit „dem deutschen Sinne angeähnlicht" und zu dem Ende öfter „von Grund aus verändert hat," ist mit großer Anerkennung von Goethe gesprochen in den Werken 26, S. 196 f. (vgl. Schroeders Brief bei Meyer a. a. O. 2, 1, S. 330); näher gehen darauf ein Tieck in jener Einleitung S. XLIII ff. und v. Bülow in den Vorreden zu den einzelnen Theilen seiner Ausgabe. — Ein vorzügliches Verdienst erwarb sich Schroeder durch seine Bearbeitungen und Aufführungen shakspearescher Stücke und durch die dabei beobachtete, für die damalige Zeit gewiß ganz angemessene Verfahrungsweise, den Dichter bei uns zu nationalisieren. Er legte allen seinen Bearbeitungen (Hamlet und Othello 1776; der Kaufmann von Venedig und Maaß für Maaß 1777; König Lear, Richard II. und Heinrich IV. — beide Theile in ein Stück zusammengezogen — 1778; Macbeth 1779; die Kinderzucht oder das Testament, nach the London Prodigal, 1781; Viel Lärmen um nichts 1792) den Text der wielandischen und eschenburgischen Uebersetzung zu Grunde, überschlug immer, was er seinem Publicum von vorn herein bieten

holt wurden, die Franzosen und die Engländer. [k]) Je größern Spielraum aber das Ausländische erhielt, desto stärker wirkte es auf den Character der eigenen Erfindungen unserer Dramatiker ein, und desto schwankender und wandelbarer mußte auch das Publicum unserer Bühnen in seinem Geschmack werden. Natürlich konnte bei einer solchen Lage der Dinge sich

---

konnte, und was er ihm besser vorenthielt, suchte aber fast bei jeder neuen Vorstellung dem Dichter mehr von seinen Schätzen zurückzugeben, so daß seine gedruckten Bearbeitungen weder das sind, was sie bei der ersten Aufführung waren, noch das, was sie bei der letzten wurden (Meyer a. a. O. 1, S. 290; vgl. hierzu Goethe 45, S. 55 f; Gervinus 5, S. 537 ff. und A. Stahr in dem litterarhist. Taschenb. von Prutz, Jahrg. 1843. S. 43 ff.). — k) Lenz, von Goethe unterstützt, bearbeitete fünf „Lustspiele nach dem Plautus fürs deutsche Theater," Frankf. und Leipzig 1774. 8 (auch in Tiecks Ausg. der gesammelten Schriften von Lenz, Bd. 2; vgl. S. 1516, Anm. y). Ob aber je eins davon in Deutschland aufgeführt worden, ist mir nicht bekannt. — Von übersetzten oder bearbeiteten Stücken neuerer Ausländer (Franzosen, Engländer, Italiener, Spanier) erschienen viele 1) in vermischten Sammlungen (theils mit, theils ohne Beigabe deutscher Originalwerke), und zwar: in denen des Wiener Theaters, als „Neue Schauspiele, aufgeführt auf dem k. k. Theater zu Wien." Preßburg 1772—75. 12 Thle. 8; „Neues Wiener Theater." Wien 1775—77. 6 Thle. 8; „K. k. Nationaltheater." Wien 1778—81. 6 Thle. 8; und „K. k. National-Hoftheater." Wien 1783—85. 7 Thle. 8. (sie lieferten mit das Schlechteste und Geschmackloseste, was von Originalstücken, Uebersetzungen und Bearbeitungen auf deutsche Bühnen kam; vgl. Gervinus 4, S. 391 f.); — in der „Sammlung einiger der neuesten und besten Schauspiele, aus dem Französischen und Englischen übersetzt von A. Wittenberg." Hamburg 1774. 8; — in den von Schroeder seit 1776 veranstalteten Sammlungen (vgl. S. 1647, Anm. i); — in dem „Vermischten Theater der Ausländer. Zum Gebrauch der deutschen Bühne herausgegeben von J. Ch. Bock." Leipzig 1778—81. 4 Bde. 8; — in dem „Theater der Ausländer. Verdeutschungen" (herausgg. von H. A. O. Reinhard). Gotha 1778—81. 3 Bde. 8; — in der „Welschen Bühne. Versuch für deutsche Schauspielertruppen" (ebenfalls von Reinhard). Berlin 1780. 8 (nur ein Band, der zwei Stücke von Goldoni und eins von Calderon enthält); — in den „Neuen Schauspielen für d. deutsche Theater, bearbeitet von M. G. Lambrecht." Augsburg 1786. 8; — in J. F.

auf dem Grunde, welchen Lessing und Goethe zu einem volksthümlichen Drama gelegt hatten, weder die ganze Gattung organisch fortbilden, noch eine ihrer besondern Arten in eigen-

---

Jüngers „Komischem Theater." Leipzig 1792—95. 3 Bde. 8; — in F. L. W. Meyers „Beiträgen der vaterländischen Bühne gewidmet." Berlin 1793. 8. und in andern Sammlungen der Werke verschiedener deutscher Theaterdichter. — 2) nach ihrer nationalen Abkunft oder nach den Verfassern zusammengestellt, α) Französische: in dem „Komischen Theater der Franzosen für die Deutschen. Herausgg. von J. G. Dyk." Leipzig 1777—86. 10 Thle. 8; — in Ad. v. Knigge's „Sammlung ausländischer Schauspiele für das deutsche Theater umgearbeitet." Heidelberg 1784. 85. 2 Thle. 8; — in dem „Neuern französischen Theater, bearbeitet von L. F. Huber." Leipzig 1795—97. 3 Thle 8; — in Voltaire's „sämmtlichen Schauspielen 2c." Nürnberg 1766—77. 5 Thle. 8; — in „Destouches für Deutsche," von A. G. Meißner und W. Ch. S. Mylius. 1 Th. (nur zwei Stücke) Leipzig 1779. 8. — und „Molière für Deutsche," von denselben; 1 Th. (nur drei Stücke) Leipzig 1780. 8. — β) Englische: in dem „Englischen Theater von Chr. H. Schmid." Frankf. und Leipzig 1769—73; Danzig 1774—77. 7 Thle. 8 (vgl. Biester in d. allg. d. Bibl. 23, 2, S. 506 ff; 33, 2, S. 544 ff. und Anhang zu Bd. 25—36, S. 2982 ff.); — in dem „Britischen Theater, für die Manheimer Bühne bearbeitet" (von W. H. Frhrn von Dalberg). Bd. 1. Manheim 1786. 8; — und in Eschenburgs Uebersetzung des Shakspeare (vgl. S. 1332, Anm.). — γ) Italienische: in den „Komischen Opern der Italiener. Zum Gebrauch für die deutsche Bühne herausgg. von J. Ch. Bock." Leipzig 1781. 82. 2 Thle. 8; — in den „Singspielen, nach ausländischen Mustern für die deutsche Bühne herausgg. von G. F. W. Großmann." Frankfurt a. M. 1783. 8; — in „des Herrn C. Goldoni sämmtlichen Lustspielen" (übersetzt von J. H. Saal). Leipzig 1767—77. 11 Thle. 8; — in „Metastasio's dramatischen Gedichten 2c." (von J. A. Koch). Wien 1768—76. 8 Thle. 8. — und in den „Theatralischen Werken von C. Gozzi" (von F. A. Cl. Werthes). Bern 1777—79. 5 Thle. 8. — δ) Spanische. Auf den Reichthum des spanischen Theaters hatte zuerst v. Cronegk hingewiesen in einem bald nach seinem Tode (1758) gedruckten kleinen Aufsatz, „die spanische Bühne" (zu Ende des ersten Theils seiner Werke). 1766 brachte die neue Bibl. d. schönen Wiss. 1, S. 209—234, „einige Nachrichten, den Zustand der spanischen Poesie betreffend" (von Dieze?), worin sich eine für jene Zeit schon ziemlich gute Bekanntschaft mit der spanischen Litteratur zeigte. Drei Jahre darauf erschien dann zu Göttingen die „Geschichte der spanischen Dichtkunst von Don Luis Joseph

thümlich deutscher Weise zu einer reinen Form entwickeln. In dieser Beziehung hatte also schon vor Ablauf der Siebziger

Velasquez. Aus dem Spanischen übersetzt und mit Anmerkungen erläutert von J. A. Dieze." Göttingen 1769. 8. Kurz zuvor hatte Lessing, der schon 1750 damit umgegangen zu sein scheint, „das Leben ein Traum" von Calderon zu übersetzen (vgl. sämmtl. Schrift. 13, S. 647), und in der Folge, besonders während seines Aufenthalts in Hamburg, immer vertrauter mit der dramatischen Litteratur der Spanier geworden war, auf dieselbe in der Dramaturgie in ungleich anregenderer Weise als Cronegk aufmerksam gemacht und mit Anerkennung von ihr gesprochen (vgl. S. 1333, Anm. cc und dazu Guhrauer in d. Fortsetzung von Danzels Lessing rc. 1. Abth. S. 207 ff.). Auch die Verfasser der Briefe über den Werth einiger deutschen Dichter rc. deuteten mehrfach auf die Schätze und eigenthümlichen Reize der spanischen Poesie und besonders der spanischen Komödie hin (z. B. 1, S. 291; 293 f.). Indessen wandte man sich bei der Verpflanzung spanischer Stücke nach Deutschland zunächst noch nicht zu den Originalen selbst, sondern zu den Bearbeitungen spanischer Dramen in Linguets „Théâtre Espagnol" (1768—70), welches F. W. Zachariae in Gemeinschaft mit K. Ch. Gärtner übersetzte: „Spanisches Theater." Braunschweig 1770—71. 3 Bde. 8. (Von eben denselben Uebersetzern soll nach der allg. d. Bibl. 21, 2, S. 532 auch der „Beitrag zum spanischen Theater." Hamburg und Riga 1771, herrühren, den ich nicht näher kenne, und von dem ich auch nicht weiß, ob die darin enthaltenen Sachen — ein Lustspiel von Antonio de Solis und vier kleine werthlose Nachspiele — aus dem Spanischen unmittelbar oder aus französischen Bearbeitungen verdeutscht sind). Die erste Sammlung, worin spanische Dramen aus den Grundtexten übertragen erschienen, war das „Magazin der spanischen und portugiesischen Litteratur" von Bertuch. Weimar 1780. Dessau 1782. 3 Bde. 8. (der dritte Band auch besonders unter d. Titel „Theater der Spanier und Portugiesen"). — „Schauspiele nach spanischen Planen bearbeitet" gab G. W. Rup. Becker heraus, Dresden und Leipzig 1783. 8. — 3) Uebersetzungen oder Bearbeitungen einzelner Stücke besonders gedruckt erschienen in sehr großer Zahl. — Ueberhaupt wurden übersetzt oder bearbeitet α) aus dem Französischen vornehmlich Lustspiele von Molière, Destouches, Marivaux, Voltaire, Regnard, Sedaine, Beaumarchais, Mercier, Dorvigny, Florian, Monvel, Dumaniant, Collin d'Harleville rc. — β) aus dem Englischen Stücke von allen Gattungen, namentlich von Shakspeare, Beaumont und Fletcher, Vanbrugh, Farquhar, Colman, Cibber, Congreve, Cumberland, Goldsmith, Moore, Murphy rc. (Von shakspeareschen Stücken erschienen

das deutsche Schauspiel mit dem deutschen Roman im Allgemeinen ein gleiches Schicksal; und es dauerte nicht lange, so

in Bearbeitungen, außer den von Schroeder herrührenden und in die von ihm veranstalteten Sammlungen aufgenommenen — wozu noch die von Heinrich IV., Wien 1782. 8. kommt — andere, mehr oder weniger mißrathene oder den Dichter völlig mißhandelnde, theils in verschiedenen der übrigen oben angeführten Sammelwerke, theils einzeln, wie „Othello" von Ch. H. Schmid 1769; „Cymbeline" von Sulzer 1772 [vgl. Goethe 33, S. 45 f.]; für das Wiener k. k. Theater 1773 „die lustigen Abenteuer von der Wien" [nach den lustigen Weibern von Windsor] von Pelzel, „Macbeth" von Stephanie d. J., „Hamlet" von Heufeld, „die lächerlichen Hochzeitsfeste" [nach dem Sommernachtstraum], vgl. Leipziger Alman. d. d. Musen von 1774, S. 51 ff; ferner „Amor vincit omnia" [nach Love's Labour's lost] von Lenz 1774; „die Irrungen" von G. F. W. Großmann 1777; [J. J. Engels „Vermählungstag," nach „Viel Lärmen um nichts," der auch ungefähr um diese Zeit angefangen wurde, blieb unvollendet; die ersten drei Acte erschienen erst 1803 im 5. Bde. der Schriften; vgl. Bd. 6, S. 274 f; wie verträgt sich aber damit die Nachricht in Schroeders Leben von Meyer 1, S. 318?]; fürs Prager Theater, „adaptiert" von F. J. Fischer 1778 „Macbeth," „der Kaufmann von Venedig," „Richard II." und „Timon von Athen" [vgl. Allg. d. Bibl. 38, 1, S. 147 f.]; von J. Ch. Bock „König Lear" 1780; von O. von Gemmingen „Richard II." 1782; von Schink „die bezähmte Widerbellerin" 1783; von G. A. Bürger „Macbeth" 1783; von W. H. von Dalberg „Julius Caesar" 1785; von W. H. Brömel „Gideon von Tromberg, eine Posse" [nach den lustigen Weibern von Windsor; in Schroeders Leben 1, S. 390 heißt Brömels Bearbeitung „Hannibal von Donnersberg] und „Gerechtigkeit und Rache" [nach Maaß für Maaß] 1785; „die lustigen Weiber von Windsor," Göttingen 1786; „Cromwell," München 1786; „Othello" von Hagemeister 1790). — γ) Aus dem Italienischen die Stücke von Goldoni und von Gozzi. — δ) Aus dem Spanischen, mittelbar und unmittelbar, einige Dramen von Lope de Vega, Cervantes, Calderon, Moreto ꝛc. — ε) Aus dem Dänischen wenige Stücke von Holberg — der schon früher auf unserm Theater heimisch geworden war — und einigen andern Dichtern. — Zu den fleißigsten und geschicktesten Uebersetzern und Bearbeitern gehörten außer Schroeder, Gotter (vgl. in dessen Gedichten Bd. 3, S. XLII f. und Jördens 2, S. 207 ff.) auch J. J. Ch. Bode, J. Ch. Bock (geb. in den Zwanzigern zu Dresden, trat, von Bode empfohlen, 1772 als Theaterdichter zu der ackermann-schroederschen Gesellschaft in Hamburg, folgte seinem Freunde, dem Schauspieler Reinecke,

wandten sich auch unsere dramatischen Dichter mit besonderer Vorliebe und mit der vollsten Beistimmung des größten Theils

---

1778 nach Leipzig, wo er für die bondinische Gesellschaft thätig war, und starb 1785 zu Dresden), Chr. Leb. Heyne (oder, wie er sich als Schriftsteller nannte, Anton Wall, geb. 1751, nach Andern 1754, zu Burgstädt im Schönburgischen [oder zu Leuben bei Lommatsch?], erhielt seine Schulbildung zu Naumburg a. d. S. und gieng von da nach Leipzig, wo er die Rechte studierte und sich dabei viel mit neuern Sprachen beschäftigte. Er blieb hier auch noch nach Vollendung seiner Studien mehrere Jahre, ohne eine Anstellung zu suchen, und trat als Dichter zuerst 1779 mit „Kriegsliedern" auf. Nachdem er Leipzig verlassen hatte und eine Zeit lang Privatsecretär bei dem Kanzler Hoffmann in Halle gewesen war, begab er sich etwa gegen den Ausgang der Achtziger nach Berlin, wo er privatisierte; eine ihm von der preuß. Regierung angebotene Stelle schlug er aus. Später lebte er in verschiedenen Orten des Kurfürstenthums Sachsen und des Herzogthums Altenburg, indem er sich theils mit Schriftstellerei beschäftigte, theils als Hauslehrer Unterricht ertheilte. Zuletzt zog er nach Hirschberg bei Hof, wo er 1821 starb), J. F. Jünger (geb. 1759 zu Leipzig, lernte anfänglich die Handlung, studierte dann aber die Rechte in seiner Vaterstadt, wurde daselbst auf kurze Zeit Hofmeister zweier Prinzen und gieng darauf nach Weimar, wo er mehrere Jahre privatisierte. Als Schriftsteller hatte er sich zuerst im Roman versucht: von seinem „Huldreich Wurmsamen von Wurmfeld," einem komischen Roman, erschien der erste Theil bereits 1781 zu Leipzig, der dritte und letzte 1787. In diesem J. begab sich Jünger nach Wien, wurde hier zwei Jahre später vom Kaiser zum Hoftheaterdichter ernannt, aber 1794 von dieser Stelle wieder entlassen. Seitdem lebte er von dem spärlichen Erwerb, den er aus seinen litterarischen Arbeiten zog; er verfiel zu wiederholten Malen in tiefe, an stillen Wahnsinn grenzende Schwermuth und starb 1797), F. L. W. Meyer (geb. 1759 zu Harburg, kam mit seinen Eltern sehr früh nach Hamburg, besuchte anfänglich das dortige Johanneum, später die Schule zu Ihlefeld und zuletzt das Hamburger akademische Gymnasium, worauf er, um die Rechte zu studieren, nach Göttingen gieng. Nach einem kurzen Aufenthalt in St. Petersburg, wohin er sich mit Hoffnungen, die unerfüllt blieben, begeben hatte, trat er bei der Regierung in Stade als Auditor ein. Da ihm die Geschäfte, denen er sich hier unterziehen mußte, nicht zusagten, nahm er 1785 die ihm angetragene, mit dem Professortitel verbundene Stelle eines Unterbibliothekars in Göttingen an, gab sie aber, da er Vermögen genug besaß, um unabhängig leben zu können, schon 1789 wieder auf und verwandte

der Theaterbesucher zu Darstellungen, in denen sich ebenso, wie in der großen Mehrzahl unserer Romane, nur die gemeine

---

nun die nächsten Jahre zu Reisen durch Deutschland, England, Frankreich und Italien. Die Hauptstädte dieser Länder besuchte er zu wiederholten Malen auf längere oder kürzere Zeit; in Berlin verweilte er mehrere Jahre. 1796 erstand er ein Gut zu Gr. Bramstedt in Holstein, wo er fortan seinen Wohnsitz nahm, ohne jedoch sein zeitheriges Wanderleben ganz aufzugeben. Er starb zu Bramstedt 1840. Vgl. „Zur Erinnerung an F. L. W. Meyer ꝛc." Braunschweig 1847. 2 Thle. 8.), und L. F. Huber (ein Sohn von Mich. Huber [vgl. S. 1242, Anm. 12], geb. 1764 zu Paris, von wo er im zweiten Jahre mit seinen Eltern nach Leipzig kam. Eine sorgfältige Erziehung und der geistanregende Einfluß vieler seinem väterlichen Hause befreundeten Männer entwickelten früh die trefflichen Anlagen des Knaben. Bei seiner großen Lernbegierde gelangte er bald zu ausgebreiteten Kenntnissen, besonders in neuern Sprachen und in der schönen Litteratur der Franzosen, Engländer und Deutschen. Schon in seinem funfzehnten Jahre fieng er an Uebersetzungen für den Druck zu liefern. Da es ihm die Verhältnisse seiner Eltern nicht gestatteten, bloß seinen litterarischen und dichterischen Neigungen zu leben, so suchte er sich in Dresden zum Geschäftsmanne zu bilden. Hier gehörte er, wie schon vorher in Leipzig, zu Körners und seit 1785 auch zu Schillers vertrautesten Freunden [vgl. S. 1569, Anm.]. 1788 gieng er als kursächsischer Legationssecretär nach Mainz; zwei Jahre darauf wurde er zum kursächsischen Residenten am Mainzer Hofe befördert. Bald bildete sich ein enges Freundschaftsverhältniß zwischen ihm und Georg Forster und dessen geistvoller Gattin, einer Tochter Chr. G. Heyne's in Göttingen. Die Kriegsereignisse veranlaßten ihn, 1792 von Mainz nach Frankfurt zu gehen, von wo er nicht lange nachher nach Dresden zurückberufen wurde. Als in Folge von Forsters politischer Handlungsweise, die ihn nach Paris führte, seine Familie in die bedrängteste und bedenklichste Lage gerathen war, gab Huber, um für sie zu sorgen, seine bisherige Stellung auf und gieng gegen Ende des J. 1793 zu ihr nach der französischen Schweiz. Nach Forsters Tode heirathete Huber die Wittwe; einige Jahre später zog er zunächst nach Tübingen, dann nach Stuttgart und 1803 nach Ulm, wo er kurz vor seinem Tode zum Landesdirectionsrath ernannt wurde. Er starb 1804); denen wenigstens ihrer großen Betriebsamkeit wegen noch beigezählt werden können Ch. H. Schmid, J. G. Dyk (geb. 1750 zu Leipzig, wo er nachher als Buchhändler und Dr. der Philosophie lebte und 1813 starb), A. G. Meißner (geb. 1753 zu Bautzen, studierte in Leipzig und Wittenberg die Rechte, war dann zuerst Registrator beim

und alltägliche Wirklichkeit mit ihren kleinbürgerlichen häuslichen Verhältnissen und Interessen abspiegelte.

§. 310.

Vorbereitet war diese Wendung seit langer Zeit. Denn abgesehen davon, daß sie, sobald die vaterländische Litteratur sich entschiedener der Auffassung und Darstellung des heimischen Lebens der Gegenwart zuzuneigen begann, schon überhaupt durch die Beschaffenheit unserer öffentlichen und gesellschaftlichen Zustände und durch die ruhig bürgerliche, von keinen höhern nationalen Interessen irgendwie gehobene Zeitstimmung begünstigt wurde, die seit dem Hubertsburger Frieden bis zum Ausbruch der französischen Revolution in der großen Masse der Nation die vorherrschende war: so hatte auch nach und nach so manches, theils mittelbar von außen her, theils unmittelbar bei uns selbst, auf den Entwicklungsgang unsrer dramatischen Litteratur im Besondern eingewirkt, das sie immer mehr in eine solche von dem Ziele aller eigentlichen und wahren Kunst abführende Richtung geradezu hineindrängte. Hierhin ist bereits aus den Vierzigern her zweierlei zu rechnen: die geistlose und platte Art, in welcher die bürgerlichen Lustspiele Holbergs unmittelbar nach ihrer ersten Einführung aus Dänemark von der gottschedischen Schule nachgeahmt wurden, [1]) und die

geheimen Archiv zu Dresden, seit 1785 Professor der Aesthetik und der classischen Litteratur an der Prager Universität und seit 1805 Consistorialrath und Director der höhern Lehranstalten in Fulda, wo er 1807 starb) und W. Ch. S. Mylius (geb. 1754 zu Berlin, studierte die Rechte und lebte nachher als Privatmann in seiner Vaterstadt, wo er 1827 starb).

1) Eine vollständige, öfter aufgelegte Uebersetzung der Lustspiele Holbergs erschien, nachdem drei („Jean de France," „Bramarbas" und „der politische Kannengießer") bereits etwas früher von G. A. Detharding und eins („die Wochenstube") von einem Ungenannten ver-

vornehmlich durch Gellert bewerkstelligte Einbürgerung der von den Franzosen herübergenommenen weinerlichen oder rührenden Komödie, die sich weit besser als das echte Lustspiel mit den auf eine gefühlvolle Erbauung und auf eine empfindsam-moralisierende Lehrhaftigkeit gerichteten Tendenzen unserer dama-

---

deutscht waren (jene in Gottscheds deutscher Schaubühne Th. 1—3. 1741 f; dieses besonders gedruckt o. O. 1742) in 5 Octavbänden, der erste zu Hamburg und Leipzig, die übrigen zu Kopenhagen und Leipzig 1743—55 (auf dem Titel des ersten Bandes hat sich der Uebersetzer mit den Buchstaben J. G. L. v. A. bezeichnet; vgl. Gottscheds nöth. Vorrath rc. 1, S. 316 ff; 2, S. 286). Schon Prutz hebt in seinen Vorlesungen über die Gesch. d. deutschen Theaters S. 238 f. die Verschiedenartigkeit des Einflusses hervor, den die Franzosen und den Holberg auf unsere Lustspieldichtung in der gottschedischen Zeit und Schule hatten, indem die französischen Komiker ihre Stoffe aus der höhern Umgangswelt, der Modewelt des Lebens genommen, Holberg sich dagegen in seinen Stücken durchgängig auf den Bürger- und Bauernstand beschränkt hatte. Danzel (Gottsched rc. S. 143 f.) stimmt ihm darin zwar im Allgemeinen bei, will aber jenen Gegensatz nicht für ein eigentliches Entgegentreten eines ganz neuen Princips gegen ein älteres genommen wissen. Indessen bleibt das Hauptsächlichste für uns in Prutzens Bemerkung dabei immer bestehen, daß es nämlich vorzüglich Holbergs Stücke waren, welche die deutschen Lustspieldichter der vierziger Jahre darauf führten, die Stoffe zu ihren eigenen Erfindungen zum allergrößten Theil aus dem Leben und den Verhältnissen der deutschen Mittelstände und des heimischen Bürgerthums zu nehmen, und zwar in den provinziellen und städtischen Besonderheiten der nördlichen Gegenden, in denen sie aufgewachsen waren. Da aber gereichte es nun gleich von vorn herein dem Lustspiel des 18. Jahrh. zum größten Nachtheil und fieng schon an den Character unsers Drama's überhaupt für die Folgezeit mit zu bestimmen, daß alles, was die gottschedische Schule, mit Frau Gottsched an der Spitze, unter dem Einflusse Holbergs an komischen Stücken mit deutschen Characteren und Sitten hervorbrachte, durchaus nur das Platt-Natürliche unserer damaligen Spießbürgerlichkeit oder Pedanterei in der allerprosaischesten Auffassung, und ohne auch nur einen Anflug von der dramatischen Lebendigkeit und komischen Kraft holbergischer Erfindungen zu haben, darstellte (vgl. hierzu Mendelssohn im 312. Litt. Briefe; Lessings sämmtl. Schriften 7, S. 97—99; 233—236; Danzel, Gottsched rc. S. 142 ff. und denselben in Lessings Leben rc. 1, 134 ff). —

ligen schönen Litteratur vertrug. [2]) Gegen Ende der Vierziger fiengen die Romane Richardsons an ihre tiefgreifende Wir-

2) Einige Ansätze zu der Comédie larmoyante, wie Voltaire spöttisch die neue Art von Schauspielen nannte, fanden sich in Frankreich schon bei Destouches und Marivaux, ja selbst bei Molière; ihr eigentlicher Begründer wurde aber noch vor 1740 Nivelle de la Chaussée (vgl. Schlosser 1, S. 590 ff; Danzel, Lessing rc. 1, S. 294—96 und dazu S. 133 f. Die „Mélanide" von N. de la Chaussée kam erst 1741 auf das französ. Theater; vgl. Lessing 7, S. 36). Dieses Dichters Stücke waren es, welche Gellert sich für seine Lustspiele und namentlich für „die zärtlichen Schwestern" (Leipzig und Bremen 1745. 8), die für das älteste rührende Lustspiel in deutscher Sprache gelten, im Allgemeinen zum Muster nahm (vgl. Lessing 4, S. 155) — nicht, wie Danzel (a. a. O. S. 301) angibt, die „Cénie" der Frau von Graffigny, da diese erst 1751 erschien (vgl. Guhrauer, Forts. von Danzels Lessing rc. Abth. 1, S. 205; sie wurde 1753 von Frau Gottsched übersetzt, und in der Anzeige dieser Uebersetzung von demselben Jahr — nicht vom J. 1751, wie bei Danzel a. a. O. S. 302 steht — gebrauchte Lessing zuerst den Ausdruck „weinerliches Lustspiel;" vgl. sämmtl. Schr. 3, S. 393 und dazu 4, S. 110, auch 7, S. 88 f.). Gellert, der sich nach der Vorrede zu seinen „Lust- und Schäferspielen" (Leipzig 1748. 8) gern den „schönen Vorwurf wollte machen lassen," daß seine drei Lustspiele, „die Betschwester," „das Loos in der Lotterie" und „die zärtlichen Schwestern" (alle zuerst einzeln gedr. im J. 1745) „eher mitleidige Thränen als freudiges Gelächter erregten," vertheidigte und empfahl bald nachher noch besonders die rührende Komödie in seinem Programm „de Comoedia commovente" (Leipzig 1751. 4; vgl. S. 914, Anm. u), von dem Lessing eine Uebersetzung seinen „Abhandlungen von dem weinerlichen oder rührenden Lustspiele" in der theatral. Bibliothek einschaltete (sämmtl. Schr. 4, S. 134 ff.). Lessing hatte schon 1750 in einer Note zu seiner Uebersetzung der Gefangenen des Plautus (3, S. 32) deutlich genug zu verstehen gegeben, wie wenig er die zum Weinen gemachte Komödie der Neuern überhaupt billigte, und wie unstatthaft ihm gar ihre Einführung in Deutschland zu einer Zeit schien, wo wir noch nicht einmal eine w a h r e Komödie, wie die Franzosen, hatten. Auch noch vier Jahre später sprach er sich in jenen Abhandlungen so aus, daß er das weinerliche Lustspiel, eben so wie das Possenspiel, nur für eine Abart von der wahren Komödie hielte (vgl. oben S. 1284, Anm. c; in Betreff der minder ungünstigen Aeußerungen Lessings über jenes in der hamburg. Dramaturgie 7, S. 36; 95 ff. verweise ich auf Guhrauer a. a. O. S. 204 ff.). In den Funfzigern

kung in Deutschland und bald auch in unserm Drama zu äußern. [3]) Die folgenden Jahrzehnte brachten uns das bürgerliche Familientrauerspiel [4]) und dann Diderots Theater, welches dem ernsthaften und rührenden Lustspiel und dem bürgerlichen Trauerspiel eine neue Stütze und der Theorie von jenem erst den rechten Nachdruck verlieh. [5]) Mit der bürgerlichen Tragödie drang die Prosaform, der für das Lustspiel

wurde das rührende Lustspiel namentlich von J. A. Schlegel in den seiner Uebersetzung des Batteux angehängten Abhandlungen in Schutz genommen (2. A. S. 406 ff.); wogegen Ramler in dem Vorbericht zu der Einleit. in d. schön. Wiss. nach Batteux ꝛc. die „weinende Komödie" nur für eine „geschwächte Tragödie" erklärte, die man wenigstens nicht zum Muster anpreisen dürfe, wenn eine vollkommene Idee von der Komödie gegeben werden solle. — 3) Vgl. S. 1257 und 1286. — 4) Vgl. S. 1285 ff. — 5) Vgl. S. 1321 ff., Anm. r; S. 1640 f., Anm. f; A. W. Schlegel in den Vorlesungen über dramat. Kunst und Litt. (sämmtl. Werke) 6, S. 142 ff. und Schlosser 2, S. 524 ff. (der aber darin irrt, daß er Diderot die Einführung der Prosa in das von N. de la Chaussée begründete Drama zuschreibt; denn schon drei Jahre vor dem Erscheinen von Diderots Fils naturel und den dazu gehörigen Entrétieus hatte Frau von Graffigny ihre in Prosa abgefaßte Cénie herausgegeben). „Diderot," heißt es in der Jen. Litt. Zeit. von 1797. St. 188, „war es, der zuerst gegen verjährte Angewöhnungen und Conventionen die Rechte der Natur, als des Grundgesetzes für die dramatischen Dichter, zu behaupten suchte. — So vortheilhaft er auf der einen Seite theils unmittelbar, theils durch seinen Einfluß auf Lessings Theorie und Ausübung für unsere Bühne gewirkt hat, besonders um uns der Fesseln zu entledigen, die eine blinde Nachahmung der Franzosen den Deutschen angelegt hatte, so hat er doch auf der andern Seite zu sehr verderblichen Mißverständnissen Anlaß gegeben. Seine Begriffe von sittlicher Belehrung, von Natur, von Wahrheit der Darstellung, von Täuschung haben sich unter den Händen seiner Nachfolger so vergröbert, daß nun der Zuhörer unaufhörlich mit seinen häuslichen und bürgerlichen Pflichten unterhalten wird; daß nichts mehr für natürlich gilt, als das Alltägliche und platt Prosaische; daß man glaubt, die geringste verschönernde Erhöhung hebe die Wahrheit auf." (Die Recension ist von A. W. Schlegel [vgl. sämmtl. Werke 11, S. 53 ff.], aber nicht ganz; zum Theil auch „von der Hand einer geistreichen Frau," d. h. seiner ersten Gattin; vgl. krit. Schriften 1,

bereits die gottschedische Schule im Ganzen den Vorzug vor der gebundenen Rede zugestanden hatte, [6]) auch in die tragische

---

S. XVII f.). Außer Diderot war es auch vorzüglich Beaumarchais (seine Eugénie erschien seit 1767 in verschiedenen, öfter aufgelegten Uebersetzungen), der von außen her die Entwickelung des rührenden Schauspiels bei uns förderte. Vgl. Schütze, hamb. Theatergesch. S. 346. — 6) Gottsched selbst hatte sich in seiner kritischen Dichtkunst ausdrücklich weder für die ungebundene noch für die gebundene Form allein erklärt: er fand sie ja beide in der Komödie der Franzosen vor. Aus seinen Worten aber — einerseits daß die Komödie eine ganz natürliche Schreibart haben und, „wenn sie gleich in Versen gesetzt werde," doch die gemeinsten Redensarten beobachten müsse, und andrerseits, daß es keinem Zweifel unterliege, „ob man auch in Versen Komödien schreiben könne, und warum dieß nicht im Deutschen angehen sollte?" — scheint sich doch zu ergeben, daß er die prosaische Form hier für die natürlichere und angemessenere hielt. Ich habe nicht nachsehen können, ob die Stelle der kritischen Dichtkunst, woraus ich dieß entnommen habe, sich ihrem wesentlichen Inhalt nach schon eben so in der ersten Ausgabe vorfindet (in der zweiten, von 1737, steht sie S. 706); es ist mir indeß um nichts minder wahrscheinlich, als daß er, da er dieß Werk schrieb, auch bereits dasselbe Urtheil über den Vorzug reimloser Verse vor gereimten in Tragödien und Komödien fällte, welches S. 360 der 2. Ausg. steht. Im J. 1732 wenigstens erklärte er (Beiträge zur krit. Histor. d. d. Sprache rc. 1, S. 99): „Was auch die Trauerspiele und überhaupt die theatralischen Gedichte anlangt, so würde es sehr gut sein, wenn man darin das verdrüßliche Reimen abschaffte: weil es in solchen Vorstellungen menschlicher Handlungen eben so unnatürlich klinget, als das unaufhörliche Singen in den Opern" (vgl. auch das darauf Folgende). Nichts anders als eine ausführlichere Begründung dieses Urtheils, welches sich auf Gottscheds aesthetisches Grundprincip von der Naturnachahmung stützte, war nun G. B. Straube's 1740 gedruckter „Versuch eines Beweises, daß eine gereimte Komödie nicht gut sein könne," der eine Entgegnung von seinem Freunde J. E. Schlegel hervorrief (vgl. S. 1238 f., Anm. 2, wo auf der ersten Seite in der 2. Z. v. u. „der" statt „die" zu lesen ist); nur daß Straube hier nicht, wie Gottsched gethan, der gereimten Komödie das reimlose, sondern (gleich S. 463 f. des 23. St. der Beiträge) das prosaische Lustspiel als das der Vollkommenheit eher fähige entgegenstellt. Daß er hierunter wirklich ein Stück in ganz ungebundener Rede verstanden habe, ergibt sich, alles Andere, was dafür spricht, ungerechnet, schon allein aus seiner Berufung (S. 479 f.) auf unsere alten Komödien von Schoch, Gry-

Dichtung ein; sie wurde seit der Verdrängung der den Franzosen nachgekünstelten heroischen Tragödie in unserer gesammten dramatischen Litteratur auf lange Zeit hin die beinahe

---

phius u. A., die ja prosaisch seien; und es ist eine leere Ausflucht den ihm entgegengehaltenen Gründen Schlegels gegenüber, wenn er nachher im 26. Stücke der Beiträge S. 287 ff. sagt, sein Freund habe ihn mißverstanden: er sei nie gegen die Komödie in Versen gewesen, sondern nur gegen die in Reimversen. Im J. 1742 erhob ein anderer Verehrer Gottscheds, der Rector Richter in Annaberg, auch schon Bedenken gegen die Nothwendigkeit des Verses im Trauerspiel, in einer Einladungsschrift, die Gottsched gleich das Jahr darauf ohne alle Gegenbemerkung in die Beiträge rc. St. 31, S. 465 ff. aufnahm; und zu derselben Zeit erschien in den „hallischen Bemühungen zur Beförderung der Kritik rc." ein Schreiben „von den Reimen und dem Silbenmaaße in den Schauspielen" von Chr. Mylius (in dessen verm. Schriften S. 292 ff.), worin derselbe sich unumwunden nicht bloß gegen den Reim, sondern auch gegen ein „gezwungenes Silbenmaaß" im Schauspiel überhaupt erklärte. Mit Beziehung auf jenen Streit zwischen Straube und Schlegel gab er gleich zu Anfang seine Absicht dahin zu erkennen, daß er sowohl die Tragödie als die Komödie von dem unanständigen Joche der Reime und des Silbenmaaßes befreien möchte, und berief sich bei dem, was er zur Empfehlung der prosaischen Form im Trauerspiel vorbrachte, auf die von Frau Gottsched in ungebundener Rede gefertigte Uebersetzung des „Cato" von Addison (Leipzig 1735. 8). Man möge es doch endlich wagen, auch Trauerspiele, so wie man bereits mit den Lustspielen angefangen habe, in Prosa zu verfertigen; die Erfahrung werde den Nutzen einer solchen Kühnheit deutlich genug zeigen. — Das Ergebniß dieser verschiedenen Anfechtungen, welche Reim und Silbenmaaß im Drama erfuhren, war, daß zwar in den Tragödien der gottschedischen Schule Vers und Reim ihre Herrschaft behaupteten, in ihren Lustspielen dagegen, sowohl in den übersetzten, wie in den selbst erfundenen, beide schon von 1742 an, wo der erste Theil der deutschen Schaubühne „den Menschenfeind" nach Molière von Frau Gottsched in ungebundener Form brachte, vor der Prosarede aufs entschiedenste zurücktraten. Selbst J. E. Schlegel fand es angemessen, von seinen vier oder fünf vollendeten Lustspielen nur eins, „die stumme Schönheit" (gedr. 1747), zu versificieren und zwar in gereimten Alexandrinern („die entführte Dose," in reimlosen Trimetern, fällt vor das J. 1741, vgl. oben S. 1149, Anm. 15; „die drei Philosophen," in Alexandrinern, hat er nicht zu Ende geführt, vgl. Werke

durchgängig herrschende 7) und trug, wie sie von der großen Mehrzahl unserer Dichter — die Originalgenies nicht ausgenommen — gehandhabt wurde, viel dazu bei, mit der Sprache auch den Geist und Ton der deutschen Schauspieldichtung zu gemeiner Natürlichkeit und Alltagsplattheit herabzuziehen. Die

2, S. 600 ff.). Vgl. Danzel, Gottsched rc. S. 276 f. (die dort angeführte Uebersetzung „des Ruhmredigen" von Destouches erschien nach Gottscheds nöth. Vorrath 1, S. 321 im J. 1745; vgl. Jördens 4, S. 503). — Nach diesen Andeutungen ist zu ergänzen und zu verbessern, was bei Danzel, Lessing rc. 1, S. 133 steht. — 7) Diderots Theater (vgl. in Lessings Uebersetzung nach dem Wiener Druck von 1766, besonders 1, S. 176; 244; 2, S. 209 ff. und dazu Engels „Ideen zu einer Mimik 2, S. 122 ff; in den Schriften 8, S. 188 ff.) wirkte gewiß nicht wenig mit dahin, der von Lessing in die Tragödie eingeführten Prosaform allgemeine Geltung und lange Dauer zu verschaffen. Wenn man übrigens gemeint hat, Lessing sei, bevor er den Nathan dichtete, dem Gebrauch eines Silbenmaaßes im Drama schlechthin abgeneigt gewesen, oder er habe, wie A. W. Schlegel sich ausdrückt (krit. Schriften 1, S. 381 f., in den sämmtl. Werken 7, S. 65) ein Vorurtheil dagegen gehabt und sei „der Urheber der falschen Theorie" gewesen, welche das Aufgeben jeder metrischen Form forderte (vgl. auch sämmtl. Werke 6, S. 407): so beruht diese Meinung auf Voraussetzungen, die sich mit gewissen Stellen in Lessings Werken gar nicht vertragen, wie bereits Guhrauer a. a. O. S. 153 ff. bündig nachgewiesen hat. Wer aber wird läugnen wollen, daß zu den Zeiten, wo Miß Sara Sampson, Philotas und Emilia Galotti entstanden, es eine wahre Wohlthat für die Bildung unserer dramatischen Sprache und damit auch für den ganzen innern Character unseres Trauerspiels war, daß der auf Stelzen einherschreitende Alexandriner aufgegeben und die tragische Sprache, wie sie Lessing zu gebrauchen verstand, erst wieder an einen freien, natürlichen Gang gewöhnt wurde? Ganz anders war der Stand der Dinge, als der zweite Theil von Engels „Ideen zu einer Mimik" (Berlin 1785. 86. 8) erschien, worin S. 111 ff. (in den Schriften 8, S. 176 ff.) jene „falsche Theorie" wirklich aufgestellt, oder vielmehr nach den Grundsätzen, von denen schon Straube und Mylius ausgegangen waren, und mit Berufung auf Diderots Lehren, aufs neue vorgetragen wurde. Denn unterdeß hatte nicht nur in den übrigen Gattungen der Poesie unsere Verskunst die bedeutendsten Fortschritte gemacht und eine ungleich größere Freiheit und Gelenkigkeit in ihren Bewegungen gewonnen, als sie zwanzig Jahre früher besaß; wir hatten auch schon so glückliche Versuche im versificierten Drama,

Winke, welche Lessing im Laokoon und in der Dramaturgie hin und wieder über den Unterschied zwischen rohem Naturalismus und idealer Naturwahrheit im Dichten, zwischen dem bloßen Copieren gegebener Wirklichkeit und einem freien künstlerischen Bilden ertheilt hatte, [8]) blieben unbeachtet oder wurden wenigstens nicht gehörig verstanden und benutzt; wie in den allermeisten Werken der Stürmer und Dränger, schien auch in den übrigen dramatischen Erzeugnissen der siebziger Jahre das von Lessing verkündigte höchste Gesetz alles künstlerischen Hervorbringens, die Darstellung des Schönen, für die Dichter gar keine Gültigkeit gehabt zu haben. — Schon lange hatten hier und da einflußreiche Geistliche oder andere Männer von überstrenger sittlicher Gesinnung ihre Stimme laut gegen das

wie den Nathan und die erste Hälfte des Don Carlos. Engel aber gieng in seiner Verblendung so weit, daß er die Behauptung hinzustellen wagte, das Drama der Griechen, auf welches sich die Vertheidiger der Schauspiele in gebundener Rede vorzüglich beriefen, sei nicht so naturgemäß wie ihre andern Dichtungsarten entstanden, und fügte hinzu, daß, wären sie in der Verbesserung seiner Form fortgegangen, sie wahrscheinlich zu dem Besten gegriffen hätten, nämlich zur Prosa. Das wahre, volle Ideal eines Drama's, welches die Alten noch nicht gehabt hätten, könne nur erreicht werden, wenn überhaupt alle Versification daraus verbannt würde. Daß Engel in Betreff seines Geschmacks an prosaischen Schauspielen nicht zu viel sagt, wenn er behauptet, er habe den bei weitem größten Theil der Nation auf seiner Seite, ist für die damalige Zeit ganz unzweifelhaft. Mußten doch in den Achtzigern J. E. Schlegels Alexandriner in Prosa umgeschrieben werden, wenn noch eine Tragödie von ihm aufgeführt werden sollte (vgl. Jen. Litt. Zeit. von 1785. 1, S. 74 b). Ein Gleiches geschah mit Goethe's „Mitschuldigen," und Schiller selbst mußte sich auf des Schauspielers Reinecke Betrieb entschließen, den Don Carlos ebenfalls in diese Form zu bringen, als derselbe 1787 zuerst in Leipzig auf die Bühne kommen sollte (vgl. E. Devrient, Gesch. d. d. Schauspielkunst 3, S. 89 f. und dazu Briefw. zwischen Schiller und Körner 4, S. 351 f. Diese Bearbeitung des Don Carlos ist von J. F. E. Albrecht herausgegeben, Hamburg 1808. 8). — 8) Besonders wichtig war in dieser Beziehung die S. 1333 f., Anm. cc mitgetheilte Stelle der Dramaturgie; vgl. Guhrauer

Schauspiel und den Besuch der Theater erhoben; [9]) gegen Ende der Sechziger trat J. Melch. Goeze in Hamburg mit einem wahrhaft fanatischen Zorneifer gegen beides aufs neue in die Schranken und rief wieder einen Streit über das Theaterwesen hervor, [10]) in welchem die Freunde der Bühne diese am besten gegen die auf sie gerichteten Angriffe vertheidigen

a. a. O. S. 210 f. und über Lessings Begriffe vom Idealen in der Kunst, wie sie im Laokoon entwickelt sind, eben denselben S. 58 ff. — 9) Vgl. S. 767 f. und vornehmlich den Anm. q angezogenen Abschnitt in Schütze's hamburg. Theatergeschichte; Journal von und für Deutschland, Jahrg. 1790. 2, S. 78 ff; dazu E. Devrient a. a. O. 2, S. 313 f; 137 f. und Guhrauer a. a. O. S. 163 (wo auch das Verdammungsurtheil berührt ist, das Rousseau gegen die Bühne aussprach, als eine die Sittlichkeit gefährdende Anstalt, und welches auch nach Deutschland herüberdrang, hier aber nicht minder als in Frankreich auf gewichtige Entgegnungen traf; Devrient, 2, S. 314 ff.). — 10) J. Ludw. Schlosser (geb. 1738 zu Hamburg, ein Sohn von Goeze's Amtsvorgänger an der St. Katharinenkirche, studierte in Jena Theologie, wurde 1766 Prediger zu Bergedorf bei Hamburg und starb 1815) hatte vor seiner Berufung zum Predigtamt einige Lustspiele geschrieben, von denen eins, „der Zweikampf," im Frühjahr 1766 in Hamburg zuerst aus der Handschrift aufgeführt und bald nachher mit den übrigen, ohne daß sich der Verf. nannte, in Druck gegeben wurde („Neue Schauspiele." Hamburg 1767. 8; mit neuem Titelblatt Bremen 1768). Eine Beurtheilung dieser Lustspiele in Klotzens deutscher Bibl. d. schön. Wiss., worin der Name und Stand des Verf. genannt und anzüglich bemerkt war, „das hamburgische Ministerium würde außer sich gerathen, wenn es erführe, daß einer seiner Mitbrüder sich so habe vom bösen Feinde verblenden lassen," veranlaßte den Hauptpastor Goeze zu Ende des J. 1768 zuerst namenlos in Ziegra's sogenannter schwarzer Zeitung gegen Schlosser aufzutreten und, als dieser einen Brief, der für ihn eine seinem Widersacher gewissermaßen abgezwungene Ehrenerklärung enthielt, nicht wieder aus der Hand geben wollte, im nächsten Jahr eine Schrift abzufassen und der Oeffentlichkeit zu übergeben, die den Titel führte: „Theologische Untersuchung der Sittlichkeit der heutigen Schaubühne überhaupt, wie auch der Frage: ob ein Geistlicher, insonderheit ein wirklich im Predigtamte stehender Mann, ohne ein schweres Aergerniß zu geben, die Schaubühne besuchen, selbst Komödien schreiben, aufführen und drucken lassen und die Schaubühne, wie sie itzo ist, vertheidigen und als einen Tempel der Tugend, als eine

zu können meinten, wenn sie sie „für eine sittliche Anstalt ausgaben, die lehren und bessern und also dem Staat und der Gesellschaft unmittelbar nützen könne." [11]) Dieß hatte zur Folge, daß wohldenkende Schriftsteller, die auf diese Ansicht eingiengen, wenn sie für die Bühne arbeiteten, es in ihren Stücken wieder eben so sehr, wo nicht noch mehr, wie Gellert und andere Dramatiker der vorhergehenden Jahrzehnte, auf die Förderung sittlicher, lehrhafter und gemeinnütziger Zwecke anlegten. [12]) Neben der empfindsamen und weichherzigen Moral gewann jetzt auch die breitgeschwätzige und bequeme Sittenlehre der Aufklärungs- und philanthropinischen Erziehungsmänner in dem deutschen Drama, wie in dem deutschen Roman, immer größern Spielraum; [13]) bald und häufig gesellte sich dazu noch eine besonders gegen die höhern Stände und gewisse Verhältnisse und Zeitrichtungen im Staats- und Gesellschaftsleben gekehrte dogmatisierende Polemik, [14]) die in der Art, wie sie an den eingeführten Characteren und dargestellten Handlungen gemeiniglich hervortrat, den Gesetzen echter dramatischer Kunst nicht minder zuwider lief, wie jene in die Stücke gelegten, oft in einem wahren Abhandlungs- oder Kanzelton sich aussprechenden moralischen und didactischen Absichten. [15]) — So

---

Schule der edlen Empfindungen und der guten Sitten anpreisen könne?" (Hamburg 1770. 8). Den ganzen Verlauf der Fehde, die Goeze nicht bloß zum Austrag an die theologische Facultät in Göttingen brachte, sondern auch noch nachher auf der Kanzel fortführte, bis der Hamburger Senat ihr durch ein Verbot aller weitern Schritte in dieser Sache ein Ende machte, ist ausführlich und mit Angabe der beiderseitigen Streitschriften erzählt von Schütze a. a. O. S. 348 ff; vgl. Jördens 4, S. 550 f. — 11) Hierhin fällt auch noch Schillers Abhandlung „die Schaubühne als eine moralische Anstalt betrachtet" (vgl. S. 1568, Anm.), worin aber der Gegenstand schon von einem höhern Standpuncte aus aufgefaßt ist. — 12) Vgl. Goethe, Werke 26, S. 194 ff. und 49, S. 169 ff. — 13) Vgl. Schlosser 4, S. 195 f. — 14) Vgl. Goethe 26, S. 197 ff. — 15) Dieser Art Polemik begegnen wir auch

strebte und wirkte in unserer Bühnendichtung vieles immer entschiedener auf die Entwickelung einer sowohl dem Geiste wie der Form nach mehr prosaischen als poetischen Mittelgattung hin, auf die Entwickelung des rührenden Familienschauspiels oder „Familiengemähldes," welches den Deutschen geraume Zeit die echte Tragödie und die echte Komödie zugleich vertreten sollte. [16]) Und damit nichts fehlte, was diese dramatische Gattung in ihrem äußerlichen Wachsthum und in der Gunst bei der Menge zu fördern vermochte, so mußten ihr gerade die Schreck- und Schauerstücke, die historischen und Ritterschauspiele, so wie ähnliche auf bloß grobsinnliche Theatereffecte berechnete Erfindungen, die in den Siebzigern und im Anfange der Achtziger haufenweise entstanden und die Bühnen mit ihrem Lärm erfüllten, voran oder zur Seite gehen. Denn je entgegengesetzter sie diesen waren, desto schneller mußten sie Raum auf der Bühne gewinnen und desto ungetheilter der Beifall werden, den ihnen das Publicum spendete, sobald sich bei ihm der Ueberdruß an jenen excentrischen, wilden und rohen

---

schon bisweilen in den dramatischen Werken der Originalgenies. In „dem Hofmeister" von Lenz z. B. ist die Hauptsache, um die sich das ganze Schauspiel dreht, die Dogmatik oder Polemik über und gegen das Hofmeisterthum oder die Erziehung durch Hauslehrer. Der Humor, bemerkt Tieck in der Einleitung zu den gesammelten Schriften von Lenz S. XXII, werde bei dieser Hauptsache völlig vermißt. Der Komödiendichter gebe sich die Miene eines Lehrdichters und scheine Leiden, Freuden und seltsame Abenteuer, barocke Figuren, Wahrheit und Thorheit fast nur in seine bunte Tapete verwebt zu haben, um am Ende einen trivialen Satz, der sich eben so von selbst verstehe, wie er in dieser Allgemeinheit unrichtig sei, zu illustrieren. Vgl. daselbst auch S. XLIII; CXIV; CXXII und Gervinus 4, S. 568. — 16) Vortrefflich ist es seinen Hauptzügen nach characterisiert von Schiller in den Xenien N. 390—412 und von Goethe in dem Prolog zur Eröffnung des Berliner Theaters, Werke 4, S. 198, dort mit bitterm, hier mit heiterm Humor. —

Gebilden einzustellen begann. [17]) Ja selbst den bessern entweder schon vorhandenen oder erst jetzt gedichteten dramatischen Werken gewannen sie bei den Schauspielern und bei den Zuschauern darin den Vorsprung ab, daß sie sich in der Regel weit leichter und unmittelbarer zur Aufführung schickten, weil die talentvollern Verfasser von Stücken dieser Gattung, entweder selbst Schauspieler oder wenigstens mit der Bühne sehr vertraut, diese bei allem, was sie für dieselbe schrieben, immer fest im Auge behielten, während die Dichter jener edlern und gehaltvollern Werke bei deren Abfassung öfter gar nicht daran gedacht zu haben schienen, daß sie wirklich sollten oder könnten aufgeführt werden. — Von den rührenden Schauspielen, die man als deutsche Familiengemählde im engern Sinne bezeichnen kann, oder die schon von ihren Verfassern selbst so benannt wurden, erschienen die ersten im J. 1780 [18]) und wurden gleich mit dem allgemeinsten Beifall aufgenommen: „der deut-

17) Als späterhin das Gefallen an den Familiengemählden und namentlich an den ifflandischen Stücken dieser Gattung nachzulassen anfieng, schrieb Schiller, mit Bezugnahme auf eine dahin lautende Nachricht aus Hamburg, an Goethe (d. 31. Aug. 1798, Briefw. 4, S. 289): „Unwahrscheinlich ist es nicht, daß das Publicum sich selbst nicht mehr sehen mag; es fühlt sich in gar zu schlechter Gesellschaft. Die Begierde nach jenen Stücken scheint mir auch mehr durch einen Ueberdruß an den Ritterspielen erzeugt oder wenigstens verstärkt worden zu sein; man wollte sich von Verzerrungen erholen. Aber das lange Angaffen eines Alltagsgesichts muß endlich freilich auch ermüden." — 18) Um dieselbe Zeit kamen auch im Roman die „Familiengeschichten" auf (vgl. Manso S. 262). In der Anzeige einer der ersten, „Geschichte der Familie Frink," 1. Thl. Leipzig 1779. 8. berichtete 1780 Musaeus (allg. d. Bibl. 42, 1, S. 96): „Jetzt fangen die Familiengeschichten an in Gang zu kommen, damit die Romane ja recht ins Weite gedehnt werden. Von einer ganzen Sippschaft läßt sich allerdings mit leichterer Mühe ein Buch ausfüllen als mit dem Leben und den Thaten eines Einzigen." Vgl. dazu allg. d. Bibl. 47, 2, S. 439; 52, 1, S. 150. —

1784 seine, wie man lange glauben mußte, mit den Jahren nur zunehmende Fruchtbarkeit entfaltete, war ihr Glück völlig gemacht.

---

dem Gedanken zu tragen, dereinst selbst Prediger zu werden. Als er Primaner geworden, erzählt K. Ph. Moritz, der damals sein Mitschüler war, „lebte er ganz in der Phantasiewelt und hatte sich gerade ein sehr reizendes Bild von der angenehmen Lage eines Landpredigers entworfen;" freilich, setzt er hinzu, sei Iffland nicht Prediger geworden, aber es sei doch sonderbar, daß jene Ideen von häuslicher stiller Glückseligkeit, die er damals so oft geäußert, nicht verloren gegangen, sondern in allen seinen dramatischen Arbeiten realisiert worden seien, da er sie in seinem Leben nicht habe realisieren können (Anton Reiser 3, S. 186 f; vgl. auch Meyer in Schroeders Leben 2, S. 4). In seiner wissenschaftlichen Bildung blieb er, seitdem er die öffentliche Schule besuchte, hinter seinen Mitschülern zurück, woran mit Schuld war, daß er gleich bei seinem Eintritt in dieselbe in eine zu hohe Classe gesetzt worden war. Dieß verleidete ihm den Unterricht; seine Neigung zur Schauspielkunst wurde aufs neue angeregt und steigerte sich zur Leidenschaft, als sich ihm in seiner Vaterstadt wieder einmal die Gelegenheit bot, einer Vorstellung von Weiße's Richard III., welche die ackermannschroedersche Gesellschaft gab, beizuwohnen. Was er an diesem Abend gesehen und in sich empfunden hatte, brachte ihn zu dem Entschluß, sich der Kunst zu widmen. Da er nicht darauf rechnen konnte, daß seine Eltern zu einer solchen Berufswahl jemals ihre Einwilligung geben würden, so entfernte er sich heimlich von Hannover und gieng nach Gotha, wohin ihn „Eckhofs Name und sein Glaube an ihn zog," und wo er im Frühjahr 1777 zuerst die Bühne des herzogl. Hoftheaters betrat. Eckhof nahm sich seiner väterlich an; niemand aber that mehr für Ifflands künstlerische Ausbildung als Gotter: ihm verdankte er, nach seinem eigenen Bekenntniß, alles, was man in dem Künstler später billigte, wie so vieles von dem, was das Glück seines Lebens ausmachte. Hier schloß Iffland den Freundschaftsbund mit seinen jungen Kunstgenossen Beil und Beck (vgl. E. Devrient, Gesch. d. d. Schauspielk. 3, S. 4 ff.), mit denen er nach Eckhofs Tode (1778) und der bald darauf erfolgten Auflösung des gothaischen Hoftheaters zu der unter W. H. v. Dalbergs Intendanz und Seylers Direction sich neu bildenden Manheimer Bühne 1779 übergieng. Bald begann er sich auch als Schriftsteller zu versuchen: zuerst lieferte er einige Aufsätze über Schauspielkunst in die „rheinischen und pfälzischen Beiträge zur Gelehrsamkeit" (1781 f.), worauf er gleich sein Trauerspiel „Albert von Thurneisen" (Manheim 1781) folgen ließ (kein „ritterliches Spiel" im

§. 311.

Iffland verband mit der gründlichsten Bühnenkenntniß kein gemeines Talent für diese mittlere Gattung des Drama's. Aber bei allem seinem Geschick sowohl in der Behandlung des

---

Character der Stücke des Hofgerichtsrath Maier, wie Gervinus 5, S. 544 angegeben hat und Andere ihm nachgeschrieben haben, sondern, wie es schon auf dem Titel der ersten Ausgabe lautet, „ein bürgerliches Trauerspiel," das in der neuesten Zeit spielt und gewissermaßen den Uebergang von den lärmenden Soldatenstücken — in der Art „des Grafen Walltron" von dem Schauspieler H. F. Möller — zu den rührenden Familiengemählden bildet). Von seinen drei zunächst abgefaßten Stücken, „Verbrechen aus Ehrsucht, ein ernsthaftes Familiengemählde," Manheim 1784. 8; „die Mündel, ein Schauspiel," Berlin 1785. 8. und „die Jäger, ein ländliches Sittengemählde," Berlin 1785. 8., begründeten vorzüglich das erste und das dritte Ifflands Ruf als Theaterdichter: „die Jäger" wurden für lange Zeit ein Lieblingsstück des deutschen Publicums und verdienten auch unter allen dramatischen Arbeiten Ifflands am meisten, es zu werden. Eine lange Reihe neuer Stücke schloß sich an diese an: besonders fruchtbar daran waren die Jahre 1792—96 (in manchem Jahre lieferte er vier große Schauspiele); das beste darunter ist das Lustspiel „die Hagestolzen," Leipzig 1793. 8. Im Ganzen sank der Werth seiner Stücke immer mehr. Als 1796 die Kriegsdrangsale der Revolutionszeit auch Manheim schwer trafen und Iffland flüchten mußte, nahm er die Berufung zur Direction des Berliner Nationaltheaters an. Seiner rastlosen Thätigkeit während der Franzosenherrschaft war es hauptsächlich zuzuschreiben, daß die von ihm geleitete Bühne auch in den Jahren bestehen konnte, wo ihr die zeitherigen Unterstützungen aus Staats= und Hofmitteln entweder ganz oder zum großen Theil abgiengen. Der König belohnte den großen Künstler und wackern Director im J. 1811 durch die Verleihung eines Ordens und durch die Ernennung zum Generaldirector aller königlichen Schauspiele. Iffland starb zu Berlin 1814. — Er hat seine Jugendgeschichte und sein Bühnenleben bis nach der Mitte der Neunziger selbst beschrieben: „Meine theatralische Laufbahn." Leipzig 1798. 8. Sie bildet auch den ersten Band seiner „dramatischen Werke." Leipzig 1798—1802, 16 Bde. 8., wozu noch ein 17. Bd. kam als: neue dramat. Werke. 1 Bd. Berlin 1808. Eine Auswahl seiner „theatralischen Werke" erschien zu Leipzig 1827 f. 16., eine neue, anders geordnete Auflage (mit Hinzufügung „der Mündel" und „Nachrichten von Ifflands Leben") Leipzig 1844. 16.

Details derselben überhaupt, wie besonders in der Auffassung und Darstellung gewisser individueller Züge in der menschlichen Natur und in der Schilderung idyllisch-häuslicher Scenen, fehlte es ihm oft, und mit der Zeit immer mehr, an dem rechten Geschmack in der Wahl seiner Gegenstände, an Mannigfaltigkeit in der Erfindung seiner Charactere und der Motive ihrer Handlungen, so wie an der eigentlichen poetischen Kraft zum Hervorbringen eines in allen seinen Theilen einstimmigen, zu schöner Rundung sich zusammenschließenden Ganzen. Seine Stücke sollten eine Sittenschule sein, und das in einem Sinne, der sich mit den wahren Absichten der dramatischen Kunst nicht verträgt: ihr Hauptzweck blieb immer ein eigentlich lehrhafter; Tugend und Sitteneinfalt seinen Zuschauern und Lesern liebenswürdig zu machen, gegen Thorheiten, Laster und Verbrechen ihre Verachtung und ihren Abscheu zu erwecken, darauf arbeitete Iffland nicht bloß durch die dargestellten Handlungen hin, sondern auch durch eigene empfindsam moralisirende und predigtartige Reden, die er seinen tugendhaften Characteren gar zu gern, und oft bis zum Uebermaaß gehäuft, in den Mund legte. Diese Mängel, an denen alle seine Stücke mehr oder weniger leiden, wurden mit andern zwar schon zu der Zeit, wo sein Talent noch die volle Frische besaß und durch Vielschreiberei noch nicht abgeschwächt war, in den gelesensten kritischen Blättern hervorgehoben und gerügt; a)

a) Schon in der Anzeige „der Mündel" und „der Jäger," welche sich in der Jen. Litt. Zeit. von 1787. 4, Sp. 369 ff. findet, wurde Iffland auf die bedeutenden Fehler in diesen Stücken aufmerksam gemacht und vor einer gewissen Manier gewarnt, in die er nur zu leicht verfalle. Er besitze, bemerkt der Rec., vorzüglich die Kunst, diejenigen Saiten zu treffen, die in dem Herzen eines jeden noch nicht ganz verdorbenen Menschen bei der leisesten Berührung ansprechen; und nie sei seine Manier hinreißender, als wenn er sich mit Gefühlen der Natur, häuslichen Banden, Menschenliebe und Tugendschwärmerei beschäftige.

im Ganzen jedoch galt Iffland bis über die Mitte der Neunziger hinaus kaum minder vor dem Richterstuhle der öffentlichen Kritik, wie bei dem großen Publicum für einen unserer ausgezeichnetsten dramatischen Dichter.[b]) – Unterdessen war es

---

Nur Schade, daß ihn die Wärme für diese Gegenstände oft zu Declamationen verleite, die, so wenig auch gegen ihren Sinn und Klang einzuwenden sei, doch am unrechten Ort stünden. Die wesentlichste Erinnerung lasse sich aber gegen den Plan dieser Stücke machen: in „den Mündeln" sei er verworren, in „den Jägern" sei vieles unnatürlich. — In einem Artikel der n. Bibl. d. schön. Wiss. 49, S. 3 ff. und 50, S. 26 ff. (aus dem J. 1793) heißt es u. a. (50, S. 61): „Iffland ist voll von glücklichen Ideen; er hat einen seltenen Reichthum von Characteren und besitzt das Talent eines frischen und in die Augen fallenden Colorits. In der Kunst zu rühren ist er ein Meister. — Aber kein einziges seiner Stücke ist untadelhaft. In einigen ist die Materie mehr werth als die Form, in andern ist auch die Materie unbedeutend. Bisweilen fehlt es der Handlung, bisweilen den Characteren an Wahrscheinlichkeit. Oft sind die Scenen zu kurz, oft zu lang. Nur in wenigen Stücken ist das richtige Maaß zwischen dem Zuviel und Zuwenig getroffen, und in keinem überall. Dem Dialog fehlt es oft an Rundung, der Sprache oft an Wahrheit. Mit einem Wort, man vermißt die kalte, langsame Beurtheilung, welche alle einzelnen Theile eines Kunstwerks sorgfältig abmißt und sich nicht eher beruhigt, bis in allen das richtige Verhältniß gefunden und eine vollkommene Zusammenstimmung derselben zu einem Zwecke hervorgebracht ist." Dazu vgl. über einzelne Schauspiele Ifflands, die bis um die Mitte der Neunziger herauskamen, die Urtheile (von Schatz und Eschenburg) in der allg. d. Bibl. 109, 1, S. 124 ff. und in der n. allg. d. Bibl. 4, 1, S. 225 ff; 29, 2, S. 340 f; 38, 2, S. 502 ff; und besonders die in der Jen. Litt. Zeit. von 1793. 1, Sp. 129 ff; 3. Sp. 247 f; 4, Sp. 189 f. — b) Ein Recensent des Schauspiels „Bewußtsein" (1787) erklärte in der Jen. Litt. Zeit. von 1788. 3, Sp. 629 ff., ein solches Stück sei bei dem noch immer herrschenden Kraft- und Geniewesen ein herzliches Labsal. Iffland wandle auf dem Pfade der einfältigen Natur; daher seien denn auch seine dramatischen Producte ausgemacht den vorzüglichsten unserer Bühne beizuzählen. In der n. allg. d. Bibl. 24, 2, S. 331 ff. meinte Langer, bei weniger Eilfertigkeit würde sich Iffland zum Rang classischer Schauspieldichter hinauf schwingen. — Zur Characterisierung des um die Mitte der Neunziger herrschenden Geschmacks und zur Bezeichnung des Standpunctes, von welchem aus man damals in kritischen Zeitschriften Iffland

Schauspieldichtung zu leisten vermögen, mit Iffland wenigstens auf gleicher Linie und war ihm an Erfindungsgabe und

---

von Studenten errichtetes Liebhabertheater bot ihm die Gelegenheit, öfter die Bühne zu betreten. Dabei fuhr er fort, allerlei zu dichten. Er hatte sich jetzt besonders Wieland zum Muster genommen, und er war eitel genug, an diesen für den d. Merkur ein Wintermärchen zu senden. Zwar erreichte er dießmal seine Absicht noch nicht, zwei Jahre später war aber Wieland so freundlich oder nachsichtig, einer kleinen, im Ton der Ballade gehaltenen Erzählung von Kotzebue, „Ralph und Guido," einen Platz im Merkur zu gönnen (Jahrg. 1780. 4, S. 3 ff.). Dieß Stück und ein Gedicht auf den Tod eines Studenten aus derselben Zeit waren von seinen Erfindungen, die gedruckt worden sind, die ersten. Unterdeß war er seiner Schwester zu Liebe, die sich nach Duisburg verheirathet hatte, für einige Zeit auf die dortige Universität gegangen. Auch hier war gleich eine seiner ersten Sorgen, ein Liebhabertheater zu errichten, das auch wirklich zu Stande kam. Er fuhr fort, sein Schriftstellerglück im Roman und Lustspiel zu versuchen, ohne jedoch die gehofften Erfolge zu erlangen. Als er 1779 nach Jena zurückgekehrt war, legte er sich mit ziemlichem Ernst auf das Rechtsstudium, behielt aber Zeit genug für das Liebhabertheater, für neue dramatische Arbeiten und andere Erfindungen, so wie für eine poetische Gesellschaft übrig, die er gestiftet hatte. Nach Beendigung seiner Universitätsstudien wurde er Advocat in Weimar. In dem vertrauten Umgange mit Musaeus schrieb Kotzebue wieder mancherlei in verschiedenen Dichtungsarten, wovon mehreres auch gedruckt wurde. Im Herbst 1781 gieng er auf Veranlassung eines alten Freundes seines Vaters nach St. Petersburg, wo er zunächst, als Nachfolger von Lenz, die Stelle eines Secretärs bei einem hohen Officier erhielt, dem die obere Leitung des deutschen Theaters in Petersburg übertragen war. Hierdurch kam Kotzebue, der sich anfänglich vorgenommen hatte, in seinem Amte der Dichtkunst ganz fern zu bleiben, in zu nahe Berührung mit einer Bühne, als daß er sich nicht bald mit neuem Eifer auf die Erfindung von Schauspielen hätte legen sollen, zumal als sich sein Vorgesetzter durch eine langwierige Krankheit genöthigt sah, ihm die Directionsgeschäfte ganz zu überlassen. Nach dessen Tode kam Kotzebue im J. 1783 als Assessor und Titularrath an das Oberappellationstribunal in Reval, und zwei Jahre darauf erhielt er die Stelle eines Präsidenten des Gouvernementsmagistrats von Esthland, die er zehn Jahre lang verwaltete. Schon während dieser Zeit, in der er außer verschiedenen Reisen nach Deutschland auch eine nach Paris machte (1790), bewies er durch das, was er alles in den Druck gab, in vollem Maaße die erstaunliche Fruchtbarkeit im Producieren,

an Schmiegsamkeit in alle möglichen Formen und Manieren bei weitem überlegen. Beide gehörten zu den Vielschreibern,

---

die ihm sein ganzes Leben lang eigen blieb und ihm, wenn man bloß auf die Masse seiner Schriften sieht, unter den Vielschreibern aller Zeiten einen der ersten Plätze gesichert hat. Von dem, was er fast in allen Gattungen der schönen Litteratur und auch im wissenschaftlichen Fache theils selbst hervorgebracht, theils nur bearbeitet oder übersetzt hat, von seinen dramatischen Sachen in jeder Art und jeder Form (sie belaufen sich allein auf mehr als zweihundert Stücke), seinen Romanen, Novellen, Erzählungen in Versen und in Prosa, Anecdoten, Geschichtchen und Miscellen, von seinen lyrischen und satirischen Gedichten, seinen geschichtlichen Werken und biographischen Mittheilungen, seinen Reiseberichten, seinen raisonnierenden und polemischen Aufsätzen, von seinen Zeitschriften endlich und fliegenden Blättern erschien vieles bereits vor und in dem J. 1795. Das erste Werk, wodurch er seinen Namen bekannter machte und sich in die Gunst des Publicums setzte, war der Roman „die Leiden der ortenbergischen Familie" (1. Th. St. Petersburg 1785, nach der Dedication schon 1783 ausgearbeitet; 1. und 2. Th. Leipzig 1787. 8). Von seinen dramatischen Sachen, die in dieser Zeit entstanden, entschied das rührende Schauspiel „Menschenhaß und Reue," welches er während einer sein Gemüth verdüsternden Krankheit schrieb (gedr. Berlin 1789. 8), sein Glück auf den deutschen Bühnen und trug, da es bald auch in viele fremde Sprachen übersetzt und überall mit einem bis dahin an einem deutschen Stücke ganz unerhörten Beifall aufgenommen ward, Kotzebue's Namen weit über die deutschredenden Länder hinaus. Im J. 1795 wurde er auf sein Ansuchen aus seinem bisherigen Dienstverhältniß mit einer ihm bewilligten Rangerhöhung entlassen; er lebte nun auf dem von ihm selbst erbauten Landsitz Friedenthal, einige Meilen von Narva, bis er im Herbst 1797 zu der durch v. Alxingers Tod erledigten Stelle eines Hoftheaterdichters nach Wien berufen ward. Indessen gefiel er sich hier so wenig, daß er schon nach zwei Jahren um seinen Abschied einkam, der ihm auch mit einem ansehnlichen Jahrgehalt auf Lebenszeit gewährt wurde. Er siedelte sich in Weimar an, reiste bald darauf in Familienangelegenheiten nach Rußland, ward aber, weil er als Schriftsteller dem Kaiser Paul verdächtig geworden war, auf dessen Befehl gleich auf der Grenze verhaftet und nach Sibirien geschafft. Hier mußte er vier Monate ausharren (er hat sie in dem Buch „das merkwürdigste Jahr meines Lebens," Berlin 1801. 2 Thle. 8. geschildert), wurde nach seiner Zurückberufung von dem Kaiser mit einem Landgut in Liefland beschenkt und zum Hofrath und Director der deutschen Hofschau-

die bei allem, was sie hervorbrachten, keine andern poetischen Zwecke ins Auge gefaßt hatten als die unmittelbare Wirkung der scenischen Darstellung ihrer Stücke. Waren indessen Ifflands Schauspiele mit ihrer kleinlichen Sittenmahlerei und

---

spielertruppe in Petersburg mit Ueberweisung eines sehr bedeutenden Einkommens ernannt. Nach der bald darauf erfolgten Ermordung Pauls erhielt er die Erlaubniß, mit Beibehaltung seines Gehalts und dem Titel eines kaiserlichen Collegienraths nach Deutschland zurückzukehren. Er zog zunächst wieder nach Weimar und von da 1802 nach Berlin; eine Zeit lang hielt er sich auch in Königsberg auf. Vier Jahre später floh er vor Napoleon nach Rußland. 1813 wurde er zum russischen Staatsrath ernannt, einige Zeit nachher als Generalconsul für Preußen nach Königsberg gesandt, wo er auch 1815 vorübergehend die Leitung des Theaters übernahm, und 1816 mit dem Auftrage und mit der Bestimmung nach Deutschland geschickt, hier den politischen Späher zu machen und nach Rußland von dem unter uns herrschenden Geist und von allen über Staatsangelegenheiten, öffentlichen Unterricht &c. in Umlauf kommenden neuen Ideen monatlich Bericht zu erstatten. Er hielt sich nun zuerst theils in Berlin, theils in Weimar und seit 1818 in Manheim auf, zog sich durch die Rolle, die er spielte, die Verachtung aller wahren Vaterlandsfreunde und den Haß einer politisch exaltierten Jugend zu und wurde 1819 in Manheim ermordet. — Kotzebue hat seinen „litterarischen Lebenslauf" bis zum J. 1796 selbst ausführlich beschrieben im fünften Bdchen einer Sammlung von Stücken sehr verschiedener Art und Form, die unter dem Titel „die jüngsten Kinder meiner Laune" zu Leipzig 1793—97. 6 Bdchen. 8. erschien. Vgl. dazu „Kotzebue's Leben. Nach seinen Schriften und nach authentischen Mittheilungen dargestellt" (von Fr. Cramer). Leipzig 1820. 8. und H. Doering, „A. v. Kotzebue's Leben." Weimar 1830. 16. — Eine Ausgabe seiner gesammten Werke gibt es, soviel ich weiß, noch nicht, und wahrscheinlich wird auch nie eine veranstaltet werden. Sammlungen seiner dramatischen Arbeiten sind: „Schauspiele von A. v. Kotzebue." Leipzig 1797. 5 Bde. 8; „Neue Schauspiele." Leipzig 1798—1819. 23 Bde. 8; „Almanach dramatischer Spiele zur geselligen Unterhaltung auf dem Lande." 18 Jahrgänge. Leipzig 1803—20. 16; „Sämmtliche dramatische Werke." Leipzig 1828 f. 44 Thle. 16. und „Theater" in 30 Bänden mit 10 Supplementbänden. Leipzig 1840 f. 16. In Betreff seiner übrigen Schriften verweise ich auf Jördens 3, S. 79 ff; 6, S. 424 ff; Pischon, Denkmäler d. d. Sprache 5, S. 434 ff. und W. Engelmanns Bibl. d. schön. Wiss. 1, S. 198 ff. —

Sittenlehre und ihrem Streben nach gemeiner Naturwahrheit wenigstens immer „gegen ein bürgerlich rechtliches Behagen hingewendet,“ d) so hatte Kotzebue in den seinigen gleich von Anfang an eine Richtung eingeschlagen, in der er, unter dem Anschein, als läge ihm nur daran, der Natur zum Siege über verjährte Vorurtheile zu verhelfen, oder verkehrten Strebungen in der Zeit entgegenzuarbeiten, der Anpreiser und Beförderer einer mehr als „lockern Sittenfreiheit“ und einer mehr als leichtfertigen Denkart in Deutschland wurde. Nicht leicht sind so schöne Anlagen, wie er sie besaß, und so mannigfaltige Fertigkeiten, wie er sich anzueignen wußte, so sehr dazu gemißbraucht worden, einerseits den Schwächen der menschlichen Natur zu schmeicheln und Fehltritte, Sünden und auch wohl eigentliche Verbrechen dadurch zu beschönigen, ja ihnen selbst den Anschein tugendhafter Handlungen anzulügen, daß er jedes andere Gefühl, das sie hätten erwecken können, immer in weichliche Rührung und sentimentale Theilnahme verflößte, — und andrerseits alles, was sich von einem höhern geistigen Leben in der Zeit regte und Bedeutung gewann, mit dem frivolsten Spotte zu verfolgen und auf die frechste Weise herabzusetzen. Dieser Vorwurf, der ihm überhaupt wegen seiner ganzen schriftstellerischen Wirksamkeit gemacht werden kann, trifft ihn doch ganz besonders als dramatischen Dichter. Als solcher war er am längsten thätig, hatte er das größte Publicum aus allen Schichten der Gesellschaft und fand er immer neue Mittel, um seinen Einfluß in ununterbrochener Folge

---

d) Vgl. Goethe, Werke 30, S. 256. Ein beachtenswerthes Wort Goethe's über zwei Hauptfehler in Ifflands Stücken ist uns in Böttigers litt. Zuständen und Zeitgenossen ꝛc. 1, S. 97 f. aufbewahrt worden; es scheint in dieser Aufzeichnung verläßlicher zu sein als vieles Andere, was in diesem Buche steht. —

die bei allem, was sie hervorbrachten, keine andern poetischen Zwecke ins Auge gefaßt hatten als die unmittelbare Wirkung der scenischen Darstellung ihrer Stücke. Waren indessen Ifflands Schauspiele mit ihrer kleinlichen Sittenmahlerei und

---

spielertruppe in Petersburg mit Ueberweisung eines sehr bedeutenden Einkommens ernannt. Nach der bald darauf erfolgten Ermordung Pauls erhielt er die Erlaubniß, mit Beibehaltung seines Gehalts und dem Titel eines kaiserlichen Collegienraths nach Deutschland zurückzukehren. Er zog zunächst wieder nach Weimar und von da 1802 nach Berlin; eine Zeit lang hielt er sich auch in Königsberg auf. Vier Jahre später floh er vor Napoleon nach Rußland. 1813 wurde er zum russischen Staatsrath ernannt, einige Zeit nachher als Generalconsul für Preußen nach Königsberg gesandt, wo er auch 1815 vorübergehend die Leitung des Theaters übernahm, und 1816 mit dem Auftrage und mit der Bestimmung nach Deutschland geschickt, hier den politischen Späher zu machen und nach Rußland von dem unter uns herrschenden Geist und von allen über Staatsangelegenheiten, öffentlichen Unterricht &c. in Umlauf kommenden neuen Ideen monatlich Bericht zu erstatten. Er hielt sich nun zuerst theils in Berlin, theils in Weimar und seit 1818 in Manheim auf, zog sich durch die Rolle, die er spielte, die Verachtung aller wahren Vaterlandsfreunde und den Haß einer politisch exaltierten Jugend zu und wurde 1819 in Manheim ermordet. — Kotzebue hat seinen „litterarischen Lebenslauf" bis zum J. 1796 selbst ausführlich beschrieben im fünften Bdchen einer Sammlung von Stücken sehr verschiedener Art und Form, die unter dem Titel „die jüngsten Kinder meiner Laune" zu Leipzig 1793—97. 6 Bdchen. 8. erschien. Vgl. dazu „Kotzebue's Leben. Nach seinen Schriften und nach authentischen Mittheilungen dargestellt" (von Fr. Cramer). Leipzig 1820. 8. und H. Doering, „A. v. Kotzebue's Leben." Weimar 1830. 16. — Eine Ausgabe seiner gesammten Werke gibt es, soviel ich weiß, noch nicht, und wahrscheinlich wird auch nie eine veranstaltet werden. Sammlungen seiner dramatischen Arbeiten sind: „Schauspiele von A. v. Kotzebue." Leipzig 1797. 5 Bde. 8; „Neue Schauspiele." Leipzig 1798—1819. 23 Bde. 8; „Almanach dramatischer Spiele zur geselligen Unterhaltung auf dem Lande." 18 Jahrgänge. Leipzig 1803—20. 16; „Sämmtliche dramatische Werke." Leipzig 1828 f. 44 Thle. 16. und „Theater" in 30 Bänden mit 10 Supplementbänden. Leipzig 1840 f. 16. In Betreff seiner übrigen Schriften verweise ich auf Jördens 3, S. 79 ff; 6, S. 424 ff; Pischon, Denkmäler d. d. Sprache 5, S. 434 ff. und W. Engelmanns Bibl. d. schön. Wiss. 1, S. 198 ff. —



der Menge und die Thränenfülle, die er ihr entlockt hatte, g)

handene Verderbniß durch einen lügenhaften Anstrich von Gefühl und Originalität bestärken. Die Tugend ehrwürdig und theuer zu machen in ihrem Falle, das ist die Kunst ihrem Zwecke, der Schönheit selbst, schuldig. Die Ehebrecherin in der Düsseldorfer Gallerie erregt die reinsten und ernstesten Gefühle in jedem Herzen; die Eulalia des Hrn. v. K. (in Menschenhaß und Reue) schmeichelt mit ihrer platten Reue der gemeinsten Schwäche und Sinnlichkeit. — Daß sich unsere Sittenverderber hinter weinerlich possenhaften Schauspielen und andern Zwitterarten der Kunst verbergen, macht ihren Einfluß gefährlicher als den öffentlichen Muthwillen verrufener französischer Schriftsteller; und wir fürchten, daß in Deutschland, wo die Sünde mit moralischem Gewäsch und die Libertinage mit Empfindelei verwässert wird, wahre Einfachheit und Reinheit der Sitten weniger beisammen gehalten wird, als in jenem Lande, wo die Sittenlosigkeit gleichen Schritt mit der Verfeinerung gehalten hat, und wo gerade deswegen die entschiedensten Contraste neben einander bestehen, ohne sich je zu vermischen." — Auch in der neuen Bibl. d. schön. Wiss. erschien bereits 1791 (44, S. 244 ff.) ein Artikel, in welchem der mit der dramatischen Kunst getriebene Unfug in Kotzebue's Stücken auf verständige Weise gerügt und die nicht allein unkünstlerische, sondern auch unsittliche Natur derselben deutlich genug ans Licht gestellt wurde; und von 1792 an ließ es eben so wenig die allgem. d. Bibliothek an sich fehlen, gegen Kotzebue's dramatische und erzählende Werke, so wie gegen seine ganze schriftstellerische Richtung mit ins Feld zu rücken (vgl. die von Schatz, v. Knigge, Eschenburg, Langer, Manso rc. herrührenden Anzeigen 107, 1, S. 161 und 190; 110, 1, S. 110; 111, 1, S. 100, 106 und 109 ff; n. allg. d. Bibl. 1, S. 300 ff; 2, 1, S. 61 ff; 4, 1, S. 141; 7, 2, S. 342 ff; 19, 1, S. 481 f; 30, 2, S. 514 ff; 39, 1, S. 44 f.). Kotzebue benutzte nicht nur selbst jede Gelegenheit, sich und seine Stücke gegen den Vorwurf der Unsittlichkeit zu rechtfertigen; es erschien auch, bald nachdem der erste Sturm gegen ihn losgebrochen war, in dem „Journal von und für Deutschland" vom J. 1791. St. 11, S. 920 ff. ein ausführlicher Aufsatz „über die Moralität von den Schauspielen des Hrn. von Kotzebue," der den durchaus sittlichen Gehalt aller bis dahin bekannt gewordenen Stücke beweisen sollte, aber wirklich nur bewies, daß sein Verfasser entweder nicht sehen wollte oder nicht sehen konnte, worin eigentlich das Unsittliche dieser Stücke liegt. (Ob der zweite Artikel in demselben Journal, Jahrg. 1792, St. 11, den Jördens 3, S. 104 anführt, in gleichem oder in entgegengesetztem Sinne abgefaßt ist, habe ich nicht ermitteln können.) — g) Dieß ergibt sich aus Kotzebue's eigenen Aeußerungen, wie sie sich

die bei allem, was sie hervorbrachten, keine andern poetischen Zwecke ins Auge gefaßt hatten als die unmittelbare Wirkung der scenischen Darstellung ihrer Stücke. Waren indessen Ifflands Schauspiele mit ihrer kleinlichen Sittenmahlerei und

---

spielertruppe in Petersburg mit Ueberweisung eines sehr bedeutenden Einkommens ernannt. Nach der bald darauf erfolgten Ermordung Pauls erhielt er die Erlaubniß, mit Beibehaltung seines Gehalts und dem Titel eines kaiserlichen Collegienraths nach Deutschland zurückzukehren. Er zog zunächst wieder nach Weimar und von da 1802 nach Berlin; eine Zeit lang hielt er sich auch in Königsberg auf. Vier Jahre später floh er vor Napoleon nach Rußland. 1813 wurde er zum russischen Staatsrath ernannt, einige Zeit nachher als Generalconsul für Preußen nach Königsberg gesandt, wo er auch 1815 vorübergehend die Leitung des Theaters übernahm, und 1816 mit dem Auftrage und mit der Bestimmung nach Deutschland geschickt, hier den politischen Späher zu machen und nach Rußland von dem unter uns herrschenden Geist und von allen über Staatsangelegenheiten, öffentlichen Unterricht ꝛc. in Umlauf kommenden neuen Ideen monatlich Bericht zu erstatten. Er hielt sich nun zuerst theils in Berlin, theils in Weimar und seit 1818 in Manheim auf, zog sich durch die Rolle, die er spielte, die Verachtung aller wahren Vaterlandsfreunde und den Haß einer politisch exaltierten Jugend zu und wurde 1819 in Manheim ermordet. — Kotzebue hat seinen „litterarischen Lebenslauf" bis zum J. 1796 selbst ausführlich beschrieben im fünften Bdchen einer Sammlung von Stücken sehr verschiedener Art und Form, die unter dem Titel „die jüngsten Kinder meiner Laune" zu Leipzig 1793—97. 6 Bdchen. 8. erschien. Vgl. dazu „Kotzebue's Leben. Nach seinen Schriften und nach authentischen Mittheilungen dargestellt" (von Fr. Cramer). Leipzig 1820. 8. und H. Doering, „A. v. Kotzebue's Leben." Weimar 1830. 16. — Eine Ausgabe seiner gesammten Werke gibt es, soviel ich weiß, noch nicht, und wahrscheinlich wird auch nie eine veranstaltet werden. Sammlungen seiner dramatischen Arbeiten sind: „Schauspiele von A. v. Kotzebue." Leipzig 1797. 5 Bde. 8; „Neue Schauspiele." Leipzig 1798—1819. 23 Bde. 8; „Almanach dramatischer Spiele zur geselligen Unterhaltung auf dem Lande." 18 Jahrgänge. Leipzig 1803—20. 16; „Sämmtliche dramatische Werke." Leipzig 1828 f. 44 Thle. 16. und „Theater" in 30 Bänden mit 10 Supplementbänden. Leipzig 1840 f. 16. In Betreff seiner übrigen Schriften verweise ich auf Jördens 3, S. 79 ff; 6, S. 424 ff; Pischon, Denkmäler d. d. Sprache 5, S. 434 ff. und W. Engelmanns Bibl. d. schön. Wiss. 1, S. 198 ff. —

Sittenlehre und ihrem Streben nach gemeiner Naturwahrheit wenigstens immer „gegen ein bürgerlich rechtliches Behagen hingewendet,“ d) so hatte Kotzebue in den seinigen gleich von Anfang an eine Richtung eingeschlagen, in der er, unter dem Anschein, als läge ihm nur daran, der Natur zum Siege über verjährte Vorurtheile zu verhelfen, oder verkehrten Strebungen in der Zeit entgegenzuarbeiten, der Anpreiser und Beförderer einer mehr als „lockern Sittenfreiheit“ und einer mehr als leichtfertigen Denkart in Deutschland wurde. Nicht leicht sind so schöne Anlagen, wie er sie besaß, und so mannigfaltige Fertigkeiten, wie er sich anzueignen wußte, so sehr dazu gemißbraucht worden, einerseits den Schwächen der menschlichen Natur zu schmeicheln und Fehltritte, Sünden und auch wohl eigentliche Verbrechen dadurch zu beschönigen, ja ihnen selbst den Anschein tugendhafter Handlungen anzulügen, daß er jedes andere Gefühl, das sie hätten erwecken können, immer in weichliche Rührung und sentimentale Theilnahme verflößte, — und andrerseits alles, was sich von einem höhern geistigen Leben in der Zeit regte und Bedeutung gewann, mit dem frivolsten Spotte zu verfolgen und auf die frechste Weise herabzusetzen. Dieser Vorwurf, der ihm überhaupt wegen seiner ganzen schriftstellerischen Wirksamkeit gemacht werden kann, trifft ihn doch ganz besonders als dramatischen Dichter. Als solcher war er am längsten thätig, hatte er das größte Publicum aus allen Schichten der Gesellschaft und fand er immer neue Mittel, um seinen Einfluß in ununterbrochener Folge

---

d) Vgl. Goethe, Werke 30, S. 256. Ein beachtenswerthes Wort Goethe's über zwei Hauptfehler in Ifflands Stücken ist uns in Böttigers litt. Zuständen und Zeitgenossen ꝛc. 1, S. 97 f. aufbewahrt worden; es scheint in dieser Aufzeichnung verläßlicher zu sein als vieles Andere, was in diesem Buche steht. —

wie sie den Lesern, die er entzückte, ihren Geschmack verdächtigte: er blieb ebenfalls ein Paar Jahrzehnte hindurch ein Lieblingsschriftsteller der deutschen Männer- und Frauenwelt.

§. 312.

Schriftsteller, die bei dem Meisten, wo nicht bei allem, was sie im Fache der schönen Litteratur hervorbrachten, es zunächst oder auch ganz allein nur auf die zeitkürzende Unterhaltung der großen Menge abgesehen hatten, um deren Beifall sie buhlten, oder die gar ihr Talent bloß zum Mittel eines rein handwerksmäßigen Erwerbes benutzten, hatte es in Deutschland schon lange gegeben. [1]) Häufiger und in dichterer Reihe stellten sie sich aber erst mit dem Beginn der Achtziger ein. [2])

---

worden, selbst nichts gelesen und nur an dem Eifer wohlmeinender Freunde und wohl auch an dem Aerger seiner Frau gemerkt, wie er mit seinen Gegnern — namentlich den Romantikern — stehe.

1) Vgl. S. 644 und dazu S. 660, Anm. ee; 694 ff., Anm. 14 und 17. — 2) Die Reihe dieser theils in eigen erfundenen, theils in bloß bearbeiteten oder übersetzten Romanen, Erzählungen, Novellen rc. zu ihrer Zeit gelesensten, oder die Bühnen mit Schauspielen am reichlichsten versorgenden Schriftsteller hebt hier mit A. G. Meißner an, der, nachdem er seit dem J. 1776 schon eine ganze Anzahl meist nach dem Französischen bearbeiteter Opern und Lustspiele hatte drucken lassen, 1778 den Anfang mit seinen „Skizzen" machte (zuerst zehn Sammlungen, Leipzig 1778—1788. 8; dann in der dritten, gänzlich umgearbeiteten Ausgabe, Leipzig 1792 f. noch um vier Sammlungen vermehrt, die 1796 erschienen.) Auf die Skizzen, welche den außerordentlichsten Beifall fanden, ließ er noch viele andere belletristische Schriften, vornehmlich Erzählungswerke der verschiedensten Art folgen, darunter als seine beiden Hauptromane den „Alcibiades," Leipzig 1781—88. 4 Thle 8. und die „Bianca Capello" (zuerst in den Skizzen, dann in erweiterter Umarbeitung), Leipzig 1785. 8. (Auch die S. 1665, Anm. 18 angeführte „Geschichte der Familie Frink" ist von Meißner.) Ihm reiht sich zunächst an J. F. Jünger (vgl. S. 1652, Anm.). Auch J. Gottw. Müller und v. Knigge gesellten sich bald mit den Romanen, die sie nach ihren ersten und bessern Arbeiten (vgl. S. 1624, Anm. 7 und S. 1625, Anm. 8 unten) abfaßten, der Schaar der vielschreibenden Unter-

Von da an mehrte sich ihre Zahl mit jedem Jahrzehent, und

haltungsschriftsteller an (vgl. Gervinus 5, S. 200 ff.). Diese vier dürfen aber noch immer nicht in die Classe der eigentlich schlechten Schriftsteller ihrer Zeit gesetzt werden. Eben so wenig gehören in dieselbe schlechthin zwei andere Vielschreiber, die in den Achtzigern die lange Reihe ihrer Romane und Erzählungen eröffneten, J. Chr. Friedrich Schulz (geb. 1762 zu Magdeburg, gieng in seinem siebzehnten Jahre auf die Universität Halle, wo er, elternlos und ohne weitere Unterstützung, als die ihm andere Studenten gewährten, sich eine Zeit lang hauptsächlich durch seine guten Kenntnisse und Fertigkeiten in der französ. Sprache als Lehrer und Uebersetzer forthalf und einige theologische Vorlesungen besuchte. Seine Lage wurde indeß nach gerade so drückend, daß er 1780 Halle verließ, zu Dresden in eine Schauspielertruppe trat, sich von derselben aber gleich wieder trennte und nun sein Fortkommen durch Schriftstellerei in Uebersetzungen und eigenen Erfindungen suchte. Sein erster Roman erschien 1781. Er gelangte bald zu einem gewissen Ruf und Wohlstande, machte Reisen durch Deutschland und lebte bald in Wien oder Berlin, bald in Weimar. Hier verweilte er am längsten und erwarb sich viele Freunde; in ein besonders nahes Verhältniß trat er zu Bode. Außer den Beiträgen, die er zum d. Merkur lieferte, schrieb und bearbeitete Schulz in Weimar noch vielerlei. 1789 gieng er nach Paris, wo er den Stoff zu seiner „Geschichte der großen Revolution in Frankreich" [1789] und zu seinem Buch „Ueber Paris und die Pariser" [1791] aus eigenen Anschauungen und Erfahrungen sammelte. 1790 kehrte er nach Berlin zurück, von wo er an das akademische Gymnasium zu Mitau als Professor der Geschichte berufen ward. Noch vor seinem Abgange dahin erhielt er den Titel eines herzogl. weimarischen Hofraths. Um seine schwankende Gesundheit herzustellen, reiste er 1793 nach Italien; seine Kränklichkeit nahm zu, als er nach anderthalbjähriger Abwesenheit wieder nach Kurland gekommen war, und zerrüttete seinen Geist so sehr, daß er zuletzt in vollen Wahnsinn verfiel. Er starb 1798. Von seinen bessern Romanen an einer andern Stelle) — und Frau Chrst. Benedicte Eug. Naubert (Tochter des Prof. Hebenstreit zu Leipzig, geb. 1756, erhielt eine völlig gelehrte Erziehung und gelangte dadurch zu sehr guten Kenntnissen in der Geschichte und in neuern Sprachen. Sie heirathete zuerst den Kaufmann und Rittergutsbesitzer Holdenrieder in Naumburg a. d. S. und nach dessen Tode den Kaufmann Naubert eben daselbst. Später zog sie mit ihrem Gatten nach Leipzig, wo sie 1819 starb. Bei aller ihrer, in eigenen Arbeiten mit dem J. 1785 anhebenden Schriftstellerei vernachlässigte sie ihre häuslichen Pflichten so wenig und war so weit davon entfernt, mit dem Beifall, den ihre Schriften

fanden, gegen Andere zu prunken, daß selbst ihre Freunde und Angehörigen erst einige Jahre vor ihrem Tode erfuhren, daß sie die Verfasserin so vieler Romane und der „neuen Volksmärchen der Deutschen“ wäre. Auch ihrer besten Sachen wird noch anderwärts gedacht werden). — Von den Vielschreibern Iffland, Kotzebue und Lafontaine ist so eben ausführlicher die Rede gewesen. — Die rechten gewerbsmäßigen Fabrikarbeiter in unserer erzählenden und dramatischen Unterhaltungslitteratur, die seit dem Ende der Siebziger bis gegen die Mitte der Neunziger nach und nach auftraten und mit ihren bald ganz rohen und wüsten, bald flachen, faden und leichtfertigen Producten, zum Theil bis tief in das neunzehnte Jahrh. herein, den litterarischen Markt von Messe zu Messe neu versorgten, waren — um hier nur die einst gelesensten und jetzt noch bekanntesten zu nennen —: J. F. E. Albrecht (geb. 1752 zu Stade, studierte Medicin, wurde Leibarzt bei einem Grafen in Reval, lebte darauf abwechselnd in verschiedenen deutschen Städten, kurze Zeit auch als Buchhändler in Prag, dann als Director des Theaters in Altona und zuletzt als practisierender Arzt in Hamburg. Er starb 1816. Von seinen Romanen und dramatischen Sachen fallen die ersten in das Ende der Siebziger und den Anfang der Achtziger. An der Abfassung mancher seiner Schriften soll sich auch seine Gattin, Sophie Albrecht, geb. Baumer, die selbst als Dichterin und mit mehr Erfolg als Schauspielerin auftrat, betheiligt haben); — K. Aug. Seibel (geb. 1754 zu Löbau, studierte Theologie, wurde Bibliothekar des Fürsten von Waldeck, dann Hauslehrer in Grimma, worauf er ohne Anstellung in Weißenfels lebte, bis er 1800 Lehrer an einer Mädchenschule in Dessau wurde. Er starb 1822. Seine Laufbahn als Dramatiker und Romanschreiber begann er ungefähr um 1780); — Fr. Chr. Schlenkert (geb. 1757 zu Dresden, studierte zu Leipzig, war von 1782 an im Finanzdepartement zu Dresden angestellt, erhielt aber 1791 seine Entlassung und privatisierte nun in seiner Vaterstadt bis zum J. 1815, wo er Professor der deutschen Sprache an der Forstakademie zu Tharand ward. Er starb 1826. Auch seine schriftstellerische Thätigkeit, zuerst im dramatischen Fache, dann vorzüglich im historischen Roman, hob ungefähr um 1780 an); — K. Gottl. Cramer (geb. 1758 zu Pöbelitz bei Freiburg a. d. Unstrut, studierte in Leipzig Theologie, privatisierte dann zunächst in Weißenfels, später in Naumburg, wurde 1795 Forstrath in Meiningen und Lehrer an der Forstakademie zu Dreißigacker bei Meiningen und starb 1817. Er schrieb seit 1782 nahe an funfzig Romane); — Chr. Heinr. Spieß (geb. 1755 zu Freiberg in Sachsen, war eine Zeit lang Schauspieler, wurde 1788 Wirthschaftsinspector auf einem gräflichen Gute in Böhmen und starb 1799. Er trat vom J. 1782 an zuerst als Verf.

Sittenlehre und ihrem Streben nach gemeiner Naturwahrheit wenigstens immer „gegen ein bürgerlich rechtliches Behagen hingewendet,“ d) so hatte Kotzebue in den seinigen gleich von Anfang an eine Richtung eingeschlagen, in der er, unter dem Anschein, als läge ihm nur daran, der Natur zum Siege über verjährte Vorurtheile zu verhelfen, oder verkehrten Strebungen in der Zeit entgegenzuarbeiten, der Anpreiser und Beförderer einer mehr als „lockern Sittenfreiheit“ und einer mehr als leichtfertigen Denkart in Deutschland wurde. Nicht leicht sind so schöne Anlagen, wie er sie besaß, und so mannigfaltige Fertigkeiten, wie er sich anzueignen wußte, so sehr dazu gemißbraucht worden, einerseits den Schwächen der menschlichen Natur zu schmeicheln und Fehltritte, Sünden und auch wohl eigentliche Verbrechen dadurch zu beschönigen, ja ihnen selbst den Anschein tugendhafter Handlungen anzulügen, daß er jedes andere Gefühl, das sie hätten erwecken können, immer in weichliche Rührung und sentimentale Theilnahme verflößte, — und andrerseits alles, was sich von einem höhern geistigen Leben in der Zeit regte und Bedeutung gewann, mit dem frivolsten Spotte zu verfolgen und auf die frechste [illegible] herabzusetzen. Dieser Vorwurf, der ihm überhaupt [illegible] ner ganzen schriftstellerischen Wirksamkeit gemacht [illegible] trifft ihn doch ganz besonders als dramatischen [illegible] solcher war er am längsten thätig, hatte er das [illegible] cum aus allen Schichten der Gesellschaft [illegible] neue Mittel, um seinen Einfluß in [illegible]

d) Vgl. Goethe, Werke 30, S. 256. [illegible] Goethe's über zwei Hauptfehler in Ifflands [illegible] litt. Zuständen und Zeitgenossen ꝛc. 1, S. [illegible] es scheint in dieser Aufzeichnung [illegible] was in diesem Buche steht. —



immer weiter griff nun eine heillose Vielschreiberei um sich, [3]) die unsere schöne Litteratur, vornehmlich in ihren beiden Hauptgattungen, der erzählenden und der dramatischen, wie um allen höhern Gehalt, so um jede edle und kunstmäßige Darstellungsart zu bringen drohte, sie in Stoffen und Formen immer tiefer zu platter Alltäglichkeit, zum Niedrigen, Rohen und Alber-

Schauspielen und Romanen seiner jüngern Jahre beurtheilen wollte, Joh. Heinr. Dan. Zschokke (geb. 1771 zu Magdeburg, schloß sich in seinem siebzehnten Jahre einer wandernden Schauspielergesellschaft als Theaterdichter an, studierte darauf in Frankfurt, wo er sich auch 1792 als Privatdocent habilitierte, nachdem er bereits zwei Jahre früher ein Trauerspiel hatte drucken lassen. Als es ihm 1795 nicht gelungen war, eine ordentliche Professur zu erlangen, machte er eine größere Reise und übernahm zu Reichenau und Graubünden die Leitung einer Erziehungsanstalt. Die unruhigen Zeitverhältnisse rissen ihn aber aus diesem Wirkungskreise und nöthigten ihn zur Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten der Schweiz. Im J. 1800 ernannte ihn die Centralregierung in Bern zum Regierungscommissar; bald darauf ward er Regierungsstatthalter des Cantons Basel und, nachdem er einige Zeit sich von allen öffentlichen Geschäften nach Biberstein im Aargau zurückgezogen hatte, Mitglied des Oberforst- und Bergamts im Canton Aargau. 1808 zog er von Biberstein nach Aarau; 1829 legte er einen Theil der ihm nach und nach übertragenen Aemter nieder. Er starb 1848.) — einzureihen sein, hätte er sich nicht später, ungeachtet seiner Vielschreiberei, wie durch geschichtliche Werke, so auch durch Romane, Novellen und kleine Erzählungen eine weit ehrenvollere Stelle in der deutschen Schriftstellerwelt erworben als die Cramer, Spieß, Vulpius 2c. — 3) Langer bemerkte 1796 in dem Artikel „Romane" der n. allg. d. Bibl. 21, 1, S. 190, ein nicht schlecht unterrichteter Buchhändler habe ihm die Berechnung vorgelegt, daß nur vom J. 1773 an über sechstausend Producte dieser Art (die übersetzten wohl mit eingerechnet) in Deutschland zum Vorschein gekommen wären; und in der Hall. Litt. Zeit. von 1805. 2, Sp. 153 heißt es: „Im Verlauf der drei Jahre 1769—1771 waren 275 Romane erschienen; die einzige Jubilate Messe von 1803 lieferte dagegen deren 276, so daß man nun auf den gleichen Zeitraum von drei Jahren anderthalb tausend rechnen kann." Wie schnell einzelne Romanschreiber arbeiteten, und wie reichlich sie die Leihbibliotheken mit neuer Waare versorgten, davon nur zwei Beispiele. Das erste ist eine Angabe im Journal von und für Deutschland von 1790. 2,

nen herabzog *) und sowohl verderblich auf die Sitten, die ganze Denk- und Sinnesart des nach stäts neuer Buch- und Bühnenunterhaltung lüsternen Publicums einwirkte, wie dessen Geschmack an die schlechteste und ungesundeste Geistesnahrung

S. 531, Note. Hier sagt Ch. H. Schmid, der Verf. des „Hatto" habe allein von 1787—90 dreizehn altdeutsche Romane, (d. h. Romane, deren Stoff aus der Geschichte des Mittelalters geschöpft war) herausgegeben. Der Hatto ist ein Werk der Frau Ben. Naubert, und wenn man in W. Engelmanns Bibliothek d. schön. Wiss. 1, S. 277 ff. nachzählen will, wird man finden, daß Schmids Angabe richtig ist, und daß Frau Naubert in denselben Jahren auch noch einige fremde Romane übersetzt und außerdem schon den Anfang mit der Herausgabe ihrer Volksmärchen gemacht hatte. Das andere Beispiel haben wir an dem Buchhändler G. H. Heinse: derselbe lieferte nämlich von 1786—93 im Ganzen drei und zwanzig Romane, wovon allein auf die Jahre 1791—93 nicht weniger als 17 kamen in 32 Bänden (vgl. Intell. Bl. zur Jen. Litt. Zeit. von 1794. N. 111, Sp. 888). — 4) Was Lichtenberg 1780 und Wieland zwei Jahre später über die eigentliche Masse der damaligen deutschen Schriftsteller in den Fächern des Romans und des Drama's, so wie über die Beschaffenheit der dem großen Publicum dargebotenen Tageslitteratur schrieben, findet seine Anwendung in noch viel erhöhterem Grade auf die allermeisten Romanschreiber und Schauspieldichter aus dem Anfang der neunziger Jahre und einer noch spätern Zeit. Lichtenberg, verm. Schr. 4, S. 115 ff: „Die Seichtigkeit der Schauspiel- sowohl als Romandichter unter uns ist zu einer Größe gediehen, bei der sie sich mit dem Credit, den sie findet, nur bei einem Publicum erhalten kann, das sich jetzt über gewisse Prachtphrases, Modebilder und Modeempfindungen verglichen und dahin vereint zu haben scheint, den Werth oder Unwerth einer Schrift bloß nach dem Grade der Näherung an jenes Conventionssystem zu bestimmen. — Vox populi heißt auch hier vox Dei und Buchhändlerabsatz der Maaßstab für innern Werth. Es hat sich nämlich in unsere Schauspiele sowohl als Romane und Gedichte — ich rede hier von der bei weitem größern Anzahl — eine gewiße Gradus ad Parnassum Methode eingeschlichen, eine schlaue, den Ohren der Zeit angepaßte Logodädalie und Versetzungskunst des tausendmal Gesagten, die die Lesegesellschaften in Erstaunen setzen, aber jeden wahrhaften Kenner des Menschen mit unbeschreiblichem Unwillen erfüllen." — Wieland schrieb im Mai 1782 an Gleim (Ausgewählte Briefe von ihm an verschiedene Freunde ꝛc. Zürich 1815 f. 4 Bde 8. 3, S. 340 f.), Raynal und Villoison wären in Weimar gewesen und

gewöhnte.[5]) Die Kritik war, wo sie nicht selbst von Parteirücksichten befangen, oder von Stumpfblick irre geführt, das Mittelmäßige anpries und das Schlechte wenigstens in ein so viel wie möglich günstiges Licht zu stellen suchte,[6]) ohne

---

hätten viel Aufhebens von dem blühenden Zustande der deutschen Litteratur gemacht: „während daß es nie elender um uns ausgesehen hat, während unsere meisten Autoren nicht einmal ohne Sprachfehler zu schreiben wissen, unsere meisten Versemacher keine Idee von Versification haben, unsere schreibselige Jugend lauter Monstra ausheckt, und die Zeit vor der Thür ist, wo jedes kleine Provinzchen, Städtchen und Dörfchen in Deutschland seine eigene Sprache, Grammatik, Rechtschreibung, Prosodie, seinen eigenen Parnaß und seinen eigenen ausschließlichen Geschmack haben, im Ganzen aber kaum noch eine Spur von wahrer Litteratur übrig sein wird." — 5) Im J. 1791 schrieb ein Beurtheiler der Schauspiele Kotzebue's in der n. Bibl. d. schön. Wiss. 44, S. 244 f: „Ich sehe die Meisterstücke der Kunst vernachlässigt und die mittelmäßigsten Producte zum Himmel erhoben. Der große und ungebildete Haufe entscheidet über den Werth der Schauspiele, und der Dichter, welcher das Publicum zu sich emporziehen sollte, läßt sich zu ihm herab, weil es klatscht und bezahlt." Mit vollem Recht bezeichnet Schlosser 4, S. 194 die Romanfabricanten, die seit dem Ende der Siebziger mit ihrer Waare den litterarischen Markt überflutheten, als „eine Pest des deutschen Lebens, das sie verflachten, da sie der ernsten und durchgreifenden Bildung einer Nation, die keine tonangebende Hauptstadt hatte, dadurch ein unüberwindliches Hinderniß entgegensetzten, daß sie sentimentale Geschichten oder wilde Sprünge von Einem zum Andern für Genialität oder für Dichtung verkauften." Vgl. auch Gervinus 5, S. 359 ff. — 6) Daß das Eine oder das Andere nicht selten in der allg. d. Bibliothek geschah, wie schon das Durchblättern weniger Bände aus den achtziger oder neunziger Jahren lehren kann, wird gerade nicht befremden. So erscheint es z. B. ganz in der Ordnung, daß v. Knigge's — eines fleißigen Mitarbeiters an dieser Zeitschrift — Roman „Benj. Noldmanns Geschichte der Aufklärung in Abyssinien &c." Göttingen 1791. 2 Thle 8. Bd. 107, 1, S. 179 als „eins der witzigsten Producte, das eine Menge der feinsten satirischen Züge enthalte," characterisiert wird. Allein selbst in diesem Blatt wird man doch mit Verwunderung ein Lob lesen, wie es dem berüchtigten Roman von Vulpius „Rinaldo Rinaldini, der Räuberhauptmann &c." Leipzig 1799. 3 Thle 8. in der n. allg. d. Bibl. 50, 1, S. 35 f. ertheilt wird. Der Rec. meint nämlich, diese Geschichte gewähre eine angenehme Unterhaltung; der Verf. verstehe die

mächtig, das, was sie wirklich als schlechthin verwerflich bezeichnete, dem großen Publicum zu verleiden, schon weil die wenigsten Romanleser und Theaterbesucher kritische Blätter zu lesen pflegten; und andrerseits ließ sich wieder durch ihre Mahnungen und Rügen der große Haufe der Roman- und Schauspielfabricanten in seiner Betriebsamkeit und in seiner schriftstellerischen Verfahrungsweise nicht stören, so lange er sich auf den Beifall des Publicums berufen konnte. [7]) So war die

---

Kunst, Charactere zu zeichnen und zu halten und Begebenheiten zu ordnen, und seine Sprache sei rein, edel, reich und biegsam, sein Dialog gedrängt, eingreifend und sehr oft apophthegmatisch. — Aber nicht bloß die allg. d. Bibliothek, auch die Jen. Litt. Zeit. zeigt neue belletristische Sachen, die höchstens zum leiblichen Mittelgut gehören, öfter in einem Tone an, als hätte die Nation darin wahre Meisterstücke der poetischen Kunst erhalten. So wird im Jahrg. 1787. 1, Sp. 97 ff. viel Aufhebens von den Romanen Joh. Gottw. Müllers gemacht, und ebendaselbst Sp. 420 f. ward demjenigen Schriftsteller, „der sich zum guten Romancier und zum Darsteller schwieriger Charactere bilden wolle," neben Lessings Emilia Galotti als ein „andres Meisterstück vorzüglich Meißners vortreffliche Bianca Capello" (in der Bearbeitung von 1785) empfohlen. Gar kein Ende des Lobes kann der Rec. von Meißners „Alcibiades" in der Anzeige des 3. Theils finden (1787. 4, Sp. 697 f.): dieser Roman ist ihm „ein Werk so voll attischen Salzes, so voll wahrer Schönheit, so voll feiner und tiefer Menschenkunde, so voll richtiger Bemerkungen, mithin so unterhaltend und lehrreich, dem nichts beigemischt ist, was nicht zur Sache gehörte, und wo das zur Sache Gehörige durchaus nicht mit muthwilliger Erweiterung behandelt ist:" — daß es wegen eines Bandes mehr keiner Entschuldigung bei wahren Freunden der Litteratur bedürfe, da jeder hinzukommende Bogen eine Vergrößerung des Verdienstes sei, das ein solcher Verf. sich um die Lesewelt erwerbe. (Ganz anders klingt dagegen schon das Urtheil über den „Alcibiades" im Jahrg. 1791. 1, Sp. 705 ff.). —
7) „Seit sechs oder sieben Jahren," schrieb A. W. Schlegel in der Jen. Litt. Zeit. von 1797 (Sämmtl. Werke 11, S. 26), „stemmen sich alle Recensenten des heil. römischen Reichs, die in diesem Fache arbeiten, gegen die Ritterromane: aber die Menge der ritterlichen Lanzen und Schwerter bringt immer unaufhaltsamer auf sie ein. Vor den Fehmgerichten, den geheimen Bündnissen und den Geistern ist vollends

Masse der schlechten Unterhaltungslitteratur von deutscher Erfindung, an deren Ueberbleibseln in den Leihbibliotheken heut zu Tage gewöhnlich nur noch die Leser und Leserinnen aus den untern Volksclassen ein lebhaftes Interesse finden, die aber damals ihr Publicum noch vorzugsweise unter beiden Geschlechtern der sogenannten gebildeten Stände hatte und auf diese

---

gar keine Rettung mehr." Wie hätten auch die Recensenten das herzlich-freundschaftliche Verhältniß zu stören vermocht, das sich zwischen Romanschreibern wie J. F. E. Albrecht, K. G. Cramer und Aehnlichen einerseits und dem Publicum andrerseits gebildet hatte und immer mehr befestigte! „Ich bin dem Publicum, welches mich lieset, so gut!" betheuerte Albrecht in der Vorrede zu seinem historisch-dramatischen Gemählde, „die Familie Medicis in ihren glänzendsten Epochen." Leipzig 1795. 2 Thle 8., und er bewies, wie der Rec. in der Jen. Litt. Zeit. von 1797. 3, Sp. 270 bemerkt, diese übergroße Güte für dasselbe allerdings dadurch, daß er sein geliebtes Publicum von einem halben Jahre zum andern aufs freigebigste mit Romanen beschenkte. Historische Romane und romantische Historien, dramatische Darstellungen und dialogisierte Geschichten, Gemählde und Erzählungen jagten einander; jüdische und griechische Helden, italienische und französische Buhlerinnen, ägyptische Königinnen und deutsche Fürstinnen wechselten ab rc. — Was half es, daß Cramern seine Sudeleien in den kritischen Blättern vorgerückt und Rügen gegen seine Anmaßung und Dünkelhaftigkeit erhoben wurden? Er posaunte in die Welt hinein (Vorrede zu „den gefährlichen Stunden." Weißenfels 1799 f. 2 Thle 8.), daß sein „deutscher Alcibiades" (Weißenfels 1790 f. 3 Thle 8.) und sein „Hermann von Nordenschild" (Weißenfels 1792. 2 Thle 8.) zu seinem größten Vergnügen nicht allein in ganz Deutschland bereits über sieben Jahre mit ungetheiltem Beifall — den Beifall einiger Recensenten ausgenommen — gelesen, sondern sogar, ebenso wie sein „Erasmus Schleicher" (Leipzig 1789 ff. 4 Thle 8.) von den auf ihre eigenen Pruducte so stolzen Britten in ihre Sprache übersetzt zu werden, gewürdigt worden. „Und wirklich," heißt es in der n. allg. d. Bibl. 50, 2, S. 371 ff. „hat der Rec. die Erfahrung gemacht, daß der Name des Verf. auf das romanneugierige Lesepublicum wie eine magische Zauberruthe wirke, daß er allerdings sagen konnte: „„meine Romane werden, was auch immer trübsinnige, mürrische Recensenten denken und sagen mögen, nicht gelesen, sondern verschlungen, nachgedruckt und doch viermal aufgelegt."" In der Vorrede zum 2. Th. „der gefährlichen Stunden" erklärte Cramer in seiner Kraft-

zunächst ihren schädlichen Einfluß ausübte,[8]) bereits um die Mitte der Neunziger bis ins Ungeheure angewachsen. Neben zahllosen bald empfindsamen und rührenden, bald frivolen und schmutzigen Liebesgeschichten, den vielen niedrig komischen und platt humoristischen Romanen, den „Lebensscenen aus der wirklichen Welt,“ den „Leben und Meinungen“ oder „Begebenheiten von dem und dem,“ dem unübersehbaren Haufen von Familiengeschichten und Familiengemählden, von Klostergeschichten, Ritterromanen und „romantischen Gemählden,“ von „Sagen der Vorzeit,“ „Bildern der Vorwelt“ ꝛc. und eigentlichen Geschichtsromanen,[9]) von Robinsonaden und andern Abenteurergeschichten, von allerlei Schauer-, Wunder- und Zauberromanen, namentlich Geister-, Geisterseher- und Geisterbannergeschichten, in denen sich meistens alles um die Wirksamkeit gewisser geheimer Gesellschaften und Orden drehte,[10]) von

---

sprache die Recensenten geradezu für „elende, ausgetrocknete Maschinen-Menschen, — die keinen Sinn für etwas anders als für hölzerne Regeln hätten, nach denen sie eben so stocksteif, als ihr Gang, Blick und ganzes scharmantes Selbst sei, alles in der ganzen Welt mäßen, ob es gleich so heterogen sei, wie Christus und Belial.“ „Uns ist daran gelegen,“ setzt er hinzu, „daß die Welt uns lese und gern lese; darum kümmern wir uns auch nicht; es ist uns einerlei, was ihr von uns schmiert, wenn wir nur den Ton treffen, in welchem Herzen und Sinne unsers Zeitalters gestimmt sind“ ꝛc. — 8) Ich würde sehr mißverstanden werden, wenn man aus diesen Worten herauslässe, ich hielte die Litteratur der allerneuesten Zeit, an der sich die meisten Leser und Leserinnen aus diesen Ständen heutiges Tages vorzugsweise erquicken, für eine viel bessere und weniger schädliche als jene, die für dieses Publicum nun schon längst veraltet ist. — 9) Auch auf biblische Stoffe gieng man wieder zurück (vgl. S. 692, Anm. 10). So erschienen von Gruber „Susanna. Eine Geschichte der Urwelt,“ und „Judith“ (beide Weißenfels und Leipzig 1795. 8; andere von Albrecht ꝛc.); ja sogar eine im Sinn der flachsten Aufklärerei geschriebene „Natürliche Geschichte des großen Propheten von Nazareth“ und ein Nachtrag dazu, „Jesus der Auferstandene,“ wurden in den Jahren 1800 und 1802 gedruckt (vgl. d. n. allg. d. Bibl. 64, S. 369; 81, S. 102 f; 82, S. 77 f.). — 10) Daß solche Gesellschaften und Orden, wie sie

„Biographien der Selbstmörder" und „Biographien der Wahnsinnigen," [11]) von Leidens- und Elendsromanen, [12]) von Revolutions- und Emigrantengeschichten, [13]) endlich von Räu-

---

in den achtziger und neunziger Jahren, sei es wirklich, sei es nur in dem Glauben sehr vieler bestanden und zum Theil dem Staat, der protestantischen Kirche und der Gesellschaft höchst gefährliche Zwecke verfolgten oder verfolgen sollten, nicht bloß von den schlechten Romanschreibern als poetische Maschinerie vielfach benutzt wurden, sondern daß auch die Verbindungen zur Förderung besonderer und geheimer Absichten in Werken von Wieland (Peregrinus Proteus), Schiller, Hippel, Jung Stilling, Goethe (Wilhelm Meister), Jean Paul rc. mit diesen Erfahrungen und Vorstellungen des Zeitalters aufs engste zusammenhängen, ist schon von Gervinus 5, S. 274 f. angemerkt worden (vgl. auch 5, S. 195 f. und über damals wirklich vorhandene Geheimorden, so wie über ihre bewiesenen oder ihnen Schuld gegebenen Zwecke, außer den oben S. 864, Anm. k angeführten Bücherstellen, die interessante Vorrede Nicolai's zum 56. Bde. der n. allg. d. Bibl. nebst den Ergänzungen dazu in der Vorrede zum 2. St des 68. Bdes). Die große Fluth der Romane dieser Classe, von denen allein hier die Rede ist, wurde besonders durch Schillers „Geisterseher" und L. F. Huber's Trauerspiel „das heimliche Gericht," Leipzig 1790. 8. hervorgerufen (vgl. allg. d. Bibl. 110, 2, S. 435; n. allg. d. Bibl. 5, 2, S. 592; 9, 1, S. 272). In der Anzeige eines Romans der Art aus d. J. 1796 sagt d. Rec. in d. Jen. Litt. Zeit. von 1797. 1, Sp. 50: „Die rechte Verwickelung der Geschichte fängt erst da an, wo ein gewisses mysteriöses Wunderbare den Helden auf den Wahn bringt, als ob irgend eine höhere Macht die Hand im Spiele habe, welches sich dann in der Folge dahin aufklärt, daß alles von den Veranstaltungen einer geheimen Gesellschaft herrührt, deren Mitglied eine ehemalige Geliebte des Helden ist. Das Lesepublicum muß an dergleichen Dingen ein besonderes Wohlgefallen finden, da jetzt oft in einer Messe Dutzende von Romanen durch den Schleier zu reizen suchen, den die Unternehmungen geheimer Gesellschaften über den Plan zu verbreiten scheinen." — 11) Solche romanartige Biographien gab Spieß heraus (1786 ff; 1795 ff.). — 12) Chr. G. Salzmanns „Karl von Karlsberg, oder über das menschliche Elend." Leipzig 1783—88. 6 Thle 8., mit seinen noch viel elendern Nachfolgern. — 13) In dieser Classe gehören einige von Lafontaine, wie „Klara du Plessis rc." und „St. Julien" (vgl. S. 1685, Anm.) und von K. A. Seidel („Aristokratismus in seiner unnatürlichen Ausartung" rc. Weißenfels und Leipzig 1795. 8; vgl. n. allg. d. Bibl. 18, 2, S. 365 ff. und dazu 31, 2,

ber=, Diebes= und Gaunerromanen [14]) — waren in kaum minderer Zahl rohe und elende Ritterstücke und andere historische Trauer= und Schauspiele, Soldaten= und Räuberstücke, bürgerliche Trauerspiele, Familiengemählde, Lustspiele, Possen und Operetten des buntesten Inhalts entstanden. Und was war und wurde dazu nicht noch alles von mittelmäßigen oder auch ganz elenden Romanen und Schauspielen aus fremden Sprachen in stäts zunehmender Betriebsamkeit übersetzt und bearbeitet! [15]) Auch hatte bereits seit dem Ende der Siebziger neben der Gattung erzählender Werke von größerem Umfang oder den eigentlichen Romanen die kleinere Prosaerzählung ihre verschiedenen Zweige in bald ernsten, bald komischen Novellen, in „moralischen Erzählungen," in Schwänken und Anecdoten, in dem novellistischen Vortrag wirklicher Ereignisse, in sogenannten Volksmärchen und andern märchenhaften Erfindungen und ganz vorzüglich in kleinen Liebesgeschichten aus den engen Kreisen des damaligen Lebens zu treiben ange-

---

S. 381 f.) der Zeit nach zu den ersten. — 14) „Der Ahnherr aller seitdem wie Schwämme hervorgeschossenen" Räuberromane war Zschokke's „Abällino, der große Bandit rc." Frankf. a. d. O. 1793 8 (nachher von dem Verf. auch als Trauerspiel bearbeitet, Leipzig 1795). — Von den übrigen der eben angeführten Romanclassen werde ich im fünften Abschnitt Gelegenheit haben, die der Zeit nach ersten oder die merkwürdigsten anzuführen. — 15) Vgl. S. 1613 ff., Anm. n und S. 1648 ff., Anm. k. Als ob die Massen der in Deutschland erfundenen Romane mit denen die in vollständigen Uebersetzungen oder Bearbeitungen aus der Fremde eingeführt wurden, noch nicht ausreichten, das Bedürfniß nach dergleichen Unterhaltungsmitteln zu befriedigen, veranstaltete H. A. Ottok. Reichard (geb. 1751 zu Gotha, wo er auch nach vollendeten Universitätsstudien in verschiedenen Aemtern lebte, zuletzt als Kriegsdirector, und 1828 starb) nach dem Vorbilde der Bibliothèque universelle des Romans (vgl. S. 1595 f., Anm. 8) im J. 1778 auch noch eine besondere „Bibliothek der Romane" (vgl. S. 436 f. Anm. a), welche, unter den Rubriken „Ritter=, Volks=, deutsche, ausländische und Religions=Romane," nach der Absicht des Herausgebers von den ältesten und am wenigsten

fangen. [16]) Sie wuchsen ebenfalls schnell unter der Pflege, die sie bald, zumal von Seiten mancher Vielschreiber fanden, [17]) und auch hier wurde, was man in Deutschland selbst erfand, noch durch Uebersetzungen und Bearbeitungen ausländischer Sachen ansehnlich vermehrt. [18]) Es dauerte nicht lange, so

---

bekannten der inländischen und den interessantesten und neuesten der ausländischen Romane „die Skizzen oder den Geist geben und gleichsam ein Miniaturgemählde aufstellen, und außerdem auch noch Episoden aus größern Romanen und kleine Geschichten vollständig liefern" sollte. Dieß führte dann wieder dahin, daß man auch anfieng, die alten dickleibigen Romane des 16. u. 17. Jahrh. modernisierend umzuarbeiten; vgl. den Anhang zum 36.—52. Bde d. allg. d. Bibl. S. 376 und Bd. 69, 2, S. 406 ff. — 16) Von den meisten dieser verschiedenen Arten fanden sich schon zahlreiche Stücke in Meißners „Skizzen" (vgl. Anm. 2), mit welchen diese Gattung erzählender Werkchen in der deutschen Litteratur des vorigen Jahrh. eigentlich erst in rechte Aufnahme kam. Meißner selbst gab gleich nach dem Erscheinen der ersten Sammlungen seiner Skizzen neben deren Fortsetzung auch noch als eine Art von Ergänzung dazu „Erzählungen und Dialogen." Leipzig 1781—89. 3 Hefte kl. 4. heraus. — Die ersten — großentheils in einem witzelnden Tone geschriebenen und in mancherlei satirische Anspielungen abschweifenden — Volksmärchen, die er besser Volkssagen benannt hätte, schrieb Musacus („Volksmärchen der Deutschen." Gotha 1782—87. 5 Thl. 8; worauf bald die schlichter und mehr im reinen Sagenton erzählten „Neuen Volksmärchen der Deutschen" von Frau Ben. Naubert folgten, Leipzig 1789—92. 4 Bdchen 8: ihr Werth nahm mit jedem Bändchen eher ab als zu). Ueber Wielands zwei Märchen in Prosa aus derselben Zeit vgl. S. 1597, Anm. ganz unten. — 17) Im Beginn der Neunziger waren, nach einer Bemerkung von Schatz in der allg. d. Bibl. (112, 2, S. 413 ff.), seit einigen Jahren schon vielerlei Versuche in der „kürzern prosaischen Erzählung" gemacht worden; die meisten hatten aber nur mißlingen können, und kaum drei bis vier hatten sich über die Mittelmäßigkeit erhoben. — 18) *a*. Außer den Uebersetzungen oder Bearbeitungen kleinerer Erzählungen, Novellen rc. von Scarron, Voltaire, Marmontel und Cervantes, die ich schon S. 1614 f. in den Anmerkk. angeführt habe, fallen hierher: viele Stücke in Reichards Bibliothek der Romane, und „Kleine Romane, Erzählungen und Schwänke" (aus verschiedenen Sprachen), von W. Ch. S. Mylius. Berlin 1781—89. 6 Bde. 8. Aus dem Französischen insbesondere: „Retif de

wurden dergleichen kleine Erzählungswerke ein Hauptbestandtheil zweier sich neu bildenden Classen periodischer Sammelschriften, der belletristischen Taschenbücher [19]) und der belle-

la Bretonne, die Zeitgenossinnen," ebenfalls von Mylius. Berlin 1781 ff. 11 Bde 8; „des Herrn Cazotte moralisch-komische Erzählungen, Märchen und Abenteuer. Aus dem Französ. übersetzt von G. Schatz." Leipzig 1789 f. 4 Thle 8; „Erzählungen aus dem 12. und 13. Jahrhundert, mit histor. Anmerkungen (eine Verdeutschung der Fabliaux ou Contes etc. trad. ou extraits par le Grand d'Aussy. Paris 1779. 3 Voll. 8) von G. C. A. Lütkemüller." Halle 1795—97. 4 Bde 8; und sonst von französischen Erfindungen noch sehr viele, übers. von Ant. Wall, Meißner, Mylius, Jünger, Fr. Schulz u. A. (Unter den Franzosen hatte ganz vorzüglich Marmontel einen sehr großen Einfluß auf den Character, den die kleinere prosaische Erzählung damals bei uns annahm. Die Jen. Litt. Zeit. weiß ihn in den ersten zehn Jahrgängen nicht genug herauszustreichen; man vgl. nur die Anzeige der Uebersetzung seiner moralischen Erzählungen von Chr. Gottfr. Schütz im Jahrg. 1794. 4, Sp. 33 ff.). — Aus dem Italienischen: Mehrere der Novelle antiche und anderes Novellistisches in Fr. Schmits „Italienischer Anthologie, aus pros. und poetischen Schriftstellern, in deutschen Uebersetzungen." Liegnitz und Leipzig 1778—81. 4 Thle 8; „das Decameron des Boccaz," neu übersetzt unter Aufsicht von Meißner. St. Petersburg 1782—84. 4 Bde 8; „F. Argelati's Decameron." Wittenberg und Zerbst 1783—85. 3 Bde 8; und „A. F. Grazzini's — Novellen." Leipzig 1788. 2 Thle 8. — β) Zu den S. 1596 f. in den Anmerkk. bezeichneten Uebersetzungen von Märchen kamen bis in die Neunziger herein noch „Tausend und ein Tag; persische Erzählungen," aus dem Französ. des Petit de la Croix übersetzt von S. Schorch. Leipzig 1788 f. 3 Bde 8; „Neue tausend und eine Nacht. Märchen aus dem Arabischen." Nach dem Französ. von Chavis und Cazotte verdeutscht von C. A. Wichmann. Leipzig 1790—92. 5 Bde 8; „die blaue Bibliothek aller Nationen" (herausgegeben von F. J. Bertuch). Gotha 1790—1800. 12 Bde 8. (Bd. 1—4 übersetzt von Fr. Jacobs; gleich im ersten Bande die „Märchen meiner Mutter Gans" von Perrault, von denen nach Biesters Angabe in der allg. d. Bibl. 100, 2, S. 412 ff. schon 1770 eine Uebersetzung in Berlin erschienen war; in den 3. und die folgenden Bände sind die Märchen der Gräfin d'Aulnoy vertheilt); und andere Sammlungen morgenländischer Märchen, aus dem Französ. und Englischen übertragen. — 19) Die lange Reihe derselben (vgl. W. Engelmanns Bibl. d. schön. Wiss. 1, S. 430 ff; 2, S. 313 f.) eröffnete

tristischen Tageblätter oder Zeitungen,[20]) deren Einfluß auf den Geschmack und die Bildung der mittlern und höhern Stände sich im Laufe der Zeit vielleicht noch schädlicher erwiesen hat, als die Wirkung, welche auf den einen und die andere von den schlechten Romanen und Schauspielen ausgieng. — Waren nun die beiden großen Gattungen unserer schönen Litteratur nach dem viel versprechenden Aufschwung, den diese um die Mitte der Siebziger nahm, schon in jeder andern Beziehung nach und nach immer sichtlicher entartet und verwildert, so verrieth sich endlich auch darin noch der Rückfall einiger der beliebtesten Schriftsteller dieser Jahrzehnte in eine alle höhern Kunstgesetze aufhebende Rohheit, daß sie die natürliche Grenzlinie zwischen erzählender und dramatischer Darstellungsform gar nicht mehr anzuerkennen schienen. Denn zwischen den Romanen in reiner Erzählungsform oder in Briefen und den wirklich aufführbaren oder mindestens der Aufführung nicht schlechthin widerstrebenden Schauspielen brachten sie seit 1779 eine Mittelgattung von Werken, vorzüglich historischen Inhalts auf, die ihrer Anlage und innern Behandlung nach für Romane gelten mußten, aber entweder nach Art des Drama's durchgehends in dialogischer Form oder so abgefaßt waren,

---

1791 das „Taschenbuch zum geselligen Vergnügen," herausgegeben von W. G. Becker (geb. 1753 zu Kalenberg im Schönburgischen, wurde, nachdem er eine Zeit lang Lehrer am Philanthropin in Dessau gewesen und darauf Reisen durch verschiedene Länder gemacht hatte, 1782 Professor an der Ritterakademie zu Dresden, später Inspector des Antiken- und Münzcabinets ꝛc., auch zum Hofrath ernannt und starb 1813), nachher von Fr. Kind und A. Leipzig 12. (Nach Fr. Launs Memoiren. Bunzlau 1837. 8. 1, S. 73 soll der eigentliche Begründer ein gewisser Zschiedrich in Dresden gewesen sein). — 20) Die älteste ist, so viel ich weiß, die „Zeitung für die elegante Welt," welche 1801 zu Leipzig von K. Spazier (geb. 1761 zu Berlin, lebte als Lehrer, Hofmeister und privatisierend in Dessau, Göttingen, Halle und Neuwied, wo er von dem Fürsten den Hofrathstitel erhielt, wurde dann an einer Han-

daß Erzählung und dramatischer Dialog, ja dieser selbst mit Briefen darin abwechselten. [21]) — Es bedurfte also einer neuen, auf durchgreifende Reformen gerichteten Wendung in unserer schönen Litteratur, wenn ihre Erzeugnisse in Gehalt und Form wieder etwas mehr werden sollten, als ein bloß zeitkürzendes Unterhaltungsmittel für ein Publicum, dessen ästhetisches Urtheil noch so wenig gebildet war, daß es an dem vielen Schlechten, was ihm in Büchern und auf den Bühnen geboten wurde, im Allgemeinen, so bald es nur neu war, weit mehr Wohlgefallen fand, als an dem wenigen Guten und Vortrefflichen, das wir damals schon in der erzählenden und dramatischen Poesie besaßen. Eine solche Wendung trat wirklich

---

delsschule in Berlin angestellt und 1797 Mitdirector einer Erziehungsanstalt in Dessau, von wo er sich 1800 nach Leipzig übersiedelte. Er starb 1805) gegründet und nach dessen Tode von A. Mahlmann, später von Andern redigiert wurde. — 21) Der erste, mir bekannte Roman in dialogischer Form war „Gustav Aldermann. Ein dramatischer Roman." Leipzig 1779. 2 Thle 8. (von F. T. Hase, geb. 1754 zu Steinbach bei Penig, wurde nach seinen Universitätsjahren in Dresden angestellt, wo er zuletzt Geh. Cabinetssecretär war und 1823 starb), dem zwei Jahre darauf ein zweiter von demselben Verf. „Friedrich Mahler, ein Beitrag zur Menschenkunde." Leipzig. 2 Thle 8. folgte. Zur Empfehlung und Verbreitung dieser Form trug indeß niemand mehr bei als Meißner mit seinem „Alcibiades." Ihm schlossen sich namentlich an: Schlenkert („Friedrich mit der gebissenen Wange." Leipzig 1784—88. 4 Thle 8. und andere), H. G. Schmieder (geb. 1763 in Sachsen, trat zuerst in Kriegsdienste, studierte dann, worauf er an verschiedenen Orten privatisierte. 1804 gieng er nach St. Petersburg. Gest . . . . „Scenen aus der neuesten Welt." Halle 1784; „das Erdbeben zu Messina." Halle 1786. u. s. w.), J. A. Feßler (von ihm und seinen Romanen anderwärts mehr), K. G. Cramer („Haspar a Spada, eine Sage aus d. 13. Jahrh." Leipzig 1792 f. 2 Thle 8), Albrecht („die Familie Eboli." Dresden und Leipzig 1792. 4 Thle 8). Um das J. 1790 äußerte Schatz im Anh. zum 53—86 Bde. der allg. d. Bibl. S. 1867: „Seit einigen Jahren haben wir dramatisierte und romanisierte Biographien zu Dutzenden bekommen; wahrscheinlich weil die Arbeit ziemlich bequem ist, und man so auf die leichteste Art

um die Mitte der Neunziger ein und wurde auch schon in den beiden voraufgehenden Jahrzehnten mehrfach vorbereitet: zunächst dadurch, daß einzelne hervorragende Männer, theils durch sorgfältige und geschmackvolle metrische Uebersetzungen fremder Dichtungen, theils durch eigene, besonders dramatische Werke in Versen wieder den Sinn für den Werth schöner kunstmäßiger Formen im dichterischen Darstellen weckten. —

§. 313.

So viel auch an dem eigenthümlichen Gehalt der schönen Litteratur aus der Sturm- und Drangzeit und dem darauf folgenden Jahrzehent im Allgemeinen und im Besondern ausgesetzt werden kann, so bewährt sich darin doch immer noch eine nicht unbedeutende Kraft und Mannigfaltigkeit des dichterischen Erfindens. Dagegen zeigt sich in ihr, wenn wir sie von ihrer formellen Seite betrachten, im Ganzen nicht allein die auffälligste Vernachlässigung innerer kunstmäßiger Ausbildung, sondern auch ein beinahe durchgängiger Mangel an selbständig erfundenen äußern Kunstformen, ja sogar an Sinn für das Wesentliche äußerer poetischer Form überhaupt. Die früherhin bei uns mehr oder minder glücklich eingeführten metrischen Gebilde der Fremde, die bis in den Beginn der Siebziger für die verschiedenen Gattungen der Poesie zur Anwendung kamen, waren großentheils veraltet. Neue eigene wurden nicht geschaffen: selbst die innere Triebkraft dazu schien in unserer Dichtung versiegt zu sein. a) Nur das Lied, das epische wie das lyrische, gelangte schon in den Siebzigern, vornehmlich durch Goethe und einige Dichter aus dem Göttinger Kreise,

---

den Namen eines Dichters zu erlangen glaubt." Ueber Romane, die theils dialogisch, theils in Briefen abgefaßt waren, vgl. die n. allg. d. Bibl. 14, 2, S. 482 f.

a) Vgl. S. 1087. —

zu edlen, schönen und zugleich eigenthümlich deutschen Formen, weil dasselbe in seiner ältern volksmäßigen Art nie so völlig, wie die übrigen poetischen Gattungen, abgestorben war, und die Dichter hier nur die Formen des noch lebendigen Volksgesanges kunstmäßig auszubilden brauchten. b) Die Versuche den altdeutschen Erzählungsvers aufs neue zu beleben und ihn namentlich in der erzählenden und in der dramatischen Poesie in Aufnahme zu bringen, blieben zu vereinzelt und traten auch zu bald wieder zurück, dort vor verschiedenen ältern und neuern Nachbildungen fremder Versarten, hier vor der Prosarede. c) Wie weit gerade diese allmählig in allen Dichtarten um sich gegriffen, wie sie ganz besonders im Drama die gebundene Rede so gut wie völlig aus dem Felde geschlagen hatte, ist im Vorhergehenden an verschiedenen Stellen nachgewiesen worden. d) Was vor dem Ausgange der Achtziger entweder auf dem Wege der Ausübung oder auf dem der Forderung geschah, um hierin eine wesentliche Aenderung zu bewerkstelligen, war dazu nicht maaßgebend und durchgreifend genug: theils empfahl es sich bei den Schwierigkeiten, die mit dem Gebrauch metrischer Formen verbunden sind, den Dichtern, die sich an das Bequeme der prosaischen Einkleidungsweise gewöhnt hatten, zu wenig zur Nachfolge; theils stieß es auch auf den fortdauernden Widerspruch irriger Theorien und gefaßter Vorurtheile. Wieland blieb mit seinen erzählenden Dichtungen in Versen lange ziemlich allein stehen; die meisten Erzähler, die den seinigen verwandte Stoffe behandelten, wählten dafür lieber die ungebundene als die gebundene Rede. Lessing hatte schon 1779 in seinem „Nathan“ das Beispiel

---

b) Vgl. S. 1092; 1161 f. und 1552 f. — c) Vgl. S. 1118; 1148, Anm. 13. 14; 1545, Anm. k und dazu S. 1093. — d) S. 1261 f., Anm. s und S. 1657—1661. —

gegeben, wie sich ein dramatisches Werk von dem edelsten Gehalt in eine metrische Form fassen ließ, die zwar im Allgemeinen der shakspeareschen nachgebildet war, aber weder der deutschen Sprache irgend welche Gewalt anthat, noch die Natürlichkeit und freie Bewegung des dramatischen Dialogs im geringsten beeinträchtigte; und wenn er sie auch wirklich mit ihrer größern Leichtigkeit wegen der prosaischen, wie er sie von sich forderte, vorgezogen haben sollte, e) so bestimmte ihn dazu doch auch noch ein innerer Grund; f) und sicherlich hat seine Dichtung dabei an Kunstmäßigkeit mehr gewonnen als verloren. Wenige

---

e) Am 1. Dec. 1778 schrieb Lessing an seinen Bruder, als er diesem den Anfang des „Nathan" übersandte (Sämmtl. Schr. 12, S. 515): „Wenn ich Dir noch nicht geschrieben habe, daß das Stück in Versen ist: so wirst Du Dich vermuthlich wundern, es so zu finden. Laß Dir aber nur wenigstens nicht bange sein, daß ich darum später fertig werden würde. Meine Prose hat mir von jeher mehr Zeit gekostet, als Verse." Und zwei Wochen später an Elise Reimarus (12, S. 517): „Ich muß machen, daß ich mit meinem Nathan fertig werde. Um geschwind fertig zu werden, mache ich ihn in Versen. Freilich nicht in gereimten: denn das wäre gar zu ungereimt." — f) Lessing hat sich selbst in zwei Stellen seiner Briefe über diesen Grund, so wie über den allgemeinen Character seines dramatischen Verses und über die Wahl der Versart geäußert. Erstlich in dem eben angeführten Briefe an seinen Bruder, worin er fortfährt: „Ja, wirst Du sagen, als solche Verse! — Mit Erlaubniß; ich dächte, sie wären viel schlechter, wenn sie viel besser wären." Sodann in einem Briefe an Ramler vom 18. Dec. 1778 (12, S. 517): „Allerdings — bin ich Ihnen eine Entschuldigung schuldig, warum ich in dem ersten versificierten Stücke, das ich mache, nicht unser verabredetes Metrum gebraucht habe." (Es war, wie sich aus dem Folgenden ergibt, die zweite Art des oben S. 1150, Anm. 15 näher bezeichneten Trimeters, dessen sich Ramler in einigen Gedichten bedient hat.) „Die reine lautre Wahrheit ist, daß es mir nicht geläufig genug war. Ich habe Ihren „Cephalus" wohl zehnmal gelesen, und doch wollten mir die Anapästen niemals von selbst kommen. Sie in den fertigen Vers hineinzuflicken, das wollt' ich auch nicht. — Aber nur Geduld! Das ist bloß ein Versuch, mit dem ich eilen muß, und den ich so ziemlich, in Ansehung des Wohlklanges, von der Hand wegschlagen zu können glaube. Denn ich habe

Jahre nachher sprach sich Wieland dahin aus, er verlange nicht minder von dem dramatischen wie von dem epischen Dichter, daß er sich den Schwierigkeiten der Versform, ja selbst des Reimes unterziehe; g) aber von den bedeutendern Dramatikern hörte zunächst nur Schiller auf sein Wort und entschied sich für die Versart von Lessings Nathan gleich beim ersten Entwurf seines „Don Carlos.“ h) Gleichwohl konnte Engel damals noch eine der wielandischen geradezu entgegengesetzte Theorie mit so gutem Erfolge verfechten, daß sich auch Schiller ihr fügen mußte, als sein Carlos auf die Bühne gebracht

wirklich die Verse nicht des Wohlklanges wegen gewählt: sondern weil ich glaubte, daß der orientalische Ton, den ich doch hier und da angeben müssen, in der Prose zu sehr auffallen dürfte. Auch erlaube, meinte ich, der Vers immer einen Absprung eher, wie ich ihn jetzt zu meiner anderweitigen Absicht bei aller Gelegenheit ergreifen muß. Mir gnüget, daß Sie nur so mit der Versification nicht ganz und gar unzufrieden sind. Ein andermal will ich Ihrem Muster besser nachfolgen. Doch muß ich Ihnen voraussagen, daß ich sechsfüßige Zeilen nie wählen werde. Wenn es auch nur der armseligen Ursache wegen wäre, daß sich im Drucken auf ordinärem Octav die Zeilen so garstig brechen.“ — g) In dem zweiten „Sendschreiben an einen jungen Dichter“ (Werke 44, S. 150 f; vgl. oben S. 1636, Anm.): „Ein Tragödiendichter in Prose ist wie ein Heldengedicht in Prose. Verse sind der Poesie wesentlich; so dachten die Alten, so haben die größten Dichter der Neuern gedacht; und schwerlich wird jemals einer, der eine Tragödie oder Komödie in schönen Versen machen könnte, so gleichgültig gegen seinen Ruhm sein, lieber in Prose schreiben zu wollen. Ich dinge sogar den Reim ein; weil wir nicht eher ein Recht haben, uns mit den großen Meistern der Ausländer (d. h. der Franzosen) zu messen, bis wir, bei gleichen Schwierigkeiten, eben so viel geleistet haben als sie.“ — h) Schillers Briefe an den Frhrn. H. von Dalberg. Karlsruhe 1838. 16. S. 57 (aus dem Aug. 1784): „Froh bin ich, daß ich nunmehr so ziemlich Meister über den Jamben bin; es kann nicht fehlen, daß der Vers meinem Carlos sehr viel Würde und Glanz geben wird.“ — Einleitung zur ersten Hälfte des „Don Carlos“ vom J. 1785, in der Thalia 1, 1, S. 99: „Ein vollkommenes Drama soll, wie uns Wieland sagt, in Versen geschrieben sein, oder es ist kein vollkommenes und kann für die Ehre der Nation gegen das Ausland nicht concurrieren. — Nicht, als

werden sollte. [i]) — So schien der Sinn für die Vorzüge der metrischen Form vor der prosaischen in den großen Gattungen der Poesie bei uns fast ganz abgestorben zu sein. Er mußte erst überhaupt wieder bei Dichtern und Publicum belebt, geübt

ob ich auf das Letztere Anspruch machte, sondern weil ich die Wahrheit jenes Ausspruchs überzeugend erkannte, habe ich diesen Carlos in Jamben entworfen. Aber in reimfreien Jamben, — denn ich unterschreibe Wielands zweite Forderung, daß der Reim zum Wesen des guten Drama's gehöre, so wenig, daß ich ihn vielmehr für einen unnatürlichen Luxus des französischen Trauerspiels, für einen trostlosen Behelf jener Sprache, für einen armseligen Stellvertreter des wahren Wohlklangs erkläre, — in der Epopöe versteht sichs und in der Tragödie. Sobald uns die Franzosen ein Meisterstück dieser Gattung in reimfreien Versen zeigen, so geben wir ihnen ein ähnliches in gereimten." — Vermuthlich trug Schillers Beispiel viel dazu bei, daß auch der Frhr. Wolfg. Herib. von Dalberg (geb. 1750 zu Herrnsheim bei Worms, kurpfälzischer Geheimerrath und Kämmerer, verwaltete mehrere hohe Staatsämter, war Präsident der deutschen Gesellschaft zu Manheim und Intendant des von ihm selbst gestifteten Theaters; seit 1803 badenscher Oberhofmeister und Staatsminister, gest. 1806.) bald nach dem Erscheinen der ersten Hälfte des Don Carlos mit einem Schauspiel in jambischen Fünffüßlern hervortrat: „der Mönch von Carmel." Berlin und Leipzig 1787. 8. (dem Carmelite von Cumberland frei nachgebildet, mit einem voraufgehenden Schreiben an Gotter, worin v. Dalberg sich für die metrische Einkleidung dramatischer Werke erklärte, „ohne die Erheblichkeit der dawider gemachten Einwürfe zu verkennen"). In derselben Form soll nach E. Devrients Gesch. d. deutschen Schauspielk. 3, S. 15 noch ein anderes, in demselben Jahre zu Manheim gedrucktes Schauspiel v. Dalbergs, „Montesquieu, oder die unbekannte Wohlthat," sein, das ich nicht weiter kenne. Von den gleichfalls 1787 herausgegebenen „Schauspielen mit Chören von den Brüdern Chr. und Fr. L. Grafen zu Stolberg" an andrer Stelle. — Goethe wurde schon vor der italienischen Reise, als er seine größern dramatischen Werke noch in Prosa schrieb, durch den ihm inwohnenden Schönheitssinn gleichsam unwillkürlich aus der ganz ungebundenen Rede zu einer rhythmischen, dem jambischen Maaß sich zumeist annähernden Darstellungsform hingedrängt, wozu die „Iphigenie", in ihrer ältern Gestalt und der anfänglich auch noch nicht in abgesetzten Zeilen niedergeschriebene „Elpenor" die Hauptbelege sind (vgl. oben S. 1156 f., Anm. 33. Die Scenen im „Egmont," in denen der jambische Rhythmus so entschieden vorherrscht, sind wohl erst in Italien so ausgeführt worden). — i) Vgl. S. 1660 f., Anm. 7. —

und geschärft werden, wenn jene Gattungen in ihrer Einklei, dung einen kunstmäßigern Character, als der zeitherige gewesen war, erhalten sollten; und es war dieß um so nöthiger, als durch die Belebung des Sinnes für die äußere Kunstform auch erst die Erweckung und Bildung des Sinnes für die Schönheit und künstlerische Vollkommenheit des innern Baues einer Dichtung vermittelt zu werden vermochte. In dieser Beziehung erwies sich aber fürs erste nichts wirksamer und erfolgreicher als die durch wort- und formgetreues Uebersetzen vollführte Einbürgerung der auch in formeller Hinsicht ausgezeichnetsten Dichtwerke des classischen Alterthums und der neuern Ausländer, woraus sich bei uns allmählig eine eigene Uebersetzungskunst bis zu einer Höhe, wie bei keinem andern Volke, entwickelte. — Als der erste Begründer dieser Kunst muß Ramler anerkannt werden: er erwarb sich schon vor den siebziger Jahren das Verdienst, in einer Anzahl übersetzter Oden des Horaz seinen Landsleuten ein für jene Zeit vortreffliches Muster im Uebertragen des Inhalts und der Form antiker Gedichte in die deutsche Sprache aufzustellen. k) Ein anderes, viel bewundernswürdigeres und in seiner Art noch immer kaum

k) Nach einem Briefe Abbts aus d. J. 1761 (Werke 6, S. 57) hatte Ramler schon damals „alle horazischen Oden nach ungefähr ähnlichen Metris deutsch übersetzt;" er werde aber wohl, meinte Abbt, noch zwanzig Jahre daran feilen; denn niemand sei auf den geringsten Ausdruck genauer. Herausgegeben wurden von ihm zuerst (funfzehn) „Oden aus dem Horaz." Berlin 1769. 8. (welche es waren, gibt Jördens 4, S. 293, Note 1 an); wiederholt in seinen „lyrischen Gedichten." Berlin 1772. 8; verbessert und um fünf vermehrt im 2. Theil der „poetischen Werke." Berlin 1800 f. in 4. und 8. Andere hatte Ramler, sobald er sie für druckwürdig hielt, in verschiedene periodische Schriften einrücken lassen; mit allen war er erst kurz vor seinem Tode fertig geworden, ihre Herausgabe, „Horazens Oden, übersetzt und mit Anmerkungen erläutert von K. W. Ramler." Berlin 1800. 2 Bde 8. erlebte er nicht mehr. —

erreichtes, gewiß aber nicht übertroffenes Meisterwerk in der Kunst, fremde Poesien nicht allein nach Inhalt und äußerer Form, sondern auch nach ihrem eigenthümlichen Geist und Ton uns anzueignen, lieferte Herder gegen Ende der Siebziger in seinen „Volksliedern." 1) Unterdessen hatten sich auch schon zwei Gruppen von Uebersetzern gebildet, deren eine ihre Kräfte vorzugsweise im metrischen Verdeutschen einiger der hervorragendsten poetischen Werke des classischen Alterthums, namentlich der homerischen Gesänge, versuchte, die andere sich hauptsächlich angelegen sein ließ, unserer Litteratur die berühm-

1) Vgl. S. 1489, Anm. 26. Diese Volkslieder sind ein in seiner Art ganz einziges Besitzthum unsers Volks, dessen Gleichen keine andere Nation in ihrer Litteratur wird aufweisen können. Weit entfernt, bloß deutsche Lieder in sich zu befassen — sie bilden nur einen kleinen Theil des Ganzen —, vergegenwärtigte diese Sammlung gleich in ihrer ersten Gestalt mit ihrem Inhalt so zu sagen die volksmäßige Liederpoesie des ganzen Erdballs, so weit sie damals der gebildeten und gelehrten Welt schon bekannt geworden war. Griechische und lateinische Stücke, altnordische, dänische, englische und schottische, spanische, italienische und französische, littauische, lettische und esthnische, wendische, böhmische und morlackische, lappländische, grönländische und peruanische sind in deutscher Bearbeitung hier mit den ursprünglich deutschen Liedern zu einem Kranz von unvergleichlichem Reiz zusammengeflochten. Das eigentlich Bewundernswürdige darin ist aber nicht die Fülle und Mannigfaltigkeit der poetischen Blüthen, womit Herder in einer Zeit, wo noch so weniges der Art zugänglicher gemacht und erreichbar war, seine Nation beschenkte; sondern die treue, höchst glückliche Wahrung alles Eigenthümlichen und Nationalen der fremden Volkspoesien in diesen doch so durchaus zwanglos erscheinenden Verdeutschungen. „Herder," sagt A. W. Schlegel in den Characteristiken und Kritiken 2, S. 37 (Sämmtl. Werke 8, S. 92 f.), „hat die Volkslieder der verschiedensten Nationen und Zeitalter mit gänzlicher Reinheit von aller Manier und poetischem Schulwesen, jedes treu in seinem Character übertragen. In dieser in ihrer Art einzigen Sammlung sind die eigensten Naturlaute mit allseitiger Empfänglichkeit herausgefühlt." Vgl. dazu den Anfang von Schlegels Beurtheilung der herderschen Terpsichore in den sämmtl. Werken 10, S. 376 f. und die schöne Characterisierung der herderschen Volkslieder von Gervinus 4, S. 472 f. —

testen Kunstdichtungen der romanischen Südländer, besonders der Italiener, fürs erste jedoch noch mehr in deutscher Prosa als in deutschen, den Originalformen nachgebildeten Versen, anzueignen. Jene stand im nächsten innern und äußern Bezuge zu Klopstock, diese zu Wieland. Dort finden wir den alten Bodmer wieder, Bürger, die beiden Grafen Stolberg und J. H. Voß, nebst C. W. von Wobeser, m) unter denen Voß den ersten Preis der Meisterschaft errang; n) hier traten

m) Geb. 1727 zu Luckenwalde im Brandenburgischen, besuchte die Schule zu Kloster Bergen und trat dann in Kriegsdienste. Als Officier kam er an den Neuwieder Hof, wo er achtzehn Jahre lebte, während welcher Zeit er aber auch Holland und England besuchte. 1764 wurde er Herrnhuter und starb 1795. Vgl. Intell. Bl. d. Jen. Litt. Zeit. von 1796. N. 39. — n) Vossens Uebersetzerruhm gründet sich zunächst und zumeist auf seinen Homer, und keine Verdeutschung eines alten Dichters hat auch so bedeutend und so wohlthätig auf unsere Poesie und insbesondere auf die Dichtung Goethe's in seiner mittlern und Schillers in seiner letzten Periode eingewirkt, als Vossens Homer, namentlich die Odyssee in ihrer ersten und deutschesten Gestalt. — Was im 18. Jahrh. an Uebersetzungen der beiden homerischen Gedichte oder einzelner Stücke daraus bis zum Beginn der Siebziger, theils in Prosa, theils in Reimversen oder auch Hexametern erschienen war, (vgl. J. G. Schummels Uebersetzer-Bibliothek rc. fortgesetzt — von J. G. K. Schlüter. Hannover 1784. 8. S. 2 ff.) kann — wenn man nicht etwa Bodmers hexametrische Versuche aus den Sechzigern (im 2. Bd. der Calliope, S. 157 ff.) ausnehmen will — in einer Geschichte unserer schönen Litteratur gar nicht in Betracht kommen. Erst vom J. 1771 begann die Reihe der in ihren Bildungsgang tiefer eingreifenden und ihn fördernden Uebertragungen mit den von Bürger in jambischen Fünffüßlern verdeutschten Theilen der Ilias. Das erste Probefragment, mit einem vorausgeschickten Aufsatz, „Gedanken über die Beschaffenheit einer deutschen Uebersetzung des Homer," wurde im 6. Bd. von Klotzens deutscher Bibl. d. schön. Wiss. 1771 gedruckt, worauf dann im deutschen Museum von 1776 und im d. Merkur von demselben Jahre noch mehrere Stücke in derselben Versart folgten. In jenem Aufsatz versuchte Bürger nachzuweisen, daß für eine Verdeutschung des Homer die jambische Form jeder andern, und namentlich auch der hexametrischen, vorzuziehen sei; er berief sich dabei auch besonders auf dasjenige, was Herder in seinen „Fragmenten über die deutsche Litteratur" gegen den Gebrauch des Hexameters

beim Uebersetzen antiker Poesien vorgebracht hatte (vgl. in Reinhards Ausg. von Bürgers Werken 3, S. 28 ff; bei Bohtz S. 139 f.). Als seine Sätze und ihre Anwendung angefochten wurden, suchte er sie durch Widerlegung der Gegengründe noch fester zu begründen in dem Schreiben „an einen Freund über die deutsche Ilias in Jamben," welches im d. Merkur von 1776. 4, S. 46 ff. gedruckt ward. Im Allgemeinen fanden die von Bürger bekannt gemachten Bruchstücke seiner jambischen Uebersetzung großen Beifall. Gleichwohl änderte er einige Jahre später, als er die Erfolge sah, die Andere mit hexametrischen Verdeutschungen des Homer, und namentlich Voß mit seiner Odyssee, erreichten, seine Ansicht gänzlich über das für einen verdeutschten Homer passendste Versmaaß und gieng nun selbst an eine hexametrische Uebertragung der Ilias, von der die ersten vier Gesänge 1784 im ersten Bande des Journals von und für Deutschland gedruckt wurden. (Alle von Bürger veröffentlichten Stücke seiner beiden Uebersetzungen finden sich, mit den Vorberichten, dem Schreiben an einen Freund etc. beisammen in Reinhards Ausg. Th. 3 und in der von Bohtz S. 135 ff. Dort sind außerdem noch ein Paar Stücke, hier auch alles Uebrige zum erstenmal gedruckt, was die Herausgeber in Bürgers handschriftl. Nachlaß von beiden Uebersetzungen vorfanden.) — Unterdeß hatten schon im J. 1778 Bodmer eine Verdeutschung der Ilias und der Odyssee in Hexametern („Homers Werke. Aus dem Griechischen übersetzt von dem Dichter der Noachide." Zürich, 2 Thle 8.) und F. L. Gr. zu Stolberg eine in gleicher Versart von der Ilias geliefert („Homers Ilias, verdeutscht durch F. L. Gr. zu Stolberg." Flensburg und Leipzig. 2 Bde 8. Mit dem bereits 1776 im d. Museum gedruckten 20. Gesange hatte Stolberg die bevorstehende Erscheinung seines Werks angekündigt). Urtheile, welche damals über Bodmers und Stolbergs Arbeiten von bedeutenden Männern gefällt wurden, findet man u. a. in den Briefen an und von Merck. 1838. S. 142; im d. Merkur 1778. 2, S. 282 (von Merck); in Herders Volksliedern 2, S. 7 f. Anmerk; in den Briefen von J. H. Voß 3, 1, S. 146; in d. allg. d. Bibl. 37, 1, S. 131 ff. und im d. Mus. 1779. 2, S. 158 ff; 1780. 1, S. 264 ff. — Die dritte vollständige, ebenfalls hexametrische Uebersetzung der Ilias gab, ohne sich auf dem Titel zu nennen, C. W. von Wobeser (die „Uebersetzung des Ungenannten," „Homers Iliade, von neuem metrisch übersetzt." Leipzig 1781—87. 3 Thle 8.). — J. H. Voß erhielt, wie Stolberg (vgl. d. Mus. 1776. 2, S. 957), die erste Anregung zu seiner Uebersetzung der homerischen Gedichte durch Klopstock, der ihm im Anfang des J. 1776 seine für den zweiten Theil der „Gelehrtenrepublik" bestimmten, in Prosa verdeutschten Bruchstücke aus dem Homer vorlas und ihm anlag, mit an der Uebersetzung desselben zu arbeiten (vgl. seine Briefe 1, S. 300). Im März 1777 hatte er über

nach und nach zusammen Werthes, Fr. Schmit, F. J. Bertuch,[o])

---

400 Verse aus der Odyssee übertragen, die ins deutsche Museum kommen sollten; damals war es ihm erst „wahrscheinlich,“ daß er dieses Gedicht ganz übersetzen würde (Briefe 1, S. 334). Jene Verse erschienen im d. Mus. von 1777. 1, S. 462 ff. Zwei Jahre darauf kündigte er an, er denke die Odyssee, mit erklärenden Anmerkungen, auf Pränumeration herauszugeben (d. Mus. 1779. 1, S. 574). Eine zweite Probe, den 14. Gesang, brachte der d. Merkur von 1779. 1, S. 97 ff; eine dritte, mit Anmerkungen, das d. Mus. von 1780. 1, S. 302 ff. Endlich erschien „Homers Odyssee, übersetzt von J. H. Voß.“ Hamburg 1781. 8; jedoch ohne die Anmerkungen. An die Uebersetzung der Ilias gieng Voß 1786 (vgl. Briefe 2, S. 281 ff.); als Probe wurde der 9. Gesang dem n. d. Museum von 1790. 1, S. 1 ff. einverleibt, das Ganze aber, mit der überarbeiteten Odyssee, erst drei Jahre später herausgegeben: „Homers Werke von J. H. Voß.“ Altona 1793. 4 Bde 8. (vgl. darüber besonders A. W. Schlegels Recension in der Jen. Litt. Zeit. von 1796. N. 262 ff. und die „Anmerkungen“ dazu in den Characteristiken und Kritiken 2, S. 192 ff. und in den krit. Schriften 1, S. 154 ff; alles beisammen in den sämmtl. Werken 10, S. 115 ff. — Von andern alten Classikern verdeutschte Voß — je länger, desto steifer und gewaltthätiger gegen die deutsche Sprache, was auch von seinen verschiedenen Umarbeitungen des Homer gilt — noch vor Ablauf des 18. Jahrhunderts: Virgils Georgica („des P. Virgilius Maro Landbau. Uebersetzt und erläutert ꝛc.“ Eutin und Hamburg 1789. 8; mit den Eklogen als „Ländliche Gedichte“ ꝛc. Altona 1797—1800. 4 Bde 8.). „Virgils Werke“ ꝛc. Braunschweig 1799. 3 Bde 8; „Ovids Verwandlungen“ (in einer Auswahl). Berlin 1798. 2 Thle 8., so wie verschiedene Stücke aus dem Theokrit, Horaz, Tibull. — Von andern metrischen Verdeutschungen antiker Dichter will ich hier nur noch den „Sophokles, übersetzt von Chr. Gr. zu Stolberg, Leipzig 1787. 2 Bde 8. anführen, worin aber nicht die Versarten des Originals nachgebildet, sondern jambische Fünffüßler für den Dialog und horazisch-lyrische Formen für die Chöre gebraucht sind. Die „vier Tragödien des Aeschylos,“ welche Fr. L. Gr. zu Stolberg übersetzt hat, erschienen erst 1802. Hamburg. 8. — o) Geb. 1747 zu Weimar, studierte in Jena zuerst Theologie, dann die Rechte. Als er darauf nach Altenburg in das Haus des Geheimenraths von Backhof kam, der früher dänischer Gesandter in Madrid gewesen war, bot sich ihm die Gelegenheit, das Spanische zu erlernen. 1772 gieng er nach Weimar zurück, wurde hier 1775 Cabinetssecretär, bald darauf herzogl. Rath und endlich Legationsrath. 1796 trat er aus dem Dienste und widmete sich fortan besonders der Leitung

beim Uebersetzen antiker Poesien vorgebracht hatte (vgl. in Reinhards Ausg. von Bürgers Werken 3, S. 28 ff; bei Bohtz S. 139 f.). Als seine Sätze und ihre Anwendung angefochten wurden, suchte er sie durch Widerlegung der Gegengründe noch fester zu begründen in dem Schreiben „an einen Freund über die deutsche Ilias in Jamben," welches im d. Merkur von 1776. 4, S. 46 ff. gedruckt ward. Im Allgemeinen fanden die von Bürger bekannt gemachten Bruchstücke seiner jambischen Uebersetzung großen Beifall. Gleichwohl änderte er einige Jahre später, als er die Erfolge sah, die Andere mit hexametrischen Verdeutschungen des Homer, und namentlich Voß mit seiner Odyssee, erreichten, seine Ansicht gänzlich über das für einen verdeutschten Homer passendste Versmaaß und gieng nun selbst an eine hexametrische Uebertragung der Ilias, von der die ersten vier Gesänge 1784 im ersten Bande des Journals von und für Deutschland gedruckt wurden. (Alle von Bürger veröffentlichten Stücke seiner beiden Uebersetzungen finden sich, mit den Vorberichten, dem Schreiben an einen Freund ꝛc. beisammen in Reinhards Ausg. Th. 3 und in der von Bohtz S. 135 ff. Dort sind außerdem noch ein Paar Stücke, hier auch alles Uebrige zum erstenmal gedruckt, was die Herausgeber in Bürgers handschriftl. Nachlaß von beiden Uebersetzungen vorfanden.) — Unterdeß hatten schon im J. 1778 Bodmer eine Verdeutschung der Ilias und der Odyssee in Hexametern („Homers Werke. Aus dem Griechischen übersetzt von dem Dichter der Noachide." Zürich, 2 Thle 8.) und F. L. Gr. zu Stolberg eine in gleicher Versart von der Ilias geliefert („Homers Ilias, verdeutscht durch F. L. Gr. zu Stolberg." Flensburg und Leipzig. 2 Bde 8. Mit dem bereits 1776 im d. Museum gedruckten 20. Gesange hatte Stolberg die bevorstehende Erscheinung seines Werks angekündigt). Urtheile, welche damals über Bodmers und Stolbergs Arbeiten von bedeutenden Männern gefällt wurden, findet man u. a. in den Briefen an und von Merck. 1838. S. 142; im d. Merkur 1778. 2, S. 282 (von Merck); in Herders Volksliedern 2, S. 7 f. Anmerk; in den Briefen von J. H. Voß 3, 1, S. 146; in d. allg. d. Bibl. 37, 1, S. 131 ff. und im d. Muſ. 1779. 2, S. 158 ff; 1780. 1, S. 264 ff. — Die dritte vollständige, ebenfalls hexametrische Uebersetzung der Ilias gab, ohne sich auf dem Titel zu nennen, C. W. von Wobeser (die „Uebersetzung des Ungenannten," „Homers Iliade, von neuem metrisch übersetzt." Leipzig 1781—87. 3 Thle 8.). — J. H. Voß erhielt, wie Stolberg (vgl. d. Muſ. 1776. 2, S. 957), die erste Anregung zu seiner Uebersetzung der homerischen Gedichte durch Klopstock, der ihm im Anfang des J. 1776 seine für den zweiten Theil der „Gelehrtenrepublik" bestimmten, in Prosa verdeutschten Bruchstücke aus dem Homer vorlas und ihm anlag, mit an der Uebersetzung desselben zu arbeiten (vgl. seine Briefe 1, S. 300). Im März 1777 hatte er über

nach und nach zusammen Werthes, Fr. Schmit, F. J. Bertuch,o)

400 Verse aus der Odyssee übertragen, die ins deutsche Museum kommen sollten; damals war es ihm erst „wahrscheinlich," daß er dieses Gedicht ganz übersetzen würde (Briefe 1, S. 334). Jene Verse erschienen im d. Mus. von 1777. 1, S. 462 ff. Zwei Jahre darauf kündigte er an, er denke die Odyssee, mit erklärenden Anmerkungen, auf Pränumeration herauszugeben (d. Mus. 1779. 1, S. 574). Eine zweite Probe, den 14. Gesang, brachte der d. Merkur von 1779. 1, S. 97 ff; eine dritte, mit Anmerkungen, das d. Mus. von 1780. 1, S. 302 ff. Endlich erschien „Homers Odyssee, übersetzt von J. H. Voß." Hamburg 1781. 8; jedoch ohne die Anmerkungen. An die Uebersetzung der Ilias gieng Voß 1786 (vgl. Briefe 2, S. 281 ff.); als Probe wurde der 9. Gesang dem n. d. Museum von 1790. 1, S. 1 ff. einverleibt, das Ganze aber, mit der überarbeiteten Odyssee, erst drei Jahre später herausgegeben: „Homers Werke von J. H. Voß." Altona 1793. 4 Bde 8. (vgl. darüber besonders A. W. Schlegels Recension in der Jen. Litt. Zeit. von 1796. N. 262 ff. und die „Anmerkungen" dazu in den Characteristiken und Kritiken 2, S. 192 ff. und in den krit. Schriften 1, S. 154 ff; alles beisammen in den sämmtl. Werken 10, S. 115 ff. — Von andern alten Classikern verdeutschte Voß — je länger, desto steifer und gewaltthätiger gegen die deutsche Sprache, was auch von seinen verschiedenen Umarbeitungen des Homer gilt — noch vor Ablauf des 18. Jahrhunderts: Virgils Georgica („des P. Virgilius Maro Landbau. Uebersetzt und erläutert rc." Eutin und Hamburg 1789. 8; mit den Eklogen als „Ländliche Gedichte" rc. Altona 1797—1800. 4 Bde 8.). „Virgils Werke" rc. Braunschweig 1799. 3 Bde 8; „Ovids Verwandlungen" (in einer Auswahl). Berlin 1798. 2 Thle 8., so wie verschiedene Stücke aus dem Theokrit, Horaz, Tibull. — Von andern metrischen Verdeutschungen antiker Dichter will ich hier nur noch den „Sophokles, übersetzt von Chr. Gr. zu Stolberg, Leipzig 1787. 2 Bde 8. anführen, worin aber nicht die Versarten des Originals nachgebildet, sondern jambische Fünffüßler für den Dialog und horazisch-lyrische Formen für die Chöre gebraucht sind. Die „vier Tragödien des Aeschylos," welche Fr. L. Gr. zu Stolberg übersetzt hat, erschienen erst 1802. Hamburg. 8. — o) Geb. 1747 zu Weimar, studierte in Jena zuerst Theologie, dann die Rechte. Als er darauf nach Altenburg in das Haus des Geheimenraths von Backhof kam, der früher dänischer Gesandter in Madrid gewesen war, bot sich ihm die Gelegenheit, das Spanische zu erlernen. 1772 gieng er nach Weimar zurück, wurde hier 1775 Cabinetssecretär, bald darauf herzogl. Rath und endlich Legationsrath. 1796 trat er aus dem Dienste und widmete sich fortan besonders der Leitung

W. Heinse, Mauvillon, J. C. Fr. Manso p) und andere Vorläufer von A. W. Schlegel q) und J. D.

---

mehrerer von ihm gegründeten Institute, namentlich des Landesindustriecomtoirs. Er war einer der Ersten, durch welche die Deutschen mit den Schätzen der spanischen Litteratur näher bekannt wurden, Mitunternehmer des d. Merkurs und der Jen. Litteratur Zeitung, Begründer und Herausgeber des „Journals des Luxus und der Moden" (Weimar 1786 ff.), so wie anderer periodischer Sammelwerke, schrieb und übersetzte auch selbst mancherlei. Er starb 1822 (vgl. Böttiger, litter. Zustand u. Zeitgen. 1, S. 265 ff.). — p) Geb. 1759 zu Zella im Gothaischen, sollte in Jena Theologie studieren, wählte dafür aber bald das Studium der Philologie und Philosophie, wurde dann Hauslehrer, zuerst in Jena, nachher in Gotha, wo er auch 1783 am Gymnasium eine Anstellung erhielt. 1790 gieng er als Prorector an das Magdalenen Gymnasium zu Breslau und rückte drei Jahre später zum Rector desselben hinauf. Er starb 1826. — q) Ein Sohn Joh. Ad. Schlegels, geb. 1767 zu Hannover. Er erhielt seine erste Schulbildung durch Hauslehrer und besuchte dann das Gymnasium seiner Vaterstadt. Schon früh zeigten sich in ihm glückliche Anlagen zur Dichtkunst und besonders Geschick und Leichtigkeit im Versbau und Reim. Auch sein späterhin mit so glänzendem Erfolge ausgebildetes Sprachtalent entwickelte sich bereits auf der Schule in ungewöhnlicher Weise. Ein in seinem achtzehnten Jahre bei einer festlichen Gelegenheit gehaltener Vortrag in Hexametern, dessen Inhalt ein Abriß der Geschichte der deutschen Dichtkunst war, erregte große Aufmerksamkeit und wurde als Schülerarbeit von allen, die ihn gehört hatten, bewundert. 1786 gieng er nach Göttingen, wo er anfänglich Theologie studierte, von dieser jedoch sich den philologischen Studien zuwandte; er wurde Mitglied des von Heyne geleiteten philologischen Seminars, erhielt 1787 als Mitbewerber um einen akademischen Preis für seine lateinisch geschriebene Abhandlung über homerische Geographie das Accessit und lieferte im nächsten Jahre das treffliche Register zu Heyne's Virgil. Auch wurde er schon vom J. 1789 an unter die Mitarbeiter an den göttingischen Anzeigen aufgenommen. Einen bedeutenden Einfluß auf die Ausbildung und Richtung seines dichterischen Talents hatte Bürger, mit dem er in nahe und sehr freundliche Verbindung kam (vgl. die Vorrede zur zweiten Ausg. von Bürgers Gedichten. Göttingen 1789; bei Bohtz S. 330, und dazu Bürgers Sonett an A. W. Schlegel, bei Reinhard 2, S. 174; bei Bohtz S. 84, so wie Schlegels Gedicht an Bürger in den sämmtl. Werken 2, S. 360 f.), und der auch schon in den von ihm redigierten Götting. Musenalmanach für das J. 1787 zwei Gedichte von Schlegel aufnahm (sie stehen in den sämmtl.

Werken 1, S. 82 ff. und 2, S. 355 ff; andere Beiträge lieferte ihm Schlegel für die nächstfolgenden Jahrgänge des Mus. Alm. und für die „Akademie der schönen Redekünste." Berlin 1790 f. 8.). Von Göttingen gieng Schlegel nach Amsterdam, wo er längere Zeit Hofmeister in einem ansehnlichen Handlungshause war, aber immer mit der deutschen Litteratur in Verbindung blieb, indem er zu verschiedenen periodischen Schriften beisteuerte und zuletzt auch schon von Holland aus Beiträge zu Schillers Horen und Musenalmanach einsandte. Er blieb in Amsterdam bis tief ins J. 1795 herein (im Juni mußte er noch dort sein; vgl. Schillers Briefw. mit Körner 3, S. 247; 268; 272), kehrte dann nach Deutschland zurück und ließ sich nach wiederholten Besuchen zu Anfang des J. 1796 in Jena nieder (vgl. Briefw. zw. Schiller und W. v. Humboldt S. 383; zw. Schiller und Goethe 2, S. 23 und dazu Briefe Schillers und Goethe's an A. W. Schlegel ꝛc. Leipzig 1846. 8. S. 1—15). Er hielt hier Vorlesungen, war bis ins J. 1799 ein sehr fleißiger — und im Fache der ästhetischen Kritik der bedeutendste — Mitarbeiter an der Jen. Litt. Zeitung, wobei ihm seine geistvolle Gattin (eine Tochter von J. D. Michaelis in Göttingen) unterstützte (vgl. S. 1657, Anm. ganz unten und die dort angeführte Stelle aus der Vorrede zu den kritischen Schriften), und beschäftigte sich unter andern litterarischen Arbeiten auch viel mit der Uebersetzung des Shakspeare („In den nicht vollen neun Jahren, vom Sommer 1795 bis zum Frühling 1804 — kam das Meiste in den „„kritischen Schriften"" Gesammelte zu Stande, sodann die Nachbildungen des Shakspeare, des Calderon und einzelner Stücke von italienischen und spanischen Dichtern." Vorr. zu den krit. Schr. 1, S. XIII f. — Von den litterarischen Kämpfen, welche er in dieser Zeit, theils allein, theils in Verbindung mit seinem Bruder Friedrich und Andern, gegen verschiedene Richtungen und einflußreiche Männer im Felde unserer Litteratur führte, wird, sowie auch von den Schriften, die er damals und später entweder allein oder mit seinem Bruder herausgab, weiter unten die Rede sein). Vom Fürsten von Rudolstadt zum Rath ernannt, wurde er 1798 auch außerordentlicher Professor an der Universität Jena. Nachdem er sich von seiner Gattin getrennt hatte, gieng er 1801 nach Berlin und kündigte hier für den Winter Vorlesungen über schöne Litteratur und Kunst an, denen im Lauf der nächsten Jahre sich andere anschlossen (vgl. Intell. Bl. der n. allg. d. Bibl. zu Bd. 63, S. 472 und zu Bd. 85, S. 344; dazu Fr. Schlegels d. Museum 1, S. 16). Vom Frühling 1804 bis zum J. 1818 lebte er großentheils entfernt von Deutschland, zumeist in der Gesellschaft der Frau von Staël, die er in Berlin hatte kennen lernen, indem er bald in ihrem Hause zu Coppet am Genfersee wohnte, bald sie auf ihren Reisen und ihrer

Gries, [r]) die das Uebertragen südländisch romanischer Poesien

---

Flucht vor Napoleon begleitete. So kam er nach Italien und Frankreich und 1808 nach Wien, wo er seine bald nachher in Druck gegebenen Vorlesungen über dramatische Litteratur und Kunst hielt. Von Wien aus besuchte er seine Anverwandten, Lehrer und Freunde in Hannover, Göttingen und Cassel. 1811 auf eine Denunciation des Präfecten von Genf aus dem französischen Reiche verbannt, zog er sich nach der Schweiz zurück, die ihm aber auf die Dauer keinen Schutz verleihen konnte, worauf er im Sommer 1812 Frau von Staël auf ihrer Flucht über Stockholm nach England begleitete. Während des Feldzugs von 1813 und 1814 folgte er dem damaligen Kronprinzen von Schweden als Secretär nach Deutschland und den Niederlanden, holte nach Napoleons Sturz seine Freundin wieder aus England ab, lebte die nächsten Jahre abwechselnd in Frankreich, in der Schweiz und in Italien und benutzte diese Zeit zu seinen Lieblingsstudien (vgl. sämmtl. Werke 8, S. 250 ff.). Durch „ein Diplom, mit welchem Kaiser Ferdinand III. seinem Urältervater für sich und seine männliche Nachkommenschaft zugleich den Reichs- und ungarischen Adel verliehen" hatte, hielt er sich berechtigt, sich in den letzten dreißig Jahren seines Lebens A. W. von Schlegel zu unterzeichnen (a. a. O. S. 263, Note). Im J. 1818 wurde er als ordentlicher Professor an die Universität Berlin berufen; er gieng indeß nicht dahin, sondern bewirkte es, daß es ihm verstattet ward, in gleicher Eigenschaft, zuerst nur vorläufig, später auf die Dauer, an der Bonner Universität zu lehren. Er widmete sich nun neben seinen Vorlesungen über Litteratur und Kunstgeschichte rc. mit besonderer Vorliebe dem Studium der indischen Sprache und Litteratur, zu dessen Begründung und Ausbreitung in Deutschland er sehr wesentlich mit gewirkt hat. Von Bonn aus besuchte er, besonders seiner orientalischen Studien halber, mehrmals Frankreich und 1823 auch wieder England. Vier Jahre später verweilte er längere Zeit in Berlin und hielt daselbst Vorlesungen über Theorie und Geschichte der bildenden Künste. Er starb 1845 zu Bonn. — r) Geb. 1775 zu Hamburg, besuchte das dortige Johanneum und sollte sich dann, gegen seine Neigung, zum Kaufmann ausbilden, erhielt aber doch endlich die Erlaubniß zum Fortstudieren und gieng 1795 nach Jena, um sich der Rechtswissenschaft zu widmen. Seine Liebe zur Dichtkunst zog ihn indeß bald sehr davon ab und brachte ihn in ein näheres Verhältniß zu Schiller, der eins seiner Gedichte in den Musenalmanach für 1798 aufnahm. In Dresden, wo er den Sommer dieses Jahres verlebte und mit Schelling bekannt und befreundet wurde, faßte er den Entschluß, Tasso's befreites Jerusalem im Versmaaße des Originals zu übersetzen. Nachdem er noch ein Jahr in Göttingen sich mit größerm Ernst als

in unsere Sprache erst zur eigentlichen Kunst ausgebildet haben, [s]) und von denen der erstere dabei in den von ihm

zeither auf das Rechtsstudium gelegt hatte, wurde er 1800 in Jena Doctor der Rechte und gieng nun zu seiner weitern juristischen Ausbildung zunächst nach Wetzlar. Allein die Zeitverhältnisse veranlaßten ihn bald, nach Jena zurückzukehren, wo sich seine Umstände so günstig gestalteten, daß er fortan ganz seinen dichterischen und schriftstellerischen Neigungen leben konnte. Später wohnte er in Weimar und zuletzt in Hamburg. Von dem Großherzog von Weimar hatte er 1824 den Hofrathstitel erhalten. Er starb 1842. — s) Ueber die vor d. J. 1773 fallenden Uebersetzungen α) italienischer Dichter vgl. S. 1351 f., Anm. s. Seitdem erhielten die Deutschen bis zum Ausgang der Neunziger von Ariosts rasendem Roland: in echten Ottaven die ersten acht Gesänge 1774—78 durch Werthes (vgl. S. 1162, Anm. g); in Prosa von W. Heinse den Anfang in J. G. Jacobi's Iris von 1776, das Ganze 1782 f. („Roland der Wüthende, ein Heldengedicht von L. Ariost" ꝛc. Hannover. 4 Thle 8.), und von J. Mauvillon 1777 f. („L. Ariosto's, von den Italienern der Göttliche genannt, wüthender Roland" ꝛc. Lemgo. 4 Bde 8.); in verschiedenen Versarten von Th. W. Broxtermann (geb. 1771 zu Osnabrück, war zuerst Advocat in seiner Vaterstadt, gab aber die juristische Praxis 1794 auf, privatisierte eine Zeit lang und trat dann als Kanzleirath in die Dienste des Herzogs Wilhelm von Baiern. Er starb 1800 zu München) Proben einer freien Uebersetzung der ersten beiden Gesänge (die eine in Hexametern, die andere in achtzeiligen reimlosen Strophen von jambischen Fünffüßlern, im n. d. Merkur von 1794 und 1795), und von G. C. A. Lütkemüller (geb. 1770, lebte eine Zeit lang bei Wieland und wurde nachher Prediger in der Mark. Gest. . .) funfzehn Gesänge in reimlosen jambischen Versen („Orlando der Rasende, mit Anmerkk. und vorausgeschicktem Auszuge des Orlando inamorato," Zürich 1797 f. 8; vgl. A. W. Schlegels sämmtl. Werke 11, S. 382 ff.). „L. Ariosto's Satiren aus dem Ital." (in reimlosen jamb. Fünffüßlern), Berlin 1794. 8., von Ch. W. Ahlwardt (geb. 1769, war Professor in Greifswald, gest. 1830). — Von Torq. Tasso „das befreite Jerusalem" in Prosa von W. Heinse (nebst dem Leben des Dichters, Manheim 1781. 8. Schon 1774 f. hatte er in J. G. Jacobi's Iris einen Auszug aus dem Gedicht unter der Ueberschrift „Armida" gegeben); in freigebauten achtzeiligen Stanzen, nach Art der wielandischen im Idris (vgl. S. 1121, Anm. o), die ersten fünf Gesänge von Manso („das befreite Jerusalem, ein episches Gedicht" ꝛc. Leipzig 1791. 8; bei diesem ersten Theile blieb es; der Uebersetzer hat auch den Inhalt und Gedankenausdruck keineswegs treu wiederzugeben gesucht. (Noch

verdeutschten Schauspielen Shakspeare's ¹) vielleicht das Groß-

---

diese beiden Bände). — „Blumensträuße italienischer, spanischer und portugiesischer Poesie." Berlin 1804. 12 (darin viele lyrische Sachen — Sonette, Ballaten, Madrigale, Canzonen, Stanzen, eine Sestine rc. — von Dante, Petrarca, Boccaccio, Torq. Tasso, Guarini, Montemayor, Cervantes, Camoens, nebst Stücken aus Tasso's Amyntas, Guarini's Pastor Fido und Camoens' Lusiaden. Einiges darin ist aber auch von Gries übersetzt. Alles, was von Schlegel herrührt, steht im 3. u. 4. Bd. der sämmtl. Werke). — — Das erste Hauptwerk, in welchem Gries sich als kunstreichen Uebersetzer zeigte, war seine Verdeutschung von „Torq. Tasso's befreitem Jerusalem." Jena 1800—1803. 4 Thle 4. (in den folgenden Auflagen wesentlich vervollkommnet), worauf gleich die Uebersetzung von „Ariosts rasendem Roland." Jena 1804 — 9. 5 Thle 8. folgte. Die von ihm übersetzten Schauspiele des Calderon — an der Zahl dreizehn, das eine aber in zwei Theilen — erschienen erst seit d. J. 1815 (Berlin 7 Bde. 8.). — t) Schon in der letzten Zeit seines Aufenthalts in Göttingen hatte Schlegel Antheil an einer Nachbildung „des Sommernachtstraums" genommen, die Bürger unternahm (vgl. Jen. Litt. Zeit. von 1797. 4, Sp. 273 ff., wo eine Stelle aus Bürgers Bearbeitung mitgetheilt ist, und dazu A. W. Schlegels Vorerinnerung vor dem ersten Theil seiner Uebersetzung). Von seiner eigenen Uebersetzung, und zwar aus „Romeo und Julie," gab Schlegel im J. 1796 Proben in Schillers Horen und im Journal „Deutschland" (herausgg. von J. F. Reichardt). Zugleich erschien in demselben Jahrgange der Horen ein Aufsatz von ihm, „Etwas über William Shakspeare bei Gelegenheit Wilhelm Meisters" (sämmtl. Werke 7, S. 24 ff; vgl. dazu Briefe Schillers und Goethe's an A. W. Schlegel S. 14 ff.), „worin er, jedoch ohne Nennung seines noch unbekannten Namens, sein Vorhaben, den Shakspeare zu übersetzen, auf einem Umwege ankündigte" (sämmtl. Werke 7, S. 64). Er kam nämlich im Verfolg seiner Bemerkungen über Goethe's Auffassung des Hamlet im Wilh. Meister darauf zu sprechen, wie wünschenswerth es wäre, eine poetische Uebersetzung von Shakspeare zu besitzen, wenn auch die von Eschenburg sehr verdienstlich und brav sei. „Soll und kann Shakspeare," sagte er, „nur in Prosa übersetzt werden, so müßte es allerdings bei den bisherigen Bemühungen so ziemlich sein Bewenden haben. Allein er ist ein Dichter auch in der Bedeutung, da man diesen Namen an den Gebrauch des Silbenmaaßes knüpft. Wenn es nun möglich wäre, ihn treu und zugleich poetisch nachzubilden, Schritt vor Schritt dem Buchstaben des Sinnes zu folgen, und doch einen Theil der unzähligen, unbeschreiblichen Schönheiten, die nicht im Buchstaben liegen, die wie ein geistiger Hauch

artigste und Vollendetste in der Uebersetzungskunst überhaupt geleistet hat.

§. 314.

Was in Betreff der Wiedereinführung metrischer Formen in die großen Gattungen der Poesie durch kunstmäßige Uebersetzungen von fremden poetischen Meisterwerken des Alterthums und der Neuzeit, so wie durch Wielands erzählende Dichtun-

---

über ihm schweben, zu erhaschen! Es gilt einen Versuch. Bildsamkeit ist der ausgezeichnetste Vorzug unserer Sprache, und sie hat in dieser Art schon vieles geleistet, was andern Sprachen mißglückt oder weniger gelungen ist: man muß an nichts verzweifeln. — Wir sind jedoch an prosaische Dramen aller Art — so sehr gewöhnt, daß mancher hierbei denken möchte, Shakspeare sei ja ein dramatischer Dichter; an seinen Versen, als solchen, könne daher nicht viel gelegen sein. Es komme auf die Handlung, die Charactere, die Reden der Personen an, und der Uebersetzer, der ihn in Prosa überträgt, nehme ihm höchstens einen entbehrlichen, zufälligen Zierrat, befreie ihn wohl gar von einem wahren Fehler. Wie sehr würde er sich irren!" — Um dieß einleuchtend zu beweisen, geht Schlegel nun tiefer in Shakspeare's eigenthümliche Art der Darstellung ein und handelt ausführlicher über die Mischung der poetischen und der prosaischen Form, der reimlosen und gereimten Stellen in seinen Stücken, gibt die Gründe an, die den Dichter bestimmten, bald Prosa, bald Verse zu brauchen, und geht von hieraus zu einer Vertheidigung der poetischen Form im Drama über, wobei auf Diderots und Lessings Beispiel im Gebrauch der Prosa und auf die besonders von Engel verfochtene Lehre, deren oben S. 1660 f. Anm. 7. gedacht ist, Bezug genommen wird. Um die Bedenken, die gegen die Nothwendigkeit oder das Empfehlenswerthe der Silbenmaaße im Drama vorgebracht werden können und vorgebracht worden sind, gründlich zu heben, erörtert Schlegel das Wesen des dramatischen Dialogs und den Grundsatz der Nachahmung nach seinem gültigen Sinne und seinen Einschränkungen. Zuletzt gibt er an, was ein Uebersetzer des Shakspeare in der Uebertragung der poetischen Theile seiner Stücke alles zu beobachten habe. — Schlegels Uebersetzung von „Shakspeare's dramatischen Werken" erschien Berlin 1797—1810. 9 Bde 8. (darin waren Romeo und Julie; ein Sommernachtstraum; Julius Cäsar; Was ihr wollt; der Sturm; Hamlet; der Kaufmann von Venedig; Wie es euch gefällt; König Johann; Richard II; die beiden Theile von Heinrich IV; Heinrich V; die drei Theile von Heinrich VI; Richard III.).

gen in gebundener Rede, durch Lessings Nathan und die erste Hälfte von Schillers Don Carlos bei uns bis zur Mitte der Achtziger Jahre vorbereitet worden war, das fand nun zunächst die bedeutendste und bald auch erfolgreichste Förderung in verschiedenen dramatischen Werken Goethe's, die zum Theil schon lange entworfen oder selbst schon ganz ausgearbeitet waren, jetzt aber von dem Dichter entweder erst durchgängig in regelrechte Verse umgeschrieben, oder auch dem Inhalt wie der Form nach völlig umgeschmolzen wurden. In dieser Gestalt eröffneten diese Dichtungen die Reihe derjenigen seiner Werke, in denen er sowohl von Seiten der innern Anlage eines jeden Ganzen und der harmonischen Ausbildung aller einzelnen Theile, wie von Seiten der Sprachbehandlung und der Anwendung metrischer Formen das Höchste und Vollendetste als eigentlich kunstmäßiger Dichter geleistet hat. — Während die allermeisten deutschen Dichter lange in der Ausübung ihres wirklichen oder vermeintlichen Berufs bald mehr bald weniger irre gegangen waren, erst aus zu blindem Vertrauen auf Regeln, deren Nachachtung keine rechte Naturwahrheit und keine lebendige Unmittelbarkeit des Gegenständlichen in ihren Darstellungen aufkommen ließ, sodann in Folge einer zu glaubensvollen und unbeschränkten Hingabe an das seit den sechziger Jahren verkündigte und so vielfach von ihnen mißverstandene Naturevangelium, wodurch ihnen wiederum das Ziel echter Kunst fast ganz aus dem Auge gerückt wurde: schlug Goethe Wege ein, die ihn im Laufe seiner dichterischen Bildung dem Puncte immer näher führten, wo sich ihm der Gegensatz zwischen Kunst und Natur, dessen scheinbare Unausgleichbarkeit zeither so viel Verwirrung in unserer schönen Litteratur veranlaßt hatte und diesem Dichter selbst in seiner Jugendzeit noch viel zu schaffen machte, auf die befriedigendste und für sein dichterisches Her-

vorbringen förderſamſte Weiſe zu lebendiger innerer Einheit vermittelte. War er auch in jenen erſten zehn Jahren nach ſeiner Niederlaſſung in Weimar mit amtlichen Geſchäften überbürdet und durch ſein Verhältniß zu dem fürſtlichen Hofe zu Zerſtreuungen aller Art verleitet worden, ſo hatte er daraus doch einen reichen Gewinn an Welt- und Menſchenkenntniß gezogen und außerdem auch noch immer Zeit genug übrig behalten, ſeinen poetiſchen Neigungen ſowohl, wie gewiſſen Lieblingsſtudien nachzuhängen, die, ſo wenig innerlich Verwändtes ſie auch mit der dichteriſchen Thätigkeit zu haben ſchienen, auf dieſe doch im Laufe der Zeit auf das glücklichſte und fruchtbringendſte einwirkten. [1]) Denn indem Goethe zuerſt

1) Was man, wie auch einer unſerer beſten und ſinnigſten Kritiker aus dem Beginn der neunziger Jahre, L. F. Huber, in einem Briefe aus dem J. 1790 (an Körner, in den ſämmtl. Werken ſeit d. J. 1802. Stuttg. 1806—19. 4 Thle 8. 1 S. 398) andeutete, an den Werken aus Goethe's früherer Zeit noch vermiſſen konnte — ſo unverkennbar „dieſe glückliche Dichterorganiſation, die jeden ſo verſchiedenen Stoff ergriff und ſich mit ihm amalgamierte," ſchon in jenen ältern Productionen hervortrat —, war die rechte künſtleriſche Bildung und Ruhe. Nach jener ſtrebte er raſtlos ſchon in Weimar vor ſeiner italieniſchen Reiſe; zu dieſer gelangte er erſt, als ihm die heiße Sehnſucht nach Italien geſtillt war, in dieſem Lande, und nun konnte er ſich auch erſt der Fortſchritte recht erfreuen, die er dort täglich in ſeiner Bildung machte. Jene weimariſche Zeit war die Epoche, die Schiller in Goethe's Bildungsgeſchichte annehmen zu müſſen glaubte, als er ihm 1797 ſchrieb (Briefw. 3, S. 8 f.): „Es ſollte mich wundern, wenn ſich in den Entwickelungen Ihres Weſens nicht ein gewiſſer nothwendiger Gang der Natur im Menſchen überhaupt nachweiſen ließe. Sie müſſen eine gewiſſe, nicht ſehr kurze Epoche gehabt haben, die ich Ihre analytiſche Periode nennen möchte, wo Sie durch die Theilung und Trennung zu einem Ganzen ſtrebten, wo Ihre Natur gleichſam mit ſich ſelbſt zerfallen war und ſich durch Kunſt und Wiſſenſchaft wieder herzuſtellen ſuchte." Wie er in Italien die innere künſtleriſche und ſittliche Ruhe fand, bezeugen viele Stellen in ſeinen Briefen aus jenem Lande, bezeugt der ganze Ton, in dem ſie geſchrieben ſind, und manche ſpätere Aeußerung des Dichters (vgl. u. a. Werke 27, S. 153 f; 29, S. 300; 60, S.

in Weimar und später in Italien sich mit seinen wissenschaftlichen Studien zwischen Natur und Kunst so zu sagen gleichmäßig theilte, das innere Leben und stille Schaffen der Natur immer tiefer zu ergründen, sich mit den Meisterwerken der alten bildenden Kunst durch Winckelmanns Schriften und durch die eigene Anschauung immer vertrauter zu machen suchte und sich dabei zugleich in ein lebendiges Verständniß der Dichter des classischen Alterthums hineinlas, in denen jener Gegensatz

---

243 und Gespräche mit Eckermann 2, S. 26). Er fühlte hier bald lebhaft, wie eine immer fort wirkende Wiedergeburt seine künstlerische und sittliche Natur von innen heraus umarbeite, und erstaunte, wie weit er in die Schule zurückgehen, wie viel verlernen, ja durchaus umlernen müsse. Er kam sich wie ein Baumeister vor, der einen Thurm aufführen wollte und ein schlechtes Fundament gelegt hatte, es aber noch bei Zeiten gewahr wird, den angefangenen Bau wieder abbricht, um ihn nach einem erweiterten, veredelten Grundriß auf mehr gesichertem Grunde von neuem aufzuführen (27, S. 242 f.). Er wurde dabei immer mehr inne, daß ihn zwei Hauptfehler sein ganzes Leben verfolgt und gepeinigt hätten: der eine, daß er nie das Handwerk einer Sache, die er treiben wollte, lernen, der andere, damit verwandte, daß er nie so viel Zeit auf eine Arbeit oder ein Geschäft wenden wollte, als dazu erfordert ward; und er dachte nun ernstlich daran, „sich zu corrigieren" (29, S. 35 f.). Hier schloß sich für ihn endlich jene „analytische Periode" ab, indem er über seinen eigentlichen Beruf nun erst vollkommen mit sich einig ward. „Ich bin," schrieb er im Febr. 1788 von Rom aus (29, S. 278) an Herder, „recht still und rein, und wie ich auch schon versichert habe, jedem Ruf bereit und ergeben. Zur bildenden Kunst bin ich zu alt, ob ich also ein bißchen mehr oder weniger pfusche, ist eins. Mein Durst ist gestillt, auf dem rechten Wege bin ich, der Betrachtung und des Studiums, mein Genuß ist friedlich und genügsam" *rc.* Und wenige Wochen später (29, S. 281): „Ich bin fleißig und vergnügt und erwarte so die Zukunft. Täglich wird mirs deutlicher, daß ich eigentlich zur Dichtkunst geboren bin, und daß ich die nächsten zehn Jahre, die ich höchstens noch arbeiten darf, dieses Talent excolieren und noch etwas Gutes machen sollte, da mir das Feuer der Jugend manches ohne großes Studium gelingen ließ. Von einem längeren Aufenthalt in Rom werde ich den Vortheil haben, daß ich auf das Ausüben der bildenden Kunst Verzicht thue." —

von Natur und Kunst eben so wie in den antiken Bildwerken zur schönsten Einstimmung ausgeglichen war: [2]) lernte er

2) Neben seinen Natur- und Kunststudien beschäftigte ihn in den letzten Jahren vor der italienischen Reise auch vielfach Spinoza's Philosophie. „Das Daskin und die Denkweise dieses außerordentlichen Mannes hatte er" schon vor etwa zehn Jahren „in sich aufgenommen, zwar nur unvollständig und wie auf den Raub, aber er empfand davon doch schon" damals „bedeutende Wirkungen" (26, S. 290 ff; vgl. 48, S. 7 ff.). Jetzt übte er sich an ihm und las und las ihn wieder, weil er sich durch ihn, wie in seinem Denken über den Urgrund aller Realität, so auch in seinen besondern Naturstudien vorzüglich gefördert fand (vgl. Briefw. zw. Goethe und Fr. H. Jacobi S. 83; 85 f; 94; 105; dazu Goethe's Werke 27, S. 153; 58, S. 91 und Gelzer, die neuere d. Nat. Litt. 2, S. 387 ff.). — In Italien gieng dem Dichter erst das rechte Verständniß über die Gegenstände auf, die ihm so lange zu schaffen gemacht hatten. „Die historische Kenntniß," schrieb er bereits im Herbst 1786 von Venedig aus (27, S. 154), „fördert mich nicht, die Dinge standen nur eine Hand breit von mir ab; aber durch eine undurchdringliche Mauer geschieden. Es ist mir wirklich auch jetzt nicht etwa zu Muthe, als wenn ich die Sachen zum erstenmal sähe, sondern als ob ich sie wiedersähe." Dann gleich in dem zweiten Briefe von Rom (27, S. 203): „Wohin ich gehe, finde ich eine Bekanntschaft in einer neuen Welt; es ist alles, wie ich mir's dachte, und doch alles neu. Eben so kann ich von meinen Beobachtungen, von meinen Ideen sagen. Ich habe keinen ganz neuen Gedanken gehabt, nichts ganz fremd gefunden, aber die alten sind so bestimmt, so lebendig, so zusammenhängend geworden, daß sie für neu gelten können" (was auch, wenn es auf seine poetischen Arbeiten in Italien angewandt wird, aufs genaueste zutrifft). Von Jugend auf war es sein Trieb und seine Plage gewesen, daß für ihn nichts Tradition und Name bliebe, daß ihm vielmehr alles zu anschauender Kenntniß, zu lebendigem Begriff werden sollte; und er hielt es an der Zeit, jetzt wenigstens das Erreichbare zu erreichen und das Thunliche zu thun (29, S. 6; 68). Zum Fortgange in seinen Naturbetrachtungen fand er sich seit Beginn seiner Reise überall auf Wegen und Stegen angeregt: sein Streben, wie er es einige Jahre später in einem Briefe an F. H. Jacobi bezeichnete (Briefw. S. 125), gieng immer bestimmter darauf hin, „die allgemeinen Gesetze, wonach die lebendigen Wesen sich organisieren, näher zu erforschen" und alles durch Simplification des Mannigfaltigen auf Urgestalten oder Urphänomene zurückzuführen. „Wem aber die Natur ihr offenbares Geheimniß zu enthüllen anfängt, der empfindet eine unwiderstehliche Sehnsucht

gleichsam der Natur ihre Absichten und Gesetze beim Hervorbringen und Bilden, bis hinauf zu ihrem höchsten Producte, der beseelten Menschengestalt, ab, um als Dichter einen geistigen Gehalt auf eine ähnliche Art zu lebendigen Organismen zu verkörpern, während er zugleich der bildenden Kunst das Geheimniß ihrer Verfahrungsweise im Gestalten eines solchen Gehalts zum vollendet Schönen der innern und äußern Form

nach ihrer würdigsten Auslegerin der Kunst" (49, S. 66). So fühlte sich Goethe in Rom bald vor allem Andern zu der Beschäftigung mit der Kunst der Griechen hingedrängt, um „zu erforschen, wie jene unvergleichlichen Künstler verfahren, um aus der menschlichen Gestalt den Kreis göttlicher Bildung zu entwickeln, welcher vollkommen abgeschlossen ist, und worin kein Hauptcharacter so wenig als die Uebergänge und Vermittlungen fehlen." Was ihm damals nur noch mehr Vermuthung war, daß jene Künstler nach eben den Gesetzen verfahren, nach welchen die Natur verfährt, und denen er schon auf der Spur zu sein glaubte (27, S. 271), wurde ihm mit der Zeit zu fester Ueberzeugung, als er das wahre Verhältniß zwischen den vollkommensten Hervorbringungen der Natur und denen der Kunst gefunden hatte (vgl. Anm. 3). Jetzt fieng er auch erst an, den Homer recht zu verstehen, und die Odyssee wurde ihm „ein lebendiges Wort," als er die alte Dichtung in der Naturumgebung las, die sich darin abspiegelt. Er fand die Beschreibungen, die Gleichnisse 2c., die uns poetisch vorkämen, doch so unsäglich natürlich, aber freilich mit einer Reinheit und Innigkeit gezeichnet, vor der man erschrecke; und als er an der homerischen Dichtung die Erfahrung gemacht, daß die Alten die Existenz darstellten, die Neuern dagegen gewöhnlich den Effect, jene das Fürchterliche oder das Angenehme, diese fürchterlich oder angenehm, so lag ihm mit einemmale die Grundursache alles Uebertriebenen, alles Manierierten, aller falschen Grazie, alles Schwulstes der neuern Poesie vor Augen (28, S. 242 f.). Er suchte fortan durch die Betrachtung von Gemählden und Bildsäulen und durch ihre Vergleichung mit der Natur zu dem höchsten anschauenden Begriff von Natur und Kunst zu gelangen, und er wurde dessen gewiß, daß die alten bildenden Künstler ebenso große Kenntniß der Natur und einen eben so sichern Blick von dem, was sich vorstellen lasse, und wie es vorgestellt werden müsse, gehabt hätten, als Homer. Die hohen Kunstwerke der ersten Classe, die uns erhalten geblieben, seien zugleich als die höchsten Naturwerke von Menschen nach wahren und natürlichen Gesetzen hervorgebracht worden. Alles Willkürliche, Eingebildete falle

absah. [3]) — Noch ehe Goethe nach Italien gieng, hatte er eine große erzählende Dichtung, „die Geheimnisse," ersonnen und bereits in eben so regelrechten, wie wohllautenden Ottaven

---

zusammen, da sei Nothwendigkeit, da sei Gott (29, S. 6. u. 80 f.; vgl. Briefw. zw. Goethe und Knebel 1, S. 86). Dabei kamen ihm seine frühern „titanischen Ideen" (wie Riemer, Mittheil. 2, S. 299 in der Note bemerkt, eine Anspielung auf sein Gedicht „Prometheus") wie Luftgestalten vor, die einer ernstern Epoche nur vorspukten. Er war nun recht im Studium der Menschengestalt, welche er für das non plus ultra alles menschlichen Wissens und Thuns hielt, und sah und genoß erst das Höchste, was uns vom Alterthum übrig geblieben, die Statuen (29, S. 216). — 3) Wie Goethe durch seine Studien das Verhältniß von Natur und Kunst, als den das Schöne hervorbringenden Mächten, aufzufassen lernte, erhellt am besten aus einer Stelle seiner Schrift über Winckelmann (1805). „Das letzte Product der sich immer steigernden Natur," heißt es hier (37, S. 26 ff.), „ist der schöne Mensch. Zwar kann sie ihn nur selten hervorbringen, weil ihren Ideen gar viele Bedingungen widerstreben, und selbst ihrer Allmacht ist es unmöglich, lange im Vollkommenen zu verweilen und dem hervorgebrachten Schönen eine Dauer zu geben. Denn genau genommen kann man sagen, es sei nur ein Augenblick, in welchem der schöne Mensch schön sei. Dagegen tritt nun die Kunst ein; denn indem der Mensch auf den Gipfel der Natur gestellt ist, so sieht er sich wieder als eine ganze Natur an, die in sich abermals einen Gipfel hervorzubringen hat. Dazu steigert er sich, indem er sich mit allen Vollkommenheiten und Tugenden durchdringt, Wahl, Ordnung, Harmonie und Bedeutung aufruft, und sich endlich bis zur Production des Kunstwerkes erhebt, das neben seinen übrigen Thaten und Werken einen glänzenden Platz einnimmt. Ist es einmal hervorgebracht, steht es in seiner idealen Wirklichkeit vor der Welt, so bringt es eine dauernde Wirkung, es bringt die höchste hervor: denn indem es aus den gesammten Kräften sich geistig entwickelt, so nimmt es alles Herrliche, Verehrungs- und Liebenswürdige in sich auf und erhebt, indem es die menschliche Gestalt beseelt, den Menschen über sich selbst, schließt seinen Lebens- und Thatenkreis auf und vergöttert ihn für die Gegenwart, in der das Vergangene und Künftige begriffen ist. — Für diese Schönheit war Winckelmann, seiner Natur nach, fähig, er ward sie in den Schriften der Alten gewahr; aber sie kam ihm aus den Werken der bildenden Kunst persönlich entgegen, aus denen wir sie erst kennen lernen, um sie an den Gebilden der lebendigen Natur gewahr zu werden und zu schätzen." — Von dieser Schönheit der bildenden Kunst

auszuführen begonnen, *) in eben dieser Versart ungefähr um dieselbe Zeit die „Zueignung" gedichtet, mit der er von seiner frühern, mehr volksthümlichen Naturdichtung vor der Nation gleichsam Abschied nahm und ihr die Aussicht auf eine idealere Kunstpoesie in Werken eines gereifteren Lebensalters eröffnete, 5)

erfuhr Goethe die erste bedeutende und unmittelbare Wirkung auf die Dichtungen, die ihn in Italien beschäftigten, als er in Bologna eine heilige Agathe von Raphael sah; er hatte sich, wie er am 19. Octbr. 1786 schrieb (27, S. 169 f.), ihre Gestalt wohl gemerkt und wollte ihr im Geist seine „Iphigenie" vorlesen und seine Heldin nichts sagen lassen, was die Heilige nicht aussprechen möchte. Und diese echte und reine Schönheit in den Werken der bildenden und namentlich der plastischen Kunst suchte er auch den Gestalten seiner sich an die Iphigenie anschließenden poetischen Arbeiten zu verleihen. So erwiederte er 1797 auf ein Schreiben von Schiller (Briefw. 3, S. 57 f.), worin dieser mit besonderm Bezuge auf die tragische Kunst bemerkt hatte, es würde den Poeten und Künstlern schon dadurch ein großer Dienst geschehen, wenn nur erst ins Klare gebracht wäre, was die Kunst von der Wirklichkeit wegnehmen oder fallen lassen müßte: (3, S. 59 f.) „diejenigen Vortheile, deren ich mich in meinem letzten Gedicht (Hermann und Dorothea) bediente, habe ich alle von der bildenden Kunst gelernt. Denn bei einem gleichzeitigen, sinnlich vor Augen stehenden Werke ist das Ueberflüssige weit auffallender, als bei einem, das in der Succession vor den Augen des Geistes vorbeigeht." — 4) Gegen Ende März des J. 1785 war er bis zur 40. Strophe gelangt; obgleich ihm das Unternehmen eines so großen Gedichts, wie es in seinem Plane lag, „ungeheuer für seine Lage" schien, wollte er damals doch noch fortfahren und sehen, wie weit er käme. Er kam aber nicht viel weiter (fertig sollen 48 Stanzen gewesen sein; vgl. Briefw. mit Knebel 1, S. 61; 63 und Riemer, Mittheil. 2, S. 191; gedruckt sind aber nur 44, zuerst im 8. Bd. der von Göschen verlegten Ausg. der Schriften). Später nahm er diese Arbeit nie wieder vor; über den Sinn und die Absicht des Gedichts, dessen erste Idee vielleicht durch Lessings Nathan geweckt wurde, erklärte er sich aber 1816 im Morgenblatt N. 102 (Werke 45, S. 327 ff.). Vgl. S. 1163, Anm. — 5) Nach Düntzer, die drei ältesten Bearbeitungen von Goethe's Iphigenie rc. Stuttg. und Tübingen 1854. 8. S. 151 f. Note 1 soll die „Zueignung," die jetzt vor den Werken steht, ursprünglich (d. h. doch wohl in der Handschr.) vor „den Geheimnissen" gestanden haben; er sagt aber nicht, woher er dieß weiß. In seiner Recension von Goethe's Schriften in der Jen. Litt. Zeit. von 1792, N.

und sich auch schon in dem Singspiel „Scherz, List und Rache" für den durchgängigen, wenn auch noch ziemlich freien Gebrauch der Versform entschieden. [6]) Dagegen erhielten diejenigen unter seinen dramatischen Werken, die wir in regelmäßigen, fünfmal gehobenen jambischen Versen besitzen, und die früher, theils gedruckt, theils bloß handschriftlich, schon in anderer Art ausgeführt oder wenigstens angefangen waren, jene Form erst während und nach der italienischen Reise. Noch wenige Wochen vor dem Antritt derselben war er entschlossen, in der ersten Sammlung seiner Werke, die er selbst veranstaltete, die „Iphigenie" in ihrer ältern, aber schon zweimal überarbeiteten Gestalt, [7]) nachdem er sie nochmals durchgegan-

---

294 schrieb L. F. Huber: „In der Zueignung — hat der Dichter gleichsam sein Geheimniß offenbart und das Allerheiligste der Kunst aufgeschlossen, wie es vor ihm noch nicht in menschlicher Rede geschah. Wir glauben nicht, daß es in irgend einer Sprache etwas gibt, das an Vollendung, Zartheit, Fülle und Einfachheit diesem Gedichte gleich käme, in welchem die Allegorie des Dichters: „„Aus Morgenduft gewebt und Sonnenklarheit, Der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit,"" selbst so lebendig ausgedrückt ist, daß dem Künstler, der sie ganz darin zu fassen wüßte, alles, was Aesthetik heißt, entbehrlich werden könnte." — 6) In den Jahren 1784 und 85; über die mit der Abfassung dieses Singspiels verbundenen Absichten und die Ursachen, warum die musicalische Composition des Ganzen durch Goethe's Freund Kayser in Zürich nicht zu Stande und das Stück niemals auf die Bühne kam, vgl. Werke 29, S. 148 f; 31, S. 9 und dazu Riemer, Mittheil. 2, S. 194 ff. Außer den eigentlichen, meist durchgehends gereimten Gesängen haben die bald kürzern bald längern Verse gewöhnlich jambisches Maaß; einzelne darunter sind aber auch von trochäischem oder von ganz freiem Bau; neben ganz durchgereimten Stellen sind noch mehr reimlose, und in andern hat der Dichter nur ganz vereinzelte Reimbindungen angebracht. Gedr. zuerst 1790 im 7. Bd. der Schriften. — 7) Die drei ältern Texte der Iphigenie aus den Jahren 1779, 1780 und 1781 liegen jetzt, der erste und dritte vollständig, der zweite in einzelnen Scenen vor in Düntzers eben angeführtem Buch (die beiden Ausgaben von Stahr und in den Werken 57, S. 25 ff. enthalten den dritten, aber fehlerhaft wiedergegebenen Text). Ueber ihre Geschichte vgl. Riemer,

gen und wieder „in Verse geschnitten" hatte, [8]) drucken zu lassen; [9]) erst auf Herders Zureden, ihr noch einige Aufmerk-

---

Mittheil. 1, S. 92; 2, S. 82 f; Goethe's Briefe an Lavater S. 108 f; 139; seinen Briefw. mit F. H. Jacobi S. 62 und die Ergänzungen dazu in Düntzers beiden, seinem Buche beigegebenen Abhandlungen zur Geschichte und vergleichenden Kritik des Stückes, besonders S. 139 ff. Hiernach (S. 161) hatte Goethe Frau von Stein in dem Character der Iphigenie gefeiert; wogegen nach Knebels Bericht (in dessen litterar. Nachlaß rc. 1, S. XXIX) „viele (am weimarischen Hofe) in dem Bilde der Iphigenie den Character der jungen Herzogin (Luise) fanden." — 8) Schon in der Bearbeitung aus dem J. 1780 erhielt sie in der Handschrift diese Form (vgl. oben S. 1157, Anm. 33 und Düntzer S. 53 ff; 188 f.), die aber das Jahr darauf in der dritten Bearbeitung wieder in unabgesetzte Zeilen umgeschrieben wurde. — 9) In der Ankündigung von Goethe's sämmtlichen Werken in 8 Bänden durch G. J. Göschen aus dem Juli 1786 (im Journal von und für Deutschland 1786. St. 6, S. 575 ff. und im d. Museum von 1786. 2, S. 386. ff.) versprachen die aus einem Briefe Goethe's eingerückten Stellen in den ersten vier Bänden: die „Zueignung an das deutsche Publicum; die Leiden des jungen Werthers; — Götz von Berlichingen; die Mitschuldigen; — Iphigenie; Clavigo; die Geschwister; — Stella; den Triumph der Empfindsamkeit; die Vögel" — mit dem Zusatz: „Von den vier ersten Bänden kann ich mit Gewißheit sagen, daß sie die angezeigten Stücke enthalten werden." Was darauf folgt, läßt schließen, daß der Dichter damals noch glaubte, die bereits in Weimar vor seiner Reise nach Karlsbad angefangene neue Durchsicht und Glättung der Iphigenie (vgl. Düntzer a. a. O. S. 148 ff.) binnen kurzem zu Ende und bis zur Druckfertigkeit bringen zu können, und daß er an eine solche metrische Umarbeitung, wie er sie später in Italien ausführte, noch gar nicht dachte. „Wie sehr wünsche ich mir aber," hatte er nämlich geschrieben, „so viel Raum und Ruhe, um die angefangenen Arbeiten, die dem sechsten und siebenten Bande zugetheilt sind (Egmont, unvollendet; Elpenor, zwei Acte; — Tasso, zwei Acte; Faust, ein Fragment; Moralisch-politisches Puppenspiel) wo nicht sämmtlich, doch zum Theil vollendet zu liefern; in welchem Falle die vier letzten Bände eine andere Gestalt gewinnen würden" (in den fünften sollten Claudine, Erwin und Elmire, Lila, Jery und Bätely und die Fischerin, in den achten die „vermischten Schriften und Gedichte" aufgenommen werden. Elpenor und die Fischerin blieben aber nachher ausgeschlossen und erschienen erst in der Ausgabe der „Werke" von 1806 ff; über den frühern Druck „der Fischerin" vgl. S. 1556, Anm.) —

samkeit zu schenken, [10]) nahm er sie mit über die Alpen [11]) und gab nun während der ersten Monate seiner Reise dieser wundervoll milden und reinen Dichtung, in der nur die äußersten Umrisse der griechischen Ueberlieferung beibehalten, die ganze Oekonomie der dramatischen Handlung aber mit allen

10) Vgl. Werke 27, S. 26 f. — 11) Da die Iphigenie wirklich noch im dritten Bande der Schriften erschien, so sind oben in der ersten Zeile auf S. 1007 vor „druckfertig" die Worte „mit Ausnahme der Iphigenie" einzuschalten. („Goethe's Schriften." Leipzig. 8. Bd. 1—4. 1787; Bd. 5. 1788; Bd. 6 und 7. 1790; Bd. 8 schon 1789. Während Goethe's Abwesenheit von Deutschland besorgte Herder die Ausgabe bei Göschen; vgl. Riemer, Mittheil. 2, S. 286, Note; ihm stellte es der Dichter selbst anheim, ob er vielleicht in die ihm am 10. Jan. 1787 von Rom aus übersandte fertige Iphigenie ein Paar Federzüge hinein thun wolle (27, S. 254 f. Eine geringere Ausgabe in 4 Bänden kam in demselben Verlag heraus 1787. 1791. 8. vgl. Goethe's Briefw. mit Schiller 6, S. 311). — Auch die übrigen Dichtungen, die in jener Ankündigung den vier ersten Bänden zugetheilt waren, wurden in dieselben in der nämlichen Ordnung und die bereits früher gedruckten in mehr oder minder verbesserter Gestalt eingerückt. Was die zum erstenmal gedruckten betrifft, so vgl. über „die Mitschuldigen" S. 997, Anm. und die S. 1544, Anm. h angeführten Stellen. — „Die Geschwister." Dieses einactige Schauspiel in Prosa schrieb Goethe im October 1776 binnen wenigen Tagen für das Liebhabertheater in Weimar (vgl. Riemer, Mittheil. 2, S. 36 Note und Eckermanns Gespräche mit Goethe 3, S. 235). Wie Böttiger berichtet (Litterar. Zustände und Zeitgen. 1, S. 52), soll Goethe dieses anmuthige Stück Kotzebue's Schwester zu Gefallen geschrieben und diese sowie sich selbst darin copiert haben (vgl. Viehoff, Goethe's Leben 2, S. 337 ff.). — „Der Triumph der Empfindsamkeit," in 6 Acten, bis auf die eingelegte „Proserpina" (vgl. S. 1157, Anm. 33) und einige andere auch meist in ganz freien Versen abgefaßte Stellen, in Prosa geschrieben. Vgl. S. 1005 Anm. unten; S. 1560 f., Anm. 3; Goethe's Werke 31, S. 6 und Riemer 2, S. 626. — „Die Vögel," aus dem J. 1780, eine dramatische Satire auf Volksverführer, besonders auf die ihre Leser irre leitenden Schriftsteller, die geistlosen Kritiker und das leicht zu bethörende Publicum, wurde mit andern, verloren gegangenen Festspielen für das Theater auf Ettersburg nach dem Eingang des gleichnamigen aristophanischen Stücks in Prosa abgefaßt (vgl. den versificierten Epilog dazu; Werke 31, S. 9 und Riemer 2, S. 122). — Als der

ihren Motiven, so wie sämmtliche Charactere in deutschem Geiste neu erfunden und aus der tiefsten Innerlichkeit der Goethe eigenthümlichen Dichternatur herausgebildet waren, zu ihrem schönen geistigen und sittlichen Gehalt auch noch die kunstgerechte Vollendung in der Sprache und in der metrischen Form.[12]) Dagegen behielt er, als er den schon vor zwölf Jahren angefangenen „Egmont" in Italien vollendete, für dieses Stück im Ganzen die reine Prosarede bei und ertheilte

---

Dichter die vier ersten Bände seiner Schriften in Rom erhalten hatte, schrieb er von dort im Septbr. 1787 an seine Freunde in Weimar (29, S. 86): „Es ist mir wahrlich sonderbar zu Muthe, daß diese vier zarten Bändchen, die Resultate eines halben Lebens, mich in Rom aufsuchen. Ich kann wohl sagen: es ist kein Buchstabe darin, der nicht gelebt, empfunden, genossen, gelitten, gedacht wäre, und sie sprechen mich nun alle desto lebhafter an. Meine Sorge und Hoffnung ist, daß die vier folgenden nicht hinter diesen bleiben." — 12) Vgl. S. 1007, Anm. Ueber das allmählige Vorrücken der völligen Ausbildung „dieser süßen Bürde" oder „dieses Schmerzenskindes," wie Goethe in seinen Briefen aus Italien die Iphigenie nennt, vgl. Werke 27, S. 26 f; 169 f; 250 ff; 254 ff. und dazu die Ergänzungen bei Düntzer a. a. O. S. 150 ff. Sein Verfahren bei dieser Arbeit war, wie er nach der Vollendung von Rom aus berichtete, ganz einfach: „Ich schrieb das Stück ruhig ab und ließ es Zeile vor Zeile, Period vor Period, regelmäßig erklingen. — Ich habe dabei mehr gelernt als gethan." Und in der That weicht die neue durchgängig metrische Bearbeitung von dem letzten in unabgesetzten Zeilen niedergeschriebenen Texte aus dem J. 1781 so wenig ab, daß oft ganze Seiten wörtlich übereinstimmen oder nur sehr geringe Verschiedenheiten zeigen. Auch führte er, ganz abgesehen von den mehr lyrischen Rhythmus beobachtenden Stellen, nicht überall den jambischen Fünffüßler mit aller Strenge durch, sondern ließ die ältere freiere Form mit sehr geringen Veränderungen, wo ihn ein feines Gefühl dazu bestimmte, unangetastet (vgl. Düntzer S. 228 bis zu Ende). Aber schon L. F. Huber, der im J. 1788 die Handschrift eines ältern Textes durch Goethe's Mutter kennen gelernt und mit dem neuen gedruckten verglichen hatte, bemerkte treffend (sämmtl. Werke seit dem J. 1802. 1, S. 268): die ältere Bearbeitung steche gegen die neue sehr ab, und er habe wirklich gefunden, daß die ganze volle Schönheit der Dichtung mit auf den kleinen hinzugekommenen Druckern, vorzüglich in der Diction, beruhe. —

nur in einzelnen Scenen, vornehmlich gegen das Ende hin, der Sprache eine entschiednere rhythmische Bewegung, worunter freilich die Harmonie des Tons mehr litt, als wenn er, in Shakspeare's Weise, nach dem besondern Inhalt des Dargestellten und dem Character der auftretenden Personen in diesem in so vielen Beziehungen vortrefflichen, des Dichters schönsten Werken sich anschließenden Drama zwischen Prosa und eigentlicher Versform gewechselt hätte. [13]) Indessen „hatte er

13) Die Anfänge des „Egmont" schlossen sich der Zeit nach nahe an die Vollendung der ersten beiden Hauptwerke Goethe's. Nachdem er, wie er uns berichtet, im Götz von Berlichingen das Symbol einer bedeutenden Weltepoche nach seiner Art abgespiegelt hatte, sah er sich nach einem ähnlichen Wendepunct der Staatengeschichte sorgfältig um. Der Aufstand der Niederlande gewann seine Aufmerksamkeit, und der Dichter begann den Egmont im Herbst 1775 zu schreiben, als er die fürchterliche Lücke, welche die Lösung seines Verhältnisses zu Lili in ihm zurückgelassen, durch Geistreiches und Seelenvolles auszufüllen hatte. Zugleich suchte er sich hiermit vor einem furchtbaren Wesen, das er in der Natur, der belebten und unbelebten, der beseelten und unbeseelten, zu entdecken glaubte, das sich nur in Widersprüchen manifestiere und deshalb unter keinen Begriff, noch viel weniger unter ein Wort gefaßt werden könne, vor dem — wie er es nannte — Dämonischen, zu retten, indem er sich nach seiner Gewohnheit hinter ein Bild flüchtete (Werke 48, S. 165 f; 175 ff.). In Weimar ließ Goethe aber diese Arbeit während der ersten Jahre ruhen; erst seit dem Ende des J. 1778 nahm er sie von Zeit zu Zeit wieder auf (vgl. Riemer, Mittheil. 2, S. 76 und die Briefe an Fr. von Stein aus den Jahren 1779—1782). Im Dcbr. 1781 schrieb er an Frau von Stein (2, S. 127): „Mein Egmont ist bald fertig, und wenn der fatale vierte Act nicht wäre, den ich hasse und nothwendig umschreiben muß, würde ich mit diesem Jahre auch dieses langvertröbelte Stück beschließen." Ein Vierteljahr später hatte er Hoffnung, das Werk zu Ende zu bringen; doch werde es langsamer gehen, als er gedacht habe. „Es ist," bemerkt er gegen die Freundin, (2, S. 170) „ein wunderbares Stück. Wenn ich's noch zu schreiben hätte, schrieb' ich's anders und vielleicht gar nicht; da es nun aber da steht, mag es stehen; ich will nur das allzu Aufgeknöpfte, Studentenhafte der Manier zu tilgen suchen, das der Würde des Gegenstandes widerspricht." Einige Wochen darauf war es auch wirklich so weit ausgeführt, daß er es am 5. Mai 1782 in seiner ersten abgeschlossenen Gestalt an Mösers

sich „doch auch" durch die Bearbeitung Egmonts in seinen Forderungen gegen sich selbst dergestalt gesteigert," daß er es nicht mehr über sich gewinnen konnte, die beiden schon lange ge-

---

Tochter mit der Bitte sandte, es ihrem Vater zur Beurtheilung vorzulegen (Riemer 2, S. 143, Note). Seitdem ließ er es ganz ruhen und gieng erst wieder in Italien daran, als er im Sommer 1787 von Neapel nach Rom zurückgekehrt war. Am 5. Juli war die neue Bearbeitung so weit vorgerückt, daß er den Freunden in Weimar melden konnte: „der erste Act ist ins Reine und zur Reife; es sind ganze Scenen im Stücke, an die ich nicht zu rühren brauche" (Werke 29, S. 29 f; über den Fortgang der Arbeit vgl. S. 32 f; 35; 41; 57 f; 76). Am 5. Septbr. endlich hatte der Dichter die letzte Hand an dieses Werk gelegt (29, S. 78); den Tag darauf sandte er es an Herder; im Druck eröffnete es den fünften Band der Schriften (vgl. hierzu Düntzer, „Goethe's Götz und Egmont. Geschichte, Entwickelung und Würdigung beider Dramen." Braunschweig 1854. 8. S. 232—239). Auf die ihm von Weimar aus nach Rom mitgetheilten Urtheile und Bemerkungen über den Egmont erwiederte Goethe u. a. (29, S. 139 f.): „Die Aufnahme meines Egmont macht mich glücklich, und ich hoffe, er soll beim Wiederlesen nicht verlieren, denn ich weiß, was ich hineingearbeitet habe, und daß sich das nicht auf einmal herauslesen läßt. — Es war eine unsäglich schwere Aufgabe, die ich ohne eine ungemessene Freiheit des Lebens und des Gemüths nie zu Stande gebracht hätte. Man denke, was das sagen will: ein Werk vornehmen, was zwölf Jahre früher geschrieben ist, es vollenden, ohne es umzuschreiben. Die besondern Umstände der Zeit haben mir die Arbeit erschwert und erleichtert." Und (29, S. 142): „Kein Stück hab' ich mit mehr Freiheit des Gemüths und mit mehr Gewissenhaftigkeit vollbracht als dieses." — Die Stellen im Egmont, worin die Rede sich rhythmisch, und zwar zumeist in jambischem Schritte bewegt, so daß oft mehrere regelrechte jambische Fünffüßler unmittelbar aufeinander folgen, sind bezeichnet von Düntzer a. a. O. S. 320; 343; 345; 351; 354; 356 f; 361—371; 382 (größtentheils in den Noten). Daß „der jambische Fußtritt" auf allen Seiten (?) des Egmont, „vorzüglich in den pathetischen Scenen, unwiderstehlich ins Ohr falle," bemerkte schon 1804 Fr. Peucer in der Zeit. für d. eleg. Welt N. 116 f. in einem eigenen Aufsatz, „Monolog aus dem 5. Acte von Goethe's Egmont metrisch geordnet." Er beruft sich dabei u. a. auf die Unterredungen zwischen Egmont und Oranien, zwischen Alba und Egmont, zwischen Clärchen und Brackenburg und zwischen Egmont und seinem Secretär. Aber den vollständigsten Beweis liefere der Monolog Egmonts im Kerker. Peucer hat versucht, dieses

druckten Singspiele „Erwin und Elmire“ und „Claudine von Villa Bella“ in ihrer ersten Form [14]) der Sammlung seiner Schriften einzuverleiben. [15]) Er arbeitete beide Stücke völlig um und gab ihnen eine ganz neue, in jeder Beziehung kunstmäßigere Gestalt, indem er zwar in den Gesängen das Meiste aus den alten Texten beibehielt, [16]) hingegen die dramatische Fabel eines jeden sowohl in ihrer ganzen Anlage, wie in der Ausführung der einzelnen Theile wesentlich änderte und auch für alle Reden die Form der fünffüßigen Jamben wählte. [17]) Gleich nach Vollendung der Iphigenie und bevor noch die

ungemein schöne Segment nach seinem individuellen Musikgefühl in Verszeilen abzusetzen. — Ueber die (nicht gedruckte) Bearbeitung, der Schiller mit Goethe's Einwilligung den Egmont für die Aufführung auf der weimarischen Bühne im J. 1796 unterwarf, vgl. Schillers Briefw. mit Körner 3, S. 333 f.; Goethe's Werke 31, S. 63; 45, S. 22 ff. und Düntzer a. a. O. S. 385 ff. — 14) Vgl. S. 1556, Anmerk. Beide Stücke in ihrer ältesten Gestalt sind aufs neue abgedruckt in den Werken 57, S. 101 ff. — 15) Vgl. Werke 29, S. 146 f. — 16) Wenn Goethe, als er am 12. Septbr. 1787 „Erwin und Elmire“ bereits „zur Hälfte umgeschrieben“ hatte, nach Weimar meldete (29, S. 82 f.): „die artigen Gesänge, worauf sich alles dreht, bleiben alle, wie natürlich,“ so ist dieß, wie sich aus der Vergleichung des neuen mit dem alten Texte ergibt, nicht buchstäblich zu nehmen. — 17) An die Umarbeitung von „Erwin und Elmire“ muß der Dichter gleich nach der Vollendung des Egmont gegangen sein, wie das Datum des in der vorigen Anmerkung angezogenen Briefes beweist. Er suchte — erfahren wir aus demselben Briefe — dem kleinen Stücke, das ihm jetzt als „eine Schülerarbeit oder vielmehr Sudelei“ vorkam, mehr Interesse und Leben zu verschaffen und „schmiß den,“ nach seinem Dafürhalten, „äußerst platten Dialog ganz weg.“ Ungefähr vier Wochen später glaubte er damit so gut als ganz fertig zu sein (29, S. 113 f.), und im Anfang des Novembers war auch schon „Claudine“ in der Arbeit, die ganz neu ausgeführt werden sollte, so daß die alten Spuren seiner Existenz herausgeschwungen würden (29, S. 142.). Dennoch sandte er das erste Singspiel in seiner neuen Gestalt nicht eher als im Anfang des J. 1788 zum Drucke ab, als auch schon die Bearbeitung von „Claudine“ ziemlich weit vorgerückt war. In der ersten Hälfte des Novembers 1787 war nämlich Goethe's Freund und Landsmann, der Componist Kayser, nach

sich „doch auch" durch die Bearbeitung Egmonts in seinen Forderungen gegen sich selbst dergestalt gesteigert," daß er es nicht mehr über sich gewinnen konnte, die beiden schon lange ge-

Tochter mit der Bitte sandte, es ihrem Vater zur Beurtheilung vorzulegen (Riemer 2, S. 143, Note). Seitdem ließ er es ganz ruhen und gieng erst wieder in Italien daran, als er im Sommer 1787 von Neapel nach Rom zurückgekehrt war. Am 5. Juli war die neue Bearbeitung so weit vorgerückt, daß er den Freunden in Weimar melden konnte: „der erste Act ist ins Reine und zur Reife; es sind ganze Scenen im Stücke, an die ich nicht zu rühren brauche" (Werke 29, S. 29 f; über den Fortgang der Arbeit vgl. S. 32 f; 35; 41; 57 f; 76). Am 5. Septbr. endlich hatte der Dichter die letzte Hand an dieses Werk gelegt (29, S. 78); den Tag darauf sandte er es an Herder; im Druck eröffnete es den fünften Band der Schriften (vgl. hierzu Düntzer, „Goethe's Götz und Egmont. Geschichte, Entwickelung und Würdigung beider Dramen." Braunschweig 1854. 8. S. 232—239). Auf die ihm von Weimar aus nach Rom mitgetheilten Urtheile und Bemerkungen über den Egmont erwiederte Goethe u. a. (29, S. 139 f.): „Die Aufnahme meines Egmont macht mich glücklich, und ich hoffe, er soll beim Wiederlesen nicht verlieren, denn ich weiß, was ich hineingearbeitet habe, und daß sich das nicht auf einmal herauslesen läßt. — Es war eine unsäglich schwere Aufgabe, die ich ohne eine ungemessene Freiheit des Lebens und des Gemüths nie zu Stande gebracht hätte. Man denke, was das sagen will: ein Werk vornehmen, was zwölf Jahre früher geschrieben ist, es vollenden, ohne es umzuschreiben. Die besondern Umstände der Zeit haben mir die Arbeit erschwert und erleichtert." Und (29, S. 142): „Kein Stück hab' ich mit mehr Freiheit des Gemüths und mit mehr Gewissenhaftigkeit vollbracht als dieses." — Die Stellen im Egmont, worin die Rede sich rhythmisch, und zwar zumeist in jambischem Schritte bewegt, so daß oft mehrere regelrechte jambische Fünffüßler unmittelbar aufeinander folgen, sind bezeichnet von Düntzer a. a. O. S. 320; 343; 345; 351; 354; 356 f; 361—371; 382 (größtentheils in den Noten). Daß „der jambische Fußtritt" auf allen Seiten (?) des Egmont, „vorzüglich in den pathetischen Scenen, unwiderstehlich ins Ohr falle," bemerkte schon 1804 Fr. Peucer in der Zeit. für d. eleg. Welt N. 116 f. in einem eigenen Aufsatz, „Monolog aus dem 5. Acte von Goethe's Egmont metrisch geordnet." Er beruft sich dabei u. a. auf die Unterredungen zwischen Egmont und Oranien, zwischen Alba und Egmont, zwischen Clärchen und Brackenburg und zwischen Egmont und seinem Secretär. Aber den vollständigsten Beweis liefere der Monolog Egmonts im Kerker. Peucer hat versucht, dieses

Werk zum Abschluß zu bringen.[19]) Da er sich bald überzeugte, daß er das Vorhandene fast ganz werde zerstören und aufopfern müssen,[20]) so benutzte er die Tage seiner Ueberfahrt von Neapel nach Palermo, zunächst den Plan des Stückes neu zu durchdenken, dessen er auch schon so ziemlich Herr

---

gedruckten Mittheilungen aus seinen Tagebüchern und in seinen Briefen die Hindeutungen des Dichters auf seine Beschäftigung mit diesem Gegenstande zurück (vgl. Riemer, Mittheil. 2, S. 116; 124 f; 134; 143; Briefw. mit Knebel 1, S. 92 f., wo die Briefe N. 85—87 von dem Herausgeber mit falschen Jahreszahlen überschrieben sind, indem sie, wie Düntzer [Freundesbilder ꝛc. S. 442, Note 6 und Goethe's Tasso ꝛc. S. 17, Note 3] berichtigt, in den Ausgang des J. 1780 gehören; die Briefe an Fr. von Stein vom 10. bis 25. Novbr. 1780, vom 29—23. Apr., vom 9. Mai und 5. Juni 1781; die Briefe an Lavater S. 131 f; 135; 142, und zu allem Düntzer, Goethe's Tasso ꝛc. S. 1—26). — 19) Am 16. Febr. 1787, als Goethe eben die Nachricht von der glücklichen Ankunft der Iphigenie in Weimar erhalten hatte, schrieb er von Rom (27, S. 275 f.): „Denke ich an meine vier letzten Bände im Ganzen, so möchte mir schwindelnd werden; ich muß sie einzeln angreifen, und so wird es gehen. Hätte ich nicht besser gethan, nach meinem ersten Entschluß diese Dinge fragmentarisch in die Welt zu schicken und neue Gegenstände, an denen ich frischeren Antheil nehme, mit frischem Muth und Kräften zu unternehmen. Thät' ich nicht besser, Iphigenia auf Delphi (vgl. 27, S. 169 f; 252 und oben S. 1007, Anmerk.) zu schreiben, als mich mit den Grillen des „Tasso" herumzuschlagen? und doch habe ich auch dahinein schon zu viel von meinem Eignen gelegt, als daß ich es fruchtlos aufgeben sollte." Vgl. dazu den Briefw. mit Knebel 1, S. 79. — 20) Brief aus Rom vom 21. Febr. 1787, kurz vor der Abreise nach Neapel (27, S. 284): „Eins habe ich über mich gewonnen, daß ich von meinen poetischen Arbeiten nichts (nach Neapel) mitnehme als Tasso allein; zu ihm habe ich die beste Hoffnung. — Der Gegenstand — will im Einzelnen noch mehr ausgearbeitet sein (als Iphigenie); doch weiß ich noch nicht, was es werden kann; das Vorhandene muß ich ganz zerstören, das hat zu lange gelegen, und weder die Personen, noch der Plan, noch der Ton haben mit meiner jetzigen Ansicht die mindeste Verwandtschaft." Die beiden, in poetischer Prosa geschriebenen Acte hatten, wie es in jener, dem Briefe aus Italien vom 30. März 1787 später eingeschobenen Stelle (28, S. 84 f.) heißt, „etwas Weichliches, Nebelhaftes," welches sich aber bald verloren habe, als der Dichter nach neuern Ansichten die Form vorwalten und den Rhythmus

wurde.[21]) Hierbei blieb es aber fürs erste,[22]) und nicht eher als auf seiner Rückreise ins Vaterland, während seines Aufenthalts in Florenz, als er sich von den Schmerzensgefühlen, die der Abschied von Rom in ihm erregt hatte, zu einer freiern poetischen Thätigkeit ermannte, gieng er wirklich an die Ausarbeitung,[23]) die er dann mit der feinsten Kunst zu einem im Ganzen und in allen Einzelnheiten der Darstellung, in der Gestaltung der Charactere, in der Motivierung der Handlungen, in der Entfaltung und dem Ausdruck der Empfindungen, endlich in der Behandlung der Sprache und des Versbaus sich in harmonischer Schönheit abrundenden Meisterwerke deutscher Dichtung in Weimar völlig ausbildete[24]) und im Sommer 1789 vollendete.[25]) Wie sich aber das

---

eintreten ließ. Vgl. auch 28, S. 55. — 21) Vom 30. März bis zum 2. April 1787; vgl. 28, S. 84; 87 f. — 22) Nur hin und wieder gedenkt er in seinen Briefen aus der zweiten Hälfte des J. 1787 des Tasso als einer Arbeit, deren Ausführung ihm mit Beginn des nächsten Jahres bevorstehe (vgl. 29, S. 60; 140); aber auch da kam er in den ersten vier Monaten nicht dazu, dieß Werk ernstlich in Angriff zu nehmen (vgl. 29, S. 214; 277; 279; 294; 322 f.). — 23) Nach seinem Abschiede von Rom, erzählt uns der Dichter (60, S. 250 ff.), scheute er sich anfänglich, auch nur eine Zeile zu schreiben, aus Furcht, der zarte Duft inniger Schmerzen möchte verschwinden. „Ich mochte beinahe nichts ansehen, um mich in dieser süßen Qual nicht stören zu lassen. Doch gar bald drang sich mir auf, wie herrlich die Ansicht der Welt sei, wenn wir sie mit gerührtem Sinne betrachten. Ich ermannte mich zu einer freieren poetischen Thätigkeit; der Gedanke an Tasso ward angeknüpft, und ich bearbeitete die Stellen mit vorzüglicher Neigung, die mir in diesem Augenblicke zunächst lagen. Den größten Theil meines Aufenthalts in Florenz verbrachte ich in den dortigen Lust- und Prachtgärten. Dort schrieb ich die Stellen, die mir noch jetzt jene Zeit, jene Gefühle unmittelbar zurückrufen." — 24) Ueber das Fortschreiten der Arbeit nach seinem Wiedereintreffen in Weimar vgl. Goethe's Briefw. mit Fr. H. Jacobi S. 111; Brief an Fr. von Stein vom 12. Aug. 1788; Briefw. mit Knebel 1, S. 89 f; Brief an Fr. v. Stein vom 8. Juni 1789; Briefw. mit Knebel 1, S. 94, oder Düntzer a. a. O. S. 32—37. — 25) Am 12. Juli, „bei einem zufälligen Aufent-

Nachwirken jener wehmüthigen Stimmung des von Italien scheidenden Dichters, nach dessen eigner Andeutung, in dem ganzen Stücke fühlbar macht, [26]) so hat er überhaupt so viel von seinem Eigenen hineingelegt, daß er noch spät auch von dieser Dichtung sagen konnte: sie sei Bein von seinem Bein und Fleisch von seinem Fleisch. [27]) Und in dieser Beziehung steht der Tasso in dem nächsten Verwandtschaftsverhältniß zum Werther; denn wie in jenem Roman, so gibt uns Goethe hier in einem Drama ein in unendlich vielen Zügen treues Abbild der eigenen innern Erlebnisse und Erfahrungen während einer seiner wichtigsten Bildungsperioden und alles dessen, was er in ihr durchempfunden und durchgekämpft, was ihn bedrückt und was ihn erhoben, verwirrt und geläutert, bedrängt und in sich frei gemacht hatte. [28]) — Was Goethe außer den bisher aufgeführten, entweder zum erstenmal, oder in ganz erneuter Gestalt erscheinenden Werken von dramatischen Stücken, die schon vor seiner Reise nach Italien gedichtet, aber noch nicht gedruckt waren, in die Ausgabe seiner Schriften aufnahm, das Fragment des „Faust" [29]) und die beiden — bis auf die Gesänge — durchgängig in Prosa abgefaßten Singspiele

---

halt zu Belvedere" bei Weimar; vgl. Riemer 2, S. 323 und Goethe's Werke 60, S. 252; dazu Düntzer a. a. O. S. 37. — 26) Werke 60, S. 251 f. „Der schmerzliche Zug einer leidenschaftlichen Seele, die unwiderstehlich zu einer unwiderruflichen Verbannung hingezogen wird, geht durch das ganze Stück. Diese Stimmung verließ mich nicht auf der Reise trotz aller Zerstreuung und Ablenkung." — 27) Eckermanns Gespräche mit Goethe 3, S. 171. — 28) Der „Tasso" erschien im sechsten Bande der Schriften. — 29) Vgl. S. 1548, Anmerk. n. Was das „Fragment" enthielt, steht in den Werken 12, S. 29 bis zu Fausts Worten auf S. 39 „Und froh ist, wenn er Regenwürmer findet" (doch fehlten im Fragment die vier letzten Verse, die Wagner spricht); S. 89 von dem Verse „Und was der ganzen Menschheit zugetheilt ist" bis zu Ende von S. 169 (es fehlten wieder auf S. 120 die beiden letzten und auf S. 121 die ersten zehn Verse, dann auf S. 122 Vers 3—6

„Lila" [30]) und „Jery und Bätely," [31]) erfuhr dabei keine wesentlichen Textveränderungen; nur der Faust war in Italien um eine oder zwei Scenen bereichert worden. [32]) Dazu kam

und auf S. 164 Vers 1—4); von S. 177 bis S. 188; von S. 171 bis S. 176; auf S. 189 f. und von S. 199 (ohne den vierzehnten Vers) bis zu Ende von S 201. — 30) Vgl. S. 1005, Anmerk. unten; dazu Goethe's Werke 31, S. 6 und Riemer 2, S. 57. Das Stück wurde hinter dem Tasso im 6. Bande gedruckt. — 31) Werke 31, S. 7. „Ende 1779 fällt die zweite Schweizerreise. — Die Rückreise, da wir wieder in die flächere Schweiz gelangten, ließ mich „Jery und Bätely" ersinnen; ich schrieb das Gedicht sogleich und konnte es völlig fertig mit nach Deutschland nehmen. Die Gebirgsluft, die darinnen weht, empfinde ich noch, wenn mir die Gestalten auf Bühnenbrettern zwischen Leinwand und Pappenfelsen entgegentreten." Schon Ende Decbr. 1779 sandte der Dichter es nach Frankfurt an Kayser und abermals eine zweite Abschrift einen Monat später mit einer ins Einzelne gehenden Anweisung, wie er es componiert wünsche. Riemer 2, S. 111 (dessen vierte Note zu S. 117 Düntzer, Goethe's Tasso ꝛc. S. 10 f. berichtigt). Wenn Goethe d. 1. Febr. 1788 von Rom aus schrieb (29, S. 277), der 6. Band seiner Schriften werde wahrscheinlich Tasso, Lila, Jery und Bätely enthalten, „alles um- und ausgearbeitet, daß man es nicht mehr kennen solle," so folgt daraus noch gar nicht, was Viehoff (Goethe's Leben 2, S. 458) als ausgemacht annimmt, „Jery und Bätely" sei in Italien nochmals so um- und ausgearbeitet worden, daß es kaum noch zu erkennen war. Ich habe nirgend ein Zeugniß auffinden können, wodurch Viehoffs Behauptung, die mich oben S. 1006, Anmerk. zu einem Irrthum verleitet hat, bestätigt würde. Gedruckt ward das Stück im 7. Bande zwischen dem „Faust" und „Scherz, List und Rache." — 32) Am 1. März 1788 berichtete der Dichter von Rom aus (29, S. 293 f.), er habe in der vergangenen, reichhaltigen Woche den Muth gehabt, seine drei letzten Bände auf einmal zu überdenken, und wisse nun genau, was er machen wolle. „Zuerst," fährt er fort, „ward der Plan zu Faust gemacht, und ich hoffe, diese Operation soll mir geglückt sein. Natürlich ist es ein ander Ding, das Stück jetzt oder vor funfzehn Jahren ausschreiben; ich denke, es soll nichts dabei verlieren, besonders da ich jetzt glaube, den Faden wieder gefunden zu haben. Auch was den Ton des Ganzen betrifft, bin ich getröstet; ich habe schon eine neue Scene ausgeführt (die in der Hexenküche), und wenn ich das Papier räuchere, so dächt' ich sollte sie mir niemand aus den alten herausfinden. Da ich durch die lange Ruhe und Abgeschiedenheit ganz auf das Niveau meiner eignen Existenz zurückgebracht bin, so ist es merkwürdig, wie sehr ich mir gleiche, und wie wenig mein In-

noch ein kleines, auch erst 1788 gedichtetes Drama in Reimversen, „Künstlers Apotheose.“ [33]) Den beiden Sammlungen „vermischter Gedichte“ [34]) wurde mit den meisten bereits von früher her bekannten Liedern und andern kleinen Poesien verschiedener Art und Form [35]) eine bedeutende Anzahl neuer, theils vor theils während der italienischen Reise entstandener Stücke von ähnlichem Character einverleibt. [36])

---

neres durch Jahre und Begebenheiten gelitten hat. Das alte Manuscript macht mir manchmal zu denken, wenn ich es vor mir sehe. Es ist noch das erste, ja in den Hauptscenen gleich so ohne Concept hingeschrieben; nun ist es so gelb von der Zeit, so vergriffen, so mürbe und an den Rändern zerstoßen, daß es wirklich wie das Fragment eines alten Codex aussieht, so daß ich, wie ich damals in eine frühere Welt mich mit Sinnen und Ahnen versetzte, ich mich jetzt in eine selbst gelebte Vorzeit wieder versetzen muß.“ Vgl. Düntzer, Goethe's Faust ic. 1, S. 80—82; 263 (wo aber Zeile 7 „Februar“ statt „März“ zu setzen sein wird). — Außer der Scene in der Hexenküche wurde, wie kaum zu bezweifeln steht, auch die Scene in „Wald und Höhle“ (12, S. 170—176), die im Fragment anderwärts eingefügt ist als im vollständigen ersten Theil der Dichtung (vgl. Anmerk. 29), noch in Italien oder bald nach Goethe's Heimkehr gedichtet. Vgl. Düntzer a. a. O. 1, S. 298. — 33) Nach dem Briefe vom 1. März 1788 (29, S. 294) sollte „des Künstlers Erdenwallen“ (vgl. S. 1002. Anm. und S. 1555, Anm. oben) „neu ausgeführt“ und „dessen Apotheose“ hinzugethan werden. Ob an dem ersten Stück, wie es 1774 gedruckt worden, für die Aufnahme in die Schriften (8, S. 287 ff.) viel geändert ist, kann ich, da mir der alte Druck nicht zur Hand ist, nicht angeben. Das zweite folgt in dem 8. Bde der Schriften unmittelbar auf das erste. — 34) Im 8. Bande, der auch noch, außer den beiden in der vorigen Anmerk. genannten Stücken und dem Fragment „der Geheimnisse,“ das „neueröffnete moralisch-politische Puppenspiel“ (Prolog. — Jahrmarktsfest zu Plundersweilern. — Fastnachtsspiel vom Pater Brey) und den „Prolog zu den neuesten Offenbarungen Gottes, verdeutscht durch Dr. C. Fr. Bahrdt“ enthält. — 35) Vgl. S. 1552 f. die Anmerkk. u—w und S. 1557, Anmerk. — 36) In diesen beiden Sammlungen stehen — aber nicht ganz in derselben Folge — die Stücke, welche in den Werken zu finden sind 1, S. 13—18; 29 f; 45 f; 63; 67; 69; 71 f; 74—86; 87 (das erste); 92 f; 106—108; 109 (das erste); 110—113; 114 (das erste); 130 f; 183—186; — 2, S. 51—69; 75—88; 90—99; 102—104; 110—

§. 315.

Erhob sich nun aber auch Goethe in der Ausbildung der Hauptwerke aus dem Anfang dieser seiner zweiten Periode bis auf den Höhepunct reinster und edelster Kunstgestaltung im Dichten, und schuf er damit, so zu sagen, eigentlich erst einen wahren Kunststil [a]) in der neuern deutschen Poesie: so waren doch die Wirkungen, welche dieselben gleich bei ihrem Erscheinen und in den nächsten Jahren darauf hervorbrachten, nicht im entferntesten mit denen zu vergleichen, welche von seinen ausgezeichnetsten Jugendwerken in der ersten Hälfte der Siebziger ausgiengen. Zu einer enthusiastischen Begrüßung dieser war damals, vorzüglich in der Jugend, alles, zu einer ähnlichen Aufnahme der neuen oder neu bearbeiteten Dichtungen auf der Grenze der achtziger und neunziger Jahre wenig oder gar nichts vorbereitet. Dazu hätte die ästhetische Bildung der Deutschen im Allgemeinen weiter vorgeschritten sein müssen, als sie es wirklich war. Von äußerst wenigen in ihrem geistigen und sittlichen Gehalt verstanden, nach ihrem Kunstwerth geschätzt, in ihren Schönheiten genossen, waren diese Werke für die Allermeisten so gut wie gar nicht da. Denn durch die zum größten Theil bald rohen und wilden, bald schwäch-

---

114; 127—135; 175—196; — 13, S. 123—143. Die beiden hier zuletzt angereihten Gedichte, „Hans Sachsens poetische Sendung" und „Auf Miedings Tod," sollten nach der vom Dichter am 22. Febr. 1788 (29, S. 282) gegen Herder ausgesprochenen Absicht den 8. Band und so seine Schriften für dießmal schließen (was aber im Druck nicht geschehen ist). Sie könnten, meinte er, statt Personalien und Parentation gelten, wenn er etwa in Rom sterben sollte.

a) Das Wort Stil in der Bedeutung gefaßt, wie Goethe selbst sie in dem 1788 geschriebenen, zuerst im d. Merkur von 1789 gedruckten kleinen Aufsatz: „Einfache Nachahmung der Natur, Manier und Stil," mit nächster Beziehung auf die bildende Kunst entwickelt und festgestellt hat. Er steht in den Werken 38, S. 180 ff; vgl. dazu 58, S. 115—117. —

lichen und platten Romane und Schauspiele der letzten anderthalb Jahrzehnte hatte sich der Geschmack des Publicums zu sehr vergröbert und an das Mittelmäßige oder auch ganz Schlechte in der Litteratur zu sehr gewöhnt, und durch das Festhalten und Wiederkäuen alter verlegener Theorien war das Urtheil des großen Haufens der wortführenden Kunstrichter zu befangen und zu seicht geblieben, als daß jenes für die Schönheiten echter poetischer Kunst empfänglich gewesen wäre, diese deren günstige Aufnahme bei ihm durch eine verständige und einsichtige Kritik hätten vermitteln können. Es kam hinzu, daß Goethe, der sich in den letzten zehn Jahren von der Theilnahme an den allgemeinen Angelegenheiten und Strebungen der Nation in den Kreis der besondern Interessen seiner nächsten Umgebungen, mit seinen Natur- und Kunststudien in sich selbst zurückgezogen und damit in sein weimarisches Leben gleichsam so eingesponnen hatte, daß von seinen äußern und innern Erlebnissen, so wie von dem Gange seiner sittlichen und künstlerischen Bildung nur wenig zu allgemeiner Kenntniß gekommen war, b) den innern Gehalt seiner bedeutendsten Dichtungen

b) Goethe selbst hat uns gesagt (58, S. 118): „Die Auflage meiner gesammelten Schriften fiel in eine Zeit, wo Deutschland nichts mehr von mir wußte, noch wissen wollte, und ich glaubte zu bemerken, mein Verleger finde den Absatz nicht ganz nach seinen Wünschen.“ Vgl. A. W. Schlegel in den Characteristiken und Kritiken 2, S. 6 (Sämmtl. Werke 8, S. 66). In welchem Lichte selbst Männern wie Schiller und Körner zu der Zeit, da Goethe in Italien war, dessen Naturstudien und ganzes Verhalten während der letzten Jahre, so wie der Einfluß erschienen, den er auf seine nächsten Freunde in Weimar gehabt hatte, ist aus einem Briefe Schillers, der bald nach seinem Eintreffen in dieser Stadt geschrieben ist, und aus Körners Antwort darauf zu ersehen. „Goethe's Geist,“ berichtet Schiller am 12. Aug. 1787 (1, S. 133), mit besonderm Bezuge auf Knebel, dessen Bekanntschaft er eben gemacht hatte, „hat alle Menschen, die sich zu seinem Zirkel zählen, gemodelt. Eine stolze philosophische Verachtung aller Speculation und Untersuchung, mit einem bis zur Affectation getriebenen Attachement an die Natur und einer Re-

gerade vorzugsweise aus seiner in diesem Leben wurzelnden

---

signation in seine fünf Sinne; kurz eine gewisse kindliche Einfalt der Vernunft bezeichnet ihn und seine ganze hiesige Secte. Da sucht man lieber Kräuter oder treibt Mineralogie, als daß man sich in leeren Demonstrationen verfienge. Die Idee kann ganz gesund und gut sein, aber man kann auch viel übertreiben." Auf diese Miltheilung erwiederte Körner u. a. (1, S. 142 f.): „Für den großen Haufen ist eine solche Beschränkung heilsam, und sie allgemeiner zu machen, ist gewiß ein Verdienst. Aber sich selbst und seinesgleichen muß der größere Mensch davon ausschließen. Es fehlt nicht an Veranlassungen zu fruchtbarer Thätigkeit für jede höhere Seelenkraft, und diese ungebraucht zu lassen, ist Diebstahl an seinem Zeitalter. Freilich ist es bequemer, unter kleinen Menschen zu herrschen, als unter größern seinen Platz zu behaupten. So lange noch im politischen oder schriftstellerischen Wirkungskreise für Goethe etwas zu thun übrig bleibt, das seines Geistes würdig ist, — und kann's ihm wohl daran fehlen? — so ist es unverantwortlich, seine Zeit im Naturgenusse zu verschwelgen und mit Kräutern und Steinen zu tändeln. Ich ehre die wahre Simplicität —, aber sie wird nicht bloß durch lavatersche Kindlichkeit erreicht. Die höchste Anstrengung des menschlichen Geistes wird oft dazu erfordert, um da, wo Verworrenheit, Künstelei, Pedantismus herrschen, sie wieder herzustellen oder zu schaffen. — Verdient der Geist eines Raphael, eines Leibnitz, eines Shakspeare, eines Friedrich weniger Aufmerksamkeit als ein Gras, das ich zertrete? — Es ist leicht gesagt, daß unsere Zeiten und Verhältnisse uns zu keiner begeisterungswürdigen Wirksamkeit auffordern. Mit eben dem Rechte konnten die Griechen zu Sokrates' Zeiten klagen, daß keine Ungeheuer mehr zu erlegen, keine Riesen mehr zu bekämpfen waren, wie zu den Zeiten der Heroen. Andere Zeiten, andere Ungeheuer; Stoff zur Wirksamkeit bleibt immer genug für den großen Mann. Er muß nur das Schwere heraussuchen, woran kleinere Menschen sich nicht wagen." Wenn zugegeben werden muß, daß hier ein Lieblingsstudium Goethe's in seiner Bedeutung und in seinen Folgen für den Dichter zu sehr unterschätzt, das Urtheil über seine Thätigkeit während jener Jahre überhaupt zu einseitig ist, so wird man doch auch durch Körners Worte an so manches erinnert, wofür Goethe damals und später hätte wirken können, wenn er sich nicht jenem in der Anmerk. 4 zu S. 1561 f. bezeichneten Grundtriebe seiner geistigen und sittlichen Natur zu ausschließlich hingegeben hätte. Wurde er ja doch mit der Zeit immer gleichgültiger gegen alle großen allgemeinen Interessen der Gegenwart, wie er es schon jetzt gegen die Geschichte überhaupt und gegen die vaterländische insbesondere war! —

und von ihm bestimmten Bildungsgeschichte geschöpft hatte. c) Sie konnten deshalb schon durch das, was in dichterischen Productionen immer zumeist, ja fast allein das große Publicum ergreift und mit sich fortreißt, durch den Stoff an sich, bei diesem kein lebhaftes Interesse für sich erwecken, viel we-

c) Riemer bemerkt in seinen Mittheilungen 1, S. 72: „Goethe's poetische Tendenz geht überall auf das Schöne und auf das Sittliche. Sein eigenes Geständniß (Werke 4, S. 46), daß er berufen sei, „„Weltverwirrung zu betrachten, Herzensirrung zu beachten,““ zeigt, daß er, die pathologischen Zustände der Menschheit zu seiner Aufgabe machend, aus der Krankheit zur Gesundheit, aus dem Irrthum zur Wahrheit, aus dem Unsittlichen zum Sittlichen, und so vom Häßlichen zum Schönen zu führen trachtete: dieses Ziel, dieses einfache Resultat aber als Dichter nicht anders erreichen konnte, denn daß er eben die Mannigfaltigkeit leidenschaftlicher Zustände, d. h. des Irrthums, in thatsächlicher Entwickelung vor Augen legte, aus denen der Mensch sich zu entwirren habe, um zur Uebereinstimmung mit sich, mit der Natur und Gott, und so zu Ruhe und Glück zu gelangen.“ Dieß gilt allerdings eben so gut von dieser Periode in der Geschichte des Dichters, wie von der frühern, in welcher der Götz, der Werther und zum größten Theil auch das Fragment des Faust entstanden; es gilt ebenfalls von seiner spätern Zeit, wo er noch im Vollbesitz der poetischen Kraft war. Allein der Unterschied zwischen den Dichtungswerken, zu deren Hervorbringung ihn jene Tendenz in der einen und in der andern Periode führte, ist der, daß unter den pathologischen Zuständen der Menschheit, deren poetische Darstellung er sich in seiner Jugend zur Aufgabe machte, damals mit ihm zugleich unendlich viele in Deutschland litten, und daß demnach der Stoff seiner großen Jugendwerke gleichsam aus weit verbreiteten, tiefgreifenden Bedürfnissen, Stimmungen und Strebungen der Nation geschöpft war; wogegen Goethe sich in seiner mittlern und seiner spätern Periode vorzugsweise, und im Ganzen auch je länger desto mehr, darauf beschränkte, die pathologischen Zustände auf die von Riemer angedeutete Weise in dichterischen Gebilden zu veranschaulichen, die entweder er allein, oder in ähnlicher Art nur wenige Andere durchlebt und durchempfunden hatten. Daher passen auf diese spätern Dichtungen ganz besonders die Worte, die uns Eckermann von ihm aus dem J. 1828 aufbewahrt hat (Gespräche 2, S. 34): „Meine Sachen können nie popular werden; wer daran denkt und dafür strebt, ist in einem Irrthum. Sie sind nicht für die Masse geschrieben, sondern nur für einzelne Menschen, die etwas Aehnliches wollen und suchen und in ähnlichen Richtungen

dramatischen Sachen, mehr Ausstellungen wurden schon am

---

ster aufgestellt, in welchen, nächst der Natur, jeder kunstfähige Geist die Regel lebendig und dem innern Sinn anschaulich zu erkennen hat." Hierauf folgt die bereits S. 1728 f. Anm. 5 angeführte Stelle, und nachdem die Veränderungen, welche der Verf. in dieser Ausgabe mit dem „Werther" (vgl. S. 1551, Anmerk.) und mit dem „Götz von Berlichingen" vorgenommen habe, berührt worden und darauf hingedeutet ist, wie die Vollendung des ersten Werks, die dasselbe durch die veränderte Personalität des Dichters und durch die damit verbundenen mildernden und motivierenden Züge erhalten habe, für das gegenwärtige Publicum verloren gegangen, die allgemeine Wirkung des andern nunmehr auch unterbrochen, dagegen gerade jetzt die Zeit gekommen sei, wo die wahren Freunde der Dichtkunst dieses Schauspiel um so mehr bewundern und sich daran erfreuen könnten, heißt es weiter: „Vorzüglich wünschten wir, daß dieses Schauspiel, verglichen mit andern Meisterstücken des nämlichen Dichters, zum Studium dienen möchte, was Manier heißt, und welcher Unterschied zwischen Manier des jedesmal gewählten Stoffes und Manier des Dichters ist; denn so frei von aller eigenen Manier, die immer, wie schön sie auch sei, dem dargestellten Gegenstande geliehene Individualität des Darstellers bleibt, ist nie ein Dichter gewesen als Goethe: oder vielmehr, die Individualität, die man in seinen Werken wahrnimmt, ist nichts anders als eine fast über die Aufschlüsse der Psychologie erhabene Gabe, sein ganzes Wesen, wie ein Proteus, aber ohne Spuren von Anstrengung oder Gewaltsamkeit, nach dem Erforderniß jedes Gegenstandes umzuformen, jedes Ganze, das seine Phantasie auffaßt, nie anders als in dessen eignem und vollem Lichte zu schauen und darzustellen. Zu dieser, unstreitig am meisten characteristischen Eigenschaft der goetheschen Muse tragen Ruhe, Simplicität und Klarheit im höchsten und strengsten Sinne dieses Worts vorzüglich bei; auch ist es sehr genau damit verbunden, daß, ungeachtet der vielen einzeln schönen, sinnreichen und kräftigen Gedanken in seinen Werken, es keinen Dichter gibt, in welchem man so wenig sogenannte Stellen ausfindig machen könnte, keinen, an welchem man so sehr zu lernen hätte, diese gewöhnliche Klippe der dramatischen Begeisterung zu vermeiden. Darum kann er sogar einem durch die üppige Manier manches vortrefflichen Dichters verwöhnten Geschmack oft seicht und mager scheinen; darum ist die Haltung in seinen Compositionen zu einfach, das Licht darin zu hell für manche Schönheiten, manche außerordentliche Züge, manche kühne Saillien der Phantasie, die uns in andern Dichtern beschäftigen, aufregen und hinreißen können, deren relative Unmöglichkeit aber gerade die Vollkommenheit eines Dichters ausmacht, an welchem alles, Charactere,



„Egmont" und am „Tasso" gemacht, am wenigsten wußte

Situationen und Details, nur zu Einem schönen und innigen Eindruck zusammen harmoniert." Von den frühern Arbeiten Goethe's, in denen „vielleicht ein glücklicher Instinct und das Genie allein dieses Alles am meisten bewirkt" habe, geht H. zu den Werken über, worin der Dichter es nun auf dem Höhepunct seiner Reife mit der letzten Vollendung hervorgebracht, zu „Iphigenie" und „Tasso." In elysischer Klarheit, ganz Seele und Gefühl, werde „Iphigenie" ewig das Ideal des Künstlers sein, begeisternder, weil es unnachgeahmt bleiben werde. „Tasso," das ausgearbeitetste unter allen Werken Goethe's, sei für das Studium wie für den Genuß des Künstlers ein köstliches, in seiner Art einziges Geschenk. Indeß scheine das Interesse an diesem Drama mehr durch die Kunst aufgedrungen als natürlich. „Die Charactere und die Situationen behalten, unter dem zarten Hauch eines miniaturähnlichen Colorits, eine gewisse Unbestimmtheit, die den Eindruck des Ganzen kaum wohlthätig macht, und sie sind, in der innigen und seelenvollen Behandlung, die Goethen eigen ist, ungefähr ebenso auf eine Nadelspitze gestellt, wie manche Charactere und Situationen in Lessings subtiler und sinnreicher Manier" (vgl. Hubers Brief an Körner aus d. J. 1790 in d. sämmtl. W. seit 1802. 1, S. 377 ff.). Diesem „fast bis zur Uebertreibung vollendeten Gemählde" wird „der seltsame Torso, „„Faust,""" gegenüber gestellt. Hier habe der Dichter in dem ganzen Reichthum der gothischen Legende, vom Kindischen (!) bis zum Erhabensten, geschwelgt. Hier wechsle das Verschiedenartigste so grell, und doch durch jenen Instinct von Harmonie so verbunden neben einander ab, als wäre es die große Natur selbst. Hier sei neben den beiden Hauptgestalten, und zwar in Knittelversen, ein weibliches Geschöpf geschildert, „ein albernes alltägliches Gänschen" (!), das nur durch einfache Natur, durch Unschuld und Weiblichkeit die Züge bald einer Madonna, bald einer Magdalena erhalte und, mit dem unglücklichen Opfer seiner erhabenen Triebe in einen Abgrund gestürzt, die tragischen Empfindungen der Rührung und des Schreckens im vollsten Maaße erwecke (vgl. hiermit eine Stelle in Hubers Recension von Klingers Faust, Jen. Litt. Zeit. 1792. 3, Sp. 349 f. oder in den verm. Schr. 2, S. 44, und seinen zwei Jahre früher geschriebenen Brief an Körner in d. sämmtl. Werken seit 1802 rc. 1, S. 389 ff. Ein Urtheil Körners aus derselben Zeit, durch das wir zugleich erfahren, daß Schiller mit dem Faust nicht zufrieden war, findet sich in dem Briefw. mit Schiller 2, S. 193; darnach sollte „der Bänkelsängerton," den Goethe gewählt, „ihn nicht selten zu Plattheiten," wodurch das Werk verunstaltet werde, verleitet haben). In Betreff des „Egmont" erklärt sich H. gegen die schillersche Recension insofern, daß es nicht zu begreifen sei,

man sich in den „Faust“ zu finden und verwarf darin beinahe

welcher mit dem wahren Gesetz der Kunst verwechselten Convenienz zu Liebe Schiller statt des leichtherzigen Helden, welchen Goethe geschildert, den historischen Egmont, einen mit Vater- und Haussorgen bei seinem Unglück beladenen Mann, vorgezogen haben würde. Goethe's Egmont sei ein Gewinnst für die dramatische Kunst, ein Wagstück, das nur dem Geist, der es beschlossen, habe gelingen können, und an welchem die Kritik sich nur belehren solle, weil es die Grenzen ihrer Erfahrungen erweitere. Zu bemerken sei indeß der Abstich zwischen den ersten und den letzten Acten, der plötzliche und fühlbare Uebergang von einer populären, der Natur unmittelbar abgeborgten zu einer lyrischen, schwereren Manier. Auch werde die Erscheinung der mit der Geliebten des Helden identificierten Freiheit im letzten Act immer ein salto mortale bleiben. Nachdem noch die weiblichen Charactere in Goethe's Werken als einer besondern Auszeichnung würdig befunden worden, wird die Recension mit einigen schönen und treffenden Worten zur Characterisierung der Gedichte im letzten Bande der Schriften geschlossen. — Unterdessen war auch schon im J. 1789 von den ersten fünf und in den beiden nächsten Jahren von den übrigen Bänden der Schriften eine weitläuftige Beurtheilung in der neuen Bibliothek d. schönen Wissenschaften rc. erschienen (38, S. 110—171; 39, S. 81—137; 41, S. 62—104; 253—275; 42, S. 185—210). „Die Arbeiten dieses vortrefflichen und originalen Dichters,“ liest man hier, „seien bei seiner ersten Erscheinung im Publicum mit einem Enthusiasmus aufgenommen worden, der bis zur Ausschweifung gegangen. Aus dem zahlreichen Schwarm seiner Nachahmer hätten die meisten ihren ephemerischen Ruhm schon längst überlebt; dagegen würden, so lange noch echtes Genie und wahre Nachbildung der Natur auf Bewunderung rechnen dürften, die meisten von Goethe's Werken gelesen werden. Unter den neuen Stücken (der ersten fünf Bände) verdienten „Iphigenie“ und „Egmont“ vorzügliche Aufmerksamkeit. Diese Iphigenie sei keine Nachahmung der euripideischen, sie sei das Werk eines Geistes, der mit dem Geiste der Alten gerungen und sich ihn eigen gemacht habe, ein Werk voll Einfalt und stiller Größe. Was sodann noch Weiteres darüber gesagt ist, zeugt von einer so verständigen Auffassung der Dichtung, daß dieser Theil der Gesammtrecension, ungeachtet einzelner Schwächen, nur Beifall verdient. Aehnlich verhält es sich mit der Beurtheilung des „Egmont.“ Der Dichter, heißt es hier u. a., der sich vornähme, den (historischen) Character Egmonts zu schildern, so wie er sich in mannigfachen Situationen entwickelt habe, dürfte leicht des einzigen Zweckes, den er haben könnte, für seinen Helden zu interessieren, verfehlen. Nicht so, wenn

eben so viel, als man daran lobte, und ganz auseinander gien=

---

er, wie Goethe gethan, in diesen Character die Ursache einer wichtigen Begebenheit lege; wenn gerade seine Eigenschaften, jene oft unzeitige Fröhlichkeit, Unbesonnenheit und Unbefangenheit seinen Tod bereite. Und aus diesem Gesichtspunct betrachtet, sei nicht zu läugnen, daß sich alle Theile dieses Stücks zu einem vollkommenen Ganzen zusammenschließen. Da sei nichts Müßiges, nichts Zweckloses &c. Was die übrigen Stücke dieser fünf Bände betrifft, so bleiben der „Götz," der „Clavigo," „Erwin und Elmire" und „Claudine von Villa Bella" unbesprochen. Beim „Werther" wird auf die erweiternden Zusätze und Einschaltungen aufmerksam gemacht und deren kunstmäßige Nothwendigkeit hervorgehoben. In „den Mitschuldigen" seien nur einzelne Flecken zu rügen, hingegen der Fonds für ein Lustspiel vortrefflich, die Characterzeichnung meisterhaft, Verwickelung und Auflösung gleich natürlich. In „den Geschwistern" werde man den Verf. des Werther nicht verkennen. In „dem Triumph der Empfindsamkeit" sei echter, treffender und feiner Witz, viel glückliche Laune, viel Phantasie, eine lebhafte Handlung und ein feuriger Dialog. Endlich wird auch „den Vögeln" viel Lob gezollt. Aus einem ganz andern Tone wird aber schon über den „Tasso" gesprochen. Bei vielen einzelnen Schönheiten sei dieses Stück im Ganzen doch mangelhaft; voll feuriger, rührender, erhabener Gedanken, aber ohne Handlung, die diese einzelnen Theile unter Einen Gesichtspunct brächte und die Wirkung in Einem Brennpunct vereinigte. Kein Dichter kenne das Wesen des Romans und des Drama's genauer und inniger als der Verf. des Werther und der Iphigenie. Jener befriedige die strengsten Forderungen der Kritik an einen Roman, diese sei, wenn irgend eine, eine vollkommene Tragödie. Aber im Tasso habe man weder einen Roman, noch ein Trauerspiel, noch überhaupt ein Drama in Aristoteles' Sinn. Dem Rec. scheine dieß Werk nichts anders zu sein, als eine dramatische Schilderung eines Characters, oder vielmehr nur einer besondern Seite desselben unter verschiedenen Gesichtspuncten; eine Reihe von Situationen, eine Folge von Scenen, deren jede für sich einen vorzüglichen Werth hätte, und deren zuweilen drei oder vier ein poetisches Ganzes ausmachten, die aber durch nichts zusammengehalten würden, als höchstens durch eine Leidenschaft, der es an Anfang, Mittel und Ende fehlte. So geht es fort: neben mancher treffenden Bemerkung im Ganzen viel Schiefes und Absurdes, und von der tiefern Bedeutung des Werks und dem innern Verhältniß des Dichters zu ihm auch keine Ahnung. Am ungünstigsten lautet das Urtheil über den Inhalt der letzten Bände. Den Singspielen wird noch mehr Gutes als Uebles nachgesagt, vorzüglich ist „Jery und Bätely" gelobt. Nicht so gut ergeht es dem „Faust." Er ist dem Rec.

gen die Urtheile über den Werth der „vermischten Gedichte."

„eigentlich eine Hand voll Scenen aus einem Ganzen, dessen Erscheinung das Publicum dem Ansehen nach vergebens erwartet hat." Manche Scene sei jetzt räthselhaft, manche „durchaus unverdaulich." Keiner einzigen zwar fehle es ganz an glücklichen Gedanken, an feinen Bemerkungen und satirischen Blicken; aber die Wirkung derselben werde nicht selten „durch die dunkle, unverständliche und incorrecte Sprache gehemmt." Mehr als eine Scene sei meisterhaft angelegt, mehrere trefflich mit einander verbunden; die Intrigue mit Gretchen, welche Fausten ganz zum Buben mache, mit Meisterhand geführt, ohne Zweifel das interessanteste Stück des ganzen Fragments, und sie würde einen Anspruch auf Vollendung haben, wenn das abgeschnitten würde, was die Delicatesse eines jeden Lesers beleidigen müsse und auch selbst in dem hans-sachsischen Stile mißfalle. „Nein!" ruft sodann der Rec. aus, „Plumpheit, wenn auch noch so energisch, kann niemals poetisch sein. Ausdrücke und Handlungen, wie sie in der an sich schon widrigen Hexenküche, bei dem Studentengelag in Auerbachs Hof und noch an andern Stellen vorkommen, können nur den Pöbel vergnügen, der keinen Witz kennt, als der sich um schmutzige Bilder dreht und in ungesitteten Ausdrücken herrscht. Licenzen dieser Art werden kaum durch die größten Schönheiten gut gemacht" 2c. (So fand auch Heyne, wie er seinem Schwiegersohn G. Forster 1792 schrieb [Forsters Briefw. 2, S. 151], in dem Faust neben schönen Stellen Dinge, die nur der in der Welt habe schreiben können, „der alle Andern neben sich für Schafsköpfe ansah"). Endlich kommen, um hier nur noch das am meisten Characteristische dieser Recension zu berühren, die kleinen „Gedichte" im 8. Bde an die Reihe. Mit ihnen glaubt der Rec. am wenigsten zufrieden sein zu können. „Nicht als wenn es ihnen ganz an Verdiensten fehlte, aber doch nur wenige haben die Vollendung erhalten, die man, ohne unbillig zu sein, von einem kleinen Kunstwerk fordern darf. Hier ist es mit der rohen Darstellung einer Idee oder Empfindung nicht gethan. Den allermeisten kleinen Poesien Goethe's fehlt es bald in dem Stoff, bald in der Einkleidung. Einige derselben drücken Empfindungen aus, welche die Mühe der Versification nicht belohnten. In andern ist die Empfindung dunkel und räthselhaft; noch andern fehlt es wenigstens hin und wieder an Bestimmtheit, Klarheit und Angemessenheit des Ausdrucks. Unwillig scheint der Dichter die Fesseln des Silbenmaaßes und Reims zu tragen; selten bewegt er sich in denselben mit Leichtigkeit; oft wirft er sie ganz weg, und diese Bequemlichkeit ist die Ursache, daß mancher schöne Gedanke, manche zarte Empfindung der Kraft beraubt ist, mit der er gewirkt haben würde, hätte der Dichter das Mechanische der Poesie mehr in sei-

Es mußten daher erst mehrere Jahre vergehen und von andern

---

ner Gewalt gehabt. Manche von diesen Gedichten sind noch in der leidigen, ehemals sogenannten Volksmanier." Als Probe plattester Poesie wird das „Heidenröslein" angeführt, und so werden noch an andern Stücken vermeintliche Incorrectheiten, an denen mehr oder weniger die meisten dieser Gedichte leiden sollen, aufgestochen, so daß der Schluß dieser ganz verständig anhebenden Beurtheilung aller 8 Bände der Schriften sich ins völlig Alberne verläuft. — Endlich berichtete 1792 auch die allg. deutsche Bibliothek über Goethe's Schriften. Nachdem schon Bd. 106, 1, S. 148 von Knigge das Singspiel „Scherz, List und Rache," mit Lob, aber ganz kurz angezeigt worden, lieferte Eschenburg Bd. 110, 2, S. 311 ff. im ersten Hauptartikel eine Recension aller acht Bände, die von anständiger Haltung war und wenn auch keineswegs von Tiefblick, doch von einem meist besonnenen Urtheil und einem gebildetern Geschmack zeugte. Um hier das über die ältern Werke Gesagte ganz zu übergehen und auch von den Urtheilen über die neuen nur diejenigen zu berühren, welche diese Recension besonders characterisieren, so wird die „Iphigenie" als ein Meisterstück bezeichnet, das allein schon hinreichend wäre, dem Verf. den gerechtesten Ruhm eines ganz mit dem echten Geiste des griechischen Alterthums genährten Dichters zu sichern. Alles gebe diesem Schauspiel einen so hohen Werth, daß man es ohne Bedenken für die glücklichste Nachbildung des herrlichen Trauerspiels dieses nämlichen Inhalts von Euripides halten und dabei doch mehr Wetteifer als eigentliche Nachahmung erkennen müsse. Goethe habe fast alles, Charactere, Handlung, Umstände und Aufschluß, anders als der griechische Dichter eingeleitet und behandelt; Kunstrichter, Leser und Zuschauer müßten hier noch größere Befriedigung finden; vornehmlich sei die Wendung des Ausganges glücklicher. (Welcher Art indeß die Aufnahme war, welche die Iphigenie beim Publicum fand, erfahren wir von einem andern Mitarbeiter an dieser Zeitschrift, von Schatz, in der Anzeige einer englischen Uebersetzung der Iphigenie, n. allg. d. Bibl. 9, 1, S. 192 ff. Dieses Meisterwerk Goethe's sei nämlich in Deutschland von dem großen Publicum mit einem Kaltsinn aufgenommen worden, der ganz unerklärlich sein würde, wenn man nicht wüßte, wie seine jetzigen dramatischen Günstlinge seit einigen Jahren mit dem besten Erfolge daran gearbeitet hätten, dem Geschmack desselben eine Richtung zu geben, worin es für zarte und einfache poetische Schönheiten ganz gefühllos habe werden müssen). „Egmont" habe überall die herrlichsten Spuren des erfinderischen Geistes unsers Dichters, seiner innigsten Herzenskenntniß und seiner oft ganz shakspeareschen, oft mehr als shakspeareschen, oder vielmehr ganz originalen Kunst, wenn

Seiten her noch ganz andere Umstände hinzutreten, bevor diese Werke von classischer Vollendung in ihrem eigentlichen Werthe allgemeiner anerkannt wurden und im Verein mit spätern großartigen Schöpfungen Goethe's andere bedeutende Talente entweder neu anregten oder auch erst weckten, ihm in seinem künstlerischen Streben nachzueifern und dahin mitzuwirken, daß unsere Dichtung, besonders die dramatische, in formeller Hinsicht ihrer Verwilderung entrissen und zugleich mit einem höhern und edlern Gehalt erfüllt würde, als der war, an welchem man sich damals meistentheils genügen ließ. Es darf jedoch nicht verhehlt werden, daß Goethe's eigenes Verhalten im Anfange der Neunziger, das mehrere seiner wärmsten und auch

---

auch dem scharfsinnigen Kunstrichter in der allg. Litt. Zeitung (Schiller) fast in allem beigepflichtet werden müßte. Zum eigenthümlichen Verdienst gereiche dem Verf. „der treffliche" und, so viel der Rec. wisse, „noch von keinem Dichter so tief genommene Eindrang in die Politik und in die feinsten Verhandlungen derselben." „Torquato Tasso" biete ungemein viel von echter Geistesnahrung für den Leser; doch sei zu bezweifeln, daß das Stück auch bei der Aufführung wirken werde, da es weit mehr Gespräch als Handlung enthalte. „Faust" scheine schon in seiner Anlage nur zum Fragment bestimmt gewesen zu sein. Roh und wild sei alles hingeworfen; starke und auffallende Züge wechseln mit manchen doch allzu sorglos unbearbeitet gelassenen ab; man sehe jedoch bald, daß es so habe sein sollen, und wer sei berechtigt, dem Eigensinn und dem Umherstreifen des phantasiereichen Dichters Gesetze vorzuschreiben? Und zuletzt die „vermischten Gedichte:" eine herrliche Bereicherung des deutschen Liedervorraths, vornehmlich der echten Volkspoesie, worin der Verf. so ganz original und meistens so äußerst glücklich sei. Auch in den kleinen epigrammatischen Stücken im griechischen Geschmack, so wie in den hier und da eingestreuten Gnomen, die wohl so gut, als die pythagorischen, goldene Sprüche heißen könnten, finde Herz und Phantasie reiche und erquickende Nahrung. — Vgl. außer den im Vorhergehenden mitgetheilten Urtheilen über Iphigenie und Tasso auch noch Manso „Ueber einige Verschiedenheiten in dem griechischen und deutschen Trauerspiel," im 2. Th. der Nachträge zu Sulzer (aus d. J. 1793) S. 235; 264 ff; 275 ff. —

kunstverständigsten Verehrer an ihm irre machte, [f]) mit daran Schuld war, daß jener Zeitpunct sich noch so weit hinausschob. Er hatte sich in Italien so sehr in die Natur des Südens und in die antike Kunst eingelebt, sich unter den dortigen Umgebungen so glücklich gefühlt, daß er nach seiner Rückkehr sich nicht so bald wieder an die heimische Natur gewöhnen, unter den heimischen Verhältnissen zurecht finden konnte. [g]) Er sehnte sich fortwährend nach jenem Lande zurück und gieng, da er dießmal seine Reise nicht weiter auszudehnen vermochte, 1790 wenigstens nochmals nach Venedig. Bei der ausschweifenden Vorliebe für das, was er hatte verlassen müssen, suchte er es sich daher durch fortgesetzte Kunst- und Naturstudien theils zum Nachgenuß zu vergegenwärtigen, theils zu ersetzen, [h]) während er alles, was ihm das Vaterland an geistigen Gütern hätte bieten können, und was es an geschichtlichen Erinnerungen, an Bildung, Kunst und Lebenseigenthümlichkeiten besaß, mißlaunig von sich fern hielt oder ungerecht herabsetzte. [i]) In der

f) J. G. Forster; vgl. Anm. m. — g) Werke 58, S. 115 f. „Aus Italien, dem formreichen, war ich in das gestaltlose (!) Deutschland zurückgewiesen, heiteren Himmel mit einem düsteren zu vertauschen; die Freunde, statt mich zu trösten und wieder an sich zu ziehen, brachten mich zur Verzweiflung. Mein Entzücken über entfernteste, kaum bekannte Gegenstände, meine Leiden, meine Klagen über das Verlorne schien sie zu beleidigen, ich vermißte jede Theilnahme, niemand verstand meine Sprache. In diesen peinlichen Zustand wußte ich mich nicht zu finden, die Entbehrung war zu groß, an welche sich der äußere Sinn gewöhnen sollte" rc. Vgl. auch 60, S. 252 ff. — h) Die bildende Kunst, zumal die der Alten, blieb immer ein Hauptgegenstand seines Interesse und seiner Studien, vornehmlich wieder seit der Zeit, wo er H. Meyer in seine unmittelbarste Nähe gezogen hatte (vgl. 31, S. 41); demnächst die Natur. Als er 1790 aus Venedig zurückgekehrt war, schrieb er an Knebel (Briefw. mit ihm 1, S. 96): „Mein Gemüth treibt mich mehr als jemals zur Naturwissenschaft, und mich wundert nur, daß in dem prosaischen Deutschland noch ein Wölkchen Poesie über meinem Scheitel schweben bleibt." — i) Strich bei

allerersten Zeit fühlte er sich indeß unter den innern Nachwirkungen der in Italien empfangenen Eindrücke noch immer dichterisch genug gestimmt, seinen Tasso zu vollenden. Nun aber gesellte sich zu dem Verdruß über die geringe Empfänglichkeit des deutschen Publicums für dieses Werk, so wie für die übrigen Dichtungen, die in den letzten Jahren von ihm ausgeführt waren, auch noch das Schreckbild der französischen Revolution. Viele andere hervorragende Geister in Deutschland erblickten darin den Beginn einer neuen, glücklichen Epoche für die Menschheit; ihn dagegen, dem bei seinen stillen Beschäftigungen vor

seinem Eintritt in Italien hatten ihn schon Palladio's Bauwerke begeistert, und als er in Venedig ein Stück des Gebälkes von einem antiken Tempel im Abguß gesehen hatte, das ihn an einen lange vorher in Manheim gesehenen Abguß eines Säulencapitäls aus dem Pantheon erinnerte (26, S. 87.), schrieb er — der einst von der Herrlichkeit und Erhabenheit deutscher Baukunst so schön und mit solchem Feuer gesprochen hatte — nach Weimar (27, S. 137): „Das ist freilich etwas anders als unsere kauzenden, auf Kragsteinlein übereinander geschichteten Heiligen der gothischen Zierweisen, etwas anders als unsere Tabackspfeifen-Säulen, spitze Thürmlein und Blumenzacken; diese bin ich nun, Gott sei Dank, auf ewig los!" Verkannte er doch 1790 die Trefflichkeit unserer Sprache in dem Grade, daß er damals schreiben und später drucken lassen konnte (1, S. 355): „Nur ein einzig Talent bracht' ich der Meisterschaft nah: Deutsch zu schreiben. Und so verderb' ich unglücklicher Dichter In dem schlechtesten Stoff leider nun Leben und Kunst." Ich werde einen vielfach wohlthätigen Einfluß Italiens auf Goethe's künstlerische Bildung damit noch nicht abgeläugnet, noch dem, was ich oben darüber gesagt, widersprochen haben, wenn ich die Fragen und Bemerkungen beistimmend wiederhole, die Tieck, als er des Dichters italienische Reise gelesen hatte, an Solger richtete (Solgers nachgel. Schriften 1, S. 486 f.): „Ist es Ihnen nicht aufgefallen, wie dieses herrliche Gemüth eigentlich aus Verstimmung, Ueberdruß sich einseitig in das Alterthum wirft und recht vorsätzlich nicht rechts und nicht links sieht? Und nun, — ergreift er denn nicht auch so oft den Schein des Wirklichen statt des Wirklichen? — Darf er, weil sein überströmendes junges Gemüth uns zuerst zeigte, was diese Welt der Erscheinungen um uns sei, die bis auf ihn unverstanden war, — darf er sich, bloß weil er es verkündigt, mit einer Art vornehmer Miene davon ab-

allem an Erhaltung der öffentlichen Ruhe und an gesicherten Zuständen lag, und der das Heil der Menschheit und die Fortschritte der Gesittung anderswoher erwartete als aus dem gewaltsamen Umsturz des Bestehenden, ihn erfüllte die Revolution

---

wenden und unfromm und undankbar gegen sich und gegen das Schönste sein? Und wahrlich doch nur, weil alles in ihm, wie in einem Dichter so leicht, noch nicht die höchste Reife und Ruhe erlangt hatte, weil seine Ungeduld eine Außenwelt suchte und nur das geträumte Alterthum ihm als die gesuchte Wirklichkeit erschien. — Ich nenne es geträumtes, weil gerade Goethe in jener, selbst der schönsten, Zeit in scharfer Opposition mit Religion und Sitte und Vaterland würde gewesen sein. Er vergißt um so mehr, daß unsere reine Sehnsucht nach dem Untergegangenen, wo keine Gegenwart uns mehr stören kann, diese Reliquien und Fragmente verklärt und in jene reine Region der Kunst hinüberzieht. Diese ist aber auch niemals so auf Erden gewesen, daß wir unsere Sitte, Vaterland und Religion deshalb gering schätzen dürften." (Vgl. auch Schlossers Gesch. d. 18. Jahrh. 7, 1, S. 132 f.). Wie wäre es übrigens möglich gewesen, daß Goethe sich ein ganz unbefangenes, geschweige ein vollkommen richtiges Urtheil über das innerste Wesen und die Bedeutung der Kunst und der Poesie bei den Alten, so wie über ihr mustergebendes Verhältniß zur Neuzeit gebildet und die Wurzeln, aus denen sie erwachsen, bis in den tiefsten Grund für sein geistiges Auge aufgedeckt hätte, da er nur immer vorzugsweise darüber zu klaren Begriffen zu gelangen suchte, wie beide sich zur Natur und zu den absoluten Gesetzen des Schönen verhielten, dagegen bei seiner bekannten Abneigung gegen alle eigentlich geschichtlichen Studien nie, oder wenigstens nicht gründlich genug, darnach forschte, wie die bildende und die poetische Kunst der Griechen aus dem ganzen, so eigenthümlichen Leben des Volks hervorgiengen, einem Leben, das durch unendlich viele, uns Neuern und namentlich uns Deutschen abgehende climatische, religiöse, politische, sociale rc. Verhältnisse bedingt war, mit denen die Entwickelung der einen wie der andern durch tausend Fäden zusammenhieng! Denn die wahrhaft historische Erkenntniß der uns aufbewahrten Denkmäler antiker Kunst und Poesie kann und muß zwar durch die auf die Natur zurückgehende und durch die ästhetische Betrachtungsweise ergänzt werden, sie darf aber nie vor diesen zu sehr zurücktreten, und unsere größten Dichter und Künstler würden gewiß vor manchen Mißgriffen und Verirrungen bewahrt worden sein, wenn sie sich, wo sie den Alten nachzueifern suchten, mehr darum bemüht hätten. —

mit Entsetzen und Abscheu. Dadurch gerieth er mehr als durch alles Andere eine Zeit lang in einen starken Widerstreit mit seiner Zeit und mit den Neigungen und Hoffnungen vieler unter seinen Landsleuten. Natürlich konnten da auch dichterische Erfindungen, die aus dem Grunde einer so tiefen Verstimmung, wie seine Auffassung jener außerordentlichen Weltbegebenheit sie mit sich brachte, zunächst hervorgiengen, damals schon ihres Inhalts wegen keinen großen Beifall finden, hätte darin auch für das, was an jenem mißfiel, die Kunst der Composition und Darstellung den vollständigsten Ersatz gewährt. Allein da diejenigen, die er vor der Mitte der Neunziger vollendete und veröffentlichte, die beiden in Prosa abgefaßten Lustspiele „der Groß-Cophta" k)

k) Der vorgebliche Graf Cagliostro, der eine Zeit lang in mehrern Ländern Europa's die Rolle eines Magiers so geschickt zu spielen verstand, hatte aus der Ferne schon früh Goethe's Aufmerksamkeit auf sich gezogen, sich ihm aber auch eben so bald sehr verdächtig gemacht (vgl. die Briefe an Lavater aus d. J. 1781, S. 120; 131). Als dann 1785 von Paris aus die berüchtigte Halsbandgeschichte bekannt wurde, in die Cagliostro mit verwickelt war, erschreckte dieselbe Goethen „wie das Haupt der Gorgone." Die furchtbaren Ahnungen, die dieses Ereigniß in ihm hervorrief, trug er mit sich nach Italien und brachte sie noch geschärfter zurück. Cagliostro's Prozeß hatte er mit großer Aufmerksamkeit verfolgt und sich deshalb in Sicilien um Nachrichten von ihm und seiner Familie bemüht (vgl. den Briefw. mit F. H. Jacobi S. 131). Mit dem Ausbruch und dem Fortgang der französischen Revolution sah er jene Ahnungen in Erfüllung gehen. Um sich nun einigen Trost und Unterhaltung zu verschaffen, suchte er diesem Ungeheuern eine heitere Seite abzugewinnen; er beschloß zu dem Ende, die Halsbandgeschichte dramatisch, und zwar als Oper in rhythmischer Form zu bearbeiten. Mehrere Partien kamen auch wirklich zu Stande, und ein Componist war auch schon in dem Capellmeister Reichardt gewonnen. Allein diese Arbeit gerieth in Stocken, und um nicht alle Mühe zu verlieren, machte der Dichter daraus ein prosaisches Lustspiel (vgl. 30, S. 267 ff; 31, S. 10 f.). „Der Groß-Cophta" erschien im ersten Bande von „Goethe's neuen Schriften," (und einzeln) Berlin 1792. 8. (An dieses Stück schloß sich „des Joseph Balsamo, genannt Cagliostro, Stammbaum. Mit einigen Nachrichten von seiner in Palermo noch lebenden Familie" [zum größten

und „der Bürgergeneral,“ 1) eben so wenig von Seiten der künstlerischen Ausführung, wie rücksichtlich der gewählten Ge-

---

Theil wieder abgedruckt in den Werken 28, S. 129 ff.]. Außerdem enthielt dieser Theil noch „das römische Carneval,“ welches bereits 1789 einzeln mit Kupfern zu Berlin gr. 4. erschienen war). — 1) Ueber die Stimmung, in der sich Goethe befand, als er dieses kleine Stück schrieb, berichtet er in seinen Tag- und Jahresheften (31, S. 24): „Einem thätigen productiven Geiste, einem wahrhaft vaterländischgesinnten und einheimische Litteratur befördernden Manne wird man es zu Gute halten, wenn ihn der Umsturz alles Vorhandenen schreckt, ohne daß die mindeste Ahnung zu ihm spräche, was denn besseres, ja was anderes daraus erfolgen solle. Man wird ihm beistimmen, wenn es ihn verdrießt, daß dergleichen Influenzen sich nach Deutschland erstrecken, und verrückte, ja unwürdige Personen das Heft ergreifen. In diesem Sinne war „der Bürgergeneral“ geschrieben“ (vgl. auch 30, S. 269 f.). Gedruckt, mit dem Beisatz auf dem Titel: „Zweite Fortsetzung der beiden Billets.“ Berlin 1793. 8. „Die beiden Billets“ nämlich, von Ant. Wall nach dem Französ. des Florian bearbeitet (in Dyks kom. Theat. d. Franzosen für d. Deutschen, vgl. S. 1649, Anm. 2, *a*), hatten von demselben schon eine erste Fortsetzung erhalten, „der Stammbaum,“ Leipzig 1791. 8. Vgl. dazu den Briefw. mit F. H. Jacobi S. 160. — Von zwei andern im J. 1793 entworfenen Dichtungen, die durch ihren Inhalt ebenfalls in nahem Bezuge zu den Folgen stehen, welche die französische Revolution für die deutschen Zustände hatte, und die in ähnlichem Sinn, wie „der Bürgergeneral“ geschrieben sind, führte Goethe die eine, „die Aufgeregten, ein politisches Drama in fünf Acten,“ in diesem und dem nächsten Jahre nur theilweise, die andere, wenn sie auch nur „ein fragmentarischer Versuch“ blieb, die „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten“ (der Form nach eine Art Nachbildung von Boccaccio's Decameron oder von Tausend und einer Nacht) 1793—95 wenigstens bis zu dem ihr gegebenen Schluß ganz aus. (Diese erschienen in Schillers Horen, Jahrg. 1795, die immer unvollendet gebliebenen „Aufgeregten“ dagegen erst 1817 im 10. Bande der Ausg. von Goethe's Werken, Stuttg. und Tübingen 1815 ff. Vgl. Werke 30, S. 271 und Riemer, Mittheil. 2, S. 600 ff.) Auch die Bearbeitung des „Reineke Vos“ in hochdeutschen Hexametern, an die Goethe gleichfalls 1793 gieng, unternahm er, um sich seines Verdrusses über die politisch-revolutionären Bewegungen der Zeit zu entschlagen. Indem er „die ganze Welt für nichtswürdig erklärte,“ kam ihm „durch eine besondere Fügung“ die alte Dichtung in die Hände; er erheiterte sich durch den Einblick in diesen „Hof- und Regentenspiegel“ und übte sich bei der Bearbeitung „dieser

genstände mit seinen letzten dramatischen Werken den Vergleich aushielten, so mußten sie selbst den einsichtsvollern und unbefangenern Theil des Publicums kalt lassen; bei denjenigen aber, welche die Ereignisse in Frankreich und ihre Einflüsse auf Deutschland mit andern Augen ansahen als der Dichter, sogar die Wirkung jener Meisterwerke, wenn auch nicht aufheben, doch mehr oder weniger schwächen. m) — Wie wenig Nachfolge

unheiligen Weltbibel" zugleich in den Gebrauch des deutschen Hexameters ein (vgl. 30, S. 272 f; 31, S. 22 und Briefw. mit F. H. Jacobi S. 156.). Der „Reineke Fuchs" erschien als zweiter Band der „neuen Schriften," Berlin 1794. 8. — Außer dem Groß-Cophta und dem Bürgergeneral wurden in den Jahren 1791—94 von eigenen poetischen Sachen Goethe's nur noch einige Kleinigkeiten gedruckt: einige Sinngedichte, eine Elegie, ein Bühnen-Prolog und zwei Bühnen-Epiloge in den Jahrgängen 1791 und 92 der in Berlin herausgegebenen deutschen Monatsschrift, und ein Lied in Ewalds „Urania für Kopf und Herz," Hannover 1793. 8. Vgl. Hirzels Verzeichniß einer Goethe-Bibliothek S. 28—30). — m) Goethe hat später selbst bekannt (30, S. 267 ff.), er habe sich beim „Groß-Cophta" im Stoff vergriffen, oder vielmehr seine innere sittliche Natur sei von einem Stoffe überwältigt worden, dem allerwiderspenstigsten, um dramatisch behandelt zu werden. „Eben deswegen," fährt er fort, „weil das Stück ganz trefflich (von der neuen Schauspielergesellschaft in Weimar) gespielt wurde, machte es einen um desto widerwärtigern Effect. Ein furchtbarer und zugleich abgeschmackter Stoff, kühn und schonungslos behandelt, schreckte jederman, kein Herz klang an; die fast gleichzeitige Nähe des Vorbildes ließ den Eindruck noch greller empfinden; und weil geheime Verbindungen sich ungünstig behandelt glaubten, so fühlte sich ein großer respectabler Theil des Publicums entfremdet, so wie das weibliche Zartgefühl sich vor einem verwegenen Liebesabenteuer entsetzte." Auch „der Bürgergeneral," nicht minder trefflich gespielt, habe die widerwärtigste Wirkung hervorgebracht, selbst bei Freunden und Gönnern, die darum auch behauptet hätten, er wäre gar nicht der eigentliche Verfasser des Stücks (30, S. 270 f; vgl. dagegen den Briefw. mit F. H. Jacobi S. 165. Wir erfahren hier auch, und noch bestimmter S. 160, daß wenigstens Jacobi den Bürgergeneral beifällig aufgenommen hatte). — Unter den mir bekannt gewordenen Recensionen über den Groß-Cophta gibt die von L. F. Huber in der Jen. Litt. Zeit. 1792. 4, Sp. 287 f. (Hubers verm. Schr. 2, S. 110 ff.), so kurz und verblümt sie ist, doch deutlich genug zu verstehen, daß Goethe

Goethe auf dem Wege, den er seit 1786 eingeschlagen hatte, bis zur Mitte der Neunziger fand, ergibt schon ein flüchtiger

in diesem Lustspiele nichts weniger als ein Werk geliefert habe, wie es von ihm erwartet werden konnte. Eschenburg erkennt in der n. allg. d. Bibl. 5, S. 293 ff. an, die Täuschungen Cagliostro's und die Charactere der Personen in der Halsbandgeschichte seien so lebendig und treffend dargestellt, daß man darin die Hand des berühmten Meisters in der dramatischen Kunst nicht vermissen werde: besonders sei darin überall die Herzenskunde des Verf. sichtbar. Gleichwohl werde diese mehr zum Lesen als zur Vorstellung geeignete Arbeit für kein Meisterwerk Goethe's gelten können. Viel ungünstiger lautet das Urtheil des Berichterstatters in der n. Bibl. d. schön. Wiss. 54, S. 56 ff. Den stärksten Tadel hat aber G. Forster, nicht in einer Recension, sondern in zwei Briefen an Fr. H. Jacobi und in einem an Heyne ausgeschüttet (Forsters Briefw. 2, S. 142 ff; 168). Goethe, schreibt er in dem ersten an Jacobi, habe ihm das schon lange und mit einiger Emphase angekündigte Stück zugeschickt. „Wir waren sehr darauf gespannt, hatten lange, lange kein gutes Buch gelesen. Ich that einen Sprung, als ich das Petschaft aufriß und sah, daß es der Groß-Cophta war. Und nun! o what a falling-off was there! Dieses Ding ohne Salz, ohne einen Gedanken, den man behalten kann, ohne eine schön entwickelte Empfindung, ohne einen Character, für den man sich interessiert, dieser platte hochadelige Alltagsdialog, diese gemeinen Spitzbuben, diese bloß höfische Königin — Ich habe die Wahl zwischen dem Gedanken, daß er die Leute in Weimar, die ihn vergöttern, zum Besten hat haben, hat sehen wollen, wie weit die dumme Anbetung gehen könne, und dabei das Publicum zu sehr verachtet, um es auch nur mit in Anschlag zu bringen, — und dann, daß der Erzbischof von Sevilla im Gilblas hier wieder leibhaftig vor uns steht." Und in dem zweiten: „Die altgriechische, aristophanische Deutlichkeit (alias Plattheit) ist wohl zuverlässig das Modell, welches dem Verf. vorgeschwebt hat. Allein die Scherze des Histrionen hatten wenigstens ihre Beziehung auf die Zeitgenossen und würzten sein Drama mit bitterer Satire; was hat der Groß-Cophta zum Ersatz?" In dem Briefe an Heyne heißt es u. a. „Ist es möglich, auch dieser Mann hat sich so überleben können? Oder ist das eine Art, über die dumme Vergötterung, die manche ihm zollen, und über die Unempfänglichkeit des Publicums für die Schönheiten seines Egmont, seines Tasso und seiner Iphigenie seinen Spott und seine Verachtung auszulassen?" — „Der Bürgergeneral" war ohne den Namen des Verfassers erschienen, alle Welt schrieb ihn jedoch gleich Goethen zu. Von den Urtheilen darüber in der n. allg. d. Bibl.

Ueberblick der bedeutendern oder wenigstens bemerkenswerthern Werke, die während dieser Zeit von andern Dichtern in den beiden großen Gattungen entweder erst hervorgebracht oder aufs neue bearbeitet und von der damaligen Kritik auch mit mehr oder weniger Auszeichnung aus der Alltagslitteratur herausgehoben wurden. Im Drama sah es am schlechtesten aus. Die deutsche Bühne, in deren Herrschaft sich Iffland und Kotzebue theilten, und von der daher auch noch lange genug die dramatischen Meisterwerke aus Goethe's zweiter Periode so gut wie ganz ausgeschlossen blieben,[n]) wurde nicht eher wieder mit einem eigentlichen Kunstwerk bereichert, als bis Schiller mit seinem „Wallenstein" hervortrat. Von den Trauerspielen Klingers, welche im Anfang der Neunziger erschienen, zeichneten sich zwar einige vor den übrigen gleichzeitigen durch sittliche Würde und einen gediegenern Gedankengehalt aus, waren aber weit mehr Einkleidungen politischer Lehrsätze in die dramatische Prosaform als schöne, sinnlich belebte Gebilde einer nach rein künstlerischen Absichten schaffenden Dichterphantasie, und sind auch wohl niemals für die Aufführung geeignet befunden worden. [o]) In

---

17, 1, S. 271 (von Eschenburg) und in der Jen. Litt. Zeit. 1796. 2, S. 342 f. ist das erste mehr lobend, das andere mehr tadelnd, keins aber besonders characteristisch, noch von einiger Bedeutung. — n) Die Iphigenie nach dem Druck von 1787 wurde zuerst im Mai 1802 zu Weimar aufgeführt, sodann, auch noch vor Ablauf des Jahres, in Berlin (Düntzer, d. drei ältesten Bearbeitungen von Goethe's Iphigenie S. 162 ff.); der Egmont betrat zwar schon 1791 die Bühne, machte aber in Weimar einen so wenig günstigen Eindruck, daß der Dichter dieses Stück vor der Hand ganz bei Seite legte, und erst seit dem J. 1796 faßte es in Schillers Bearbeitung festern Fuß auf den deutschen Theatern (Düntzer, Goethe's Götz und Egmont S. 385 ff.); die erste Vorstellung des Tasso endlich fand nicht eher als im J. 1807 Statt (Goethe's Werke 32, S. 3 f.). — o) Diese Stücke waren „Aristodymos" (so in der ersten Ausgabe, später verbessert in „Aristodemos," 1787), „Damokles" (1788) und „Medea auf dem Kaukasos" (1790,

der erzählenden Gattung begegnen uns von Werken in gebundener Rede nur die Rittergedichte von Joh. Bapt. von Alxinger p)

---

die Fortsetzung der schon 1786 geschriebenen „Medea in Korinth," oder „das Schicksal," welche zuerst das Jahr darauf im dritten Theil seines „Theaters" erschien). Die beiden ersten ließ er mit einigen andern, weniger bemerkenswerthen dramatischen Sachen in seinem „neuen Theater," St. Petersburg und Leipzig 1790. 2 Thle 8., das dritte, zusammen mit einer neuen Auflage der „Medea in Korinth," St. Petersburg und Leipzig 1791. 8. drucken und nahm sodann alle vier in den zweiten Band der „Auswahl aus seinen dramatischen Werken," Leipzig 1794. 2 Thle 8. auf. (Sie sind auch in seinen sämmtlichen Werken zu finden.) Beurtheilungen derselben lieferten die Jen. Litt. Zeitung 1791. 1, Sp. 330 ff. und 4, Sp. 657 ff. (beide von L. F. Huber, vgl. verm. Schriften 2, S. 17 ff; 35 ff. Am merkwürdigsten ist hier, daß von dem „Damokles" gesagt wird, Recens. stelle dieses Drama an die Spitze aller klingerschen und unter die Meisterwerke unserer Dichtkunst überhaupt; ich wenigstens begreife nicht, wie so etwas aus Hubers Feder kommen konnte, selbst wenn ich allem Andern beizustimmen geneigt wäre, was in dem Vorhergehenden an dem Stück gerühmt ist) — und in der n. allg. d. Bibl. 17, 1, S. 267 ff. (von Manso; vgl. auch Schatz in d. allg. d. Bibl. 109, 2, S. 423 ff.). — p) Geb. 1755 zu Wien, wurde von seinem Lehrer, dem berühmten Numismatiker Eckhel, gründlich in den alten Sprachen unterrichtet, studierte in seiner Vaterstadt die Rechtswissenschaft und wurde dann ebendaselbst Hofagent. Da er frühzeitig durch ein ererbtes Vermögen in eine unabhängige Lage kam, so benutzte er seine amtliche Stellung viel mehr dazu, Dürftigen seinen rechtlichen Beistand zu leisten als Geld zu verdienen. 1794 wurde er von dem Director des kaiserlichen Hoftheaters bei demselben als Secretär angestellt und zwei Jahre darauf als solcher vom Hofe bestätigt und mit einem anständigen Jahrgehalt bedacht. Unter den Wiener Schriftstellern seiner Zeit hatte er vielleicht die ausgebreitetesten Verbindungen in der deutschen litterarischen Welt; seit 1791 war er auch Mitarbeiter an der Jenaer allgem. Litteraturzeitung. Er starb 1797. Wir haben von ihm „Doolin von Mainz. Ein Rittergedicht in zehn Gesängen." Leipzig 1787. 8. (neue und sehr verbesserte Aufl. 1797), dessen Stoff er dem nach der Bibliothèque des Romans gefertigten Auszuge eines altfranzösischen Romans (vgl. F. W. V. Schmidt in d. Wien. Jahrb. d. Litt. Bd. 31, S. 125 f.) in Reichards Bibliothek der Romane 4, S. 54 ff. entlehnte (über die Hülfsmittel, die er zu den drei letzten Gesängen benutzte, vgl. die Vorrede zur zweiten Aufl. S. XVIII f.); und „Bliomberis. Ein Rittergedicht in zwölf Gesängen." Leipzig 1791. 8.,

und Fr. Aug. Müller,[q]) die sich in ihren Gegenständen und in ihren Formen zunächst an Wielands Oberon und an v. Nicolay's Bearbeitungen einzelner Stücke aus italienischen Epikern [r]) anschließen, aber ihrem poetischen Werthe nach hinter dem einen unendlich weit zurückgeblieben sind und auch die

für dessen Inhalt Florians gleichnamige Novelle die unmittelbare, die Bibliothèque des Romans die mittelbare Quelle war (nach dieser ist der Auszug in Reichards Bibl. d. Romane 8, S. 7 ff; vgl. F. W. V. Schmidt a. a. O. 29, S. 126). Ueber die metrische Form beider Gedichte vgl. S. 1121, Anm. o, 1; Beurtheilungen in den kritischen Zeitschriften sind angegeben bei Jördens 1, S. 43; 5, S. 711 f. (vgl. auch 6, S. 552 f.); über andere poetische Werke Alxingers s. Jördens 1, S. 38 ff. Seine „sämmtlichen Schriften" erschienen Wien 1812, 10 Bde 8. — q) Geb. 1767 in Wien, studierte Philosophie und beschäftigte sich dann mit wissenschaftlichen und dichterischen Arbeiten. (So nach den gewöhnlichen Angaben; dagegen soll er nach einem Briefe in dem Buch „Zur Erinnerung an F. L. W. Meyer" 1, S. 314 ein Schweizer gewesen und in Berlin gebildet worden sein, und gewiß ist es sowohl nach diesem Briefe, wie nach einem andern von Bürger in demselben Buch 1, S. 338, daß Müller in Göttingen studierte und im Frühjahr 1790 ein Zuhörer Bürgers war.) Im Anfang der Neunziger scheint er nach Erlangen gegangen zu sein, wenigstens hielt er sich dort schon zu Ostern 1793 auf (vgl. die Unterschrift der Nachrede zu „Adelbert dem Wilden"); vier Jahre später habilitierte er sich an der Universität als Privatdocent und starb 1807. Sein „Richard Löwenherz. Ein Gedicht in sieben Büchern," erschien zu Berlin und Stettin 1790. 8.; in demselben Jahre zu Göttingen der „Alfonso. Ein Gedicht in acht Gesängen" (eine von dem Verf. ganz erfundene Geschichte aus dem 16. Jahrh., deren Scene auf ein Paar auch erdichtete Inseln im atlantischen Ocean verlegt ist; vgl. A. W. Schlegel in d. Götting. gel. Anz. 1790. St. 94; sämmtl. Werke 10, S. 26 ff.); endlich „Adelbert der Wilde. Ein Gedicht in zwölf Gesängen." Leipzig 1793. 2 Bde 8. (ebenfalls ganz Eigenthum des Dichters, oder wie er sich in der Nachrede dazu 2, S. 473 f. ausdrückt, eine Geschichte, die er im Geiste des Mittelalters zu erfinden und auszuführen versucht habe). Das erste Werk ist unstrophisch und in gereimten jambischen Zeilen von vier bis zu sechs Hebungen abgefaßt. Ueber die metrische Form der beiden andern vgl. S. 1121, Anm. o, 1. Von Müllers Dichtungen wurde zur Zeit ihres Erscheinens weit weniger gemacht als von denen Alxingers, doch verdienen sie diesen eher vorgezogen als nachgesetzt zu werden. — r) Vgl. S. 1607, Anm. b. —

andern nicht einmal ganz erreichen. Besser verhielt es sich zwar mit einigen in diesen Jahren entweder in erneuter Gestalt wiederkehrenden oder zum erstenmal hervortretenden Erscheinungen im Fache des Romans, da sie ihrem innern Werthe nach den vorzüglichern Erzeugnissen ihrer Art aus den vorhergehenden Jahrzehnten — wenn von Goethe's Werther ganz abgesehen wird — zum Theil wenigstens nahe oder auch gleich kamen, zum Theil sie sogar übertrafen. Allein wer darunter ein im vollsten Sinne schönes, von einem echt poetischen Gehalt ganz erfülltes und nach rein künstlerischen Zwecken entworfenes und ausgebildetes Werk vermuthete, würde sich doch mehr oder minder getäuscht sehen. Denn in einigen, wie in Wielands schon angeführtem „Peregrinus Proteus,“ s) in den beiden neu bearbeiteten Romanen von Fr. H. Jacobi, „Allwills Briefsammlung, t)

s) Vgl. S. 1605. — t) Der Anfang — fünf Briefe — unter der Ueberschrift „Eduard Allwills Papiere“ zuerst gedr. 1775 in J. G. Jacobi's Iris 4, Septbr. St., wiederholt und dazu die Fortsetzung im d. Merkur von 1776. 2, S. 19 ff; 3, S. 57 ff; 4, S. 229 ff. (über Goethe's Einfluß auf die Entstehung oder Ausbildung dieses Werkes, so wie über das, was aus Jacobi's nächsten Umgebungen in dasselbe eingieng, vgl. S. 1498 unten, S. 1463, Anm. 1, dazu Fr. H. Jacobi's auserles. Briefw. 1, S. 237—245; 259 u. Düntzer, Freundesbilder rc. S. 159 ff.). Nach dem Vorbericht im Merkur sollten diese Briefe nur für „Materialien“ zu einem Roman, nicht für einen daraus wirklich gebildeten Roman gelten. An dem Anfang in der Iris fanden Goethe und Wieland großes Gefallen (Jacobi's auserles. Briefw. 1, S. 229), als aber die Fortsetzung im Merkur erschienen war, bedauerten sie, daß so herrliche Materialien, an denen der Verf. so viel hätte gewinnen können, wenn er sie verarbeitet hätte, roh verkauft würden (vgl. Briefe an und von Merck 1838. S. 64 f.). Noch ungünstiger scheint Merck darüber geurtheilt zu haben (vgl a. a. O. S. 71 ff. und dazu Düntzer a. a. O. S. 160 f.), und Biester bemerkte schon von dem Anfange (allg. d. Bibl. Anh. zu Bd. 25—36, S. 3426): „Was die guten Leserinnen (der Iris) mit dem unnatürlichen bombastischen Zeuge machen sollten, werden sie ohne Zweifel so wenig gewußt haben, als wir.“ Aus dem Merkur nahm Jacobi „E. Allwills Papiere“ in den ersten (und einzigen) Theil seiner „vermischten Schriften.“ Breslau 1787. 8. auf. Von demselben Jahre sind

zwei Schreiben, die später unter den dem ersten Theile seiner Werke einverleibten vermischten Briefen S. 351 ff. auszugsweise gedruckt wurden, der eine an, der andere von Jacobi, die uns belehren, welche Tendenz er — damals wenigstens — seinem Allwill untergelegt wissen wollte. Nach dem Auszug des ersten hat sich der Schreiber gefreut, daß im letzten Briefe von Allwills Papieren „das Gegengift gegen die vorher angepriesene Herrschaft der Leidenschaften gegeben" sei. Allein das Gift in diesen Briefen sei doch zu stark, zu feurig zugerichtet, und man müsse fürchten, daß nur dieses den leichtesten Eingang in die jugendlichen Herzen, die schon so sehr darnach gestimmt seien, gewinnen möge. In unserer Sittenlehre dürfte hauptsächlich darauf zu sehen sein, wohin sich das Jahrhundert neige: Unmenschlichkeit sei es nicht mehr, aber Ausschweifung der Begierden in Wollust. Daher das höchst Schädliche der beliebten Romane von Fielding. — Hierauf erwiedert Jacobi dem Freunde u. a.: es seien doch wohl in dem über die Stärke des Gifts und des Gegengifts Gesagten vornehmlich die zwei letzten Briefe berücksichtigt worden, und da könne er nicht sagen, in welchem Grade seine Empfindung der des Freundes widerspreche. „Mir däucht, man braucht nur den Eingang von Luciens Brief gelesen zu haben, um sich des Beifalls, den man Allwills Zügellosigkeit gegeben haben möchte, zu schämen. — Da ich den Character Allwills so glänzend entworfen und Alles hineingelegt habe, was sich von löblichen Dingen damit reimen ließ, das ist gewiß nicht zum Nachtheil der guten Sache geschehen. Um bei dieser seltsamen Gattung von Schwärmern" — den Original- und Kraftgenies in der Sittlichkeit — „einiges Gehör zu finden, muß man sich bezeigen als einen aus ihrer Mitte, als einen, der zu allem, was sie hochschätzen, reichlich den Zeug hat, und der auch nicht zu zärtlich ist, um sogar Ottern in die Hand zu nehmen und mit eignen Augen zu betrachten und mit eigener Seele zu schätzen in seinem eigenen Sein ein jedes Ding." — Ueberarbeitet und mit einer Anzahl neuer, eingeschobener Briefe bereichert erschienen dann diese Papiere unter dem Titel „Ed. Allwills Briefsammlung. Herausgg. mit einer Zugabe von eignen Briefen." Königsberg 1792. 8. Die Vorrede stellte einen zweiten Theil mit Gewißheit und einen dritten mit höchster Wahrscheinlichkeit in Aussicht; es blieb jedoch bei dem ersten, der nachher den ersten Band der Sammlung von Jacobi's Werken, Leipzig 1812—25. 6 Bde 8. eröffnete (vom vierten, in drei Abtheilungen zerfallenden Bande an herausgg. von Fr. Köppen und Fr. Roth). In eben derselben Vorrede wird dem Leser vorgeschlagen, sich unter dem Herausgeber der Briefsammlung einen Mann vorzustellen, dem es von seiner zartesten Jugend an und schon in seiner Kindheit ein Anliegen war, daß seine Seele nicht in seinem Blute oder ein bloßer Athem sein möchte, der dahin fährt. Dieses Anliegen habe nichts weniger als den

und „Woldemar,“ u) und in der ganzen, mit „Fausts Leben,

---

bloßen gemeinen Lebenstrieb zum Grunde gehabt. „Er liebte zu leben wegen einer andern Liebe, und ohne diese Liebe schien es ihm unerträglich zu leben, auch nur einen Tag. — Diese Liebe zu rechtfertigen, darauf gieng alles sein Dichten und Trachten, und so war es auch allein sein Wunsch, mehr Licht über ihren Gegenstand zu erhalten, was ihn zu Wissenschaft und Kunst mit einem Eifer trieb, der von keinem Hinderniß ermattete. Ein verzehrendes Feuer trug der Jüngling im Busen. Aber keine seiner Leidenschaften konnte je über den Affect, der die Seele seines Lebens war, die Oberhand gewinnen. Jene, wenn sie Wurzel fassen sollten, mußten aus diesem ihren Saft holen und sich nach ihm bilden. So geschah es, daß er philosophische Absicht, Nachdenken, Beobachtung in Situationen und Augenblicke brachte, wo sie äußerst selten angetroffen werden. Was er erforscht hatte, suchte er sich selbst so einzuprägen, daß es ihm bliebe. Alle seine wichtigsten Ueberzeugungen beruhten auf unmittelbarer Anschauung, seine Beweise und Widerlegungen auf zum Theil — wie ihn däuchte — nicht genug bemerkten, zum Theil noch nicht genug verglichenen Thatsachen. Er mußte also, wenn er seine Ueberzeugungen Andern mittheilen wollte, darstellend zu Werke gehen. So entstand in seiner Seele der Entwurf zu einem Werke, welches, mit Dichtung gleichsam nur umgeben, Menschheit, wie sie ist, erklärlich und unerklärlich, auf das gewissenhafteste vor Augen stellen sollte.“ — Sehr treffend urtheilte Körner gleich im J. 1792 über den Allwill in einem Briefe an Schiller, der ihn noch nicht gelesen, aber viel Gutes darüber gehört hatte (Briefw. 2, S. 320 f; vgl. S. 316). In einzelnen Briefen erkannte er eine Meisterhand, besonders in dem von Lucie an Allwill; andere seien vernachlässigt oder überspannt. Ueberhaupt fehle dem ganzen Werke ein gewisses Gepräge der Vollendung. Die Form des Romans sei dem philosophischen Zwecke zu merklich subordiniert und zerstreue gleichsam die Aufmerksamkeit zu sehr, so daß weder der Philosoph noch der Kunstliebhaber werde befriedigt werden. An Kunsttalent fehle es dem Verf. nicht, was besonders die Schilderung einiger Charactere beweise. — u) Was ursprünglich den ersten Theil des Romans bilden sollte, in der spätern Umarbeitung aber den Grundbestandtheil des Ganzen abgab, wurde nach der ersten Abfassung unter dem Titel „Freundschaft und Liebe. Eine wahre Geschichte, von dem Herausgeber von Ed. Allwills Papieren,“ im d. Merkur von 1777. 2, S. 97 ff; 202 ff; 3, S. 32 ff; 229 ff; 4, S. 246 ff. gedruckt (über die Aufnahme, welche der Anfang bei Wieland fand, vgl. Jacobi's auserl. Briefw. 1, S. 260 ff.), dann als „Woldemar, eine Seltenheit aus der Naturgeschichte.“ Bd. 1 Flensburg und Leipzig 1779. 8. besonders herausge-

Thaten und Höllenfahrt" anhebenden Reihe erzählender Werke

---

geben, und in demselben Jahre erschien auch im d. Museum 1, S. 307 ff. und 393 ff., als „aus dem 2. Bde des Woldemar" entnommen, „Ein Stück Philosophie des Lebens und der Menschheit" (bald darauf in den vermischten Schriften als „der Kunstgarten. Ein philosophisches Gespräch," wieder abgedruckt und nachher großentheils an zwei Stellen der Ausg. des Woldemar von 1794 eingefügt). Lessing hatte der Woldemar, wie er an Jacobi schrieb, eine unterrichtende und gefühlvolle Stunde gemacht, und er forderte den Verf. auf, das angefangene Werk zu „vollführen" (Lessings sämmtl. Schr. 12, S. 531; 549). G. Forster fand sich von dem ersten Theile des Romans und von den Bruchstücken im d. Museum gleich angezogen und schrieb darüber sehr herzlich an Jacobi (Forsters Briefw. 1, S. 199 ff.). Goethe dagegen, von „dem leichtsinnig trunkenen Grimm, der muthwilligen Herbigkeit, die das Halb-Gute verfolgten und besonders gegen den Geruch von Prätensionen wütheten," hingerissen, hielt ein Gericht über den Woldemar, das zu seiner Zeit zu vielem Gerede Anlaß gab (vgl. S. 1498 unten die angeführten Stellen und dazu auch Goethe's Briefe an Lavater S. 126 f.). In der allg. d. Bibl. (Anh. zum 37.—52. Bde S. 1529 f.) schrieb Biester: „Ich möchte fragen: sind alle diese Charactere, Woldemar, Henriette, Allwina, wahr? Gibt's solche Menschen? ganze Gruppen davon? und die sich zusammenfanden? Und dann: können vernünftige Menschen sich so ganz einzeln denken und handeln, als wären alle Verhältnisse mit Nachbarn, Bekannten, Nebenmenschen rc. nichts? Denn das ist hier der Fall der Geschichte." — Nachdem Jacobi lange das Werk in seiner ersten Gestalt hatte ruhen lassen, erweckte in ihm der Character von Goethe's Tasso die Erinnerung daran; es wurde wieder hervorgezogen, mit ansehnlichen Erweiterungen gänzlich umgearbeitet und damit auch, ohne einen eigentlich ganz neuen Theil, zum Abschluß gebracht (wonach die Angabe auf S. 1498 unten, daß auch der Woldemar unvollendet geblieben sei, abzuändern ist). So erschien nun der Roman, mit einer Zueignung an Goethe, unter dem Titel: „Woldemar." Königsberg 1794. 2 Thle 8. (neue verbesserte Aufl. 1796; dann als fünfter Bd. der Werke 1820. Die dem 2. Thle eingefügte Geschichte von Agis und Kleomenes ist aber nicht von Jacobi selbst, sondern aus der Feder eines Jugendfreundes von ihm; vgl. Vorbericht zu Jacobi's auserl. Briefw. S. XXVIII). Die Vorrede verwies in Betreff dessen, was als das Wesentlichste über den Woldemar voraus zu sagen gut sein möchte, auf die Vorrede zu Allwills Briefsammlung, nur finde sich jene philosophische Absicht — „Menschheit, wie sie ist, erklärlich oder unerklärlich, auf das gewissenhafteste vor Augen zu legen" — in dem gegenwärtigen Werke nicht



von Klinger,[v]) herrscht noch immer viel zu sehr die alte prag=

---

wie dort mit Dichtung bloß umgeben, sondern hier scheine vielmehr die Darstellung einer Begebenheit die Hauptsache zu sein. — Von den Recensionen, die über den Woldemar erschienen (eine, im Ganzen sehr lobende, von Fr. Jacobs, brachte auch die n. allg. d. Bibl. 25, 1, S. 271 ff.), waren die beiden bedeutendsten und geistvollsten die von W. von Humboldt in der Jen. Litt. Zeit. von 1794. 3, Sp. 801 ff. (wieder abgedr. in Humboldts Werken 1, S. 185 ff.) und die von Fr. Schlegel (nach der Ausg. von 1796) in Reichardts Journal Deutschland, 1796 (daraus in den Characteristiken und Kritiken der beiden Schlegel 1, S. 3 ff.). Die erste, welche Jacobi schon vor dem Abdruck von Humboldt zugeschickt erhielt, und die ihn außerordentlich erfreute (vgl. seinen auserles. Briefw. 2, S. 173 ff.), stellt den Woldemar als philosophisches und als poetisches Werk sehr hoch und sucht alle Ausstellungen, die daran gemacht werden könnten, so viel wie nur irgend möglich zu beseitigen. Aber Humboldt ist in seinem Lobe viel zu weit gegangen. Desto herber ist Schlegels meisterhaft geschriebene Beurtheilung. Jacobi's philosophischer und dichterischer Character wird darin durch Ironie so zu sagen zerbröckelt und aufgerieben, so wenig dieß auch aus dem Anfang vermuthet werden kann, und so wenig selbst im fernern Verlauf das wirklich Vortreffliche in dem Werk übersehen oder verkleinert ist. Hier nur aus dem letzten Theile ein Paar Stellen. Nachdem Jacobi's Schreibart sehr gerühmt worden, indem sein „echt prosaischer Ausdruck nicht bloß schön, sondern genialisch sei, lebendig, geistreich, kühn und doch sicher wie der lessingsche, durch einen geschickten Gebrauch der eigenthümlichen Worte und Wendungen aus der Kunstsprache des Umgangs, durch sparsame Anspielungen auf die eigentliche Dichterwelt eben so urban wie dieser, aber seelenvoller und zarter," — heißt es weiter: „Eben diese Lebendigkeit seines Geistes macht aber auch die Immoralität der darstellenden Werke Jacobi's so äußerst gefährlich. — In ihnen lebt, athmet und glüht ein verführerischer Geist vollendeter Seelenschwelgerei, einer grenzenlosen Unmäßigkeit, welche trotz ihres edlen Ursprungs alle Gesetze der Gerechtigkeit und Schicklichkeit durchaus vernichtet. — Der allgemeine Ton, der sich über das Ganze (des Woldemar) verbreitet und ihm eine Einheit des Colorits gibt, ist Ueberspannung: eine Erweiterung jedes einzelnen Objects der Liebe oder Begierde über alle Grenzen der Wahrheit, der Gerechtigkeit und der Schicklichkeit ins unermeßliche Leere hinaus." — v) Klinger hat von der Sammlung seiner Werke (Königsberg 1809—16. 12 Bde 8. neue Aufl. Stuttg. und Tübingen 1842. 12 Bde 16.) nicht nur eine ganze Anzahl seiner ältern Schauspiele, sondern auch seine drei zuerst herausgegebenen Romane ausgeschlossen.

matisch-lehrhafte Richtung vor, als daß dieselben für reine

Zweier von diesen, des „Orpheus“ oder „Bambino“ und des „Plimplamplasko,“ ist bereits oben gedacht worden (vgl. S. 1495, Anm., wo aber Z. 4 v. o. 7 Thle statt 4 Thle zu lesen ist; S. 1560, Anm. 3; — S. 1559 f., Anm. 2 und dazu 1496, Anm. unten. Nach den Erg. Bl. zur Jen. Litt. Zeit. für die Jahre 1785—1800. 4. Jahrg. Bd. 2, S. 126 soll die Satire im Plimplamplasko sich auch auf den bekannten Christoph Kaufmann beziehen. Hier mag auch zu S. 1496 unten nachgetragen werden, daß, wie ich aus Schröders Leben von F. L. W. Meyer 1, S. 352 ersehen habe, Klinger wirklich erst im Herbst 1780 nach Petersburg gegangen ist). Den dritten, „Prinz Formoso's Fiedelbogen und der Prinzessin Sanaclara Geige, oder Geschichte des großen Königs.“ Genf 1780. 2 Thle 8., den ich nicht habe lesen können, hat Musaeus in der allg. d. Bibl. 48, 1, S. 153 f. äußerst ungünstig beurtheilt. Der erste Roman, den Klinger in einer spätern, theils erweiternden, theils die größten Anstößigkeiten tilgenden Umarbeitung unter dem Titel „Sahir, Eva's Erstgeborner im Paradiese,“ jener Sammlung einverleibt hat, war „die Geschichte vom goldnen Hahn. Ein Beitrag zur Kirchenhistorie.“ o. O. 1785. 8. In der Form einer märchenhaften und allegorischen Erzählung, deren Schauplatz in den Orient verlegt ist, soll hier im Anschluß an jenen Satz, den Rousseau an die Spitze seines Emil gestellt hat (vgl. S. 1430, Anm. cc), und mit ganz besonders starker Hervorhebung der Folgen, welche die entartete christliche Religion für die Menschheit gehabt habe, gezeigt werden, zu welcher Entsittlichung und Verderbtheit ein in der Einfalt des Naturzustandes lebendes Volk durch eine falsche Aufklärung und die künstlichen Verhältnisse der Civilisation herabsinken könne. Die mehr als frivole und lästerliche Fabel von dem Ursprunge des Christenthums, die gegen den Schluß des Buchs vorgetragen wird, und die wohl hauptsächlich den Recens. in der allg. d. Bibl. 66, 1, S. 90 auf die Vermuthung brachte, die Geschichte vom goldnen Hahn möge wohl eine Uebersetzung eines französ. Buchs von irgend einem Affen Voltaire's sein, hat Klinger später unterdrückt. Der Zeit seiner ersten Abfassung nach (doch nicht in der neuen Bearbeitung) eröffnete diese Geschichte die Reihe sämmtlicher eigentlich lehrhafter Romane Klingers, zu denen er auf einmal den Plan entwarf, und zwar so, daß — wie er sich in einer der zweiten Ausg. seiner Geschichte Raphaels de Aquillas angehängten Nachricht, die nachher als Vorrede zu seinen Romanen überhaupt dem 3. Bde der sämmtl. Werke vorgesetzt wurde, aussprach — jeder derselben ein für sich bestehendes Ganze ausmachte und sich am Ende doch alle zu einem Hauptzweck vereinigten. Sie sollten „des Verfassers aus Erfahrung und Nachdenken entsprungene

Gebilde einer frei schaffenden poetischen Kunst gelten könnten.

Denkungsart über die natürlichen und erkünstelten Verhältnisse des Menschen enthalten, dessen ganzes moralisches Dasein umfassen und alle Puncte desselben berühren. Gesellschaft, Regierung, Religion, hoher idealischer Sinn, die süßen Träume einer andern Welt, die schimmernde Hoffnung auf reineres Dasein über dieser Erde, sollten in ihrem Werthe und Unwerthe, in ihrer richtigen Anwendung und ihrem Mißbrauche aus den aufgestellten Gemählden hervortreten." Diese müßten natürlich eben so vielseitig werden, als sie sich uns in der moralischen Welt durch ihren schneidenden Contrast auffallend darstellen. Daher nun der bloß scheinbare Widerspruch dieser Werke unter und gegen einander, welcher manchen Leser werde irre leiten können, und darum werde oft das folgende Werk niederzureißen scheinen, was das vorhergehende so sorgfältig aufgebaut habe. Beides sei hier Zweck, und da uns die moralische Welt in der Wirklichkeit so viele verschiedene, oft bis zur Empörung widersprechende Seiten zeige, so habe eine jede, weil jede in der gegebenen Lage die wahre sei, so und nicht anders aufgefaßt werden müssen. Hier nun müsse die Erfahrung und nicht die Theorie das Urtheil sprechen; denn die Widersprüche selbst zu vereinigen, oder das Räthsel ganz zu lösen, gehe über unsere Kräfte. Wie es übrigens in der moralischen Welt hergehen sollte, habe der Verf. nicht unterlassen anzuzeigen. Wahrheit und Muth seien des Mannes herrlichster Werth, und darum stelle der Verf. den Menschen in diesen Werken bald in seiner glänzendsten Erhabenheit, seinem idealischsten Schwunge, bald wieder in seiner tiefsten Erniedrigung, seiner flachsten Erbärmlichkeit auf. So werde der Leser hier den rastlosen, kühnen, oft fruchtlosen Kampf der Edlen mit den von dem trugvollen bunten Götzen, dem Wahne, erzeugten Gespenstern, die Verzerrungen des Herzens und des Verstandes, die erhabenen Träume, den thierischen, verderbten, den reinen und hohen Sinn, Heldenthaten und Verbrechen, Klugheit und Wahnsinn, Gewalt und seufzende Unterwerfung, kurz — die ganze menschliche Gesellschaft mit allen ihren Wundern und Thorheiten, allen ihren Scheußlichkeiten und Vorzügen; aber auch das in jedem dieser Werke vorzüglich bemerkte Glück der natürlichen Einfalt, Beschränktheit und Genügsamkeit finden. Allein endlich und zu allerletzt würde der Verf. doch, nach völliger Anerkennung der allgewaltigen ewigen Nothwendigkeit, seine verwickelten Darstellungen auf die Fragen, von welchen er in der ersten ausgegangen, zurückführen müssen: — Warum? Wozu? Wofür? Wohin? — Fragen, auf welche über dem sonderbaren und schaudervollen Schauplatze des Menschengeschlechts ein tiefes und zermalmendes Schweigen herrsche, das nichts beantworte, als unsere innere moralische Kraft, und auch sie selbst nur durch ihr

Eben so wenig wird man diese Bezeichnung für einige andere,

Wirken. — Von den zehn Romanen, die Klinger nach seinem „auf einmal entworfenen Plane" ausführen wollte, hat er acht wirklich vollständig und von einem, „das zu frühe Erwachen des Genius der Menschheit," den Prolog und eine nicht unbedeutende Zahl von Bruchstücken geliefert. Jene erschienen alle im Laufe der neunziger Jahre: „Faust's Leben, Thaten und Höllenfahrt," St. Petersburg, 1791. 8; „Geschichte Raphaels de Aquillas," St. Petersb. und Leipzig 1793. 8; „Geschichte Giafars des Barmeciden," St. Petersb. 1792. 94. 2 Thle. 8; „Reisen vor der Sündfluth," Bagdad (Riga) 1795. 8; „der Faust der Morgenländer," Bagdad (Leipzig) 1797. 8; „Geschichte eines Deutschen der neuesten Zeit," Leipzig 1798. 8; „der Weltmann und der Dichter," Leipzig 1798. 8; und „Sahir, Eva's Erstgeborner im Paradiese," Tiflis (Leipzig) 1798. 8. (alle, nebst den Bruchstücken aus jenem unvollendet gebliebenen Roman, in den sämmtl. Werken Th. 3—10). Die leitenden Ideen in den drei zuerst genannten Romanen (die zu ihrer Zeit viel Aufsehen machten, vgl. Briefw. zwischen Schiller und Humboldt S. 130) hat Klinger selbst in der Vorrede zu der Geschichte Giafars 2c. angegeben; in allen acht hat sie ausführlich und in ihrer Beziehung auf einander darzulegen gesucht der Verf. eines großen, „Romanen-Litteratur" überschriebenen Artikels in der Hall. Litt. Zeit. von 1805. 2, Sp. 169 ff. Derselbe stellt dabei alle diese Romane Klingers nicht allein ihrem philosophischen Gehalte nach sehr hoch, sondern behauptet auch, es hindere nichts, sie als eigentliche Kunstwerke gelten zu lassen. In dieser Behauptung möchte ihm aber wohl eben so wenig beizupflichten sein, als das gerechtfertigt erscheint, was er Sp. 182 f. gegen eine Bemerkung Jean Pauls (in der Vorschule der Aesthetik) vorbringt, die dahin lautete: in Klinger habe sich die dichtende und die bürgerliche Welt so lange bekämpft, bis endlich diese siegend überwog. Vielmehr wird Jean Paul gewiß sowohl damit, wie mit dem Zusatz dazu in der 2. Ausg. der Vorschule der Aesthetik (sämmtl. Werke 41, S. 130) nicht allein gegen jenen Recensenten, sondern auch gegen den Schluß der oben S. 1533, Anm. 3 mitgetheilten Stelle aus „dem Weltmann und dem Dichter," Recht behalten, daß nämlich Klingers Poesien den Zwiespalt zwischen Wirklichkeit und Ideal, anstatt zu versöhnen, nur erweitern, und daß jeder Roman desselben, wie ein Dorfgeigenstück, die Dissonanzen in eine schreiende letzte auflöse, wenn auch zuweilen — in Giafar und andern — den gut motivierten Krieg zwischen Glück und Werth der matte kurze Friede der Hoffnung oder ein Augen-Seufzer schließe; daß aber ein durch seine Werke wie durch sein Leben gezogenes Urgebirge seltener Mannhaftigkeit für den vergeblichen Wunsch eines

von vorzugsweise humoristischem Character ansprechen dürfen, für den Roman, den v. Hippel auf seinen ersten und bessern w)

frohern farbigen Spiels entschädige. Vgl. dazu L. F. Hubers Recens. über den Faust in d. Jen. Litt. Zeit. 1792. 3, Sp. 349 ff. (verm. Schr. 2, S. 43 ff.). Unter den Schriftstellern der neuesten Zeit hat, so viel mir bekannt geworden, keiner Klingers Romanen mehr Rühmliches nachgesagt als Schlosser in seiner Gesch. d. 18. Jahrh. 4, S. 175; 7, 1, S. 25 ff; 94 ff. Doch auch er setzt Klingers eigentliches Verdienst nur in das eines „lehrenden Erzählers," der den Inhalt seiner Werke aus dem reichen Schatze der mannigfaltigsten Welterfahrungen, aus umfassender Menschenkenntniß und aus gründlichen Studien geschöpft hatte, und sieht von dem eigentlich dichterischen Werth seiner Werke so gut wie ganz ab. Klinger selbst war — wenigstens in seinen reifen Jahren — der Ueberzeugung, daß echte Poesie in echter Moralität aufgehen müßte, daß sie von dieser gar nicht getrennt gedacht werden könnte, und daß die hohe moralische Kraft allein, wie den Helden, so auch den Dichter mache. Daher stand ihm auch immer Klopstock als Dichter so hoch. Vgl. besonders seine „Betrachtungen und Gedanken über verschiedene Gegenstände der Welt und der Litteratur," N. 151 und dazu N. 24; 56, so wie Werke 8, S. 10; 9, S. 11. — w) Was oben S. 1625—29 zur allgemeinen Characterisierung der humoristischen Romane der siebziger und achtziger Jahre gesagt worden, gilt auch insbesondere von dem besten darunter, von den „Lebensläufen nach aufsteigender Linie" (vgl. S. 1624, Anm. 6). Wenn die Geschichte darin von Hippel im Ganzen ersonnen war, so hatte er die darin auftretenden Personen doch zum größten Theil der unmittelbaren Wirklichkeit, und zwar dem Kreise seiner nächsten Verwandten oder ihm anderweitig genau bekannter Menschen entnommen und in vielen Zügen, so zu sagen, nach dem Leben portraitiert; eben so hat er vieles aus seinen eignen Erlebnissen und aus dem Leben Anderer, namentlich seiner Eltern, darin erzählend verarbeitet (vgl. Hippels Selbstbiographie und die Noten dazu im letzten Theil seiner sämmtlichen Werke, Berlin 1827—35. 12 Bde 8). Nur einzelne Partien dieses Romans sind von lebensvoller Gestaltung und von dem Geist echter Dichtung beseelt, das Uebrige — und dessen ist sehr viel — ist zum allergrößten Theil von einem Inhalt, der nichts weniger als poetisch ist, und in eine Form gefaßt, die sich über alle, selbst die einfachsten Regeln künstlerischer Composition wegzusetzen scheint. Da Hippel in dem vertrauten Umgang mit Kant und durch Collegienhefte von dessen Zuhörern mit dem philosophischen System seines Freundes schon näher bekannt geworden war, als dieser noch keins der großen Hauptwerke, worin dasselbe ausgeführt ist, herausgegeben

bloß die erste Hälfte erschien, die „Reise in die mittäglichen Provinzen von Frankreich,“ von Mor. Aug. von Thümmel, z) ist von

Sp. 417 ff. Das Gute und Vortreffliche dieses Romans ist mit vollster Anerkennung hervorgehoben, aber auch die Schattenseiten sind nicht verdeckt. Im Betreff dieser wird bemerkt: manche Beschreibungen seien allzu gesucht und die Veranlassungen zu hohen Gefühlen und Rührungen, wie es scheine, allzu geflissentlich herbeigezogen. Es werde doch fast gar zu viel in diesem Buche geweint, und selbst die reiche Phantasie des Verf. habe in den rührenden Schilderungen eine gewisse ermüdende Einförmigkeit nicht vermeiden können. Ueberhaupt aber gleiche dieser Roman einem Waldstück, in welchem das üppige Buschwerk viele der schönsten Baumgruppen und Aussichten verstecke. Dieß gelte von der Geschichte, den Schilderungen, der ganzen Art des Ausdrucks und selbst von einzelnen Worten. Diese Ueppigkeit in dem Nebenwerke möge wohl auch vorzüglich Schuld sein, daß so viele der handelnden Personen wie die Schatten einer Zauberlaterne vorüberziehen und nur eine Seite ihres Körpers zeigen, daß die Umrisse oft schwanken ꝛc. Endlich scheine es auch, als ob so mancher Auswuchs nicht durch das üppige Treiben des Humors hervorgestoßen, sondern absichtlich als ein Beweis desselben angebracht worden sei. — Wie Goethe und Schiller über den eben erschienenen Hesperus und über dessen Verfasser, als sie ihn persönlich kennen gelernt, urtheilten, ist in ihrem Briefwechsel 1, S. 158; 161 f; 170; 2, S. 59; 73; 75; 3, S. 211 f. nachzulesen. — z) Geb. 1738 auf dem Rittergute Schönfeld bei Leipzig, kam, nachdem er durch häuslichen Unterricht dazu vorbereitet worden, 1754 auf die Klosterschule Roßleben in Thüringen und gieng von da zwei Jahre später nach Leipzig, um die Rechte zu studieren. Seine Neigung zur schönen Litteratur aber, besonders auch durch Voltaire's Schriften geweckt und genährt, zog ihn mehr in Gellerts Vorlesungen als in die der juristischen Lehrer. Bald kam er, außer mit Gellert selbst, mit Rabener, mit E. v. Kleist, der damals in Leipzig stand (vgl. S. 925, Anm. b) und mit Weiße in nähere freundschaftliche Verbindung. Am engsten schloß er sich an Weiße an, der für seine ganze Lebenszeit sein vertrautester Freund und litterarischer Rathgeber wurde. 1761 trat Thümmel als Kammerjunker in die Dienste des damaligen Erbprinzen, nachherigen Herzogs von Sachsen Coburg. Er fieng nun seine Schriftstellerei damit an, seinem Freund Weiße Beiträge zur Bibliothek der schönen Wiss. zu liefern, trat indeß bald mit einer eigenen dichterischen Erfindung auf, einem komischen Heldengedicht in Prosa, „Wilhelmine, oder der vermählte Pedant“ (Leipzig 1764. 8), welches mit allgemeinem Beifall aufgenommen, in mehrere Sprachen übersetzt wurde und dem jungen

allen eben berührten Mängeln und Gebrechen fast ganz frei geblieben und gehört, namentlich seiner Darstellungsform nach, zu den ausgezeichnetsten Werken unserer schönen Prosalitteratur; allein hier ist wieder in den dargestellten Begebenheiten und

---

Dichter schnell einen Namen in Deutschland machte. Nach dem Tode des regierenden Herzogs von Coburg wurde Thümmel von dessen Nachfolger zum Geheimen Hofrath und 1768 zum wirklichen Geheimenrath und Minister befördert. In der nächsten Zeit schrieb er die „Inoculation der Liebe. Eine Erzählung in Versen" (Leipzig 1771. 8; vgl. S. 1607, Anm. c). In demselben Jahr, in welchem dieses Gedicht erschien, reiste er in Angelegenheiten seines Hofes nach Wien und das Jahr darauf in Gesellschaft eines jüngern Bruders und dessen Gattin nach Holland und Frankreich. 1774 wiederholte er in derselben Gesellschaft diese Reise, dehnte sie aber dießmal bis nach Ober-Italien aus und kehrte erst 1777 nach Deutschland zurück. Diese Reise entweder in Sterne's oder in Chapelle's Manier zu beschreiben, scheint er früh den Gedanken gefaßt zu haben; aber erst viele Jahre später führte er ihn auf eigenthümliche Weise in seinem Reiseroman, dem Hauptwerk seiner schriftstellerischen Thätigkeit, aus. Unterdessen hatte er 1776 von einem alten Juristen in Leipzig, der ihn während seiner Studienzeit besonders lieb gewonnen, ein nicht unbeträchtliches Vermögen geerbt, und einige Jahre darauf heirathete er die reiche Wittwe seines jüngern Bruders, so daß er fortan in Coburg das gastlichste und angenehmste Haus für Einheimische und Fremde machen konnte. Allein manche unangenehme Erfahrungen, die er in seiner amtlichen Stellung gemacht zu haben glaubte, veranlaßten ihn 1783, aus seinen bisherigen Verhältnissen zu scheiden und sich von Coburg wegzubegeben. Er lebte nun theils in Gotha, theils auf seinem Gute Sonneborn. Nachdem er lange sich von aller Schriftstellerei entfernt gehalten, wandte er sich ihr wieder zu, um in ihr Trost und Zerstreuung zu finden, als zu sehr bedeutenden Verlusten an seinem Vermögen auch noch manche traurige Familienereignisse kamen. Er begann seinen Roman, „Reisen in die mittäglichen Provinzen von Frankreich im Jahre 1785 bis 1786," den er in zehn Theilen ausarbeitete, mit oft jahrelangen Unterbrechungen, so daß die beiden ersten bereits 1791 und der letzte erst 1805 (Leipzig. 8) erschienen. Er hatte als Verfasser verborgen bleiben wollen, bald wurde er aber als solcher bekannt, bewundert und in Zeitschriften und Briefen berühmter Zeitgenossen gepriesen. Er lebte in dieser Zeit bald in Gotha oder auf seinem Gut, bald in Altenburg bei einem Bruder oder in Thüringen bei seiner verheiratheten Tochter. Oefter verweilte er auch wieder in Coburg. 1803 reiste er

folgen ließ, die „Kreuz- und Querzüge des Ritters A bis Z," x) so wie für die hierher fallenden Erfindungen Jean Pauls, y)

hatte, so benutzte er diesen geistigen Erwerb schon für sein Buch „über die Ehe" (1774) und sodann auch im ausgedehntesten Maaße für die „Lebensläufe," so daß in diesen beiden Werken manche Stellen buchstäblich mit denen übereinkommen, die in Kants auf die Kritik der reinen Vernunft folgenden Schriften stehen. Bei der Ungewißheit, in der man sich überall in Deutschland und selbst in Königsberg über den wahren Verf. des Buchs über die Ehe und der Lebensläufe befand (vgl. S. 968 f., Anm. 9 und dazu Hamanns Schriften 5, S. 292; 6, S. 66 f; 68; 195; Fr. H. Jacobi's Werke 4, 3, S. 77; Briefw. Schillers mit Körner 2, S. 97, wo Scheffner statt Scheffler zu lesen ist), war es daher nicht zu verwundern, daß man Kant selbst entweder dafür hielt, oder ihm wenigstens einen wesentlichen Antheil bei der Abfassung beider Bücher zuschrieb. Es erschienen in öffentlichen Blättern Aufforderungen, daß sich ihr Verf. nennen möchte. Erst nach Hippels Tode wurde die Sache ins Reine gebracht durch eine Schrift „Ueber das Autorschicksal des Verfassers des Buchs über die Ehe, der Lebensläufe rc." Königsberg 1797. 8. von Borowski, einem der vertrautesten Freunde Hippels, und durch eine Erklärung Kants im Intellig. Bl. der Jen. Litt. Zeit. von 1797. N. 9 (vgl. dazu die Litt. Zeit. von 1798. 1, Sp. 447 f.). — x) Sie erschienen zu Berlin 1793. 94. 2 Bde 8. Auch in diesem Roman, in welchem die Schilderung des Treibens der geheimen Gesellschaften oder der Orden in der damaligen Zeit den Hauptbestandtheil bildet, ist manches, namentlich in der Zeichnung einzelner Charactere, vortrefflich ausgeführt und alles geistreich gedacht, aber fast noch formloser zusammengestellt als die Geschichte in den Lebensläufen, auch nicht minder mit Raisonnement, Declamationen, Predigten, Betrachtungen und Anspielungen überladen, so wie von allerlei Abschweifungen unterbrochen. Von den öffentlichen Beurtheilungen, die bald nach der Ausgabe des Romans erschienen, giengen die beiden mir bekannten, in der Jen. Litt. Zeit. (1794. 4, Sp. 509 ff.) und in der n. allg. d. Bibl. (28, 2, S. 519 ff.), weder im Lob noch im Tadel zu weit. — y) Jean Paul oder, wie sein vollständiger Name war, Johann Paul Friedr. Richter wurde geboren den 21. März 1763 zu Wunsiedel im Fichtelgebirge, wo sein Vater Tertius an der Schule und Organist war. Da derselbe schon zwei Jahre darauf das Pfarramt zu Jodiz, einem Dorfe bei Hof erhielt, so rührte der Einfluß, den auf das Gemüth des Knaben die eigenthümliche Natur der Umgebungen seiner Geburtsstadt hatte, weniger unmittelbar von derselben als von der Vorstellung her, die davon, in der Einsamkeit seines Dorflebens durch seine Phantasie

die schon aus der ersten Hälfte der Neunziger stammen, „die

---

ausgebildet, in seiner Seele fortlebte. Diese Jahre seiner Kindheit und seines Knabenalters lagen ihm in größter Klarheit später beständig vor der Seele; er sehnte sich in sie sein Lebelang zurück, suchte immer die Wirklichkeit dieser Zeiten und die in denselben gehabten Gefühle und Bilder sich gegenwärtig zu erhalten und in der Erinnerung neu zu durchleben, ja er konnte nicht müde werden, in seinen Werken unter den verschiedensten Einkleidungen stäts auf ihre Schilderung zurückzukommen, wie ihm denn auch als Dichter nichts besser gelungen ist als derartige Gemählde. Auf das väterliche Haus beschränkt und nach einem kurzen Besuch der Dorfschule auch von der Theilnahme an einem öffentlichen Unterricht ausgeschlossen, bekam er, wie er selbst erzählt hat, „von da an eine eigene Vorneigung zum Häuslichen, zum Stillleben, zum geistigen Restmachen.“ Der Thätigkeitstrieb des Knaben konnte sich vornehmlich nur in geistigen Spielen äußern, die er mit unsäglicher Freude trieb. Früh jedoch fieng er auch schon an sein Inneres zu beobachten und sich mit seinen Seelenzuständen zu beschäftigen. Unterrichtet wurde er mit seinen Brüdern von dem Vater selbst; aber auch im Lernen blieb er mehr auf sich selbst gewiesen. So fleißig er indeß war, und so eifrig er sich mit dem Inhalt jedes Buchs bekannt zu machen suchte, dessen er habhaft werden konnte, so waren seine Kenntnisse und Fertigkeiten, als er zwölf Jahre zählte, für dieses Alter doch noch immer sehr mangelhaft. 1776 wurde sein Vater als erster Pfarrer nach dem Marktflecken Schwarzenbach an der Saale versetzt. Mit dieser Verbesserung der äußern Lage der Eltern gieng für den Sohn der Wunsch in Erfüllung, eine öffentliche Schule besuchen zu können; allein bald sah er sich in den Hoffnungen, die er auf sie gesetzt hatte, getäuscht: der Unterricht genügte seiner Wißbegierde nur kurze Zeit, und einen ihm gleich vorwärts strebenden Jugendfreund, nach dem er sich schon lange gesehnt hatte, fand er unter seinen Schulgenossen auch nicht. Was ihn den Mangel an geistiger Anregung und an Bildungsmitteln noch schmerzlicher empfinden ließ, war die Schwierigkeit, Bücher zu erlangen. Besonders suchte der besorgte Vater alles von ihm entfernt zu halten, was damals in jenen Gegenden von deutschen Romanen und andern dichterischen Erfindungen der Neuzeit gangbar war und gelesen wurde; und doch war in dem Knaben schon das Verlangen nach Romanenlectüre sehr stark geworden, vornehmlich seitdem er den alten Robinson Crusoë kennen gelernt hatte. Er suchte sich indeß von Büchern zu verschaffen, soviel ihm nur immer erreichbar war. Es traf sich für ihn glücklich genug, daß ihm endlich, noch bevor er das väterliche Haus verließ, eine ausgewählte Büchersammlung, die ein in der Nähe von

unsichtbare Loge" und den „Hesperus": dort ist die humoristische

Schwarzenbach angestellter Prediger besaß, theilweise zur Benutzung geöffnet wurde. Er las nun alles, fertigte von allem Auszüge an und legte damit den Grund zu der eigenthümlichen Art, wie er sein ganzes übriges Leben hindurch seine sich über alle Litteraturfächer ausdehnende Lectüre betrieb und die Früchte derselben in eigenen Excerptenbüchern zum dereinstigen Gebrauch bei seinen eigenen schriftstellerischen Arbeiten zusammentrug (vgl. über die Excerptenhefte aus seinem funfzehnten Jahre das zu Ende dieser Anmerk. näher bezeichnete Buch von Spazier 1, S. 106ff; dazu über die Art, wie er seine Studienhefte und Arbeitsbücher zu seinen spätern großen darstellenden Werken einrichtete, daselbst 5, S. 157ff. Spazier berichtet uns auch, daß Jean Paul in seiner Jugend fast alle sogenannten Realkenntnisse nur aus der allgem. deutschen Bibliothek schöpfte). Auf diese Weise hatte sich der junge Richter bei seiner außerordentlichen geistigen Begabung schon einen für sein Alter ungewöhnlichen Schatz von Kenntnissen erworben, als er zu Ostern 1779 auf das Gymnasium zu Hof kam. Hier fand er zwar Freunde, doch auch wieder so wenig einen Unterricht, wie er den Bedürfnissen des strebsamen Jünglings entsprach, daß er sich in Betreff seiner wissenschaftlichen Fortbildung weit mehr auf seine wieder aufgenommenen Selbststudien, als auf das verließ, was er von seinen Lehrern lernen konnte. Besonders verleideten ihm diese die alten Classiker und die Geschichte; an einigen unter den erstern, namentlich an Cicero und Seneca, fieng er erst auf der Universität an Geschmack zu finden, gegen die Geschichte behielt er lange geradezu einen Widerwillen und gewann ihr eigentlich nie ein recht lebendiges Interesse ab. Er war erst einige Wochen in Hof, als er plötzlich seinen Vater verlor. Dieser Schlag war für die Familie um so härter, als er binnen Kurzem ihre völlige Verarmung zur Folge hatte. Unser Richter war der älteste Sohn des Verstorbenen; von ihm konnte die Mutter mit ihren jüngern Kindern zuerst Unterstützung erwarten, wenn er, wie der Vater es gewollt, sich der Theologie widmete. Aber woher die Mittel dazu nehmen? Fürs erste schützten zwar noch die Eltern der Mutter, die in Hof ansässig waren, diese mit den Ihrigen vor dem bittersten Mangel, aber auch sie starben bald hinter einander. Ein Proceß mit übelwollenden Verwandten verhinderte die Benutzung des ererbten Vermögens und minderte dasselbe so sehr, daß zuletzt für die richtersche Familie nichts übrig blieb. Zu diesem Aeußersten war es indeß noch nicht gekommen, so lange der älteste Sohn das Gymnasium besuchte. Schon damals regte sich in ihm der Trieb zum geistigen Producieren, indem er sich in Aufsätzen und Abhandlungen von religiös-philosophischem, sentimentalischem und verschiedenartig didactischem Inhalt

Darstellung auch noch zu sehr mit lehrhaften Bestandtheilen versetzt und beschwert, hier ein unversöhnt gebliebener Widerstreit

versuchte, oder bloß aphoristische Bemerkungen niederschrieb (Spazier 1, S. 139 ff.). Besondern Einfluß scheinen bereits um diese Zeit Hippels Werke und namentlich die „Lebensläufe" auf ihn gehabt zu haben, die nachher so entschieden auf die Richtung, die seine schriftstellerische Thätigkeit nahm, einwirkten. Von andern unserer bedeutenden Schriftsteller aus den sechziger und siebziger Jahren scheinen ihm wenige näher bekannt geworden zu sein. Im Frühjahr 1781 bezog er die Universität Leipzig, um Theologie zu studieren. Ohne alle Empfehlungen und mit keinem Schulfreunde zusammentreffend, fand er sich in Leipzig bald einsamer und verlassener als jemals; bald wurde er auch von den bittersten Nahrungssorgen bedrängt, da sich ihm keine Aussicht eröffnete, sich, wie er gehofft hatte, seinen Lebensunterhalt durch Privatunterricht zu erwerben. Indeß verzagte er nicht so bald und begann seine Studien, indem er einige theologische Vorlesungen besuchte und daneben andere über Philosophie und Mathematik hörte. Wieder fand er nicht, wornach ihn so sehr verlangte, geistreichen Unterricht; und da es ihm auch an dem Umgang mit geistvollen Freunden fehlte, so wandte er sich aufs neue und eifriger als je zu den Bildungsmitteln, an die er sich zeither vorzugsweise gehalten hatte. Er warf sich nun zunächst auf das Studium französischer und englischer Schriftsteller: vorzüglich beschäftigten ihn die Werke Rousseau's, die auf seine ganze Denkart einen großen Einfluß ausübten; demnächst die englischen Satiriker und Humoristen. Dieß hatte zur Folge, daß er sich in seinen Arbeitsbüchern immer mehr von philosophischen Denkübungen abwandte und sich zur Abfassung von Schriften im Fach der schönen Litteratur vorbereitete. Unterdessen ward seine äußere Lage von Tage zu Tage drückender; im Herbst 1781 war die völlige Verarmung seiner Mutter entschieden; er gerieth in die äußerste Noth, und es dauerte von nun an beinahe zehn Jahre, bis er etwas sorgenfreier in die Zukunft schauen konnte. Der Entschluß war ihm nicht mehr fremd, die theologische Laufbahn aufzugeben und überhaupt auf jede amtliche Wirksamkeit zu verzichten; er trat ihm näher, als er den Versuch machte, sich und seiner Mutter durch Schriftstellerei etwas zu verdienen. Nachdem er einen Anlauf dazu in einem Lob der Dummheit genommen, worauf ihn des Erasmus encomium moriae gebracht hatte, und wobei er sich die Schreibart des Seneca zum Muster nahm, dauerte es noch ein ganzes Jahr, bis er mit seinem ersten, aus verschiedenen satirischen Skizzen bestehenden Werkchen, den „grönländischen Prozessen," auftrat (1783). Das Honorar, das er für den ersten Theil erhielt, entschied seine Zukunft: er gab die Theologie nun wirklich auf

zwischen einem witzsprudelnden, in Vergleichen und Metaphern schwelgenden Humor und einer bald verstiegenen bald weich ver-

---

und wollte fortan nur von Schriftstellerei leben. Allein die Aufnahme des zweiten Theils der Prozesse war nicht geeignet, ihm Hoffnung auf fernere gute Erfolge seiner schriftstellerischen Thätigkeit zu machen: diese Satiren blieben so gut wie unbeachtet oder wurden von der damaligen Kritik sehr wegwerfend behandelt. Gleichwohl gab er es nicht auf, an einer Fortsetzung derselben zu arbeiten; allein aller seiner Bemühungen ungeachtet fand er dazu keinen Verleger mehr. Er befand sich aufs neue in der größten Noth, mußte die letzte Hoffnung, sich länger in Leipzig zu halten, aufgeben, verließ diese Stadt, um nicht von seinen Gläubigern festgenommen zu werden, heimlich im Spätherbst 1784 und eilte nach Hof zu seiner Mutter zurück, wo ihn gleiche Noth erwartete. Bei seinem Entschlusse, sich nur zum Schriftsteller auszubilden und von seiner Feder zu leben, beharrend, beschäftigte er sich in der ersten Zeit mit Ueber- und Durcharbeitung seiner neuen satirischen Aufsätze und wandte sich, wie er schon früher gethan, an berühmte und einflußreiche Männer, namentlich an Herder, zu dem er vor allen andern Vertrauen gefaßt hatte, um durch ihre Vermittelung einen Verleger zu gewinnen; aber wieder ohne den gewünschten Erfolg. Eben so wenig gelang es ihm, bei Wieland die Aufnahme einiger Aufsätze in den d. Merkur zu erwirken. Seine Lage war um so trostloser, da er auch in Hof seines angeblichen Atheismus, seiner auffallenden äußern Erscheinung und seines ganzen Lebens und Treibens wegen fast allgemein gemieden, ja angefeindet wurde, und da ein Schul- und Universitätsfreund, der Sohn begüterter Eltern, ungeachtet des besten Willens, ihm nur geringe Unterstützung konnte zukommen lassen. Endlich jedoch wirkte derselbe es bei seinem Vater aus, daß Richter von ihm zu Anfang des J. 1787 als Lehrer seiner jüngern Kinder nach Töpen, einem einige Stunden von Hof gelegenen Dorfe, berufen ward. Allein die Lage in dem elterlichen Hause des Freundes wurde für ihn bald so drückend, daß sie die volle Entwickelung einer in ihm schon früher keimenden Hypochondrie zur Folge hatte. Er arbeitete daher wenig oder gar nicht mehr an seinen neuen, schon in Leipzig begonnenen Satiren fort, obgleich sich ihm jetzt die Aussicht auf den Druck derselben bot. Und wirklich kaufte ihm auch ein Buchhändler die Handschrift für ein freilich sehr geringes Honorar ab, ließ sie aber dann noch zwei Jahre liegen, bevor sie unter dem Titel „Auswahl aus des Teufels Papieren" erschien (1789). Nachdem es ihm unterdessen auch geglückt war, einem sehr freisinnigen satirischen, gegen das damalige Fürstenwesen und die gewöhnliche Regierungsweise jener Zeit gerichteten Aufsatz in das von Archenholz herausgegebene „Journal für

schwommenen Sentimentalität, und dabei ist hier wie dort eine

Länder- und Völkerkunde" Aufnahme zu verschaffen (1788), arbeitete er noch einige Aufsätze ernsten Inhalts aus, die er wieder an Herder sandte. Statt in seine Hände, der damals in Italien war, gelangten sie in die seiner Gattin und erwarben Richtern sofort die Zuneigung dieser ausgezeichneten Frau und deren warme Theilnahme an seinem Schicksal. Dagegen blieb das Publicum nach dem endlichen Erscheinen der „Auswahl aus des Teufels Papieren" gegen dieselben eben so gleichgültig, wie es sich gegen die „grönländischen Prozesse" gezeigt hatte (die ersten wurden später, aber nur zum Theil, von ihm überarbeitet und in die „Palingenesien," 1798, aufgenommen). Unterdessen war der Aufenthalt in Töpen Richtern nach und nach so verleidet worden, daß er im Herbst 1789 seine Hauslehrerstelle aufgab und zu seiner Mutter nach Hof zurückkehrte, wo er jetzt, weil er sein Aeußeres änderte und sich in die gesellschaftlichen Formen besser schicken lernte, wenigstens in eine günstigere Stellung zu der Einwohnerschaft überhaupt und bald auch in nähere Verbindung mit mehrern Familien kam. Er blieb jedoch nur den Winter über in Hof; im Frühjahr 1790 übernahm er aufs neue ein Lehramt in Schwarzenbach, indem er die Kinder dreier Familien zu einer Privatschule vereinigte. Hier gestalteten sich seine Verhältnisse um vieles besser als in Töpen; er kam jetzt zuerst in einen ununterbrochenen geselligen Verkehr mit mehrern wissenschaftlich gebildeten, ihm wohlwollenden Männern und schloß im Sommer des J. 1790 den Seelenbund mit seinem ihm schon von der Schule und Universität her bekannten Christian Otto in Hof. Mit um so größerer Freudigkeit unterzog er sich beinahe drei Jahre lang dem Unterricht seiner Zöglinge. Seine schon früher gefaßte Absicht, einen pädagogischen Roman zu schreiben, wurde bald zum festen Entschluß. Zuvor aber arbeitete er noch einige kleinere Sachen aus, satirische und komische Characterbilder in Erzählungsform, worunter die Idylle „Leben des vergnügten Schulmeisterlein Maria Wuz in Auenthal" (aus dem Schluß des J. 1790 und dem Anfang des folgenden; gedruckt als Anhang zur „unsichtbaren Loge" 1793) ihm am meisten gelang und ihn am unmittelbarsten zu seinen größern darstellenden Werken hinüberführte (vgl. seine sämmtl. Werke 1, S. XXXI.). Denn gleich nach der Vollendung des „Wuz" begann er seinen ersten Roman, „die unsichtbare Loge," bei dessen Ausarbeitung er indeß bald seine ursprüngliche Absicht, eine Erziehungslehre in dichterischem Gewande zu liefern, fast ganz aus den Augen verlor. Er führte ihn im Verlauf eines Jahres bis zum Ende des zweiten Theils (an die Ausarbeitung des noch fehlenden dritten ist Jean Paul nie gegangen) und sandte ihn 1792 an K. Ph. Moritz nach Berlin, mit der Bitte, ihm einen Verleger dazu zu ver-

so auffallende Formlosigkeit in der Gesammtcomposition wie in

---

schaffen. Diese Bitte gieng in Erfüllung, und das Honorar, welches dem Dichter für sein Werk geboten wurde, eröffnete ihm endlich die Aussicht auf ein sorgenfreieres Leben und auf Anerkennung im Publicum („Die unsichtbare Loge. Eine Biographie von Jean Paul." Berlin 1793. 2 Thle. 8.). Mit freierem Gemüth und mit der besten Hoffnung des Gelingens legte er bereits im Herbst 1792 Hand an einen neuen Roman und führte ihn bis zur Mitte des J. 1794 zu Ende („Hesperus, oder 45 Hundsposttage. Eine Biographie." Berlin 1795. 4 Heftlein. 8.). Mit dem „Hesperus" begründete Jean Paul eigentlich erst seinen schriftstellerischen Ruhm; „die unsichtbare Loge" hatte ihm bloß eine kleine Gemeinde von Verehrern gewonnen, der Hesperus vergrößerte sie gleich außerordentlich und ganz vorzüglich in der Frauenwelt. Während der Ausarbeitung desselben faßte er auch schon den Entschluß, die „der unsichtbaren Loge" zu Grunde liegende Idee aufs neue aufzunehmen und zu ihrer höhern, reichern und lebensvollern Ausbildung in einem Werke, welches sein Hauptroman werden sollte, alles allmählig zu sammeln und vorzubereiten, was ihm äußere und innere Erfahrungen, Weltkenntniß und Studium zuführen würden, unterdessen aber sein Darstellungstalent an weniger umfassenden Vorwürfen zu üben. So entstanden, nachdem Jean Paul im Frühjahr 1794 sein Lehrerverhältniß in Schwarzenbach aufgegeben hatte und wieder in Hof lebte, von Zeit zu Zeit aber auch in Baireuth bei einem neu gewonnenen Freunde verweilte, das „Leben des Quintus Fixlein" (Baireuth 1796. 8.), eine dem „Wuz" ähnliche idyllische Darstellung, der mehrere kleinere Sachen, theils sentimentalen theils humoristischen Inhalts, beigesellt waren, die „biographischen Belustigungen unter der Gehirnschale einer Riesin" (1 Bdchn. Berlin 1796. 8.) und die „Blumen-, Frucht- und Dornenstücke, oder Ehestand, Tod und Hochzeit des Armenadvocaten Siebenkäs ꝛc." (Berlin 1796 f. 3 Bde. 8; einer seiner besten Romane). Im Frühling 1796 erhielt Jean Paul mehrere Briefe von Frau von Kalb (vgl. S. 1569, Anm. und dazu „Charlotte von Kalb. Von H. Sauppe," im weimarischen Jahrbuch für deutsche Sprache ꝛc. 1854. 1, S. 372 ff.), die, enthusiastisch für ihn eingenommen, seine persönliche Bekanntschaft zu machen wünschte und ihn dringend zu einem Besuche Weimars aufforderte. Als er dieser Einladung im Sommer gefolgt war, übertraf die Aufnahme, die er in Weimar während eines mehrwöchentlichen Aufenthalts, besonders bei den Frauen und bei Männern wie Herder, Wieland und Knebel fand, seine kühnsten Erwartungen. Er fühlte sich in diesen Kreisen „ganz glücklich;" er meinte, er habe „in Weimar zwanzig Jahre in wenigen Tagen verlebt, und seine Menschenkenntniß sei, wie ein Pilz,

der Behandlung fast jedes einzelnen Theils, daß diese Werke

---

manneshoch in die Höhe geschossen." In Frau von Kalb glaubte er ein Weib gefunden zu haben, „wie keines, mit einem allmächtigen Herzen, mit einem Felsen-Ich, eine Woldemarin," die „Titanide," die er zum Urbild seiner Linda im Titan nahm. Zu Goethe und in Jena zu Schiller kam er damals in kein näheres Verhältniß, und noch weniger konnte sich ein solches zwischen ihm und ihnen späterhin bilden, nachdem Jean Paul bald nach seiner Heimkehr durch eine schriftliche Aeußerung über Goethe, die derselbe wieder erfuhr, einen Angriff auf sich in den Xenien hervorgerufen hatte (Was Spazier — der, um seinen Helden mehr zu erheben, Goethe's sittliche Natur und künstlerisches Streben um so gehässiger angreift und herabzusetzen sucht — gerade hierüber 4, S. 31 ff. berichtet und dazu in der Note anführt, ist zu verbessern aus Boas' Buch, Schiller und Goethe im Xenienkampf 1, S. 212.). Er dachte jetzt gleich an seinen Hauptroman, den Titan, zu gehen, stand jedoch bald wieder davon ab und schrieb zunächst eine neue Idylle, „den Jubelsenior" (Leipzig 1797. 8.), sodann „das Kampanerthal, oder über die Unsterblichkeit der Seele" rc. (Erfurt 1797. 8.) und verschiedenes Andere. Mit Beginn des Sommers 1797 fieng er endlich an den ersten Band des „Titan" auszuarbeiten; unmittelbar darauf machte er die Bekanntschaft mit einer jungen und schönen geschiedenen Frau, Emilie von Berlepsch (auch als Schriftstellerin bekannt, vgl. Jördens 5, S. 736 ff.), die nicht minder wie Fr. v. Kalb für den Dichter schwärmte und ihm ebenfalls Züge zu dem Bilde eines der vornehmsten weiblichen Charactere in seinem großen Roman (zu der Liane) geliehen hat. Sie war es auch vorzüglich, die ihn bestimmte, nach dem Tode seiner Mutter im Herbst 1797 nach Leipzig zu ziehen, als sie ihm dahin zu folgen versprach. Seine Aufnahme in dieser Stadt stand hinter der, die ihm in Weimar widerfahren war, in nichts zurück. Indeß sagte ihm das dortige Leben doch auf die Länge so wenig zu, daß er, nachdem er die „Palingenesien vollendet (Gera und Nürnberg 1798. 2 Bdchn. 8.), im Frühjahr und Sommer 1798 kleine Reisen nach Hof, Dresden, Halle, Halberstadt (zu Gleim) und Gotha gemacht hatte, im Herbst, als eben ein näheres Verhältniß zwischen ihm und Fr. H. Jacobi angeknüpft war, sich nach Weimar übersiedelte, wohin ihn ganz vorzüglich die Liebe zu Herder zog. Er fühlte sich hier in der ersten Zeit höchst glücklich, zumal in dem Verkehr mit Herder und dessen Gattin. Neben seinem großen Roman schrieb er mehrere kleinere Sachen, wie er deren auch späterhin in großer Anzahl für Zeitschriften und Taschenbücher lieferte. Als ihm der Aufenthalt in Weimar durch die dortigen Verhältnisse nach und nach immer unbequemer ward, verweilte er öfter an den Höfen zu Gotha und Hildburghausen; von dem letztern erhielt

Kritik der *ästhetischen* Urtheilskraft.[7] Der schwächste Abschnitt darin ist der, welcher auf die einzelnen schönen Künste

---

theilung von Heydenreichs Buch hat Garve in der n. Bibl. d. schön. Wiss. 43, S. 186 ff. geliefert. — 7) Nach den zweierlei in der Subjectivität des Menschen, wie sie sich zu der Erfahrung oder der Sinnenwelt verhält, von Kant gefundenen Principien aller Vernunfterkenntniß, den theoretischen und den practischen, wovon jene auf die Erkenntniß der Natur, diese auf die Freiheit im Handeln gehen, theilt sich die Philosophie in die theoretische und die practische. Die Naturbegriffe, welche den Grund zu aller theoretischen Erkenntniß a priori enthalten, beruhen auf der Gesetzgebung des *Verstandes*; der Freiheitsbegriff, der den Grund zu allen sinnlich-unbedingten practischen Vorschriften a priori enthält, beruht auf der Gesetzgebung der *Vernunft*. Nun gibt es in der Familie der obern Erkenntnißvermögen ein Mittelglied zwischen dem Verstande und der Vernunft, die *Urtheilskraft*. Sie ist das Vermögen, das Besondere der empirischen Anschauung als enthalten unter dem Allgemeinen zu denken. Ist das Allgemeine (die Regel, das Princip, das Gesetz) gegeben, so ist die Urtheilskraft, welche das Besondere darunter subsumiert, *bestimmend*; geht sie dagegen von dem Besondern, als dem Gegebenen aus, um dazu das Allgemeine zu finden, so ist sie *reflectirend*. Um dieses letztere Geschäft ausführen zu können, liegt ihr ein immanenter Begriff zu Grunde, der Begriff der *Zweckmäßigkeit*; durch die Ausführung selbst wird sie die Vermittlerin zwischen der reinen intelligenten Natur des Menschen und der Erfahrungswelt, zwischen Idealismus und Realismus. — An einem in der Erfahrung gegebenen Gegenstande kann Zweckmäßigkeit vorgestellt werden: entweder aus einem bloß *subjectiven* Grunde, als Uebereinstimmung seiner Form, in der *Auffassung* desselben vor allem Begriffe, mit dem Erkenntnißvermögen, um die Anschauung mit Begriffen zu einer Erkenntniß überhaupt zu vereinigen; oder aus einem *objectiven* Grunde, als Uebereinstimmung seiner Form mit der Möglichkeit des Dinges selbst, nach einem Begriffe von ihm, der vorhergeht und den Grund dieser Form enthält. Die Vorstellung von der Zweckmäßigkeit der ersten Art beruht auf der *unmittelbaren Lust an der Form* des Gegenstandes in der bloßen Reflexion über sie; die von der Zweckmäßigkeit der zweiten Art hat nichts mit einem Gefühle der Lust an den Dingen, sondern mit dem *Verstande* in Beurtheilung derselben zu thun. Ist der Begriff von einem Gegenstande gegeben, so besteht das Geschäft der Urtheilskraft im Gebrauche desselben zur Erkenntniß in der *Darstellung*, d. h. darin, dem Begriff eine entsprechende Anschauung zur Seite zu stellen: es sei, daß dieß durch unsere *eigene Einbildungskraft* geschehe, wie in der

eingeht; zu einer gründlichern Ausführung desselben hatte der große Denker nicht genug Anschauungen von bedeutenden Werken der bildenden Kunst gewonnen, und gieng ihm auch

---

Kunst, oder durch die Natur in der Technik derselben (wie bei lebendigen Organismen), wenn wir ihr unsern Begriff vom Zweck zur Beurtheilung ihres Productes unterlegen, also uns dieß Product der Natur als Naturzweck vorstellen. Hierauf gründet sich die Eintheilung der Kritik der Urtheilskraft in die der ästhetischen und die der teleologischen. Die ästhetische Urtheilskraft ist das Vermögen, die formale oder subjective Zweckmäßigkeit durch das Gefühl der Lust oder Unlust, die teleologische das Vermögen, die reale Zweckmäßigkeit der Natur durch Verstand und Vernunft zu beurtheilen. Die Kritik der teleologischen Urtheilskraft bildet den zweiten Theil von Kants Werke, der uns hier nichts angeht. — Indem nun Kant zu einer Analytik des Schönen übergeht, bestimmt er die Merkmale des Schönheitsbegriffs, indem er untersucht, was das ästhetische oder Geschmacksurtheil, d. h. das sich äußernde Vermögen, das Schöne zu beurtheilen, nach vier Momenten ist — nach der Qualität, nach der Quantität, nach der Relation der dabei in Betracht kommenden Zwecke und nach der Modalität des Wohlgefallens an den Gegenständen. Da ergibt sich: a) Geschmack ist das Vermögen, einen Gegenstand oder eine Vorstellungsart zu beurtheilen durch ein Wohlgefallen oder Mißfallen ohne alles Interesse, d. h. ohne alle Beziehung auf unser Begehrungsvermögen; und der Gegenstand eines solchen Wohlgefallens heißt schön. b) Das Schöne ist das, was ohne Begriffe (d. h. ohne Kategorie des Verstandes) als Object eines allgemeinen Wohlgefallens vorgestellt wird (oder: schön ist das, was ohne Begriff allgemein gefällt); und zwar wird diese Allgemeinheit des Wohlgefallens in einem Geschmacksurtheil nur als subjectiv vorgestellt, doch wird das Wohlgefallen an dem Gegenstande jederman angesonnen. Es ist aber die allgemeine Mittheilungsfähigkeit des Gemüthszustandes in der gegebenen Vorstellung, welche als subjective Bedingung des Geschmacksurtheils demselben zu Grunde liegt und die Lust an dem Gegenstande zur Folge hat. Dieser Gemüthszustand ist kein anderer als der, welcher im Verhältniß der Vorstellungskräfte zu einander angetroffen wird, sofern sie eine gegebene Vorstellung auf Erkenntniß überhaupt beziehen. Soll aus einer Vorstellung, wodurch ein Gegenstand gegeben wird, Erkenntniß werden, so gehören dazu Einbildungskraft — für die Zusammensetzung des Mannigfaltigen der Anschauung — und Verstand — für die Einheit des Begriffs, der die Vorstellungen vereinigt. Diese Erkenntnißkräfte werden hier durch die Vorstellung in ein freies Spiel gesetzt, aus diesem freien Spiel der-

Kritik der ästhetischen Urtheilskraft. 7) Der schwächste Abschnitt darin ist der, welcher auf die einzelnen schönen Künste

---

theilung von Heydenreichs Buch hat Garve in der n. Bibl. d. schön. Wiss. 43, S. 186 ff. geliefert. — 7) Nach den zweierlei in der Subjectivität des Menschen, wie sie sich zu der Erfahrung oder der Sinnenwelt verhält, von Kant gefundenen Principien aller Vernunfterkenntniß, den theoretischen und den practischen, wovon jene auf die Erkenntniß der Natur, diese auf die Freiheit im Handeln gehen, theilt sich die Philosophie in die theoretische und die practische. Die Naturbegriffe, welche den Grund zu aller theoretischen Erkenntniß a priori enthalten, beruhen auf der Gesetzgebung des Verstandes; der Freiheitsbegriff, der den Grund zu allen sinnlich-unbedingten practischen Vorschriften a priori enthält, beruht auf der Gesetzgebung der Vernunft. Nun gibt es in der Familie der obern Erkenntnißvermögen ein Mittelglied zwischen dem Verstande und der Vernunft, die Urtheilskraft. Sie ist das Vermögen, das Besondere der empirischen Anschauung als enthalten unter dem Allgemeinen zu denken. Ist das Allgemeine (die Regel, das Princip, das Gesetz) gegeben, so ist die Urtheilskraft, welche das Besondere darunter subsumiert, bestimmend; geht sie dagegen von dem Besondern, als dem Gegebenen aus, um dazu das Allgemeine zu finden, so ist sie reflectierend. Um dieses letztere Geschäft ausführen zu können, liegt ihr ein immanenter Begriff zu Grunde, der Begriff der Zweckmäßigkeit; durch die Ausführung selbst wird sie die Vermittlerin zwischen der reinen intelligenten Natur des Menschen und der Erfahrungswelt, zwischen Idealismus und Realismus. — An einem in der Erfahrung gegebenen Gegenstande kann Zweckmäßigkeit vorgestellt werden: entweder aus einem bloß subjectiven Grunde, als Uebereinstimmung seiner Form, in der Auffassung desselben vor allem Begriffe, mit dem Erkenntnißvermögen, um die Anschauung mit Begriffen zu einer Erkenntniß überhaupt zu vereinigen; oder aus einem objectiven Grunde, als Uebereinstimmung seiner Form mit der Möglichkeit des Dinges selbst, nach einem Begriffe von ihm, der vorhergeht und den Grund dieser Form enthält. Die Vorstellung von der Zweckmäßigkeit der ersten Art beruht auf der unmittelbaren Lust an der Form des Gegenstandes in der bloßen Reflexion über sie; die von der Zweckmäßigkeit der zweiten Art hat nichts mit einem Gefühle der Lust an den Dingen, sondern mit dem Verstande in Beurtheilung derselben zu thun. Ist der Begriff von einem Gegenstande gegeben, so besteht das Geschäft der Urtheilskraft im Gebrauche desselben zur Erkenntniß in der Darstellung, d. h. darin, dem Begriff eine entsprechende Anschauung zur Seite zu stellen: es sei, daß dieß durch unsere eigene Einbildungskraft geschehe, wie in der

eingeht; zu einer gründlichern Ausführung desselben hatte der große Denker nicht genug Anschauungen von bedeutenden Werken der bildenden Kunst gewonnen, und gieng ihm auch

---

Kunst, oder durch die *Natur* in der Technik derselben (wie bei lebendigen Organismen), wenn wir ihr unsern Begriff vom Zweck zur Beurtheilung ihres Productes unterlegen, also uns dieß Product der Natur als *Naturzweck* vorstellen. Hierauf gründet sich die Eintheilung der Kritik der Urtheilskraft in die der *ästhetischen* und die der *teleologischen*. Die ästhetische Urtheilskraft ist das Vermögen, die *formale* oder subjective Zweckmäßigkeit durch das Gefühl der Lust oder Unlust, die teleologische das Vermögen, die *reale* Zweckmäßigkeit der Natur durch Verstand und Vernunft zu beurtheilen. Die Kritik der teleologischen Urtheilskraft bildet den zweiten Theil von Kants Werke, der uns hier nichts angeht. — Indem nun Kant zu einer *Analytik des Schönen* übergeht, bestimmt er die Merkmale des Schönheitsbegriffs, indem er untersucht, was das ästhetische oder Geschmacksurtheil, d. h. das sich äußernde Vermögen, das Schöne zu beurtheilen, nach vier Momenten ist — nach der Qualität, nach der Quantität, nach der Relation der dabei in Betracht kommenden Zwecke und nach der Modalität des Wohlgefallens an den Gegenständen. Da ergibt sich: a) *Geschmack* ist das Vermögen, einen Gegenstand oder eine Vorstellungsart zu beurtheilen durch ein Wohlgefallen oder Mißfallen *ohne alles Interesse*, d. h. ohne alle Beziehung auf unser Begehrungsvermögen; und der Gegenstand eines solchen Wohlgefallens heißt *schön*. b) Das Schöne ist das, was ohne Begriffe (d. h. ohne Kategorie des Verstandes) als Object eines *allgemeinen* Wohlgefallens vorgestellt wird (oder: schön ist das, was ohne Begriff allgemein gefällt); und zwar wird diese Allgemeinheit des Wohlgefallens in einem Geschmacksurtheil nur als *subjectiv* vorgestellt, doch wird das Wohlgefallen an dem Gegenstande *jederman* angesonnen. Es ist aber die *allgemeine Mittheilungsfähigkeit* des Gemüthszustandes in der gegebenen Vorstellung, welche als subjective Bedingung des Geschmacksurtheils demselben zu Grunde liegt und die Lust an dem Gegenstande zur Folge hat. Dieser Gemüthszustand ist kein anderer als der, welcher im Verhältniß der Vorstellungskräfte zu einander angetroffen wird, sofern sie eine gegebene Vorstellung auf *Erkenntniß überhaupt* beziehen. Soll aus einer Vorstellung, wodurch ein Gegenstand gegeben wird, Erkenntniß werden, so gehören dazu *Einbildungskraft* — für die Zusammensetzung des Mannigfaltigen der Anschauung — und *Verstand* — für die Einheit des Begriffs, der die Vorstellungen vereinigt. Diese Erkenntnißkräfte werden hier durch die Vorstellung in ein *freies Spiel* gesetzt, aus diesem freien Spiel der-

zu sehr die Bekanntschaft mit den vortrefflichsten Erzeugnissen der Dichtkunst ab, zumal mit denen der neuern, der heimischen wie der fremden. Dagegen muß alles, was in den mehr allgemeinen, aus reiner Speculation hervorgegangenen Abschnitten

---

selben geht das ästhetische Urtheil hervor, und in ihrer Einhelligkeit wird der Gegenstand, oder die Vorstellung, wodurch er gegeben wird, auf das Subject und dessen Gefühl der Lust und des Wohlgefallens bezogen (vgl. oben S. 1315, Anm. k). c) Das Geschmacksurtheil hat nichts als die Form der Zweckmäßigkeit eines Gegenstandes (oder der Vorstellungsart desselben) zum Grunde, d. h. der schöne Gegenstand hat diese Form insofern, als die Zweckmäßigkeit an ihm ohne Vorstellung eines (bestimmten) Zwecks wahrgenommen wird. Denn da ein ästhetisches Urtheil schlechterdings keine Erkenntniß vom Objecte gibt, was nur durch ein logisches Urtheil geschieht, sondern die Vorstellung, wodurch ein Object gegeben wird, lediglich auf das Subject bezieht, so gibt es auch keine zweckmäßige Beschaffenheit des Gegenstandes, sondern nur die zweckmäßige Form in der Bestimmung der Vorstellungskräfte, die sich mit ihm beschäftigen, zu bemerken. Nur da ist das Geschmacksurtheil rein, wo es freie Schönheit (pulchritudo vaga) betrifft, d. h. wo kein Begriff von dem vorausgesetzt wird, was der Gegenstand sein soll; es ist nicht rein in der Beurtheilung bloß anhängender Schönheit (pulchritudo adhaerens), als welche einen Begriff und die Vollkommenheit des Gegenstandes nach einem solchen voraussetzt. Indessen gewinnt der Geschmack durch die Verbindung des ästhetischen Wohlgefallens mit dem intellectuellen darin, daß er fixiert wird, und zwar nicht allgemein ist, ihm aber doch in Ansehung gewisser zweckmäßig bestimmten Objecte Regeln vorgeschrieben werden können. Eigentlich freilich gewinnt in diesem Zusammentreffen beider Gemüthszustände, des ästhetischen und des intellectuellen Wohlgefallens, weder die Vollkommenheit durch die Schönheit, noch die Schönheit durch die Vollkommenheit; aber was dabei gewinnt, ist das gesammte Vermögen der Vorstellungskraft. — Da kein Begriff eines Objects, sondern das Gefühl des Subjects der Bestimmungsgrund des ästhetischen Urtheils ist, so kann es keine objective Geschmacksregel geben, welche durch Begriffe bestimmte, was schön sei. Der Geschmack muß ein selbst eigenes Vermögen sein, und hieraus folgt, daß das höchste Urbild des Geschmacks eine bloße Idee ist, die jeder in sich selbst hervorbringen muß. Idee bedeutet eigentlich einen Vernunftbegriff, und Ideal die Vorstellung eines einzelnen als einer Idee adäquaten Wesens. Daher kann jenes Urbild des Geschmacks, welches freilich auf der unbestimmten Idee der Vernunft

von Gedanken niedergelegt ist, als die erste aus den höchsten Principien des Denkens mit wissenschaftlicher Strenge entwickelte Lehre vom Schönen, vom Erhabenen und von der Kunst angesehen werden. Hierin ist nämlich zuerst erkannt

von einem Maximum beruht, aber doch nicht durch Begriffe, sondern nur in einzelner Darstellung kann vorgestellt werden, besser das Ideal des Schönen genannt werden. Weil nun aber das Vermögen der Darstellung die Einbildungskraft ist, so wird es bloß ein Ideal der Einbildungskraft sein. — Die Schönheit, zu welcher ein Ideal gesucht werden soll, muß keine vage, sondern eine durch einen Begriff von objectiver Zweckmäßigkeit fixierte Schönheit sein; d. h. in welcher Art von Gründen der Beurtheilung ein Ideal Statt finden soll, da muß irgend eine Idee der Vernunft nach bestimmten Begriffen zum Grunde liegen, die a priori den Zweck bestimmt, worauf die innere Möglichkeit des Gegenstandes beruht. Nur das, was den Zweck seiner Existenz in sich selbst hat, der Mensch, ist eines Ideals der Schönheit, so wie die Menschheit in seiner Person, als Intelligenz, des Ideals der Vollkommenheit unter allen Gegenständen in der Welt fähig. Hierzu gehört zweierlei: die ästhetische Normalidee, welche eine einzelne Anschauung (der Einbildungskraft) ist, die das Richtmaaß zur Beurtheilung des Menschen, als eines zu einer besondern Thierspecies gehörigen Dinges, vorstellt; und die Vernunftidee in dem Ausdruck sittlicher Ideen, die den Menschen innerlich beherrschen. d) Schön ist endlich, was ohne Begriff als Gegenstand eines nothwendigen Wohlgefallens erkannt wird. (Vgl. über diese Analytik des Schönen Hegels Vorlesungen über die Aesthetik. Berlin 1835—38. 3 Bde. 8. Bd. 1, S. 74—80). — Es folgt die Analytik des Erhabenen, worin Kant vorzugsweise von der Erhabenheit der Natur handeln zu müssen glaubt, da, wie er sagt, das Erhabene der Kunst immer auf die Bedingungen der Uebereinstimmung mit der Natur eingeschränkt werde. Das Erhabene kommt mit dem Schönen darin überein, daß beides für sich selbst gefällt, und daß beides kein Sinnes- noch ein logisch-bestimmendes, sondern ein Reflexionsurtheil voraussetzt. Auch muß das Wohlgefallen am Erhabenen wie am Schönen im ästhetischen Urtheil allgemein gültig und ohne Interesse sein, so wie subjective Zweckmäßigkeit, und diese als nothwendig, vorstellig machen. Gleichwohl finden zwischen dem Erhabenen und Schönen bedeutende Unterschiede Statt. Der wichtigste innere ist der, daß die Naturschönheit eine Zweckmäßigkeit in ihrer Form, wodurch der Gegenstand für unsere Urtheilskraft gleichsam vorherbestimmt zu sein scheint, bei sich führt und so an sich einen Gegen-

und philosophisch erwiesen, daß in dem Schönen überhaupt die Trennung sich aufgehoben finde, die sonst in unserm Bewußtsein zwischen Allgemeinem und Besonderem, Zweck und Mittel, Begriff und Gegenstand vorausgesetzt ist, indem sich

---

stand des Wohlgefallens ausmacht; daß hingegen das, was in uns — ohne daß wir vernünfteln, bloß in der Auffassung — das Gefühl des Erhabenen erregt, der Form nach zweckwidrig für unsere Urtheilskraft, unangemessen unserm Darstellungsvermögen und gleichsam gewaltthätig für die Einbildungskraft erscheinen mag, und wir ihm dennoch in unserm Urtheil nur um desto mehr Erhabenheit beilegen. Hier soll eine Zweckmäßigkeit vorstellig gemacht werden, die eine Zweckwidrigkeit voraussetzt. Eigentlich also ist ein Gegenstand der Natur selbst nie erhaben; die Erhabenheit kann nur in unserm Gemüthe enthalten und der Gegenstand nur dazu tauglich sein, eine solche Stimmung in ihm hervorzurufen. Denn der Begriff des Erhabenen in der Natur zeigt nichts Zweckmäßiges in der Natur selbst an, sondern nur in dem möglichen Gebrauch ihrer Anschauungen, um eine von der Natur ganz unabhängige Zweckmäßigkeit in uns fühlbar zu machen. Gleichwie nämlich die ästhetische Urtheilskraft in Beurtheilung des Schönen die Einbildungskraft in ihrem freien Spiel auf den Verstand bezieht, um mit dessen Begriffen überhaupt — ohne daß diese bestimmt sind — einhellig zu sein, das Geschmacksurtheil hier also auf einer bloßen Empfindung der sich wechselseitig belebenden Einbildungskraft in ihrer Freiheit und des Verstandes mit seiner Gesetzmäßigkeit beruht: so bezieht sich dasselbe Vermögen in Beurtheilung eines Dinges als eines erhabenen auf die Vernunft, um zu deren Ideen — unbestimmt, welchen — subjectiv übereinzustimmen, d. h. eine Gemüthsstimmung hervorzubringen, welche derjenigen gemäß und mit ihr verträglich ist, die der Einfluß bestimmter Ideen auf das Gefühl bewirken würde. Je nachdem nun aber die Beziehung auf das Erkenntniß- oder auf das Begehrungsvermögen geschieht, ist das Erhabene entweder ein Mathematisch- oder ein Dynamisch-Erhabenes. Dem Erhabenen der ersten Art, d. h. dem Großen in der Natur, gegenüber entsteht in uns ein Gefühl der Unlust, aus der Unangemessenheit der Einbildungskraft in der ästhetischen Größenschätzung zu der Schätzung durch Vernunft, aber auch eine dabei zugleich erweckte Lust, aus der Uebereinstimmung eben dieses Urtheils der Unangemessenheit des größten sinnlichen Vermögens mit Vernunftideen, sofern die Bestrebung zu denselben doch für uns Gesetz ist. So wie Einbildungskraft und Verstand in der Beurtheilung des Schönen durch ihre Einhelligkeit, so bringen Einbildungs-

diese Gegensätze in dem Schönen vollkommen durchdringen; daß also auch das **Kunstschöne**, welches von dem Genie, als einer Naturgabe, hervorgebracht werde, als eine solche Zusammenstimmung anzusehen sei, in welcher das Besondere selbst dem Be-

---

kraft und Vernunft hier durch ihren Widerstreit subjective Zweckmäßigkeit der Gemüthskräfte hervor, nämlich ein Gefühl, daß wir reine selbständige Vernunft haben, oder ein Vermögen der Größenschätzung, dessen Vorzüglichkeit durch nichts anschaulich gemacht werden kann, als durch die Unzulänglichkeit desjenigen Vermögens, welches in Darstellung der Größen — sinnlicher Gegenstände — selbst unbegrenzt ist. In der ästhetischen Beurtheilung des Dynamisch-Erhabenen dagegen wird die Natur als Macht betrachtet, sofern sie Gegenstand der Furcht ist, aber über uns keine Gewalt hat. Denn nicht, in wiefern sie furchterregend ist, beurtheilen wir sie als erhaben, sondern in sofern sie unsere Kraft — die nicht Natur ist — in uns aufruft, daß wir das, wofür wir besorgt sind, als klein, und daher ihre Macht für uns und unsere Persönlichkeit doch nicht für eine solche Gewalt ansehen, unter die wir uns zu beugen hätten, wenn es auf unsere höchsten Grundsätze und deren Behauptung oder Verlassung ankäme. Also heißt die Natur hier erhaben, bloß weil sie die Einbildungskraft zu Darstellung derjenigen Fälle erhebt, in welchen das Gemüth die eigene Erhabenheit seiner Bestimmung, selbst über die Natur, sich fühlbar machen kann. Man kann das Erhabene überhaupt auch so beschreiben: es ist ein Gegenstand — der Natur —, dessen Vorstellung das Gemüth bestimmt, sich die Unerreichbarkeit der Natur (durch die Einbildungskraft) als Darstellung von Ideen zu denken. Die Idee des Uebersinnlichen, in sofern wir subjectiv die Natur selbst in ihrer Totalität als Darstellung von etwas Uebersinnlichem denken, ohne diese Darstellung objectiv zu Stande bringen zu können, wird in uns durch einen Gegenstand erweckt, dessen Beurtheilung die Einbildungskraft bis zu der Grenze, es sei der Erweiterung (mathematisch) oder ihrer Macht über das Gemüth (dynamisch) anspannt, indem sie sich auf das Gefühl einer Bestimmung desselben gründet, welche das Gebiet der Einbildungskraft gänzlich überschreitet — auf das moralische Gefühl —, in Ansehung dessen die Vorstellung des Gegenstandes als subjectiv zweckmäßig beurtheilt wird. (Vgl. hierzu Hegel a. a. O. 1, S. 467). — Indem Kant nun auch zeigt, welche Affecte ästhetisch erhaben sein, und welche zum Schönen der Sinnesart gezählt werden können, knüpft er daran einige Bemerkungen, die ich hier um so weniger übergehen mag, in einem je nähern Bezuge sie zu dem stehen, was ich oben hin und wieder über die weichlich-empfindsame und noch

griffe gemäß ist, so daß hier Natur und Freiheit, Sinnlichkeit und Begriff in Einem ihr Recht und ihre Befriedigung finden. Doch soll diese vollendete Aussöhnung nicht als eine in dem

---

andere schlechtere Tendenzen in unserer schönen Litteratur gesagt habe. Er sagt nämlich: „Die zärtlichen Rührungen, wenn sie bis zum Affect steigen, taugen gar nichts; der Hang dazu heißt die Empfindelei. Ein theilnehmender Schmerz, auf den wir uns, wenn er erdichtete Uebel betrifft, bis zur Täuschung durch die Phantasie, als ob er ein wirklicher wäre, vorsätzlich einlassen, beweiset und macht eine weiche, aber zugleich schwache Seele. — Romane, weinerliche Schauspiele, schale Sittenvorschriften, die mit — obzwar fälschlich — sogenannten edeln Gesinnungen tändeln, in der That aber das Herz welk und für die strenge Vorschrift der Pflicht unempfindlich, aller Achtung für die Würde der Menschheit in unserer Person und das Recht der Menschen — und überhaupt aller festen Grundsätze unfähig machen: — vertragen sich nicht einmal mit dem, was zur Schönheit, weit weniger aber noch mit dem, was zur Erhabenheit der Gemüthsart gezählt werden könnte." — Aus allem Bisherigen ergibt sich schon, — wird aber von Kant in dem Abschnitt, der die Deduction der reinen ästhetischen Urtheile enthält, noch tiefer begründet und vollständiger erläutert —, daß nach dieser Lehre kein objectives Princip des Geschmacks möglich, und daß die Schönheit kein Begriff vom Object ist. — Von der Deduction der Geschmacksurtheile geht Kant, nachdem er noch von der Mittheilbarkeit einer Empfindung, vom Geschmack als einer Art vom sensus communis, von dem empirischen und von dem intellectuellen Interesse am Schönen gehandelt, zu dem über, was er von der schönen Kunst zu sagen hat. Indem er zuerst alle Kunst in die mechanische und die ästhetische theilt und die letztere ihrem allgemeinsten Begriffe nach dahin bestimmt, daß sie das Gefühl der Lust zur unmittelbaren Absicht habe, sondert er hierin wieder die angenehme und die schöne Kunst von einander ab. Der Zweck der erstern ist, daß die Lust die Vorstellungen als bloße Empfindungen, der Zweck der andern, daß sie dieselben als Erkenntnißarten begleite. Schöne Kunst ist eine Vorstellungsart, die für sich selbst zweckmäßig ist, und obgleich ohne Zweck, dennoch die Cultur der Gemüthskräfte zur geselligen Mittheilung befördert. Daher hat sie die reflectierende Urtheilskraft, und nicht die Sinnenempfindung zum Richtmaaß. An einem Producte der schönen Kunst muß man sich bewußt werden, daß es Kunst sei, und nicht Natur; aber doch muß die Zweckmäßigkeit in der Form desselben von allem Zwange willkürlicher Regeln so frei scheinen, als ob es ein Product der bloßen Natur sei.

Objecte selbst zu Stande gekommene an diesem begriffsmäßig erkannt werden, sondern für das Bewußtsein nur subjectiv, obgleich mit dem berechtigten Anspruch auf Allgemeingültigkeit,

---

Auf diesem Gefühl der Freiheit im Spiele unserer Erkenntnißvermögen, welches doch zugleich zweckmäßig sein muß, beruht diejenige Lust, welche allein allgemein mittheilbar ist, ohne sich doch auf Begriffe zu gründen. Die Natur ist schön, wenn sie zugleich als Kunst aussieht; und die Kunst kann nur schön genannt werden, wenn wir uns bewußt sind, sie sei Kunst, und sie uns doch als Natur aussieht. Daher muß die Zweckmäßigkeit im Producte der schönen Kunst, obgleich sie absichtlich ist, doch nicht absichtlich scheinen. Schöne Kunst ist nämlich Kunst des Genie's. Das Genie aber ist eine Naturgabe, die angeborne Gemüthsanlage (ingenium), durch welche die Natur der Kunst die Regel gibt. Denn da jede Kunst Regeln voraussetzt, diese aber für die schöne Kunst nicht, wie für die mechanische, von außen her genommen werden oder solche sein können, die einen Begriff zum Bestimmungsgrunde haben, so muß die Natur im Subjecte — und durch die Stimmung der Vermögen desselben — der Kunst die Regel geben; d. h. die schöne Kunst ist nur als Product des Genie's möglich. Hieraus folgt, daß Originalität die erste Eigenschaft des Genie's sein muß; daß — da es auch originalen Unsinn geben kann — seine Producte zugleich Muster, d. i. exemplarisch sein und also Andern zum Richtmaaß oder zur Regel der Beurtheilung dienen müssen; daß das Genie, wie es sein Product zu Stande bringe, selbst nicht beschreiben oder wissenschaftlich anzeigen kann, sondern daß es als Natur die Regel gibt, und daher der Urheber eines Products, welches er seinem Genie verdankt, selbst nicht weiß, wie sich in ihm die Ideen dazu herbeifinden, auch es nicht in seiner Gewalt hat, dergleichen nach Belieben oder planmäßig auszudenken und Andern in solchen Vorschriften mitzutheilen, die sie in den Stand setzten, gleichmäßige Producte hervorzubringen; und daß endlich die Natur durch das Genie nicht der Wissenschaft, sondern der Kunst die Regel vorschreibt, und auch dieser nur, insofern dieselbe schöne Kunst sein soll. Die Regel der schönen Kunst muß demnach immer von der That, d. h. vom Product abstrahiert werden, an welchem Andere ihr Talent prüfen mögen, um sich jenes zum Muster, nicht der Nachmachung, sondern der Nachahmung oder Nachfolge dienen zu lassen. Indeß gibt es keine schöne Kunst, zu deren Ausübung nicht auch gewisse mechanische Fertigkeiten erforderlich wären, die unter Regeln befaßt und nach denselben angewandt werden müssen. Das Genie kann nur reichen Stoff zu Producten der schönen Kunst hergeben; die Verarbeitung desselben und die Form er-

hervorgehen, und zwar aus einem durch den schönen Gegenstand hervorgerufenen freien Spiel der Einbildungskraft und des Verstandes in ihrer Einhelligkeit, indem der Gegenstand

fordert ein durch die Schule gebildetes Talent, um einen Gebrauch davon zu machen, der vor der Urtheilskraft bestehen kann. — Es gibt Producte, die zur schönen Kunst gerechnet sein wollen, und an denen auch der Geschmack nichts zu tadeln findet, die aber dennoch etwas Unbefriedigendes haben, weil sie ohne Geist sind. Geist nämlich heißt in ästhetischer Beziehung das belebende Princip im Gemüthe. Dasjenige aber, wodurch dieses Princip die Seele belebt, der Stoff, den es dazu anwendet, ist das, was die Gemüthskräfte zweckmäßig in Schwung versetzt, d. h. in ein solches Spiel, welches sich von selbst erhält und selbst die Kräfte dazu stärkt. Dieses Princip ist nun nichts anders als das Vermögen der Darstellung ästhetischer Ideen; eine ästhetische Idee aber ist eine einem gegebenen Begriffe beigesellte Vorstellung der Einbildunskraft, welche mit einer solchen Mannigfaltigkeit von Theilvorstellungen in dem freien Gebrauche derselben verbunden ist, daß für sie kein Ausdruck, der einen bestimmten Begriff bezeichnet, gefunden werden kann, die also zu einem Begriffe viel Unnennbares hinzu denken läßt, dessen Gefühl die Erkenntnißvermögen belebt und mit der Sprache, als bloßem Buchstaben, Geist verbindet. Man kann überhaupt Schönheit — sie mag Natur- oder Kunstschönheit sein — den Ausdruck ästhetischer Ideen nennen: nur daß in der schönen Kunst diese Idee durch einen Begriff vom Objecte veranlaßt werden muß, in der schönen Natur aber die bloße Reflexion über eine gegebene Anschauung, ohne Begriff von dem, was der Gegenstand sein soll, zur Erweckung und Mittheilung der Idee, von welcher jenes Object als der Ausdruck betrachtet wird, hinreichend ist. — In aller schönen Kunst besteht das Wesentliche in der Form, welche für die Beobachtung und Beurtheilung zweckmäßig ist, wo die Lust zugleich Cultur ist und den Geist zu Ideen stimmt, mithin ihn für mehr solche Lust und Unterhaltung empfänglich macht; nicht in der Materie der Empfindung (dem Reize oder der Rührung), wo es bloß auf Genuß angelegt ist, welcher nichts in der Idee zurückläßt, den Geist stumpf, den Gegenstand nach und nach anekelnd und das Gemüth, durch das Bewußtsein seiner im Urtheile der Vernunft zweckwidrigen Stimmung, mit sich selbst unzufrieden und launisch macht. Wenn die schönen Künste nicht, nahe oder fern, mit moralischen Ideen in Verbindung gebracht werden, die allein ein selbständiges Wohlgefallen bei sich führen, so ist das letztere ihr endliches Schicksal. Sie dienen alsdann nur zur Zerstreuung, deren man immer desto mehr bedürftig wird, als man sich

in dieser Einhelligkeit der Erkenntnißvermögen auf das Subject und dessen Gefühl der Lust und des Wohlgefallens durch ein reflectierendes Urtheil — das ästhetische — bezogen werde. [8]) Der wichtigste Satz der kantischen Lehre, der nicht bloß für die weitere Ausbildung derselben sich als einer der fruchtbarsten erwies, sondern auch in der Anwendung der einflußreichste auf den in dem Entwickelungsgange unserer Dichtung seit der Mitte der Neunziger eintretenden Umschwung wurde, war der, welcher das Wesentliche aller schönen Kunst in die Form, und nicht in den Stoff, setzte, d. h. in diejenige Beschaffenheit eines Kunstwerks, welche ihren Grund in dem, wie etwas dargestellt, nicht in dem, was dargestellt wird, nicht in dem gegebenen oder gewählten Gegenstande, sondern in der Art und Weise hat, in welcher derselbe von dem Künstler behandelt und zur Anschauung gebracht ist. — Wie Schiller der erste war, der die Philosophie des Schönen und der Kunst auf dem von Kant gelegten Grunde, [9]) wenn auch nicht in einem eigentlichen, bis zur Vollständigkeit in sich abgeschlossenen Systeme, [10])

---

ihrer bedient, um die Unzufriedenheit des Gemüths mit sich selbst dadurch zu vertreiben, daß man sich immer noch unnützlicher und mit sich selbst unzufriedener macht. — Das Schöne ist das Symbol des Sittlichguten. Der Geschmack macht gleichsam den Uebergang vom Sinnenreiz zum habituellen moralischen Interesse, ohne einen zu gewaltsamen Sprung, möglich, indem er die Einbildungskraft auch in ihrer Freiheit als zweckmäßig für den Verstand bestimmbar vorstellt und sogar an Gegenständen der Sinne auch ohne Sinnenreiz ein freies Wohlgefallen finden lehrt. Andrerseits ist aber auch die wahre Propädeutik zur Gründung des Geschmacks die Entwickelung sittlicher Ideen und die Cultur des moralischen Gefühls, da, nur wenn mit diesem die Sinnlichkeit in Einstimmung gebracht wird, der echte Geschmack eine bestimmte unveränderliche Form annehmen kann. (Vgl. zu diesem Auszuge die Anm. 1 angeführten Erg. Blätter zur Jen. Litt. Zeit. Sp. 83 — 92). — 8) Vgl. Hegel a. a. O. 1, S. 79 f. — 9) Vgl. hierzu und zu den folgenden Anmerkungen S. 1574 — 76, Anm. — 10) Allerdings hatte Schiller eine Zeit lang die Absicht, die Lehre vom Schönen und von der

so doch in mehrern Haupttheilen weiter ausbildete, indem er,

Kunst in ihrem ganzen Umfange in einem auf mehr als einen Band berechneten Werke abzuhandeln, anfänglich in Gesprächsform, nachher in Briefen. Welchen Gang er hierbei zu nehmen gedachte, als er bereits zur Ausarbeitung in der zuletzt erwähnten Form geschritten war, erfahren wir umständlich aus einem seiner im Anfange d. J. 1794 von Schwaben aus an Körner gerichteten Briefe (3, S. 159 ff.). „Ueber den Begriff der Schönheit," berichtet er hier, „habe ich mich noch gar nicht eingelassen, und ich bin auch jetzt noch gar nicht so weit" — obgleich die fertigen Briefe damals schon gegen vierzehn Bogen im Druck hätten füllen mögen —, „weil ich erst eine allgemeine Betrachtung über den Zusammenhang der schönen Empfindungen mit der ganzen Cultur und überhaupt über die ästhetische Erziehung der Menschen voranschickte. — Von dem Einfluß des Schönen auf den Menschen komme ich auf den Einfluß der Theorie auf die Beurtheilung und Erzeugung des Schönen und untersuche erst, was man sich von einer Theorie des Schönen zu erwarten und besonders in Rücksicht auf die hervorbringende Kunst zu versprechen habe. Dieß führt mich natürlicherweise auf die von aller Theorie unabhängige Erzeugung des Originalschönen durch das Genie. Hier bin ich gerade jetzt, und es wird mir gar schwer, über den Begriff des Genie's mit mir einig zu werden. In Kants Krit. d. Urtheilskr. werden darüber sehr bedeutende Winke gegeben; aber sie sind noch gar nicht befriedigend." Bei Erörterung des Punctes, wie die Wissenschaft, welche die von dem Genie durch seine Producte gegebenen Regeln sammele, vergleiche und versuche, ob sie unter eine noch allgemeinere und endlich unter einen einzigen Grundsatz zu bringen seien, doch nur die eingeschränkte Autorität empirischer Wissenschaften habe, indem sie von der Erfahrung ausgeben müsse rc., „nehme ich Gelegenheit, aus Gründen zu deducieren, was von empirischen Wissenschaften zu erwarten ist, und aus der Art, wie die Wissenschaft des Schönen entsteht, darzuthun, was sie zu leisten im Stande ist. Ich bestimme also zuerst die Methode, nach der sie errichtet werden muß, und dann zeige ich ihr Gebiet und ihre Grenze. Nach diesen Vorbereitungen gehe ich dann an die Sache selbst, und zwar fange ich damit an, den Begriff der schönen Kunst erst in seine zwei Bestandtheile aufzulösen, aus deren Vermischung schon so viele Confusion in die Kritik gekommen ist. Diese zwei Bestandtheile sind: 1) Kunst und 2) schöne Kunst." (Die technischen Regeln nämlich, unter denen auch die schöne Kunst als Kunst stehe, dürften ja nicht mit den ästhetischen verwechselt werden; erst wenn man das Technische von dem Aesthetischen scheide und von dem Begriff der Species — der schönen Kunst — das trenne, was bloß den Begriff der Gattung

ner mit der kritischen Philosophie bekannt

n — angehe, sei man auf dem rechten Wege zur
heitsregeln.) „Wenn ich nun auf diesem Wege
r Schönheit — der aber freilich nur empirische Au-
en habe, so ist mit demselben auch der erste Grund-
atze — als schöne Künste — gegeben. Ich bringe
r in die Erfahrung zurück und halte ihn gegen die
gen möglicher Darstellung, woraus denn die besondern
inen schönen Künste hervorgehen werden. Alsdann
kommen, wie weit ich mich auf die Theorie dieser
inlassen will. Die Künste selbst theile ich generaliter
wecke, weil dieser die allgemeinen Regeln bestimmt;
- nach ihrem Material und ihrer Form, weil dar-
. Regeln entspringen." (Die Haupteintheilung werde
ste des Bedürfnisses und in Künste der Freiheit.
ntweder Sachen, oder Gedanken oder Handlun-
halte man Architectur in weitester Bedeutung, Be-
nd die schöne Lebensart. Die Künste der Freiheit,
r Zweck darin bestehe, in der freien Betrachtung zu er-
e schönen Künste in weiterer Bedeutung. Jedes schöne
e aber immer einen doppelten Zweck aus, und auf die
, wie sich diese zweierlei Zwecke zu einander verhalten,
. Unterabtheilung der schönen Künste. Der eine Zweck sei
er, den das Kunstwerk ankündige, und der ihm gleich-
örper verschaffe; der andere ein subjectiver, — den es
ob es gleich der vornehmste sei — durch die Art, wie es
n Zweck ausführe, den Geschmack zu ergetzen. Durch ob-
kmäßigkeit — Wahrheit der Darstellung — werde der
urch subjective — Schönheit — der Geschmack befriedigt;
e allein mache den Künstler zum schönen Künstler.) „Nun
darauf an, ob der objective Zweck bloß um des subjectiven
ist, oder ob er auch unabhängig von diesem (der Schönheit)
er interessiert. Doch muß es in dem letztern Falle kein physischer,
uch ein ästhetischer Zweck sein. — Darauf gründet sich die
ng der Künste in schöne Künste (in strengster Bedeutung)
künste des Affects; eine Eintheilung, von der ich Dir ein
l Rechenschaft geben will." — Dieß ist in keinem der folgenden
geschehen. Dagegen wird dem Freunde am 12. Septbr. 1794
t (3, S. 196 f.): „Ich bearbeite jetzt meine Correspondenz mit
rinzen von Augustenburg, die ich Dir gewiß binnen drei Wochen
Sie wird unter dem Titel „„Ueber die ästhetische Erziehung

gemacht hatte,[11]) nach einem objectiven Begriff des Schönen suchte,[12]) die kantische Subjectivität und Abstraction des Denkens

---

des Menschen"" ein Ganzes ausmachen und also von meiner eigentlichen Theorie des Schönen unabhängig sein, obgleich sie sehr gut dazu vorbereiten kann." — 11) Es ist schon oben S. 1574, Anm. angedeutet worden, daß Schiller in seinen kunstphilosophischen Abhandlungen zunächst die sittlich-ästhetischen Zwecke der tragischen Kunst sich und Andern zu vollem Bewußtsein zu bringen suchte. Hierzu boten sich ihm in der kantischen Lehre vom Erhabenen die erwünschtesten Ausgangs- und Stützpuncte, und Sätze aus dieser Lehre waren es daher auch vorzüglich, welche in den beiden im J. 1792 gedruckten Abhandlungen, so wie in einer dritten aus dem folgenden Jahr, „über das Pathetische" (oder wie die Ueberschrift zuerst lautete, „vom Erhabenen, zur weitern Ausführung einiger kantischen Ideen;" vgl. S. 1575, Anm.), von ihm weiter und mit besonderer Anwendung auf die tragische Kunst entwickelt und erläutert wurden. Wie Schiller in diesen Abhandlungen noch nicht eigentlich über den Standpunct Kants in seiner Kritik der Urtheilskraft hinausgieng, so geschah dieß auch noch nicht in den unvollendet gebliebenen „Zerstreuten Betrachtungen über verschiedene ästhetische Gegenstände" (über die Unterschiede des Schönen und Erhabenen vom Angenehmen und Guten; am ausführlichsten wird auch hier vom Erhabenen gehandelt; vgl. jedoch Hoffmeister 2, S. 337 f.), die wahrscheinlich aus Schillers Vorlesungen über die Aesthetik hervorgiengen (Briefw. mit Körner 3, S. 224). Auf einem freiern und von Kant unabhängigern Standpunct dagegen hatte sich Schiller vor dem Publicum schon in der Abhandlung „über Anmuth und Würde" gezeigt, welche etwas früher als die „über das Pathetische" und die „zerstreuten Betrachtungen" rc. gedruckt wurde. — 12) Körner, der sich früher als Schiller mit der kritischen Philosophie beschäftigte, und der während der ganzen Zeit, in welcher dieser seine kunstphilosophischen Schriften theils vorbereitete theils ausarbeitete, an seinen Untersuchungen einen thätigen Antheil nahm und manche in jenen, namentlich auch in den Briefen „über die ästhetische Erziehung des Menschen," entwickelte Ideen in dem Freunde anregte (vgl. besonders Briefw. 3, S. 145 ff.), hatte bereits im März 1791, als Schiller eben angefangen hatte nähere Kenntniß von Kants Kritik der Urtheilskraft zu nehmen, an ihn geschrieben (2, S. 237), daß ihn Kants Methode in diesem Werke nicht befriedige: „Kant spricht bloß von der Wirkung der Schönheit auf das Subject. Die Verschiedenheit schöner und häßlicher Objecte, die in den Objecten selbst liegt, und auf welcher diese Classification beruht, untersucht er nicht. Daß diese Untersuchung fruchtlos sein würde, behauptet er

durchbrach, die Idee der freien Totalität der Schönheit geltend

---

ohne Beweis, und es fragt sich, ob dieser Stein der Weisen nicht noch zu finden wäre." Die erste Meldung Schillers an Körner, daß er „den objectiven Begriff des Schönen, der sich eo ipso auch zu einem objectiven Grundsatz des Geschmacks qualificiere, glaube gefunden zu haben," enthält der Brief vom 21. Decbr. 1792 (2, S. 355). Mit dem Briefe vom 25. Jan. 1793 (3, S. 5 ff.) beginnt dann Schiller seine ohne Unterbrechung fortlaufenden Mittheilungen an Körner über seine kunstphilosophischen Forschungen, deren Ergebnisse den Inhalt des Gesprächs „Kallias" bilden sollten; sie reichen bis in die ersten Tage des März, wo der Anhang zu dem Briefe vom 28. Febr. geschrieben sein muß (3, S. 78 f.): denn zu diesem Anhang, und nicht zu dem Briefe vom 20. Juni gehört die „das Schöne der Kunst" überschriebene Beilage (3, S. 112 ff.). Es ist die „Inlage," auf welche sich Schiller zu Ende jenes Anhanges bezieht; mit dem Briefe vom 20. Juni hatte Körner die Abhandlung „über Anmuth und Würde" erhalten, wie sich leicht aus der Vergleichung von 3, S. 73 und S. 78 mit dem Inhalt jener „Inlage" ergibt und andrerseits aus dem Inhalt des körnerschen Briefes vom 29. Juli (3, S. 131 ff.), der nur Bezug auf die genannte Abhandlung nimmt und eine Antwort auf den Brief Schillers vom 20. Juni ist. — In jenen Mittheilungen nun sucht Schiller den Begriff der Schönheit objectiv aufzustellen. Nachdem er gezeigt hat, daß das Object der logischen Naturbeurtheilung — Vernunftmäßigkeit, das Object der teleologischen — Vernunftähnlichkeit sei, begründet er die Behauptung, daß die Schönheit nicht unter der Rubrik der theoretischen, sondern unter der der practischen Vernunft gesucht werden müsse. Die practische Vernunft nämlich könne, eben so wie die theoretische, ihre Form sowohl auf das, was durch sie selbst ist (freie Handlungen), als auf das, was nicht durch sie ist (Naturwirkungen) anwenden. Im letztern Falle leihe sie dem Gegenstande (regulativ, und nicht, wie bei der moralischen Beurtheilung, constitutiv) ein Vermögen, sich selbst zu bestimmen, einen Willen, und betrachte ihn alsdann unter der Form dieses seines Willens. Sie schreibe ihm also Freiheitsähnlichkeit zu, so daß diese Analogie eines Gegenstandes mit der Form der practischen Vernunft nicht wirklich als Freiheit, sondern bloß als Freiheit oder Autonomie in der Erscheinung erfaßt werde. Eine Beurtheilung nicht freier Wirkungen nach der Form des reinen Willens sei ästhetisch, und Analogie einer Erscheinung mit der Form des reinen Willens oder der Freiheit sei Schönheit (in weitester Bedeutung). Schönheit sei also nichts anders als Freiheit in der Erscheinung. Da diese Freiheit nun nichts anders als die Selbstbestimmung an einem

des Vernünftigen und des Sinnlichen, des Allgemeinen und des

---

zugleich befolgt und gegeben ist. Aus diesem Grunde ist in der Sinnenwelt nur das Schöne ein Symbol des in sich Vollendeten oder des Vollkommenen, weil es nicht, wie das Zweckmäßige, auf etwas außer sich braucht bezogen zu werden, sondern sich selbst zugleich gebietet und gehorcht und sein eigenes Gesetz vollbringt. — Diese Natur und diese Heautonomie müssen nun objective Beschaffenheiten der Gegenstände sein, denen sie zugeschrieben werden, denn sie bleiben ihnen, auch wenn das vorstellende Subject ganz weggedacht wird; also ist auch der Begriff von einer Natur in der Technik objectiv. — Freiheit und Kunstmäßigkeit oder Technik haben aber nicht völlig gleichen Anspruch auf das Wohlgefallen, welches die Schönheit einflößt: Freiheit allein ist der Grund des Schönen, Technik ist nur der Grund unserer Vorstellung von der Freiheit — jene also unmittelbarer Grund, diese nur mittelbar Bedingung der Schönheit. Denn bei dem Naturschönen — und von diesem ist bisher nur die Rede gewesen — dient die Vorstellung der Technik bloß dazu, uns die Nichtabhängigkeit des Products von derselben ins Gemüth zu rufen und seine Freiheit desto anschaulicher zu machen. — Zweckmäßigkeit, Ordnung, Proportion, Vollkommenheit — Eigenschaften, in denen man die Schönheit so lange gefunden zu haben glaubte — haben mit derselben ganz und gar nichts zu thun. Wo aber Ordnung, Proportion rc. zur Natur eines Dinges gehören, da sind sie auch eo ipso unverletzbar; aber nicht um ihrer selbst willen, sondern weil sie von der Natur des Dinges unzertrennlich sind. Die Schönheit, oder vielmehr der Geschmack betrachtet alle Dinge als Selbstzwecke und duldet schlechterdings nicht, daß eins dem andern als Mittel dient oder das Joch trägt. In der ästhetischen Welt ist jedes Naturwesen ein freier Bürger, der mit dem edelsten gleiche Rechte hat und nicht einmal um des Ganzen willen darf gezwungen werden, sondern zu allem schlechterdings consentieren muß. — Weil Schönheit an keiner Materie haftet, sondern bloß in der Behandlung besteht, alles aber was sich den Sinnen vorstellt, technisch oder nicht-technisch, frei oder nichtfrei erscheinen kann: so folgt daraus, daß sich das Gebiet des Schönen sehr weit erstrecke, weil die Vernunft bei allem, was Sinnlichkeit und Verstand ihr unmittelbar vorstellen, nach der Freiheit fragen kann und muß. Darum ist das Reich des Geschmacks ein Reich der Freiheit — die schöne Sinnenwelt das glücklichste Symbol, wie die moralische sein soll, und jedes schöne Naturwesen außer mir ein glücklicher Bürger, der mir zuruft: Sei frei, wie ich. — Nach dieser Untersuchung über das Wesen des Naturschönen gelangt Schiller zu der über das Wesen des Kunstschönen in dem „das Schöne der Kunst" überschriebenen Aufsatz

(3, S. 112—122), der aber bloß den Anfang dieser Untersuchung enthält, da die am Schluß versprochene Fortsetzung ausgeblieben ist. — Das Schöne der Kunst ist von zweierlei Art: a) Schönes der Wahl oder des Stoffes — Nachahmung des Naturschönen; b) Schönes der Darstellung oder der Form — Nachahmung der Natur. Ohne das letzte gibt es keinen Künstler; beides vereinigt macht den großen Künstler. Das Schöne der Form oder der Darstellung ist der Kunst allein eigen. Bei dem Schönen der Wahl wird darauf gesehen, was der Künstler darstellt; bei dem Schönen der Form bloß darauf, wie er darstellt. Schön ist ein Naturproduct, wenn es in seiner Kunstmäßigkeit frei erscheint; schön ist ein Kunstproduct, wenn es ein Naturproduct frei darstellt. Freiheit der Darstellung ist also der Begriff, mit dem wir es hier zu thun haben. — Man stellt einen Gegenstand dar, wenn man die Merkmale, die ihn kenntlich machen, als verbunden unmittelbar in der Anschauung vorlegt, und ein Gegenstand heißt dargestellt, wenn die Vorstellung desselben unmittelbar vor die Einbildungskraft gebracht wird; frei dargestellt aber heißt er, wenn er der Einbildungskraft als durch sich selbst bestimmt vorgehalten wird. — Allein in der Kunst wird ja nicht die Natur des Gegenstandes selbst in ihrer Persönlichkeit oder Individualität, sondern durch ein Medium vorgestellt, welches wieder a) seine eigene Individualität und Natur (den Stoff, worin die Nachahmung geschieht) hat und b) von dem Künstler abhängt, der gleichfalls als eine eigene Natur zu betrachten ist. Wie ist es da möglich, daß die Natur des Gegenstandes trotz dem, daß sie erst durch die dritte Hand vor die Einbildungskraft gestellt wird, dennoch rein und durch sich selbst bestimmt kann dargestellt werden? Nur dann, wenn die Natur des Dargestellten weder von der Natur des Stoffes, noch von der Natur des Darstellenden oder des Künstlers irgend welche Gewalt erlitten hat; d. h. bei einem Kunstwerk muß sich der Stoff (die Natur des Nachahmenden) in der Form (des Nachgeahmten), der Körper in der Idee, die Wirklichkeit in der Erscheinung verloren haben. Frei also wäre die Darstellung, wenn die Natur des Mediums durch die Natur des Nachgeahmten völlig vertilgt erscheint; wenn das Nachgeahmte seine reine Persönlichkeit auch in seinem Repräsentanten behauptet; wenn das Repräsentierende durch völlige Ablegung oder vielmehr Verläugnung seiner Natur sich mit dem Repräsentierten vollkommen ausgetauscht zu haben scheint — kurz — wenn nichts durch den Stoff, sondern alles durch die Form ist. Der große Künstler, könnte man sagen, zeigt uns den Gegenstand (seine Darstellung hat reine Objectivität und Stil), der mittelmäßige zeigt sich selbst (seine Darstellung hat Subjectivität und Manier), der schlechte seinen Stoff (die Darstellung wird durch die Natur des Mediums und durch die Schranken des

Besondern, der Freiheit und der Nothwendigkeit erfaßte: [13]) so ist es auch sein ganz besonderes Verdienst, daß Kants Lehre vom Schönen für das Leben und für die Kunst erst recht fruchtbar gemacht und ihr kräftigender und veredelnder Einfluß auf unsere Dichtung vermittelt wurde. Denn einerseits zeigte er als kunstphilosophischer Schriftsteller mit der ganzen Energie und Tiefe seines Geistes und in einer nicht minder durch Glanz und Schönheit der Sprache, wie durch Klarheit und wissenschaftliche Strenge der Gedankenentwickelung ausgezeichneten Darstellungsform — vornehmlich in seiner Abhandlung „über Anmuth und Würde" und in den Briefen „über die ästhetische Erziehung des Menschen" —, wie Schönheit und Erhabenheit im Handeln erst das Bild vollendeter Menschheit zur Erschei-

Künstlers bestimmt). — Schwerer als auf die zeichnenden und bildenden Künste dürfte sich dieser Grundsatz auf die poetische Darstellung (wegen der Natur der Sprache) anwenden lassen, welche doch auch schlechterdings daraus abgeleitet werden muß. Tieferes Eindringen in die Sache führt indeß zu dem Ergebniß: Soll eine poetische Darstellung frei sein, so muß der Dichter die Tendenz der Sprache zum Allgemeinen durch die Größe seiner Kunst überwinden und den Stoff (Worte und ihre Flexions- und Constructionsgesetze) durch die Form (nämlich die Anwendung derselben) besiegen. Die Natur der Sprache, d. h. ihre Tendenz zum Allgemeinen, muß in der ihr gegebenen Form völlig untergehen, der Körper muß sich auch hier in der Idee, das Zeichen in dem Bezeichneten, die Wirklichkeit in der Erscheinung verlieren. Frei und siegend muß das Darzustellende aus dem Darstellenden hervorscheinen und trotz allen Fesseln der Sprache in seiner ganzen Wahrheit, Lebendigkeit und Persönlichkeit vor der Einbildungskraft dastehen. Mit einem Worte, die Schönheit der poetischen Darstellung ist: „freie Selbsthandlung der Natur in den Fesseln der Sprache." — — Wer mit diesen Briefen an Körner und den Beilagen dazu die Abhandlung „über Anmuth und Würde" und die Briefe „über die ästhetische Erziehung des Menschen" vergleicht, wird finden, daß die Ideen, die hier ihre vollständige Entwickelung und Anwendung gefunden haben, dort schon zum großen Theil in den Hauptpuncten ausgesprochen sind. Dieß mag auch den Umfang dieser Anmerkung rechtfertigen. — 13) Vgl. Hegel a. a. O. 1, S. 80 ff. —

nung bringen, [14]) und welchen Einfluß das Schöne und der Geschmack nicht nur auf die Bildung und Veredlung des Einzelnen, sondern auch auf die sittliche Vervollkommnung der Gesellschaft und des Staats haben können: [15]) womit er das Schöne

---

14) In der Abhandlung „über Anmuth und Würde" wandte Schiller Kants Lehre vom Schönen und Erhabenen zunächst auf die äußere Erscheinung des handelnden Subjects oder auf die Formen an, welche dasselbe den sinnlichen Ausdrucksarten seiner freien Willensbestimmungen gebe, insofern darin entweder die Ansprüche der Neigung und der Pflicht, der Sinnlichkeit und der Vernunft, der natürlichen Nöthigung und der freien Selbstbestimmung in Harmonie erscheinen können, oder insofern darin der Affect mit dem Vernunftgesetz sich in Widerspruch befinde, aber dieses über jenen den Sieg erlangt habe. Wo jenes Statt finde, legen wir dem Subject in der Erscheinung Anmuth, wo dieses, Würde bei; jene liege in der Freiheit willkürlicher Bewegungen, diese in der Beherrschung der unwillkürlichen; in dem Einen zeige sich die schöne, in dem Andern die große oder erhabene Seele. Schiller ließ sich also hier gar nicht auf das Schöne und Erhabene in der Kunst ein, sondern betrachtete beides nur als Erscheinungsformen der im Handeln sich äußernden sittlichen Natur des Menschen in seiner besondern Persönlichkeit. In gewisser Weise nimmt daher diese Abhandlung das Thema von Kants Schrift „Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen" wieder auf, aber freilich von einem ungleich höhern Standpuncte aus, der insofern selbst über Kants ausgebildete Lehre emporgerückt ist, als Schiller hier, so sehr er auch dem Moralgesetz Kants in seiner wissenschaftlichen Begründung Gerechtigkeit widerfahren läßt, doch der Härte und Strenge, womit dasselbe hingestellt war, entgegentritt. Er will die Sinnlichkeit nicht so schlechthin als das von der Pflicht durchaus nur zu Bezwingende und zu Unterdrückende angesehen wissen, — wofür es nach der kantischen Lehre leicht genommen werden könnte (vgl. sämmtl. Werke 8, 1, S. 54 ff.) —; er sucht vielmehr nach einer Vermittelung und Versöhnung zwischen der Sinnlichkeit oder der Neigung und dem Sittengesetz und setzt in beider Uebereinstimmung erst die reine, vollendete und schöne Menschheit. Kant selbst gab, wenn er auch nicht allem in Schillers Abhandlung beipflichtete, derselben doch das Zeugniß, daß sie mit Meisterhand verfaßt sei (vgl. dessen Schrift „die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft." Königsberg 1793. 8. S. 10, und dazu Hoffmeister 2, S. 311 ff.). — 15) Die Briefe „über die ästhetische Erziehung des Menschen" erschienen zuerst in drei Abtheilungen (Br. 1—9; 10—16; 17—27) im ersten Jahrg. der Horen (1795)

handlung „über naive und sentimentalische Dichtung“ diejenigen

---

(die Materie zu formen). Hierzu werden wir durch zwei entgegengesetzte Kräfte oder Triebe gedrungen: den sinnlichen oder *Stofftrieb* und den vernünftigen oder *Formtrieb*. Wo der erste ausschließend wirkt, da ist nothwendig die höchste Begrenzung vorhanden, und der Zustand des Menschen ist bloße *Empfindung*; wo der andere allein die Herrschaft behauptet, übt der Mensch seine Freiheit aus, er entscheidet und gebietet für immer, wie er jetzt entscheidet und gebietet. Macht der erste Trieb nur Fälle, so gibt der andere Gesetze für das Urtheil, wenn es Erkenntniß, für den Willen, wenn es Thaten betrifft. Einem jeden dieser beiden Triebe seine Grenzen zu sichern und darüber zu wachen, daß sie dieselben nicht überschreiten, ist die Aufgabe der Cultur, die also beiden eine gleiche Gerechtigkeit schuldig ist. Die Sinnlichkeit muß also gegen die Eingriffe der Freiheit verwahrt, die Persönlichkeit gegen die Macht der Empfindung sicher gestellt werden. Jenes wird durch Ausbildung des Gefühlsvermögens, dieses durch Ausbildung des Vernunftvermögens erreicht. Wo beide Vermögen in ihrer höchsten Ausbildung und Energie sich vereinigen, da wird der Mensch mit der höchsten Fülle von Dasein die höchste Selbständigkeit und Freiheit verbinden. Hält die Persönlichkeit den Stofftrieb und die Sinnlichkeit den Formtrieb in den gehörigen Schranken, so stellt der Mensch im eigentlichsten und vollsten Sinne die Idee der Menschheit dar; diese ist aber ein Unendliches, dem er sich im Laufe der Zeit nur immer mehr nähern kann, ohne es jemals zu erreichen. Gäbe es jedoch Fälle, wo er sich *zugleich* seiner Freiheit bewußt würde und sein Dasein empfände, wo er sich zugleich als Materie fühlte und als Geist kennen lernte, so hätte er in diesen Fällen, und schlechterdings nur in diesen, eine vollständige Anschauung seiner Menschheit, und der Gegenstand, der diese Anschauung ihm verschaffte, würde ihm zu einem Symbol seiner ausgeführten Bestimmung, folglich — weil diese nur in der Allheit der Zeit zu erreichen ist — zu einer Darstellung des Unendlichen dienen. Solche Fälle würden in ihm einen neuen Trieb aufwecken, der eben darum, weil die beiden andern in ihm zusammenwirken, einem jeden derselben, einzeln betrachtet, entgegengesetzt wäre. Dieß ist der *Spieltrieb*, dessen Richtung dahin geht, die Zeit *in der Zeit* aufzuheben, Werden mit absolutem Sein, Veränderung mit Identität zu vereinbaren. Er wird bestrebt sein, so zu empfangen, wie er selbst hervorgebracht hätte, und so hervorzubringen, wie der Sinn zu empfangen trachtet; er wird das Gemüth zugleich moralisch und physisch nöthigen und, weil er alle Zufälligkeit aufhebt, auch alle Nöthigung aufheben, also den Menschen, sowohl physisch als moralisch, in Freiheit setzen. In demselben Maaße, als er den Empfin-

Sätze der Aesthetik, deren tiefere Begründung und vollere Ent-

---

bungen und Affecten ihren dynamischen Einfluß nimmt, wird er sie mit Ideen der Vernunft in Uebereinstimmung bringen, und in demselben Maaße als er den Gesetzen der Vernunft ihre moralische Nöthigung benimmt, wird er sie mit dem Interesse der Sinne versöhnen. (Den Namen Spieltrieb rechtfertigt der Sprachgebrauch vollkommen, da alles, was weder subjectiv noch objectiv zufällig ist, und doch weder äußerlich noch innerlich nöthigt, mit dem Worte Spiel bezeichnet zu werden pflegt.) Nun heißt der Gegenstand des sinnlichen Triebes, in einem allgemeinen Begriff ausgedrückt, Leben, in weitester Bedeutung; der des Formtriebes, ebenfalls in einem allgemeinen Begriff ausgedrückt, Gestalt, sowohl in uneigentlicher als in eigentlicher Bedeutung; der Gegenstand des Spieltriebes, in einem allgemeinen Schema vorgestellt, wird also lebende Gestalt heißen können: ein Begriff, der allen ästhetischen Beschaffenheiten der Erscheinungen und dem, was man in weitester Bedeutung Schönheit nennt, zur Bezeichnung dient. Sobald demnach die Vernunft die Forderung vollendeter Menschheit aufstellt, spricht sie auch die Forderung der Schönheit aus. Dadurch, daß man das Schöne zum Spiele macht, wird es nicht erniedrigt, wenn der Begriff des Spiels nur recht erfaßt und nicht mit dem verwechselt wird, was wir im wirklichen Leben unter Spielen verstehen. Denn wie der Begriff hier bestimmt ist, spielt der Mensch nur, wo er in voller Bedeutung des Worts Mensch ist, und ist nur ganz Mensch, wo er spielt. Dieser Satz ist nur in der Wissenschaft unerwartet; längst schon hat er in der Kunst und in dem Gefühle der Griechen gelebt und gewirkt, nur daß sie in den Olymp versetzten, was auf der Erde sollte ausgeführt werden, und was in den Göttergestalten ihrer plastischen Kunst wirklich ausgeführt ist. Das höchste Ideal des Schönen wird also in dem möglich vollkommensten Bunde und Gleichgewicht der Realität und der Form zu suchen sein. Dieß Gleichgewicht bleibt aber immer nur eine Idee, die von der Wirklichkeit nie ganz erreicht werden kann. Hier wird immer ein Uebergewicht des einen Elements über das andre übrig bleiben und daher die Schönheit von doppelter Art sein. Hat das sinnliche Element, die Materie, das Uebergewicht, so wird die Schönheit zur schmelzenden (auflösenden oder abspannenden); herrscht die Form vor, zur energischen (anspannenden) Schönheit. Die energische kann den Menschen eben so wenig vor einem gewissen Ueberrest von Wildheit und Härte bewahren, als die schmelzende ihn vor einem gewissen Grad der Weichlichkeit und Entnervung zu schützen vermag. Für den Menschen unter dem Zwange entweder der Materie oder der Formen ist die schmelzende, für den Menschen unter der Indulgenz des Geschmacks die energische

faltung er sich besonders hatte angelegen sein lassen, auf die

---

Schönheit Bedürfniß. — In der dritten Abtheilung wollte Schiller nach der Ankündigung am Schluß des 16. Br. zunächst die Wirkungen der schmelzenden Schönheit an dem angespannten Menschen und die der energischen an dem abgespannten prüfen, um zuletzt beide Arten der Schönheit in der Einheit des Ideal-Schönen auszulöschen. Allein er führte diese Absicht nicht ganz aus und behandelte eigentlich bloß das erste Kapitel, weshalb die dritte Abtheilung in den Horen auch „von der schmelzenden Schönheit" überschrieben ist. Hier wird nun zunächst die Frage aufgeworfen: wie die Schönheit zum Mittel werden kann, die doppelte Anspannung im Menschen, je nachdem er entweder unter dem Zwange der Empfindungen (der Natur), oder unter dem Zwange der Begriffe (der Form) sich befindet, zu heben. Dieß führt zu einer Untersuchung über den Ursprung der Schönheit im menschlichen Gemüth. Denn wenn durch die Schönheit der sinnliche Mensch zur Form und zum Denken geleitet, der geistige Mensch dagegen zur Materie zurückgeführt und der Sinnenwelt wiedergegeben werden soll, die Schönheit uns also in einen mittlern Zustand zwischen Materie und Form, zwischen Leiden und Thätigkeit zu versetzen scheint, und die Erfahrung auch wirklich zeigt, daß die Schönheit die zwei entgegengesetzten Zustände des Empfindens und Denkens verknüpft: so sagt die Vernunft dagegen aus, daß es zwischen diesen beiden Zuständen durchaus nichts Mittleres gibt, und daß der Abstand zwischen Materie und Form, zwischen Leiden und Thätigkeit, zwischen Empfinden und Denken unendlich ist und schlechterdings durch nichts kann vermittelt werden. Hier ist also ein Widerspruch zu heben, und dieß ist der eigentliche Punct, auf den zuletzt die ganze Frage über die Schönheit hinausläuft. Die zur Beantwortung der Frage angestellte Untersuchung ergibt nun, daß die Schönheit, bloß insofern sie den Denkkräften Freiheit verschafft, ihren eigenen Gesetzen gemäß sich zu äußern, ein Mittel werden kann, den Menschen von der Natur zur Form, von Empfindungen zu Gesetzen, von einem beschränkten zu einem absoluten Dasein zu führen. Sobald nämlich die beiden Grundtriebe, der sinnliche und der vernünftige, die einander entgegengesetzt sind, in dem Menschen sich entwickelt haben und zugleich thätig sind, so verlieren beide ihre Nöthigung, und die Entgegensetzung zweier Nothwendigkeiten gibt der Freiheit den Ursprung: es entsteht eine freie Stimmung, worin Sinnlichkeit und Vernunft zugleich thätig sind, und dieß ist die ästhetische Stimmung. Um sich der Macht der Sinnlichkeit zu entziehen und die Macht der Vernunft zur Geltung zu bringen, oder an die Stelle jener physischen Nothwendigkeit eine logische oder moralische Nothwendigkeit treten zu lassen, muß der Mensch augenblicklich von aller Bestim-



mung frei sein und einen Zustand der bloßen Bestimmbarkeit durchlaufen, und dieß ist eben die ästhetische Stimmung, durch welche das Gemüth von der Empfindung zum Gedanken überzugehen vermag. Durch die ästhetische Cultur bleibt der persönliche Werth eines Menschen oder seine Würde, insofern diese nur von ihm selbst abhangen kann, noch völlig unbestimmt, und es ist nichts weiter erreicht, als daß es ihm nunmehr von Natur wegen möglich gemacht sei, aus sich selbst zu machen, was er will, daß ihm die Freiheit, zu sein, was er sein soll, vollkommen zurückgegeben ist. Eben dadurch aber ist etwas Unendliches erreicht; denn durch die einseitige Nöthigung der Natur beim Empfinden und durch die ausschließende Gesetzgebung der Vernunft beim Denken war ihm gerade diese Freiheit entzogen. Demnach müssen wir das Vermögen, welches dem Menschen in der ästhetischen Stimmung zurückgegeben wird, als die höchste aller Schenkungen, als die Schenkung der Menschheit betrachten. Sie ist allerdings in einer Rücksicht als Null anzusehen, in anderer aber ist sie doch wieder als ein Zustand der höchsten Realität zu betrachten, insofern man dabei auf die Abwesenheit aller Schranken und auf die Summe der Kräfte achtet, die in derselben gemeinschaftlich thätig sind. Daher muß man auch denjenigen Recht geben, die den ästhetischen Zustand für den fruchtbarsten in Rücksicht auf Erkenntniß und Moralität erklären; denn eben deswegen, weil diese Gemüthsstimmung keine einzelne Function der Menschheit ausschließend in Schutz nimmt, so ist sie einer jeden ohne Unterschied günstig, und sie begünstigt ja nur deswegen keine einzelne vorzugsweise, weil sie der Grund der Möglichkeit von allen ist. In diesem Zustande allein fühlen wir uns wie aus der Zeit gerissen, und unsere Menschheit äußert sich mit einer Reinheit und Integrität, als hätte sie von der Einwirkung äußerer Kräfte noch keinen Abbruch erfahren. Haben wir uns dem Genuß echter Schönheit dahingegeben, so sind wir in einem solchen Augenblicke unserer leidenden und thätigen Kräfte in gleichem Grade Meister, und mit gleicher Leichtigkeit werden wir uns zum Ernst und zum Spiele, zur Ruhe und zur Bewegung, zur Nachgiebigkeit und zum Widerstande, zum abstracten Denken und zur Anschauung wenden. Diese hohe Gleichmüthigkeit und Freiheit des Geistes, mit Kraft und Rüstigkeit verbunden, ist die Stimmung, in der uns ein echtes Kunstwerk entlassen soll, und es gibt keinen sicherern Probierstein der wahren ästhetischen Güte. In der Wirklichkeit freilich ist keine rein ästhetische Wirkung anzutreffen, und daher kann die Vortrefflichkeit eines Kunstwerks bloß in seiner größern Annäherung zu jenem Ideale ästhetischer Reinigkeit bestehen; und bei aller Freiheit, zu der man es steigern mag, werden wir es doch immer in

und neuer Zeit anwandte und damit für sein eigenes dichte-

einer besondern Stimmung und mit einer eigenthümlichen Richtung verlassen. Je allgemeiner nun aber die Stimmung, und je weniger eingeschränkt die Richtung ist, welche unserm Gemüth durch eine bestimmte Gattung der Künste oder durch ein bestimmtes Product aus derselben gegeben wird, desto edler ist jene Gattung und desto vortrefflicher ein solches Product. Darin eben zeigt sich der vollkommene Stil in jeglicher Kunst, daß er die specifischen Schranken derselben zu entfernen weiß, ohne doch ihre specifischen Vorzüge mit aufzuheben, und durch eine weise Benutzung ihrer Eigenthümlichkeit ihr einen mehr allgemeinen Character ertheilt. Und nicht bloß die Schranken, welche der specifische Character seiner Kunstgattung mit sich bringt, auch diejenigen, welche dem besondern Stoff, den er bearbeitet, anhängig sind, muß der Künstler durch die Behandlung überwinden. In einem wahrhaft schönen Kunstwerke soll der Inhalt nichts, die Form aber alles thun; denn durch die Form allein wird auf das Ganze des Menschen, durch den Inhalt hingegen nur auf einzelne Kräfte gewirkt. Darin also besteht das eigentliche Kunstgeheimniß des Meisters, daß er den Stoff durch die Form vertilge. Eine schöne Kunst der Leidenschaft gibt es, aber eine schöne leidenschaftliche Kunst ist ein Widerspruch; denn der unausbleibliche Effect des Schönen ist Freiheit von Leidenschaften. Nicht weniger widersprechend ist der Begriff einer schönen lehrenden (didactischen) oder bessernden (moralischen) Kunst; denn nichts streitet mehr mit dem Begriff der Schönheit, als dem Gemüth eine bestimmte Tendenz zu geben. — Als Hauptergebniß aller bisherigen Erörterungen stellt sich heraus, daß es keinen andern Weg gibt, den sinnlichen Menschen vernünftig zu machen, als den, daß man ihn zuvor ästhetisch macht. Denn durch die ästhetische Gemüthsstimmung wird die Selbstthätigkeit der Vernunft schon auf dem Felde der Sinnlichkeit eröffnet, die Macht der Empfindung schon innerhalb ihrer eigenen Grenzen gebrochen, und der physische Mensch so weit veredelt, daß nunmehr der geistige sich nach Gesetzen der Freiheit aus demselben bloß zu entwickeln braucht. Der Schritt von dem ästhetischen Zustande zu dem logischen und moralischen — von der Schönheit zur Wahrheit und zur Pflicht — ist daher unendlich leichter, als der Schritt von dem physischen Zustande zu dem ästhetischen — von dem bloßen blinden Leben zur Form. Es gehört also zu den wichtigsten Aufgaben der Cultur, den Menschen auch schon in seinem bloß physischen Leben der Form zu unterwerfen und ihn, soweit das Mittel der Schönheit nur immer reichen kann, ästhetisch zu machen. Schon auf dem gleichgültigen Felde des physischen Lebens muß er lernen, edler begehren, damit er nicht nöthig habe, erhaben zu wollen.

risches Hervorbringen das Gebiet und die Verfahrungsweise

In dem physischen Zustande erleidet er bloß die Macht der Natur; er entledigt sich dieser Macht in dem ästhetischen Zustande, um sie in dem moralischen zu beherrschen. Mit der Erweckung des Sinnes für die Schönheit treten wir in die Welt der Ideen, ohne darum die sinnliche Welt zu verlassen, wie bei der Erkenntniß der Wahrheit geschieht. Diese ist das reine Product der Absonderung von allem, was materiell und zufällig ist; von der Vorstellung der Schönheit würde es vergeblich sein, die Beziehung auf das Empfindungsvermögen absondern zu wollen. Wir können die eine nicht als Effect der andern denken, sondern müssen beide zugleich und wechselseitig als Effect und als Ursache ansehen. In unserm Wohlgefallen an der Schönheit läßt sich keine Succession zwischen der Thätigkeit und dem Leiden unterscheiden, und die Reflexion zerfließt hier so vollkommen mit dem Gefühle, daß wir die Form unmittelbar zu empfinden glauben. Die Schönheit ist also zwar Gegenstand für uns, weil die Reflexion die Bedingung ist, unter der wir eine Empfindung von ihr haben; zugleich aber ist sie ein Zustand unsers Subjects, weil das Gefühl die Bedingung ist, unter der wir eine Vorstellung von ihr haben. Sie ist also zwar Form, weil wir sie betrachten, zugleich aber auch Leben, weil wir sie fühlen; mithin zugleich unser Zustand und unsere That. Darum eben dient sie uns zu einem siegenden Beweise, daß das Leiden die Thätigkeit, daß die Materie die Form, daß die Beschränkung die Unendlichkeit keineswegs ausschließe; — daß mithin durch die nothwendige physische Abhängigkeit des Menschen seine moralische Freiheit keineswegs aufgehoben werde. So kann denn auch nicht mehr die Frage sein, wie der Mensch von der Schönheit zur Wahrheit übergehe, die dem Vermögen nach schon in der erstern liegt, sondern wie er von einer gemeinen Wirklichkeit zu einer ästhetischen, wie er von bloßen Lebensgefühlen zu Schönheitsgefühlen den Weg sich bahne. — Da die ästhetische Stimmung des Gemüths der Freiheit erst die Entstehung gibt, so kann sie nicht aus dieser entspringen und folglich keinen moralischen Ursprung haben. Ein Geschenk der Natur muß sie sein, und die Gunst der Zufälle allein kann den Wilden aus den Fesseln des physischen Standes lösen und ihn zur Schönheit führen. Das Trachten darnach und damit der Eintritt in die Menschheit, kündigt sich bei ihm schon in der Freude am Schein, in der Neigung zum Putz und zum Spiele an. Nur der ästhetische Schein, der von der Wirklichkeit und Wahrheit unterschieden wird, ist Spiel; der logische dagegen, den man mit der Wahrheit verwechselt, ist Betrug. Den ästhetischen Schein verachten, heißt alle Kunst überhaupt verachten, deren Wesen der Schein ist. Mit dem sich regenden Spieltriebe, der am Schein Gefallen findet, erwacht

sich zu klarem Bewußtsein brachte, die seiner Natur die ge-

---

auch der nachahmende Bildungstrieb, der den Schein als etwas Selbständiges behandelt. Sobald der Mensch einmal so weit gekommen ist, den Schein von der Wirklichkeit, die Form von dem Körper zu unterscheiden, so ist er auch im Stande, sie von ihm abzusondern: das Vermögen zur nachahmenden Kunst ist also mit dem Vermögen zur Form überhaupt gegeben. Da aller Schein ursprünglich von dem Menschen als vorstellendem Subject sich herschreibt, so bedient er sich bloß seines absoluten Eigenthumsrechts, wenn er den Schein von dem Wesen zurücknimmt und mit demselben nach eigenen Gesetzen schaltet. Dieß menschliche Herrscherrecht übt er aus in der Kunst des Scheins; aber er besitzt dasselbe schlechterdings auch nur in der Welt des Scheins, in dem wesenlosen Reich der Einbildungskraft, und nur, so lange er sich im Theoretischen gewissenhaft enthält, Existenz davon auszusagen, und im Practischen darauf verzichtet, Existenz dadurch zu ertheilen. Der Dichter überschreitet also entweder sein Dichterrecht, dadurch daß er durch das Ideal in das Gebiet der Erfahrung greift und durch die bloße Möglichkeit wirkliches Dasein zu bestimmen sich anmaßt; oder er gibt sein Recht auf, dadurch daß er die Erfahrung in das Gebiet des Ideals greifen läßt und die Möglichkeit auf die Bedingungen der Wirklichkeit einschränkt. Bei welchem einzelnen Menschen oder ganzen Volke man den aufrichtigen und selbständigen Schein findet, da darf man auf Geist und Geschmack und jede damit verwandte Trefflichkeit schließen. Wir legen noch lange nicht Werth genug auf den ästhetischen Schein; wir haben es noch nicht bis zu dem reinen Schein gebracht und das Dasein noch nicht genug von der Erscheinung geschieden, daß dadurch beider Grenzen auf ewig gesichert wären. Dahin haben wir es noch nicht gebracht, so lange wir das Schöne der lebendigen Natur nicht genießen können, ohne es zu begehren, das Schöne der nachahmenden Kunst nicht bewundern können, ohne nach einem Zwecke zu fragen, — so lange wir der Einbildungskraft noch keine eigene absolute Gesetzgebung zugestehen und durch die Achtung, die wir ihren Werken erzeigen, sie auf ihre Würde hinweisen. — Nachdem im letzten Briefe noch gezeigt ist, wie der Mensch von den ersten Verschönerungsversuchen seines äußern Daseins zum ästhetischen Spiel vorschreite, indem die Einbildungskraft sich in einer freien Form zu versuchen anfange, und wie sich der ästhetische Spieltrieb nach und nach immer mehr reinige und veredle, gelangt Schiller endlich zu dem Begriff des ästhetischen Staats. Im dynamischen Staat der Rechte begegne der Mensch dem Menschen als Kraft und beschränke seinen Willen; in dem ethischen Staat der Pflichten stelle er sich ihm mit der Majestät des Gesetzes entgegen und fessele sein Wollen; im

mäßesten waren, der erschlafften ästhetischen Kritik einen mächtigen Impuls [16]) und wies sie in eine ganz neue Bahn ein,

---

Kreise des schönen Umgangs, im ästhetischen Staat dürfe er ihm nur als Gestalt erscheinen, nur als Object des freien Spiels gegenüberstehen. Freiheit zu geben durch Freiheit, sei das Grundgesetz dieses Reichs. Der dynamische Staat könne die Gesellschaft bloß möglich machen, indem er die Natur durch Natur bezähme; der ethische könne sie bloß (moralisch) nothwendig machen, indem er den einzelnen Willen dem allgemeinen unterwerfe; der ästhetische allein könne sie wirklich machen, weil er den Willen des Ganzen durch die Natur des Individuums vollziehe. Der Geschmack allein bringe Harmonie in die Gesellschaft, weil er Harmonie in dem Individuum stifte. Die Schönheit allein beglücke alle Welt, und jedes Wesen vergesse seiner Schranken, so lange es ihren Zauber erfahre. In dem ästhetischen Staat sei alles, auch das dienende Werkzeug, ein freier Bürger, der mit dem edelsten gleiche Rechte habe. Hier also, in dem Reiche des ästhetischen Scheins, werde das Ideal der Gleichheit erfüllt, welches der Schwärmer so gern auch dem Wesen nach realisiert sehen möchte. Dem Bedürfniß nach existiere ein solcher Staat in jeder feingestimmten Seele; der That nach möchte man ihn wohl nur, wie die reine Kirche und die reine Republik, in einigen wenigen auserlesenen Zirkeln finden. — — Als eine Mißverständnissen vorbeugende Ergänzung zu dieser Schrift kann der Aufsatz Schillers „über die nothwendigen Grenzen beim Gebrauch schöner Formen" (1795) angesehen werden. Hier wird nämlich dargethan, wie verwirrend und schädlich für die Beförderung wahrer Erkenntniß, und wie gefährlich für die Aufrechthaltung und Durchführung des Sittengesetzes es werden kann, wenn der Mensch in der Wissenschaft dem Geschmack oder der Form und im Handeln der ästhetischen Stimmung zu sehr huldigt und nachstrebt, oder mit andern Worten, wenn er dem Geschmack und der schönen Form in der Wissenschaft und im practischen Leben mehr Werth beilegt, als sich mit dem Streben nach Erkenntniß und der Erfüllung der Pflicht verträgt. —
16) Von seinen mehr allgemeinen Untersuchungen über das Schöne und die Kunst wandte sich Schiller zuerst in dem einleitenden Theil seiner auch noch im J. 1794 geschriebenen und in die Jen. Litt. Zeit. eingerückten Recension der Gedichte von Matthisson (8, 2, S. 319 ff.) speciellern, das Wesen poetischer Darstellung betreffenden Erörterungen zu (vgl. Briefw. mit Körner 3, S. 192; Briefw. mit Goethe 1, S. 36). In seiner letzten großen ästhetischen Abhandlung hat er mit der Begriffsbestimmung der naiven und sentimentalischen Dichtung die beiden Hauptrichtungen nachzuweisen gesucht, in denen der poetische Geist zur Erscheinung kommen kann, und damit also die beiden einzig möglichen

gleichsam nackend läßt —, ist es was man in der Schreibart vorzugsweise genialisch und geistreich nennt. — Indem nun Schiller dazu übergeht, zu erörtern, wie das Naive der Gesinnung, obgleich es, eigentlich genommen, nur dem Menschen beigelegt werden könne, doch durch eine Wirkung der poetisierenden Einbildungskraft öfter von dem Vernünftigen auf das Vernunftlose übertragen werde, und wie die Menschen, besonders in der modernen Welt, sich der Natur, so aufgefaßt, gegenüber fühlen: sucht er die besondere Erscheinung zu erklären, daß man bei den Griechen, die doch von einer so schönen Natur umgeben waren, so wenig Spuren von dem sentimentalischen Interesse antreffe, mit welchem wir Neuern an Naturscenen und an Naturcharacteren hangen können. „Woher wohl dieser verschiedene Geist? Wie kommt es, daß wir, die in allem, was Natur ist, von den Alten so unendlich weit übertroffen werden, gerade hier der Natur in einem höhern Grade huldigen, mit Innigkeit an ihr hangen und selbst die leblose Welt mit der wärmsten Empfindung umfassen können? Daher kommt es, weil die Natur bei uns aus der Menschheit verschwunden ist, und wir sie außerhalb dieser, in der unbeseelten Welt, in ihrer Wahrheit wieder antreffen." Bei den Griechen artete die Cultur nicht so weit, wie bei uns, aus, daß die Natur darüber verlassen wurde. Einig mit sich selbst und glücklich im Gefühl seiner Menschheit, mußte der Grieche bei dieser stille stehen und alles Andere derselben zu nähern bemüht sein. Er empfand natürlich, wir empfinden das Natürliche. Unser Gefühl der Natur gleicht der Empfindung des Kranken für die Gesundheit. — So wie nun aber nach und nach die Natur anfieng aus dem menschlichen Leben als Erfahrung und als das — handelnde und empfindende Subject zu verschwinden, so gieng sie in der Dichterwelt als Idee und als Gegenstand auf. Die Dichter sind überall, schon ihrem Begriffe nach, die Bewahrer der Natur: sie werden entweder Natur sein, oder sie werden die verlorne suchen. Daraus entspringen zwei verschiedene Dichtungsweisen, durch welche das ganze Gebiet der Poesie erschöpft und ausgemessen wird, die naive und die sentimentalische, und die Dichter, die es wirklich sind, werden nach ihrer Zeit oder den zufälligen Umständen, die auf ihre allgemeine Bildung und auf ihre vorübergehende Gemüthsstimmung Einfluß haben, entweder zu den naiven oder zu den sentimentalischen gehören. Der naive Dichter ist streng und spröde; das Object besitzt ihn gänzlich, sein Herz liegt nicht gleich unter der Oberfläche, sondern will in der Tiefe gesucht sein; er ist das Werk, und das Werk ist er: so zeigt sich Homer unter den Alten, so Shakspeare unter den Neuern. Auch jetzt, in dem künstlichen Zustande der Cultur, ist die Natur noch die einzige Flamme, an der sich der Dichtergeist nährt, die Natur allein, wodurch er mächtig ist; nur steht er jetzt in einem ganz andern Verhält-

niß zu derselben. So lange der Mensch noch reine — nicht rohe — Natur ist, wirkt er als ungetheilte sinnliche Einheit und als ein harmonierendes Ganze mit allen seinen Kräften zugleich; ist er dagegen in den Stand der Cultur getreten, und hat die Kunst ihre Hand an ihn gelegt, so ist jene sinnliche Harmonie aufgehoben, und er kann nur noch als moralische Einheit, d. h. als nach Einheit strebend, sich äußern. Die Uebereinstimmung zwischen seinem Empfinden und Denken, die dort wirklich Statt fand, ist jetzt bloß idealisch vorhanden, als ein Gedanke, der erst realisiert werden soll, nicht mehr als Thatsache seines Lebens. Da nun der Begriff der Poesie kein anderer ist, als der Menschheit ihren möglichst vollständigen Ausdruck zu geben, so muß dort die möglichst vollständige Nachahmung des Wirklichen, hier hingegen die Erhebung der Wirklichkeit zum Ideal oder, was auf eins hinausläuft, die Darstellung des Ideals den Dichter machen. Und dieß sind auch die zwei einzig möglichen Arten, wie sich überhaupt der poetische Genius äußern kann. Daher rühren — wenn den alten Dichtern die modernen nicht sowohl dem Unterschiede der Zeit, als dem Unterschiede der Manier nach entgegengesetzt werden — jene uns durch Natur, durch sinnliche Wahrheit, durch lebendige Gegenwart; diese durch Ideen. (Beide Gattungen der Poesie, die naive und die sentimentalische, können sich aber nicht bloß in demselben Dichter, sondern sogar in demselben Werke vereinigt finden, wie z. B. in „Werthers Leiden;" und dergleichen Producte werden immer den größten Effect machen). Der neuere Dichter geht also denselben Weg, den der Mensch überhaupt, sowohl im Einzelnen wie im Ganzen, einschlagen muß: die Natur macht ihn mit sich Eins, die Kunst trennt und entzweit ihn, durch das Ideal kehrt er zur Einheit zurück. Weil aber das Ideal ein Unendliches ist, das er niemals erreicht, so kann der cultivierte Mensch in seiner Art nie vollkommen werden, wie doch der natürliche es in der seinigen zu werden vermag. Achtet man demnach bloß auf das Verhältniß, in welchem beide zu ihrer Art und zu ihrem Maximum stehen, so tritt der cultivierte Mensch an Vollkommenheit gegen den natürlichen unendlich zurück; vergleicht man jedoch die Arten selbst mit einander, so ist das Ziel, zu welchem der Mensch durch Cultur strebt, demjenigen, welches er durch Natur erreicht, unendlich vorzuziehen. Der eine erhält also seinen Werth durch absolute Erreichung einer endlichen, der andere durch Annäherung zu einer unendlichen Größe. Weil aber nur die letztere Grade und einen Fortschritt hat, so ist der relative Werth des in der Cultur begriffenen Menschen, im Ganzen genommen, nie bestimmbar, obgleich derselbe, im Einzelnen betrachtet, sich in einem nothwendigen Nachtheil gegen denjenigen befindet, in welchem die Natur in ihrer ganzen Vollkommenheit wirkt. Es ist aber keine Frage, daß in Rücksicht auf das

Besondern, der Freiheit und der Nothwendigkeit erfaßte: [13]) so ist es auch sein ganz besonderes Verdienst, daß Kants Lehre vom Schönen für das Leben und für die Kunst erst recht fruchtbar gemacht und ihr kräftigender und veredelnder Einfluß auf unsere Dichtung vermittelt wurde. Denn einerseits zeigte er als kunstphilosophischer Schriftsteller mit der ganzen Energie und Tiefe seines Geistes und in einer nicht minder durch Glanz und Schönheit der Sprache, wie durch Klarheit und wissenschaftliche Strenge der Gedankenentwickelung ausgezeichneten Darstellungsform — vornehmlich in seiner Abhandlung „über Anmuth und Würde" und in den Briefen „über die ästhetische Erziehung des Menschen" —, wie Schönheit und Erhabenheit im Handeln erst das Bild vollendeter Menschheit zur Erschei-

---

Künstlers bestimmt). — Schwerer als auf die zeichnenden und bildenden Künste dürfte sich dieser Grundsatz auf die poetische Darstellung (wegen der Natur der Sprache) anwenden lassen, welche doch auch schlechterdings daraus abgeleitet werden muß. Tieferes Eindringen in die Sache führt indeß zu dem Ergebniß: Soll eine poetische Darstellung frei sein, so muß der Dichter die Tendenz der Sprache zum Allgemeinen durch die Größe seiner Kunst überwinden und den Stoff (Worte und ihre Flexions- und Constructionsgesetze) durch die Form (nämlich die Anwendung derselben) besiegen. Die Natur der Sprache, d. h. ihre Tendenz zum Allgemeinen, muß in der ihr gegebenen Form völlig untergehen, der Körper muß sich auch hier in der Idee, das Zeichen in dem Bezeichneten, die Wirklichkeit in der Erscheinung verlieren. Frei und siegend muß das Darzustellende aus dem Darstellenden hervorscheinen und trotz allen Fesseln der Sprache in seiner ganzen Wahrheit, Lebendigkeit und Persönlichkeit vor der Einbildungskraft dastehen. Mit einem Worte, die Schönheit der poetischen Darstellung ist: „freie Selbsthandlung der Natur in den Fesseln der Sprache." — — Wer mit diesen Briefen an Körner und den Beilagen dazu die Abhandlung „über Anmuth und Würde" und die Briefe „über die ästhetische Erziehung des Menschen" vergleicht, wird finden, daß die Ideen, die hier ihre vollständige Entwickelung und Anwendung gefunden haben, dort schon zum großen Theil in den Hauptpuncten ausgesprochen sind. Dieß mag auch den Umfang dieser Anmerkung rechtfertigen. — 13) Vgl. Hegel a. a. O. 1, S. 80 ff. —

in der Darstellung des Dichters überwiegen, und daher ist eine Verschiedenheit in der Behandlung möglich. Denn nun kann er entweder mehr bei der Wirklichkeit, oder mehr bei dem Ideale verweilen, jene als einen Gegenstand der Abneigung, dieses als einen Gegenstand der Zuneigung ausführen, d. h. seine Darstellung wird entweder satirisch, oder sie wird — in einer weitern Bedeutung des Worts — elegisch sein. Sofern er satirisch ist, macht er die Entfernung von der Natur und den Widerspruch der Wirklichkeit mit dem Ideale zu seinem Gegenstande. Dieß kann er sowohl ernsthaft und mit Affect, als scherzhaft und mit Heiterkeit ausführen; jenes geschieht durch die strafende oder pathetische, dieses durch die scherzhafte Satire. Den Widerspruch, in den hierbei der Ton der Strafe und der Belustigung mit dem Zweck des Dichters und dem Wesen der Poesie geräth, vermag er nur dadurch zu heben, daß er der strafenden Satire poetische Freiheit ertheilt, indem er sie ins Erhabene hinüberführt, und daß er der lachenden Satire poetischen Gehalt verleiht, indem ihr Gegenstand mit Schönheit behandelt wird: die pathetische Satire muß immer aus einem Gemüth fließen, welches von dem Ideale lebhaft durchdrungen ist; die spottende kann nur einem schönen Herzen gelingen. (Hierbei kommt Schiller auf die Frage von der Rangbestimmung der Tragödie und der Komödie. Dem Object nach, das jede behandle, behaupte ohne Zweifel die erstere den Vorzug; das wichtigere Subject dürfte aber die letztere erfordern. In jener geschehe schon durch den Gegenstand sehr viel, in dieser nichts, vielmehr alles durch den Dichter; und da nun bei Urtheilen des Geschmacks der Stoff nie in Betrachtung komme, so müsse natürlich der ästhetische Werth dieser beiden Kunstgattungen in umgekehrtem Verhältniß zu ihrer materiellen Wichtigkeit stehen. Die Freiheit des Gemüths in uns hervorzubringen und zu nähren, sei die schöne Aufgabe der Komödie; die Tragödie sei bestimmt, die Gemüthsfreiheit, wenn sie durch einen Affect gewaltsam aufgehoben worden, auf ästhetischem Wege wieder herstellen zu helfen. Gehe die Tragödie von einem wichtigern Puncte aus, so gehe die Komödie einem wichtigern Ziel entgegen, und sie würde, wenn sie es erreichte, alle Tragödie überflüssig und unmöglich machen. Denn ihr Ziel sei einerlei mit dem höchsten, wonach der Mensch zu ringen habe, frei von Leidenschaft zu sein, immer klar, immer ruhig um sich und in sich zu schauen, überall mehr Zufall als Schicksal zu finden und mehr über Ungereimtheiten zu lachen als über Bosheit zu zürnen oder zu weinen). Es darf aber in dichterischen Darstellungen, wie im handelnden Leben, der bloß leichte Sinn, das angenehme Talent, die fröhliche Gutmüthigkeit nicht mit Schönheit der Seele verwechselt werden, wiewohl es, wo nur der gemeine Geschmack urtheilt, solchen niedlichen Geistern ein Leichtes ist, einen Ruhm zu usurpieren, der so schwer zu verdienen ist

handlung „über naive und sentimentalische Dichtung" diejenigen

---

(die Materie zu formen). Hierzu werden wir durch zwei entgegengesetzte Kräfte oder Triebe gedrungen: den sinnlichen oder Stofftrieb und den vernünftigen oder Formtrieb. Wo der erste ausschließend wirkt, da ist nothwendig die höchste Begrenzung vorhanden, und der Zustand des Menschen ist bloße Empfindung; wo der andere allein die Herrschaft behauptet, übt der Mensch seine Freiheit aus, er entscheidet und gebietet für immer, wie er jetzt entscheidet und gebietet. Macht der erste Trieb nur Fälle, so gibt der andere Gesetze für das Urtheil, wenn es Erkenntniß, für den Willen, wenn es Thaten betrifft. Einem jeden dieser beiden Triebe seine Grenzen zu sichern und darüber zu wachen, daß sie dieselben nicht überschreiten, ist die Aufgabe der Cultur, die also beiden eine gleiche Gerechtigkeit schuldig ist. Die Sinnlichkeit muß also gegen die Eingriffe der Freiheit verwahrt, die Persönlichkeit gegen die Macht der Empfindung sicher gestellt werden. Jenes wird durch Ausbildung des Gefühlsvermögens, dieses durch Ausbildung des Vernunftvermögens erreicht. Wo beide Vermögen in ihrer höchsten Ausbildung und Energie sich vereinigen, da wird der Mensch mit der höchsten Fülle von Dasein die höchste Selbständigkeit und Freiheit verbinden. Hält die Persönlichkeit den Stofftrieb und die Sinnlichkeit den Formtrieb in den gehörigen Schranken, so stellt der Mensch im eigentlichsten und vollsten Sinne die Idee der Menschheit dar; diese ist aber ein Unendliches, dem er sich im Laufe der Zeit nur immer mehr nähern kann, ohne es jemals zu erreichen. Gäbe es jedoch Fälle, wo er sich zugleich seiner Freiheit bewußt würde und sein Dasein empfände, wo er sich zugleich als Materie fühlte und als Geist kennen lernte, so hätte er in diesen Fällen, und schlechterdings nur in diesen, eine vollständige Anschauung seiner Menschheit, und der Gegenstand, der diese Anschauung ihm verschaffte, würde ihm zu einem Symbol seiner ausgeführten Bestimmung, folglich — weil diese nur in der Allheit der Zeit zu erreichen ist — zu einer Darstellung des Unendlichen dienen. Solche Fälle würden in ihm einen neuen Trieb aufwecken, der eben darum, weil die beiden andern in ihm zusammenwirken, einem jeden derselben, einzeln betrachtet, entgegengesetzt wäre. Dieß ist der Spieltrieb, dessen Richtung dahin geht, die Zeit in der Zeit aufzuheben, Werden mit absolutem Sein, Veränderung mit Identität zu vereinbaren. Er wird bestrebt sein, so zu empfangen, wie er selbst hervorgebracht hätte, und so hervorzubringen, wie der Sinn zu empfangen trachtet; er wird das Gemüth zugleich moralisch und physisch nöthigen und, weil er alle Zufälligkeit aufhebt, auch alle Nöthigung aufheben, also den Menschen, sowohl physisch als moralisch, in Freiheit setzen. In demselben Maaße, als er den Empfin-

nettsten, was je zur Characterisirung deutscher Dichter gesagt worden; es muß aber bei Schiller selbst nachgelesen werden, da sich ein einigermaßen genügender Auszug daraus kaum geben läßt. Gerade diese Partie der Abhandlung nebst den Stellen über Goethe, Wieland, Thümmel, J. M. Miller, Geßner, Voß u. A., über die weichlich-empfindsamen, die platt-natürlichen, gemein-humoristischen und fade-scherzhaften Darstellungen in unserer schönen Litteratur der siebziger bis neunziger Jahre, über die Art von Erholung, welche die Meisten in Schriften und in Theatern suchten, über die Kunstrichter vom Handwerk — brachten in die ästhetische Kritik, sofern sie es mit der Beurtheilung bereits vorhandener Dichtungswerke zu thun hat, einen ganz neuen Geist und führten erst zu der rechten Würdigung unsers poetischen Besitzthums aus dem letzten Viertel des 18. Jahrh. Was insbesondere Schillers Aeußerungen über Goethe betrifft, so kommt er auf diesen, nachdem er an Haller, Kleist und Klopstock gezeigt, wie der sentimentalische Dichtergeist einen natürlichen Stoff behandle, und nun die Frage aufgeworfen ist, wie der naive Dichtergeist mit einem sentimentalischen Stoff verfahre. Völlig neu und von einer ganz eigenen Schwierigkeit scheine diese Aufgabe zu sein, da in der alten und naiven Welt ein solcher Stoff sich nicht vorgefunden habe, in der neuern aber der Dichter dazu fehlen möchte. Dennoch habe sich das Genie auch diese Aufgabe gemacht und auf eine bewundernswürdige glückliche Weise aufgelöst: in dem Werther. Die herrliche Begründung dieser Behauptung muß wieder bei Schiller selbst nachgelesen werden, ebenso das, was über das innere verwandtschaftliche Verhältniß zwischen dem „Werther" und dem „Tasso," dem „Wilhelm Meister" und dem „Faust," so wie über Goethe's „römische Elegien" im Gegensatz zu den bloß witzigen und lüsternen Darstellungen Wielands, Thümmels und einiger Franzosen bemerkt ist). Indem Schiller auf die dritte Gattung sentimentalischer Dichtung näher einzugehen im Begriff ist, warnt er nochmals in einer längern Anmerkung vor der Verwechselung der Begriffe, die er von den drei Darstellungsarten des sentimentalischen Dichters aufstellt, mit den im Herkommen gleichlautenden Bezeichnungen für einzelne besondere Gedichtarten; zugleich aber bemerkt er, daß, wenn man die sentimentalische Poesie für eine echte Art — nicht bloß für eine Abart — und für eine Erweiterung der wahren Dichtkunst zu halten geneigt sein werde, in der Bestimmung der poetischen Arten, so wie überhaupt in der ganzen poetischen Gesetzgebung, welche noch immer einseitig auf die Observanz der alten und naiven Dichter gegründet sei, auch auf sie einige Rücksicht zu nehmen sein werde. Die Erfahrung selbst lehre ja, daß unter den Händen sentimentalischer Dichter — auch der vorzüglichsten — keine einzige Gedichtart ganz das geblieben sei, was sie bei den Alten gewesen, und

faltung er sich besonders hatte angelegen sein lassen, auf die

---

Schönheit Bedürfniß. — In der dritten Abtheilung wollte Schiller nach der Ankündigung am Schluß des 16. Br. zunächst die Wirkungen der schmelzenden Schönheit an dem angespannten Menschen und die der energischen an dem abgespannten prüfen, um zuletzt beide Arten der Schönheit in der Einheit des Ideal-Schönen auszulöschen. Allein er führte diese Absicht nicht ganz aus und behandelte eigentlich bloß das erste Kapitel, weshalb die dritte Abtheilung in den Horen auch „von der schmelzenden Schönheit" überschrieben ist. Hier wird nun zunächst die Frage aufgeworfen: wie die Schönheit zum Mittel werden kann, die doppelte Anspannung im Menschen, je nachdem er entweder unter dem Zwange der Empfindungen (der Natur), oder unter dem Zwange der Begriffe (der Form) sich befindet, zu heben. Dieß führt zu einer Untersuchung über den Ursprung der Schönheit im menschlichen Gemüth. Denn wenn durch die Schönheit der sinnliche Mensch zur Form und zum Denken geleitet, der geistige Mensch dagegen zur Materie zurückgeführt und der Sinnenwelt wiedergegeben werden soll, die Schönheit uns also in einen mittlern Zustand zwischen Materie und Form, zwischen Leiden und Thätigkeit zu versetzen scheint, und die Erfahrung auch wirklich zeigt, daß die Schönheit die zwei entgegengesetzten Zustände des Empfindens und Denkens verknüpft: so sagt die Vernunft dagegen aus, daß es zwischen diesen beiden Zuständen durchaus nichts Mittleres gibt, und daß der Abstand zwischen Materie und Form, zwischen Leiden und Thätigkeit, zwischen Empfinden und Denken unendlich ist und schlechterdings durch nichts kann vermittelt werden. Hier ist also ein Widerspruch zu heben, und dieß ist der eigentliche Punct, auf den zuletzt die ganze Frage über die Schönheit hinausläuft. Die zur Beantwortung der Frage angestellte Untersuchung ergibt nun, daß die Schönheit, bloß insofern sie den Denkkräften Freiheit verschafft, ihren eigenen Gesetzen gemäß sich zu äußern, ein Mittel werden kann, den Menschen von der Natur zur Form, von Empfindungen zu Gesetzen, von einem beschränkten zu einem absoluten Dasein zu führen. Sobald nämlich die beiden Grundtriebe, der sinnliche und der vernünftige, die einander entgegengesetzt sind, in dem Menschen sich entwickelt haben und zugleich thätig sind, so verlieren beide ihre Nöthigung, und die Entgegensetzung zweier Nothwendigkeiten gibt der Freiheit den Ursprung: es entsteht eine freie Stimmung, worin Sinnlichkeit und Vernunft zugleich thätig sind, und dieß ist die ästhetische Stimmung. Um sich der Macht der Sinnlichkeit zu entziehen und die Macht der Vernunft zur Geltung zu bringen, oder an die Stelle jener physischen Nothwendigkeit eine logische oder moralische Nothwendigkeit treten zu lassen, muß der Mensch augenblicklich von aller Bestim-

mung frei sein und einen Zustand der bloßen Bestimmbarkeit durchlaufen, und dieß ist eben die ästhetische Stimmung, durch welche das Gemüth von der Empfindung zum Gedanken überzugehen vermag. Durch die ästhetische Cultur bleibt der persönliche Werth eines Menschen oder seine Würde, insofern diese nur von ihm selbst abhangen kann, noch völlig unbestimmt, und es ist nichts weiter erreicht, als daß es ihm nunmehr von Natur wegen möglich gemacht sei, aus sich selbst zu machen, was er will, daß ihm die Freiheit, zu sein, was er sein soll, vollkommen zurückgegeben ist. Eben dadurch aber ist etwas Unendliches erreicht; denn durch die einseitige Nöthigung der Natur beim Empfinden und durch die ausschließende Gesetzgebung der Vernunft beim Denken war ihm gerade diese Freiheit entzogen. Demnach müssen wir das Vermögen, welches dem Menschen in der ästhetischen Stimmung zurückgegeben wird, als die höchste aller Schenkungen, als die Schenkung der Menschheit betrachten. Sie ist allerdings in einer Rücksicht als Null anzusehen, in anderer aber ist sie doch wieder als ein Zustand der höchsten Realität zu betrachten, insofern man dabei auf die Abwesenheit aller Schranken und auf die Summe der Kräfte achtet, die in derselben gemeinschaftlich thätig sind. Daher muß man auch denjenigen Recht geben, die den ästhetischen Zustand für den fruchtbarsten in Rücksicht auf Erkenntniß und Moralität erklären; denn eben deswegen, weil diese Gemüthsstimmung keine einzelne Function der Menschheit ausschließend in Schutz nimmt, so ist sie einer jeden ohne Unterschied günstig, und sie begünstigt ja nur deswegen keine einzelne vorzugsweise, weil sie der Grund der Möglichkeit von allen ist. In diesem Zustande allein fühlen wir uns wie aus der Zeit gerissen, und unsere Menschheit äußert sich mit einer Reinheit und Integrität, als hätte sie von der Einwirkung äußerer Kräfte noch keinen Abbruch erfahren. Haben wir uns dem Genuß echter Schönheit dahingegeben, so sind wir in einem solchen Augenblicke unserer leidenden und thätigen Kräfte in gleichem Grade Meister, und mit gleicher Leichtigkeit werden wir uns zum Ernst und zum Spiele, zur Ruhe und zur Bewegung, zur Nachgiebigkeit und zum Widerstande, zum abstracten Denken und zur Anschauung wenden. Diese hohe Gleichmüthigkeit und Freiheit des Geistes, mit Kraft und Rüstigkeit verbunden, ist die Stimmung, in der uns ein echtes Kunstwerk entlassen soll, und es gibt keinen sicherern Probierstein der wahren ästhetischen Güte. In der Wirklichkeit freilich ist keine rein ästhetische Wirkung anzutreffen, und daher kann die Vortrefflichkeit eines Kunstwerks bloß in seiner größern Annäherung zu jenem Ideale ästhetischer Reinigkeit bestehen; und bei aller Freiheit, zu der man es steigern mag, werden wir es doch immer in

und neuer Zeit anwandte und damit für sein eigenes dichte-

---

einer besondern Stimmung und mit einer eigenthümlichen Richtung verlassen. Je allgemeiner nun aber die Stimmung, und je weniger eingeschränkt die Richtung ist, welche unserm Gemüth durch eine bestimmte Gattung der Künste oder durch ein bestimmtes Product aus derselben gegeben wird, desto edler ist jene Gattung und desto vortrefflicher ein solches Product. Darin eben zeigt sich der vollkommene Stil in jeglicher Kunst, daß er die specifischen Schranken derselben zu entfernen weiß, ohne doch ihre specifischen Vorzüge mit aufzuheben, und durch eine weise Benutzung ihrer Eigenthümlichkeit ihr einen mehr allgemeinen Character ertheilt. Und nicht bloß die Schranken, welche der specifische Character seiner Kunstgattung mit sich bringt, auch diejenigen, welche dem besondern Stoff, den er bearbeitet, anhängig sind, muß der Künstler durch die Behandlung überwinden. *In einem wahrhaft schönen Kunstwerke soll der Inhalt nichts, die Form aber alles thun*; denn durch die Form allein wird auf das Ganze des Menschen, durch den Inhalt hingegen nur auf einzelne Kräfte gewirkt. Darin also besteht das eigentliche Kunstgeheimniß des Meisters, *daß er den Stoff durch die Form vertilge*. Eine schöne Kunst der Leidenschaft gibt es, aber eine schöne leidenschaftliche Kunst ist ein Widerspruch; denn der unausbleibliche Effect des Schönen ist Freiheit von Leidenschaften. Nicht weniger widersprechend ist der Begriff einer schönen *lehrenden* (didactischen) oder *bessernden* (moralischen) Kunst; denn nichts streitet mehr mit dem Begriff der Schönheit, als dem Gemüth eine bestimmte Tendenz zu geben. — Als Hauptergebniß aller bisherigen Erörterungen stellt sich heraus, daß es keinen andern Weg gibt, den sinnlichen Menschen vernünftig zu machen, als den, daß man ihn zuvor ästhetisch mache. Denn durch die ästhetische Gemüthsstimmung wird die Selbstthätigkeit der Vernunft schon auf dem Felde der Sinnlichkeit eröffnet, die Macht der Empfindung schon innerhalb ihrer eigenen Grenzen gebrochen, und der physische Mensch so weit veredelt, daß nunmehr der geistige sich nach Gesetzen der Freiheit aus demselben bloß zu entwickeln braucht. Der Schritt von dem ästhetischen Zustande zu dem logischen und moralischen — von der Schönheit zur Wahrheit und zur Pflicht — ist daher unendlich leichter, als der Schritt von dem physischen Zustande zu dem ästhetischen — von dem bloßen blinden Leben zur Form. Es gehört also zu den wichtigsten Aufgaben der Cultur, den Menschen auch schon in seinem bloß physischen Leben der Form zu unterwerfen und ihn, soweit das Mittel der Schönheit nur immer reichen kann, ästhetisch zu machen. Schon auf dem gleichgültigen Felde des physischen Lebens muß er lernen, *edler begehren*, damit er nicht nöthig habe, *erhaben zu wollen*.

risches Hervorbringen das Gebiet und die Verfahrungsweise

In dem physischen Zustande erleidet er bloß die Macht der Natur; er entledigt sich dieser Macht in dem ästhetischen Zustande, um sie in dem moralischen zu beherrschen. Mit der Erweckung des Sinnes für die Schönheit treten wir in die Welt der Ideen, ohne darum die sinnliche Welt zu verlassen, wie bei der Erkenntniß der Wahrheit geschieht. Diese ist das reine Product der Absonderung von allem, was materiell und zufällig ist; von der Vorstellung der Schönheit würde es vergeblich sein, die Beziehung auf das Empfindungsvermögen absondern zu wollen. Wir können die eine nicht als Effect der andern denken, sondern müssen beide zugleich und wechselseitig als Effect und als Ursache ansehen. In unserm Wohlgefallen an der Schönheit läßt sich keine Succession zwischen der Thätigkeit und dem Leiden unterscheiden, und die Reflexion zerfließt hier so vollkommen mit dem Gefühle, daß wir die Form unmittelbar zu empfinden glauben. Die Schönheit ist also zwar Gegenstand für uns, weil die Reflexion die Bedingung ist, unter der wir eine Empfindung von ihr haben; zugleich aber ist sie ein Zustand unsers Subjects, weil das Gefühl die Bedingung ist, unter der wir eine Vorstellung von ihr haben. Sie ist also zwar Form, weil wir sie betrachten, zugleich aber auch Leben, weil wir sie fühlen; mithin zugleich unser Zustand und unsere That. Darum eben dient sie uns zu einem siegenden Beweise, daß das Leiden die Thätigkeit, daß die Materie die Form, daß die Beschränkung die Unendlichkeit keineswegs ausschließe; — daß mithin durch die nothwendige physische Abhängigkeit des Menschen seine moralische Freiheit keineswegs aufgehoben werde. So kann denn auch nicht mehr die Frage sein, wie der Mensch von der Schönheit zur Wahrheit übergehe, die dem Vermögen nach schon in der erstern liegt, sondern wie er von einer gemeinen Wirklichkeit zu einer ästhetischen, wie er von bloßen Lebensgefühlen zu Schönheitsgefühlen den Weg sich bahne. — Da die ästhetische Stimmung des Gemüths der Freiheit erst die Entstehung gibt, so kann sie nicht aus dieser entspringen und folglich keinen moralischen Ursprung haben. Ein Geschenk der Natur muß sie sein, und die Gunst der Zufälle allein kann den Wilden aus den Fesseln des physischen Standes lösen und ihn zur Schönheit führen. Das Trachten darnach und damit der Eintritt in die Menschheit, kündigt sich bei ihm schon in der Freude am Schein, in der Neigung zum Putz und zum Spiele an. Nur der ästhetische Schein, der von der Wirklichkeit und Wahrheit unterschieden wird, ist Spiel; der logische dagegen, den man mit der Wahrheit verwechselt, ist Betrug. Den ästhetischen Schein verachten, heißt alle Kunst überhaupt verachten, deren Wesen der Schein ist. Mit dem sich regenden Spieltriebe, der am Schein Gefallen findet, erwacht

sich zu klarem Bewußtsein brachte, die seiner Natur die ge-

---

auch der nachahmende Bildungstrieb, der den Schein als etwas Selbständiges behandelt. Sobald der Mensch einmal so weit gekommen ist, den Schein von der Wirklichkeit, die Form von dem Körper zu unterscheiden, so ist er auch im Stande, sie von ihm abzusondern: das Vermögen zur nachahmenden Kunst ist also mit dem Vermögen zur Form überhaupt gegeben. Da aller Schein ursprünglich von dem Menschen als vorstellendem Subject sich herschreibt, so bedient er sich bloß seines absoluten Eigenthumsrechts, wenn er den Schein von dem Wesen zurücknimmt und mit demselben nach eigenen Gesetzen schaltet. Dieß menschliche Herrscherrecht übt er aus in der Kunst des Scheins; aber er besitzt dasselbe schlechterdings auch nur in der Welt des Scheins, in dem wesenlosen Reich der Einbildungskraft, und nur, so lange er sich im Theoretischen gewissenhaft enthält, Existenz davon auszusagen, und im Practischen darauf verzichtet, Existenz dadurch zu ertheilen. Der Dichter überschreitet also entweder sein Dichterrecht, dadurch daß er durch das Ideal in das Gebiet der Erfahrung greift und durch die bloße Möglichkeit wirkliches Dasein zu bestimmen sich anmaßt; oder er gibt sein Recht auf, dadurch daß er die Erfahrung in das Gebiet des Ideals greifen läßt und die Möglichkeit auf die Bedingungen der Wirklichkeit einschränkt. Bei welchem einzelnen Menschen oder ganzen Volke man den aufrichtigen und selbständigen Schein findet, da darf man auf Geist und Geschmack und jede damit verwandte Trefflichkeit schließen. Wir legen noch lange nicht Werth genug auf den ästhetischen Schein; wir haben es noch nicht bis zu dem reinen Schein gebracht und das Dasein noch nicht genug von der Erscheinung geschieden, daß dadurch beider Grenzen auf ewig gesichert wären. Dahin haben wir es noch nicht gebracht, so lange wir das Schöne der lebendigen Natur nicht genießen können, ohne es zu begehren, das Schöne der nachahmenden Kunst nicht bewundern können, ohne nach einem Zwecke zu fragen, — so lange wir der Einbildungskraft noch keine eigene absolute Gesetzgebung zugestehen und durch die Achtung, die wir ihren Werken erzeigen, sie auf ihre Würde hinweisen. — Nachdem im letzten Briefe noch gezeigt ist, wie der Mensch von den ersten Verschönerungsversuchen seines äußern Daseins zum ästhetischen Spiel vorschreite, indem die Einbildungskraft sich in einer freien Form zu versuchen anfange, und wie sich der ästhetische Spieltrieb nach und nach immer mehr reinige und veredle, gelangt Schiller endlich zu dem Begriff des ästhetischen Staats. Im dynamischen Staat der Rechte begegne der Mensch dem Menschen als Kraft und beschränke seinen Willen; in dem ethischen Staat der Pflichten stelle er sich ihm mit der Majestät des Gesetzes entgegen und fessele sein Wollen; im

mäßesten waren, der erschlafften ästhetischen Kritik einen mächtigen Impuls [16]) und wies sie in eine ganz neue Bahn ein,

---

Kreise des schönen Umgangs, im ästhetischen Staat dürfe er ihm nur als Gestalt erscheinen, nur als Object des freien Spiels gegenüberstehen. Freiheit zu geben durch Freiheit, sei das Grundgesetz dieses Reichs. Der dynamische Staat könne die Gesellschaft bloß möglich machen, indem er die Natur durch Natur bezähme; der ethische könne sie bloß (moralisch) nothwendig machen, indem er den einzelnen Willen dem allgemeinen unterwerfe; der ästhetische allein könne sie wirklich machen, weil er den Willen des Ganzen durch die Natur des Individuums vollziehe. Der Geschmack allein bringe Harmonie in die Gesellschaft, weil er Harmonie in dem Individuum stifte. Die Schönheit allein beglücke alle Welt, und jedes Wesen vergesse seiner Schranken, so lange es ihren Zauber erfahre. In dem ästhetischen Staat sei alles, auch das dienende Werkzeug, ein freier Bürger, der mit dem edelsten gleiche Rechte habe. Hier also, in dem Reiche des ästhetischen Scheins, werde das Ideal der Gleichheit erfüllt, welches der Schwärmer so gern auch dem Wesen nach realisiert sehen möchte. Dem Bedürfniß nach existiere ein solcher Staat in jeder feingestimmten Seele; der That nach möchte man ihn wohl nur, wie die reine Kirche und die reine Republik, in einigen wenigen auserlesenen Zirkeln finden. — — Als eine Mißverständnissen vorbeugende Ergänzung zu dieser Schrift kann der Aufsatz Schillers „über die nothwendigen Grenzen beim Gebrauch schöner Formen" (1795) angesehen werden. Hier wird nämlich dargethan, wie verwirrend und schädlich für die Beförderung wahrer Erkenntniß, und wie gefährlich für die Aufrechthaltung und Durchführung des Sittengesetzes es werden kann, wenn der Mensch in der Wissenschaft dem Geschmack oder der Form und im Handeln der ästhetischen Stimmung zu sehr huldigt und nachstrebt, oder mit andern Worten, wenn er dem Geschmack und der schönen Form in der Wissenschaft und im practischen Leben mehr Werth beilegt, als sich mit dem Streben nach Erkenntniß und der Erfüllung der Pflicht verträgt. — 16) Von seinen mehr allgemeinen Untersuchungen über das Schöne und die Kunst wandte sich Schiller zuerst in dem einleitenden Theil seiner auch noch im J. 1794 geschriebenen und in die Jen. Litt. Zeit. eingerückten Recension der Gedichte von Matthisson (8, 2, S. 319 ff.) speciellern, das Wesen poetischer Darstellung betreffenden Erörterungen zu (vgl. Briefw. mit Körner 3, S. 192; Briefw. mit Goethe 1, S. 36). In seiner letzten großen ästhetischen Abhandlung hat er mit der Begriffsbestimmung der naiven und sentimentalischen Dichtung die beiden Hauptrichtungen nachzuweisen gesucht, in denen der poetische Geist zur Erscheinung kommen kann, und damit also die beiden einzig möglichen

gleichsam nackend läßt —, ist es was man in der Schreibart vorzugsweise genialisch und geistreich nennt. — Indem nun Schiller dazu übergeht, zu erörtern, wie das Naive der Gesinnung, obgleich es, eigentlich genommen, nur dem Menschen beigelegt werden könne, doch durch eine Wirkung der poetisierenden Einbildungskraft öfter von dem Vernünftigen auf das Vernunftlose übertragen werde, und wie die Menschen, besonders in der modernen Welt, sich der Natur, so aufgefaßt, gegenüber fühlen: sucht er die besondere Erscheinung zu erklären, daß man bei den Griechen, die doch von einer so schönen Natur umgeben waren, so wenig Spuren von dem sentimentalischen Interesse antreffe, mit welchem wir Neuern an Naturscenen und an Naturcharacteren hangen können. „Woher wohl dieser verschiedene Geist? Wie kommt es, daß wir, die in allem, was Natur ist, von den Alten so unendlich weit übertroffen werden, gerade hier der Natur in einem höhern Grade huldigen, mit Innigkeit an ihr hangen und selbst die leblose Welt mit der wärmsten Empfindung umfassen können? Daher kommt es, weil die Natur bei uns aus der Menschheit verschwunden ist, und wir sie außerhalb dieser, in der unbeseelten Welt, in ihrer Wahrheit wieder antreffen." Bei den Griechen artete die Cultur nicht so weit, wie bei uns, aus, daß die Natur darüber verlassen wurde. Einig mit sich selbst und glücklich im Gefühl seiner Menschheit, mußte der Grieche bei dieser stille stehen und alles Andere derselben zu nähern bemüht sein. Er empfand natürlich, wir empfinden das Natürliche. Unser Gefühl der Natur gleicht der Empfindung des Kranken für die Gesundheit. — So wie nun aber nach und nach die Natur anfieng aus dem menschlichen Leben als Erfahrung und als das — handelnde und empfindende Subject zu verschwinden, so gieng sie in der Dichterwelt als Idee und als Gegenstand auf. Die Dichter sind überall, schon ihrem Begriffe nach, die Bewahrer der Natur: sie werden entweder Natur sein, oder sie werden die verlorne suchen. Daraus entspringen zwei verschiedene Dichtungsweisen, durch welche das ganze Gebiet der Poesie erschöpft und ausgemessen wird, die naive und die sentimentalische, und die Dichter, die es wirklich sind, werden nach ihrer Zeit oder den zufälligen Umständen, die auf ihre allgemeine Bildung und auf ihre vorübergehende Gemüthsstimmung Einfluß haben, entweder zu den naiven oder zu den sentimentalischen gehören. Der naive Dichter ist streng und spröde; das Object besitzt ihn gänzlich, sein Herz liegt nicht gleich unter der Oberfläche, sondern will in der Tiefe gesucht sein; er ist das Werk, und das Werk ist er: so zeigt sich Homer unter den Alten, so Shakspeare unter den Neuern. Auch jetzt, in dem künstlichen Zustande der Cultur, ist die Natur noch die einzige Flamme, an der sich der Dichtergeist nährt, die Natur allein, wodurch er mächtig ist; nur steht er jetzt in einem ganz andern Verhält-

niß zu derselben. So lange der Mensch noch reine — nicht rohe — Natur ist, wirkt er als ungetheilte sinnliche Einheit und als ein harmonierendes Ganze mit allen seinen Kräften zugleich; ist er dagegen in den Stand der Cultur getreten, und hat die Kunst ihre Hand an ihn gelegt, so ist jene sinnliche Harmonie aufgehoben, und er kann nur noch als moralische Einheit, d. h. als nach Einheit strebend, sich äußern. Die Uebereinstimmung zwischen seinem Empfinden und Denken, die dort wirklich Statt fand, ist jetzt bloß idealisch vorhanden, als ein Gedanke, der erst realisiert werden soll, nicht mehr als Thatsache seines Lebens. Da nun der Begriff der Poesie kein anderer ist, als der Menschheit ihren möglichst vollständigen Ausdruck zu geben, so muß dort die möglichst vollständige Nachahmung des Wirklichen, hier hingegen die Erhebung der Wirklichkeit zum Ideal oder, was auf eins hinausläuft, die Darstellung des Ideals den Dichter machen. Und dieß sind auch die zwei einzig möglichen Arten, wie sich überhaupt der poetische Genius äußern kann. Daher rühren — wenn den alten Dichtern die modernen nicht sowohl dem Unterschiede der Zeit, als dem Unterschiede der Manier nach entgegengesetzt werden — jene uns durch Natur, durch sinnliche Wahrheit, durch lebendige Gegenwart; diese durch Ideen. (Beide Gattungen der Poesie, die naive und die sentimentalische, können sich aber nicht bloß in demselben Dichter, sondern sogar in demselben Werke vereinigt finden, wie z. B. in „Werthers Leiden;" und dergleichen Producte werden immer den größten Effect machen). Der neuere Dichter geht also denselben Weg, den der Mensch überhaupt, sowohl im Einzelnen wie im Ganzen, einschlagen muß: die Natur macht ihn mit sich Eins, die Kunst trennt und entzweit ihn, durch das Ideal kehrt er zur Einheit zurück. Weil aber das Ideal ein Unendliches ist, das er niemals erreicht, so kann der cultivierte Mensch in seiner Art nie vollkommen werden, wie doch der natürliche es in der seinigen zu werden vermag. Achtet man demnach bloß auf das Verhältniß, in welchem beide zu ihrer Art und zu ihrem Maximum stehen, so tritt der cultivierte Mensch an Vollkommenheit gegen den natürlichen unendlich zurück; vergleicht man jedoch die Arten selbst mit einander, so ist das Ziel, zu welchem der Mensch durch Cultur strebt, demjenigen, welches er durch Natur erreicht, unendlich vorzuziehen. Der eine erhält also seinen Werth durch absolute Erreichung einer endlichen, der andere durch Annäherung zu einer unendlichen Größe. Weil aber nur die letztere Grade und einen Fortschritt hat, so ist der relative Werth des in der Cultur begriffenen Menschen, im Ganzen genommen, nie bestimmbar, obgleich derselbe, im Einzelnen betrachtet, sich in einem nothwendigen Nachtheil gegen denjenigen befindet, in welchem die Natur in ihrer ganzen Vollkommenheit wirkt. Es ist aber keine Frage, daß in Rücksicht auf das

(Als Vertreter der echten poetischen Satire werden Lucian, Aristophanes, Cervantes, Fielding, Sterne hervorgehoben und ihnen auch noch Wieland beigesellt; wogegen Voltaire nicht zu dieser Reihe gehöre). — Elegisch ist der Dichter, wenn er die Natur der Kunst und das Ideal der Wirklichkeit entgegensetzt, so daß die Darstellung des ersten überwiegt und das Wohlgefallen an demselben herrschende Empfindung wird. Ist die Natur und das Ideal ein Gegenstand der Trauer, indem jene als verloren, dieses als unerreicht dargestellt wird, so gibt dieß die eigentliche Elegie; sind beide dagegen ein Gegenstand der Freude, indem sie als wirklich vorgestellt werden, so erhalten wir die Idylle in weitester Bedeutung (Daß die Benennungen Satire, Elegie, Idylle hier in einem weitern Sinne als gewöhnlich gebraucht seien, und daß dadurch keineswegs die sonst gültigen Grenzen für die diese Namen führenden Gattungen verrückt werden sollen, indem hier bei den gebrauchten Bezeichnungen bloß auf die in diesen Dichtungsarten herrschende Empfindungsweise gesehen werde, wird in einer eigenen Note ausdrücklich bemerkt; dabei wird es aber noch besonders gerechtfertigt, daß die Idylle selbst unter die elegische Gattung gebracht worden). Die Elegie erhält allein dadurch poetischen Gehalt, wenn die Trauer nur aus einer durch das Ideal erweckten Begeisterung fließt, wenn die Zustände sinnlichen Friedens, über deren Verlust getrauert wird, zugleich als Gegenstände moralischer Harmonie sich vorstellen lassen. Der Inhalt der dichterischen Klage kann niemals ein äußerer, immer nur ein innerer idealischer Gegenstand sein; selbst ein in der Wirklichkeit betrauerter Verlust muß in der Elegie erst zu einem idealischen umgeschaffen werden. In dieser Reduction des Beschränkten auf ein Unendliches besteht eigentlich die poetische Behandlung; der äußere Stoff ist daher an sich immer gleichgültig. Zärtliche Weichmüthigkeit und Schwermuth gibt eben so wenig Beruf zur elegischen Dichtung ab, wie eine bloß leichte und joviale Gemüthsart zur scherzhaften Satire: beiden fehlt zu dem wahren Dichtertalent das energische Princip, welches den Stoff beleben muß, um das wahrhaft Schöne zu erzeugen. (Es werden nun einige der vornehmsten Dichter, in denen entweder die elegische oder die theils humoristische, theils scherzhaft satirische Empfindungsweise vorwaltet, näher characterisiert. Ovids Klagegesänge seien im Ganzen nicht wohl als ein poetisches Werk zu betrachten, so viel Dichterisches sie auch im Einzelnen enthalten mögen; Ossian sei oft echt elegisch; in J. J. Rousseau's Dichtungen finde sich unwidersprechlich poetischer Gehalt, nur habe er denselben nicht auf poetische Weise zu gebrauchen gewußt, weil ihm die ästhetische Freiheit fehlte: er wird, wie vorher Voltaire, vortrefflich characterisiert. Was dann über Haller, Kleist und Klopstock als sentimentalische Dichter, vornehmlich in dem elegischen Theil der Gattung, bemerkt ist, gehört zu dem Ausgezeich-

in der Darstellung des Dichters überwiegen, und daher ist eine Verschiedenheit in der Behandlung möglich. Denn nun kann er entweder mehr bei der Wirklichkeit, oder mehr bei dem Ideale verweilen, jene als einen Gegenstand der Abneigung, dieses als einen Gegenstand der Zuneigung ausführen, d. h. seine Darstellung wird entweder satirisch, oder sie wird — in einer weitern Bedeutung des Worts — elegisch sein. Sofern er satirisch ist, macht er die Entfernung von der Natur und den Widerspruch der Wirklichkeit mit dem Ideale zu seinem Gegenstande. Dieß kann er sowohl ernsthaft und mit Affect, als scherzhaft und mit Heiterkeit ausführen; jenes geschieht durch die strafende oder pathetische, dieses durch die scherzhafte Satire. Den Widerspruch, in den hierbei der Ton der Strafe und der Belustigung mit dem Zweck des Dichters und dem Wesen der Poesie geräth, vermag er nur dadurch zu heben, daß er der strafenden Satire poetische Freiheit ertheilt, indem er sie ins Erhabene hinüberführt, und daß er der lachenden Satire poetischen Gehalt verleiht, indem ihr Gegenstand mit Schönheit behandelt wird: die pathetische Satire muß immer aus einem Gemüth fließen, welches von dem Ideale lebhaft durchdrungen ist; die spottende kann nur einem schönen Herzen gelingen. (Hierbei kommt Schiller auf die Frage von der Rangbestimmung der Tragödie und der Komödie. Dem Object nach, das jede behandle, behaupte ohne Zweifel die erstere den Vorzug; das wichtigere Subject dürfte aber die letztere erfordern. In jener geschehe schon durch den Gegenstand sehr viel, in dieser nichts, vielmehr alles durch den Dichter; und da nun bei Urtheilen des Geschmacks der Stoff nie in Betrachtung komme, so müsse natürlich der ästhetische Werth dieser beiden Kunstgattungen in umgekehrtem Verhältniß zu ihrer materiellen Wichtigkeit stehen. Die Freiheit des Gemüths in uns hervorzubringen und zu nähren, sei die schöne Aufgabe der Komödie; die Tragödie sei bestimmt, die Gemüthsfreiheit, wenn sie durch einen Affect gewaltsam aufgehoben worden, auf ästhetischem Wege wieder herstellen zu helfen. Gehe die Tragödie von einem wichtigern Puncte aus, so gehe die Komödie einem wichtigern Ziel entgegen, und sie würde, wenn sie es erreichte, alle Tragödie überflüssig und unmöglich machen. Denn ihr Ziel sei einerlei mit dem höchsten, wonach der Mensch zu ringen habe, frei von Leidenschaft zu sein, immer klar, immer ruhig um sich und in sich zu schauen, überall mehr Zufall als Schicksal zu finden und mehr über Ungereimtheiten zu lachen als über Bosheit zu zürnen oder zu weinen). Es darf aber in dichterischen Darstellungen, wie im handelnden Leben, der bloß leichte Sinn, das angenehme Talent, die fröhliche Gutmüthigkeit nicht mit Schönheit der Seele verwechselt werden, wiewohl es, wo nur der gemeine Geschmack urtheilt, solchen nieblichen Geistern ein Leichtes ist, einen Ruhm zu usurpieren, der so schwer zu verdienen ist

(Als Vertreter der echten poetischen Satire werden Lucian, Aristophanes, Cervantes, Fielding, Sterne hervorgehoben und ihnen auch noch Wieland beigesellt; wogegen Voltaire nicht zu dieser Reihe gehöre). — Elegisch ist der Dichter, wenn er die Natur der Kunst und das Ideal der Wirklichkeit entgegensetzt, so daß die Darstellung des ersten überwiegt und das Wohlgefallen an demselben herrschende Empfindung wird. Ist die Natur und das Ideal ein Gegenstand der Trauer, indem jene als verloren, dieses als unerreicht dargestellt wird, so gibt dieß die eigentliche Elegie; sind beide dagegen ein Gegenstand der Freude, indem sie als wirklich vorgestellt werden, so erhalten wir die Idylle in weitester Bedeutung (Daß die Benennungen Satire, Elegie, Idylle hier in einem weitern Sinne als gewöhnlich gebraucht seien, und daß dadurch keineswegs die sonst gültigen Grenzen für die diese Namen führenden Gattungen verrückt werden sollen, indem hier bei den gebrauchten Bezeichnungen bloß auf die in diesen Dichtungsarten herrschende Empfindungsweise gesehen werde, wird in einer eigenen Note ausdrücklich bemerkt; dabei wird es aber noch besonders gerechtfertigt, daß die Idylle selbst unter die elegische Gattung gebracht worden). Die Elegie erhält allein dadurch poetischen Gehalt, wenn die Trauer nur aus einer durch das Ideal erweckten Begeisterung fließt, wenn die Zustände sinnlichen Friedens, über deren Verlust getrauert wird, zugleich als Gegenstände moralischer Harmonie sich vorstellen lassen. Der Inhalt der dichterischen Klage kann niemals ein äußerer, immer nur ein innerer idealischer Gegenstand sein; selbst ein in der Wirklichkeit betrauerter Verlust muß in der Elegie erst zu einem idealischen umgeschaffen werden. In dieser Reduction des Beschränkten auf ein Unendliches besteht eigentlich die poetische Behandlung; der äußere Stoff ist daher an sich immer gleichgültig. Zärtliche Weichmüthigkeit und Schwermuth gibt eben so wenig Beruf zur elegischen Dichtung ab, wie eine bloß leichte und joviale Gemüthsart zur scherzhaften Satire: beiden fehlt zu dem wahren Dichtertalent das energische Princip, welches den Stoff beleben muß, um das wahrhaft Schöne zu erzeugen. (Es werden nun einige der vornehmsten Dichter, in denen entweder die elegische oder die theils humoristische, theils scherzhaft satirische Empfindungsweise vorwaltet, näher characterisiert. Ovids Klagegesänge seien im Ganzen nicht wohl als ein poetisches Werk zu betrachten, so viel Dichterisches sie auch im Einzelnen enthalten mögen; Ossian sei oft echt elegisch; in J. J. Rousseau's Dichtungen finde sich unwidersprechlich poetischer Gehalt, nur habe er denselben nicht auf poetische Weise zu gebrauchen gewußt, weil ihm die ästhetische Freiheit fehlte: er wird, wie vorher Voltaire, vortrefflich characterisiert. Was dann über Haller, Kleist und Klopstock als sentimentalische Dichter, vornehmlich in dem elegischen Theil der Gattung, bemerkt ist, gehört zu dem Ausgezeich-

In dem wahrhaften Dichter verliert sich zwar vieles von den Schranken, von denen sowohl der naive wie der sentimentalische Character begrenzt ist, und auch ihr Gegensatz wird immer weniger merklich, in einem je höhern Grade sie poetisch werden; allein je mehr sie den poetischen Character ablegen, und je tiefer sie zu dem gemeinen Leben herabsteigen, desto weiter treten sie aus einander, bis sie zuletzt in ihren Caricaturen ganz entgegengesetzt sind. — Dieß führt Schillern zu der Betrachtung einer Grundverschiedenheit der menschlichen Geistesform in einem Zeitalter, das in der Cultur begriffen ist, zur Betrachtung des Gegensatzes zwischen dem Realisten und dem Idealisten. Der eine läßt sich durch die Nothwendigkeit der Natur bestimmen, der andere bestimmt sich durch die Nothwendigkeit der Vernunft; daher muß zwischen beiden dasselbe Verhältniß Statt finden, welches zwischen den Wirkungen der Natur und den Handlungen der Vernunft angetroffen wird. — Es folgt eine tief durchdachte, mit aller philosophischen Schärfe durchgeführte Characteristik des Realisten und des Idealisten nach dem gegensätzlichen Verhältniß ihres Wissens und Handelns; aus ihr werde erhellen, daß das Ideal menschlicher Natur unter beide vertheilt, von keinem jedoch völlig erreicht ist. Obgleich aber beide dem Ideal vollkommener Menschheit nicht ganz entsprechen, so ist zwischen ihnen doch der wichtige Unterschied, daß der Realist zwar dem Vernunftbegriff der Menschheit in keinem einzelnen Fall Genüge leistet, dafür aber dem Verstandesbegriff derselben auch niemals widerspricht; der Idealist hingegen zwar in einzelnen Fällen dem höchsten Begriff der Menschheit näher kommt, dagegen aber nicht selten sogar unter dem niedrigsten Begriff derselben bleibt. Nun kommt es aber in der Praxis des Lebens weit mehr darauf an, daß das Ganze gleichförmig menschlich gut, als daß das Einzelne zufällig göttlich sei, und wenn also der Idealist ein geschickteres Subject ist, uns von dem, was der Menschheit möglich ist, einen großen Begriff zu erwecken und Achtung für ihre Bestimmung einzuflößen, so kann nur der Realist sie mit Stätigkeit in der Erfahrung ausführen und die Gattung in ihren ewigen Grenzen erhalten. Jener ist zwar ein edleres, aber ein ungleich weniger vollkommenes Wesen; dieser erscheint zwar durchgängig weniger edel, aber er ist desto vollkommener; denn das Edle liegt schon in dem Beweis eines großen Vermögens, aber das Vollkommene liegt in der Haltung des Ganzen und in der wirklichen That. — Zuletzt werden beide Charactere noch in ihren Caricaturen geschildert. — — Bei der Ausführung dieser Arbeit hatte dem Verfasser überall das gegensätzliche Verhältniß vorgeschwebt, das er zwischen Goethe's und seiner eigenen Dichternatur und Dichtungsweise so tief wie unbefangen erkannte (vgl. den Briefw. zwischen beiden 1, S. 12 ff; 24 ff.). Als Goethe die Abhandlung gelesen hatte, schrieb er an Schiller (Briefw. 1, S. 260 f.): er

wird die Empfänglichkeit die Selbstthätigkeit immer um etwas überwiegen und daher der Stoff zuweilen eine blinde Gewalt über die Empfänglichkeit ausüben. Kann so das naive Genie in sofern fehlen, daß es einer äußern Nothwendigkeit oder dem zufälligen Bedürfniß des Augenblicks zu sehr auf Unkosten der innern Nothwendigkeit Raum gibt, so läuft das sentimentalische leicht Gefahr, über dem Bestreben, alle Schranken von ihr zu entfernen, die menschliche Natur ganz und gar aufzuheben und nicht — was es darf und soll — zu idealisieren, sondern über die Möglichkeit selbst noch hinauszugehen und zu schwärmen. Dieser Fehler der Ueberspannung ist eben so in der specifischen Eigenthümlichkeit seines Verfahrens, wie der entgegengesetzte, der der Schlaffheit, in der eigenthümlichen Handlungsweise des naiven gegründet. In den Schöpfungen dieses letztern wird man daher zuweilen den Geist, in denen des erstern oft den Gegenstand vermissen. Meisterstücke aus der naiven Gattung werden gewöhnlich die plattesten und schmutzigsten Abdrücke gemeiner Natur, und Hauptwerke aus der sentimentalischen ein zahlreiches Heer phantastischer Productionen zu ihrem Gefolge haben. — Es sind in Rücksicht auf Poesie zwei Grundsätze im Gebrauch, die an sich völlig richtig sind, aber in der Bedeutung, worin man sie gewöhnlich nimmt, einander gerade aufheben. Der erste, „daß die Dichtkunst zum Vergnügen und zur Erholung diene," ist der Leerheit und Plattheit in poetischen Darstellungen nicht wenig günstig; durch den andern, „daß sie zur moralischen Veredlung des Menschen diene," wird das Ueberspannte in Schutz genommen. — Beide Principien werden nun genauer geprüft. Daraus ergibt sich, daß dem Begriff der Erholung, welche die Poesie zu gewähren habe, gewöhnlich viel zu enge Grenzen gesetzt werden, weil man ihn zu einseitig auf das bloße Bedürfniß der Sinnlichkeit zu beziehen pflegt; daß dagegen dem Begriff der Veredlung, welche der Dichter beabsichtigen soll, meistens ein viel zu weiter Umfang gegeben wird, weil man ihn zu einseitig nach bloßen Ideen bestimmt, d. h. ein Ideal der Veredlung verlangt, welches die Vernunft in ihrer reinen Gesetzgebung vorzeichnet. Weder dieses Ideal, noch jenes niedrige der Erholung darf sich der Dichter zum Zweck setzen, nicht für die Bedürfnisse der Volksclassen sorgen, welche entweder nur nach jener Art von Erholung oder nur nach jener moralischen Veredlung verlangen; sondern nur eine solche Volksclasse — mag es sie geben oder nicht — im Auge haben, in der sich der naive Character mit dem sentimentalischen also vereinigen, daß jeder den andern vor seinem Extreme bewahre, und indem der erste das Gemüth vor Ueberspannung schütze, der andere es vor Erschlaffung sicher stelle. Denn weder der naive noch der sentimentalische Character, für sich allein betrachtet, erschöpft das Ideal schöner Menschheit ganz; nur aus der innigsten Verbindung beider kann es hervorgehen.

wie dem innern Werthe nach, gegen kirchengeschichtliche, universalhistorische oder solche zurück, welche von den Geschichten einzelner deutscher oder mit Deutschland engverbundener Land- und Völkerschaften handelten; und eine geistvollere, vorurtheilsfreie Behandlung litterargeschichtlicher Verhältnisse und Bildungen war erst eingeleitet und noch nicht weit über ihre Anfänge hinaus gekommen. Noch litt bisweilen unter der Fülle des angehäuften Stoffs die Anordnung eines Ganzen und die Gleichmäßigkeit lebendiger Gestaltung aller Theile, oder einer gefälligen, durch die Reize einer glänzenden Diction gehobenen Form entsprach nicht völlig die Gediegenheit des Inhalts; nicht selten verrieth die Auffassung des Gegenständlichen Beschränktheit des historischen Blicks und von Vorurtheilen geleitete Einseitigkeit der Richtung; und wenn endlich auch immer sichtlicher ein weitschweifiger und trockener Stil einem gedrängtern und frischer belebten wich, so schweifte dagegen in einigen der vorzüglichern und einflußreichern Werke die sprachliche Darstellung entweder zu weit in's Rednerische über, oder verfiel in's Manierirte. So wurde das unverkennbare Streben zum Bessern doch nur mehr in Einzelnem als in dem Ganzen der Leistungen unserer namhaftesten Schriftsteller in diesem Gebiet mit einem glücklichen Erfolge gekrönt. — Schon von den letzten der siebziger Jahre an erschien von Mich. Ign. Schmidt c)

geistert; insofern wir nicht auch, nachdem wir wie die Franzosen alle Arten von Romanen erschöpft haben werden, die ernsthafte Muse der Geschichte zur Dienerin unserer Ueppigkeit erniedrigen wollen" (wozu man damals schon auf dem besten Wege war, vgl. S. 1688 ff.). —
c) Ein Katholik, geb. 1736 zu Arnstein im Würzburgischen. Er erhielt, da er sich zum Weltgeistlichen bestimmte, seine Bildung zu Würzburg auf dem Gymnasium und sodann in dem bischöflichen Seminar, wo er neben der Theologie sich hauptsächlich auf geschichtliche Studien legte. Nachher wurde er zuerst Caplan zu Haßfurt, gieng aber bald darauf als Erzieher nach Bamberg in das Haus eines Edelmanns von vielsei-

der erste Versuch, die vaterländische Geschichte ihrer bisherigen Behandlungsart zu entheben und an die Stelle einer bloßen Kaiser-, Reichs- und Ständehistorie eine Geschichte unseres Volks zu setzen: ein für die damalige Zeit sehr verdienstliches Werk, dem kein ähnliches oder gar besseres so bald folgte, und aus dem nun auch ein größeres Publicum als das eigentlich gelehrte eine nähere Kenntniß der heimischen Vorzeit zu gewinnen anfieng. Zunächst erhob sich dann die Bearbeitungsweise der Kirchengeschichte, die so lange vorzugsweise auf Zusammentragen

tiger Bildung und fand hier, so wie in Stuttgart, in dessen Nähe sich sein Principal während des siebenjährigen Krieges aufhielt, Gelegenheit, in dem Umgange mit diesem und mit mehrern andern angesehenen und gebildeten Männern die Welt und die besten Schriftsteller alter und neuer Zeit kennen zu lernen und seinen Geschmack zu bilden. Nachdem er wieder für einige Zeit in das Seminar, als Stellvertreter des abwesenden Vorstehers, zurückgekehrt war, wurde er 1771 Bibliothekar bei der Universität zu Würzburg, nicht lange nachher Beisitzer der theologischen Facultät und Lehrer der deutschen Reichsgeschichte. 1774 erhielt er mit einer ansehnlichen Präbende die Stelle eines geistlichen Raths in dem ersten Landescollegium. In dieser Stellung machte er sich besonders um die Verbesserung des Volksschulwesens im Würzburgischen verdient. Der Ruf, den er sich durch sein Geschichtswerk erwarb, veranlaßte die Kaiserin Maria Theresia, ihn nach Wien zu ziehen, wo er 1780 als wirklicher Hofrath und Director des Haus- und Staatsarchivs angestellt wurde. Er starb 1794. Von seiner „Geschichte der Deutschen" erschienen die ersten fünf Theile, welche die ältere Geschichte befaßten, Ulm 1778—83. 8. (in einer neuen und verbesserten Aufl. 1785—87); der 6.—11. Theil (die neuere Geschichte) zugleich in Ulm und in Wien 1788—93. 8.; fortgesetzt von Jos. Milbiller. — „Die Meisten" (welche die deutsche Geschichte schreiben), heißt es in der Vorrede zum ersten Theil, „begnügen sich damit, die wechselsweise Gewalt der Regenten und Stände auszumessen, ohne sich zu bekümmern, in was für einer Lage sich das Volk dabei befunden. Ob aber dieß der letzte Zweck der Geschichte sei, daran zweifle ich sehr." Seine Absicht bei diesem Werke war also, „zu zeigen, wie Deutschland seine dermaligen Sitten, Aufklärung, Gesetze, Künste und Wissenschaften, hauptsächlich aber seine sehr ausgezeichnete Staats- und Kirchenverfassung bekommen habe; kurz, wie es das worden sei, was es wirklich ist." —

des Stoffs gerichtet gewesen war, zu einem mehr kunstmäßigen Pragmatismus, der bald auch auf andere Zweige der Geschichtschreibung umbildend einwirkte. Die Wendung, welche die Behandlung der theologischen Wissenschaften während der Sechziger und Siebziger genommen hatte, besonders seitdem sich Lessings zu freier Erforschung und unbefangener Auffassung ihrer geschichtlichen Theile so mächtig anregender Geist darin fühlbar zu machen begann, hatte dahin geführt, auch die Kirchengeschichte von einem freiern und höhern Standpunkte als zeither zu betrachten und entweder einzelne Perioden derselben oder ihren ganzen Verlauf in dem Lichte eines geistvolleren Rationalismus mit pragmatischem Urtheil darzustellen. Voran gieng hierin im Beginn der Achtziger Gottl. Jac. Planck d) mit der „Geschichte — unsers protestantischen Lehrbegriffs 2c.," dem sich unmittelbar darauf Ludw. Timoth. Spittler e) mit

d) Geb. 1751 zu Nürtingen im Würtembergischen, studierte zu Tübingen Theologie, wo er 1774 Repetent in der theologischen Facultät wurde. Sechs Jahre darauf erhielt er die Predigerstelle an der Karlsakademie zu Stuttgart. Nachdem er hier sein Hauptwerk, die „Geschichte der Entstehung, der Veränderungen und der Bildung unsers protestantischen Lehrbegriffs vom Anfang der Reformation bis zur Einführung der Concordienformel" (Leipzig 1781—1800. 6 Bde in 8 Abtheilungen) herauszugeben angefangen hatte, wurde er 1784 als Professor der Theologie an die Universität Göttingen berufen, wo er als Lehrer und Schriftsteller besonders für Kirchen= und Dogmengeschichte thätig war und nach und nach zum Consistorialrath, Generalsuperintendenten, Abt und Oberconsistorialrath ernannt wurde. Er starb 1833. — e) Geb. 1752 zu Stuttgart, wo er auch das Gymnasium besuchte. Im J. 1771 gieng er nach Tübingen, um Theologie zu studieren, dann nach Göttingen, von wo er 1777 nach Tübingen zurückkehrte, um Repetent in dem theologischen Stift zu werden. Schon hier bewährte er sich durch einige kirchengeschichtliche Schriften als einen tief= und scharfblickenden Forscher von selbständigem Geiste. 1779 wurde er als ordentlicher Professor in die philosophische Facultät zu Göttingen berufen und 1788 zum Hofrath ernannt. Von den Werken, die er als Universitätslehrer schrieb, erwarb ihm gleich der „Grundriß der Geschichte der christlichen Kirche," Göt=

dem „Grundriß der Geschichte der christlichen Kirche" anschloß. Auch in der Abfassung von Sondergeschichten einzelner deutscher Länder (Würtembergs und Hannovers), so wie in seinem „Entwurf der Geschichte der europäischen Staaten" zeigte sich Spittler als einen eben so gründlichen, wie besonnenen und freimüthigen Historiker. Den größten und gepriesensten Namen aber in der Geschichtschreibung erlangte damals Joh. Müller f)

---

tingen 1782. 8. den Ruf eines geistvollen und freimüthigen Geschichtschreibers, der mit einem lichtvollen Vortrage und der Gabe lebendiger Characteristik Gedrängtheit der Darstellung zu verbinden verstand. Es folgten „Geschichte Würtembergs unter der Regierung der Grafen und Herzoge," Göttingen 1783. 8.; „Geschichte des Fürstenthums Hannover seit den Zeiten der Reformation bis zu Ende des 17. Jahrh." Göttingen 1786. 2 Bde. 8. und „Entwurf der Geschichte der europäischen Staaten," Berlin 1793. 94. 2 Thle 8.: Werke, in denen überall Klarheit in der Auffassung geschichtlicher Verhältnisse, politischer Scharfblick und ein verständiger Pragmatismus für das entschädigen, was ihnen an Glätte, Fülle und Reiz des Vortrages noch abgeht. Ein gespanntes Verhältniß, in welches er zu Heyne gerathen war, und das Verlangen nach einer höhern Wirksamkeit im Staatsdienste bewogen ihn im J. 1797, sein akademisches Lehramt aufzugeben und einem Ruf nach Würtemberg zu folgen, wo er als wirklicher Geheimerath angestellt wurde. 1806 ernannte ihn sein König, indem er ihn zugleich in den Freiherrnstand erhob, zum Staatsminister, Präsidenten der Oberstudiendirection und Curator der Universität Tübingen. Dadurch wurde er indeß weit mehr von dem Ziel seines Strebens, einer höhern politischen Thätigkeit, entfernt, als ihm angenähert. Der Gram darüber nebst mancherlei Kränkungen, die er von oben her erfuhr, untergruben seine Gesundheit. Er starb 1810. Eine Gesammtausgabe seiner Werke in 15 Bänden, besorgt von K. Wächter, erschien zu Stuttgart 1827—37. 8. — f) Geb. 1752 zu Schaffhausen, wo sein Vater Prediger war und zugleich ein Lehramt verwaltete. Durch den Vater seiner Mutter, der ebenfalls Geistlicher war, wurde in dem Knaben schon sehr früh eine große Liebe zur Geschichte überhaupt und insbesondere zu der seines Heimathlandes erweckt und genährt. In seinem siebenten Jahre kam er auf die Schule seiner Vaterstadt, und noch ehe er dieselbe verließ, versuchte er sich schon in der historischen Kritik. Als er im dreizehnten Jahre die römischen Classiker näher kennen zu lernen anfieng, „entzündeten diese in ihm eine unaussprechliche Verehrung und Liebe großer Männer und der Freiheit." Bald darauf wurde

durch seine „Geschichten schweizerischer Eidgenossenschaft;" und allerdings war dieses Werk auf dem Grunde eines unermeß-

---

er in das Collegium Humanitatis zu Schaffhausen aufgenommen, wo er zwei Jahre lang den Unterricht von sieben oder acht Professoren allein genoß. 1769 gieng er nach Göttingen, wo er nach dem Wunsche seines Vaters Theologie studieren wollte, sich aber bald weit weniger dieser als geschichtlichen Studien, besonders unter Schloezers Anleitung, widmete. Im Sommer 1771 machte er Gleims Bekanntschaft, der in ihm „sein Jugendgefühl für Friedrich den Großen weckte" und ihm bis zu seinem Tode immer freundlich zugethan blieb. Im Herbst desselben Jahres kam er wieder nach Schaffhausen, und schon im nächsten Jahre erhielt er daselbst die erledigte Professur der griechischen Sprache an dem Collegium Humanitatis; zu derselben Zeit erschien sein erster gedruckter Versuch in der Geschichte, das lateinisch geschriebene „Bellum Cimbricum" (Zürich 1772. 8.). 1773 wurde ihm durch Nicolai's Vermittelung, mit dem er bereits seit einiger Zeit als Mitarbeiter an der allg. d. Bibliothek in Verbindung stand, das Rectorat des joachimsthalischen Gymnasiums in Berlin angetragen, das er aber ablehnte (sämmtl. Werke 37, S. 173 ff.). Nicht lange vorher hatte er den Frhrn. K. Vict. von Bonstetten kennen gelernt, mit dem ihn bald die zärtlichste Freundschaft verband, „deren Urkunden" in Müllers „Briefen eines jungen Gelehrten an seinen Freund" vorliegen (Fragmente daraus zuerst in v. Eggers „deutschem Magazin," Leipzig 1788 ff. Jahrg. 1798. 99; dann die Briefe von 1773—79 herausgg. von Friederike Brun, geb. Münter, Tübingen 1802. 8; in spätern Ausgaben die Briefe bis 1809, und so in den sämmtl. Werken Bd. 34—36; vgl. der Schlegel Athenäum 2, S. 313 ff. und dazu Müllers Briefe in den Werken 32, S. 85 und 36, S. 149 f.). 1774 legte er seine Professur nieder, die ihm indeß von der Regierung auf unbestimmte Zeit offen behalten wurde, und gieng nach Genf, um den Unterricht der Söhne eines höhern Beamten in dieser Stadt zu übernehmen. Allein schon im Frühling des nächsten Jahres löste er wieder dieses Verhältniß und lebte bis zum Winter 1776 in Gesellschaft eines Freundes aus Nordamerika auf einem Landhause bei Genf seinen Studien; nachher verweilte er meist in der Nähe von Genf oder in dieser Stadt selbst, so wie in der bernischen Landschaft Vaux bei seinen Freunden, dem Naturforscher Bonnet, von Bonstetten und dem Generalprocurator Rob. Tronchin, hielt auch in den Wintermonaten der Jahre 1778 und 79 zu Genf Vorlesungen über die Universalgeschichte (sie bildeten die erste, französisch geschriebene Grundlage zu den nach und nach in deutscher Sprache ausgeführten und erst nach seinem Tode herausgekommenen „Vierundzwanzig Büchern allge-

lichen Quellenstudiums aufgebaut und in einzelnen Theilen auch mit großer Kunst ausgeführt; allein zu einem sich dem Stoff

---

meiner Geschichten, besonders der europäischen Menschheit," Tübingen 1810. 3 Bde. 8; vgl. die Vorrede des Herausgebers vor dem 1. Bde der s. Werke und dazu Müllers Briefe in den Werken 32, S. 150; 33, S. 26 und 80; 38, S. 195). Unter seinen geschichtlichen Studien hatten ihn indeß zeither immer zunächst und zumeist diejenigen beschäftigt, welche sich auf die Geschichte seines Vaterlandes bezogen (Welchen Plan er schon 1773 für eine helvetische Geschichte entworfen hatte, kann man aus einem Briefe an Bonstetten, Werke 34, S. 27 f. ersehen; vgl. S. 36 f.). Nachdem er im Frühjahr und Sommer 1780 in Bern den Druck des ersten Buchs seiner „Geschichten der Schweizer" (Boston, d. h. Bern 1780. 8.) besorgt hatte, machte er im Herbst über Halberstadt, wo er bei Gleim ein Paar Wochen verweilte, eine Reise nach Berlin. Die hier von ihm herausgegebenen „Essais historiques," welche Friedrich dem Großen übersandt wurden, verschafften ihm eine Unterredung mit demselben. So gern Müller im Preußischen und namentlich in Berlin geblieben wäre, so waren die Anträge von Stellen, die ihm gemacht wurden, doch nicht der Art, daß er sie annehmen mochte. Er wollte sich nun um die durch Lessings Tod erledigte Bibliothekarstelle in Wolfenbüttel bewerben; sie war aber bereits vergeben. Er gieng also im Frühjahr 1781 von Braunschweig zunächst wieder nach Halberstadt und von da, um in die Schweiz zurückzukehren, nach Cassel, wo ihm eine Professur am Carolinum angetragen wurde, die er annahm (nach G. Forsters Bericht an Fr. H. Jacobi, Briefw. 1, S. 271 hätte Müller selbst darum angesucht). Später vertauschte er sie mit einer Stelle an der Bibliothek, wobei ihm zugleich der Rathstitel verliehen wurde. In Cassel schrieb Müller die „Reisen der Päbste" (o. O. 1782. 8; in den Werken 25, S. 13 ff.), worin er „das Jubelgeschrei des Publicums über den Umsturz aller Vormauern militärischer Alleinherrschaft einigermaßen zu stillen trachtete," und die damals viel Aufsehen machten (Werke 30, S. 70 f; vgl. auch 35, S. 275 ff; 283; 37, S. 262; 276). Im Frühjahr 1783 besuchte er seine Heimath; er entschloß sich hier, seine Stelle in Cassel aufzugeben und in Genf bei dem Gen. Procur. Tronchin als Gesellschafter und Vorleser eine Anzahl Jahre mit einem ihm in diesem Fall für seine Lebenszeit zugesicherten Einkommen zu bleiben. Er arbeitete nun mit besonderm Eifer an seiner Geschichte der Schweizer und hielt auch wieder Vorlesungen. „Eine Epoche in seiner Denkungsart oder Studierart" machten Herders Ideen zur Philosophie der Gesch. der Menschheit (Werke 30, S. 117. Als Herder später im 4. Th. der Ideen [Werke z. Philos. und Gesch. 7, S. 186] Müllers Schweizergeschichte „eine Bibliothek voll

und der Schreibart nach harmonisch zusammenschließenden und abrundenden Ganzen fehlte ihm noch viel, auch abgesehen da-

historischen Verstandes" genannt und gemeint hatte, „eine Geschichte der Entstehung Europa's von diesem Schriftsteller geschrieben, würde wahrscheinlich das erste und einzige Werk dieser Art werden," schrieb Müller an seinen Bruder 31, S. 36 f.: diese Aeußerung sei ihm erfreulicher, als wenn ihn der Kaiser zum Grafen gemacht hätte; sie habe ihn mit neuem Eifer, mit Muth und Kraft beseelt). Sein Verhältniß zu Tronchin war indeß nicht von Dauer; schon im Herbst 1784 trennte sich Müller von ihm und gieng nach Valeires, dem Gute Bonstettens, um hier seine Zeit einzig dem Hauptwerk seines Lebens zu widmen, und im nächsten Sommer nach Bern, wo er bis zum Frühjahr 1786 blieb, dann aber der an ihn von Mainz aus ergangenen Berufung zu der Stelle des kurfürstlichen Bibliothekars, mit dem Titel eines kurfürstl. Hofraths, folgte. In diesem Jahr erschien auch der erste Theil seiner Geschichten der Schweizer in der neuen Bearbeitung, „die Geschichten schweizerischer Eidgenossenschaft" (Leipzig 1786. 8.; die beiden folgenden Theile kamen von 1786—1795 heraus, der vierte und des fünften erste Abtheilung 1805—1808; die drei ersten in einer neuen und verbesserten Aufl. 1806, sodann in den sämmtl. Werken). Im J. 1787, in welchem auch die „Darstellung des Fürstenbundes" (Leipzig 8; Werke 24, S. 8 ff.) erschien, sandte ihn der Kurfürst in Angelegenheiten der Wahl des Frhrn. von Dalberg zum Coadjutor an den päbstlichen Hof nach Rom; darauf wurde er in der kurfürstl. Cabinetscanzlei angestellt, zum Geh. Legationsrath, bald nachher zum Geh. Conferenzrath und 1791, als man ihn nach Wien und bald darauf auch nach Berlin und Hannover ziehen wollte, zum wirkl. Geh. Staatsrath ernannt. Zur selben Zeit erhob ihn der Kaiser als Johannes, Edlen von Müller zu Sylvelden, zum Reichsritter. Nachdem im Herbst 1792 die Franzosen Mainz besetzt hatten, trat Müller zu Anfang des folgenden Jahres mit Bewilligung des Kurfürsten aus dessen Diensten in die kaiserlichen, als wirklicher Hofrath bei der geh. Hof- und Staatscanzlei. Nach dem Tode von Mich. Denis erhielt er dessen Stelle als erster Custos an der kaiserl. Bibliothek. Als ihm aber nach manchen herben und kränkenden Erfahrungen, die er in Wien gemacht hatte, noch dazu verwehrt wurde, die Fortsetzung seiner Schweizergeschichten, sogar außerhalb der österreichischen Staaten, herauszugeben, ihm auch, als einem Reformierten, die erledigte Präfectur der Bibliothek vorenthalten ward, verließ er Wien und gieng zu Anfang des J. 1804 nach Berlin, wo er alsbald, nachdem er sein Verhältniß zu der kaiserl. Regierung gelöst hatte, zum ordentlichen Mitglied der Akademie und zum Historiographen des brandenburgischen Hauses mit dem Titel eines Geh.

von, daß die ganze Form der Darstellung zu sehr eine theils einigen großen antiken Historikern, theils den besten altdeutschen

---

Kriegsraths ernannt wurde. Eine Hauptaufgabe seiner geschichtlichen Forschung und schriftstellerischen Thätigkeit sollte nun die Lebensgeschichte des großen Königs werden, über die er schon im Anfang des J. 1805 eine Vorlesung in der Akademie hielt, und wozu ihm auf königl. Befehl, außer andern Quellen in den Regierungsacten, auch die Schätze des geh. Staatsarchivs geöffnet werden sollten (vgl. Werke 33, S. 89 ff.). Der Krieg Preußens mit Frankreich und die Folgen der unglücklichen Schlachten im Herbst 1806 verhinderten die Ausführung von Müllers Absichten. Er blieb in Berlin, als die Franzosen einrückten; die rücksichtsvolle und selbst schmeichelhafte Behandlung, die ihm von den französischen Behörden zu Theil ward, stimmte ihn gleich sehr günstig für ihre Sache, und in einer Unterredung, zu der ihn Napoleon berufen, „eroberte" ihn dieser völlig „durch sein Genie und seine unbefangene Güte" (vgl. die Briefe vom 21. Octbr. — 25. Novbr. 1806 in den Werken 33, S. 105 ff.). In der Ungewißheit seiner Lage, so lange er sich noch als preußischen Staatsdiener betrachtete, glaubte er einen zu Anfang 1807 an ihn ergangenen Ruf zu einer Professur in Tübingen nicht ablehnen zu dürfen; die vielfachen Angriffe, die ihm eine in der Akademie gehaltene Vorlesung („de la gloire de Frédéric," übersetzt von Goethe, zuerst im Morgenbl. von 1807, dann in den Werken 49, S. 187 ff.) zuzog, verleideten ihm überdieß den längern Aufenthalt in Berlin (Man warf ihm „Achselträgerei, Falschheit und Verrätherei" vor; vgl. Werke 28, S. 291 f; 33, S. 124 ff. und 39, S. 226. Daß er „den Mantel nach dem Winde hänge und mit beiden Schultern trage," hatte ihm schon 1781 G. Forster nachgesagt; vgl. dessen Briefw. 1, S. 271 f.). Indeß verzögerte sich seine Entlassung aus seinen bisherigen Verhältnissen bis in den Herbst. Auf dem Wege nach Tübingen überbrachte ihm zu Frankfurt ein Eilbote die Aufforderung, schleunigst nach Fontainebleau zu kommen, wo er, sehr gegen seinen Wunsch, zum königl. westphälischen Minister Staatssecretär ernannt wurde. Dieß Amt trat er im December zu Cassel an; die damit verbundenen Geschäfte sagten ihm aber so wenig zu und griffen seine Gesundheit so sehr an, daß er auf seine Bitte davon schon im Januar 1808 entbunden und ihm als wirklichem Staatsrath die Generaldirection der Studien übertragen ward. Es währte jedoch nicht lange, so fühlte er immer mehr die Abnahme seiner Gesundheit und die Zunahme geistiger Verstimmung. In der Schweiz gieng man damit um, ihn dahin zurückzuberufen, daß er bei einem ihm ausgesetzten Jahrgehalt seine Geschichte der Schweiz und andere gelehrte Arbeiten in Ruhe vollenden könnte; doch bevor darüber in der Tagsatzung ein

Geschichtsbüchern nachgekünstelte Erzählungsmanier verrieth. g) Daß Schiller sich mehrere Jahre hindurch sehr eifrig mit geschichtlichen Studien und Arbeiten beschäftigte, ist nebst dem Gewinn, den er selbst daraus für seine spätern Dichtungen zog, bereits oben erwähnt worden; h) die Bedeutung seiner

Beschluß gefaßt werden konnte, starb Müller im Frühling 1809. — Eine Selbstbiographie von ihm (bis zu seiner Anstellung in Berlin reichend) erschien zuerst in den „Bildnissen jetzt lebender Berliner Gelehrten"; herausgg. von S. M. Lowe. Berlin 1806. 8. (in den Werken 29, S. 1 ff. [vgl. Goethe's Beurtheil. für die Jen. Litt. Zeit. in den Werken 33, S. 132 ff.]); ihr sind hier von dem Herausgeber, Müllers jüngerm Bruder, außer den „Erinnerungen aus J. Müllers Jugendgeschichte" und andern Nachträgen, als die reichhaltigsten Ergänzungen angehängt, theils vollständig theils bruchstücksweise, Briefe an Müllers Eltern und Geschwister, vornehmlich an den Herausgeber, in Bd. 29—33. Auch die übrigen Briefe, an Bonstetten, Bonnet und andere Freunde, enthalten viele Züge zur Vervollständigung von Müllers Lebensbild. — „Sämmtliche Werke," herausgegeben von J. G. Müller. Stuttgart 1810—19. 27 Bde. 8.; dann Stuttg. und Tübingen 1831—35. 40 Bde. 12. — g) Frühzeitig wurde ihm schon der Vorwurf gemacht, er ahme zu sehr den Tacitus nach; später, er habe den historischen Stil des Thucydides mit dem des Tacitus in seiner Schweizergeschichte zu verschmelzen gesucht und dabei zugleich durch Annäherung an die Ausdrucksweise der altdeutschen Chroniken seiner Sprache eine eigene alterthümliche Färbung zu geben gestrebt. Um den ersten Vorwurf zurückzuweisen und den scheinbaren Grund desselben zu erklären, schrieb Müller 1788 an Nicolai (Werke 38, S. 64): die Nachahmung des Tacitus werde ihm fälschlich zugeschrieben. „Nicht nur habe ich seit zwölf Jahren ihn gar nicht gelesen, er ist nach meinem Geschmack in der That auch kein vollkommenes Muster; ich halte weit mehr auf einige Griechen, auf Cäsars Einfalt am allermeisten. Die Ursache meiner oftmals dunkeln Manier war immer der Mangel genugsamer Muße zur Ausarbeitung; es ist mir nicht möglich gewesen, die Darstellung des Fürstenbundes oder die Schweizer Geschichte auch nur abzuschreiben. Daher ein Excerptenstil, den lange Gewohnheit mir, wie Hallern, eigen gemacht. Auch was aus der Seele geflossen, ist, aus diesem einigen Grund, nicht ein heller Bach, sondern hervorbrechender trüber Alpenstrom, der mehr fortreißt als befruchtet. Einzelne Stellen habe ich das zufällige Glück gehabt, ein paarmal umarbeiten zu können; diese haben auch überall Beifall gefunden." — h) Vgl. S. 1570—1573, Anmerk. und S. 1578,

historischen Schriften, vornehmlich der „Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande ꝛc." (1788) und der „Geschichte des dreißigjährigen Krieges" (1791—93), für die deutsche Bildung und Litteratur überhaupt darf nicht sowohl nach dem abgeschätzt werden, was dadurch der eigentlichen Geschichtswissenschaft zu Gute gekommen ist, als vielmehr nach ihrem Einfluß auf die Bildung des historischen Stils und nach dem Interesse, welches sie für geschmackvolle geschichtliche Darstellungen und dann auch für geschichtliche Lectüre im Allgemeinen bei dem nicht gelehrten Theil des gebildeteren Publicums in Deutschland erweckten.[1]) In dieser Beziehung schließt sich Schil-

Anmerk. — 1) Schon Joh. Müller bemerkte in der für Schiller höchst rühmlichen Beurtheilung der „Geschichte des dreißigjährigen Krieges" (Jen. Litt. Zeit. 1793; Werke 26, S. 170 ff.) u. a.: der Verfasser hat die „verwickelten Scenen" dieses Krieges, „zu deren Beurtheilung so viele Kenntniß des vaterländischen Staatsrechts gehört, mit solcher meisterhaften Klarheit und in so lichtvoller Ordnung dargestellt, auch das unvermeidlich Trockene durch Reflexionen und Schilderungen — worin er vorzüglich glücklich ist — so kunstvoll und doch so natürlich unterbrochen, daß Damen von einigem patriotischen Gefühl (bekanntlich erschien diese Geschichte zuerst im histor. Kalender für Damen), und die nur immer würdig sind, Freundinnen, Weiber und Mütter deutscher Männer zu sein, gewiß das ganze Buch mit gleicher Unterhaltung wie unser Geschlecht lesen werden. So soll es auch sein: der echte Geschmack gefällt allen Geschlechtern und Altern; seine unveränderlichen Grundsätze behaupten überall und immer ihre auf die Natur gegründeten Rechte; und Hr. Schiller hätte ohne einige Unbescheidenheit, ohne den geringsten Mißstand, sein herrliches Werk eben so wohl einem Kalender für die Nation, als nur für einen Theil derselben einverleiben können." In unsern Tagen hat Schlosser Schillers Verdienst als Geschichtschreiber besonders schön hervorgehoben (7, 1, S. 21 ff.). Er findet, daß Schiller glücklicher als in seinen philosophischen Bestrebungen in dem Versuche gewesen sei, das Interesse des Volks für die Geschichte vermöge der Poesie zu wecken, oder mit andern Worten, eine für das große lesende Publicum passende eigene Gattung dichterischer Geschichte beliebt zu machen. So mißlich der Versuch gewesen, so habe Schiller durch seine beiden Geschichtswerke einen sehr edlen und großen Zweck erreicht. Er habe sich der Geschichte bedient, um die ganz verflachten Ansichten des

ler zunächst an Herder an, der ihm in der Erweckung eines höhern und allgemeinern Interesses für die Geschichte bereits vorangegangen war. Allein dieß ist nur die eine Seite von Herders Bedeutung und Wirksamkeit auf diesem Gebiet. Wie von ihm in andern Richtungen eine neue und lebensvolle Beseelung deutscher Wissenschaft ausgieng, so brachte er auch, wenn gleich niemals selbst Geschichtschreiber im strengern Sinne des Worts, mehr als irgend ein Anderer zu dieser Zeit in die Art, geschichtliche Verhältnisse und Bildungen sowohl in ihrer Eigenthümlichkeit, wie in dem großen Zusammenhange der allmähligen Entwickelung der Menschheit aufzufassen, einen ganz neuen Geist und damit in die Geschichtschreibung selbst eine Schwungkraft, die sie erst zu ihrem künftigen freiern und höhern Fluge befähigte. Dem tief religiösen Gemüthe des philosophisch-historischen Forschers und poetischen Sehers widerstand die rein verstandesmäßige, alles nur in das Licht moderner Aufklärung rückende Betrachtungsweise, womit Engländer und Franzosen im achtzehnten Jahrhundert an die Geschichte jedes Zeitalters und jeder Bildungsstufe der Menschheit getreten waren, und der man nun auch in Deutschland, besonders nach dem Vorgange von J. D. Michaelis und Schloezer,[k]) auf dem Felde der bibli-

bürgerlichen Lebens zu veredeln, Sinn für Aufopferung für die größten Wohlthaten des Lebens, für Freiheit und Religion; zu wecken und eine poetische Betrachtung realer Verhältnisse der starren, juristischen und reichshistorischen der deutschen Reichsgeschichten entgegenzusetzen. Er habe die Geschichte aus dem Dunkel ans Licht gebracht. Wenn man alle historischen Werke seiner Zeit, selbst Spittlers und Schloezers Werke, ja sogar Joh. von Müllers Schweizergeschichte betrachte, so werde man finden, daß alles Ausgezeichnete in diesem Fach nur den Gelehrten zugänglich, das Andere weder durch Darstellung noch Inhalt anregend gewesen sei. Daher sei es als eine Wohlthat für die Litteratur anzusehen, daß ein großer dichterischer Geist die Geschichte des höchst prosaischen deutschen Lebens mit echter Poesie durchflochten habe. — k) Wie wenig Herder mit Michaelis und dessen Vorgängern im Auslande in der

schen wie der Profangeschichte sich entschieden zugeneigt hatte. Er wollte im Gange der Weltgeschichte ein höheres Walten anerkannt wissen, er suchte in ihr eine stufenweis fortrückende Offenbarung derselben göttlichen Weltordnung, welche sich in der Natur überall verkündigend, alle ihre Erscheinungen nach ewigen Gesetzen bestimme und regle, und er verlangte eine Geschichtschreibung, welche die verschiedenen menschlichen Zustände, Bildungen und Ueberlieferungen entfernter Vergangenheit nicht bloß unter dem einseitigen und beschränkten Gesichtspunct moderner Verstandescultur auffasse und beurtheile, sondern sie in ihrer durch Orts- und Zeitverhältnisse, durch Religion, Politik, Sitten etc. so mannigfaltig bestimmten Eigenthümlichkeit zu begreifen und darzustellen trachte. Schon die beiden hier einschlagenden Schriften, die noch vor der Mitte der Siebziger herauskamen und noch beide in Gedanken, Sprache und Stil ganz den Character der Sturm- und Drangzeit an sich tragen, die „älteste Urkunde des Menschengeschlechts“ und „Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit,“ sind in diesem Geiste abgefaßt. [1]) Jedoch in der vollen Gediegen-

Auffassung und Deutung der Urgeschichte des menschlichen Geschlechts, wie sie im alten Testament erzählt ist, übereinstimmte, zeigt überall die „älteste Urkunde des Menschengeschlechts.“ Nicht mindere Unzufriedenheit sprach sich in der kleinen Schrift „Auch eine Philosophie der Geschichte etc.“ über Hume's, Voltaire's, d'Alemberts, Robertson's, Iselin's und selbst Montesquieu's Behandlung der Geschichte aus (vgl. Werke zur Philos. und Gesch. 3, S. 70 f; 90 f; 99; 146 f.). Ueber Schloezers „Vorstellung seiner Universalhistorie“ (vgl. S. 1418, Anm. y) hatte sich Herder bereits 1772 im 60. St. der Frankf. gel. Anz. wenig beifällig ausgelassen und dadurch Schloezer zu einer maaßlos heftigen und groben Erwiederung gereizt, die derselbe als zweiten (nahe an 200 Octavseiten starken) Theil jener „Vorstellung etc.“ Göttingen und Gotha 1773, herausgab. — 1) Vgl. S. 1368—1372 und dazu Hamanns Schriften 5, S. 60 f. Von der „ältesten Urkunde“ erschienen drei Theile (a. „Eine nach Jahrhunderten enthüllte heilige Schrift,“ d. h. eine

heit seiner Kraft und in seiner fruchtbarsten Fülle zeigte der-
selbe sich erst in Herders bedeutendstem und reifstem wissenschaft-

---

Deutung der Schöpfungsgeschichte nach der mosaischen Ueberlieferung; b. „Schlüssel zu den heiligen Wissenschaften der Aegypter;“ c. „Trümmer der ältesten Geschichte des niedern Asiens“) zusammen, Riga 1774. 4; der vierte und letzte, womit aber das Werk nicht vollendet war („Heilige Sagen der Vorwelt: ein Abgrund aller Menschengeschichte“), Riga 1776 (in den Werken zur Rel. und Theol. Th. 5—7; dem letzten sind aus den frühern Entwürfen Herders einige Fragmente beigefügt, die theils erläuternde Zusätze, theils deutlichere Darstellungen seines Sinnes, theils Ergänzungen enthalten. Die Entstehung dieser Fragmente reicht zum Theil bis in die Jahre 1767 und 68 zurück. Vgl. Herders Lebensbild ꝛc. 1, 3, a. S. XXVII ff. und S. 393 ff.). An Hamann schrieb Herder über den ersten Band im Mai 1774 (Hamanns Schr. 5, S. 71): „Das Innere des Buchs habe ich der Wahrheit und Morgenröthe Gottes geschrieben, der nach hundert Verwandlungen auch mein Buch segnen wird, Keim und Morgenröthe zur neuen Geschichte und Philosophie der Menschheit zu werden. Glauben Sie, es wird einst werden, daß die Offenbarung und Religion Gottes, statt daß sie jetzt Kritik und Politik ist, simple Geschichte und Weisheit unsers Geschlechts werde.“ Urtheile über dieses Werk bei seinem Erscheinen stehen von Hamann oben S. 1082, Anm., von Goethe in den Werken 60, S. 223 ff., von M. Claudius in den Werken (Hamburg 1819) 1, S. 36 ff. und von Merck in den Briefen aus dem Freundeskreise von Goethe ꝛc. S. 105 f; 110 ff (vgl. auch daselbst die in der Note auf S. 110 angeführten Recensionen). — Die zweite Schrift, „Auch eine Philosophie ꝛc.“ kam ebenfalls 1774. 8. o. O. (Riga) heraus. Hier sollte, nach der Vorrede zu den Ideen zur Phil. d. Gesch. der Menschh., von dem Verf. „neben so vielen gebahnten Wegen, die man immer und immer betrat, auch auf einen kleinen Fußsteig gewiesen werden, den man zur Seite liegen ließ, und der doch auch vielleicht eines Ideenganges werth wäre.“ Dieser „Versuch“ (eine Vorarbeit der „Ideen ꝛc.“) „sollte nichts als ein fliegendes Blatt, ein Beitrag zu Beiträgen sein.“ Merck, der eine Anzeige davon für den d. Merkur (1776. 1, S. 83 ff.) lieferte, schrieb darin: „Eben der Geist, der schon in den Fragmenten auf etwas mehr als ein Sandfleckchen schöner Litteratur einzuwirken Muth und Kraft hatte, und der in den wichtigern theologischen Untersuchungen den negativen Wohlthaten der neuern deistischen Bibelkünstler Hohn spricht, zeigt sich auch hier, um seinem Zeitalter den Spiegel über seine so hochgerühmte Cultur vorzuhalten. Das ganze Gemählde göttlicher Oekonomie auf Erden liegt hier in allen seinen

Poesien aus den verschiedensten Ländern, Zeitaltern und Bildungszuständen durch die lebendigste Wiedererzeugung in deutscher Sprache bekannt und vertraut machte, sie mit seinem fein fühlenden Sinne nach ihrem durch Orts-, Zeit- und Culturverhältnisse bedingten Entstehen, ihren nationalen und geschichtlichen Eigenthümlichkeiten aufzufassen und zu deuten verstand: sondern daß er, der schon früh das Bedürfniß einer dem Bildungsstande der Zeit angemessenen Geschichte sowohl der deutschen wie der griechischen Litteratur empfand und aussprach,[o] auch durch Aufstellung leitender Ideen und durch größere wie kleinere Gebiete umfassende Uebersichten selbst den Grund zu einer geistvollen und für die ästhetische Kritik fruchtbaren geschichtlichen Behandlung heimischer und fremder Litteraturepochen bei uns legte. Von seinen Schriften, in denen dieß in der einen oder der andern Beziehung geschah, sind außer andern, von denen schon oben an verschiedenen Stellen die Rede gewesen ist,[p] hierher zu rechnen: die beiden Preisschriften „Ursachen des gesunkenen Geschmacks bei verschiedenen Völkern, da er geblühet,“[q] und „Ueber die Wirkung der

o) Vgl. S. 1339 f., Anm. 3. — p) Vgl. S. 1359—1380; dazu über die Abhandlung „Von Aehnlichkeit der mittlern englischen und deutschen Dichtkunst ꝛc.“ S. 1487 ff., Anmerk. 26 und über die „Volkslieder“ S. 1709 f. — q) Aus dem J. 1773, gedr. Berlin 1775. 8. (Werke zur sch. Litt. u. K. 15, S. 5 ff.). In dieser kleinen Schrift, die für die Zeit, in der sie entstand, schon vortreffliche Andeutungen über den Character und Gang der litterarischen und namentlich poetischen Bildung bei den Griechen und Römern, den neuern Italienern, Franzosen und Engländern gab, suchte Herder zuerst zu zeigen, daß „nicht durch Speculation nach einer oder der andern Hypothese, sondern aus der Geschichte untersucht werden müsse, wie sich Geschmack, ein Phänomenon von Kräften des Genie's, des Verstandes und sittlicher Triebe, je auf die Irrbahn lenken konnte.“ „In jedem Zeitalter“, meinte er, „müsse dieß so eigen untersucht werden, als ob es gar keinen andern Geschmack als diesen gegeben habe. Auf diesem Wege werde es offenbar,

Dichtkunst auf die Sitten der Völker in alten und neuen Zeiten," r) das unvollendet gebliebene Werk „Vom Geist der ebräischen Poesie," s) verschiedene Partien in den Ideen zur

---

warum der gute Geschmack in aller Geschichte so selten gewesen; warum er nie an einem Orte in der Gestalt wiedergekommen sei, in der er vorher gewesen" ꝛc. Besonders beachtenswerth, aber niemals genug in Deutschland bei Ausübung der Dichtkunst und der ästhetischen Kritik beherzigt, ist der Abschnitt, der, mit nächster Anwendung auf die Italiener des mediceischen und nächstfolgenden Zeitalters, von dem Bestreben der Neuern handelt, eine der antiken ähnliche Dichtung ins Leben zu rufen. „Die Alten nachzuahmen," heißt es hier u. a. (Werke 15, S. 42 ff.), „damit sie nachgeahmt würden, und weil, sie nachzuahmen, doch so schön sei, ist ein zu kalter, bebender Zweck. Mit den Alten zu wetteifern, ja sie neben ihren Werken zu übertreffen, wollte mehr sagen, ward aber von den wenigsten gesucht und konnte nicht gesucht werden, weil nicht dieselben lebenden Antriebe da waren, die die Alten gehabt hatten. Der Künstler ward also nicht befeuert, der Lauf der Kunst nicht von lebendiger Geschichte noch von edlen Bedürfnissen des Volks fortgestoßen, also auch nicht durch solche bestimmt und in Schranken gehalten. Weder Religion, noch Geschichte, noch Staat, noch der lebendige Geschmack des Volks gab einen engen, starken Trieb und diesem Triebe regelmäßige Schranken; die Kunst schwebte also wirklich in der Luft oder beruhte nur auf einem Hauche, in dem guten Willen des Künstlers und seiner Belohner. Da die Dichtkunst ganz idealisch war und am Geiste der Zeitbedürfnisse und Zwecke so wenig als möglich hieng, so gerieth ihr nächster Schritt immer ins Land der Abenteuer und des Uebertriebenen. Das Jahrhundert des wiedererweckten griechischen Geschmacks, der doch überall auf Natur, Richtigkeit und Wahrheit führte, konnte daher neben allen den hohen Mustern und vortrefflichen Nachahmungen von elenden Petrarchisten wimmeln, ja die Nachahmer der Alten waren dieß oft selbst; ein deutlicher Beweis, wie untief der damalige Geschmack war, um die ganze Natur und Seele in allem und für alles griechisch zu bilden." — r) Aus dem J. 1778, zuerst gedr. in den Abhandlungen der baierischen Akademie (Werke z. sch. Litt. u. K. 16, S. 206 ff.). Hier ist im Grunde derselbe Gegenstand, wie in der vorigen Preisschrift, behandelt, nur von einer andern Seite gefaßt. Für eine Geschichte der Poesie von den Hebräern an bis auf die Neuzeit sind darin schon geistreiche leitende Gedanken niedergelegt. — s) Dessau 1782. 83. 2 Bde. 8. (Werke zur Relig. und Theol. 1—3). Nachdem Herder schon durch „Salomons

Entstehung der homerischen Gedichte gewonnen, deren Ergebnisse, so weit er sie im Druck mittheilte, die berühmten, 1795

berufen, und als er hier bald die Blicke der gelehrten Welt auf sich zog, erhielt er 1784 die seinen Wünschen ganz entsprechende Professur der Beredsamkeit. Bereits das Jahr vorher hatte er, neben exegetischen und andern, sachlichen, Vorlesungen, so wie der Leitung der Uebungen in dem von ihm gegründeten philologischen Seminar, angefangen über die Geschichte der griechischen Litteratur zu lesen, woran sich 1784 sein erstes Collegium über die Geschichte der römischen Litteratur und 1785 das über die Encyclopädie der Philologie schlossen (zwei Leitfäden zu den Vorlesungen über die Geschichte der griech. und der röm. Litteratur gab er Halle 1787. 8. heraus). Sein vornehmstes Streben und größtes Verdienst bei allen seinen Vorlesungen und schriftstellerischen Arbeiten bestand, außer der unmittelbaren Einwirkung auf seine Zuhörer, im Großen und Ganzen darin, die Philologie „aus einem Aggregat von Sprachkenntnissen und antiquarischen Notizen zu einer organisch gebildeten Wissenschaft zu erheben, welcher er eine abgeschlossene Existenz gewann und ihr den Namen Alterthumswissenschaft beilegte" (vgl. seine meisterhaft geschriebene „Darstellung der Alterthumswissenschaft," mit der das von ihm und Ph. Buttmann herausgegebene „Museum der Alterthumswissenschaft," Berlin 1807—1810. 2 Bde. 8. eröffnet wurde). Im Besondern hat er auf die Gestaltung der philologischen Studien und mittelbar auch auf die vaterländische Litteratur durch nichts erfolgreicher und tiefer greifend eingewirkt als durch seine „Prolegomena" zum Homer. Nachdem er schon 1784 und 85 eine Ausgabe der homerischen Gedichte besorgt und seit 1791 seine Ideen über die Geschichte der homerischen Gedichte in einigen Collegien vorgetragen hatte, lieferte er zehn Jahre nach jener ersten Ausgabe eine neue Recension des Textes derselben und dazu „Prolegomena ad Homerum, sive de Operum Homericorum prisca et genuina forma, variisque mutationibus et probabili ratione emendandi. Vol. I." Halle 1795. 8., worin er die Frage nach der Entstehung der Ilias und Odyssee, so weit es möglich wäre, zu beantworten suchte (vgl. die folgende Anmerk.). Wolf, der 1805 zum Geheimenrath ernannt worden, blieb in Halle bis in den Anfang des J. 1807; kurz vor dem Zeitpunct, wo diese Stadt dem Königreich Westphalen einverleibt ward, gieng er nach Berlin, wo er alsbald zu bleiben und als Mitglied der Akademie der Wissenschaften thätig zu sein beschloß. Er war einer der Ersten, welche den Gedanken, eine Universität in der preußischen Hauptstadt zu gründen und sie mit der Akademie der Wissenschaften auf angemessene Weise in Verbindung zu setzen, in Anregung brachten. Verschiedene Anerbietungen zu Stellen im Auslande, wie ihm ähnliche schon früher

in lateinischer Sprache herausgegebenen Prolegomena zum Homer enthielten. x) Nicht allein warfen sie ein ganz neues Licht auf die Geschichte der ältern griechischen Dichtung, sondern sie leiteten auch für die geschichtliche Betrachtung und kritische Würdigung der poetischen Litteraturen überhaupt erst das tiefere, wissenschaftlich begründete Verständniß ein von der Entstehungsart und dem ursprünglichen Character echter Volks-

---

mehrfach in Halle gemacht worden, lehnte er ab, da der König ihn seinem Staate zu erhalten wünschte, und ihm die Aussicht auf Verbesserung seiner Lage in Berlin eröffnet wurde. 1808 erhielt er die erledigte Stelle eines Visitators des joachimsthalschen Gymnasiums und dazu zwei Jahre später in der unter seinem Freunde W. von Humboldt stehenden Abtheilung für den öffentlichen Unterricht im Ministerium des Innern die Direction der wissenschaftlichen Deputation. Allein noch ehe er seine Wirksamkeit als Director begonnen hatte, lockerte er das Band das ihn an dieses neue, seinen Wünschen und Ansprüchen zu wenig genehme Amt knüpfen sollte; bald zog er sich ganz davon zurück und gab auch seine Stellung zu jenem Gymnasium auf. Eine ordentliche Professur an der neuerrichteten Universität wollte er auch nicht annehmen; indeß machte er sich anheischig, in seiner Eigenschaft als Mitglied der Akademie auf der Universitat auf gleiche Weise und nach demselben Plane, wie einst in Halle, regelmäßige Vorlesungen zu halten. Hierauf beschränkte sich seitdem seine amtliche Thätigkeit. Zu Anfange des J. 1822 ward er von einer sehr bedenklichen Krankheit befallen, von der er zwar hergestellt wurde, ohne jedoch wieder zu einer festen Gesundheit zu gelangen. Im Frühling 1824 wollte er nach Nizza reisen, um die dortigen Bäder zu gebrauchen, starb aber auf dem Wege dahin zu Marseille in der Mitte des Sommers. — Vgl. „Leben und Studien Fr. Aug. Wolfs, des Philologen.“ Von W. Körte. Essen 1833. 2 Bde. 8. —
x) Auf den ersten oder historischen Theil der Prolegomena sollte noch ein zweiter, der technische, folgen; er ist aber nie erschienen. Jener „verfolgt den Gang der Schicksale unsers homerischen Textes im Großen und insoweit, als er zur Grundlage des zweiten Theils dienen konnte.“ Sein Inhalt bewegt sich vornehmlich um die Fragen: „Hat Homer geschrieben, oder hat er nicht geschrieben? Inwiefern ist Homer Verfasser der unter seinem Namen gehenden Werke, und ist die vollendet kunstreiche Form und Composition der Ilias und der Odyssee ihm zuzuschreiben, oder den Homeriden, Pisistratiden und Kritikern?“ Wolf gelangte durch seine Untersuchungen zu folgenden Hauptergebnissen: 1) als

epen und ihrem bis dahin nur mehr geahnten und gefühlten als auf dem Wege historischer Kritik nachgewiesenen Unterschiede von den Kunstepopöen des classischen Alterthums und der Neuzeit. Bald zeigten sich auch die ersten reifern Früchte, welche der deutschen Litteraturgeschichtschreibung zum Theil schon aus jenen von Herder ausgestreuten Saamenkörnern, noch mehr aber aus dem Boden der wolfschen Untersuchungen erwuchsen. Dieß waren verschiedene kleinere und größere litterarhistorische Arbeiten von Fried. Schlegel. y) Bereits vor

---

die homerischen Gedichte entstanden, war die Schreibkunst weder üblich, noch wurde sie zu deren Aufzeichnung gebraucht, vielmehr wurden jene Gedichte mehrere Menschenalter hindurch bloß in mündlicher Ueberlieferung erhalten. 2) Ilias und Odyssee können nicht von einem Verfasser herrühren, sie stammen aus verschiedenen Zeitaltern, und zwar ist die Ilias mindestens um ein Jahrhundert älter als die Odyssee. 3) Selbst keines dieser beiden Gedichte, wie wir es überkommen haben, ist von einem Verfasser; jedes hat aus ursprünglich einzelnen — nicht auf ein Ganzes angelegten — großen Rhapsodien bestanden, welche dann zuerst durch Rhapsoden, die die vorgeschriebenen Züge weiter verfolgten, dann durch Diaskeuasten zur Zeit der Pisistratiden und endlich durch Kritiker in wohlverbundene Compositionen gebracht worden sind, auf deren Autorität sich auch der gewöhnliche Text stützt. 4) Beide Gedichte sind also höchstwahrscheinlich theils aus Dichtungen Homers selbst als ersten Urhebers, theils aus Dichtungen homerischer Rhapsoden im Geiste eben desselben Dichters entstanden, später jedoch gewiß von verschiedenen Diaskeuasten zu verschiedenen Zeiten zu kunstreichen Ganzen schriftlich so zusammengefügt und geordnet werden, wie wir sie noch jetzt haben. Vgl. Körte a. a. O. 1, S. 269 ff. Als „eine Beilage zu den neuesten Untersuchungen über den Homer" gab Wolf seine „Briefe an Hrn Hofr. Heyne." Berlin 1797. 8. heraus, worin er mehrere Puncte der Prolegomena noch mehr erläuterte und die ihm gemachten Einwürfe zu beseitigen suchte. — y) K. W. Fr. Schlegel war ein jüngerer Bruder von Aug. Wilhelm und nannte sich, wie dieser (vgl. S. 1716, Anm. q) später Fr. von Schlegel. Er wurde geboren 1772 zu Hannover und erhielt als Knabe einen vielseitigen Unterricht, zeigte aber noch so wenig hervorstechende Anlagen zu einem wissenschaftlichen Beruf, daß er anfänglich zum Kaufmann bestimmt wurde. Bald jedoch fühlte er, daß er sich dazu nicht eigne; der Trieb zum Studieren war

ler zunächst an Herder an, der ihm in der Erweckung eines höhern und allgemeinern Interesses für die Geschichte bereits vorangegangen war. Allein dieß ist nur die eine Seite von Herders Bedeutung und Wirksamkeit auf diesem Gebiet. Wie von ihm in andern Richtungen eine neue und lebensvolle Beseelung deutscher Wissenschaft ausgieng, so brachte er auch, wenn gleich niemals selbst Geschichtschreiber im strengern Sinne des Worts, mehr als irgend ein Anderer zu dieser Zeit in die Art, geschichtliche Verhältnisse und Bildungen sowohl in ihrer Eigenthümlichkeit, wie in dem großen Zusammenhange der allmähligen Entwickelung der Menschheit aufzufassen, einen ganz neuen Geist und damit in die Geschichtschreibung selbst eine Schwungkraft, die sie erst zu ihrem künftigen freiern und höhern Fluge befähigte. Dem tief religiösen Gemüthe des philosophisch-historischen Forschers und poetischen Sehers widerstand die rein verstandesmäßige, alles nur in das Licht moderner Aufklärung rückende Betrachtungsweise, womit Engländer und Franzosen im achtzehnten Jahrhundert an die Geschichte jedes Zeitalters und jeder Bildungsstufe der Menschheit getreten waren, und der man nun auch in Deutschland, besonders nach dem Vorgange von J. D. Michaelis und Schloezer,[k]) auf dem Felde der bibli-

bürgerlichen Lebens zu veredeln, Sinn für Aufopferung für die größten Wohlthaten des Lebens, für Freiheit und Religion, zu wecken und eine poetische Betrachtung realer Verhältnisse der starren, juristischen und reichshistorischen der deutschen Reichsgeschichten entgegenzusetzen. Er habe die Geschichte aus dem Dunkel ans Licht gebracht. Wenn man alle historischen Werke seiner Zeit, selbst Spittlers und Schloezers Werke, ja sogar Joh. von Müllers Schweizergeschichte betrachte, so werde man finden, daß alles Ausgezeichnete in diesem Fach nur den Gelehrten zugänglich, das Andere weder durch Darstellung noch Inhalt anregend gewesen sei. Daher sei es als eine Wohlthat für die Litteratur anzusehen, daß ein großer dichterischer Geist die Geschichte des höchst prosaischen deutschen Lebens mit echter Poesie durchflochten habe. — k) Wie wenig Herder mit Michaelis und dessen Vorgängern im Auslande in der

allein schon das, was davon 1798 im Druck erschien, darf auf diesem Gebiet als die erste ausgezeichnete echt wissenschaftliche Leistung in deutscher Sprache angesehen werden, in der nach dem Vorbilde von Winckelmanns Geschichte der bildenden Kunst bei den Griechen die Geschichte ihrer epischen Dichtkunst

---

aus d. J. 1795, die erst in den sämmtl. Werken 3, S. 267 ff. als Fortsetzung der unvollendet gebliebenen Geschichte der griechischen Poesie gedruckt worden sind). Es folgten die (in den vierten Theil der sämmtl. Werke mehr oder weniger überarbeitet aufgenommenen, theils die Poesie und Kunst der Griechen, theils die innere Sittengeschichte und die politischen Gebräuche derselben oder die Kunsttheorie betreffenden) Aufsätze: „Vom ästhetischen Werth der griechischen Komödie (zuerst in der Berlin. Monatsschr. Decbr. 1794. S. 485 ff.); „Ueber die Darstellung der weiblichen Charactere in den griechischen Dichtern" (ebenfalls aus d. J. 1794, ich weiß aber nicht, wo zuerst gedruckt; vielleicht auch in der Berl. Monatsschr. Jahrgang 1795? den ich nicht zur Hand habe); „Ueber die Grenzen des Schönen" (1794, zuerst im d. Merkur von 1795. 2, S. 79 ff.; vgl. Briefw. Schillers und Körners 3, S. 273); „Ueber die Diotima" (zuerst in der Berlin. Monatsschr. von 1795; vgl. Briefw. Schillers und Körners 3, S. 275; 301 f.); „Der Epitaphios des Lysias, mit Einleitung, Beurtheilung ꝛc. und Kunsturtheil des Dionysios über den Isokrates," mit Einleitung (beide zuerst in Wielands attischem Museum 1, 2, S. 213 ff. und 1, 3, S. 125 ff.). Sodann lieferte Schlegel Beiträge zu Reichardts Journal „Deutschland" („Ueber das epische Gedicht," 1796. Heft 11, auch wohl eine der Vorarbeiten zu der Geschichte der griech. Poesie; vgl. Briefw. zw. Goethe und Schiller 3, S. 88; — und die Recension von F. H. Jacobi's „Woldemar;" vgl. oben S. 1771, Anm. u) und zum „Lyceum der schönen Künste." Berlin 1797. 8 („Georg Forster. Fragment einer Characteristik der deutschen Classiker;" „Ueber Lessing," unvollendet, und „Kritische Fragmente;" die beiden ersten Stücke, und zwar das zweite vollendet, wurden in den 1. Th. der Characteristiken und Kritiken aufgenommen; daß die hier ebenfalls 1, S. 224 ff. unter der Ueberschrift „Eisenfeile" eingefügten Gedanken wenigstens zum Theil ein Wiederabdruck jener „kritischen Fragmente" seien, kann ich nur vermuthen; vgl. mit ihnen die theils von Friedr. Schlegel, theils von seinem Bruder herrührenden „Fragmente" im ersten Theil des Athenäums St. 2, S. 3 ff). Das erste Buch, das er selbst herausgab, „Die Griechen und Römer. Historische und kritische Versuche über das classische Alterthum," 1. Bd. Neustrelitz 1797. 8., enthielt, außer schon früher Gedrucktem, seine erste Hauptschrift, „Ueber

und der ionischen Lyrik, nach ihrem vielverzweigten Zusammenhange mit der religiösen, politischen, socialen ꝛc. Bildung des Volks, vortrefflich entwickelt und dargestellt ist. Wenn dieses Werk durch seinen Stoff in keinem unmittelbaren Bezuge zu der Geschichte unserer vaterländischen Dichtung stand, so war dieß in

das Studium der griechischen Poesie" (einen Auszug daraus brachte bereits im Sommer 1796 Reichardts Journal „Deutschland," St. 6, S. 393 ff; vgl. E. Boas, Schiller und Goethe im Xenienkampf 1, S. 173 —179. In den Werken 5, S. 5 ff. hat diese Schrift mehrfache Abänderungen, und zum Theil in nicht ganz unwesentlichen Puncten, erfahren. So die Stelle über Schillers Abhandlung über naive und sentiment. Dichtung, Vorrede S. X f. = 5, S. 13 und die über Shakspeare S. 63 = 5, S. 69; die Hinweisung auf Petrarca und Shakspeare 5, S. 19 fehlt im alten Text, und umgekehrt steht hier S. 249 ein sehr günstig lautendes Urtheil über Wieland, welches in den Werken gestrichen ist. Ueberhaupt aber ist in vielem, was zur Characterisierung der modernen Kunst bemerkt worden, die Ausdrucksweise des ursprünglichen Textes viel härter und schroffer, als wie sie im überarbeiteten erscheint). Das zweite war die „Geschichte der Poesie der Griechen und Römer." 1. Th. Berlin 1798. 8. (mit manchen neuen Einfügungen in den Werken 3, S. 9—266). In den Jahren 1798—1800 gab er mit seinem Bruder das „Athenäum," eine Zeitschrift (Berlin 3 Bde. 8.), und unmittelbar darauf die zumeist schon früher von ihnen in Zeitschriften einzeln mitgetheilten „Characteristiken und Kritiken," Königsberg 1801. 2 Bde. 8. heraus (über beide Werke, so wie über Fr. Schlegels berüchtigten, nicht über den ersten Theil hinausgekommenen Roman „Lucinde," Berlin 1799. 8. und seine übrigen dichterischen Erfindungen anderwärts das Nähere). Mit Schleiermacher verabredete er, eine Uebersetzung des Plato zu veranstalten, ohne jedoch, als jener wirklich daran gieng, seinen Beitrag dazu zu liefern (vgl. einen Brief Schlegels aus d. J. 1805 in Varnhagens v. Ense „Galerie von Bildnissen aus Rahels Umgang ꝛc." 1, S. 237 f., worin er Schleiermacher der „Perfidie" beschuldigt, die zwischen ihnen beiden verabredete Uebersetzung ohne weitere Anfrage allein unternommen zu haben). Von 1800 bis in den Winter 1801 zu 2 war Schlegel Privatdocent in der philosophischen Facultät zu Jena (er disputierte aber erst im Anfang des J. 1801.; vgl. Briefw. zw. Goethe und Schiller 6, S. 19 f.), wo er auch Mitarbeiter an der Litteraturzeitung, wie mehrere Jahre später an den Heidelberger Jahrbüchern, wurde. Nachdem er Jena verlassen, lebte er kurze Zeit wieder in Dresden, von wo er im Frühjahr 1802 nach Paris gieng.

reichem Maaße der Fall bei der andern hier in Betracht kommenden Hauptschrift Schlegels, die er ein Jahr früher unter der Ueberschrift „Ueber das Studium der griechischen Poesie" hatte erscheinen lassen. Sie war schon unter dem Einfluß von Schillers Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung abgefaßt worden. Schlegel hatte darin den Character unserer neuen schönen Litteratur einer Prüfung unterworfen, sie der griechischen, wie sie sich im Laufe der Zeit natur- und kunst-

---

Er hoffte dort neben seinen eigenen Studien soviel mit schriftstellerischen Arbeiten und mit Vorlesungen zu gewinnen, daß ihm und seiner Gattin (einer Tochter von Moses Mendelssohn) der Aufenthalt in jener Stadt nicht schwerer als in Deutschland fallen würde (Varnhagen v. E. a. a. O. 1, S. 231 f.). In Paris, wo er bis in den Anfang des J. 1804 blieb, beschäftigte er sich viel mit romanischer Litteratur, vorzüglich aber auch mit orientalischen Sprachen, namentlich mit dem Sanskrit (vgl. Zeit. f. d. eleg. Welt 1804. N. 57, Sp. 456). Nach seinem Fortgange von Paris trat er, der, wie sein eigner Bruder von ihm gesagt hat (A. W. Schlegels s. Werke 8, S. 292), so mannigfaltige Verwandlungen seiner Denkart erfuhr, und dessen Geistesbahn von jeher mehr als kometenhaft war (vgl. auch Varnhagen v. E. a. a.. O. 1, S. 225 ff.), mit seiner Gattin in Cöln, wo er eine Zeit lang lebte, zur katholischen Kirche über, was aber erst im Sommer 1808 in Deutschland bekannt wurde (A. W. Schlegels s. Werke 8, S. 290, Note), und machte Reisen durch die Niederlande, die Rheingegenden, die Schweiz und einen Theil von Frankreich. Im J. 1808 wandte er sich nach Wien, wo er als Hofsecretär bei der Staatscanzlei angestellt wurde. Während des Krieges im nächsten Jahre war er dem Hauptquartier des Erzherzogs Karl beigesellt und wirkte durch die Abfassung der österreichischen Proclamationen gegen Napoleon auf die Belebung des öffentlichen Geistes kräftig ein. Unterdessen hatte er, außer andern poetischen und prosaischen Schriften, unter den letztern namentlich auch die „Sammlung romantischer Dichtungen des Mittelalters; aus gedruckten und handschr. Quellen herausgeg." Leipzig 1804. 2 Bde. 8. (die indeß eigentlich von seiner Gattin herrühren sollen, welche auch Verfasserin des Romans „Florentin," 1. Th. Leipzig 1801. 8. ist; vgl. Briefw. zw. Goethe und Schiller 6, S. 20; 22), eine Zeitschrift „Europa," Frankf. a. M. 1803—5. 4 Stücke in 2 Bdn. 8.; „Lessings Geist aus seinen Schriften, oder dessen Gedanken und Meinungen zusammengestellt und erläutert." Leipzig 1804. 3 Thle. 8. (n. unveränderte Ausg. 1810); und die Schrift

gemäß entwickelt, gegenübergestellt, die mangelhafte Beschaffenheit der einen an dem vollendeten Organismus der andern abgemessen und darzuthun gesucht, was für die eine aus dem rechten Studium der andern gewonnen werden könne. Und hier war er auch zuerst auf Goethe's Bedeutung in der Geschichte der neuern und namentlich der deutschen Poesie näher eingegangen, indem er ihn als denjenigen Dichter der Neuzeit characterisierte, mit dessen Werken eine dem Geiste und der Form nach sich der griechischen annähernde echte Dichtung wieder begonnen habe. z) So schloß sich diese Schrift

„Ueber die Sprache und Weisheit der Indier," Heidelberg 1808. 8. herausgegeben. In den Jahren 1810 und 1812 hielt er in Wien „Vorlesungen über die neuere Geschichte" (Wien 1811. 8.) und über die „Geschichte der alten und neuen Litteratur" (Wien 1815. 2 Thle. 8; in den s. Werken Bd. 1 und 2); auch gab er um diese Zeit ein „Deutsches Museum" heraus (Wien 1812. 13. 4 Bde. 8.). Von 1815 an lebte er einige Jahre als Legationsrath der österreichischen Gesandtschaft beim Bundestage zu Frankfurt a. M. Nach seiner Rückkehr nach Wien zog er sich im J. 1819, in welchem er noch eine kurze Reise nach Italien machte, von den Staatsgeschäften zurück, unternahm die Zeitschrift „Concordia" (Wien 1820—21. 6 Hefte. 8.) und hielt Vorlesungen über „Philosophie des Lebens" (Wien 1828. 8.) und über „Philosophie der Geschichte" (Wien 1829. 2 Bde. 8.). Gegen Ende des J. 1828 gieng er nach Dresden, wo er eine Reihe von Vorträgen hielt (die nachher unter dem Titel „Philosophische Vorlesungen, insbesondere über die Philosophie der Sprache und des Worts," Wien 1830 erschienen) und zu Anfang des J. 1829 starb. — Sämmtl. Werke (die aber bei weitem nicht alles enthalten, was er geschrieben hat) Wien 1822—25. 10 Bde. 8; dazu aus seinem Nachlaß als 11. u. 12. Band „Philosophische Vorlesungen aus den Jahren 1804—6, nebst Fragmenten, vorzüglich philosophisch-theologischen Inhalts," herausgeg. von Windischmann, Bonn 1836. 37. 2 Bde. 8., und in einer zweiten, vermehrten Aufl. in den sämmtl. Schriften Wien 1846. 14 Bde 8. — z) Es springe in die Augen, beginnt Schlegel, daß die neuere Poesie das Ziel, nach welchem sie strebe, entweder noch nicht erreicht habe, oder daß ihr Streben überhaupt kein festes Ziel, ihre Bildung keine bestimmte Richtung, die Masse ihrer Geschichte keinen gesetzmäßigen Zusammenhang, das Ganze keine Einheit habe. Bei allem Reichthum an Werken von unerschöpf-

durch ihren Inhalt und ihre Richtung sehr nahe an jene Abhandlung Schillers an und eröffnete gleich in vielversprechender

---

lichem Gehalt, von übermächtiger, alle Herzen hinreißender Gewalt, finde sich in ihr doch nicht die Befriedigung des vollständigen Genusses, wo jede erregte Erwartung erfüllt, auch die kleinste Unruhe aufgelöst werde, wo alle Sehnsucht schweige; und bei einer Fülle einzelner, trefflicher Schönheiten fehle ihr doch eine vollständige Schönheit, die ganz und beharrlich wäre. In der zunächst folgenden Schilderung des damaligen verworrenen Zustandes der modernen Dichtkunst heißt es dann u. a.: „Gerade in der bessern Kunst selbst offenbaren sich die Mängel der neuern Poesie am sichtbarsten. In den meisten Fällen scheint das, worauf die Kunst am ersten stolz sein dürfte, gar nicht ihr Eigenthum zu sein. Es ist ein schönes Verdienst der neuern Poesie, daß so vieles Gute und Große, was in den Verfassungen, der Gesellschaft, der Schulweisheit verkannt, verdrängt und verscheucht worden war, bei ihr bald Schutz und Zuflucht, bald Pflege und eine Heimath fand. Hier, gleichsam an die einzige reine Stätte in dem unheiligen Jahrhundert, legten die wenigen Edlern die Blüthe ihres höhern Lebens, das Beste von allem, was sie thaten, dachten, genossen und strebten, wie auf einen Altar der Menschheit nieder. Aber ist nicht eben so oft und öfter Wahrheit und Sittlichkeit der Zweck dieser Dichter als das Schöne? Das Schöne ist so wenig das herrschende Princip der neuern Poesie, daß viele ihrer vortrefflichsten Werke ganz offenbar Darstellungen des Häßlichen sind. So verwirrt sind die Grenzen der Wissenschaft und der Kunst, des Wahren und des Schönen, daß sogar die Ueberzeugung von der Unwandelbarkeit jener ewigen Grenzen fast allgemein wankend geworden ist. Die Philosophie verliert sich in das dichterisch Unbestimmte, und die Poesie neigt sich zu einer grüblerischen Tiefe; die Geschichte wird als Dichtung, diese aber als Geschichte behandelt. Selbst die Dichtarten verwechseln gegenseitig ihre Bestimmung; eine lyrische Stimmung wird der Gegenstand eines Drama, und ein dramatischer Stoff wird in lyrische Form gezwängt. Diese Anarchie bleibt nicht an den äußern Grenzen stehn, sondern erstreckt sich über das ganze Gebiet des Kunstgefühls, wie der Kunst selbst. Die hervorbringende Kraft ist rastlos und unstät; die einzelne wie die öffentliche Empfänglichkeit ist immer gleich unersättlich und gleich unbefriedigt. Die Wissenschaft selbst scheint an einem festen Punct in dem endlosen Wechsel völlig zu verzweifeln. Das allgemeine Kunstgefühl — doch wie wäre da ein öffentlicher Kunstsinn möglich, wo es keine öffentlichen Sitten gibt? — die Caricatur des wahren Kunstsinns, die Mode, huldigt mit jedem Augenblicke einem andern Abgotte. Jede neue glänzende Erscheinung erregt den zuversicht-

Weise die Reihe derjenigen schriftstellerischen Arbeiten der beiden Schlegel, in welchen die ästhetische Kritik nach Lessings Zeit

---

lichen Glauben, jetzt sei das Ziel, das höchste Schöne, erreicht, das Grundgesetz des künstlerischen Sinns, der äußerste Maaßstab alles Kunstwerthes gefunden. Nur daß der nächste Augenblick den Taumel endigt; daß dann die nüchtern Gewordenen das Bildniß des sterblichen Abgotts zerschlagen und in neuem erkünstelten Rausch einen andern an seiner Stelle einweihen, dessen Vergötterung wiederum nicht länger dauern wird als die Laune seiner Anbeter. — Der eine Künstler strebt allein nach den üppigen Reizen eines wollüstigen Stoffs, dem blühenden Schmuck, dem schmeichelnden Wohllaut einer bezaubernden Sprache, wenn auch seine abenteuerliche Dichtung Wahrheit und Schicklichkeit beleidigt und die Seele leer läßt. Jener andere täuscht sich wegen einer gewissen Rundung und Feinheit in der Anordnung und Ausführung mit dem voreiligen Wahne der Vollendung. Ein Dritter, um Reiz und Rundung unbekümmert, hält ergreifende Treue der Darstellung, das tiefste Auffassen der verborgensten Eigenthümlichkeiten für das höchste Ziel der Kunst. Diese Einseitigkeit des italienischen, französischen und engländischen Kunstsinns findet sich in ihrer schneidenden Härte in Deutschland beisammen wieder." Die metaphysischen Untersuchungen einiger wenigen Denker über das Schöne, fährt Schlegel fort, hätten nicht den mindesten Einfluß auf die Bildung des Kunstgefühls selbst und der Kunst gehabt. Die practische Lehre von der Poesie aber wäre bis auf wenige Ausnahmen zeither nicht viel mehr als der Sinn dessen gewesen, was man verkehrt genug ausübte. Die Geschichte der neuern Kunstlehre und Kunstkritik, worin sich auch die stärksten Widersprüche hervorgethan, die äußersten Entgegensetzungen einander abgelöst haben, wird in einigen Hauptzügen angedeutet. Wenn es irgend eine Behauptung gäbe, in welcher die Anhänger der verschiedenen Kunstsysteme einigermaßen übereinzustimmen schienen, so wäre es allein die: daß es kein allgemein gültiges Gesetz der Kunst, kein beharrliches Ziel für den Sinn des Schönen gebe, oder daß es, falls es ein solches gebe, doch nicht anwendbar sei; daß die Richtigkeit des Kunstgefühls und die Schönheit der Kunst allein vom Zufall abhänge. Die Anarchie, so sichtbar in der künstlerischen Theorie wie in der Praxis der Künstler, erstrecke sich sogar auf die Geschichte der neuern Poesie. Kaum lasse sich in ihrer Masse beim ersten Blick etwas Gemeinsames bemerken, geschweige denn in ihrem Fortgange Gesetzmäßigkeit, in ihrer Bildung bestimmte Stufen, zwischen ihren Theilen entschiedene Grenzen und in ihrem Ganzen eine befriedigende Einheit finden; wenn man nicht einen ganz andern Standpunct für die moderne Kunst zu erforschen strebe und aufzustellen vermöge

auf dem von Schiller angebahnten Wege einen neuen Höhepunct erreichen und wieder aufs kräftigste in den Bildungsgang

---

als die bisher gewöhnlichen. Characterlosigkeit scheine mithin der einzige Character der neuern Poesie, Verwirrung das Gemeinsame in der Masse ihrer Hervorbringungen und Bestrebungen, Gesetzlosigkeit der Geist ihrer Entwickelungsgeschichte und ein skeptisches Hin- und Herschwanken, oder ohne Ziel umherirrendes Grübeln das Resultat der wissenschaftlichen Untersuchungen über die Kunst zu sein. Nicht einmal die Eigenthümlichkeit habe bestimmte und feste Grenzen. Die deutsche Poesie namentlich stelle ein beinahe vollständiges geographisches Naturaliencabinett aller Nationalcharactere jedes Zeitalters und jeder Weltgegend dar; nur der Deutsche, sage man, fehle. Im Grunde gleichgültig gegen alle Form und nur voll unersättlichen Durstes nach Stoff, verlange auch das feinere Publicum von dem Künstler nichts als das Interesse einer characteristischen Eigenthümlichkeit oder den Effect der Leidenschaft. Wenn nur gewirkt werde, wenn die Wirkung nur stark und neu, so sei die Art, wie, und der Stoff, worin es geschehe, dem Publicum so gleichgültig, als die Uebereinstimmung der einzelnen Wirkungen zu einem vollendeten Ganzen. Durch jeden Genuß würden die Begierden nur heftiger, mit jeder Gewährung stiegen die Forderungen immer höher, und die Hoffnungen einer endlichen Befriedigung entfernten sich immer weiter. — Sollte es nun aber nicht möglich sein, einen Leitfaden zu entdecken, um die räthselhafte Verwirrung der neuern Poesie zu lösen, den Ausweg aus diesem Labyrinth zu finden? Vielleicht gelinge es, aus dem G e i s t i h r e r b i s h e r i g e n G e s c h i c h t e zugleich auch den Sinn ihres derzeitigen Strebens, die Richtung ihrer fernern Laufbahn und ihr künftiges Ziel aufzufinden. Vielleicht sei der entscheidende Augenblick gekommen, wo dem Kunststreben entweder eine gänzliche Verbesserung bevorstehe, nach welcher es nie wieder zurücksinken könne, sondern nothwendig fortschreiten müsse, oder die Kunst werde auf immer fallen, und das Zeitalter müsse allen Hoffnungen auf Schönheit und Wiederherstellung echter Kunst ganz entsagen. Gelänge es, den Character der neuern Poesie bestimmter zu fassen, das leitende Princip ihrer Bildung aufzufinden und die auffallendsten Züge ihres eigenthümlichen Wesens zu erklären, so würden sich folgende Fragen aufdrängen: Welches ist die Aufgabe der modernen Poesie? kann sie erreicht werden? und welches sind die Mittel dazu? — Es wird also zunächst gezeigt, wie sich aus dem g e s c h i c h t l i c h e n W e r d e n der neuern Poesie ihr Character erklären lasse: aus dem verwandtschaftlichen, auf gleicher Abstammung, gleicher Religion, fortdauernden wechselseitigen Einwirkungen beruhenden Verhältniß der neuern Völker unter einander; aus dem Bestreben derselben, die antike

unserer schönen Litteratur eingreifen sollte. — Wir hatten demnach eine Kunstlehre erlangt, die ihre principielle Begründung

---

Kunst und Poesie nachzuahmen, einem Bestreben, das sehr beharrlich gewesen und immer wieder aufgenommen worden; aus dem hierdurch bedingten Verhältniß der Theorie zur künstlerischen Ausübung; aus dem schneidenden Gegensatz zwischen einer höhern und einer niedern Kunst; ganz besonders aber aus dem großen Uebergewicht des Characteristischen und dessen, was bloß zufällig, vorübergehend und subjectiv ist, oder des Interessanten in der ganzen Masse der neuern Poesie, vornehmlich jedoch in den spätern Zeitaltern derselben; wozu noch das rastlose, unersättliche Streben nach dem Neuen und durch die Neuheit Anziehenden gehöre, so wie auch nach dem Auffallenden und Seltsamen. Aus ihrem Zusammenhange gerissen und als einzelne für sich bestehende Ganze betrachtet, müßten die verschiedenen Nationalbestandtheile der neuern Poesie unerklärlich bleiben; erst gegenseitig durch einander könnten sie Haltung und Bedeutung bekommen. Aber selbst die ganze Masse der neuern Poesie sei wieder nur ein bloßes Stück eines Ganzen; ihre Einheit müsse daher jenseits ihrer Grenzen aufgesucht werden, und zwar in doppelter Richtung: rückwärts nach dem ersten Ursprung ihrer Entstehung und Entwickelung; vorwärts nach dem letzten Ziele ihrer Fortschreitung. — Indem Schlegel hierauf nun näher eingeht und das Princip des Gegensatzes zwischen der antiken und der modernen Poesie sucht, findet er es, wie Schiller, in dem Gegensatz und der Wechselbestimmung von Natur und Freiheit, oder von Trieb und Verstandesrichtung, natürlicher und künstlicher Bildung. Was jedoch hierüber bei Schiller nur mehr a priori festgestellt worden, hat Schlegel mehr historisch zu begründen gewußt. „Schon in den frühesten Zeitaltern der neueuropäischen Bildung" bemerkt er, „finden sich unverkennbare Spuren jenes künstlichen Ursprungs und der vorherrschenden Verstandesrichtung der neuern Poesie. Die Kraft, der Stoff war zwar durch die Natur gegeben; das bestimmende Princip der dichterischen Bildung war aber nicht der Trieb, sondern gewisse leitende Begriffe und Zwecke. — Aus dieser Herrschaft des Verstandes in dem Gange der modernen Kunstentwickelung, aus dieser Künstlichkeit unserer poetischen Bildung erklären sich alle, auch die seltsamsten Eigenheiten der neuern Poesie vollkommen." So wird namentlich die vorherrschende philosophische Richtung der Neuern, besonders in der tragischen Kunst, nachgewiesen und erklärt. Nach der weitern Entwickelung und Entgegenstellung des Interessanten mit dem Schönen werden die Einwürfe der Gegner über die Aufgabe der modernen Dichtkunst — sie zur Darstellung des Schönen hinaufzuarbeiten — und deren mögliche Auflösung vorgetragen; dann gehandelt von der Annäherung zum objectiven

in einer wahrhaft speculativen Philosophie gefunden hatte, und die durch eine geistvolle Auffassung litterargeschichtlicher Ver-

---

Schönen und von der Möglichkeit einer neuen Wiedergeburt der Poesie. Hier kommt Schlegel auf Goethe zu sprechen, dessen „Poesie die Morgenröthe echter Kunst und reiner Schönheit" sei. „Die sinnliche Stärke, welche ein Zeitalter, ein Volk mit sich fortreißt, war der kleinste Vorzug, mit dem schon der Jüngling auftrat. Der philosophische Gehalt, die characteristische Wahrheit seiner spätern Werke durfte mit dem unerschöpflichen Reichthum des Shakspeare verglichen werden. — Die Vielseitigkeit des darstellenden Vermögens dieses Dichters ist so grenzenlos, daß man ihn den Proteus unter den Künstlern nennen könnte." Es scheine jedoch, daß man Goethen eigentlich sehr verkenne, wenn man ihn zu einem deutschen Shakspeare mache. In der characteristischen Kunst und Wahrheit werde der Engländer in seiner großen Manier wohl allerdings immer den Vorzug behaupten. Das Ziel des Deutschen aber sei das Objective, das Schöne der wahre Maaßstab, seine liebenswürdige Dichtung zu würdigen. Es stehe in der Mitte zwischen dem Interessanten und dem Schönen, zwischen einer bloß merkwürdigen Geistesmanier und dem wahren Kunststil oder dem Objectiven in der Darstellung. Fast könnte es bei Betrachtung seiner verschiedenartigen Werke scheinen, als sei die objective Haltung seiner Kunst nicht angeborne Gabe allein, sondern auch Frucht der Bildung; die Schönheit seiner Werke hingegen eine unwillkürliche Zugabe seiner ursprünglichen Natur. Wo er ganz frei von Manier, da sei seine Darstellung wie die ruhige und heitere Ansicht eines höhern Geistes, der keine Schwäche theilt und durch kein Leiden gestört wird, sondern die reine Kraft allein ergreift und für die Ewigkeit hinstellt. Wo er ganz Er sei, da sei der Geist seiner reizenden Dichtung liebliche Fülle und hinreißende Anmuth. Dieser große Künstler eröffne die Aussicht auf eine ganz neue Bildungsstufe der Poesie. Seine Werke seien eine unwiderlegliche Beglaubigung, daß das Objective möglich und die Hoffnung des Schönen kein leerer Wahn der Vernunft sei. — In dem Folgenden wird zunächst nachgewiesen, daß eine Gesetzgebung des Schönen nöthig sei, wenn die echte Kunst des Schönen sich bei uns entwickeln solle. Verkehrte Begriffe hätten lange die Kunst beherrscht und sie auf Abwege verleitet; richtige Begriffe müßten sie auch wieder auf die rechte Bahn zurückführen. Eine vollendete Kunsttheorie sei also höchst wünschenswerth und nothwendig. Gäbe es aber auch eine solche, und wäre sie zugleich allgemein anerkannt, so müßte noch etwas anderes hinzukommen: die Erfahrung von einer Kunst, welche ein durchaus vollkommenes Beispiel ihrer Art, ein wirklich gewordenes Ideal, und deren

hältnisse und Bildungen in der Fremde und in der Heimath sich auch immer mehr mit einem erfahrungsmäßigen Gehalt

---

besondere Geschichte eine allgemeine Naturgeschichte oder vollkommene Naturentfaltung der Kunst selbst wäre. Damit werde sich dem Kunstforscher sowohl wie dem Künstler eine Anschauung darbieten, in welcher das Gesetz in gleichmäßiger Vollständigkeit gleichsam sichtbar erscheinen werde, ein höchstes Urbild des Schönen und der Kunst. Bedienen werden sich beide dieses Urbildes aber nur dann auf die rechte Weise, wenn sie sich die Gesetzmäßigkeit desselben zueignen, ohne sich durch die Eigenthümlichkeit, welche die äußere Gestalt, die Hülle des allgemeingültigen Geistes immer noch mit sich führen mag, beschränken zu lassen. Wo anders könne nun dieses Urbild gesucht und gefunden werden als bei den Griechen? Bei diesem Volke allein habe die schöne Kunst in allen ihren Theilen und Zweigen ganz der hohen Würde ihrer Bestimmung entsprochen. Bei ihm allein sei sie von dem Zwange des Bedürfnisses und der Herrschaft des Verstandes immer gleich frei und als schönes Spiel heilig gewesen; allen Nichtgriechen hingegen sei die Schönheit an sich selbst nicht gut genug und, nach dem Maaß ihrer Rohheit oder Verfeinerung bald mehr bald weniger, entweder eine Sclavin der Sinnlichkeit oder der Vernunft. — In wiefern nun die Dichter der Griechen uns jene vollkommene Anschauung, als höchstes Urbild des Schönen in der Kunst, nach den verschiedenen Arten und Bildungsstufen derselben, darstellen, ist der Gegenstand der Betrachtung in den folgenden Kapiteln. Der Inhalt des dritten nämlich ist: ein „kurzer Abriß von dem Ideal des Schönen in den Werken der griechischen Dichtkunst und von ihrer classischen Vollkommenheit, von dem frühesten Zeitalter der ersten Naturentfaltung bis zu der spätern Epoche der schon entarteten Kunst, durch alle Stufen der alten Bildung hindurch, nach dem ganzen Entwickelungsgange und Kreislauf derselben; und wie auf der Höhe der vollendeten tragischen Kunst der Gipfel des höchsten Schönen erreicht worden.“ Das Endergebniß dieses Kapitels ist: „die hellenische Poesie ist eine ewige Naturgeschichte des Schönen und der Kunst. Sie enthält eigentlich die reinen und einfachen Elemente, in welche man die chaotisch gemischten Erzeugnisse der modernen Dichtkunst erst auflösen muß, um ihr labyrinthisches Gewirre völlig zu enträthseln. Hier sind alle Verhältnisse so echt, ursprünglich und nothwendig bestimmt, daß der Character auch jedes einzelnen griechischen Dichters gleichsam eine reine und einfache künstlerische Elementaranschauung darbietet.“ Das vierte Kapitel geht erst die Einwendungen durch, die gegen die griechische Poesie vorgebracht werden können, besonders wegen ihrer sittlichen Flecken und Mängel, gibt dann den Versuch einer Grundlegung zu einer voll-

lich und lebendig characterisierende Besprechung werthvoller Erzeugnisse der Litteratur eingieng. [aa]) Und alsbald fieng auch

in seinen Hauptmomenten verfolgend, bemerkt er von Lessing und Herder (nach dem alten Text): „In der alten Manier der classischen Kunstkritik übertrifft unser Lessing an Scharfsinn und an echtem Schönheitsgefühl seine Vorgänger in England unendlich weit. Eine ganz neue und ungleich höhere Stufe des griechischen Studiums aber ist durch Deutsche herbeigeführt und wird vielleicht noch geraume Zeit ihr ausschließliches Eigenthum bleiben. Statt der vielen Namen, die hier genannt werden könnten, wollen wir nur Herder nennen, welcher die umfassendste Kenntniß mit dem zartesten Gefühl und der biegsamsten Empfänglichkeit vereinigt;" (mit dem Zusatz in den Werken 5, S. 214 f.: „und durch eine besondere Gabe geschichtlicher Divination, tief fühlender Characteristik und künstlerisch auffassender, alles nachdichtender, in jegliche Weise und Form sich hineinempfindender Phantasie den ersten Grund gelegt und die Züge vorgezeichnet hat zu der neuen Art von Kritik, welche als die eigenthümlichste Frucht der deutschen Geistesbildung und Wissenschaft aus beiden gemeinsam hervorgegangen ist"). Zuletzt werden große Hoffnungen für die Zukunft der deutschen Dichtung auch darauf begründet, daß wir schon einen Klopstock, einen Wieland, einen Lessing, einen Schiller, einen Bürger und, vor allen Andern, einen Goethe besitzen. — aa) So wie für die Ausbreitung der kantischen Philosophie seit dem J. 1785 in der Jenaer, oder wie sie von Anfang an hieß, „Allgemeinen Litteraturzeitung" ein weithin wirkendes Organ geschaffen wurde (vgl. S. 685; 1588, Anmerk. und 1714, Anm. o. Näheres über die Unternehmer und die Redactoren findet man in Böttigers litterar. Zuständen und Zeitgenossen 1, S. 265; 269 ff.), so war sie unter allen Zeitschriften, welche über die neuen Erscheinungen der schönen und der wissenschaftlichen Litteratur Deutschlands kritisierend berichteten, diejenige, in welcher eine Zeit lang der Geist der neu belebten und frisch gekräftigten aesthetischen Kritik zur entschiedensten und in den weitesten Kreisen wirkenden Geltung kam. Dieß zeigte sich vornehmlich während der Jahre, in welchen sie A. W. Schlegel zu ihren Mitarbeitern zählte. In der ersten Zeit ihres Bestehens brachte sie noch wenig oder gar nichts Bedeutendes im Fach der aesthetischen Kritik; die meisten Beurtheilungen von Werken der schönen Litteratur waren ungefähr in demselben Geist und Ton abgefaßt, wie die allgemeine deutsche Bibliothek zu derselben Zeit kritisierte. (Ich verweise in der Reihe der bemerkenswerthern Recensionen beispielsweise auf die schon oben angeführten, in den Anmerkungen auf S. 1588 ff. über Wielands auserlesene Gedichte, S. 1695 über J. G. Müllers Romane

welche die deutsche Dichtung gerathen war, entgegentrat und sie bekämpfte, wie sie umsichtig und scharfsinnig auf eine gründ-

---

entfliehen, der classische so gut, wie aller eigene. Man mag der deutschen Sprache immerhin zu der, wenn gleich entfernten Aehnlichkeit ihrer rhythmischen Bildung mit dem griechischen Versmaaß Glück wünschen; nur täusche man sich nicht über die Grenzen dieser Aehnlichkeit. Die aus localer Eigenthümlichkeit hervorgegangene Weise und Regel der Griechen kann für uns keine Autorität und Regel haben." Was der moderne Dichter, welcher nach echter Bildung streben wolle, sich von den griechischen Dichtern zueignen solle, sei „die sittliche Fülle, die freie Gesetzmäßigkeit, die edle Menschlichkeit, das schöne Ebenmaaß, das zarte Gleichgewicht, die treffende Schicklichkeit, welche mehr oder weniger über die ganze Masse zerstreut sind, den vollkommenen Stil der erhabenen Kunst in ihrer blühendsten Epoche, die richtige Umgrenzung und Reinheit der griechischen Dichtungsarten, die objective Klarheit und idealische Würde der Darstellung: kurz den Geist des Ganzen, die reine Idee des Schönen und die wesentliche Kunstform desselben in allem hellenischen Leben." Der unglücklichste Einfall, den man je gehabt habe, und von dessen allgemeiner Herrschaft noch immer viele Spuren übrig seien, wäre unstreitig der gewesen, der griechischen Kritik und Kunsttheorie eine Autorität beizulegen, welche im Gebiet der Wissenschaft überhaupt durchaus unstatthaft sei. Sehr bezeichnend für die von der lessingschen abweichende Richtung der schlegelschen Kritik ist das Urtheil, welches (Werke 5, S. 200) über die theoretische und practische Kunstlehre im Aristoteles gefällt ist. (Die erstere sei bei ihm noch in der Kindheit, die andere schon ganz von ihrer Höhe gesunken. Seine Lehre von der Bestimmung der Kunst im 8. Buche der Politik beweise eine umfassende Denkart und nicht ganz unwürdige Gesinnungen; aber dennoch sei der Gesichtspunct schon nicht mehr politisch in dem umfassenden, hohen platonischen Sinne des Worts, sondern nur moralisch. In der Rhetorik aber und in den Fragmenten der Poetik behandle er die Kunst wie jeden andern Naturgegenstand ohne alle Rücksicht auf die Idee der Schönheit, bloß historisch und theoretisch. Wo er eigentlich als Kunstrichter urtheile, da äußere er nur einen scharfen Sinn für die strenge Richtigkeit im Gliederbau des Ganzen, für die Vollkommenheit und Feinheit der Verknüpfung). — Indem Schlegel nun noch diejenigen Zeichen aufzählt, welche ihm die Reife der Zeit für eine große Wiedergeburt der Kunstbildung verkündigen, weist er, als auf das bedeutungsvollste, auf die Höhe hin, welche vor allen andern Ländern gerade in Deutschland „die wissenschaftliche und geschichtliche Kunstforschung und das Studium der Griechen" erreicht haben, und den stufenweisen Entwickelungsgang der philosophischen Kunstlehre bei uns

lich und lebendig characterisierende Besprechung werthvoller Erzeugnisse der Litteratur eingieng. [aa]) Und alsbald fieng auch

---

in seinen Hauptmomenten verfolgend, bemerkt er von Lessing und Herder (nach dem alten Text): „In der alten Manier der classischen Kunstkritik übertrifft unser Lessing an Scharfsinn und an echtem Schönheitsgefühl seine Vorgänger in England unendlich weit. Eine ganz neue und ungleich höhere Stufe des griechischen Studiums aber ist durch Deutsche herbeigeführt und wird vielleicht noch geraume Zeit ihr ausschließliches Eigenthum bleiben. Statt der vielen Namen, die hier genannt werden könnten, wollen wir nur Herder nennen, welcher die umfassendste Kenntniß mit dem zartesten Gefühl und der biegsamsten Empfänglichkeit vereinigt;" (mit dem Zusatz in den Werken 5, S. 214 f.: „und durch eine besondere Gabe geschichtlicher Divination, tief fühlender Characteristik und künstlerisch auffassender, alles nachdichtender, in jegliche Weise und Form sich hineinempfindender Phantasie den ersten Grund gelegt und die Züge vorgezeichnet hat zu der neuen Art von Kritik, welche als die eigenthümlichste Frucht der deutschen Geistesbildung und Wissenschaft aus beiden gemeinsam hervorgegangen ist"). Zuletzt werden große Hoffnungen für die Zukunft der deutschen Dichtung auch darauf begründet, daß wir schon einen Klopstock, einen Wieland, einen Lessing, einen Schiller, einen Bürger und, vor allen Andern, einen Goethe besitzen. — aa) So wie für die Ausbreitung der kantischen Philosophie seit dem J. 1785 in der Jenaer, oder wie sie von Anfang an hieß, „Allgemeinen Litteraturzeitung" ein weithin wirkendes Organ geschaffen wurde (vgl. S. 685; 1588, Anmerk. und 1714, Anm. o. Näheres über die Unternehmer und die Redactoren findet man in Böttigers litterar. Zuständen und Zeitgenossen 1, S. 265; 269 ff.), so war sie unter allen Zeitschriften, welche über die neuen Erscheinungen der schönen und der wissenschaftlichen Litteratur Deutschlands kritisierend berichteten, diejenige, in welcher eine Zeit lang der Geist der neu belebten und frisch gekräftigten aesthetischen Kritik zur entschiedensten und in den weitesten Kreisen wirkenden Geltung kam. Dieß zeigte sich vornehmlich während der Jahre, in welchen sie A. W. Schlegel zu ihren Mitarbeitern zählte. In der ersten Zeit ihres Bestehens brachte sie noch wenig oder gar nichts Bedeutendes im Fach der aesthetischen Kritik; die meisten Beurtheilungen von Werken der schönen Litteratur waren ungefähr in demselben Geist und Ton abgefaßt, wie die allgemeine deutsche Bibliothek zu derselben Zeit kritisierte. (Ich verweise in der Reihe der bemerkenswerthern Recensionen beispielsweise auf die schon oben angeführten, in den Anmerkungen auf S. 1588 ff. über Wielands auserlesene Gedichte, S. 1695 über J. G. Müllers Romane

die dichterische Production an einen ganz neuen Aufschwung zu nehmen und den höchsten Kunstzielen zuzustreben, welche die

und über Meißners Alcibiades, S. 1748 über Goethe's Iphigenie). Von 1788 an aber brachte sie schon hin und wieder gründliche und gut geschriebene Beurtheilungen: außer denen von Schiller, der in diesem Jahre Mitarbeiter an ihr wurde und neben einigen Anzeigen von geringerer Bedeutung die Recensionen von Goethe's Egmont (1788. 3, Sp. 769 ff.), von Bürgers Gedichten (1791. 1, Sp. 97 ff.) und Matthissons Gedichten (1794. 3, Sp. 665 ff.) lieferte, gehören hierher besonders verschiedene Beiträge von L. F. Huber (einige seiner Recensionen sind wieder abgedruckt in den „vermischten Schriften" 2, S. 17 ff; andere in den „sämmtlichen Werken seit d. J. 1802", 2, S. 107 ff; vgl. auch oben die Anmerkungen auf S. 1680; 1749; 1762; 1765) und W. von Humboldt (vgl. S. 1771, Anm. u), so wie die von mir unbekannten Verff. über Schillers „Don Carlos" 1788. 2, Sp. 529 ff. (vgl. Schillers Briefw. mit Körner 1, S. 309 f; sie scheint mit Veranlassung zu des Dichters Briefen über seinen Don Carlos gewesen zu sein; vgl. jedoch Hubers Brief in d. sämmtl. Werken ꝛc. 1, S. 294 f.) und über Schillers „Geisterseher" 1790. 3, Sp. 617 ff. — A. W. Schlegels sehr zahlreiche Beiträge (vgl. S. 1715 gegen die Mitte der Anmerkung; sie sind jetzt zusammengestellt im 10. und 11. Bde seiner sämmtl. Werke) begannen mit dem J. 1796 und reichten bis in die zweite Hälfte des J. 1799, wo sich Schlegel mit Schütz entzweite und im Intellig. Bl. der a. Litt. Zeit. von dieser Abschied nahm (vgl. seine sämmtl. Werke 11, S. 427 ff., wo auch die unmittelbar vor diesem „Abschiede" zwischen Schlegel und Schütz gewechselten Briefe aus N. 62 des Jahrg. 1799 von jenem Intell. Bl. abgedruckt sind). Ueber den ganzen Verlauf des äußerst ärgerlichen Handels, der sich mit einem gleichzeitigen zwischen Schelling und Schütz verflechtend, einen völligen Bruch zwischen den Hauptvertretern der Romantik und der idealistischen Philosophie einerseits und den Redactoren der allg. Litt. Zeitung andrerseits zur Folge hatte und zu seiner Zeit sehr großes Aufsehen machte, vgl. d. Intell. Bl. zur a. Litt. Zeit. von 1799. N. 142, Sp. 1150 f; „Ueber die jenaische Litt. Zeitung. Erläuterungen von Schelling" (aus dessen Zeitschrift für speculative Physik, Jena und Leipzig 1800. I, 1. auch besonders abgedruckt) und jenes Intell. Bl. vom J. 1800. N. 57; 62; 77; 104, und dazu den großen Artikel Fr. Nicolai's in der n. allg. d. Bibl. 56, 1, S. 142 ff., womit er bei der Wiederübernahme der Redaction dieser Zeitschrift den ihm verhaßten Romantikern und idealistischen Philosophen gleich einen Hauptschlag versetzen zu können meinte. — Diese Zerwürfnisse und andere verdrießliche Ereignisse in dem Leben der

neue Theorie bezeichnet hatte, auf welche die neue aesthetische Kritik fortwährend hinwies. Dieß geschah von dem Zeitpunct an, wo Goethe und Schiller sich zu gemeinsamem, Theorie, Kritik und Production in lebendigem Verbande einigendem Wirken eng an einander schlossen.

Jenaer Universität verleideten dem Hofrath Schütz den Aufenthalt in Jena; die preußische Regierung suchte unter sehr vortheilhaften Anerbietungen die a. Litt. Zeitung für die Universität Halle zu gewinnen. Es gelang ihr damit: Schütz nahm den Ruf dahin an, und seine Zeitschrift erschien nun seit 1804 unter ihrem alten Titel in Halle, von ihm selbst und dem ebenfalls von Jena berufenen Prof. Ersch redigiert. Allein auch die weimarische Regierung war, besonders auf Goethe's Veranlassung und Betrieb, darauf bedacht gewesen, das, was Jena mit Schützens Abgang einbüßte, sich wo möglich in einem noch werthvolleren Besitzthum wieder zu verschaffen: eine andere „jenaische allgemeine Litteraturzeitung" wurde gegründet, die ebenfalls mit dem Anfang des J. 1804 unter des Prof. Eichstädts Redaction und zuerst auch unter sehr thätiger Betheiligung Goethe's an ihr ins Leben trat. Vgl. über die Verlegung der alten und die Gründung der neuen Litt. Zeitung, so wie über manche, zum Theil sehr böswillige Klätschereien, die davon in öffentlichen Blättern gemacht wurden, Goethe's Werke 31, S. 155 f; 166; 184; Schillers Briefw. mit Körner 4, S. 340; 343; H. Steffens, „Was ich erlebte", 5, S. 9 ff; 114; den Freimüthigen von Kotzebue 1803. N. 132, S. 528; N. 144, S. 576; N. 150, S. 599; N. 172, S. 685 f. und die Zeitung für die elegante Welt 1803. N. 107, Sp. 847; N. 151, Sp. 1199 ff.

Register

zum zweiten Bande.

(Ein den Seitenzahlen beigesetztes a weist auf die Anmerkungen allein hin.)

A.

Uebersicht über den Inhalt des ganzen Bandes.

Erster Abschnitt.

Allgemeinstes Verhältniß der deutschen Litteratur und des deutschen Lebens zu einander, von dem zweiten Viertel des 18. bis in das beginnende vierte Zehent des 19. Jahrhunderts.

Allgemeinster Character der Litteratur in diesem Zeitraum 839 ff.; vgl. 1016 ff.; ihre Rückwirkung auf die geistige, sittliche und politische Entwickelung der Nation 841 f.; vgl. 1030 f. — Große Hindernisse, die vor der Mitte des 18. Jahrh. ihrem baldigen Aufschwunge noch entgegenzustehen schienen 842 ff.; Einfluß Friedrichs d. Gr. und des siebenjährigen Krieges auf das deutsche Leben und die deutsche Litteratur 847 ff.; vortheilhafte und nachtheilige Folgen der Friedensjahre bis zum Ausbruch der französ. Revolution 851 ff.; Umschwung des höhern deutschen Geisteslebens durch Kants kritische Philosophie und die sich daran unmittelbar oder mittelbar anschließenden wissenschaftlichen Bestrebungen Anderer 864 ff. — Die französische Revolution und Verhalten der Deutschen ihr gegenüber; die neue kunstmäßige Entwickelung der deutschen Poesie, die neu belebte aesthetische Kritik, die großen Fortschritte der Wissenschaften rc. ziehen in Deutschland das Interesse des gebildetsten Theils der Nation von den politischen Bewegungen und Eroberungen Frankreichs ab und lassen die Gefahren, die von daher drohen, übersehen 866 ff. — Der große Widerstreit zwischen der hohen litterarischen Bildung und den staatlichen und gesellschaftlichen Zuständen in Deutschland kommt den Schriftstellern im Allgemeinen noch gar nicht zum Bewußtsein 871 f. (vgl. 1028 ff.); damit zusammenhängende Fortdauer eines mehr oder weniger sichtlichen Mangels unserer schönen Litteratur an wahrer Volksthümlichkeit 872; andere Hauptmängel in ihr und in dem Verhältniß zwischen der Litteratur und dem Publicum; es hat sich immer mehr ein großer Abstand zwischen einer höhern, mehr idealistischen Dichtung und einer niedern, gemeinen Unterhaltungslitteratur ausgebildet 872 f. (vgl. 1024 f.); Kampf gegen die letztere und Verdienste des edlern Theils unserer Schriftsteller um die sittliche und poetische Kräftigung des Volksgeistes 874 f. (vgl. 964 a). — Kriege mit Frankreich und deren unglückliche Ausgänge mit ihren nächsten Folgen 875 ff. Deutschlands Befreiung vom französischen Joch zunächst und am gründ-

lichsten in Preußen vorbereitet, auch von Preußen am kräftigsten unternommen und durchgesetzt 877 ff. (Dazu wirkt der bessere Theil der Litteratur als eine geistige Macht wesentlich mit 881 f.; fühlbarer werdendes Bedürfniß nach einem höhern volksthümlichen Gehalt der schönen Litteratur und nach einer entschiednern Wendung der Wissenschaft zur geschichtlichen Wirklichkeit und zum vaterländischen Alterthum 882 ff.) Die sich neu gestaltenden politischen Zustände nach hergestelltem Frieden sind einer volksthümlichen Fortbildung der Poesie weniger günstig als einer reichen und mannigfaltigen Entwickelung deutscher Wissenschaft 885 ff. —

Zweiter Abschnitt.

Aenderungen in den örtlichen Verhältnissen der Litteratur; ihre Hauptstätten 887 ff. Dichterkreise und andere litterarische Verbindungen. Ausbreitung des Interesses an dem Litteraturleben, durch Zeitschriften vermittelt 892 ff. (Allgemeines über die Orte, wo, und die Verhältnisse, unter welchen sich die Vereine bildeten; über ihre Mitglieder und deren Zwecke 894 f.; vgl. 970. Der Züricher litterarische Verein 895 ff.; Leipziger von Gottsched ausgehende ältere und jüngere Dichterschule 900 ff.; Hallische Verbindungen 916 ff.; Berliner 924 ff.; Halberstädter Dichterkreis 939 ff.; Göttinger Hainbund 945 ff.; vgl. 963 f. — Anderweitige Sammelpuncte litterarischer Kräfte: Hamburg, Braunschweig, Königsberg u. a.; Weimar und Jena 964 ff. Hauptstätten für die deutsche Schauspielkunst; Universitäten, welche nicht bloß die Fachwissenschaften bereicherten und förderten, sondern auch noch einen mehr oder minder nahen Bezug zur Nationallitteratur oder einen bemerkbaren Einfluß auf die allgemeine Geistesbildung hatten 969 f. — Große oder mindestens einflußreiche Persönlichkeiten, die bis in den Anfang der Siebziger herein allgemeine einigende Mittelpuncte für die verschiedenen Schriftstellergruppen wurden: Gleim, Klopstock, Nicolai, Lessing, Wieland, Herder, Merck, Goethe 970 ff.). — Verhältniß der Schriftsteller und des Publicums zu einander 1016—1041.

Dritter Abschnitt.

Sprache 1041 ff.; — Verskunst 1086 ff. s. hinten das Register unter B.

Vierter Abschnitt.

Uebersicht über den Entwickelungsgang der Litteratur überhaupt.

A. Von 1721 — 1773.

Allgemeinstes über das Verhältniß der wissenschaftlichen Litteratur überhaupt und der Wissenschaft des Schönen und der Kunst insbesondere zu der schönen Litteratur 1172 f. Nothwendigkeit einer verständigen und unbefangenen aesthetischen Kritik; Anfänge einer solchen, von Hamburg (Wernicke) und von der Schweiz (die Züricher, im Anschluß an „den englischen Zuschauer," in den „Discursen der Mahler") ausgehend 1173 ff. Weiteres Vorgehen Bodmers und Breitingers in der Bekämpfung der Uebelstände in der deutschen Litteratur; vorübergehende Reibungen zwischen ihnen und Gottsched; jene bereiten ihre kritischen Hauptwerke vor; Gottscheds „Versuch einer kritischen Dicht-

kunst" rc. und Beginn seiner „Beiträge zur kritischen Historie der deutschen Sprache rc."; seine Auffassung der französischen Litteratur in Bezug auf die deutsche 1180 ff.

Gute Folgen, welche die Züricher von der Ausbreitung der wolff-leibnitzischen Philosophie und von einer Schrift Liscows erwarten; ihre entschiedene Vorliebe für Milton; Fortschritt der Kunsttheorie und der aesthetischen Kritik in ihren kritischen Hauptwerken (und in Breitingers „kritischer Dichtkunst" insbesondere) 1190 ff.

Die, besonders in der Beurtheilung von Miltons „verlornem Paradiese", immer bestimmter hervortretende Verschiedenheit der Richtungen auf dem theoretischen Gebiet führt zu offnem Bruch und zu erbittertem Kampf zwischen Gottsched und den Zürichern; Parteinahme anderer deutscher Schriftsteller für Gottsched oder für die Züricher 1205 ff.

Wie die aesthetische Kritik und die Dichtungslehre, so kündigt auch schon die poetische und prosaische Production seit dem Anfang der Zwanziger das Erwachen eines neuen und bessern Geistes in der Litteratur an; Uebersicht über ihre Haupterscheinungen bis gegen Ende der Vierziger 1217 ff; Wichtigkeit der Bremer Beiträge 1223; Mangelhaftes in der damaligen Production 1223 ff.; bessere Seiten derselben 1226 f.

Klopstocks Auftreten mit den ersten Gesängen des „Messias"; sie werden von den Zürichern enthusiastisch begrüßt; biblische Epopöen oder Patriarchaden von Bodmer, Wieland u. A. 1227 ff.

Gottsched beginnt die Poesie Klopstocks und seiner Nachfolger aufs heftigste zu bekämpfen, seitdem er ihr v. Schönaichs „Hermann" entgegenstellen kann 1231 ff.; sein Kampf hat für ihn den unglücklichsten Ausgang 1234 ff.

Geringer unmittelbarer Gewinn aus dem Streit für die Litteratur selbst; bedeutenderer für sie und für das Verhalten des Volks zu ihr seine mittelbaren Folgen 1237 f. Fortschreitende Entwickelung der Litteratur auf den Gebieten

a) der Dichtungslehre und Kunsttheorie überhaupt vom Beginn der Vierziger bis zum Beginn der Siebziger 1238 ff. (s. hinten im Register unter B. Dichtungslehre rc.)

b) der darstellenden Litteratur: allgemeiner Character der dichterischen Production seit dem Auftreten Klopstocks bis zum Erscheinen der Litteraturbriefe; Klopstock und seine Nachahmer; Hagedorn und Gleim mit ihren Nachfolgern; anhebende Wendung der Poesie zur Behandlung vaterländischer Gegenstände; Vorschreiten der ungebundenen Rede in den einzelnen Dichtarten; Verfeinerung der verschiedenen poetischen und prosaischen Stilarten und Ausbildung mannigfaltigerer und beweglicherer metrischer Formen 1251 ff.

c) der aesthetischen Kritik: ihre Förderung in den Funfzigern durch Lessing (Chr. F. Weiße, Uz) und Fr. Nicolai; die schärffte Kritik wird als das dringendste Bedürfniß zur Hebung der schönen Litteratur erkannt 1262 ff. (s. hinten im Register unter B. Kritik).

Daß der Mittel- und Schwerpunct bei der Umgestaltung unserer schönen Litteratur in der dramatischen Gattung zu suchen sei, von Gottsched bereits richtig herausgefühlt, von Klopstock nicht erkannt,

wird von Lessing immer deutlicher begriffen. Gottscheds Verdienste um das deutsche Drama; es aus den ihm angelegten Fesseln zu befreien und ihm eine volksthümlichere Kunstmäßigkeit zu verschaffen, wird eine der Hauptaufgaben Lessings; seine practischen und theoretischen Schritte zur Lösung derselben während der funfziger Jahre 1281 ff.

Dem Mangel an einer gründlichen und durchgreifenden Kritik der neuesten Litteraturzustände und litterarischen Erscheinungen, den auch die „Bibliothek der schönen Wissenschaften ꝛc." noch nicht hebt, wird endlich durch die „Litteraturbriefe" abgeholfen; Lessings Antheil daran 1291 ff.

Höhepuncte von Lessings die ganze zeitherige Dichtungs- und Kunstlehre von grundaus reformierender kritischen Thätigkeit in den „Abhandlungen über die Fabel", im „Laokoon" und in der „hamburgischen Dramaturgie"; seine practische Thätigkeit im Drama: „Philotas" und „Minna von Barnhelm" 1307 ff.

Förderung der aesthetischen Bildung der Deutschen und der fernern weiten Entwickelung ihrer Litteratur durch Winckelmann 1335 ff.

Erweckung ganz neuer Ideen über die ersten Quellen, das ursprüngliche Wesen und die früheste Bestimmung der Poesie, über Originalität und Nationalität im dichterischen Hervorbringen, über den Unterschied der Natur- und Volksdichtung von der Kunstpoesie durch viele den Deutschen von außen her seit dem Ausgang der Funfziger zugeführte poetische Erzeugnisse und Erläuterungsschriften fremder Dichtungswerke 1340 ff.

Hamanns Stellung zu der geistigen Bewegung seiner Zeit; er dringt auf die Rückwendung der gemachten und gelehrten Dichtung der Neuzeit zur Natur, Einfalt und Unmittelbarkeit der Jugendpoesie der Völker und wirkt in diesem Sinne besonders durch seinen Schüler Herder auf das deutsche Litteraturleben ein 1353 ff.

Herder wird Begründer der auf geschichtlicher Betrachtung und Erkenntniß von poetischen Werken und ganzen Litteraturzuständen fußenden aesthetischen Kritik 1359 ff.

Allgemeine Beschaffenheit der dichterischen Production vom Erscheinen der Litteraturbriefe bis in den Anfang der Siebziger. Ihr Zurückbleiben hinter der aesthetischen Kritik; ihre Hauptmängel: fortdauernde Abhängigkeit vom Auslande und von irreleitenden Theorien (Ausnahmen Lessings „Minna von Barnhelm" und „Emilia Galotti"); Bardenwesen; neue Wendung der sentimentalen Richtung in der Litteratur, besonders in Folge ausländischer Einflüsse (Lor. Sterne und J. J. Rousseau); Spielen und Tändeln mit der Poesie; leichtfertiger Realismus; Klopstock und seine Schule; Wieland und die Halberstädter 1380 ff. — Gleichzeitige Anzeichen einer lebendigern Regsamkeit und kräftigern Entwickelung des poetischen Geistes: Grundlegung zu einem wirklichen Nationaldrama durch Lessing; Fortwirken des poetischen Jugendfeuers von Klopstock in der ernsten Lyrik; Sichtbarwerden von Shakspeare's Einfluß im Drama (v. Gerstenbergs „Ugolino"); gute Folgen von Wielands poetischer Richtung für den Geist und den Gehalt der deutschen Dichtung, für die Verallgemeinerung des Interesses an ihr, für die Vervollkommnung der dichterischen Sprache und der metrischen Formen, für die Wahl der poetischen Stoffe; zunehmende Ausbildung der großen poetischen Gattungen (Drama; Roman); sich ankündigende Wendung der Poesie zur Volksmäßigkeit 1397 ff.

Zustand und Fortschritte der theoretischen und practischen Wissen-

schaften, die neben der Dichtungslehre und der aesthetischen Kritik einen nähern und unmittelbarern Bezug zu unserer eigentlichen Nationallitteratur gehabt haben, der Philosophie und der Theologie, der Geschichte und der politischen Wissenschaften, der Erziehungslehre und der Philologie, von Anfang der zwanziger bis in den Beginn der siebziger Jahre 1403 ff.

B. Von 1773 — 1794.

Lessing zieht sich von der aesthetischen Kritik ganz zurück und liefert auch als Dichter bloß noch seinen „Nathan“, warnt aber zuvor sehr ernstlich vor den Verdächtigern aller Kritik, die alle Regeln verwerfen und alles von dem Genie allein erwarten wollen. Großer Nachtheil, welcher der Fortbildung der schönen Litteratur durch die Dichter der Sturm- und Drangzeit daraus erwächst, daß ihnen ein Vertrauen erweckender kritischer und kunstphilosophischer Führer fehlt. Allgemeine Beschaffenheit der neuen kunsttheoretischen Schriften und der in den litterarischen Zeitschriften geübten aesthetischen Kritik 1436 ff.

Der Eintritt einer neuen Epoche zu Anfang der Siebziger deutlich genug angekündigt in den Urtheilen über die angesehenern Dichter aus den letzten vierzig Jahren, so wie in dem Verhalten der neu auftretenden zu den noch lebenden ältern: Mauvillons und Unzers Briefe „über den Werth einiger deutschen Dichter rc.“; die Dichter des Göttinger Kreises und Goethe mit seinen Jugendfreunden gegenüber den ältern Dichtern 1449 ff.

Allgemeiner Geist und Character der Bestrebungen auf den Gebieten der Dichtungstheorie und der dichterischen Production im Beginn der Sturm- und Drangzeit; Natur, Originalität und Genie werden die Losungswörter; bevorzugteste Vorbilder; Herders Einfluß; Gründung der „Frankfurter gelehrten Anzeigen“; die Blätter „von deutscher Art und Kunst“; Klopstocks „deutsche Gelehrtenrepublik“. Die Neugestaltung des deutschen Drama's vorzugsweise von dem goethe'schen Kreise ausgehend; die Neubelebung der rein lyrischen und der episch-lyrischen Poesie vornehmlich von den Göttingern gepflegt. „Anmerkungen über's Theater“ von Lenz und J. G. Schlossers Schreiben des „Prinzen Tandi rc.“; Bürgers „Herzensausguß über Volkspoesie“ und Herders Abhandlung „von Aehnlichkeit der mittlern englischen und deutschen Dichtkunst rc.“ 1461 ff.

Erste Hauptwerke in der dichterischen Production der jungen Genialitäten (Goethe's „Götz von Berlichingen“ und „Werther“, Bürgers „Lenore“); große Regsamkeit der Productionslust in verschiedenen poetischen Gattungen; die Dichter der neuen Schule, ihre Beziehungen und Verbindungen unter einander 1488 ff. — Widerspruch und Widerstand gegen ihre Theorien und deren Anwendung; die neue Bibliothek der schönen Wissenschaften rc.; der deutsche Merkur; die allgemeine deutsche Bibliothek; Lichtenberg und andere Gegner 1507 ff.

Die Fortschritte der schönen Litteratur des Sturms und Dranges zeigen sich nur mehr an einzelnen Erscheinungen als an dem Ganzen der neuen Dichtung, viel mehr in den kleinen als in den großen Gattungen, und hier vorzüglich nur an Goethe's Werken. Hauptverirrungen und Hauptmängel in der großen Mehrzahl der dichterischen Erzeugnisse, vornehmlich im Drama und im Roman 1527 ff.

Goethe, unter allen jungen Dichtern der Sturm- und Drangzeit einzig und allein mit der Vollkraft einer genialen Dichternatur begabt,

strebt auch schon früh sehr entschieden nach einer künstlerischen Gestaltung seiner Stoffe; hat sich in allen Dichtarten versucht und bietet in dem geschichtlichen Verlauf seines dichterischen Hervorbringens ein Abbild von dem Entwickelungsgange unserer vaterländischen Dichtung überhaupt. Werke seiner ersten Periode („Götz von Berlichingen", Anfänge des „Faust", „Werthers Leiden", Lieder und Balladen ꝛc.) 1539 ff.

Allmähliges Einlenken der meisten jungen Dichter des Sturms und Dranges in ein gemesseneres und ruhigeres Verfahren und immer sichtlicher werdendes Auseinandergehen ihrer Gesinnungen und Bestrebungen; Goethe's Verhalten zur Litteratur seit seiner Ankunft in Weimar bis zur italien. Reise; Schillers Jugendwerke; W. Heinse's „Ardinghello"; Ausgang und Nachwirkungen der Sturm- und Drangzeit 1557 ff.

Gegenüber der mehr idealistischen und tragischen Dichtung des Sturms und Dranges wird von vielen namhaften Schriftstellern noch eine ganz andere, mehr realistische und humoristische gepflegt; allgemeines gegensätzliches Verhältniß zwischen beiden; Aehnlichkeit und Zusammenhang desselben mit dem Gegensatz zwischen Klopstocks und Wielands Poesie in den Sechzigern. Wielands großer Anhang, hohes Ansehn und Mustergültigkeit unter den den Originalgenies abholden Schriftstellern 1585 ff.

Wielands Poesie seit den ersten siebziger Jahren; gehört dem größten und besten Theile nach in die erzählende Gattung; vortheilhafte Veränderungen in dem Character seiner neuen Werke; erzählende Dichtungen in Versen; Romane 1590 ff.

Der erzählenden Gattung und zwar dem Roman wenden sich auch vorzugsweise die mit Wieland mehr oder weniger innerlich verwandten Schriftsteller von realistischer und humoristischer Richtung zu. Gestaltung und Character des deutschen Romans unter vielfachen fremden Einflüssen von der Mitte der Vierziger bis in den Anfang der Siebziger 1606 ff.; von dem Anfang der Siebziger bis gegen das Ende der Achtziger 1621 ff.

Bestrebungen der den Theorien der Originalgenies abholden Dichter im Drama; dessen dadurch mehr und mehr bestimmter Character 1632 ff.; Iffland und Kotzebue als Dramatiker 1669 ff.; Lafontaine als Romanschreiber 1683 ff.

Das Ueberhandnehmen der Vielschreiberei in der dramatischen wie in der erzählenden Gattung hat beide gegen die Mitte der Neunziger zu tiefer Entartung und Verwilderung geführt 1688 ff.

Eine neue Wendung der schönen Litteratur zum Bessern tritt erst um die Mitte der Neunziger ein, ist aber schon in den beiden vorausgehenden Jahrzehnten vorbereitet 1703 f. durch:

a) sorgfältige und geschmackvolle metrische Uebersetzungen fremder Dichtungen (Ramler, Herder, J. H. Voß, A. W. Schlegel u. A.) 1704 ff.

b) Goethe's neu belebte dichterische Thätigkeit während seines Aufenthalts in Italien und unmittelbar nach seiner Heimkehr 1721 ff. (Gleichzeitige Leistungen anderer Dichter in den beiden großen Gattungen 1762 ff.)

c) die Fortschritte der deutschen Wissenschaft 1789 f.; namentlich der Aesthetik 1790 ff.; der Geschichte überhaupt 1840 ff. und der Litteraturgeschichte insbesondere 1854 ff.

B.

Register über das Einzelne.

A.

B.

D.

E.

F.



J.

K.



L.

L.



N.

N.

Q.

R.

S.

T.

U.

V.

W.

Y.

Z.

Berichtigung

wahrgenommener Druckfehler und Ungenauigkeiten im ersten und zweiten Bande, nebst einigen Ergänzungen zum zweiten.

I. Band.

S. 56 ist in den Anmerkungen immer Pet. Erasm. Müller zu verstehen, wo vor Müller die Anfangsbuchstaben der Vornamen fehlen.
- 61 Z. 2 v. o. lies „um 1036" statt „1024".
- 64 - 2 u. 3 v. o. lies „oder mindestens noch zu Anfang des nächsten Jahres" statt „oder mindestens bald nachher".
- — - 14 v. u. lies „genommen" statt „gewonnen".
- 70 - 1 v. o. lies „weil" statt „als".
- 81 - 6 v. u. lies „1036" statt „1070".
- 134 - 4 v. u. lies „Senkung" statt „Hebung".
- 135 ist die 17te Anmerkung der 16ten mit Vertauschung der Zahlen voranzustellen.
- 141 Z. 11 v. u. lies „1916" statt „1961".
- 147 - 15 v. u. lies „Kürnbergs" statt „Kürenbergs".
- 164 - 14 v. o. lies „von der andern" statt „von den andern".
- 168 - 8 v. u. lies „wurden" statt „werden".
- 180 - 13 u. 14 v. o. lies „Einrichtungen" statt „Einwirkungen".
- 207 - 15 v. u. lies „dou" statt „don".
- 212 - 2 v. u. lies „wie Simrock meint, nicht um zu" statt „nicht, wie Simrock meint, um zu".
- 225 - 4 v. u. ist nach „Diutisk" ein Punct ausgefallen.
- 232 - 6 u. 7 v. o. lies „den Ordner" statt „die Ordner".
- 315, Anm. d. vgl. S. 455, Anmerk. 8.
- 329 Z. 1 v. u. lies „dritten" statt „zweiten".
- 403 - 6 v. u. lies „erschienen zuerst i. J. 1598" statt „sind i. J. 1598 gedichtet".
- 427 - 15 v. u. lies „Vincentio" statt „Vicentio".
- 449 - 5 v. u. lies „angelegtes" statt „reichendes" und schalte nach „Theil" ein „(bis 1470 reichend)".
- 510 - 9 v. u. lies „Poesie" statt „Poesien".
- — - 1 v. u. schalte nach „Vogel" ein „(1622)".
- 599 - 12 v. u. lies „Anmerk. 4" statt „Anmerk. 3".
- 603 - 12 v. u. lies „der 8ten Anmerk." statt „der 7ten Anmerk."
- 614 - 17 v. u. ist nach „Geb." die Jahreszahl „1609" einzuschalten.
- 615 - 10 v. u. lies „Geb. 1607" statt „Geb. wahrscheinlich 1606".
- 617 - 2 v. u. ist nach „Frauenzimmer-Gesprächspiele" einzuschalten „1641 ff."
- 624 - 4 ff. v. u. vgl. S. 724, Anm. 18.
- 625 - 12 v. o. lies „1639" statt „1638".

S. 642 Z. 9 v. o. lies „Beginn" statt „Ende".
- — - 14 ff. v. u. vgl. S. 714 f., Anmerk. e.
- 654 - 13 v. o. lies „siebente" statt „sechste".
- — - 14 v. o. lies „Dichter" statt „Richter".
- 686 - 2 v. u. lies „1682 und 83" statt „1683".
- 696 - 4 v. o. lies „sechzehnten" statt „siebzehnten".
- 721 - 10 v. o. lies „ohne Grund" statt „nicht ohne Grund".
- 725 - 12 v. o. lies „205" statt „206".
- 745 - 11 v. u. lies „meisten" statt „neuesten".
- 780 - 6 ff. v. u. die „Cynthie" ist kein Schauspiel, sondern ein prosaisches, mit Versen untermischtes Hirtengedicht; Koch's Compend. 2, S. 175.
- XXXII Sp. 1 Z. 8 u. 9 lies „Trimunitas" statt „Trinumitas".

II. Band.

S. 861 Z. 12 v. u. ist nach „Brief" einzuschalten „an Körner".
- 907, Anmerk. f. Der Ausdruck „die Verfasser" ist nicht durchaus eine Figur; vgl. die vernünftigen Tadlerinnen 2, S. 463 f.; 468 f.
- 928 Z. 10 v. o. lies „1794" statt „1793".
- — - 8 v. u. lies „Anmerk. b" statt „Anmerk. c".
- 935 - 6 v. u. ist bei „a. a. O." zu ergänzen „S. 335".
- 943 - 13 v. u. lies „1746" statt „1749".
- 951 - 11 v. u. lies „Molmerswende" statt „Wolmerswende".
- 956 - 10 v. u. ist nach der allg. d. Bibl. 40, S. 628 die Jahrszahl „1779" zu verwandeln in „1778".
- 967 - 2 v. u. lies „1784" statt „1785".
- 971 - 11 v. u. ist die Jahreszahl „1724" zu ergänzen.
- 973 - 14 v. o. lies „1758" statt „1759".
- 984 - 19 v. u. lies „und (1771) den" statt „und den".
- — - 10 v. u. lies „des Erbprinzen" statt „ihrer beiden Söhne".
- 985 - 9 v. o. lies nach „Rosemunde" die Jahreszahl „1778" statt „1779".
- — - 10 v. o. lies „Sinibald" statt „Sinnibald".
- — - 18 v. o. lies „1796" statt „1797".
- 986 - 7 v. o. ist nach „Schiller" einzuschalten „Lütkemüller (seit 1793)".
- 990 - 16 u. 17 v. o. lies „Reimarus d. J." statt „Reimarus".
- — - 4 v. u. lies „Sprache" statt „Sprachen".
- 999 - 19 v. u. lies „Straßburg" statt „Staßburg".
- 1001 - 16 ff. v. u. vgl. damit S. 1489 f. Anmerk. a.
- 1002 - 3 ff. v. u. zu verbessern nach S. 1498, Z. 16 ff. v. u.
- 1003 - 2 v. o. ist „wahrscheinlich" zu streichen.
- 1005 - 2 v. u. ist berichtigt S. 1736, Anm. 18.
- — - 1 v. u. lies „1777" statt „1778".
- 1006 - 6 f. v. o. sind nach S. 1740, Anmerk. 31 zu berichtigen.
- 1007 - 2 v. o. ist nach S. 1731, Anmerk. 11 zu berichtigen.
- 1010 - 20 v. u. lies „im Winter 1806—7" statt „1806".
- 1011 - 7 ff. v. u. vgl. damit 1444, Anmerk. 15. Daß die Redaction mit dem Anfang des J. 1773 wirklich in andere Hände übergegangen, ergibt sich auch aus „Goethe und Werther" von A. Kestner S. 111; 119; 130.

S. 1014 Z. 8 v. u. vgl. 1492, Z. 17 ff. v. u.
- 1015 - 14 v. o. ist zwischen „wieder" und „um" einzuschalten „1799 und dann".
- 1028 ist dem Schluß von Anmerk. 7 anzuhängen „Vgl. die Briefe über den Werth einiger d. Dichter ꝛc. 1, S. 311 f.; Herder, Werke zur schön. Litt. und Kunst 16, S. 173 f.
- 1066 Z. 16 v. u. schalte vor „Erläuterung" ein „Herausgabe und".
- 1067 - 8 v. u. lies „schwäbischen" statt „schwäbschen".
- 1071 - 15 v. o. lies „1803" statt „1805".
- 1072 - 14 v. u. lies „Litteratur; gest. 1856" statt „Litteratur".
- 1080, Anmerk. d hinzuzufügen: „Ueber die Ausbildung unserer poetischen und wissenschaftlichen Sprache bis zum J. 1780 vgl. den trefflichen Abschnitt in J. Moesers Schreiben über d. deutsche Sprache und Litterat. in den verm. Schriften 1, S. 202—206.
- 1090 Z. 14 v. o. lies „1747" statt „1742".
- — - 15 v. o. lies „in annähernd sapphischer" statt „in sapphischer"; vgl. S. 1158, Anmerk. u.
- 1093 - 1 v. u. setze „1, S. 295" statt „5, S. 295".
- 1111 - 12 v. u. Ramler's Ode „An den Apollo" ist zuerst gedruckt 1767; vgl. die allg. d. Bibl. 7, S. 19.
- 1121 - 3 v. u. vgl. dazu S. 1553, Anmerk. w.
- 1122 - 5 f. v. u. zu verbessern nach S. 1147, Zeile 3 ff. v. o.
- 1150 - 17 v. o. füge nach „im Auge" hinzu „Vgl. S. 1706, Anm. f."
- 1156 - 7 v. u. über „den Wanderer" vgl. „Goethe und Werther" von A. Kestner S. 165; 183.
- 1163 - 3 ff. v. o. vgl. damit S. 1718, Z. 8 ff. v. o.
- 1164 - 17 v. u. vgl. dazu die Vorrede zu Bürgers Gedichten in der Ausg. von 1789, bei Bohtz S. 329 f.
- 1238 - 2 v. u. lies „der" statt „die".
- 1240 - 5 v. u. lies „namhaften" statt „nahmhaften".
- 1269 - 11 v. u. lies „Seraph" statt „Saraph".
- — - 5 v. u. lies „erschienene" statt „erschienenen".
- 1277 - 13 v. o. schalte nach „werden" ein „falsch seien".
- 1321 - 15 ff. v. o. zu verbessern aus Guhrauers Fortsetzung von Danzels Lessing, Abth. 1, S. 129 f.
- 1334 - 3 v. o. ist nach „sollen" ein Komma zu setzen.
- 1336 - 10 v. u. lies „kärglichen" statt „kläglichen".
- 1350 - 19 v. o. lies „Nachher wurde das Buch von Michaelis' Sohn übersetzt und" statt „Endlich kam das Buch doch in andere Hände und wurde".
- 1370 - 9 v. o. lies „das die Sätze" statt „den die Sätze".
- 1386 - 19 v. o. Gegen den Mißbrauch, der mit dem Barden- und Skaldenwesen in der Poesie getrieben wurde, hatte sich auch schon 1771 Garve gelegentlich geäußert in der n. Bibl. d. schön. Wiss. 12, 1, S. 24 ff.
- 1391 - 10 v. u. lies „Yorik" statt „Tristram Shandy" und vgl. Auswahl denkwürd. Briefe von Wieland 1, S. 231 ff.
- 1392 - 16 v. u. die Uebersetzung erschien zu Berlin 1763 ff. in 9 Theilen.
- — - 13 v. u. lies „through" statt „trough".
- 1395 - 19 v. u. ist „an" nach „Minnesänger" zu streichen.
- 1402 - 10 v. u. lies „1226" statt „1126".
- — - 9 v. u. vgl. dazu S. 1613 Z. 13 ff.

S. 1407 Z. 1 v. u. lies „1764" statt „1766".
- 1413 - 12 v. u. schalte nach „Vorrede" ein „zum 2. Theil".
- 1420 - 14 v. o. lies „1775" statt „1774".
- 1437 - 18 v. o. füge dem Schluß der Anmerkung hinzu „Vgl. 7, S. 427 ff. und dazu Guhrauers Fortsetzung von Danzels Lessing, Abth. 1, S. 215."
- 1439 - 1 v. u. füge dem Schluß der Anmerk. hinzu „Vgl. aber 12, S. 514."
- 1441 - 9 v. u. vgl. zu dem Vorhergehenden S. 1512, Anm. t.
- 1449 - 4 v. o. lies „vorhergehenden" statt „vorgehenden".
- 1454 - 8 v. o. lies „Tugend" statt „Jugend".
- 1459 - 11 v. u. füge an den Schluß von Anmerk. w „und besonders 3, S. 90 ff."
- 1482 - 13 v. o. lies „Characteren" statt „Charactern".
- 1495 - 4 v. o. lies „7 Theile" statt „4 Theile".
- — - 12 v. o. Sonette von Klinger erwähnt Riemer in den Mittheil. 1, S. 35.
- 1496 - 4 ff. v. u. vgl. dazu S. 1772 Z. 8 ff. v. o.
- 1498 - 5 f. v. u. zu verbessern nach S. 1770 Z. 17 ff. v. u.
- — - 2 v. u. lies „S. 37; die" statt „S. 37. Die".
- 1503 - 15 ff. v. o. Meine Vermuthung ist jetzt bestätigt durch L. Tiecks Leben von Köpke 1, S. 324 f.
- 1515 - 10 v. o. Vgl. zu dem Gesagten Gruber in Wielands Leben 3, S. 78 ff.
- — - 15 v. u. Gruber a. a. O. 3, S. 87 legt die Recension Chr. H. Schmid bei.
- 1561 - 9 v. o. lies „Briefen an" statt „Briefen von".
- — - 13 ff. vgl. zu dem hier über Merck Gesagten Riemer, Mittheil. 2, S. 28 f.; 45 ff.; dagegen aber auch 2, S. 130.
- 1566 - 21 f. v. o. Was hier angegeben ist, gilt erst von dem Titel der zweiten Ausgabe; vgl. Prutz, Vorlesungen über d. Gesch. d. d. Theaters S. 362, Anmerk. zu S. 336.
- — - 10 v. u. Ein neuer Abdruck der „Anthologie", besorgt von E. v. Bülow, Heidelberg 1850. 8.
- 1581 - 8 v. u. vgl. dazu S. 1607 f. Anmerk. d.
- 1585 - 15 v. u. lies „namhafter" statt „nahmhafter".
- 1588 - 18 v. u. vgl. außer der angeführten Stelle auch Gruber in Wielands Leben 4, S. 11.
- — - 12 v. u. lies „7 Bde" statt „6 Bde".
- 1591 - 9 v. u. Vgl. auch F. H. Jacobi's auserles. Briefw. 1, S. 262 f.; 265—277.
- 1593 - 19 v. o. Vgl. Gruber, a. a. O. 3, S. 121 f.
- — - 12 ff. v. u. vgl. dazu Gruber, a. a. O. 3, S. 113 ff.
- 1600 - 13 f. v. u. Nach Gruber a. a. O. 3, S. 70 ein arabisches Märchen.
- 1601 - 8 ff. v. o. Nach Böttigers litter. Zuständen und Zeitgenossen 1, S. 182 ist die erste Idee entnommen aus den Mélanges tirés d'une grande bibliothèque; vgl. dagegen Gruber a. a. O. 3, S. 370.
- 1602 - 6 ff. v. o. Vgl. Gruber, Wielands Leben 3, S. 372.
- 1605 - 5 ff. v. u. Vgl. Wielands Brief an Reinhold in Baggesens Briefwechsel 1, S. 429.
- 1615 - 8 v. o. schalte nach „verdeutscht" ein „von einem gewissen

W.

